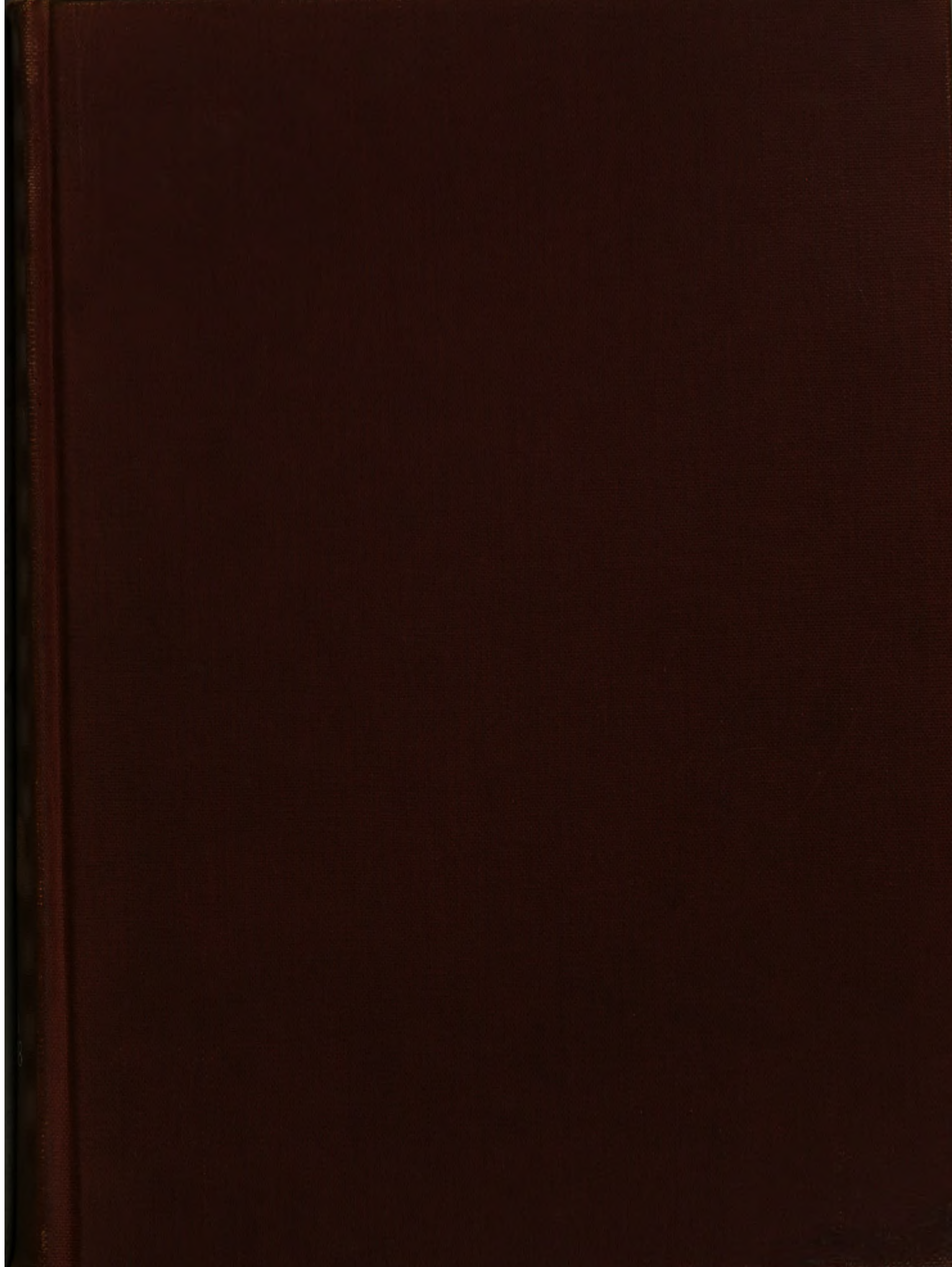



UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 020 058 438

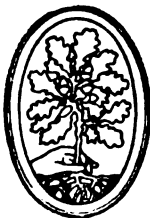
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Oberarzt der Landwehr Dr. **P. Bernoulli**, Marineschriftsteller **Hans Bruhnsen**, **Paul Otto Ebe**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Hofrat **Hoppe**, Kapitänleutnant a. D. **v. Niessen**, Dr. **Colin Roß**, Major a. D. **Schmahl**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Sprösser**, **F. Streißler**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Maler **R. Aßmann**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Fritz Bergen**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Closs**, **Johs. Gehrts**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, Professor **Anton Hoffmann**, **Fr. Kienmayer**, **E. Klein**, **Ludwig Koch**, **Curt Liebich**, **O. Merte**, Professor **Messerschmitt**, **W. Moralt**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Adolf Reich**, Orientmaler **Bruno Richter**, **A. Roloff**, Professor **Hans W. Schmidt**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Paul Teschinsky**, **Ewald Thiel**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

562 Abbildungen im Text, 22 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 3 große zweifarbige Kartenbeilagen, sowie 34 Karten und Pläne im Text, ein Kriegskalender, die Ereignisse bis Ende 1914 enthaltend, und eine Flottentabelle.

Erster Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Through the courtesy of Mrs Ed Hamilton, Sac City Iowa, the University Library received in 1924 these nine volumes of Illustrierte Geschichte des Weltkrieges, the property of her son, Captain Howard B. Seaman, whose death occurred in 1922 as a result of tuberculosis contracted while in service during the World War. This file of German papers was collected by Captain Seaman while he was stationed at Coblenz, Germany. Captain Seaman was a graduate of the State University of Iowa, College of Applied Science in 1914. He was first lieutenant in the Machine Gun Section of the A.E.F. and was later promoted to a captaincy.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

Karten.



Ein Blick auf Serajewo, die Hauptstadt Bosniens, von Nordost.

Das große Gebäude im Vordergrund rechts vom Miljackafluß ist das Rathaus, dem der Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin einen Besuch abstatteten. Vom Rathaus zieht den Fluß entlang der Appelkai. Das Attentat wurde vor der letzten Brücke (im Hintergrund), wo die Franz-Joseph-Straße auf den Appelkai stößt, ausgeführt. Das große weiße Gebäude im Mittelgrunde links ist die Franz-Josephs-Kaserne, das von Pappeln umgebene Gebäude der Konak.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor,
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

Wir können die Geschichte des Weltkrieges 1914 nicht besser beginnen, als mit diesen Worten Freiligraths, die die Einleitung zu unserer „Illustrierten Geschichte des Krieges 1870—71" abschlossen.

„Zum drittenmal seit hundert Jahren," schreibt Theobald Ziegler, „stehen wir den Feinden gegenüber; es sind immer dieselben, im Westen die Franzosen; zu ihnen kommen aber diesmal noch die Russen im Osten und unsere germanischen Vettern in England. Unsere Begeisterung ist in allen diesen drei Kriegen gleich groß. Und doch sind unsere Gefühle jedesmal andere.

Als 1813 der Sturm losbrach, da zogen wir aus zur Hermannsschlacht und wollten Rache haben. Denn das deutsche Volk war gequält und mißhandelt von dem großen Korsen, der unseren Idealismus halb verachtete und halb fürchtete, und von seinen kleinen französischen Werkzeugen, denen Quälen eine Lust war. Für die Mißhandlungen wollten wir Rache nehmen und haben sie genommen, wie jene Schwaben, die in Frankreich ‚Uhlbacher' (ein bekannter Württemberger Wein) trinken wollten, weil die Franzosen in Uhlbach Bordeaux begehrt hatten. Und trotz dieses Rachegefühls — es war der heiligste Krieg, den je ein Volk geführt hat, ein gerechter Krieg; denn um des Volkes Selbständigkeit und Freiheit ging es, um seine Existenz: darum war jedem als Pflicht aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

Und 1870 war es ein nationaler Krieg: nach einem blutigen Bürgerkrieg die Sühnetat des geeinten deutschen Volkes und die Abwehr eines Gegners, der uns nicht zur nationalen Einheit, zur staatlichen Zusammenfassung kommen lassen wollte, weil er wußte, daß das geeinte Deutschland für alle Zeit stärker war als er. Daß wir damals das stattliche Haus des Deutschen Reiches gebaut und im Spiegelsaal zu Versailles die Kaiserkrone erneuert haben, gab diesem Krieg die Weihe. Wir fühlten zum erstenmal nach Jahrhunderten wieder deutsch, nur deutsch und ganz deutsch. Hurra Germania! war die Losung!

Und jetzt wir —: jetzt kämpfen wir um unsere Machtstellung gegen die Russen im Osten, gegen die Revanchegelüste im Westen und gegen den Neid und die Eifersucht, die längst schon die britischen Herzen erfüllen und vergiften. Wir haben unsere Macht wahrlich nicht mißbraucht; wir waren friedlich — zuweilen nur zu friedlich und nur zu geduldig; wir wollten in Ruhe gelassen werden, um arbeiten zu können. Da fielen sie über uns her, Rußland voran, das in Serbien die Mörderbomben bereitgestellt und in Serajewo das blutige Zeichen zum Losschlagen gegeben hat, und wie die russischen Gewehre losgingen, da folgten, freilich zu einer ihnen nicht sonderlich genehmen Stunde, die französischen ganz von selber nach; und in dem edlen Bund zwischen Republik und Zarenreich durfte natürlich auch das parlamentarische England nicht fehlen: es ist das perfideste und schamloseste Glied in diesem edlen Dreierverbande, weil seine Verbindung mit den zwei anderen die unnatürlichste ist.

Wollten wir den Krieg? Keiner von uns, obgleich wir seit Jahresfrist wissen, wie rastlos Rußland rüstet, wie Frankreich gegen uns die dreijährige Dienstzeit einführte und wie England uns durch das auf leichtgläubige Gemüter berechnete Spielen mit dem Abrüstungsgedanken und durch seine scheinheilige Freundlichkeit einzulullen suchte. Und so er-



Graf Leopold v. Berchtold, österreichisch-ungarischer Minister des Äußern.



Kronprinz Alexander von Serbien, Oberbefehlshaber der serbischen Streitkräfte im Kampfe gegen Österreich-Ungarn.



Erzherzog Friedrich, der neue Generalinspekteur der österreichisch-ungarischen Armee.
Nach einer Phot. von C. Pietzner, Hofphot. in Wien.



Der serbische Ministerpräsident Paschitsch.

füllt uns diesen sauberen Verbündeten gegenüber der Furor Teutonicus, der deutsche Zorn gegen die Mörderbande im Osten, Zorn gegen die alle ihre freiheitlichen Ideale verleugnenden Franzosen und Zorn vor allem gegen die Niedertracht des englischen Volkes, das sich nicht schämt, da mitzutun. Zorn aber ist das aktivste Gefühl, das die Faust ballt, das Schwert kraftvoll fassen und den Gewehrkolben auf die Schädel der Feinde niedersausen läßt. Zorn macht stark, und Zorn erfüllt heute die Herzen unserer tapferen Soldaten, die Lüttich gestürmt und die große Schlacht zwischen Metz und den Vogesen geschlagen, die den Feind aus dem Oberelsaß hinausgeworfen haben, Zorn erfüllt uns alle gegen die über uns herfallenden Gegner. Zorn ist etwas echt Menschliches und etwas ganz Männliches; er ist nichts Unheiliges; auch der Gott des Alten Testaments ergrimmte über die Bosheit der Menschen, und der sanftmütige Jesus von Nazareth ergrimmte über die scheinheiligen Pharisäer. Also seien wir zornig, also lassen wir dem Zorn Raum: er soll uns helfen, er soll uns zum Sieg führen! Und darum rufen wir unserem Heere zu:

‚Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spei'n!'"

Mars schreitet durch die Welt! Ein europäischer Krieg, der durch das Vorgehen Japans auch nach Asien übergreift, ist entfesselt worden, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Sechs Großmächte mobilisierten und so tut sich ein Schauspiel von erhabener Schaurigkeit vor unseren Augen auf. Heilig seien uns jene Helden, die, für deutsche Kultur kämpfend, in diesem Kriege fallen. Und dreifach glücklich die Generation, die diesen Völkerkampf erlebt und als Sieger daraus hervorgeht. Die Bluttat von Serajewo ist der Markstein, von welchem man ausgeht, wenn man dieses furchtbare Ringen beschreiben will. Wer sich aber auf einen höheren Standpunkt zu stellen vermag, wird erkennen müssen, daß auch ohne den zufälligen Anstoß, den jenes Verbrechen gab, die Welt mit Zündstoff gefüllt war, der sich endlich mit mächtiger Naturgewalt entladen mußte. Zur Zeit, da wir diese Zeilen schreiben, hat das Ringen erst begonnen, aber es kann nicht zweifelhaft sein, wer in diesem Kampfe Sieger bleiben wird. Die Welt geht nicht zurück, sie schreitet immer vorwärts, und nur der unbestrittene Sieg des Dreibundes, der mächtigen Schöpfung unseres großen Bismarck und seines hervorragenden Zeitgenossen Grafen Andrassy, kann einen Fortschritt unserer Kultur bedeuten.

Die Bluttat von Serajewo, der der österreichische Thronfolger und dessen Gemahlin zum Opfer fielen, bildete nur den äußeren Anlaß zu der begonnenen Abrechnung. Wie ein Alp lastete es seit langem auf der friedlichen Menschheit Deutschlands und Österreichs, als ringsum die verbündeten Feinde mit Truppenverschiebungen, Probemobilmachungen, Verstärkung ihrer Streitkräfte durch Verlängerung der Dienstzeit ihre Absichten verrieten, obwohl sie den deutschen Michel mit schönen Worten zu täuschen suchten. Mit Bangen haben sich Tausende in unserem Vaterlande in dieser Zeit oft die Frage vorgelegt: Werden wir den rechten Zeitpunkt nicht versäumen? Wird es nicht zu spät sein, wenn wir unsere Gegner erst „ganz fertig" werden lassen? Ein Zug der Befreiung ging durch die österreichischen und deutschen Lande, als der greise Kaiser Franz Joseph den Serben den Krieg erklärte, um die Monarchie freizumachen von den Übergriffen der serbischen Mörderbande. Das war eine Angelegenheit, die allein Österreich und Serbien betraf. Daß jetzt Rußland, ohne selbst bedroht zu sein, in die Händel zwischen Österreich und Serbien eingriff, nötigte Deutschland, seinem Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen. Auch auf Deutschland lastete ja schon seit Jahrzehnten der Druck der russischen Drohung. Rußlands Angriffslust war gestärkt worden durch das Drängen der französischen Revancheschreier, und von England wußte man im voraus, daß es darauf brannte, dem mächtigen Deutschland, dessen sich immer weiter ausdehnende Handelsbeziehungen es längst mit eifersüchtigen Augen verfolgte, einen Schlag zu versetzen. Diese Länder wollten den Krieg, und die Bluttat von Serajewo, die man als Ursache des gegenwärtigen Völkerringens ansieht, war nichts weiter als der Funke, der in das volle Pulverfaß europäischer Zwietracht fiel. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß Deutschland und Österreich sich vor die Aufgabe gestellt sahen, durch die Abwehr russischer Kosakengreuel, französischer Revanchegelüste und englischer Habgier das Entstehen von Zuständen zu verhüten, die gleichbedeutend gewesen wären mit dem Verluste ihrer politischen und kulturellen Existenz.

Bis zum 29. August lagen folgende Kriegserklärungen vor:
- Österreich-Ungarn an Serbien (28. Juli)
- Deutschland an Rußland (1. August)
- Deutschland an Frankreich (3. August)
- Deutschland an Belgien (4. August)
- England an Deutschland (4. August)
- Österreich-Ungarn an Rußland (6. August)
- Serbien an Deutschland (6. August)
- Montenegro an Österreich-Ungarn (7. August)
- Frankreich an Österreich-Ungarn (11. August)
- Montenegro an Deutschland (12. August)
- England an Österreich-Ungarn (13. August)
- Ägypten an Deutschland (13. August)
- Japan an Deutschland (23. August)
- Österreich-Ungarn an Japan (25. August)
- Österreich-Ungarn an Belgien (28. August).

Einige dieser Kriegserklärungen wirkten geradezu humoristisch, so zum Beispiel die Kriegserklärungen von Serbien und Montenegro an Deutschland. Daß Ägypten seine Neutralität aufgab, war kein Wunder, denn es steht unter dem Protektorate Englands, das dort das Zepter schwingt. Auf die Neutralität des Suezkanals brauchen Deutschland und Österreich daher keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Gegen Deutschland kämpft im Osten Rußland, im Westen Frankreich, Belgien und England. Eine gewaltige Kriegsmacht zu Lande, nicht minder aber zur See, wenn auch die überlegene Flottenmacht Englands uns nicht bange zu machen braucht, denn sein Flottenbauplan ist noch nicht ganz durchgeführt und seine Schiffe sind in der ganzen Welt zum Schutze der englischen Kolonien zerstreut. Für den europäischen Kriegschauplatz, für eine Seeschlacht


v. Putnik, serbischer Generalstabschef.


Freiherr v. Hötzendorf, österreichisch-ungarischer Generalstabschef.


v. Krobatin, österreichisch-ungarischer Kriegsminister.


Stefanowitsch, serbischer Kriegsminister.

gegen uns kommt nur ein Teil der englischen Flottenmacht in Frage. Der Hauptübelstand der englischen Flotte ist aber der Mangel an Besatzung. In Friedenszeiten fehlt etwa ein Drittel der erforderlichen Mannschaften, und wenn auch im Kriege mehr Anstrengungen gemacht werden dürften, um den Bedarf an Mannschaften zusammenzubringen, so ist es bei dem Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht sehr fraglich, ob die Bemühungen Erfolg haben werden. Auch die Kriegsbegeisterung und Disziplin der englischen Schiffsmannschaft steht weit hinter derjenigen unserer „blauen Jungen" zurück, die für ihr Vaterland, nicht für den täglichen Sold fechten und daher im Seekrieg nicht geringere Kampfbegeisterung und Stoßkraft betätigen werden als unsere unvergleichlich tüchtige Landmacht.

Die russische Armee steht ihrer Zahl nach nur auf dem Papier. Die dort genannten Millionen können unmöglich aus dem gesamten russischen Reiche an unseren Grenzen zusammengezogen werden. Überall ist die Korruption in der russischen Beamtenschaft so ungeheuerlich, daß der Kriegsbedarf oft gänzlich fehlt und die Verpflegung der Truppen fast unmöglich gemacht ist.

Die Franzosen stehen in der Kultur höher als die Russen, ihr Heer ist deshalb auch höher einzuschätzen. Aber auch hier fehlt die Kriegsbereitschaft. Die Artillerie steht weit unter der unsrigen; das Proviantwesen liegt im argen. Dazu kommt noch, daß Rußland von aufrührerischen Umtrieben zerrüttet ist und das Volk vom Krieg nichts wissen will. Ebenso protestiert man in Frankreich gegen den Krieg, kurz, jede Einigkeit fehlt. Belgiens Kriegsmacht spielt für uns nur eine geringe Rolle. Die kriegführenden Mächte Serbien und Montenegro sind zu unbedeutend, um einen großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben.

Demgegenüber stehen die Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns geeint und gefestet da, einig in dem Willen, die gemeinsamen Feinde niederzuwerfen. Sowohl unser Heer wie auch dasjenige Österreich-Ungarns ist in allen seinen Einzelheiten in strenger Disziplin ausgebildet, die einzelnen Waffengattungen und das Proviantwesen sind zur höchsten Stufe entwickelt. Es sind mehr Soldaten und mehr Schiffe vorhanden, als auf dem Papier stehen, und vom gesamten Kriegsbedarf fehlt kein Hosenknopf.

Schließlich sei noch eine Waffe erwähnt, mit der wir unseren Gegnern schwere Wunden schlagen können: unsere Luftflotte. Wenn auch die französisch-russische Luftflotte der Zahl nach größer zu sein scheint als die unsrige, so steht sie ihr an Leistungsfähigkeit doch weit nach. Der Kriegsverlauf wird zeigen, welch überlegene Waffe die deutsche Luftflotte darstellt, wenn ihr erst einmal Gelegenheit geboten sein wird, ihre Wirksamkeit in vollem Umfange zu entfalten. Bei der Einnahme von Lüttich, also schon etwa am fünften Tage der deutschen Mobilmachung, ist bereits ein Zeppelin-Luftschiff erfolgreich in Tätigkeit getreten. Somit können wir getrost den Kampf gegen unsere Feinde aufnehmen. Die deutsche Nation wird dem greisen Grafen Zeppelin nie genug dafür danken können, daß er ihr eine so herrliche Waffe geschenkt hat.

* * *

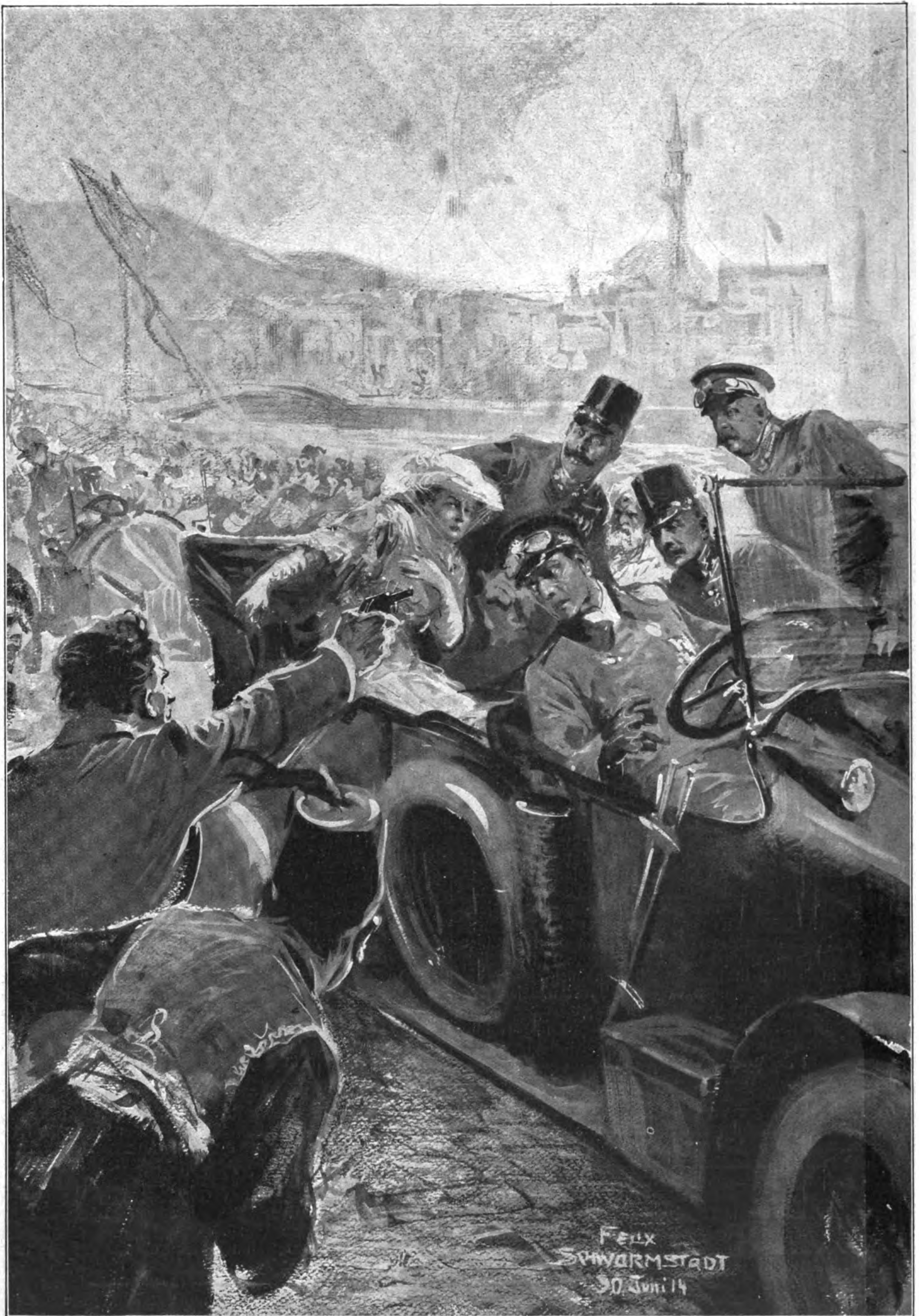
Der 28. Juni 1914 war für die habsburgische Monarchie ein Schicksalstag, wie sie einen gleichen bis dahin nicht erlebt hatte. Der Thronfolger des greisen Kaisers Franz Joseph, Erzherzog Franz Ferdinand, fiel einem Attentat zum Opfer. Der erste Gedanke, der bei dieser Nachricht die ganze Kulturwelt durchzuckte, war: Was wird dem greisen Herrscher Österreich-Ungarns noch beschieden sein? Kein Leid ist diesem Dulder auf dem Kaiserthrone erspart geblieben. Kaum achtzehn Jahre alt, war er in dem weltbewegenden Jahre 1848 zur Regierung gelangt und mußte seine ganze Kraft aufwenden, um die in allen Teilen der Donaumonarchie züngelnden Flammen des Aufruhrs zu ersticken. Seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen Rudolf, raffte ein dunkles Verhängnis in der Blüte seiner Jahre hinweg. Dann kam der Meuchelmord an der Kaiserin, und als schließlich auch dieser Schmerz überwunden war, mußte der greise Herrscher jetzt im vierundachtzigsten Lebensjahre den Erben seines Thrones unter Mörderhand enden sehen.

Erzherzog Franz Ferdinand hatte an den großen Gebirgsmanövern teilgenommen, die im Juni in Bosnien stattfanden. Der Aufenthalt in Serajewo, der bosnischen Hauptstadt, und die aus diesem Anlaß vorbereiteten Empfangsfeierlichkeiten sollten die Manöver beschließen.

Am Sonntag früh traf der Erzherzog in Begleitung seiner Gemahlin aus dem Kurort Ilidze in Serajewo ein und begab sich mit seinem Gefolge in mehreren Automobilen nach dem Rathaus. Gegen elf Uhr passierte der Zug die nach dem Rathaus führenden Straßen, in denen sich eine große Menge eingefunden hatte, die das erzherzogliche Paar ehrfurchtsvoll begrüßte. Plötzlich wurde gegen das Auto des Thronfolgers eine Bombe geworfen. Der Erzherzog erkannte rechtzeitig die Gefahr, sprang auf und schlug die Bombe zur Seite. Sie fiel hinter dem Kraftwagen zu Boden. Durch die Sprengstücke wurden eine Reihe von Personen aus dem Publikum sowie einige in den folgenden Automobilen fahrende Herren aus dem Gefolge des Erzherzogs verletzt.

Der Täter, der von herbeieilenden Polizisten zu Boden geschlagen wurde, gab an, Cabrinovic zu heißen, Typograph von Beruf zu sein und aus Trebinje (Herzegowina) zu stammen. Die Bombe war eine Flaschenbombe, mit Nägeln und gehacktem Blei gefüllt. Die Explosion war so heftig, daß in einem Geschäft der eiserne Rolladen durchschlagen wurde.

Nach dem Bombenattentat auf den Thronfolger, bei dem Erzherzog Franz Ferdinand unverletzt blieb, setzte das erzherzogliche Paar seine Fahrt nach dem Rathause fort, nach dessen Besichtigung der Erzherzog ins Garnisonlazarett fahren wollte, um den bei dem Attentat verwundeten Oberstleutnant Merizzi zu besuchen. Als das Automobil an die Ecke des Appelkais und der Franz-Joseph-Straße am Hauptplatz von Serajewo kam, erfolgte der zweite Anschlag. Aus der Menge sprang plötzlich ein gutgekleideter junger Mann hervor und gab auf das Erzherzogspaar aus einer Browningpistole zwei Schüsse ab. Die erste Kugel schlug durch den Wagenrand, traf die Herzogin von Hohenberg in den Unterleib und drang auf der anderen Seite des Wagens wieder heraus. Die zweite Kugel traf den Erzherzog in die Halsschlagader. Die Herzogin war sofort bewußtlos und sank dem Erzherzog in den Schoß.



Das Attentat auf den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich und seine Gemahlin in Serajewo am 28. Juni 1914.

Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von Felix Schwormstädt.



A. Grohs, Berlin phot.

Der Gottesdienst am Bismarckdenkmal in Berlin am 2. August 1914.

Der Erzherzog verlor nach einigen Sekunden das Bewußtsein. Das Thronfolgerpaar wurde sofort nach dem Konak gebracht, wo Regimentsarzt Dr. Payer feststellte, daß der Tod bereits eingetreten war.

Erzherzog Franz Ferdinand war ein großer Reorganisator der österreichischen Armee; sein Tod bedeutet einen unersetzlichen Verlust. Er wurde als ältester Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, eines Bruders des Kaisers Franz Joseph, aus seiner Ehe mit der Prinzessin Annunziata von Bourbon-Sizilien am 18. Dezember 1863 geboren. Durch den tragischen Tod des Kronprinzen Rudolf im Jagdschloß Mayerling wurde er, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, der nächste Thronanwärter. Franz Ferdinand hat wie kein anderer Kronprinz von jeher um seine Stellung kämpfen müssen. Nach Rudolfs Tode wurde in Wahrheit nicht ihm, sondern seinem jüngeren Bruder, dem lebensfrohen Otto, die Krone zugedacht, da man bei Franz Ferdinand ein „unheilbares" Lungenleiden konstatiert haben wollte. Indes kräftigte sich seine Gesundheit auf einer zweijährigen Weltreise 1893 bis 1895 derartig, daß der physische Befähigungsnachweis für die Rolle eines Thronfolgers nunmehr als erbracht angesehen werden mußte. Die Eindrücke dieser Weltreise legte Franz Ferdinand in einem sorgsam geführten Tagebuch nieder. Er tat aktiven Dienst in der Armee und wurde gleichzeitig durch Einführung in Staatsrecht und Zivilverwaltung auf den Herrscherberuf vorbereitet. Da unterbrach ein Ereignis die idyllische Stille des Thronfolgerdaseins. Franz Ferdinand, den man damals mit der ältesten der sechs Töchter des Erzherzogs Friedrich, der Erzherzogin Christine, zu vermählen gedachte, überraschte seinen Onkel und den ganzen Hof mit der Erklärung, daß er nicht die Erzherzogin, sondern die Hofdame ihrer Mutter, Gräfin Sophie Chotek, zu ehelichen wünsche, die am 1. März 1868 zu Stuttgart als vierte Tochter des damaligen österreichischen Gesandten am württembergischen Hofe, Grafen Boshuslaw Chotek von Chotkowa und Wognin geboren war.

Franz Ferdinand blieb damals allen offenen und geheimen Widerständen zum Trotz unbeugsam. Nach einjähriger Überlegungsfrist willigte der Kaiser endlich ein, und am 1. Juli 1900 wurde nach einem feierlichen Thronverzicht Franz Ferdinands für die Abkömmlinge dieser Ehe die morganatische Ehe des Thronfolgers mit der Gräfin Chotek, die der Kaiser zur Fürstin, später Herzogin Hohenberg ernannte, zu Reichstadt geschlossen.

Die Stellung des Thronfolgers wurde in den letzten Jahren, namentlich auf militärischem Gebiete, immer hervorragender. Im Jahre 1898 wurde er „zur Disposition des Allerhöchsten Oberbefehls" gestellt, 1902 zum Admiral ernannt, mit einer eigenen Militärkanzlei ausgestattet und mit der Leitung der großen Manöver betraut. Am 17. August 1913 wurde er endlich zum Generalinspekteur der gesamten bewaffneten Macht mit dem Oberbefehl über Heer und Flotte ernannt, eine Stellung, die sogar die des letzten Generalinspekteurs Erzherzog Albrecht, des Siegers von Custozza, überragte. Nun mußte diese Stütze der österreichischen Wehrmacht durch Mörderhand fallen.

Der eine der beiden Mörder, Princip, war erst neunzehn Jahre alt. Er gab bei dem Verhör an, sich schon lange mit der Absicht getragen zu haben, irgend eine Person aus nationalistischen Motiven zu töten. Er habe einen Augenblick gezögert, da sich auch die Herzogin im Automobil befand. Dann aber habe er rasch gefeuert. Er leugnete, Mitwisser zu haben. Der zweite, der einundzwanzigjährige Typograph Cabrinovic, zeigte beim Verhör ein sehr schamloses Wesen. Auch er erklärte, keine Komplizen zu haben. Cabrinovic war nach seiner Tat in den Fluß gesprungen, jedoch von nachspringenden Wachtleuten und von Personen aus dem Publikum angehalten und verhaftet worden. Wenige Schritte vom Schauplatz der zweiten Tat wurde eine unwirksam gebliebene Bombe aufgefunden. Sie war höchstwahrscheinlich von einem dritten Verschwörer weggeworfen worden, nachdem dieser gesehen hatte, daß der Anschlag gelungen war. Princip erklärte, er habe längere Zeit in Belgrad studiert. Cabrinovic behauptete, die Bombe von einem Anarchisten in Belgrad erhalten zu haben, dessen Namen er nicht kenne.

Bezeichnend ist, daß das Attentat am Vortage des serbischen Nationalfestes Vidovdan, dem Erinnerungstage der Schlacht auf dem Amselfelde, verübt wurde, an dem gewöhnlich das serbische Nationalgefühl durch die chauvinistischen Blätter besonders aufgestachelt wird. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab auch bald, daß die Fäden der Verschwörung nach Belgrad führten, wo ein weitverzweigtes



T. H. Voigt, Homburg v. d. H. phot.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen.

... Wir sind im tiefsten Frieden in des Wortes wahrster Bedeutung überfallen worden ... Dem Gegner werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland in so niederträchtiger Weise zu reizen, und nun empfehle Ich Euch Gott.

(Aus der Ansprache Kaiser Wilhelms vom Balkon des Königl. Schlosses zu Berlin am Abend des 31. Juli.)

Komplott zur Ermordung des Thronfolgers bestanden hatte.

Mit einwandfreier Sicherheit wurde festgestellt, daß die Attentäter von der serbischen Regierung gedungen waren. Das Budapester Blatt „Az Est“ veröffentlichte die Aussage des einen der Attentäter, Cabrinovic, die beweist, daß der intellektuelle Urheber des Attentats der Souschef Major Milan Pribicsevics im serbischen Generalstabe war.

Die weitere Untersuchung wurde in größter Heimlichkeit geführt, und nichts drang weiter in die Öffentlichkeit, als daß man auf dem Umwege über Belgrad erfuhr, es seien etwa hundert Serben unter der Anklage des Hochverrats in Bosnien verhaftet worden. Diese zahlreichen, mit der Mordtat in Zusammenhang gebrachten Verhaftungen wollte Serbien nach der Mitteilung des Belgrader Regierungsorgans zum Gegenstand diplomatischer Verhandlungen in Wien machen. Die ungeheuerlichsten Gerüchte wurden laut über die Verbrechen, deren die verhafteten Serben beschuldigt waren. Besondere Sensation erregte aber die Veröffentlichung der englischen Wochenschrift „John Bull“, die behauptete, Serbien habe vor etwa acht Monaten ein Geheimbureau in seiner Londoner Gesandtschaft errichtet, um gegen Österreich zu agitieren. Dieses Geheimbureau habe die Verschwörung gegen Erzherzog Franz Ferdinand ausgeheckt. Das Blatt fügt jedoch hinzu, daß es das eigentliche Gesandtschaftspersonal nicht ohne Beweise mitanklagen wolle. Es erzählt weiter, beim Umzug der Gesandtschaft von Belmrave Mansions Hotel nach Queens Gate im vergangenen April seien viele wichtige Dokumente verbrannt worden. Ein Stück eines halbverbrannten Dokuments sei im Besitze der Redaktion. Ein photographisches Faksimile ist mit dem Artikel veröffentlicht. Von der gedruckten Adresse ist darauf „tion Royale de Serbie“ (Königlich serbische Gesandtschaft) zu sehen, ferner genug von dem Datum, um den 5. April zu erkennen. Der Inhalt ist, wie „John Bull“ behauptet, in der Privatchiffre des Geheimbureaus geschrieben. Das Blatt gibt an, den Schlüssel dazu zu besitzen, und bringt folgendes als Übersetzung:



Hofphot. E. Pietzner, Wien.

Franz Joseph I., Kaiser von Österreich und König von Ungarn.

In dieser ernsten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt.

Ich habe alles geprüft und erwogen.

Mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht Mir weist.

Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern immer bereit waren.

Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht.

Und Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde.

Franz Joseph.

(Aus dem Manifest des Kaisers Franz Joseph: An Meine Völker!)

„Für die gänzliche Beseitigung (elimination) von F. F. die Summe von zweitausend Pfund Sterling, zahlbar wie folgt: Tausend Pfund bei ihrer Ankunft in Belgrad aus der Hand des Herrn G. und der Rest von tausend Pfund bei Beendigung der Aufgabe, zahlbar wie oben. Die Summe von zweihundert Pfund für Ausgaben und um Agenten zu bezahlen usw., ehe sie hier abreisen. Ihre Arrangements nicht.“

Hier ist das Blatt abgerissen. F. F. soll, wie das Wochenblatt behauptet, Franz Ferdinand heißen.

* * *

Ein schwerer Druck lastete auf der ganzen politischen Welt. Alles, was nicht zu den Freunden der serbischen Königsmörder zählte, spähte fragend nach Österreich, ob denn nicht bald von dort aus etwas geschehen werde. Man fand die österreichische Ruhe unbegreiflich, und doch war es keine Ruhe, sondern es war die Stille, die dem Sturm vorauszugehen pflegt.

Ein besonderer Vorgang goß noch Öl ins Feuer. Der russische Gesandte in Belgrad, Hartwig, hatte beim Belgrader österreichischen Gesandten, Baron Giesl, einen Besuch gemacht, wurde während des Gesprächs vom Schlage getroffen und starb nach wenigen Minuten. Nun beschuldigte man in Belgrad den österreichischen Gesandten, er habe Hartwig vergiftet. Dadurch wurde die Situation für die Österreicher in Serbien äußerst kritisch, zumal die Menge noch durch Hetzartikel der Belgrader Presse aufgeregt wurde. Unter solchen Umständen kam es am 12. Juli (29. Juni) zur Feier des Namenstages des Königs Peter zu aufgeregten Szenen. Dieser Tag sollte zu Ausschreitungen gegen die Gesandtschaft und die Untertanen der Monarchie benutzt werden. Am Nachmittag erhielt der Gesandte Baron Giesl die Nachricht, daß zweihundert Komitatschi nach Belgrad gekommen seien, um die Gesandtschaft in die Luft zu sprengen und unter den österreichischen und ungarischen Untertanen ein Pogrom anzurichten. Giesl suchte sofort Paschitsch, den serbischen Ministerpräsidenten, auf und erklärte, daß er für alle Vorkommnisse nicht nur Serbien, sondern Paschitsch persönlich verantwortlich mache. Diese energische Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Vor die

Gesandtschaft wurde eine Kompanie Infanterie und ein starkes Polizeiaufgebot beordert, und die Polizei von Belgrad wurde die ganze Nacht in Bereitschaft gehalten. Infolge dieser Vorkehrungen waren die befürchteten Angriffe der Serben ausgeblieben, aber nichtsdestoweniger mußten die Österreicher auf ihrer Hut sein und das Schlimmste befürchten.

Bald hieß es allgemein, die österreichische Regierung bereite einen besonderen Schritt vor. Eine „Demarche“ nannten es die einen, ein Ultimatum die anderen.

Am Donnerstag den 23. Juli überreichte der k. k. österreichisch-ungarische Gesandte Baron Giesl der serbischen Regierung die folgende Note mit den österreichischen Forderungen:

„Am 31. März 1909 hat der königlich serbische Gesandte am Wiener Hofe im Auftrage seiner Regierung der k. k. Regierung folgende Erklärung gegeben:

‚Serbien erkennt an, daß es durch die in Bosnien geschaffenen Tatsachen in seinen Rechten nicht berührt wurde und daß es sich demgemäß den Entschließungen anpassen wird, die die Mächte in bezug auf Artikel 24 des Berliner Vertrags treffen werden. Indem Serbien den Ratschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Protestes und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annektion seit vergangenem Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und es verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Österreich-Ungarn zu ändern und künftighin mit diesem letzteren auf dem Fuße freundnachbarlicher Beziehungen zu leben.‘

Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere die schmerzlichen Ereignisse des 28. Juni haben das Vorhandensein einer geheimen Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie gewisse Teile ihres Gebietes loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regierung entstanden, hat in der Folge jenseits des Gebietes des Königreichs durch zahlreiche Schreckenstaten, durch eine Reihe von Attentaten und durch Mord Ausdruck gefunden. Weit entfernt, die in der Erklärung vom 31. März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die königlich serbische Regierung nichts getan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Teilnahme von Offizieren und Beamten an untergrabenden Umtrieben, sie duldete eine ungesunde Verhetzung im öffentlichen Unterricht und duldete schließlich alle Kundgebungen, die die serbische Bevölkerung zum Hasse gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten konnten.

Diese Duldung, deren sich die königlich serbische Regierung schuldig machte, hat noch in jenem Moment angedauert, in dem die Ereignisse des 28. Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Bewegung zeigten. Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentats vom 28. Juni, daß der Mord von Serajewo in Belgrad ausgeheckt und daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, die dem serbischen Geheimbund Narodna Odbrana angehörten, und daß schließlich die Beförderung der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranstaltet und durchgeführt wurde.

Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten es der k. u. k. Regierung nicht, noch länger die Haltung zuwartender Langmut zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibereien gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad haben und von da auf die Gebiete der Monarchie übertragen werden. Diese Ergebnisse legen der k. u. k. Regierung vielmehr die Pflicht auf, dem Treiben ein Ende zu bereiten, das eine beständige Bedrohung für die Monarchie bildet. Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die k. u. k. Regierung gezwungen, von der serbischen Regierung eine öffentliche Versicherung zu verlangen, daß sie die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda verurteilt, das heißt die Gesamtheit der Bestrebungen, deren Endziel es ist, von der Monarchie Gebiete loszulösen, die ihr angehören, und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter zu geben, wird die königlich serbische Regierung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs vom 26. (13.) Juli nachfolgende Erklärungen veröffentlichen:

‚Die königlich serbische Regierung verurteilt die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heißt die Gesamtheit ihrer Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen.

Die königlich serbische Regierung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an der vorgenannten Propaganda teilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die königliche Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die königliche Regierung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmengung in die Geschicke der Bewohner, was immer auch eines Teils, Österreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, Offiziere und Beamte aus der gesamten Bevölkerung des Königreichs ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß sie künftighin mit äußerster Strenge gegen jene Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.‘

Diese Erklärung wird gleichzeitig der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Sr. Majestät zur Kenntnis gebracht und im offiziellen Organ der Armee veröffentlicht werden. Die königlich serbische Regierung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen den ungeschmälerten Bestand der letzteren gerichtet ist.

2. Sofort mit der Auflösung des Vereins Narodna Odbrana vorzugehen, dessen gesamte Propagandamittel zu konfiszieren und in derselben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzugreifen, die sich mit der Propaganda gegen Österreich-Ungarn beschäftigen. Die königliche Regierung wird die nötigen Maßregeln treffen, damit die aufgelösten Vereine nicht etwa ihre Tätigkeit unter anderen Namen oder in anderer Form fortsetzen.

3. Ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien sowohl aus dem Lehrkörper als aus den Lehrmitteln alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Österreich-Ungarn zu nähren.

4. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im allgemeinen alle Offiziere und Beamte zu entfernen, die der Propaganda gegen Österreich-Ungarn schuldig sind und deren Namen unter Bekanntmachung des gegen sie vorliegenden Materials der königlichen Regierung bekanntzugeben sich die k. u. k. Regierung vorbehält.

5. Einzuwilligen, daß in Serbien Organe der k. u. k. Regierung bei der Unterdrückung der gegen den ungeschmälerten Bestand der Monarchie gerichteten umstürzlerischen Bewegung mitwirken.

6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Teilnehmer des Komplotts vom 28. Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Gebiet befinden. Von der k. u. k. Regierung hierzu bestimmte Organe werden an den diesbezüglichen Erhebungen teilnehmen.

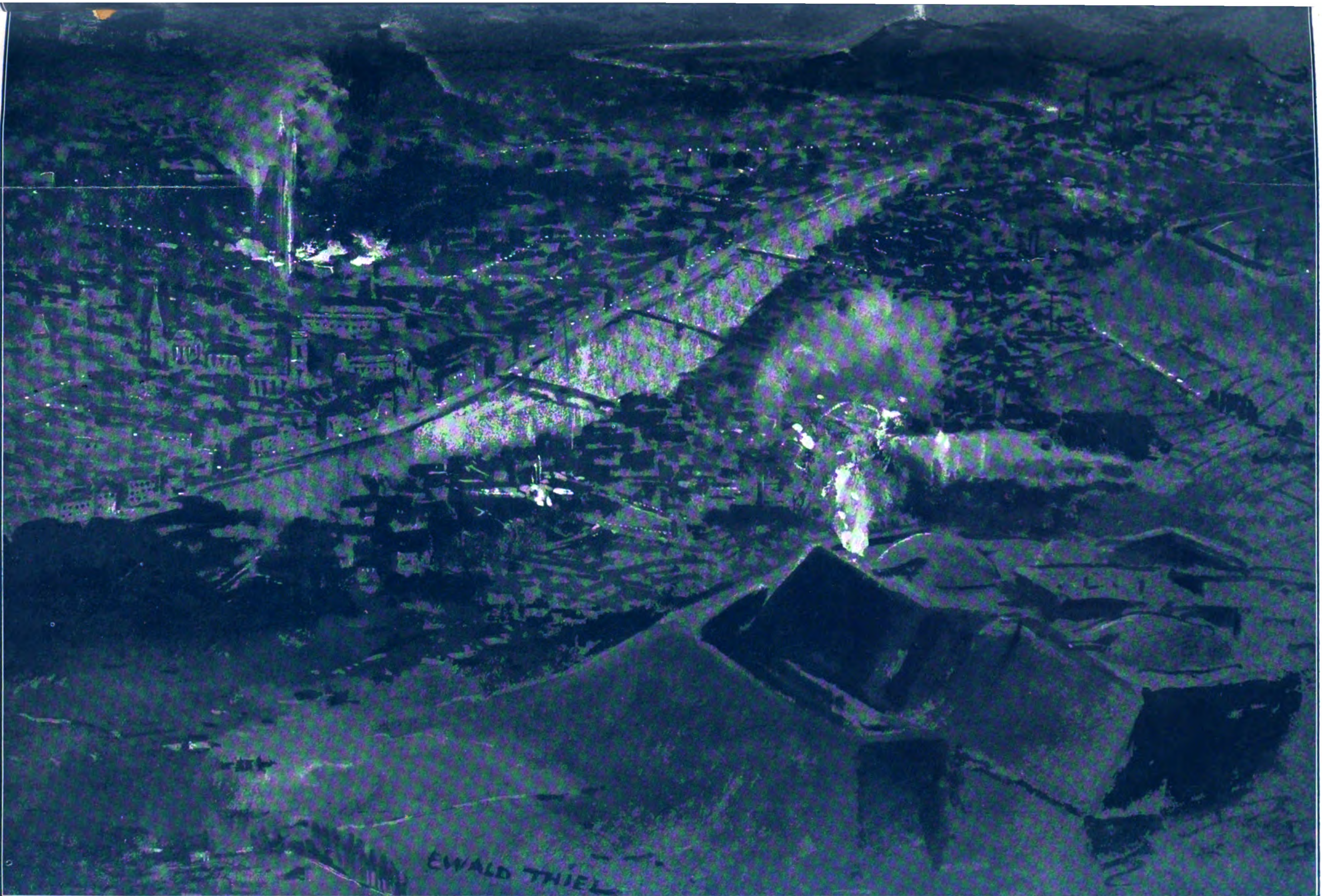
7. Mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Voja Tankovic und eines gewissen Milan Ciganovic, serbische Staatsbeamte, vorzunehmen, die durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittiert sind.

8. Durch wirksame Maßnahmen die Teilnahme der serbischen Behörden an dem Schmuggel von Waffen und Explosivkörpern über die Grenze zu verhindern, jene Organe des Grenzdienstes von Schabatz und Losnitza, die den Urhebern des Verbrechens von Serajewo mit dem Übertritt über die Grenze behilflich waren, aus dem Dienst zu entlassen und streng zu bestrafen.

9. Der k. u. k. Regierung Aufklärungen zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Äußerungen höherer serbischer Funktionäre in Serbien und dem Auslande, die ihrer Offiziersstellung ungeachtet sich nicht gescheut haben, sich nach dem Attentat vom 28. Juni in Interviews in feindlicher Weise gegen Österreich-Ungarn auszusprechen.

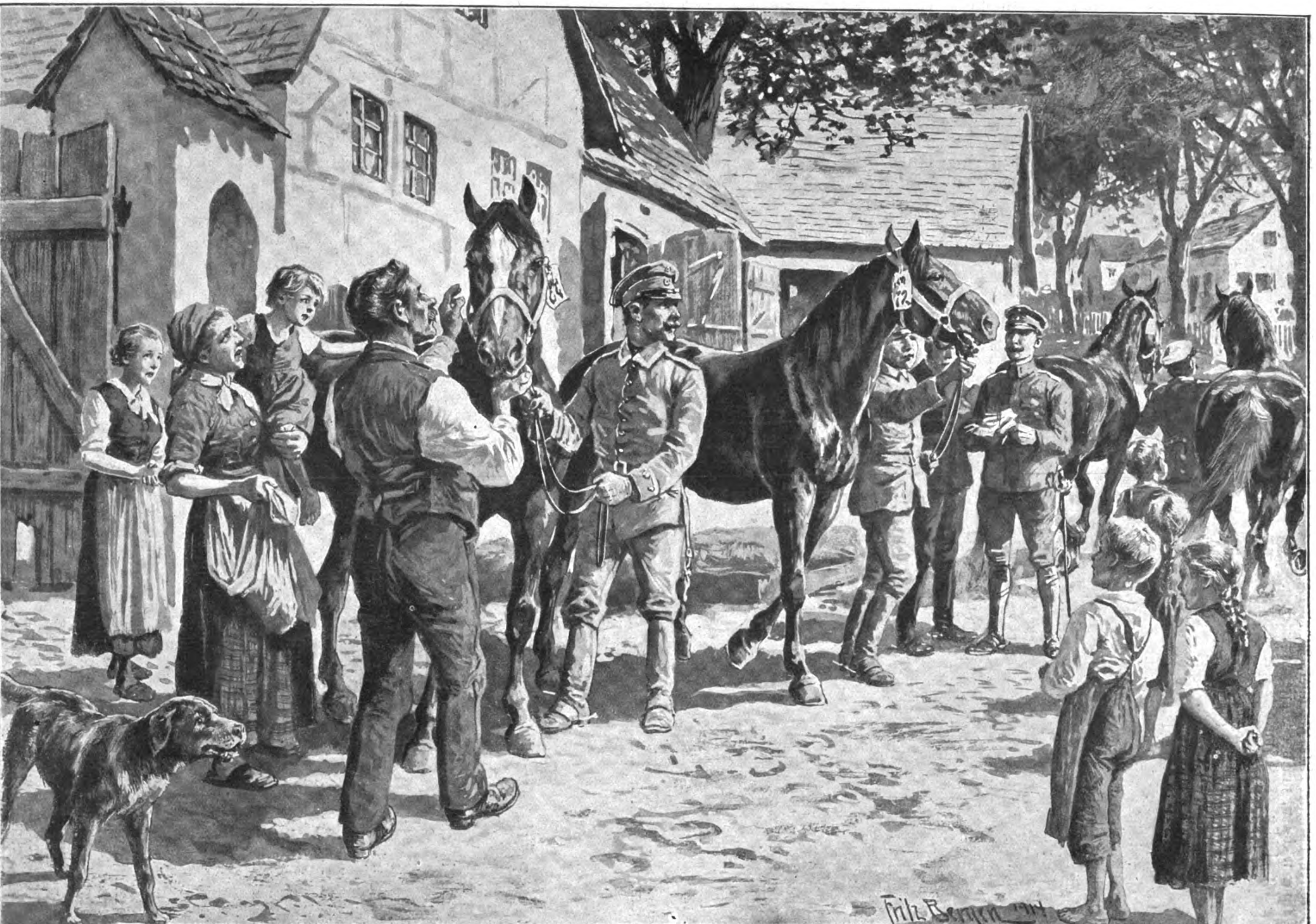
10. Die k. u. k. Regierung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten





Der Zeppelinkreuzer „Z VI“ bombardiert Lüttich in der Nacht vom 6. August.

Nach einer Originalzeichnung von E. Thiel.



Der Abschied von Hausgenossen.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Abendstunden des 27. Juli versuchte der Mob aus den Vororten, darunter viele Zigeuner, Plünderungen, die das Militär nötigten, mit der Waffe vorzugehen.

Am gleichen Tage meldete die Wiener „Sonn- und Montagszeitung", daß die Serben die Eisenbahnbrücke über die Donau zwischen Belgrad und Semlin in die Luft gesprengt hätten. Diese Eisenbahnbrücke führt über die Save südwestlich von Belgrad. Auf der Brücke überschreitet die große Orientbahn Wien—Konstantinopel die Save, die dort eine Breite von vierhundert Meter hat, also schon ein bedeutendes Hindernis darstellt. Diese Brücke ist für das österreichische Heer von großer Bedeutung, weil die ganze österreichische, in Serbien einrückende Armee über sie geführt werden muß. Später stellte sich allerdings heraus, daß nur einige Teile und Pfeiler gesprengt waren, ein Schaden, der alsbald durch österreichische Pioniere einstweilen wieder beseitigt wurde.

Am 27. Juli, an welchem Tage ein Teil der Pester Garnison die Stadt in der Richtung nach Süden verließ, ereignete sich auch der erste Grenzzwischenfall. In der Nähe von Temeskubin, bei Kevevara auf ungarischem Boden an der Donau, wurden hundertzwanzig Mann ungarische Soldaten, die sich auf Schiffen der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft befanden, von serbischen Soldaten beschossen, worauf sich ein heftiges Gewehrfeuer entwickelte, das zwanzig Minuten währte. Zwei serbische Schiffe wurden von den ungarischen Soldaten beschlagnahmt. — Der serbische Thronfolgerregent begab sich ins Hauptquartier in Valjevo, weil in militärischen Kreisen der erwähnte Grenzzwischenfall als Kriegsanfang angesehen wurde. Die serbische Regierung begann nun, in Tschuprina, Semendria und Pozarevac große Truppenmassen zusammenzuziehen, die bestimmt waren, mit dem General Stefanowitsch an der Spitze bei Temeskubin über die Donau zu gehen und in Ungarn einzufallen. Bereits am 25. Juli abends zehn Uhr wurde der serbische Generalstabschef Putnik, der sich auf der Heimreise von einem Kurorte nach Belgrad befand, auf einer kleinen Station, Kölentjöld bei Budapest, festgenommen. General Putnik war außerordentlich überrascht, da er nicht wußte, daß der Kriegszustand eingetreten war. Er versuchte Widerstand zu leisten und weigerte sich, ein bereitstehendes Automobil zu besteigen. Putnik wurde zum Platzkommando gebracht.

Am Bahnhof wurde er von General Sorsich empfangen, der ihn für verhaftet erklärte. Vier Personen, wahrscheinlich serbische Generalstabsoffiziere, die den Generalstabschef auf seiner Reise begleiteten, und die Tochter Putniks wurden in einem Hotel untergebracht. Am nächsten Tage aber wurde der Generalstabschef wieder freigelassen infolge eines Telegramms von Kaiser Franz Joseph, worin wieder einmal die Ritterlichkeit des österreichischen Kaisers zum Ausdruck kam. General Putnik fuhr nach seiner Freilassung sofort in einem Extrazuge nach Belgrad.

Am 27. Juli überschritten die österreichischen Truppen die ungarisch-serbische Grenze und marschierten nach Mitrowitz, ihrem vorgesteckten Ziel. Die Serben wurden überall zurückgeworfen und Mitrowitz besetzt. Mitrowitz ist ungarischer Grenzort an der Save mit etwa zwölftausend Einwohnern. Es liegt dem nördlichsten Zipfel Serbiens gegenüber und etwa hundert Kilometer von Valjevo, dem vorläufigen Hauptlager der serbischen Armee. Dieser Vorstoß der Österreicher wurde nur mit einem kleinen Truppenteile vorgenommen, weil sich ja jener Teil der österreichischen Armee, der zur Aktion in Serbien bestimmt war, noch im Zustande der Mobilmachung befand.

Der Einmarsch der Österreicher in Serbien wurde in Wien mit stürmischem Jubel begrüßt. Der Jubel wurde noch größer, als bald darauf die Kunde kam, daß die ersten serbischen Gefangenen gemacht worden seien. Auf der Donau bei Kocewo wurden die serbischen Truppentransportdampfer „Warda" und „Zar Nikolaus" von den österreichischen Booten der Donauflottille aufgebracht und dabei die ersten serbischen Gefangenen gemacht.

Jetzt kamen aber auch zuverlässige Nachrichten, daß Rußland beginne, seine Truppen an der österreichisch-russischen Grenze zusammenzuziehen. Österreich-Ungarn war dadurch genötigt, für den Schutz seiner Grenzen auch die Mobilisierung gegen Rußland anzuordnen und schließlich den Krieg zu erklären. Damit war der Bündnisfall für Deutschland gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die patriotischen Kundgebungen in der Reichshauptstadt.

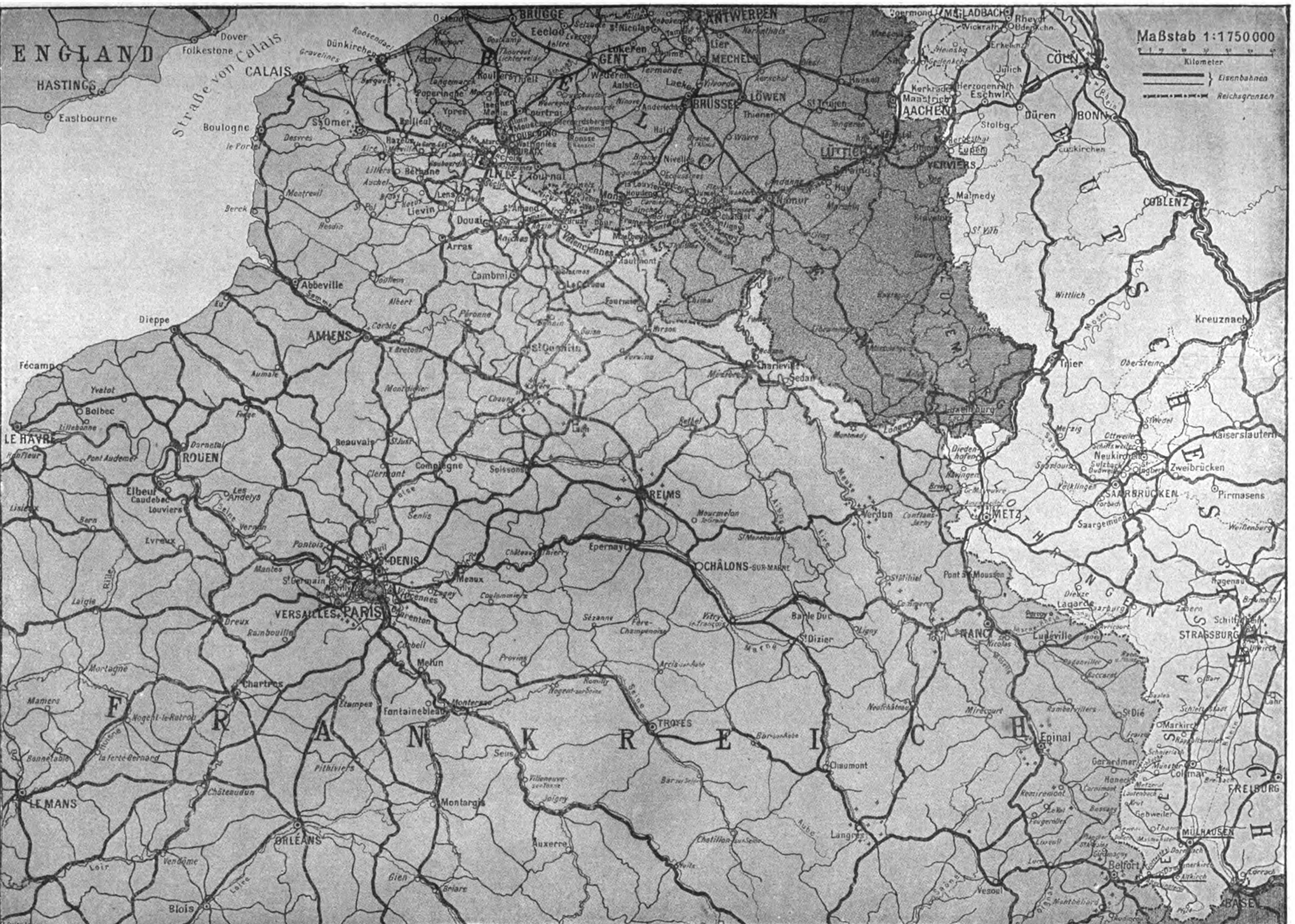
(Hierzu das Bild auf Seite 5.)

Wie in allen Städten des Deutschen Reiches und in Österreich-Ungarn, worüber später noch an besonderer Stelle berichtet wird, so zeugten von der wundervollen Stimmung, die unser Volk von Anfang an beseelte, auch die Kundgebungen in der Reichshauptstadt. Aber es war keine übermütige, leichtfertige Hurrastimmung, hier so wenig wie irgendwo im Reiche. Allenthalben zeigte sich der tiefe Ernst der Lage auf den Gesichtern ausgeprägt, nicht minder aber auch die unbedingte Zuversicht zum Erfolg der guten Sache, für die wir das Schwert ziehen sollten. Dann kamen Augenblicke, wo dieser zuversichtliche Ernst in Ausbrüche glühender Begeisterung umschlug. Schon der ganze 31. Juli, an dem der Kaiser und die Kaiserin nach Berlin zurückkehrten, stand im Zeichen dieser Begeisterung. Die Ankunft des Kaisers gab Anlaß zu einer großartigen Kundgebung der ganzen Berliner Bevölkerung. Mit stürmischen Hochrufen, in denen sich die Erregung der letzten Tage Luft machte, begrüßte die Menge den Monarchen, der, in der Uniform der Gardekürassiere tiefernst an der Seite der Kaiserin sitzend, die Grüße erwiderte. Um dreiviertel drei Uhr war der Kaiser im Schloß, auf dem sofort die Kaiserstandarte gehißt wurde. Wenige Minuten später, ehe die Erregung sich gelegt hatte, folgte das Automobil des Kronprinzen, der die Uniform der schwarzen Husaren trug und mit der Kronprinzessin und seinem ältesten Sohn ebenfalls mit begeisterten Huldigungen umjubelt wurde. Ihren Höhepunkt erreichten die patriotischen Kundgebungen, als etwa um sechseinhalb Uhr der Kaiser, die Kaiserin und Prinz Adalbert an dem Fenster des Rittersaales erschienen und der Kaiser, oft von tosenden Zustimmungsrufen unterbrochen, an die vieltausendköpfige Menge die ernste Ansprache richtete:

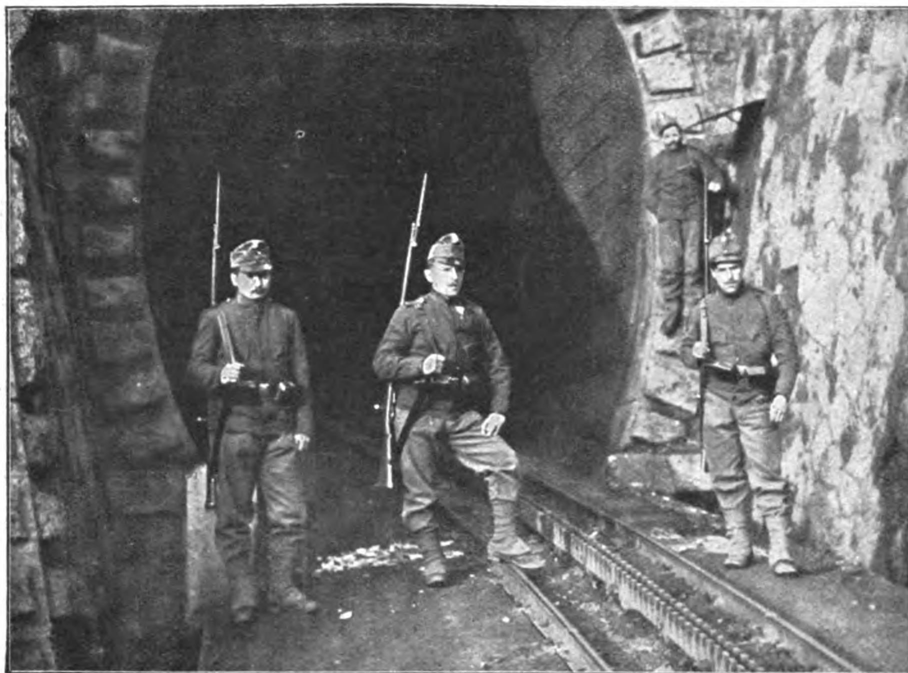
„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Segen führen werden, bis wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volk erfordern. Den Gegnern aber werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich euch Gott. Jetzt gehet in die Kirche und kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer."

Stürmische Hoch- und Hurrarufe antworteten dem Kaiser, und dann fluteten noch stundenlang die erregten Massen, vaterländische Lieder singend, durch die Hauptstraßen der Reichshauptstadt. Eine deutsche Fahne wird vorausgetragen. Jung und alt, Arm in Arm, marschieren wohlgeordnet im Gleichschritt heran. Und was sie singen, das braust wirklich gleich einem Ruf wie Donnerhall.

In vorgerückter Nachtstunde zieht man vors Reichskanzlerpalais. Kurz vor Mitternacht sind die Massen ins ungeheure geschwollen; und sie harren, bis der Reichskanzler am Mittelfenster des Kongreßsaales erscheint, gleichfalls stürmisch begrüßt. Besser hätte Herr v. Bethmann Hollweg die Stimmung des Augenblicks nicht ausschöpfen können als durch den Hinweis darauf, daß man vor dem Hause Bismarcks stehe, der mit Kaiser Wilhelm dem Großen und Moltke das Reich geschmiedet hat. „Wir wollten," so fuhr der Reichskanzler fort, „in dem Reich, das wir in vierundvierzigjähriger Friedensarbeit ausgebaut haben, auch ferner im Frieden leben. Das große Werk unseres Kaisers war der



Übersichtskarte des deutsch-französischen Kriegschauplatzes.


Bewachung eines Tunnels durch österreichisches Militär.

Die kleinen Jungen auf unserm Bilde, die an die Säule der Reichstagstreppe geschmiegt den Worten des Predigers lauschen, werden den großen historischen Augenblick wohl in ihrem Alter noch in unauslöschlicher Erinnerung bewahren.

Kriegszustand und Mobilmachung.

(Hierzu die Bilder auf Seite 10 und 11.)

Eine ungeheure Spannung bemächtigte sich in den Tagen der Entscheidung der Gemüter. Am 31. Juli, um die Mittagstunde, erschienen die ersten Extrablätter, welche die Verhängung des Kriegszustandes verkündeten, und schon am Tage darauf wurde der Befehl zur Mobilmachung gegeben.

Nun ging es an die Arbeit, und hierbei trat in hohem Maße die kernige Kraft des deutschen Wesens hervor. In allen Städten und Gemeinden wurde der Mobilisierungsbefehl öffentlich angeschlagen, alsbald überall umlagert von den wackeren Streitern, die nun zu den Fahnen gerufen wurden, und fast plötzlich veränderte sich in den Garnisonstädten das alltägliche Straßenbild. Die kleidsame nagelneue Felduniform tauchte auf, und Feldgrau wurde in den Stadtteilen, wo die Kasernen liegen, schnell vorherrschend. Schon am ersten Mobilmachungstage sah man ganze Kolonnen städtischer Reservisten zu den Meldeämtern ziehen, die sofort ärztlich untersucht, eingekleidet und mit Waffen und Munition versehen wurden. Alles ging wie bei einem Uhrwerk; glatt, wie am Schnürchen. Dann ein ununterbrochener Zufluß strammer, sonnenverbrannter Landleute, die ersichtlich soeben erst ihre Erntearbeiten im Stiche gelassen hatten, um dem Rufe des Vaterlandes Folge zu leisten. Mächtig dröhnte ihr wuchtiger Schritt auf dem ungewohnten Straßenpflaster, kraftvoll erklangen aus ihren frischen Kehlen patriotische Lieder. Ging es doch in den Kampf, in den Krieg, der den gewissenlosen, selbst vor dem Meuchelmord nicht zurückschreckenden Urhebern endloser politischer Ränke galt; ging es doch gegen Heuchelei und Verlogenheit, gegen den ganzen sittlichen Tiefstand, der um eigennütziger Zwecke willen die Früchte deutscher Arbeit und die Größe des Vaterlandes anzutasten wagte.

Mittlerweile hatte man auch schon aus Stadt und Land eine große Zahl Pferde eingebracht, die in endlosen Reihen in den weniger verkehrsreichen Straßen standen und sofort der Ausmusterung unterzogen wurden. Die Bahnhöfe

Erhaltung des Friedens gewidmet. Bis in die letzten Stunden hat er für den Frieden Europas gewirkt, und er wirkt noch für ihn. Sollte all sein Bemühen vergeblich sein, sollte uns das Schwert in die Hand gezwungen werden, so werden wir ins Feld ziehen mit gutem Gewissen und dem Bewußtsein, daß nicht wir den Krieg gewollt haben. Wir werden dann den Kampf um unsere Existenz und unsere nationale Ehre mit Einsetzung des letzten Blutstropfens führen. Im Ernst dieser Stunde erinnere ich Sie an das Wort, das einst Prinz Friedrich Karl den Brandenburgern zurief: ‚Laßt eure Herzen schlagen zu Gott und eure Fäuste auf den Feind!'"

Unter erneuten stürmischen Hochrufen setzte der Zug seinen Weg durch die Wilhelmstraße fort. Auch vor das königliche Schloß zog man noch einmal. Aber dort bestieg ein Herr die Rampe des Schlosses und wies die huldigende Menge mit Nachdruck darauf hin, daß der Kaiser jetzt der Ruhe bedürfe.

Einen historischen Moment von tiefergreifender Weihestimmung brachte dann der Sonntag (2. August) in dem Feldgottesdienst beim Bismarckdenkmal vor dem Reichstagsgebäude. Unser Bild Seite 5 veranschaulicht ihn. Ein instinktives Gefühl hatte die gewaltigen Massen zu dieser bedeutsamen Stelle geleitet. Wohl dreißigtausend Menschen füllten den weiten Platz, die Terrassen und Treppen und sangen ergriffen das niederländische Dankgebet. Hofprediger Döring fand die rechten Worte von der schweren Schickung, die Gott über die Völker verhängt habe, von der gerechten Sache Deutschlands und von der Hoffnung auf den Sieg. Entblößten Hauptes hören die Tausende die erschütternden und erhebenden Worte des Geistlichen angesichts des ehernen Riesenstandbildes unseres großen Staatsmannes, dessen Geist über der tiefernsten Menge schwebt, die zum Schluß gemeinsam das Vaterunser betet. Paul Enderling hat den Moment in einem packenden Gedicht festgehalten, in dem es zum Schluß heißt:

Das Vaterunser. Und auf den Knien
Liegen die Hunderttausend von Berlin.

Und schweigend starrt der große eiserne Mann.
Erwacht er nicht eben?? Brüder, seht ihn nur an,
Das Ballen der Fäuste, das Zucken seines Gesichts:
„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts .. sonst nichts .."
Jede Lippe spricht's nach und droht und verheißt.
Über dem Königsplatz schwebt Bismarcks Geist ..


Bewachung von Eisenbahnen und Brücken an der österreichisch-serbischen Grenze.

Maßnahmen zu verständigen. Die k. u. k. Regierung erwartet die Antwort der königlichen Regierung spätestens bis Sonnabend, 25. d. M., um sechs Uhr nachmittags."

Ein Memoire über das Ergebnis der Untersuchung von Serajewo, soweit es sich auf die in Punkt 7 und 8 genannten Funktionäre bezieht, war dieser Note beigeschlossen.

Der österreichisch-ungarische Gesandte Baron Giesl war von seiner Regierung zugleich beauftragt worden, die serbische Regierung davon zu verständigen, daß Österreich-Ungarn sofort den Krieg erklären werde, wenn Serbien nicht innerhalb der gestellten achtundvierzigstündigen Frist den Forderungen Österreich-Ungarns nachkomme. Es kann nicht wundernehmen, daß eine derartige Sprache das größte Aufsehen in der ganzen Welt erregte. So zum Beispiel schrieb die „Kölnische Zeitung", die vom Auswärtigen Amte inspiriert ist:

„Die österreichische Note stellt eine Anklagerede von einer Wucht und einem Ernst dar, wie sie zwischen Staat und Staat in der neuesten Geschichte nicht mehr gehört wurde. Die Befristung verstärkt den Zug unbedingter Entschlossenheit. Mit Erstaunen wird Europa aus den Einzelheiten der Note entnehmen, bis wohin die Fäden der Verschwörung reichten, deren Ergebnis der Mord in Serajewo ist. Man sieht in den Abgrund politischer Entartung und Unkultur, wenn man liest, wie das verbrecherische Treiben wahnwitziger Mörder unterstützt und gefördert wurde. Dies gibt der Angelegenheit eine allgemein europäische Bedeutung. Angesichts des bedeutsamen Noteninhalts wird wohl niemand in Europa zweifelhaft sein, daß es das Friedensinteresse erfordert, daß durch die Sprache der europäischen Presse in Belgrad der Eindruck vertieft werde, Serbien müsse solchen gerechten Forderungen nachgeben, um einen Konflikt zu vermeiden. Aus den Tatsachen der Note ergibt sich, daß die politische Vernunft und die elementarste Gerechtigkeit es gebieten, in die Auseinandersetzung nicht einzugreifen und den möglichen Zusammenstoß örtlich begrenzt zu halten. Für alle europäischen Zuschauer der Auseinandersetzung erfordert die Rücksicht des europäischen Friedens, demjenigen, der in dem Streit so schwer unrecht hat, nicht den Rücken zu stärken, sondern ihn mit Entgegenkommen zu mahnen, damit der Streit Sache der österreichisch-serbischen Beziehungen bleibe. Vom europäischen Standpunkte aus ist es wünschenswert, daß, nachdem Serbien die nötige Genugtuung gegeben hat, die Beziehungen sich doch wieder normal und ersprießlich gestalten."

In Österreich selbst fand das Ultimatum zunächst keine ungeteilt günstige Aufnahme. Glaubten die grundsätzlichen Gegner der Regierung doch wieder einen Anlaß zu haben, um gegen den Krieg zu protestieren. Aber als sie merkten, daß es galt, die höchsten Errungenschaften der Kultur gegen russische Willkür zu verteidigen, standen sie ebenso treu zu ihrem Herrscher wie die Regierungspartei. In Ungarn dagegen fand der österreichische Schritt sofort begeisterte Zustimmung. Hier hatte die Regierung des Ministerpräsidenten Graf Tisza seit Monaten in heftigstem Kampfe mit der von Graf Andrassy geführten Gegenpartei gelegen. Bis zu Tätlichkeiten und persönlichen Angriffen war die Gegnerschaft ausgeartet, wie sie in der Geschichte des Parlamentarismus einzig dastehen. Aber die gemeinsame Not des Vaterlandes hat die Gegensätze, wenn auch nicht vergessen, so doch schweigen gemacht. Andrassy stellte sich an Tiszas Seite, um gemeinsam mit ihm als ein leuchtendes Beispiel für das ganze Ungarland die schweren Tage durchzukämpfen. Bei Beginn der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses am 24. Juli sagte der Ministerpräsident: „Der Schritt Österreich-Ungarns bedarf keiner Rechtfertigung. Es müßte vielmehr erklärt werden, warum der Schritt erst jetzt erfolgte. Wir wollten abwarten, bis die Untersuchung in Serajewo über gewisse Umstände vollständige Klarheit schafft. Auch wollten wir den Anschein vermeiden, als ob die Leidenschaft oder berechtigte Entrüstung uns geleitet habe. Der Schritt ist vielmehr nach reiflicher Überlegung unternommen worden. Der Schritt ist keineswegs aggressiv, noch bedeutet er eine Herausforderung, da wir in der Note nichts anderes fordern als das, was Serbien aus natürlicher nachbarlicher Pflicht gewähren muß. Niemand kann uns vorwerfen, daß wir den Krieg suchen. Wir gingen vielmehr bis zur äußersten Geduldgrenze. In der Überzeugung, daß der Schritt durch die Lebensinteressen der Monarchie und der Nation gefordert wurde, werden wir die gesamten Folgen tragen."

* * *

Hatten die österreichischen Schritte in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt, so sah man den Folgen des Ultimatums doch mit Ruhe entgegen. In Serbien war man gedrückter Stimmung und schon zum Nachgeben bereit — da trat der Zar, der sich zum Beschützer der Südslawen berufen fühlt, auf den Plan. Schon am 24. Juli wurde aus Petersburg gemeldet, daß der an diesem Tage abgehaltene Ministerrat fast vier Stunden gedauert habe, und man versicherte, daß Rußland unverzüglich eingreifen und von Österreich-Ungarn verlangen werde, die Frist des Ultimatums hinauszuschieben, um der europäischen Diplomatie Zeit zu geben, ihren Einfluß geltend zu machen. Das amtliche Organ der russischen Regierung schrieb: „Die Kaiserliche Regierung, lebhaft besorgt durch die überraschenden Ereignisse und durch das an Serbien durch Österreich-Ungarn gerichtete Ultimatum, verfolgt mit Aufmerksamkeit die Entwicklung des österreichisch-serbischen Konfliktes, in dem Rußland nicht gleichgültig bleiben kann." Am 25. Juli mittags erschien der russische Botschafter Prinz Kudaschew in Wien im Ministerium des Auswärtigen und überreichte das Ersuchen Rußlands, die an die serbische Regierung gestellte Frist zu verlängern. Das Ersuchen wurde in höflicher, aber entschiedener Weise abgelehnt. Überdies verbreitete die österreichische Regierung noch die Nachricht, daß sie jede fremde Einmischung ablehne und ihren eigenen Weg gehen wolle.

Daß dieser Weg auch zum Kriege führen könne, war nach Lage der Verhältnisse jedem klar. Im Laufe des 25. Juli wurden bereits an acht Armeekorps die Mobilisierungsbefehle abgesandt, so daß die Monarchie schon in den nächsten Tagen über acht mobilisierte Armeekorps verfügte. Auch bei der Marine erfolgte sofort die Einberufung. In Wien waren umfassende Maßnahmen zu beobachten. Militärpatrouillen zogen durch die Stadt und wurden von der Bevölkerung lebhaft begrüßt. Die Donaubrücken standen unter militärischem Schutz, und alle Eisenbahnbrücken wurden von Soldaten bewacht. Alle österreichischen und ungarischen Familien verließen eiligst die serbische Hauptstadt. In Serbien wurde ebenfalls schon am 25. Juli eine Teilmobilisierung begonnen und zwei Divisionen sogleich auf Kriegszustand gesetzt.

Die Entscheidungsstunde nahte heran. Mit Spannung erwartete die ganze Welt, was nun folgen werde. Auch in Deutschland war bereits in jede Brust die Ahnung eingezogen, daß die Entscheidung in Belgrad zugleich die Entscheidung über Krieg und Frieden in Deutschland sei. Endlich in den späten Abendstunden des verhängnisvollen Tages erhoben sich in allen Großstädten der Kulturwelt die Stimmen der Straßenverkäufer, die ihre Extrablätter ausriefen. Erregt griff alles danach: die Würfel waren gefallen, wie sie fallen mußten. Die kurze amtliche Mitteilung lautete:

„Wien, 25. Juli. Ministerpräsident Paschitsch erschien wenige Minuten vor sechs Uhr in der k. u. k. Gesandtschaft in Belgrad und erteilte eine ungenügende Antwort auf die Note. Baron Giesl notifizierte ihm hierauf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und verließ mit dem Gesandtschaftspersonal um sechs Uhr dreißig Minuten Belgrad. Die serbische Regierung hatte schon früher, um drei Uhr nachmittags, die Mobilmachung der gesamten Armee angeordnet. Der Hof und die Regierung, sowie die Truppen räumen Belgrad. Die Regierung soll nach Krakujewacz verlegt werden."

Die Haltung der österreichischen Regierung fand nicht nur in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch im Deutschen Reiche begeisterte Aufnahme. Schon am 25. Juli vormittags bildeten sich vor dem Kriegsministerium in Wien wiederholt größere Menschenansammlungen. Als Erzherzog Friedrich, der Nachfolger des ermordeten Thronfolgers im Oberkommando der Armee, das Gebäude verließ, wurde er vom Publikum mit lebhaften Hochrufen begrüßt. Am folgenden Tage erneuerten sich die Kundgebungen der Bevölkerung. Bei strömendem Regen sammelten sich Tausende vor dem Kriegsministerium. Die Soldaten und Offiziere wurden mit begeisterten Zurufen begrüßt und die Truppen marschierten unter Voraustragung schwarzgelber Fahnen und unter dem Absingen


Photo-Union Paul Lamm, Berlin.

Reservisten auf dem Marsche zum Bahnhof.

vaterländischer Lieder durch die Straßen. In Budapest durchzogen in der Nacht vom 25. zum 26. Juli begeisterte Gruppen die Stadt. Vor dem Nationalkasino sang die Menge patriotische Lieder. Ein deutscher Fabrikant feierte in einer Rede die deutsch-österreichische Bundesgenossenschaft. Graf Aladin Zichy bestieg eine improvisierte Tribüne und rief: „Der treue Bundesgenosse unseres Königs, Kaiser Wilhelm, lebe hoch!" Nicht minder groß war die Begeisterung in Agram, ebenso in Prag, wo die Nachricht von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien am 25. Juli gegen halb acht Uhr durch Extrablätter bekanntgegeben wurde. Vor den Redaktionen der Zeitungen hatten sich Tausende von Menschen angesammelt, die mit größter Spannung die Depeschen erwarteten. Als die entscheidende Meldung herausgegeben wurde, brach die Menge in begeisterte Hochrufe auf Österreich und den Kaiser sowie in Pfuirufe auf Serbien aus.

Mit tief empfundener Genugtuung verzeichnete die österreichische Presse die Haltung Deutschlands. Nicht nur gaben die Blätter in allgemeinen Wendungen ihrem Dank dafür Ausdruck, sondern die „Wiener Mittagszeitung" bezeigte ihn auch in einem offenen Brief an den deutschen Botschafter in Wien, Herrn v. Tschirschky. Sie sei überzeugt, damit im Sinne des gesamten österreichischen Volkes zu handeln. Die nachstehenden Meldungen bekunden diese wohlbegreifliche Dankbarkeit. Der offene Brief der „Wiener Mittagszeitung" hat folgenden Wortlaut:

„Die österreichisch-ungarischen Völker haben das Bedürfnis, dem Repräsentanten des verwandten brüderlichen Deutschland ein aufrichtig empfundenes Wort zu sagen. Wenn unsere Politiker dies- und jenseits der Sudeten eine harte Probe auf den dauernden Bestand des gigantischen Bündnisses anstellen, so wissen Sie, daß eine bessere Gewähr in den Herzen der Völker lebt. Ew. Exzellenz! Wir haben gestern und heute eine wundervoll tieferschütternde Manifestation der Nibelungentreue erlebt und sind offen genug, zu gestehen, daß wir zwar eine ähnliche Gesinnung erwartet hatten; aber wir schämen uns ebensowenig, zu bekennen, daß die Einmütigkeit, der Eifer und die heiße, verstehende Teilnahme dieser grandiosen Kundgebung uns zu Tränen gerührt hat. Wir haben natürlich erfahren, daß diese Wesens- und Charakterverwandtschaft der Völker, daß diese Heiligkeit der Tradition und Gefühle magischer und fester knüpfen als die Gesetze des Moments. Empfangen Sie, Herr Botschafter, unserer Völker begeisterten Dank, empfangen Sie das Versprechen, daß wir solch adliger Tat uns durch Handeln und Gedanken wert erzeigen werden. Empfangen Sie dieses fruchtbarer und schirmender Liebe in ernster Stunde geweihte Unterpfand."

Die „Reichspost" schrieb: „Mit Dankbarkeit begrüßen wir die Einmütigkeit, mit der die Presse Deutschlands in diesen ernsten Stunden, wo es auf mehr ankommt, als darauf, ob Österreich-Ungarn sich wird mit Serbien auseinandersetzen müssen, die Treue des Bundesgenossen ausdrückt. Es spricht daraus mehr als das Pflichtgefühl des durch Verträge Verbündeten; es sprechen daraus herzliche brüderliche Gefühle, welche in Zeiten der Gefahr doppelt erfreuen."

* * *

Es ist selbstverständlich, daß nach Österreichs Kriegserklärung an Serbien schlimme Stunden für die österreichischen Staatsangehörigen in Belgrad heranrückten. Gleich am Abend nach der Kriegserklärung harrten fünfhundert Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie vor der ungarischen Agentur in Belgrad vergeblich auf ein Schiff, um nach Semlin zu gelangen. Es war eine wahre Schreckensnacht. Betrunkene Soldaten heulten durch die Straßen, Freudenschüsse krachten alle Augenblicke, wüstes Brüllen: „Nieder mit Österreich!" ertönte. Am anderen Morgen erschien endlich ein Schlepper, um Schleppkähne abzuholen. Fünfzehn Personen gelang es, den Kapitän zu bewegen, sie mitzunehmen. In Semlin ersuchten sie die Behörden, die nicht in Belgrad befindlichen Österreicher und Ungarn abzuholen. Das Schiff „Bessarab", das dreihundert Serben nach Belgrad zurückbrachte, nahm die österreichisch-ungarische Kolonie nach Semlin mit. Hof und Regierung in Belgrad verließen schon am 25. Juli die Stadt, und am 27. Juli beschlossen auch die Bankhäuser, ihre Depots nach dem Inneren bringen zu lassen. Bald begann ein förmlicher Auszug von Familien, der vielfach auf hochbepackten Wagen erfolgte. Die Stadt bot ein Bild größter Verwirrung und Unruhe. Unter der Bevölkerung entstand eine Panik, die durch Gerüchte über einen bevorstehenden Einmarsch der Österreicher und ein Bombardement der Stadt noch erhöht wurde. In den


Photo-Union Paul Lamm, Berlin.

Bei der Abfahrt auf dem Bahnhof.

waren für den alltäglichen Personen- und Güterverkehr längst gesperrt, die Maschinen dennoch unter Dampf. In aller Stille, teilweise sogar nächtlicherweile, wurden die ersten Frontregimenter einwaggoniert. Oftmals wußte nur eine kleine Gemeine davon; sie, die Väter, Frauen und Schwestern, ließen es sich nicht nehmen, den Scheidenden das Geleite zu geben. Schweren Herzens mögen sie den Weg zu den streng bewachten Bahnhofschranken zurückgelegt haben. Aber in den letzten Augenblicken gab es doch noch da und dort eine ergreifende Szene, eine anfeuernde Rede, und als die Lokomotive zu schnauben begann, hüben wie drüben, solange man sich noch nahe wußte, begeisterte Hochrufe. Hoffen wir, daß sie alle, die da ausziehen, den Sieg in West und Ost erstreiten und durch neue Heldentaten den Ruhm des deutschen Heeres mehren!

Sicherung der Wege und Bahnen.

(Hierzu die Bilder auf Seite 14, 15, 17.)

Schon in den Tagen vor der Mobilmachung lag es auf uns allen wie eine dumpfe Ahnung: „Gebt acht — seid auf der Hut!“ Hatten doch erst kurz zuvor einige aufsehenerregende Spionageprozesse bewiesen, wie eifrig allerorten der Frank und der Rubel an der Arbeit waren, bedauernswerte Schwächlinge zum scheußlichsten Verbrechen, zum Landesverrat, zu verleiten. So wurde unwillkürlich, als der Krieg nicht mehr vermeidbar schien, jedes deutsche Auge mißtrauisch; man besah sich jeden genauer, der ungewohntes Wesen zur Schau trug. Und wenn es in der allgemeinen Aufregung auch zu manchen Fehlgriffen kam, wenn sich im heiligen Zorn über die Heimtücke und Hinterhältigkeit unserer Feinde der Eifer des öfteren in Übereifer verwandelte: mit Befriedigung können wir feststellen, daß es an keiner einzigen Stelle gelang, die deutsche Mobilisierung auch nur für Stunden zu stören oder aufzuhalten. Wie jedem anderen Zweig der Mobilmachung, so galt in all den Friedensjahren die gleiche Sorgfalt unserer militärischen Behörden auch dem Schutz unserer Straßen und Bahnanlagen. Sie und den folgenden Aufmarsch vor feindlichen Störungen zu bewahren, ist in Grenzgebieten Sache des Grenzschutzes. Er arbeitet um so schneller, je bedrohter das betreffende Gebiet erscheint. Alle damit Beauftragten — Reservisten, Landwehr- und Landsturmmänner — wissen genau, was sie zu tun haben. Wenige Stunden, nachdem der Mobilmachungsbefehl eingelangt ist, sind die Einberufenen eingekleidet und bewaffnet und eilen an die ihnen zugewiesenen Posten, sei es Bewachung von Brücken, Bahnhöfen, Tunnel- und sonstigen Kunstbauten, seien es Aufklärungs- und Meldedienste, innerhalb und jenseits der Grenzen.

Wer in den Tagen der Mobilmachung die Bahn benützen mußte, sah denn auch an jeder Weiche, an jedem Bahnübergang, Brückenkopf, kurz an jeder wichtigen Stelle die erforderlichen Bedeckungsmannschaften.

Mit gleicher Genauigkeit wie die Beförderungsmittel wurden auch die Straßen beaufsichtigt, besonders die auf ihnen verkehrenden Automobile. Denn man sagte sich sofort, daß böswillige Feinde, denen die strenge Überwachung der Bahnhöfe bekannt war, es versuchen würden, dies modernste Fahrzeug ihren dunklen Plänen dienstbar zu machen. Was man da alles fing und unschädlich machte, wird man erst in späterer Zeit, nach dem Kriege, erfahren. Aber auch hier hatten wir jedenfalls vollen Erfolg, denn schon nach wenigen Tagen konnten die Behörden verkünden, daß sich kein fremdes Automobil mehr auf deutschem Boden befinde.

Das feindliche Ausland hatte natürlich gleichfalls einen militärischen Überwachungsdienst seiner Bahnen eingerichtet. Aber wenn das nicht gegen Uebeltäter aus dem eigenen Lager geschah, gegen uns hätten sie es sich wenigstens im inneren Lande ersparen können. Denn es ist nicht deutsche Art, von Amts wegen Schurken auszusenden, die unter dem Schutz der Gastfreundschaft Bomben herstellen, um sie aus dem Hinterhalt auf Brücken und fahrende Züge zu schleudern.

Unsere Gegner.

(Hierzu die Bilder auf Seite 18 und 19.)

Ehe es zum Schlagen kommt, ist es von allerhöchster Bedeutung, den Gegner, den es niederzuringen gilt, kennen zu lernen. Wir dürfen sicher sein, daß sowohl die deutsche Heeresleitung wie jene unserer Verbündeten jenseits der schwarzgelben Pfähle dabei von durchaus zutreffenden Anschauungen und Erfahrungen geleitet sind.

Wie groß ist die französische numerische Stärke?

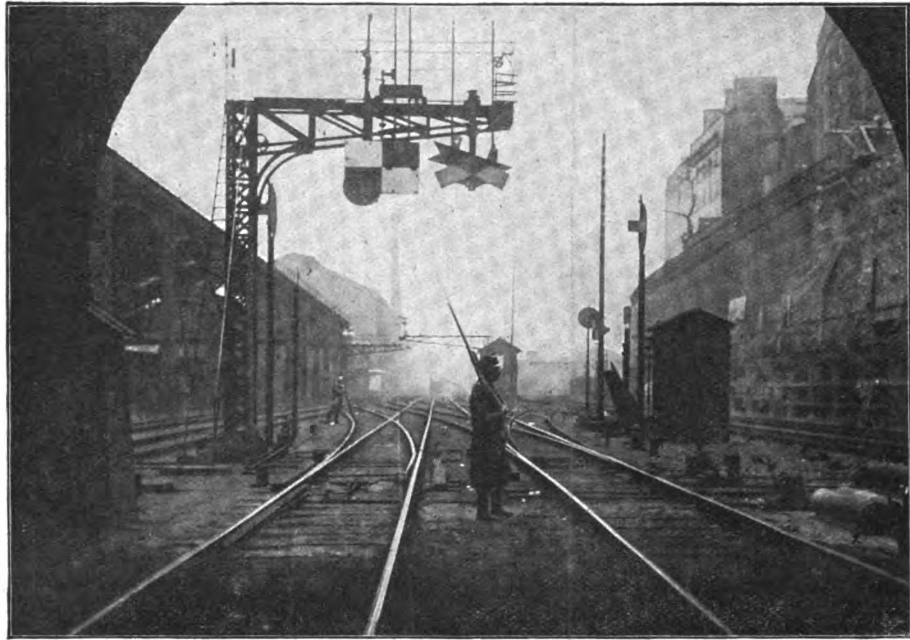
Die Armee der Franzosen gliedert sich in 20 Armeekorps, welche 20 Regionen des Mutterlandes entsprechen und die gleiche Nummer wie diese tragen. Die Sollfriedensstärke dieser 20 Armeekorps betrug im Jahre 1913 im Mutterlande 31 611 Offiziere und 613 717 Mann; sie wurde nach neueren zuverlässigen Berechnungen mittlerweile auf rund 760 000 Mann erhöht.

Zu der Sollfriedensstärke der Infanterie treten im Kriege Reservetruppen, und zwar zu den 173 aktiven Regimentern ebensoviele Reserveregimenter. Die Kavallerie stellt bei den Husaren, Dragonern und Jägern noch vier Reserveeskadronen auf. Die Artillerie vermehrt ihre Geschütze für jedes Korps auf 144. Außerdem werden noch Territorialtruppen aufgestellt und Ersatzformationen gebildet.

Insgesamt dürfte sonach, ohne die letztgenannten Ergänzungstruppen zu berücksichtigen, die französische Feldarmee auf 1100 Bataillone, nahezu 600 Eskadronen und 820 Batterien, oder rund 1 200 000 Mann Infanterie, 50 000 Kavalleristen und 3300 Geschütze einzuschätzen sein. Ein Armeekorps würde also die numerische Stärke von etwa 60 000 Mann darstellen.

Die französische Infanterie ist mit dem Gewehr System Lebel 1893 bewaffnet, dessen größte Schußweite 3400 Meter beträgt. Die französischen Maschinengewehre sollen imstande sein, 600 Schuß in der Minute abzugeben. Die Kavallerie führt mit Ausnahme der Kürassiere jetzt ebenfalls die gefürchtete Lanze, im übrigen den Säbel und Karabiner.

Wir haben also im Westen einen numerisch sehr starken und anerkannt tapferen Gegner vor uns, was unsere Kriegsleitung naturgemäß veranlaßte, alle Energie walten zu lassen und alle Mittel moderner deutscher Kriegskunst anzuwenden, wie die Schlachten nördlich und südlich von Metz und bei Neufchateau am 21. August bewiesen haben, über die wir ausführlich noch berichten werden. Nichts wäre verhängnisvoller gewesen, als in den französischen Fehler zu verfallen, den Gegner zu unterschätzen. Der französische Elan ist fast sprichwörtlich geworden, aber wir haben jetzt wieder die Erfahrung gemacht, daß bei einem mißlungenen Vorstoß

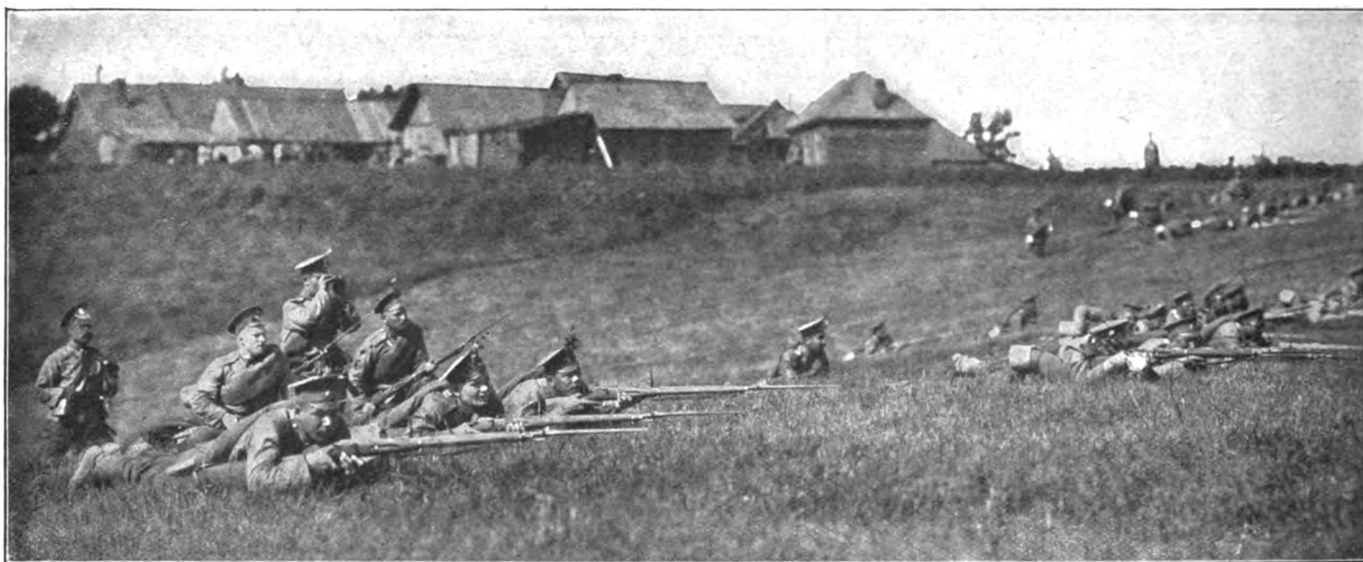


Französischer Wachtposten vor einem Signalapparat auf dem Bahnhof St. Lazare.

Übersichtskarte der deutsch-russischen Grenze.



Das Aufhalten eines verdächtigen Automobils an der oberschlesischen Grenze.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Eine russische Schützenlinie.

auch Verwirrung und Panik gar zu leicht Platz greifen, und das scheint uns dem ruhigen und besonnenen deutschen Soldaten von vornherein ein ausschlaggebendes Übergewicht zu sichern. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Franzosen von jeher an einiger Überhebung kranken und den französischen Soldaten dem deutschen gegenüber, den sie tölpisch und täppisch nennen, zu einem Wundertier zu stempeln suchen. Nicht uninteressant ist es, daran zu erinnern, daß unlängst erst ein französischer Reserveoffizier dieser landläufig gewordenen französischen Anschauung energisch entgegentrat und seinen Landsleuten schlechtweg sagte, ihre Ansichten über den Wert deutscher Soldaten seien grundfalsch. „Ich kann auf das Bestimmteste versichern," so schrieb er, „weil ich mich mit eigenen Augen davon überzeugt habe: daß wir es mit einer ganz außerordentlich kraftvollen Truppe (Soldaten, Unteroffizieren und Subalternoffizieren) zu tun haben werden. Die Wucht des Handelns ist bei allen bis zum Höchstmaße gesteigert. Man bläht sich freilich bei ihnen nicht so auf wie bei uns, sucht nicht aus jedem Soldaten einen Napoleon zu machen, der bei jedem Anlaß die Geistesgaben leuchten läßt, mit denen er von der Natur so verschwenderisch ausgestattet ist. Der deutsche Soldat ist nicht sonderlich anstellig und findig, oder man verlangt das wenigstens nicht von ihm. Stark soll er sein, kräftig und tüchtig — das genügt. Sie sind aus hartem Stahl, die auf Kommando losschnellen mit aller Kraft und Schnelligkeit, deren der Organismus nur eben fähig ist." Diese anerkennende Mahnung enthält zugleich ein ganz hübsches Sümmchen von Selbsterkenntnis, und wir wollen ihr keine weitere Erläuterung anfügen.

Die belgische Armee ist numerisch schwach und reicht in militärischer Erziehung und Schulung nicht über den Wert des mittelmäßigen Milizverteidigungssystems hinaus, das einem deutschen Ansturm gegenüber selbstverständlich nicht standzuhalten vermag. Ihre ziffermäßige Stärke wird, da in Belgien das neue Wehrgesetz noch nicht zu seiner vollen Wirkung gelangt ist, auf annähernd 70000 Mann einzuschätzen sein.

Und wie steht es mit Rußland? Dieses besitzt nach der Neuordnung seiner Armee, die nach dem japanischen Kriege angestrebt wurde, aber bezeichnenderweise heute noch nicht völlig durchgeführt ist, 37 Armeekorps, wovon sieben in Sibirien und drei im Kaukasus stehen. Von den für den europäischen Krieg verbleibenden 27 kommen zunächst die in den südlichen europäischen Bezirken stehenden neun Korps mit sieben Kavalleriedivisionen gegen Österreich-Ungarn in Betracht, wozu vielleicht noch zwei Korps des Bezirkes Moskau stoßen. Verblieben also noch 16 Korps mit acht bis zehn Kavalleriedivisionen, die gegen Deutschland zu Feld ziehen könnten. Aber das hat bei dem Mangel an Eisenbahnen in Rußland gute Weile; die Mobilmachung kann in diesem Riesenreiche naturgemäß nur langsam vor sich gehen. Rechnen wir hinzu, daß die polnische Revolution ihr Haupt zu erheben beginnt und daß man auch in der Ukraine dem militärischen Aufmarsch Widerstand entgegensetzt, so ist zu erwarten, daß die Lösung der verdammenswerten Aufgabe, die sich das Moskowitertum gestellt hat, nicht nur verschleppt, sondern überhaupt in Frage gestellt wird.

Und der Gefechtswert der russischen Truppen?

„Die Infanterie ist schwerfällig im Schützengefecht und schießt höchst mittelmäßig," erklärt der deutsche General Keim auf Grund von zuverlässigen Mitteilungen und Erfahrungen eines höheren Offiziers, der an der Ostgrenze im Felde steht. „Das Dreiliniengewehr, mit dem sie bewaffnet ist, steht unseren Gewehren erheblich nach. Die Mehrzahl der Leute ist von kräftiger Gestalt, auch mit Kleidung und Schuhwerk gut versehen. Die Gefangenen, die wir bisher gemacht haben, sind reichlich stumpfsinnig und erzählen, man habe ihnen erst in Tauroggen, dicht an der deutschen Grenze, gesagt, daß Krieg sei. Jedenfalls sind unsere Leute ihnen an Kampfesfreude, Gefechtsdisziplin und Schußfertigkeit weit überlegen. Ihre Feldartillerie schießt im allgemeinen nicht schlecht, aber die Granaten explodieren



Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Französische Infanterie zum Angriff vorgehend.

meist nicht, so daß die Schrapnellwirkung ausbleibt und die Granaten nur als Vollgeschoß wirken. Die russischen Kavalleriedivisionen reiten schneidig an, sowie sie jedoch in Artillerie- oder gar Infanteriefeuer kommen, machen sie kehrt."

Ziehen wir mit aller Gelassenheit die Schlüsse aus diesen Betrachtungen und Erwägungen, dann steht unsere Sache, trotz der Zahl der Feinde, die uns umgeben, nicht schlecht. Darum nur das eine: „Auf Gott vertraut und nach Kräften dreingehaut!"

Die Schlacht bei Mülhausen.

Schilderung eines Augenzeugen.

(Hierzu das Bild auf Seite 20.)

Wir haben große und furchtbare Dinge erlebt. Es hieß hier, das Oberelsaß solle preisgegeben werden, andere meinten aber auch, daß es sich nur um eine Falle für die Franzosen handle. Am Donnerstag (6. Aug.) rückten unsere Soldaten nach der Grenze ab. Am Freitag und Samstag gab es Gefechte bei Altkirch bis vor die Tore Mülhausens. Den ganzen Tag über erdröhnte Kanonendonner, gegen Abend hörte man Kleinfeuer und Kampflärm. Unsere paar Regimenter leisteten erbitterten Widerstand, mußten aber vor der Übermacht zurück, und am Samstag abend zogen die Franzosen mit klingendem Spiel in die Stadt ein. Schon am Freitag abend hatten die ganze Post, die Eisenbahn mit allen Lokomotiven, die Reichsbank die Stadt verlassen. Die Gleise waren gesprengt und die Stadt still wie ein Grab.

Der Sonntag kam herauf in strahlender Schönheit und beleuchtete die französischen Biwaks gerade vor uns am Tannenwald und die Artillerie, die eine Viertelstunde von uns am Kamm nach der Ebene aufgezogen war. Ein ganzes französisches Armeekorps hatte die Stadt passiert. Eine Abteilung Husaren kam auch durch den Kronenweg. „Hier sind wir, hier bleiben wir," erklärten sie; „jetzt geht es nach Berlin. Der Kaiser wird seine Koffer packen müssen." Es waren frische Jungen, steckten aber in miserablen Uniformen und hatten zerlumptes Sattelzeug, ersetzt teilweise durch Stricke. Und der Tag ging weiter in unerhörter Schönheit, so still, unheimlich schön, man ahnte die Katastrophe. Zwischen vier und fünf Uhr sahen wir Truppen von den Vogesen herbeiziehen, und schon kamen die ersten Kanonenschüsse im Norden Mülhausens bei Pfastadt (Vorort). Das war deutsche Artillerie. Wir sahen, wie die ersten Schrapnelle in die Stadt einschlugen, wir sahen die französische Artillerie feuern, die leuchtenden Kugeln flogen, pfiffen und platzten. Und auf einmal kam uns die Erkenntnis, es geht auch um uns hier oben auf dem Rebberg. Wir flohen in den Keller, hatten gerade noch Zeit, den Kinderwagen, Soxhlet, Zwieback und ein paar Stühle runter zu schaffen. Da kam's Schlag auf Schlag, immer stärker pfiffen die Bomben, immer sicherer platzten sie in unserer Nähe. Und dann kam ein Moment, dessen Schrecknis nicht zu sagen ist. Unser Haus war getroffen, und wir saßen da im schwarzen Pulverdampf und wußten nicht: brennt es oder stürzt alles zusammen? Und noch eine halbe Minute, und es schlug wieder ein, und zum drittenmal. Wir alle rangen die Hände in schweigendem Entsetzen und warteten auf das nächste Schrapnell, das uns zerreißen mußte. Unser kleiner Klaus war ganz still, nur seine Augen sahen groß und starr, und er versuchte zu sagen: „Gelt, es war schon ein bißchen weiter weg." Und es platzten noch viele Schüsse über uns. Wir dachten, wir müßten ersticken, bis wir endlich die Kellertür aufmachen konnten. Als die Detonation nicht mehr so ganz über uns war, hörten wir auf einmal unseren Gärtner und seine Frau rufen: „Kommen Sie raus, Ihr Haus fällt ein!" Und ohne uns umzusehen, sind wir in wilder Flucht durch all den Granatenregen zu Nachbarsleuten in den Keller gerannt. Später, als die Schüsse nicht mehr Schlag auf Schlag kamen, bin ich mit Ernst noch mal rüber, um Klaus' Matratze und Decken zu holen. Jetzt



Feldartillerie. Infanterie (Feldanzug). Regiment Chasseurs à cheval. Grenadier-Reg. (Tambour). Regiment des Guides (Trompeter). Lancier-Regiment. Genietruppe (Mineur). Carabinier-Regiment.

Im Hintergrund: Reitende Artillerie (Offiziere). General (kleiner Anzug). Jäger zu Pferde (Offizier). 2. Lancier-Regiment (Offizier, Feldanzug). Train-Reg. (Feldanzug).

Typen vom belgischen Heer.



Phot. Dr. Trenkler & Co.

Die Stadt Mülhausen im Oberelsaß,
der Schauplatz des ersten deutsch-französischen Zusammenstoßes, durch den ein französisches Armeekorps und eine Division von ihrem Stützpunkt Belfort nach Süden abgedrängt wurden.

sah ich die Zerstörung. Im Nachbarhaus ist der halbe erste Stock zertrümmert, ein großes Loch, auch durchs Dach, zwei Zimmer und die Speichertreppe total zerstört. Bei uns keine Fensterscheibe mehr, die Zimmer voll Glassplitter, und sogar im Keller, wo wir saßen, Schrapnellstücke.

Und es kam die Nacht, und ringsum entbrannte der fürchterliche Nahkampf. Wir saßen im Keller, zwölf Menschen in einem kleinen Mittelraum, der uns am sichersten schien. Es war eine furchtbare Schlacht, und sie wollte nicht enden. Da, gegen Mitternacht, hörten wir auf einmal die französische Artillerie auf der Ziemersheimer Landstraße nach dem Zoologischen zu in wilder Flucht abziehen. Ein Teil ging auch durch unsere Zurheinstraße. Anderthalb Stunden hörten wir sie rasen. Es war uns wie eine Engelsbotschaft, aber wir durften noch nicht aufatmen. Immer noch kamen Schrapnelle von Pfastadt, und auf der anderen Seite grollte schrecklich der Isteiner Klotz. Und vor und neben uns der Nahkampf, Gewehrfeuer, das Prasseln und Knattern des Maschinengewehres, und auf einmal deutsche Kommandos, Signale: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp" zum Angriff mit dem Bajonett. Die Kugeln flogen ums Haus und prasselten in die Bäume. Und drunten aus der Stadt raste der Straßenkampf herauf, bis es dann gegen vier Uhr still wurde.

Wir gingen hinaus in die kalte Sternennacht und achteten gar nicht mehr darauf, daß immer noch einzelne Kugeln flogen. Die ersten Hähne schrien, der Mond stand kalt und klar am Himmel. Und wieder schwoll und raste eine wilde Schlacht im Tannenwald, dann wieder Totenstille. Wir sahen das weite Schlachtfeld, wir sahen dunkle Körper, und als um halb fünf Uhr das erste Morgenrot über den Blauen (Schwarzwald) stieg, rafften wir alles zusammen und flohen in rasendster Eile in die Stadt zu Bekannten. Kaum waren wir dort, ging noch einmal eine schwere Kanonade über die Stadt, wir saßen wieder im Keller. Aber dann war der herrliche Sieg entschieden. Zwei Stunden später rasten die Autos, um die Verwundeten zu holen. Es lagen die Leichen in Haufen übereinander wie Kartoffelsäcke.



Phot. Dr. Trenkler & Co.

Die Stadt Markirch in Elsaß-Lothringen, Kreis Rappoltsweiler,
die noch vor der Kriegserklärung von den längst vorbereiteten fränzösischen Truppen überrumpelt und nebst den Ortschaften Gottesthal, Metzeral, sowie dem Schluchtpaß vorübergehend besetzt wurde, obwohl die französische Regierung die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 km zugesagt hatte.

Alle Spitäler sind voll von Verwundeten, ebenso die schnell errichteten Notlazarette und viele Häuser, die sich zur Aufnahme der Verletzten erboten hatten.

Es zogen nun unerhörte Mengen Soldaten in die Stadt ein. Ich sah die Feldpost, das Rote Kreuz. Der Stab ist da. Es war ein brausendes Jubeln bis abends neun Uhr. Da ging der Verrat an. Franzosen waren noch da, versteckt in den Häusern, und sie schossen, und wieder war's ein Straßenkampf und tolles Maschinengewehrknattern. Wir waren gerade wieder zu Haus angekommen, weil in der Stadt überall starke Einquartierung war. Und wieder saßen wir mit den Kindern beim Nachbar im Keller und legten uns um Mitternacht auf Matratzen. Es sind unzählige Verhaftungen vorgenommen worden. Ein Kloster in Riedisheim soll ausgehoben sein, weil hier eine ganze Kompanie Franzosen versteckt war. Andere Leute sind sofort erschossen worden, als man die Franzosen bei ihnen fand. Gestern den ganzen Tag gab's Haussuchungen mit aufgepflanztem Bajonett. Wir fürchten nur noch die Schrapnelle.

Und nun ist Ruhe eingekehrt, heißer Sommer liegt über der Stadt und es zieht ein Brandgeruch durch die nun wieder stillen Straßen. Das Schlimmste ist überwunden; diese Nacht sind wir zum erstenmal wieder aus den Kleidern gekommen und haben gut geschlafen. Wir haben Einquartierung und bewirten die Leute mit den besten Sachen. Es ist ein Wunder, daß wir noch leben und unversehrt sind.

(Frankfurter Zeitung.)



General der Infanterie v. Emmich,
der den Sturm auf Lüttich persönlich befehligte und für die glänzende Waffentat der Eroberung der Festung vom Kaiser durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet wurde.

Der Sturm auf Lüttich.

(Hierzu die Bilder auf Seite 21—24 und die Kunstbeilage.)

Lüttich gefallen! Wie ein Blitz durchzuckte diese Siegeskunde ganz Deutschland. Das Unglaubliche war Wirklichkeit, eine große, moderne Festung war ohne vorhergehende Belagerung im Sturm genommen worden.

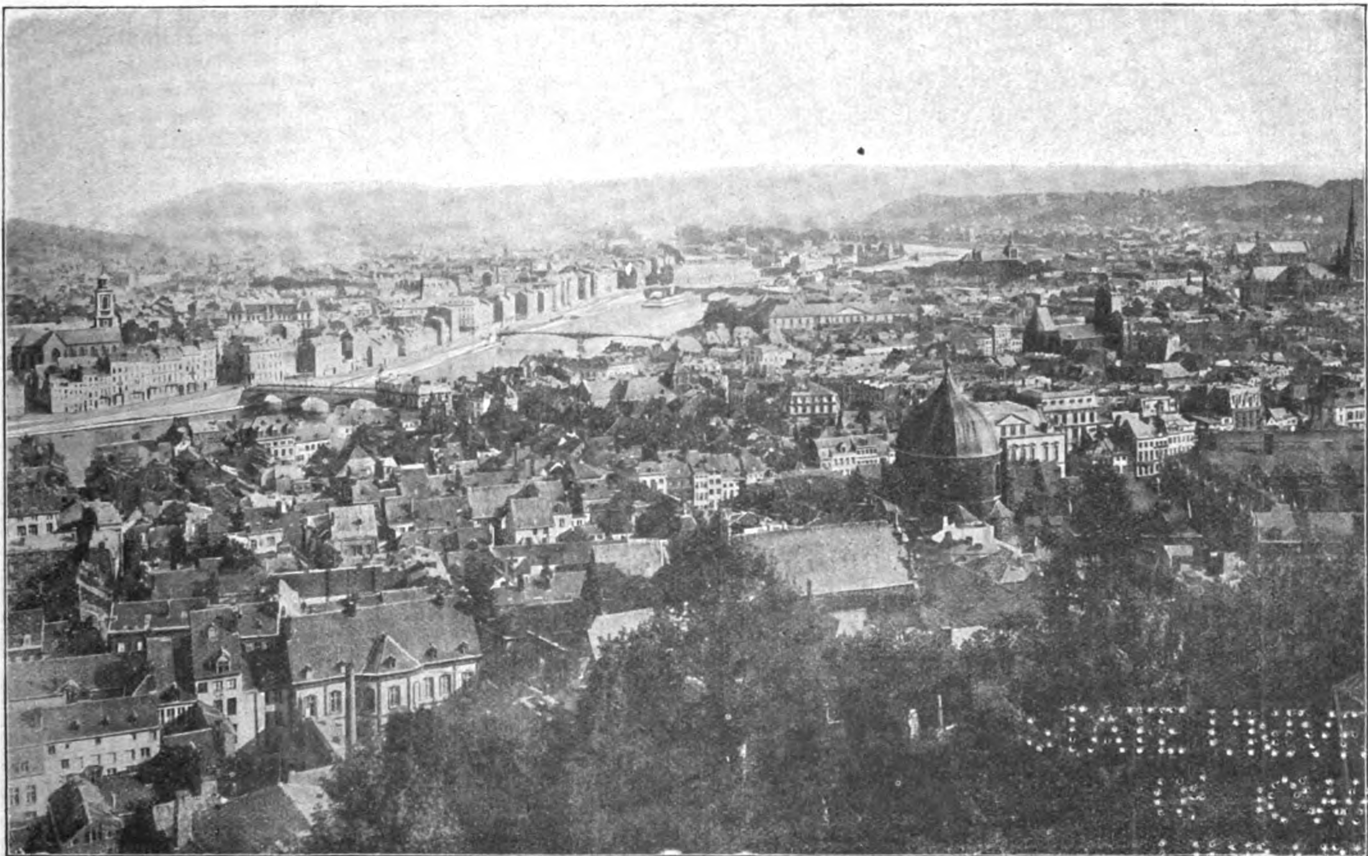
Lüttich, dessen Befestigungen von Brialmont in den Jahren 1888 bis 1892 erbaut worden sind, besitzt keine Kernumwallung, sondern nur eine Zitadelle auf dem linken Maasufer, ist aber durch einen Kranz von zwölf Forts geschützt. Die Forts Barchon, Evegnée, Fléron, Chaudfontaine, Embourg und Boncelles liegen auf dem rechten, die Forts Pontisse, Liers, Lantin, Lar cin, Hollogne und Flemalle auf dem linken Maasufer. Der Fortgürtel ist in einem Kreise von acht Kilometern um Lüttich herumgeführt.

Das Fort Barchon beherrscht den Höhenzug von Wandre und Cherathe, gegenüber Herstal, während das Fort Evegnée die Hochfläche zwischen den Dörfern Evegnée und Fignée deckt. Das Fort Fléron sperrt die Hauptstraße Lüttich—Aachen. Das Fort Chaudfontaine deckt den Abschnitt auf dem rechten Ufer der Vestre, eines Nebenflusses der Maas, während Fort Embourg den Abschnitt zwischen Vestre und Ourthe schützt. Den Anschluß an die Maas zwischen Ourthe und Maas bildet dann das Fort Boncelles.

Sämtliche Forts sind durch Betonbauten und Panzerkuppeln befestigt und waren von je zweihundert bis vierhundert Mann besetzt.

Die deutschen Truppen wurden von dem General der Infanterie v. Emmich geführt. Sechs schwache Friedensbrigaden mit Kavallerie und Artillerie vom 10. Armeekorps waren es, die am 4. August die belgische Grenze überschritten. Erst nach der Einnahme von Lüttich konnten sie als Verstärkung ihre Ergänzungsmannschaften einstellen und zwei weitere Regimenter nachziehen, die ihre Mobilisierung bereits beendet hatten. Auf feindlicher Seite schätzte man die Deutschen auf 120000 Mann!

Der erste Vorstoß richtete sich gegen das Fort Barchon, das unter dem Feuer der Artillerie von der Infanterie angegriffen wurde. Dann wurde der Angriff auf die Nordostfront ausgedehnt, so daß außer auf das Fort Barchon gleichzeitig auch auf die Forts Chaudfontaine und Embourg vorgegangen wurde. Späterhin wurden alle Forts auf

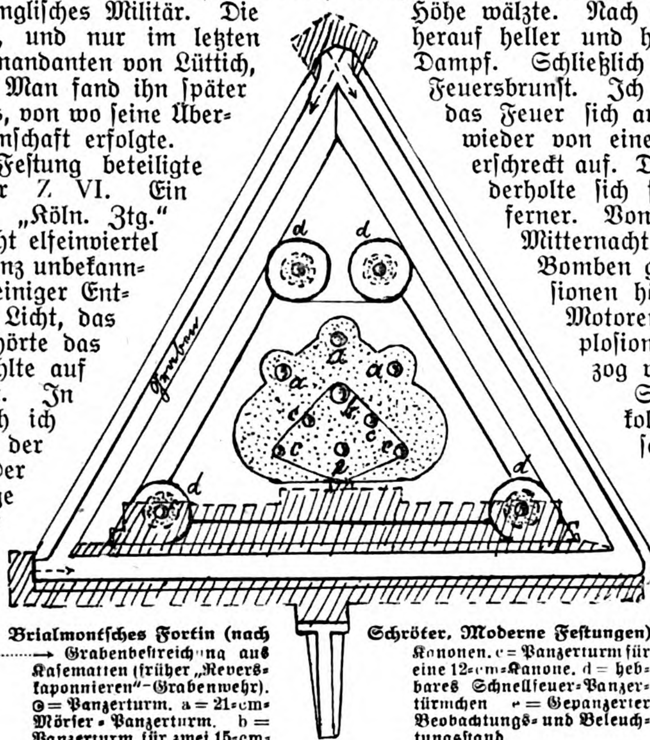


Ansicht von Lüttich.

dem rechten Maasufer angegriffen. Als erstes fiel das Fort Embourg. Schon die schwächeren Geschütze der deutschen Artillerie veranlaßten die Forts nach kurzer Beschießung zur Übergabe. Die von den schweren Geschützen beschossenen Forts wurden in Trümmerhaufen verwandelt und ihre Besatzung vernichtet.

Inzwischen war eine Kavallerieabteilung in die Stadt eingedrungen. Wegen der grauen Felduniform hielt man die Abteilung anfänglich für englisches Militär. Die Kommandantur wurde besetzt, und nur im letzten Augenblick gelang es dem Kommandanten von Lüttich, General Leman, zu flüchten. Man fand ihn später in einem der genommenen Forts, von wo seine Überführung in die deutsche Gefangenschaft erfolgte.

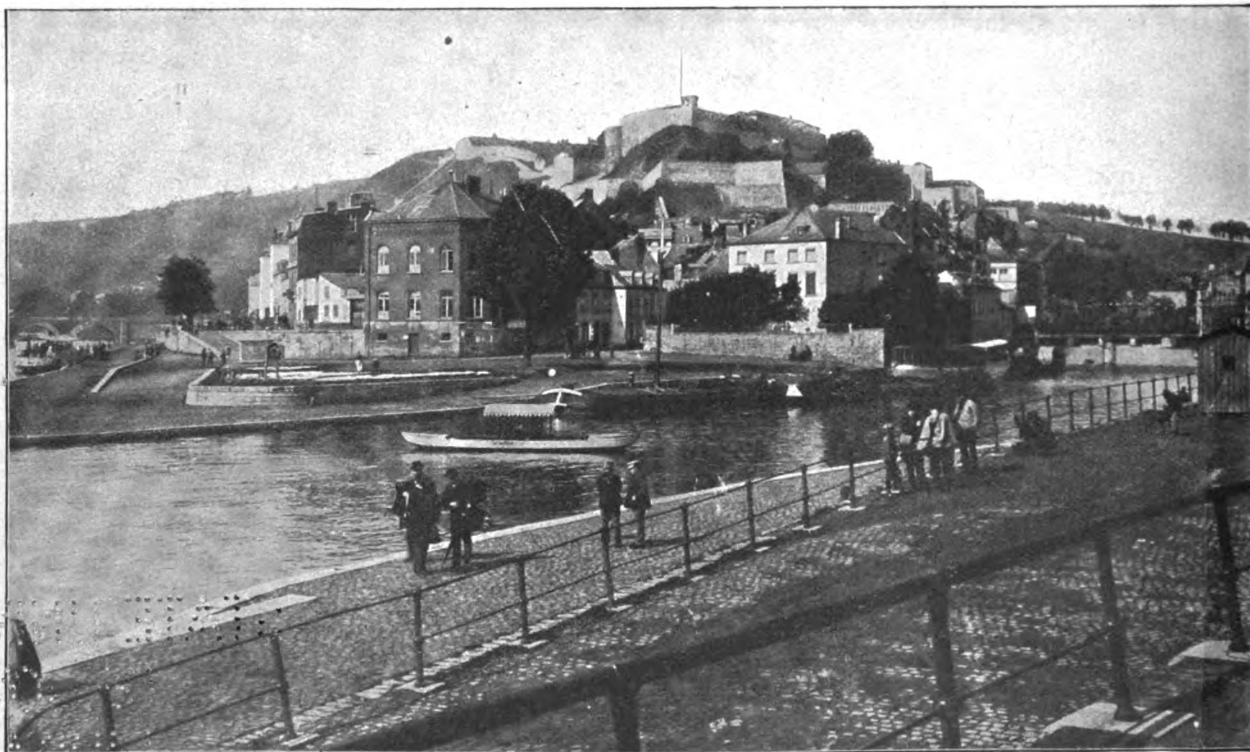
An dem Kampf um die Festung beteiligte sich auch der Zeppelinkreuzer Z VI. Ein Augenzeuge berichtet in der „Köln. Ztg." darüber: „Am Donnerstag nacht elfeinviertel Uhr hörte ich plötzlich ein mir ganz unbekanntes Geräusch. Ich sah da in einiger Entfernung am Himmel ein kleines Licht, das näher und näher kam. Jetzt hörte das Geräusch auf — plötzlich erstrahlte auf der Erde ein blendendes Licht. In dem Lichtschein da unten sah ich alles hell und deutlich, Teile der Befestigung und anderes. Der Schein mochte sich nur einige Sekunden gezeigt haben, aber wie lange schien es mir! Mein Auge hatte sich noch nicht an das Dunkel der Nacht gewöhnt, da hörte ich ein Getöse. Ich sah gen Himmel, nichts passierte; das kleine Licht zog ruhig weiter. Aber da unten, da sah ich jetzt genug — Feuer und Rauch! In der Helle war alles zu sehen. Das Echo kam nun an mein Ohr. Ich hatte mich von dem großen Schrecken noch nicht erholt, als schon ein zweiter Schein auf der Erde in ziemlicher Nähe sich zeigte. Jetzt konnte ich's auch noch deutlicher sehen, daß es ein Luftschiff war, an langem Seile tief unten hing, wie mir schien, ein metallener Korb; in diesem stand ein Mann. Deutlich sah ich's, wie er mit beiden Händen einen Gegenstand in die beleuchtete Stelle hinunterwarf. Sowie das geschehen war, verschwand sofort auf der Erde der helle Schein. Aber ich starrte doch weiter auf diesen Fleck. Eine mächtige Lichtgarbe schoß da nun auf, und große Klumpen flogen nach allen Seiten in die Höhe. Da — ein furchtbares Getöse! Mein Trommelfell schien zu platzen, ich war wie taub. Die Erde schwankte unter meinen Füßen so, daß ich taumelte. Ganz benommen schaute ich nun nach der Stelle. Die blendende Garbe hatte sich in eine dicke schwarze Rauchmasse zusammengeballt, die sich langsam in die Höhe wälzte. Nach und nach wurde sie von unten herauf heller und heller, wie weißer beleuchteter Dampf. Schließlich brannte die Stelle wie eine Feuersbrunst. Ich suchte nun zu erkennen, ob das Feuer sich ausbreitete, fuhr aber da schon wieder von einem weiteren entsetzlichen Knall erschreckt auf. Dieses furchtbare Schauspiel wiederholte sich fort und fort, nur ferner und ferner. Von elfeinviertel Uhr bis kurz vor Mitternacht wurden auf die Forts zwölf Bomben geworfen. Zwischen den Explosionen hörte man hin und wieder die Motoren surren. Nach der letzten Explosion stieg das Luftschiff in die Höhe, zog weiter und entschwand."



Brialmontsches Fortin (nach Schröter, Moderne Festungen). ·········→ Grabenbestreichung aus Kasematten (früher „Reverskaponnieren"-Grabenwehr). ⊙ = Panzerturm. a = 21-cm-Mörser-Panzerturm. b = Panzerturm für zwei 15-cm-Kanonen. c = Panzerturm für eine 12-cm-Kanone. d = hebbares Schnellfeuer-Panzertürmchen ← = Gepanzerter Beobachtungs- und Beleuchtungsstand.

Später nachfolgende Infanteriekolonnen, die anfänglich in verschiedenen Straßen von der Zivilbevölkerung aus den Fenstern heraus mit einem Kugelregen überschüttet wurden, zwangen die belgischen Truppen zum Rückzug auf das linke Maasufer. Am Morgen des 7. August war das heldenhafte Werk vollbracht, Lüttich war im Besitz der Deutschen! — Wie schnell sich die Heranschaffung der deutschen Truppen vollzog, aber auch wie schwer sich das belgische Landvolk gegen sie beim Durchmarsch verging, mag ein Auszug aus dem Brief eines Einjährig-Freiwilligen zeigen.

Es heißt dort: „In der Nacht vom Sonntag auf Montag, 2./3. August, fuhren wir von Wismar ab und wurden auf der ganzen Fahrt überall mit Begeisterung begrüßt; freilich kamen wir kaum einen Augenblick zum Schlafen. Am 4. August, nachts, trafen wir an unserem Bestimmungsort ein, hatten dann am folgenden Morgen, 5. August, von früh fünf Uhr bis abends sieben Uhr zu mar-


Ansicht der Festung Namur.

schieren, eine kolossale Anstrengung, wobei viele zurückblieben, die dann von den hinterlistigen Einwohnern erschossen wurden. Die Bewohner Belgiens sind Bestien, jeder Zurückbleibende ist rettungslos verloren. Bis zehn Kilometer in Belgien hinein wurden wir noch freundlich empfangen, dann aber ging's los. Die Belgier schossen auf alles, auch auf das ‚Rote Kreuz'.

In einem Dorfe, das unsere Truppen besetzt hielten, wurde von der Bevölkerung auf eine Husarenpatrouille von achtzehn Mann geschossen, natürlich ging dann das ganze Dorf in Flammen auf, und von den Einwohnern ist wohl keiner entkommen. Wir selbst wurden schon im ersten Biwak am 4. August von den Einwohnern überfallen, auch am 5. August wurde beim Durchmarsch durch ein Dorf von den Einwohnern auf uns geschossen, worauf wir natürlich scharfe Strafe folgen ließen."

Es steht fest, daß Frauen auf die angreifenden deutschen Soldaten kochendes Wasser und Öl geschüttet haben, daß Kinder Schwerverwundeten auf dem Kampfplatz die Augen ausstachen und daß Samariterinnen Verwundete, die sie in Pflege genommen hatten, später vom zweiten Stockwerk herab zum Fenster hinausstürzten. —

Auf deutscher Seite ist Friedrich Wilhelm Prinz zu Lippe gefallen, ein Onkel des regierenden Fürsten Leopold IV. zu Lippe. Er befehligte ein Regiment und führte es persönlich zum Sturme. Auf einem der Wälle nordwestlich von Lüttich wurden sie umzingelt und heftig beschossen. Der Prinz ließ die Fahne schwenken, um in der Nähe sichtbar gewordene deutsche Truppen zu Hilfe zu rufen. Ehe diese aber anlangten, sank er, durch die Brust getroffen, zu Boden.

Auch der Kommandant der Festung Lüttich ist, wie auf Seite 22 schon kurz erwähnt wurde, von den Deutschen gefangen worden. Als sie die Kommandantur besetzten, wurde er von seiner Umgebung wider seinen Willen mit entführt. Er begab sich dann in das Fort Lancin, die Verteidigung weiter zu leiten. Aber schon die dritte Granate der deutschen 42-cm-Geschütze, die aus zwölf Kilometer Entfernung feuerten, durchschlug die Betondecke des Munitionsmagazins, und das Fort flog in die Luft, hundertfünfzig Mann unter sich begrabend. General Leman wurde bewußtlos aufgefunden und gefangen genommen. Er ließ diese Tatsache sofort schriftlich festlegen und erklären, daß er sich sonst nicht ergeben hätte. General v. Emmich ehrte denn auch den überwundenen Gegner, indem er ihm den abgelieferten Degen zurückgab. Dann wurde der belgische General nach Deutschland abgeführt.

Mit der Eroberung Lüttichs hat das deutsche Heer nicht nur in seiner rechten Flanke einen sicheren Stützpunkt gewonnen, sondern es wurde ihm auch der Weg in der Richtung auf Namur, die der französischen Grenze näher liegende Festung, freigemacht, so daß alsbald mit deren Beschießung begonnen werden konnte.



Die verheerende Wirkung eines deutschen 42-cm-Geschosses auf das Panzerfort Lancin der Festung Lüttich.

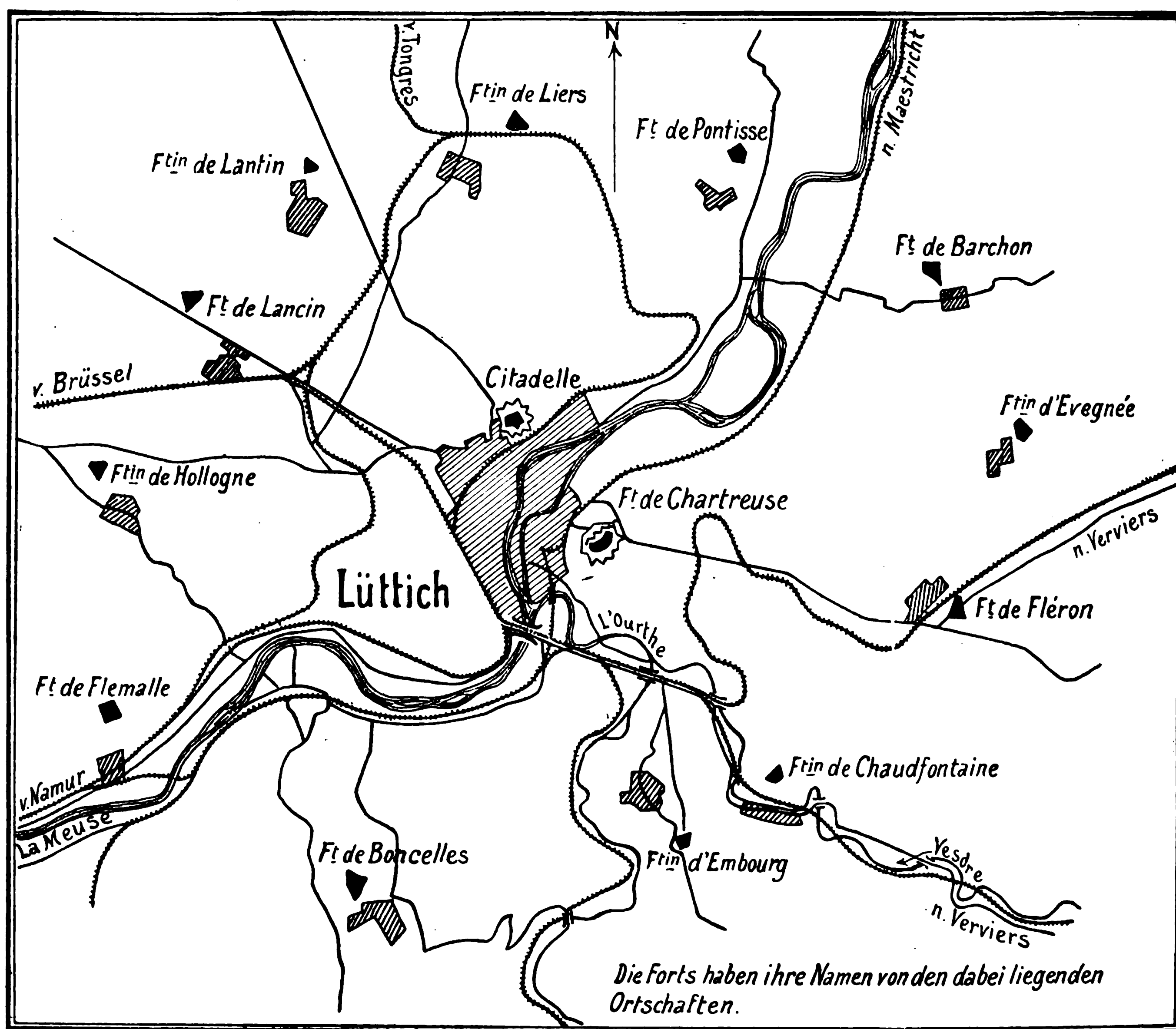
Namur.

(Hierzu das Bild auf Seite 22.)

Schon wenige Tage nach den glorreichen Siegen von Metz, Longwy und Neufchateau konnte der deutsche Generalquartiermeister melden: „Von der Festung Namur sind fünf Forts und die Stadt in unserem Besitz; vier Forts werden noch beschossen. Der Fall scheint in kurzem bevorzustehen." Also schon am vierundzwanzigsten Mobilmachungstage auch dies andere belgische Bollwerk unser, von dem unsere heimlich verschworenen Feinde das deutsche Land zu überschwemmen gedachten! Denn es steht nunmehr unbestritten fest, daß die belgische Regierung sich längst verpflichtet hatte, den Franzosen und Engländern die Festungen Namur und Lüttich als Stützpunkte für den geplanten Angriff im Rücken der an der elsaß-lothringischen Grenze beschäftigten deutschen Armee bereitzuhalten. Der Scharfblick und die rasche Entschlossenheit unserer obersten Heeresleitung, die unvergleichliche Tapferkeit unserer braven Soldaten haben dies Netz von Lug und Trug zerrissen. Das ganze östliche Belgien ist in deutschen Händen, der Feldmarschall v. d. Goltz als Generalgouverneur eingesetzt, deutsche Verwaltung unter dem Aachener Regierungspräsidenten Dr. v. Sandt allenthalben eingerichtet; die Waffenfabriken in und bei Lüttich arbeiten mit Volldampf für die deutsche Armee. — „Kein Teufel wird uns diese Beute mehr entreißen!"

Namur, das gegen 32000 Einwohner zählt, liegt am Einfluß der Sambre in die Maas, ist Knotenpunkt von fünf Eisenbahnlinien, worunter die nach Brüssel und Paris, und durch neun vorgeschobene Forts befestigt, die einen wichtigen Teil in der Reihe der Maasbefestigungen darstellen. Wie die Lüttichs, sind auch die Außenwerke Namurs von Brialmont erbaut. Es ist der Sitz eines Gouverneurs. Die Stadt zeichnet sich durch schöne, breite Straßen und herrliche Promenaden aus. Ihre lebhafte Industrie erstreckt sich namentlich auf die Herstellung von Messern, Maschinen, Ton- und Glaswaren. Was aber diesem befestigten Platze für uns die besondere Bedeutung verleiht, das ist der Umstand, daß er nur dreißig Kilometer von der französischen Grenze entfernt liegt und daß mit dem Besitz Namurs auch die berühmten Maasübergänge in unseren Händen sich befinden. Kein Feind vermag mehr unseren rechten Flügel zu umgehen; die Zufuhr der Kriegs- und Lebensmittel aus der Heimat ist für unsere nach Frankreich vordringenden Truppen dauernd gesichert. — Wir würden etwas Wichtiges vergessen, wollten wir bei diesem Anlaß nicht auch der Werkzeuge gedenken, denen wir den raschen Verlauf der großartigen Erfolge vor Lüttich und Namur verdanken, nämlich unserer neuen 42-cm-Mörser. In aller Stille, ohne daß die Feinde etwas davon zu merken bekamen, wurden diese riesigen Zerstörungsmaschinen hergestellt, und es gereicht den zahlreichen Personen, die um das Geheimnis

wußten, zur größten Ehre, daß auch nicht ein Wörtlein von diesen Vorbereitungen in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Um so überraschender, niederschmetternder war das Ergebnis für die Feinde. Der Generalstab hat einige photographische Aufnahmen aus den zusammengeschossenen Forts von Lüttich zur Verfügung gestellt, von denen auch hier eine zum Abdruck kommt (Seite 23). Wie man sieht, sind die meterdicken Betonmauern vollständig zermalmt, die schweren Panzertürme wie Riesentöpfe zerrissen und aus ihren Fundamenten geschleudert. Es muß also eine Brisanzgranate von geradezu fürchterlicher Wirkung sein, die aus einem solchen Mörser fliegt. Aber welch bewundernswerte Leistung auch, diese Riesen zu bewegen und obendrein so rasch! Nicht weniger als dreißig Pferde sollen an einem einzigen gezogen haben, meldet ein englischer Korrespondent. War aber der Koloß erst an Ort und Stelle, dann galt es, noch eine sichere Bettung herzustellen, ehe der erste Schuß abgefeuert werden konnte. Soweit es irgend anging, hat man natürlich die Eisenbahn zur Beförderung benutzt. Doch auch da mag es genug Hindernisse gegeben haben. So hatten die Belgier einen wichtigen Tunnel gesperrt, indem sie, nach vergeblichen Sprengversuchen, in ihm ein Dutzend oder mehr Schnellzugslokomotiven aufeinanderprallen ließen. Aber nicht lange dauerte es, da war der Tunnel wieder geräumt, und dann sind vielleicht als die ersten „Passagiere" gerade diese 42-cm-Mörser ins belgische Land hineingedampft, um die Arbeit zu vollbringen, die man ihnen deutscherseits zugedacht hatte.



Die Festung Lüttich und ihre Forts.

Zwischen Metz und den Vogesen.

20. August 1914.

Wo ist es gewesen? Wer hat es gesehn:
Zwischen Himmel und Erde die Fahne wehn?
Ein Fahnenreiter riesenhaft,
Im Bügel steil den Fahnenschaft,
Um den Leib die Schärpe schwarz-weiß-rot,
In der Faust das Schwert, und das Schwert heißt Tod!
Und der Reiter? Gott rief in der Cherubim Chor:
Der deutsche Erzengel trete vor!
Sankt Michel, heut sollst du im Glorienschein
Des Herrgotts Fahnenjunker sein!
Der sprach kein Wort. Er sprang in den Sitz.
Vom Rosseshuf schnob durch die Wolken ein Blitz —
Wer hat es gesehn? Wo ist es gewesen . . .?
Zwischen Metz und den Vogesen.

Da lachte der Bayern Kronprinz hell:
Gott's Gruß, mein deutscher Michael!
Gott's Gruß! — das soll unser Feldschrei sein.
Gott's Gruß! Und mitten in Feind hinein!
Da stürmten sie vor, zu Pferd und zu Fuß,
Kanonen brüllten: Gott's Gruß! Gott's Gruß!
Aus Schwertern sang es und Büchsenlauf,
Aus Lanzen klang es und Roßgeschnauf,
Aus Blut und Wut und Rauch und Ruß:
Siegreich, siegreich der deutsche Gruß!
Die Fahne flattert, die Sonne scheint —
Kronprinz von Bayern, wo ist der Feind?
Der Feind? Gott's Gruß, der ist gewesen
Zwischen Metz und den Vogesen.

Rudolf Herzog.

Kriegsnachrichten aus aller Welt.

Ein Brief von Bord der „Goeben". Ein Mitglied der Besatzung des Panzerkreuzers „Goeben", den unsere untenstehende Abbildung veranschaulicht, schildert seine Erlebnisse während der ersten Kriegstage in lebendiger Weise in einem dem „Hamburger Fremdenblatt" zur Verfügung gestellten Brief wie folgt:

„Liebe Eltern! Sollten unsere Gefechte dort noch nicht bekannt sein, so wird Euch dies Lebenszeichen sicher große Freude bereiten. Wir haben unsere Feuertaufe erhalten! Von .... gingen wir nach ...., aber dort war zu starker Seegang, als daß wir auf der Reede hätten bunkern können, und der Hafen war dafür zu flach. Es wurde alles gefechtsklar gemacht; dann ging's nachts abgeblendet mit fünfzehn Seemeilen Fahrt nach Messina, wo wir mit der „Breslau" zusammentrafen. Alles, was für das Gefecht nicht notwendig war, brachten wir an Bord des deutschen Dampfers „General". Proviant und Kohlen wurden aufgefüllt. Dann ging's abends mit siebzehn Seemeilen Fahrt hinaus. Morgens mit Hellwerden kamen wir vor Philippeville (Algerien) und beschossen es. Beim ersten Schuß wurde die deutsche Flagge im Topp und an der Gaffel und die große Admiralsflagge im Vortopp gehißt. Wir feuerten sechsunddreißig Schuß und schossen die Stadt in Brand, die Mole in Trümmer; ein Pulverschuppen flog in die Luft. Die Forts erwiderten nach der dritten Salve, feuerten aber immer zu kurz, so daß kein Schuß an Deck kam. Auf der Mole war eine Wache ins Gewehr getreten, die samt und sonders ins Meer stürzte. Dann fuhren wir mit fünfundzwanzig Seemeilen ab. Zwei englische Panzerkreuzer und einen kleinen Kreuzer trafen wir, aber da hatte uns England den Krieg noch nicht erklärt. Der kleine Kreuzer folgte uns gleichwohl, aber nach fünfstündiger Fahrt konnte er nicht mehr mitkommen: wir fuhren siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Seemeilen.

Nachts muß natürlich die doppelte Wache (Kriegswache) Ausguck halten: vier Stunden, um Torpedoboote zu entdecken. Dann vier Stunden Schlaf: wenn ihn kein Alarm unterbricht. Dann vier Stunden Wache und so fort. Wir kamen heute glücklich durch nach Messina, begannen gleich aus Dampfer „General" (Ostafrikaner) und „Andros" (Levantelinie) zu bunkern; „Breslau" aus „Ambria" (Hapag). Von allen Schiffen haben wir Leute eingezogen. Beim Bunkern muß feste gearbeitet werden. Die Freiwache geht auch in die Bunkerräume, um die Heizer abzulösen.

Es gibt wenig Frischbrot, aber Hartbrot in Milch und Wasser gekocht, auch viel zu trinken: Kaffee oder Limonade. Gestern haben wir drei Mark erhalten, habe jetzt nur noch sechzig Pfennig, alles andere verfressen: Kakes, Milch, Limonade, Schokolade. Es werden auch Zigarren und jetzt beim Kohlen auch Zigaretten von den Offizieren verteilt. Heute abend geht's wahrscheinlich raus, fix wie der fliegende Holländer.

Prisen wird der Franzos nicht viel machen. Wir hatten bloß nicht so viel Zeit, sonst hätten wir auch Jagd auf Prisen gemacht. „Breslau" hat Bône zusammengeschossen. Beides war am 4. August am Tage der Schlacht von Weißenburg. Paßt auf, es wird auch diesmal auf die siebziger Manier gehen, auch was uns anbelangt."

Daß die Hoffnung des Braven nicht täuschte, bewies das Schiff bald danach durch seinen kühnen Durchbruch aus dem Hafen von Messina durch die ihm und der „Breslau" dort auflauernde englische und französische Flotte.

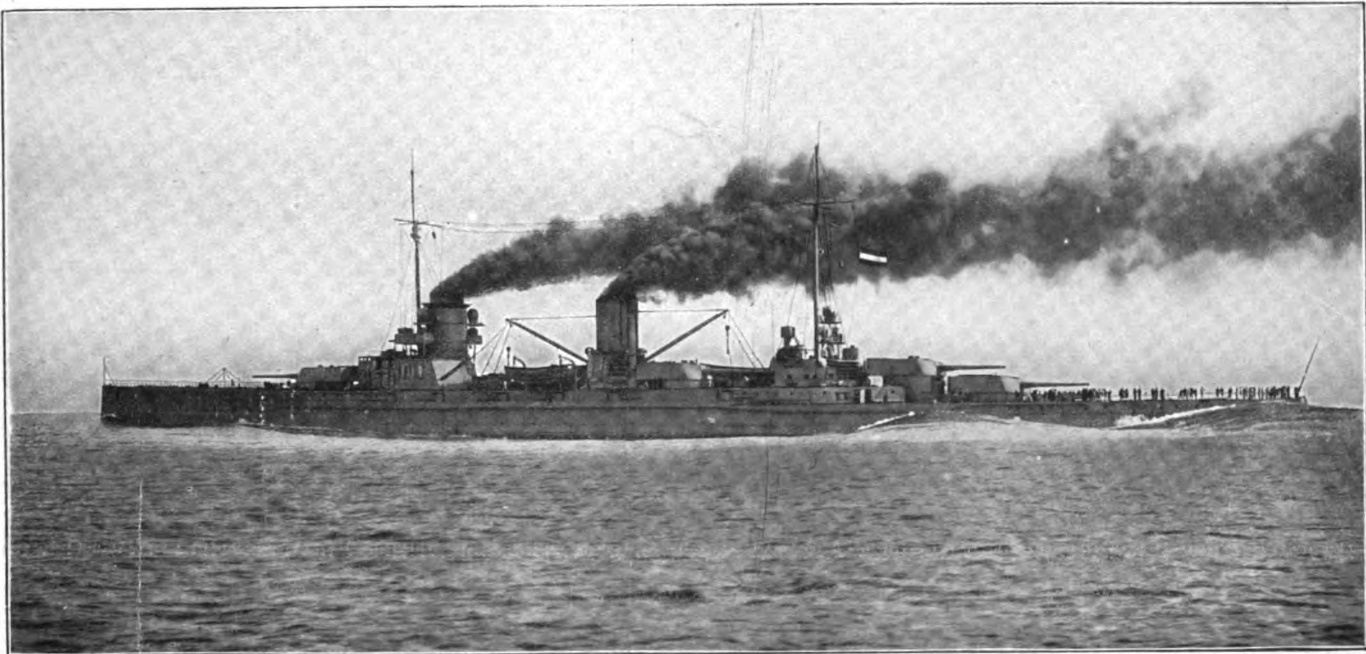
Wie es einem Deutschen in Brüssel erging. Aus dem Briefe eines Deutschen an einen Münchner:

Köln, 15. August 1914.

Teile hierdurch mit, daß ich glücklich dem mord- und brandlustigen Pöbel von Brüssel entronnen bin. Nachdem ich vier Tage gehetzt und gejagt war, gelang es mir, nachdem ich Bart und Haar selbst abgeschnitten hatte, bis zum amerikanischen Konsul zu kommen, von wo wir mit mehreren Hundert als Gefangene über die holländische Grenze glücklich nach Deutschland kamen. Ich habe mein Haus so lange verteidigt, bis ich alles zugenagelt hatte. Bis in das Innere ist der Pöbel nicht gekommen; da ich verbarrikadiert war und auch gut bewaffnet, hätte ich meine Haut teuer verkauft, denn Erbarmen konnte man nicht verlangen. Mein Freund, Metzgermeister ...., ist niedergestochen worden. Einem Drogisten an der Gare de Midi ging es ebenso. Also mit einem Wort: ich danke dem lieben Gott, daß er mich bis hier geschützt hat. Bei der Belagerung, die ich in meinem Hause auszustehen hatte, ist mehrmals nach mir geschossen worden, es ist aber alles gut gegangen. Alles an der Fassade ist vollständig zertrümmert, alle deutsche Ware wurde vom Volk ausgegossen oder hingeworfen, mit einem Wort: alles deutsche Eigentum verwüstet, und das unter den Augen der Polizei und Garde Civique. — Es gelang mir, meine Frau und Tochter beizeiten flüchten zu lassen. Ich selbst trete heute wieder in meiner Truppe ein. Mit Gott für Kaiser und Reich! Das Recht wird siegen!

(„Münchner Neueste Nachrichten".)

Keine Furcht vor vielen Feinden. An die Tür einer Mannschaftsstube hatten unsere Soldaten nach Bekanntwerden der englischen Kriegserklärung angeschrieben: Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen!



Nach einer Aufnahme von A. Renard in Kiel.

Der Panzerkreuzer „Goeben",

der im Verein mit dem Panzerkreuzer „Breslau" eine erfolgreiche Beschießung algerischer Häfen unternahm. Am 6. August gelang den beiden Schiffen der kühne Durchbruch aus dem Hafen von Messina durch die ihnen auflauernde englische und französische Flotte und alsdann das Entkommen nach Konstantinopel, wo die beiden Schiffe an die Türkei verkauft wurden. Ein Heldenstück unserer Kriegsmarine!

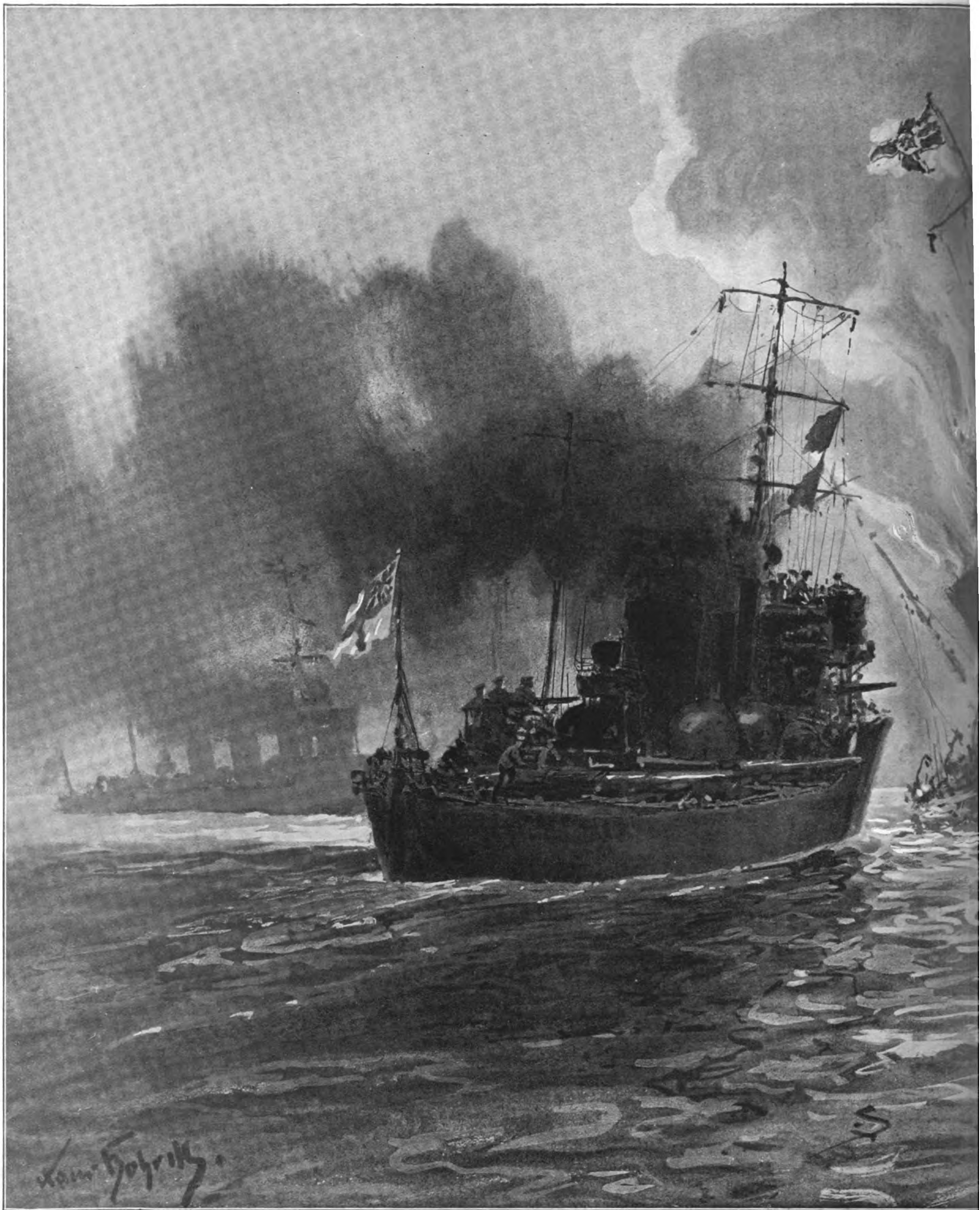
Der Krieg im Zeichen des Humors und der Satire.



Endlich ist es dem Friedenszaren gelungen, sein Werk zu krönen und dem Frieden den Kopf abzuschlagen.

Nach einer Zeichnung von Werner Hahmann im »Kladderadatsch«.

Für die Redaktion verantwortlich Gustav Feller, Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, beide in Stuttgart.
Für die Ausgabe in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien. Geschäftsstelle in Wien: Seilergasse 4.



Die Heldentat des deutschen Minenlegers „Köni

Nach einer Originalzeic



…in Luise" vor der Themsemündung am 8. August.
…nung von Hans Bohrdt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Als am 25. Juli am späten Abend in allen Hauptstädten Deutschlands Extrablätter verkündeten, die österreichische Regierung habe die diplomatischen Beziehungen zu Serbien abgebrochen und den Krieg erklärt, da ging eine gewaltige Begeisterung durch das ganze Reich. Große Scharen zogen vor die österreichischen Konsulate, um dort Huldigungen darzubringen. „Hoch Österreich! Nieder mit Serbien!" das waren die Rufe, die überall vernommen wurden, und die „Wacht am Rhein", „Heil dir im Siegerkranz", „Deutschland, Deutschland über alles" waren Lieder, die überall erschallten. Es herrschte eine Begeisterung, wie man sie seit 1870 nicht mehr erlebt hatte. Bis spät nach Mitternacht zog die singende Menge durch die Straßen, und in allen öffentlichen Konzertlokalen mußten die deutsche und die österreichische Volkshymne gespielt werden, die stehend angehört wurden. Die Kundgebungen hatten einen durchaus ursprünglichen Charakter. Ein jeder fühlte sich von einem langen Alpdruck befreit, der auf seinem vaterländischen Empfinden gelastet hatte. Endlich, endlich hatte sich Österreich entschlossen, den serbischen Königsmördern mit der Waffe entgegenzutreten!

Wer diese Tage miterlebt hat, wird zu der Erkenntnis gekommen sein, daß das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich nicht auf einem papierenen Vertrag beruht, sondern auf dem einmütigen Fühlen der Herzen beider Völker, und daß das Wort von der Nibelungentreue kein leerer Schall ist.

Daß diese innige Übereinstimmung Deutschlands und Österreichs gegen Serbien die entgegengesetzte Stimmung in Frankreich auslöste, darf nicht wundernehmen. Wird doch Frankreich als Hauptgläubiger Serbiens es am eigenen Leibe zu spüren bekommen, wenn Serbien eine schwere Züchtigung erfährt, die seine Finanzlage erschüttert und dadurch Frankreich schädigt. Am Morgen des 26. Juli zogen in Paris etwa hundert junge Burschen vor die österreichische Botschaft und brachen in die Rufe aus: „Nieder mit Österreich! Tod Österreich!" Einer der Demonstranten zog eine schwarzgelbe Fahne aus der Tasche, setzte sie in Brand und trat sie mit Füßen. Der österreichische Botschafter erhob sofort beim Auswärtigen Amt Einspruch gegen diese Kundgebungen und verlangte Maßnahmen, die ähnliche Ausschreitungen unmöglich machen würden. Der Direktor im Auswärtigen Amte sprach sein Bedauern über das Vorkommnis aus und erklärte, die nötigen Vorsichtsmaßregeln sofort treffen zu wollen. Von der österreichischen Botschaft hatten sich inzwischen die Aufwiegler zur russischen begeben, um dort eine Sympathiekundgebung zu veranstalten, doch wurden sie von der Polizei an ihrem Vorhaben gehindert.

Diese französische Kundgebung war gewissermaßen die Antwort auf die Stimmungsäußerungen des deutschen Volkes, über welche die Pariser Blätter am 26. Juli berichtet hatten. Der erhabene, ernste Charakter der deutschen Volksbewegung fehlte ihr gänzlich. Unschwer war die Mache zu erkennen, eine Anzahl junger Schreier für die Verteidigung der französischen Geldsackinteressen auf die Beine zu bringen.

* * *

Am 26. Juli brachte das russische Regierungsblatt, die „Nowoje Wremja", einen Leitartikel, der über die Haltung der russischen Regierung keinen Zweifel übrigließ. Da hieß es: „Österreich allein wagt keine Verletzung des internationalen Rechtes. Ein Wort des Deutschen Kaisers genügt,



Ankunft der ersten gefangenen Franzosen in Stuttgart.
Nach einer Originalzeichnung von E. Klein.

daß Österreich seine Verbalnote zurücknimmt. Der Deutsche Kaiser weiß, daß Rußland nicht gleichgültig bleiben kann, sondern gezwungen ist, Serbien mit dem vollen Gewicht seiner Militärmacht zu unterstützen. Der österreichische Überfall Serbiens heißt Krieg mit Rußland. Ein österreichisch-russischer Krieg ruft die Mitwirkung Deutschlands hervor. Ein russisch-deutscher Zusammenstoß zieht Frankreich mit hinein, vielleicht auch England. Die moralische Verantwortung für den drohenden Zusammenbruch der europäischen Zivilisation fällt Deutschland und seinem Führer zu." In einem zweiten Artikel schreibt die „Nowoje Wremja": „Ein friedlicher Ausgang ist nur möglich, wenn Deutschland fest entschlossen ist, jetzt einen Krieg gegen Frankreich und Rußland nicht zu führen. Rußland bleibt ruhig, kennt aber seine historische Pflicht und ist bereit, die entschlossensten Schritte zu tun."

Trotz dieser unzweideutigen Stellungnahme Rußlands schlug am 27. Juli Sir Edward Grey im englischen Unterhause Friedenstöne an. Diese Sitzung des englischen Unterhauses ist um so bemerkenswerter, als sie in schroffem Widerspruch zu dem späteren Verhalten Englands steht. Das englische Unterhaus war an dem genannten Tage nachmittags unter Anzeichen großer Erregung zusammengetreten, weil die europäische Krisis und die innerpolitischen Verhältnisse die Mitglieder des Hauses mit größter Besorgnis erfüllten. Bonar Law stellte Fragen betreffend die europäische Lage.

Sir Edward Grey gab darauf folgende Erklärung ab:

„Ich glaube dem Hause ausführlich die Stellung, die die britische Regierung bis jetzt eingenommen hat, darlegen zu müssen. Letzten Freitag morgen erhielt ich vom österreichisch-ungarischen Botschafter den Text der Mitteilungen der österreichisch-ungarischen Regierung an die Mächte, die in der Presse auch erschienen und die die Forderungen Österreich-Ungarns an Serbien enthalten. Nachmittags sah ich die übrigen Botschafter und drückte ihnen gegenüber die Ansicht aus, daß wir, solange der Streit auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleibt, kein Recht hätten, uns einzumischen; wenn aber die Beziehungen zwischen England, Deutschland, Frankreich und Rußland bedrohlich würden, sei es eine Sache des europäischen Friedens und gehe uns alle an. Ich wußte in jenem Augenblick nicht, welchen Standpunkt die russische Regierung eingenommen hatte, und ich konnte deswegen keine unmittelbaren Vorschläge machen; aber ich sagte: Wenn die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland einen bedrohlichen Charakter annehmen, so scheine mir die einzige Möglichkeit für den Frieden darin zu bestehen, daß die vier an der serbischen Frage nicht unmittelbar interessierten Mächte — nämlich Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien — in Petersburg und Wien gleichzeitig und zusammen dahin wirken sollten, daß Österreich-Ungarn und Rußland die militärischen Operationen einstellen möchten, während sich die vier Mächte bemühen würden, eine Beilegung des Konfliktes zu erzielen. Nachdem ich gehört hatte, daß Österreich-Ungarn die Beziehungen zu Serbien abgebrochen hatte, machte ich folgenden Vorschlag:

Ich wies gestern nachmittag die britischen Botschafter in Paris, Berlin und Rom telegraphisch an, bei den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, anzufragen, ob diese gewillt seien, ein Einvernehmen dahin zu treffen, daß der französische, deutsche und italienische Botschafter in London mit mir zu einer Konferenz in London zusammentreten, um sich zu bemühen, Mittel zu einer Beilegung der gegenwärtigen Schwierigkeiten zu finden. Gleichzeitig beauftragte ich unsere Vertreter, jene Regierungen zu ersuchen, ihre Vertreter in Wien, Petersburg und Belgrad zu ermächtigen, die dortigen Regierungen von der vorgeschlagenen Konferenz zu unterrichten und zu ersuchen, alle aktiven militärischen Maßnahmen bis zur Beendigung der Konferenz einzustellen. Darauf habe ich noch nicht alle Antworten erhalten.

Bei diesem Vorschlage ist natürlich ein Zusammengehen der vier Mächte das Wesentliche. In einer so schweren Krisis, wie diese, würden die Bemühungen einer einzelnen Macht, den Frieden zu erhalten, unwirksam sein. Die in dieser Angelegenheit zur Verfügung stehende Zeit war so kurz, daß ich die Gefahr auf mich nehmen mußte, einen Vorschlag zu machen, ohne die üblichen vorbereitenden Schritte zu unternehmen, um mich zu versichern, ob er gut aufgenommen werden würde. Aber wo die Dinge so ernst sind, wo die Zeit so kurz ist, läßt sich die Gefahr, etwas Unwillkommenes vorzuschlagen, nicht vermeiden. Ich bin trotzdem der Ansicht, daß, angenommen, daß der in der Presse erschienene Text der serbischen Antwort richtig ist, wie ich es glaube, dieser Vorschlag wenigstens eine Grundlage bieten sollte, auf der eine freundschaftliche und unparteiische Gruppe von Mächten, unter denen sich Mächte befinden, die bei Österreich-Ungarn und bei Rußland gleiches Vertrauen genießen, imstande sein sollte, eine Lösung zu finden, die im allgemeinen annehmbar sein würde."

Grey schloß: „Es muß jedem, der nachdenkt, klar sein, daß in dem Augenblick, wo der Streit aufhört, ein Streit zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu sein, und ein Streit wird, in den eine andere Großmacht verwickelt wird, dies mit einer der größten Katastrophen enden kann, die jemals das Festland Europas heimgesucht haben. Niemand kann sagen, was das Ende der ausgebrochenen Streitigkeiten sein wird, und ihre mittelbaren und unmittelbaren Folgen werden unberechenbar sein."

Nach der Erklärung Greys fragte Harry Lawson, ob es wahr sei, daß der Deutsche Kaiser heute morgen das Prinzip einer Vermittlung, das Grey vorgeschlagen habe, angenommen habe. Grey erwiderte, er sei überzeugt, daß die deutsche Regierung dem Vermittlungsgedanken grundsätzlich günstig sei, aber auf den besonderen Vorschlag, daß man zu einer Vermittlung durch eine Konferenz kommen möge, habe er noch keine Antwort von der deutschen Regierung erhalten.

Diese Friedenskomödie, denn etwas anderes war es nicht, erhält die richtige Beleuchtung durch die nachstehend wiedergegebenen Depeschen, die erst einige Wochen nach der Mobilmachung bekannt geworden sind.

Telegramm des Prinzen Heinrich von Preußen an den König von England vom 30. Juli 1914:

„Bin seit gestern hier. Habe das, was Du mir so freundlich im Buckinghampalast am vorigen Sonntag gesagt hast, Wilhelm mitgeteilt, der Deine Botschaft dankbar entgegennahm. Wilhelm, der sehr besorgt ist, tut sein Äußerstes, um der Bitte Nikolaus' nachzukommen, für die Erhaltung des Friedens zu arbeiten. Er steht in dauerndem telegraphischen Verkehr mit Nikolaus, der heute die Nachricht bestätigte, daß er militärische Maßnahmen angeordnet habe, welche einer Mobilmachung gleichkommen, und daß diese Maßnahmen schon vor fünf Tagen getroffen wurden. Außerdem erhalten wir Nachrichten, daß Frankreich militärische Vorbereitungen trifft, während wir keinerlei Maßnahmen verfügt haben, wozu wir indessen jeden Augenblick gezwungen sein können, wenn unsere Nachbarn damit fortfahren. Das würde dann einen europäischen Krieg bedeuten. Wenn Du wirklich und aufrichtig wünschest, dieses furchtbare Unglück zu verhindern, darf ich Dir dann vorschlagen, Deinen Einfluß auf Frankreich und auch auf Rußland dahin auszuüben, daß sie neutral bleiben? Das würde meiner Ansicht nach von größtem Nutzen sein. Ich halte dies für eine sichere und vielleicht die einzige Möglichkeit, den Frieden zu wahren. Ich möchte hinzufügen, daß jetzt mehr denn je Deutschland und England sich gegenseitig unterstützen sollten, um ein furchtbares Unheil zu verhindern, das sonst unabwendbar wäre. Glaube mir, daß Wilhelm in seinen Bestrebungen um die Aufrechterhaltung des Friedens von größter Aufrichtigkeit ist, aber die militärischen Vorbereitungen seiner beiden Nachbarn können ihn schließlich zwingen, für die Sicherheit seines eigenen Landes, das sonst wehrlos bleiben würde, ihrem Beispiele zu folgen. Ich habe Wilhelm von meinem Telegramm an Dich unterrichtet, und ich hoffe, daß Du meine Mitteilungen in demselben freundschaftlichen Geiste entgegennimmst, der sie veranlaßt hat. Heinrich."

Telegramm des Königs von England an den Prinzen Heinrich von Preußen vom 30. Juli 1914:

„Dank für Dein Telegramm. Sehr erfreut, von Wilhelms Bemühungen zu hören, mit Nikolaus sich für die Erhaltung des Friedens zu einigen. Ich habe den ernsten Wunsch, daß ein solches Unglück wie ein europäischer Krieg, das gar nicht wieder gutzumachen ist, verhindert werden möge. Meine Regierung tut ihr möglichstes, um Rußland und Frankreich nahezulegen, weitere militärische Vorbereitungen aufzuschieben, falls Österreich sich mit der Besetzung von Belgrad und benachbarten serbischen Gebietes als Pfand für eine befriedigende Regelung seiner Forderungen zufriedengibt, während gleichzeitig die anderen Länder ihre Kriegsvorbereitungen einstellen. Ich vertraue darauf, daß Wilhelm seinen großen Einfluß anwendet, um Österreich zur Annahme dieses Vorschlages zu bewegen. Dadurch würde er beweisen, daß Deutschland und England zusammenarbeiten, um zu verhindern, was eine internationale Katastrophe sein würde. Bitte, versichere Wilhelm, daß ich alles tue und auch weiter alles tun werde, was in meiner Macht liegt, um den europäischen Frieden zu erhalten. Georg."

Telegramm S. M. des Kaisers an den König von England vom 31. Juli 1914:

„Vielen Dank für Deine freundliche Mitteilung. Deine Vorschläge decken sich mit meinen Ideen und mit den Mitteilungen, die ich heute nacht von Wien erhielt und die ich nach London weitergegeben habe. Ich habe gerade vom Kanzler die Mitteilung erhalten, daß ihm soeben die Nachricht zugegangen ist, daß Nikolaus heute nacht die Mobilisierung seiner gesamten Armee und Flotte angeordnet hat. Er hat nicht einmal die Ergebnisse der Vermittlung abgewartet, an der ich arbeite, und mich ganz ohne Nachricht gelassen. Ich fahre nach Berlin, um die Sicherheit meiner östlichen Grenzen, wo schon starke russische Truppen Aufstellung genommen haben, sicherzustellen. Wilhelm."

Telegramm des Königs von England an den Kaiser vom 1. August 1914:



In Berlin vor dem Königlichen Schloß nach der Schlacht bei Metz.
Nach einer Originalzeichnung von Hugo L. Braune.

„Vielen Dank für Dein Telegramm von gestern nacht. Ich habe ein dringendes Telegramm an Nikolaus geschickt, in dem ich ihm meine Bereitwilligkeit ausgesprochen habe, alles zu tun, was in meiner Macht steht, um die Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen den beteiligten Mächten zu fördern. Georg."

Telegramm des deutschen Botschafters in London vom 1. August 1914:

„Soeben hat mich Sir Edward Grey ans Telephon gerufen und mich gefragt, ob ich glaubte, erklären zu können, daß für den Fall, daß Frankreich neutral bliebe in einem deutsch-russischen Kriege, wir die Franzosen nicht angriffen. Ich erklärte ihm, ich glaubte die Verantwortung hierfür übernehmen zu können.
Lichnowsky."

Telegramm des Kaisers an den König von England vom 1. August 1914:

„Ich habe soeben die Mitteilung Deiner Regierung erhalten, durch die sie die französische Neutralität unter der Garantie Großbritanniens anbietet. Diesem Anerbieten war die Frage angeschlossen, ob unter diesen Bedingungen Deutschland darauf verzichten würde, Frankreich anzugreifen. Aus technischen Gründen muß meine schon heute nachmittag nach zwei Fronten, nach Osten und Westen angeordnete Mobilmachung vorbereitungsgemäß vor sich gehen. Gegenbefehl kann nicht mehr gegeben werden, weil Dein Telegramm leider zu spät kam. Aber wenn mir Frankreich seine Neutralität anbietet, die durch die englische Armee und Flotte garantiert werden muß, werde ich natürlich von einem Angriff auf Frankreich absehen und meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden. Die Truppen an meiner Grenze werden gerade telegraphisch und telephonisch abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten. Wilhelm."

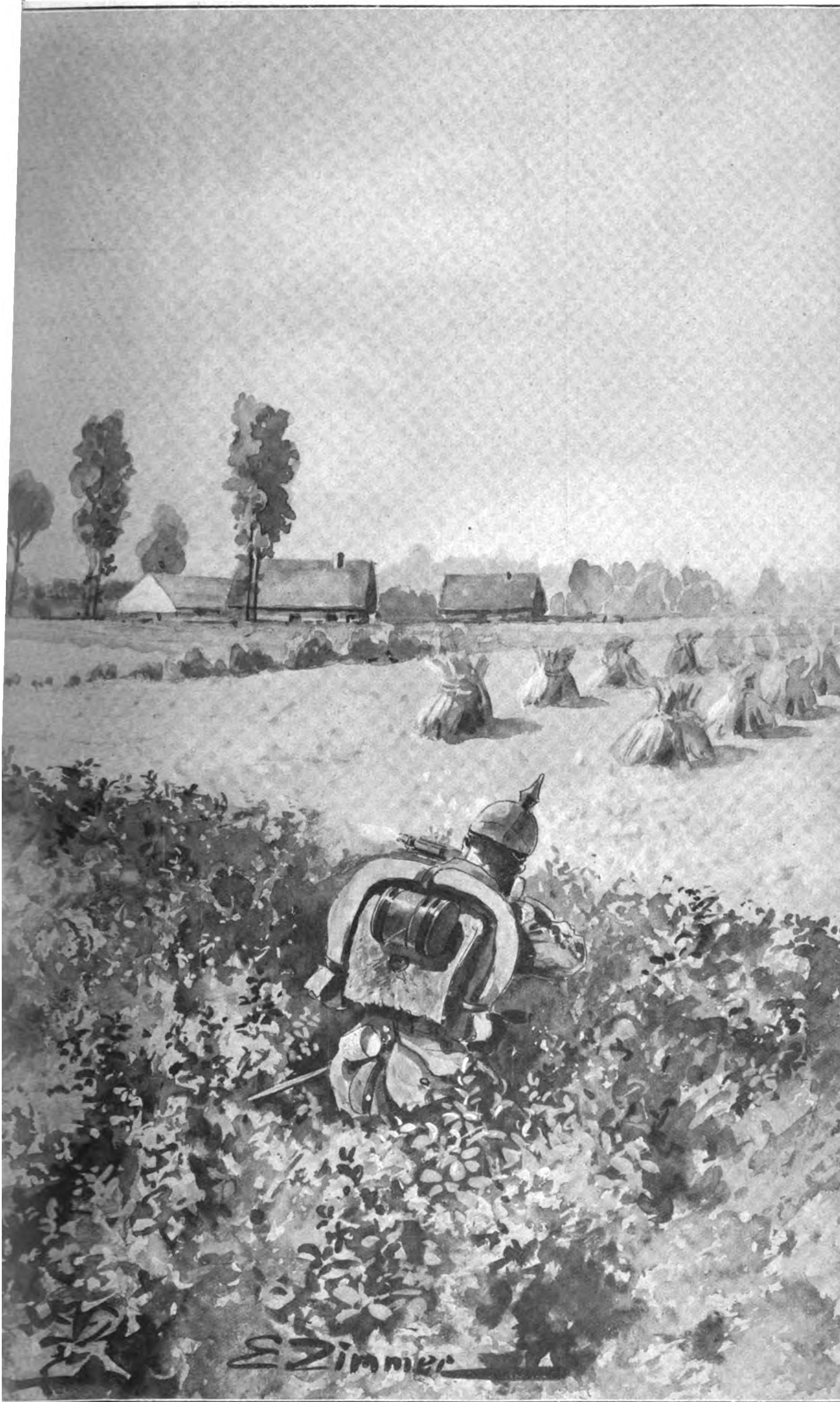
Telegramm des Reichskanzlers an den Kaiserlichen Botschafter in London vom 1. August 1914:

„Deutschland ist bereit, auf den englischen Vorschlag einzugehen, falls sich England mit seiner Streitmacht für die unbedingte Neutralität Frankreichs im deutsch-russischen Konflikt verbürgt. Die deutsche



Anreitende russische Kavallerie wi[...] deut[...]

Nach einer Orig[...]



eutschen Infanteristen beschossen.
ı E. Zimmer.

Mobilmachung ist heute auf Grund der russischen Herausforderung erfolgt, bevor die englischen Vorschläge hier eintrafen; infolgedessen ist unser Aufmarsch an der französischen Grenze nicht mehr zu ändern. — Wir verbürgen uns aber dafür, daß die französische Grenze bis Montag, 3. August, abends 7 Uhr durch unsere Truppen nicht überschritten wird, falls bis dahin die Zusage Englands erfolgt ist.
v. Bethmann Hollweg."

Telegramm des Königs von England an den Kaiser vom 1. August 1914:

„In Beantwortung Deines Telegramms, das soeben eingegangen ist, glaube ich, daß ein Mißverständnis bezüglich einer Anregung vorliegen muß, die in einer freundschaftlichen Unterhaltung zwischen dem Fürsten Lichnowsky und Sir Edward Grey erfolgt ist, als die Frage erörtert wurde, wie ein wirklicher Kampf zwischen der deutschen und französischen Armee vermieden werden könne, solange noch die Möglichkeit besteht, daß ein Einverständnis zwischen Österreich und Rußland zustande kommt. Sir Edward Grey wird den Fürsten Lichnowsky morgen früh sehen, um festzustellen, ob ein Mißverständnis auf seiner Seite vorliegt. Georg."

Telegramm des Kaiserlichen Botschafters in London an den Reichskanzler vom 2. August 1914:

„Die Anregung des Sir Edward Grey, die auf dem Wunsche beruht, die Möglichkeit dauernder Neutralität Englands zu schaffen, ist ohne vorherige Stellungnahme gegenüber Frankreich und ohne Kenntnis der Mobilmachung erfolgt und inzwischen als völlig aussichtslos aufgegeben. Lichnowsky."

Statt dessen waren England, Rußland und Frankreich untereinander einig, über Deutschland und Österreich herzufallen, wobei es besonders auf die Vernichtung der deutschen Macht abgesehen war. Das Intrigenspiel, das jetzt vor aller Welt enthüllt ist, war damals noch zu wenig bekannt, und während etwa achtundvierzig Stunden hatte es fast den Anschein, als ob es noch möglich sei, den Krieg zu verhüten. Der Zweck des ganzen Manövers war einzig

und allein, Zeit für die eigenen Kriegsvorbereitungen zu gewinnen und Deutschland in Sicherheit zu wiegen.

Der Schwerpunkt der von Deutschland abgegebenen Erklärungen liegt in dem Telegramm Kaiser Wilhelms an den König von England. Auch wenn ein Mißverständnis in bezug auf einen englischen Vorschlag vorlag, so bot doch das Anerbieten des Kaisers England Gelegenheit, aufrichtig seine Friedensliebe zu beweisen und den deutsch-französischen Krieg zu verhindern. Warum drängte England nur auf Deutschland, das vermitteln sollte, nicht aber auf seinen russischen Freund, daß er seine Mobilmachung einstelle? — Es war ein Trugspiel ärgster Art. Das geht auch hervor aus einer Veröffentlichung der französischen Zeitung „Gil Blas", die lautet: „In den militärischen Kreisen des Ostens erzählt man sich, daß die Stadt Maubeuge, die unweit der nordöstlichen Grenze Frankreichs an der Bahnlinie Köln—Paris liegt, seit mehreren Wochen mit größeren Mengen englischer Munition versehen werde. Die Stadt Maubeuge ist militärisch von großer Bedeutung. Sie wird im Feldzugsplan des französischen Generalstabs als Konzentrationspunkt für die verbündeten Truppen bezeichnet, die im Kriegsfall von dem englischen General French unter der Oberleitung des französischen Generalissimus Joffre befehligt werden sollen. Nun ist bekannt, daß die englischen Geschütze nicht das gleiche Geschoß wie die französischen haben. Die beiden Regierungen seien jedoch übereingekommen, schon in Friedenszeiten auf französischem Gebiet diejenigen Munitionsmengen anzuhäufen, die im Kriegsfall für die englische Artillerie notwendig sind."

Unsere Gegner hofften, dann mit vereinten Kräften in voller Rüstung über das wehrlose Deutschland herfallen zu können. In dieser Rechnung haben sie nur eines übersehen: die deutsche Schlagfertigkeit.

Am 28. Juli veröffentlichte eine Extraausgabe der offiziellen „Wiener Zeitung" im amtlichen Teile folgende Bekanntmachung:

„Kriegserklärung.

Auf Grund Allerhöchster Entschließung Seiner k. und k. Apostolischen Majestät vom 28. Juli 1914 wurde heute an die Königlich Serbische Regierung eine in französischer Sprache abgefaßte Kriegserklärung gerichtet, welche in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet: Da die Königlich Serbische Regierung die Note, welche ihr vom österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad am 23. Juli 1914 übergeben worden war, nicht in befriedigender Weise beantwortet hat, so sieht sich die k. und k. Regierung in die Notwendigkeit versetzt, selbst für die Wahrung ihrer Rechte und Interessen Sorge zu tragen und zu diesem Ende an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Österreich-Ungarn betrachtet sich daher von diesem Augenblicke an als im Kriegszustand mit Serbien befindlich.

Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern:
Graf Berchtold."

Für Deutschland war die Zeit zum Handeln gekommen, als am 29. Juli bekannt wurde, Rußland habe trotz der mit dem Deutschen Kaiser gepflogenen Friedensverhandlungen die Mobilisierung von sechzehn Armeekorps befohlen. Nach den Mitteilungen des Reuterschen Büros beschränkte sich die Mobilmachung auf die militärischen Bezirke von Kiew, Odessa, Moskau und Kasan. In jedem Bezirke standen vier Armeekorps in Friedensstärke. Durch die Mobilisierung wurden die sechzehn russischen Armeekorps auf die Stärke von zweiunddreißig Armeekorps gebracht.

Diese kriegerischen Vorbereitungen Rußlands wurden auch verraten durch eine Ansprache, die der Zar an die Aspiranten der Marineschule in Petersburg, die zu Offizieren ernannt wurden, richtete. Die Ansprache rief stürmische Begeisterung hervor. Der Zar sagte unter anderem: „Ich habe befohlen, Sie angesichts der ernsten Ereignisse, welche Rußland jetzt durchzumachen hat, zusammenzuberufen. Während des Dienstes als Offizier, der Sie erwartet, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sage: Glauben Sie an Gott und haben Sie den Glauben an den Ruhm und an die Größe unseres mächtigen Vaterlandes."

Die Bewegungen der englischen Flotte, die Vorbereitungen, welche die neutralen Staaten trafen, die Erklärungen, welche Asquith über den Ernst der Lage im englischen Unterhause abgab, alles wies darauf hin, daß eine Weltkatastrophe bevorstand, wenn auch Asquith immer noch von seinen Bemühungen sprach, den Frieden zu erhalten. Auch glaubte man noch am 31. Juli, daß alle Gerüchte über eine bevorstehende Mobilisierung der deutschen Armee unbegründet seien. Gleichwohl drückte die Schwere der Situation auf alle Gemüter, und niemand konnte recht glauben, daß das drohende Gewitter ohne schwere Entladungen vorüberziehen werde. Die Nachrichten über umfangreiche Truppenverschiebungen in Frankreich mußten Verdacht erregen, aber noch am 30. Juli hatte die „Agence Havas", das amtliche französische Nachrichtenbüro, die Stirn, folgende Meldung zu verbreiten: „Zu Unrecht sind heute Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, welche die öffentliche Meinung beunruhigen. Es ist insbesondere unrichtig, daß die Reservisten Befehl erhalten hätten, sich zu ihren Korps zu begeben. Es ist kein einziger Mann zum Ersatz einberufen worden. Die einzigen Maßnahmen, die ergriffen worden sind, waren die Rückberufung von Beurlaubten gewisser Korps und die Rückkehr derjenigen Truppen in ihre Garnisonen, die sich zu weit davon entfernt hatten. Es ist augenscheinlich, daß diese Maßnahmen einen rein verteidigenden Charakter haben und nur zu dem Zwecke ergriffen worden sind, um jeder Möglichkeit zu begegnen. Viel Aufhebens wird auch von gewissen Anordnungen gemacht, die den Zweck verfolgten, den Schutz großer Anlagen und wichtiger Plätze zu sichern. Es ist indessen ganz natürlich, daß Schutzmaßnahmen gegen Sabotageversuche oder Handstreiche von Anarchisten ergriffen werden."

Im Widerspruch zu dieser Meldung stand aber die Tatsache, daß sich die französische Bevölkerung an der Ostgrenze ganz für den Krieg einrichtete. Alle Lebensmittelläden waren bereits ausverkauft, und es herrschte eine schreckliche Geldnot. Alles schien sich auf einen großen Krieg zuzuspitzen. Inzwischen dauerten die Unterhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland fort, wobei Rußland immer weiter rüstete. Rußland verlangte von Österreich gewisse Garantien für den Fall, daß Serbien geschlagen werden würde. Diese Garantien sollten nicht nur den Besitzstand Serbiens sicherstellen, sondern Rußland verlangte auch, daß Österreich auf gewisse in seinem Ultimatum aufgestellte Forderungen, die Rußlands Ansicht nach gleichbedeutend mit der Ausübung eines Protektorates über Serbien seien, verzichte.

Am Vormittag des 31. Juli beschloß der deutsche Bundesrat bereits ein Getreideausfuhrverbot. Das Wolffsche Telegraphenbüro hatte wenige Stunden vorher die Nachricht verbreitet: „Die Meldungen auswärtiger Blätter, daß morgen in Deutschland die Mobilmachung erfolgen werde, sowie daß Prinz Heinrich nach Petersburg reisen werde, sind, wie wir erfahren, vollkommen unzutreffend."

Doch lagen am Morgen des 31. Juli in Berlin an amtlicher Stelle Nachrichten vor, die deutlich erwiesen, daß die russischen Versicherungen, das Zarenreich rüste nur gegen Österreich-Ungarn und nicht gegen Deutschland, mit den wirklichen Vorgängen nicht übereinstimmten. Es ging aus diesen Nachrichten hervor, daß Rußland an der deutschen Grenze sehr umfassende Kriegsvorkehrungen treffe und daß diese Vorkehrungen schon ziemlich weit gediehen seien. Unter diesen Umständen wurden mittags die leitenden Persönlichkeiten der Armee und der Flotte sowie des Auswärtigen Amtes zu einer Beratung im Reichskanzlerpalast zusammenberufen. Diese Konferenz währte bis ein Uhr, und es herrschte in ihr naturgemäß eine überaus ernste Stimmung. Vor dem Reichskanzlergebäude hatte sich, durch die vorfahrenden Automobile und Wagen aufmerksam gemacht, eine große Menschenmenge eingefunden, die mit Spannung zu den Fenstern emporblickte, hinter denen, wie sie nicht mit Unrecht vermutete, entscheidende Beschlüsse gefaßt wurden. Unmittelbar nach Schluß der Beratung wurde schon durch Extrablätter die Mitteilung verbreitet, daß auf Grund des Artikels 68 der Verfassung der Kriegszustand in Deutschland erklärt worden sei, was indessen noch nicht einer Mobilmachung gleichkomme. Der Kaiser verlegte nunmehr seine Residenz von Potsdam nach Berlin (siehe auch S. 12). Etwas später teilte das offiziöse Wolffsche Büro den Beschluß in folgender Form mit: „Aus Petersburg ist heute die Nachricht des deutschen Botschafters eingetroffen, daß die allgemeine Mobilmachung der russischen

Armee und Flotte befohlen worden ist. Darauf hat Seine Majestät Kaiser Wilhelm den Zustand der drohenden Kriegsgefahr befohlen. Seine Majestät wird heute nach Berlin übersiedeln."

Eine weitere amtliche Note, die durch das offiziöse Büro ausgegeben wurde, gibt die Meldung in folgender Fassung: „Seine Majestät der Kaiser haben auf Grund des Artikels 68 der Reichsverfassung das Reichsgebiet ohne Bayern in Kriegszustand erklärt. Für Bayern ergeht die gleiche Anordnung."

Die Erklärung des drohenden Kriegszustandes wird man begreiflich finden, wenn man den Ukas des Zaren über die russische Mobilmachung liest. Dieser Ukas rief unter die Fahnen:

1. die Reservisten von dreiundzwanzig russischen Gouvernements und von einundsiebzig Distrikten in vierzehn anderen Gouvernements;
2. einen Teil der Reservisten von neun Distrikten in vier Gouvernements;
3. die Reservisten der Flotte von vierundsechzig Distrikten in zwölf russischen Gouvernements und einem finnländischen Gouvernement;
4. die beurlaubten Kosaken im Dongebiet, Kuban, Terek, Astrachan, Orenburg und Ural;
5. die entsprechende Anzahl von Reserveoffizieren, Ärzten, Pferden und Wagen.

Dies bedeutete eine Mobilisierung von mehr als zwei Dritteln des europäischen Rußlands.

* * *

Der 1. August 1914 ist nicht nur ein Schicksalstag für Deutschland, sondern für ganz Europa. An diesem Tage wurde die von uns bereits früher erwähnte Vorgeschichte der deutsch-russischen Spannung amtlich veröffentlicht und der ganzen Welt gezeigt, mit welcher Heimtücke Rußland durch sein Oberhaupt, den Zaren Nikolaus, gegen Deutschland und besonders gegen Kaiser Wilhelm vorgegangen ist. Die amtliche Darstellung, die in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht wurde, lautet folgendermaßen:

„Nachdem Seine Majestät der Kaiser den Kriegszustand für das Reich erklärt hat, ist der Zeitpunkt gekommen, die Vorgänge, die zu diesem Entschluß führten, in Kürze darzulegen. Seit Jahren hat Österreich-Ungarn gegen Bestrebungen zu kämpfen, die mit verbrecherischen Mitteln unter Duldung und Förderung der serbischen Regierung auf die Revolutionierung und Losreißung der südöstlichen Landesteile Österreich-Ungarns hinarbeiten. Die Gewinnung dieser Gebiete ist ein unverhülltes Ziel der serbischen Politik. Diese glaubt dabei auf den Rückhalt Rußlands rechnen zu können, in dem Gedanken, daß es Rußlands Aufgabe sei, den südslawischen Völkern seinen Schutz zu leihen. Diesem Gedanken wurde durch Rußlands Bemühungen, den Bund der Balkanstaaten zustande zu bringen, Nahrung gegeben. Die großserbische Propaganda trat schließlich in der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers und seiner Gemahlin grell hervor. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie entschloß sich, diesem gegen ihren Bestand als Großmacht gerichteten verbrecherischen Treiben ein Ende zu machen. Es mußte sich dabei ergeben, ob Rußland tatsächlich die Rolle des Beschützers der Südslawen bei ihren auf Zertrümmerung des Bestandes der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gerichteten Bestrebungen durchzuführen willens war. In diesem Falle kam ein Lebensinteresse Deutschlands in Frage: der ungeschwächte Bestand der uns verbündeten Monarchie, dessen wir zur Erhaltung unserer eigenen Großmachtstellung inmitten der Gegner von Ost und West bedürfen. Deutschland stellte sich von vornherein auf den Standpunkt, daß eine Auseinandersetzung mit Serbien eine Angelegenheit sei, die nur Österreich-Ungarn und Serbien angehe. Unter Wahrung dieses Standpunktes haben wir mit der größten Hingabe an allen Bemühungen teilgenommen, die auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichtet waren. Österreich-Ungarn gab hierzu die Handhabe, indem es den Mächten wiederholt erklärte, daß es auf keine Eroberungen ausgehe und den territorialen Bestand Serbiens nicht antasten wolle. Diese Erklärungen wurden namentlich in Petersburg mit Nachdruck zur Kenntnis gebracht. Unserem Bundesgenossen haben wir geraten, jedes mit der Würde der Monarchie zu vereinbarende Entgegenkommen zu zeigen. Insbesondere haben wir allen englischen, auf die Vermittlung zwischen Wien und Petersburg hinzielenden Schritten hilfreiche Hand geliehen. Bereits am 26. Juli lagen zuverlässige Meldungen über russische Rüstungen vor. Sie veranlaßten die deutsche Regierung, am gleichen Tage unter erneuter Betonung, daß Österreich-Ungarn den Bestand Serbiens nicht antasten wolle, zu erklären: vorbereitende militärische Maßnahmen Rußlands müßten uns zu Gegenmaßregeln zwingen, diese müßten in der Mobilisierung der Armee bestehen, Mobilisierung aber bedeute Krieg. Wir könnten nicht annehmen, daß Rußland einen europäischen Krieg entfesseln wolle. Am nächsten Tage erklärte der russische Kriegsminister unserem Militärattaché, es sei noch keine Mobilmachungsorder ergangen, kein Pferd ausgehoben, kein Reservist eingezogen. Es würden lediglich vorbereitende Maßregeln getroffen. Wenn Österreich-Ungarn die serbische Grenze überschreite, würden die auf Österreich-Ungarn gerichteten Militärbezirke mobilisiert, unter keinen Umständen die an der deutschen Front liegenden. Jedoch ließen zuverlässige Nachrichten schon in den nächsten Tagen keinen Zweifel, daß auch an der deutschen Grenze die militärischen Vorbereitungen Rußlands in vollem Gange waren. Meldungen hierüber häuften sich; trotzdem wurden noch am 29. Juli von dem russischen Generalstabschef unserem Militärattaché erneut beruhigende Erklärungen gegeben, die die Mitteilung des Kriegsministers als noch voll zu Recht bestehend bezeichneten.

Am 29. Juli ging ein Telegramm des Zaren an den Kaiser ein, worin er die inständige Bitte aussprach, der Kaiser möge ihm in diesem so ernsten Augenblick helfen. Er bitte ihn, um dem Unglück eines europäischen Krieges vorzubeugen, alles ihm Mögliche zu tun, um seinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen. Am selben Tage erwiderte der Kaiser in einem längeren Telegramm, daß er die Aufgabe eines Vermittlers auf den Appell an seine Freundschaft und Hilfe bereitwillig übernommen habe. Dementsprechend wurde sofort eine diplomatische Aktion in Wien eingeleitet. Während diese im Gange war, lief die offizielle Nachricht ein, daß Rußland gegen Österreich-Ungarn mobil mache. Hierauf wies der Kaiser den Zaren in einem weiteren Telegramm sofort darauf hin, daß durch die russische Mobilisierung gegen Österreich-Ungarn seine auf Bitten des Zaren übernommene Vermittlerrolle gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Trotzdem ließ der Kaiser die in Wien eingeleitete Aktion fortsetzen, wobei die von England gemachten, in ähnlicher Richtung sich bewegenden Vorschläge von der deutschen Regierung warm unterstützt wurden. Über diese Vermittlungsvorschläge sollte heute in Wien die Entscheidung fallen. Noch bevor sie fiel, lief bei der deutschen Regierung die offizielle Nachricht ein, daß der Mobilmachungsbefehl für die gesamte russische Armee und Flotte ergangen sei. Darauf richtete der Kaiser ein letztes Telegramm an den Zaren, in dem er hervorhob, daß die Verantwortung für die Sicherheit des Reiches ihn zu definitiven Maßregeln zwinge. Er sei mit seinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht er trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der Welt drohe. Er habe die Freundschaft für den Zaren und das russische Volk stets treu gehalten. Der Friede Europas könne noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland aufhöre, Deutschland und Österreich zu bedrohen. Während also die deutsche Regierung auf das Ersuchen Rußlands vermittelte, machte Rußland seine gesamten Streitkräfte mobil, bedrohte damit die Sicherheit des Deutschen Reiches, von dem bis zu dieser Stunde noch keinerlei außergewöhnliche militärische Maßregeln ergriffen waren. So ist nicht von Deutschland herbeigerufen, vielmehr wider den durch die Tat bewährten Willen Deutschlands der Augenblick gekommen, der die Wehrmacht Deutschlands auf den Plan ruft."

Am Abend vorher war eine große Volksmenge unter Absingen vaterländischer Lieder vor die Wohnung des Reichskanzlers gezogen. Der Reichskanzler erschien am Mittelfenster des Kongreßsaales, von stürmischen Zurufen begrüßt. Als Stille eintrat, hielt der Kanzler die schon auf S. 12 wiedergegebene Ansprache.

Mit begeisterten Hochrufen auf den Kaiser und den Kanzler und unter dem Gesange der Nationalhymne und der „Wacht am Rhein" setzte hierauf der Zug seinen Weg durch die Wilhelmstraße fort.

Auch der Kaiser hatte schon am 31. Juli nach Verkündigung der drohenden Kriegsgefahr eine Ansprache vom Schloß aus an das Volk gehalten. Patriotische Kundgebungen im Lustgarten währten den ganzen Tag, und nachmittags nach sechs Uhr erschienen der Kaiser, die Kaiserin und Prinz Adalbert an dem Fenster des Rittersaales und wurden stürmisch begrüßt. Der Kaiser richtete, von tosenden Zustimmungsrufen übertönt, an die Versammelten die auf S. 12 mitgeteilten, packenden Worte.

Am 1. August nachmittags veröffentlichte der „Reichsanzeiger" in einer Sonderausgabe folgenden Kaiserlichen Erlaß:

„Ich bestimme hiermit:

Das deutsche Heer und die Kaiserliche Marine sind nach Maßgabe des Mobilmachungsplans für das deutsche Heer und die Kaiserliche Marine kriegsbereit aufzustellen.

Der 2. August 1914 wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt.

Berlin, den 1. August 1914.

Wilhelm I. R.
v. Bethmann Hollweg."



Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Schwestern vom Roten Kreuz beim Kochen von Krankenkost.

Gleichzeitig erschienen die Bekanntmachungen der Korpskommandanten der gesamten Armee und Marine, worin die näheren Bestimmungen über die Form der Mobilmachung nebst Bezeichnung der Lokale, in denen sich die Gestellungspflichtigen zu melden hatten, mitgeteilt waren. Diese Einzelheiten waren natürlich bei den verschiedenen Armeekorps verschieden, nur die Mobilmachungstage waren im ganzen Reiche die gleichen. Es hieß da:

Der	2.	August	1914	gilt als	erster	Mobilmachungstag
„	3.	„	1914	„ „	zweiter	„
„	4.	„	1914	„ „	dritter	„
„	5.	„	1914	„ „	vierter	„
„	6.	„	1914	„ „	fünfter	„

und so fort.

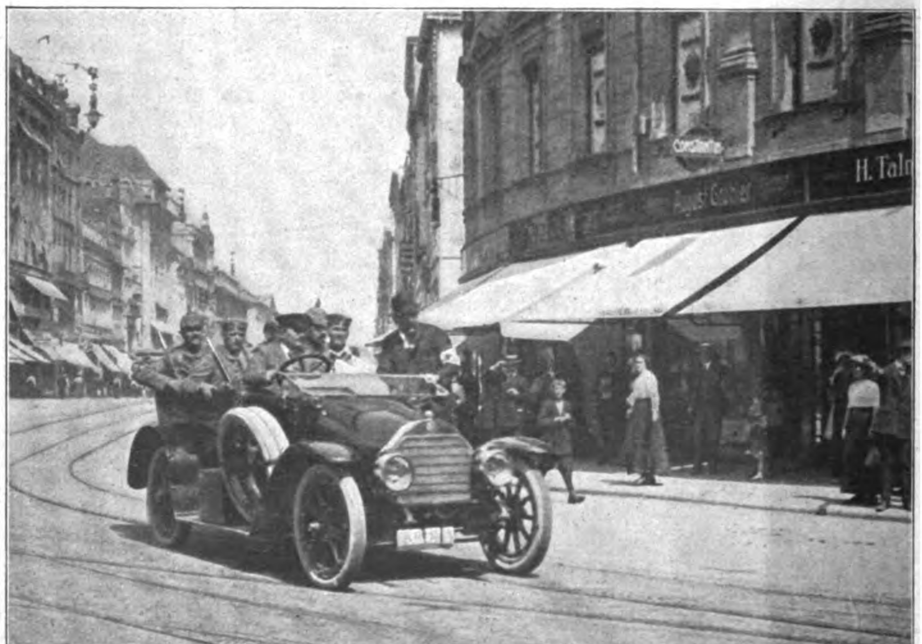
Die Wogen der vaterländischen Begeisterung gingen hoch, und ebenso wie acht Tage vorher bei Bekanntwerden des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Serbien, so zogen auch jetzt die Volksmassen durch die Straßen und sangen patriotische Lieder. Der Lustgarten in Berlin war am Nachmittag des 1. August von einer dichtgedrängten Menschenmenge besetzt. Etwa um fünfeinhalb Uhr wurde dem Publikum durch Adjutanten, Offiziere und Schutzmannswachtmeister die erfolgte Mobilmachung bekanntgegeben, worauf es zu großen Beifallskundgebungen kam. Um sechs Uhr war im Dom der angeordnete liturgische Gottesdienst, den Oberhofprediger D. Dr. Dryander abhielt. An dem Gottesdienst nahmen auch Damen und Herren aus der Umgebung des Kaiserpaares teil. Eine ungeheure Menschenmenge wälzte sich nach sieben Uhr die Linden hinauf und staute sich vor dem Kronprinzlichen Palais, wo berittene Schutzleute mühsam den Verkehr frei hielten. Die Schloßbrücke war abgesperrt. Plötzlich zeigten sich der Kaiser und die Kaiserin auf dem Mittelbalkon des Schlosses. Sogleich wurde die Absperrung aufgehoben, und die Menge eilte im Laufschritt unter unaufhörlichen Hochrufen über die Brücke vor das Schloß, „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ singend. Dann hörte man den Ruf „Ruhe!“, und der Kaiser, dessen Stimme deutlich vernehmbar über den Platz klang, hielt folgende kurze Ansprache: „Aus tiefem Herzen danke ich euch für den Ausdruck eurer Liebe, eurer Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampf kenne ich in meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche (brausender Jubel), und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewendet haben sollte, ich verzeihe ihnen allen von ganzem Herzen. Es handelt sich jetzt nur darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird Gott dem deutschen Schwert zum Siege verhelfen.“

Diese Worte wurden mit stürmischen Hochrufen beantwortet. Während der Kaiser und die Kaiserin sich zurückzogen, erklang „Die Wacht am Rhein“. Der Strom flutete zu den Linden zurück, um sich vor dem Kronprinzenpalast abermals zu stauen. Lebhaft begrüßt durch Händeklatschen und Hochrufe erschien das Kronprinzenpaar auf dem Balkon. Der Kronprinz hatte den dritten Prinzen auf dem Arm, die Kronprinzessin hielt die beiden ältesten Söhne an der Hand.

Am selben Abend machte auch vor dem Reichskanzlergebäude ein stattlicher Zug halt, der in ernster patriotischer Stimmung „Heil dir im Siegerkranz“ und „Lobe den Herrn“ sang. Der Reichskanzler erschien an einem Fenster des ersten Stocks und richtete an die Menge folgende Worte: „In Ihrem Liede haben Sie unserem Kaiser zugejubelt. Ja, für unseren Kaiser stehen wir alle ein, wer und welcher Gesinnung und welchen Glaubens wir auch sein mögen. Für ihn lassen wir Gut und Blut. Der Kaiser ist genötigt gewesen, die Söhne des Volkes zu den Waffen zu rufen. Wenn uns jetzt der Krieg beschieden sein sollte, so weiß ich, daß alle jungen deutschen Männer bereit sind, ihr Blut zu verspritzen für den Ruhm und die Größe Deutschlands. Aber wir können nur siegen in dem festen Vertrauen auf den Gott, der die Heerscharen lenkt und der uns bisher noch immer den Sieg gegeben hat. Und sollte Gott in letzter Stunde uns diesen Krieg ersparen, so wollen wir ihm dafür danken. Wenn es aber anders wird, dann: Mit Gott für König und Vaterland!“

Ähnliche Kundgebungen fanden auch in anderen Landeshauptstädten statt.

Es sei noch erwähnt, daß am 1. August nachmittags auch die volle Mobilmachung der französischen Streitkräfte angeordnet worden war. Das Bekanntwerden dieser Tat-



Phot. L. Schaller, Stuttgart.

Deutsche Verwundete werden in Automobilen in Stuttgarter Lazarette überführt.

sache konnte das Tempo der deutschen Mobilmachung nur beschleunigen.

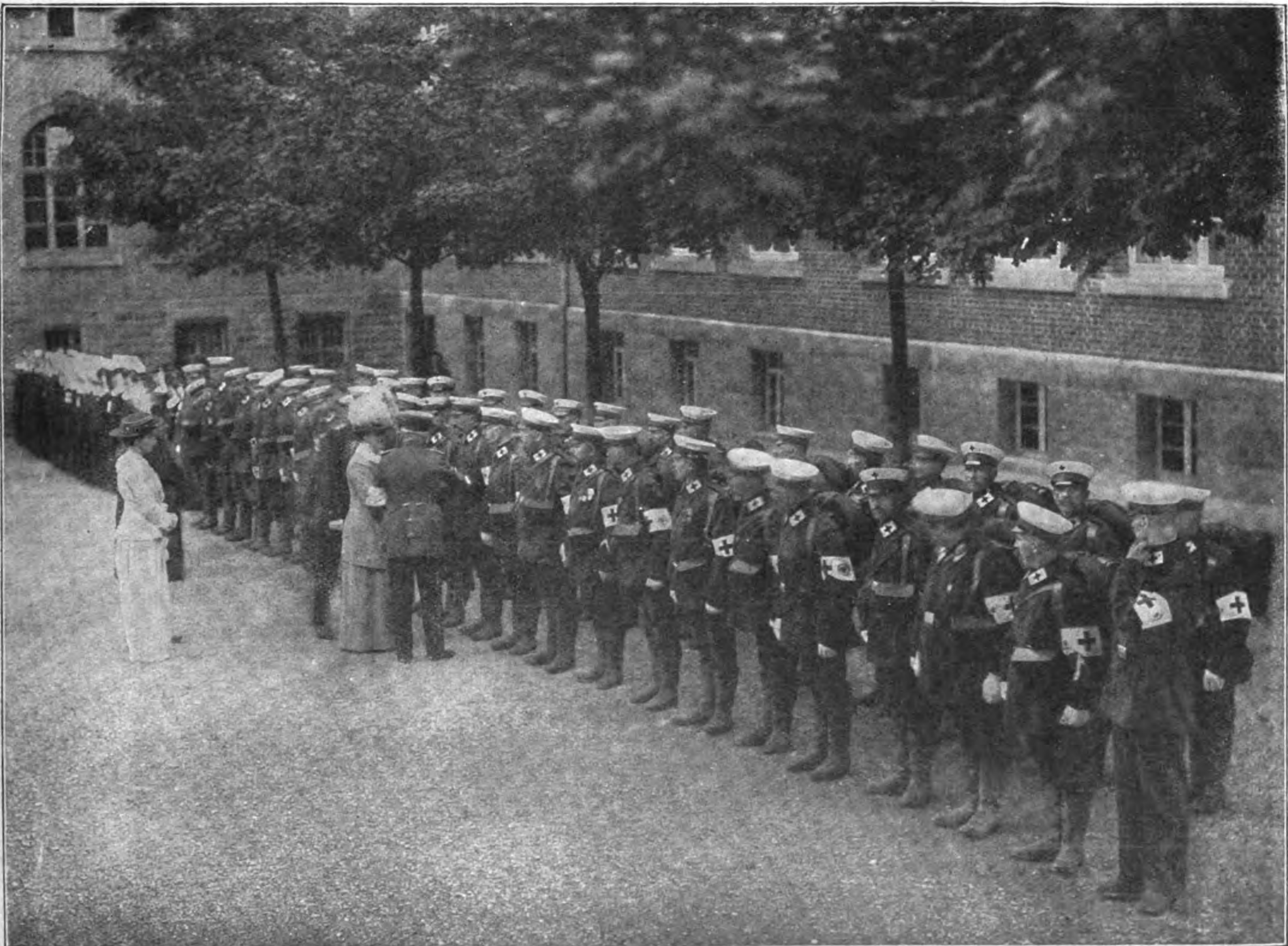
Daß das deutsche Volk trotz der mancherlei innerpolitischen Differenzen während eines dreiundvierzigjährigen Friedens an vaterländischem Geiste nichts eingebüßt hatte, bewies der Eindruck, den der Befehl zur Mobilmachung in allen Teilen unseres Vaterlandes hervorrief. Überall einhellige Begeisterung und starker Andrang freiwilliger Kämpfer. Jeder fühlte, daß es galt, nicht nur für das deutsche Vaterland, sondern auch für die deutsche Kultur zu kämpfen. Tiefer Ernst und unerschütterliche Ruhe prägte sich auf allen Gesichtern aus, aber keine Traurigkeit. Jeder wollte Gut und Blut dem Vaterlande opfern, und wie zur Zeit der Freiheitskriege werden von überallher rührende Beweise der Vaterlandsliebe gemeldet. Hier soll besonders eine Szene erzählt werden, die sich am 1. August abends elf Uhr in Berlin Unter den Linden zugetragen hat. Ein kleines beherztes Persönchen klettert irgendwo empor, an einem Wagen oder an einem Kandelaber. Man kann es im Gedränge nicht sehen. Nelli Petzoldt soll sie heißen. Zwanzig Jahre ungefähr ist sie alt. Und spricht: „Nun, da das entscheidende Wort gefallen ist, nun, da es uns endlich zur Gewißheit wurde, daß es für unsere deutschen Männer nur noch eine Pflicht gibt, die Pflicht, sich um die Fahne zu scharen, will ich im Namen aller meiner Mitschwestern, die ein für ihr Vaterland schlagendes Herz in der Brust haben, die Worte aussprechen: Wir deutschen Frauen werden unserem geliebten Herrscher und aller Welt zeigen, daß wir würdig sind, tapfere Männer zu haben! Wie es auch kommen möge, wir werden alles geduldig und mit Würde ertragen, und das soll in dieser schweren Zeit das beste Zeugnis sein für die Größe der deutschen Frau. Stolz sind wir, daß wir deutsche Frauen sind! Das Vaterland ruft, und jeder deutsche Mann wird kommen! Wir aber, die wir zurückbleiben müssen, werden unseren Männern, unseren Söhnen, Vätern, Brüdern und Freunden nicht nachstehen, wir werden unsere Herzen in Demut auf den Altar des Vaterlandes legen für eine gerechte Sache! Aus meinem und aus aller deutschen Frauen tiefstem Innern steigt der Wunsch empor: ‚Schenke unseren deutschen Streitern, vereint mit unseren Verbündeten, den Sieg und unserem Herrscherhause die Krone des Ruhmes!'" — Und unwillkürlich hingerissen, donnernd und brausend, antwortet die tausendköpfige Menge mit dem Vers des Liedes der Deutschen: „Deutsche Frauen, deutsche Treue ..."

* * *

Mit kaiserlicher Verordnung vom 2. August wurde der Deutsche Reichstag auf den 4. August einberufen. Noch nie war das Parlament in so bedeutungsvoller Stunde zusammengetreten, und man kann nur wünschen, daß ihm künftig derartige schwerwiegende Beschlüsse, in denen es sich um Weltenschicksale, um Sein oder Nichtsein handelt, erspart werden. Der Deutsche Reichstag zeigte sich der Schicksalsstunde gewachsen. Ein ergreifendes Stimmungsbild von der Eröffnung dieser Sitzung, die einen Markstein in der Geschichte des Deutschen Reiches bedeutet, gab „Der Tag" in seiner Abendausgabe vom 4. August. Es heißt da:

Eine beispiellos große Stunde liegt hinter uns. Im Weißen Saal des altersgrauen Königlichen Schlosses an der Spree hat der Kaiser zu den Vertretern des gesamten deutschen Volkes, zu den Notabeln des Reiches und zu den Mitgliedern des Bundesrats gesprochen: ein weltgeschichtlicher Augenblick, der dem, der ihm beiwohnte, für alle Zeiten unvergeßlich bleiben wird.

Der sanft-gelbliche Schein der Deckenbeleuchtung warf seine Strahlen nieder auf die Statuen aller preußischen Könige, die an den Wänden stehen. Nie wurden in diesem Saale Worte von so ergreifender Bedeutung gesprochen, als in der heutigen Mittagsstunde. Zuerst herrschte tiefes Schweigen, nur zwei rotgekleidete Pagen hielten zu den Seiten des Thrones Wacht. Ganz allmählich trafen die zu der Kundgebung, auf die die Welt lauschte, Berechtigten ein. Als ich die Treppen emporstieg, begegnete mir der Reichskanzler in der großen Uniform der Gardedragoner, gefolgt von seinem Adjutanten, der bereits die Felduniform trug. Der Reichskanzler sah frisch und wohlgemut aus und erwiderte freundlich den Gruß. Als einer der Ersten traf Unterstaatssekretär Wahnschaffe in der



Phot. A. Hirrlinger, Stuttgart.

Abschied der Königin Charlotte von Württemberg von einem Lazarettrupp des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz.

Uniform der Schwedter Dragoner ein, er trug die violette Mappe, in der sich das Manuskript der Thronrede befand. . .

Da klingen dumpf noch einmal drei Schläge. Unter Vorantritt des Reichskanzlers, des Großadmirals v. Tirpitz und des bayerischen Gesandten Grafen v. Lerchenfeld kommt der Kaiser langsam die Treppe herabgeschritten. Auf seinem Antlitz sieht man keine Spur von Erregung, er verneigt sich, als der Reichstagspräsident ein begeistertes dreimaliges Hoch auf ihn ausbringt, und schreitet dann ernst, den Helm der Gardeinfanterie in der Hand, die Stufen des Thrones empor. Als ihm die Thronrede überreicht ist, bedeckt er sein Haupt mit dem Helm.

Und laut und vernehmlich tönt seine Stimme durch den Saal.

Vor Beginn der Rede hat sich die Kaiserin von ihrem Sitz erhoben, sie hört diese mächtige Kundgebung stehend an.

Aller Augen haften an unserem Kaiser. Hoch aufgerichtet, das Blatt in der Rechten, die Linke auf den Degenknauf gestützt, spricht er, und nur ein einziger Wunsch beseelt den Zuhörer, daß alle Deutschen, von der Memel bis zur Maas, das hören möchten, was der Kaiser sagt und wie er es sagt. Man wird von derselben mächtigen inneren Erregung erfaßt, die ihn selbst beseelt, man fühlt, was es ihn kostete, diesen weltenschweren Entschluß zu fassen, der viel Unglück, aber, so Gott will, auch unsäglich Gutes im Gefolge haben wird.

Immer macht- und tonvoller wurde seine Stimme, und es schien, als ob ein verhaltener Zug von Wehmut sein Herz bewegte, da er von der alten, traditionellen und historischen Freundschaft mit dem Zarenreiche sprach. Aber dann wurde er drohend und immer drohender, und der begeisterte Beifall aller Zuhörer bewies, daß es nunmehr mit der deutschen Geduld zu Ende sei.

Und als der Kaiser dem Schluß seiner Rede nahe war, als er den Appell an alle Völker und Stämme des Deutschen Reichs erklingen ließ, da warf er mit energischem Schwung das Manuskript auf den Thronsessel und sprach den Schluß seiner Rede frei. Wer immer diese Worte hörte, hat nimmermehr tiefer in das Herz eines deutschen Mannes geschaut, weil er selbst dieselben Empfindungen hatte.

Niemand kann die Begeisterung erfassen, die alle ergriff, nie war etwas Ergreifenderes, als wie die Parteien des Reichstages dem Kaiser das Gelöbnis der Treue ablegten, niemals ist das „Heil dir im Siegerkranz" inniger gesungen, als in der heutigen Mittagsstunde, und niemals wurde hochherziger in ein Kaiserhoch eingestimmt, als in das, das der bayerische Gesandte ausbrachte.

Der Kaiser verabschiedete sich mit Händedruck von dem Chef des Generalstabes und von dem Reichskanzler — ein weltgeschichtlicher Augenblick gehörte der Vergangenheit, aber dem immerwährenden Bewußtsein des deutschen Volkes an.

Die Thronrede selbst lautete:

„Geehrte Herren! In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Wege des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlich-geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drange und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zu ersparen. — Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden.

Da tat sich mit der Ermordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht, uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe Ich Meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert. An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist Mein innigster Wunsch.

Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir in die Hand zu geloben."

Diese Worte rissen diese ergrauten Männer hin. Die Hurras und Hochs endeten nicht. Das Zeremonielle war vergessen, man war nicht mehr im Weißen Saal, und während die Führer der Parteien vortraten und ohne tiefe Hofverbeugung dem Kaiser die Hand reichten, war mit einem Male das Symbol für den hohen Sinn dieser Stunde gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Gefecht bei Lagarde.

(Hierzu das Bild Seite 35.)

Am 11. August trafen die in Lothringen im Aufmarsche befindlichen Streitkräfte den Feind bei Lagarde einem ansehnlichen, dicht an der französischen Grenze gelegenen Dorfe. Das gab einem verhältnismäßig kleinen Teil unserer nordwestlich von Straßburg aufmarschierten Truppen zum erstenmal Gelegenheit, die aufopferungsvolle Hingabe an das Vaterland und die Todesverachtung zu erweisen, die in einem Siegeszuge, wie ihn die Weltgeschichte bisher nicht kennt, jetzt so macht- und kraftvoll zum Ausdruck gelangt.

Bei glühender Sonnenhitze wurde das Gefecht gegen einen gut verschanzten und weit überlegenen Gegner eingeleitet und in siebenstündigem Kampfe siegreich durchgeführt. Als unsere Infanterie von einem Höhenrande das erste Feuer empfing, nahm sie es sofort auf und ging, unterstützt von mittlerweile eingreifender Artillerie, unaufhaltsam vor, bis dicht an die feindlichen Feldbefestigungen. Hier entspann sich ein heißes Feuergefecht, bis endlich der linke feindliche Flügel ins Wanken geriet. Mit



Eroberung der ersten französischen Fahne und der ersten Geschütze bei Lagarde.

Nach einer Originalzeichnung von Hans W. Schmidt.

aller Macht drängten unsere wackeren Streiter nach, und bald konnten die Franzosen in ihren gedeckten Stellungen sich nicht mehr halten; sie wurden auf der ganzen Linie auf das Dorf zurückgeworfen.

Dort gab es erneut einen erbitterten Kampf, bis endlich ein Flankenangriff unserer Kavallerie auch hier die Entscheidung brachte. Um eine Attacke zu behindern, hatten die Franzosen den Wiesengrund vor dem Dorfe mit ausgehobenen Erdhöhlen durchzogen, die sie mit Heu und Gras überdeckten. Aber unsere umsichtigen Reiter merkten zur rechten Zeit noch die gelegten Fallen und wußten ihnen in ihrem Ansturm auszuweichen. „Es war ein großer Tag für mein Regiment," berichtet ein an dieser Attacke beteiligter verwundeter Kavallerieoffizier seiner Gattin. „Er wird einst in der Geschichte genau so verzeichnet werden wie die Tage von Gravelotte und Mars-la-Tour im Jahre 1870. Es war ein Todesritt im wahrsten Sinne des Worts, gegen die feuerspeienden Schlünde der Artillerie, gegen Maschinengewehre und intakte Infanterie. Wir haben die Franzosen in die Pfanne gehauen, aber schwer hat unsere Brigade gelitten. Von den 142 Mann meiner Eskadron waren gestern beim Appell 58! Ich der einzige Offizier. Alle anderen tot oder verwundet. Der Brigadekommandeur durch Brust und Hand geschossen . . ."

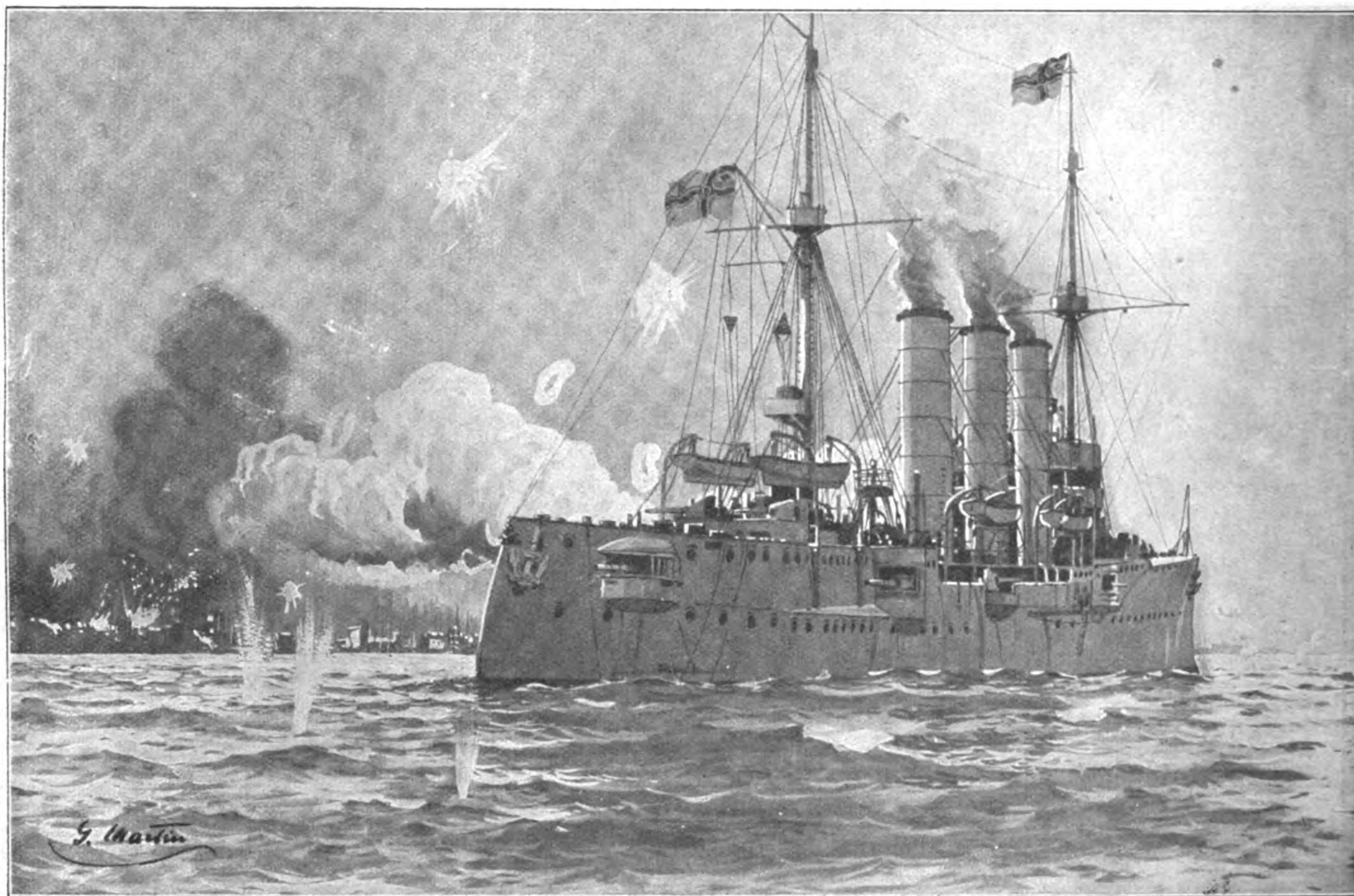
Als das Dorf und die Stellungen in seiner Umgebung unter der Wucht dieser Kavallerieattacke vollends genommen waren, gab es noch eine schneidige Verfolgung des Feindes. Bemerkenswerte Einzelheiten über den abschließenden Teil des heftigen Kampfes entnehmen wir dem schon oben angeführten Brief eines Teilnehmers: „Nun kommen schon in Scharen die ersten sich ergebenden Franzosen. Wir mußten sehr vorsichtig sein, denn die Burschen schossen noch, wenn sie verwundet am Boden lagen, aus dem Hinterhalt. Ein Infanterist reichte mir seine Feldflasche; im selben Augenblick, als ich zugreifen will, fährt ihm eine Kugel durch die Finger! Wir ließen nun die Gefangenen alles von sich werfen, bis auf ihre roten Hosen und Hemd, und hatten so schließlich bei unserer Kompanie 150 Stück beisammen. Alle kamen sie mit aufgehobenen Händen auf uns zu. Schließlich dauerten mich auch die armen Burschen, die zum Teil schwer verwundet um uns herumlagen. Es waren Bürschchen von 16, 17 Jahren dabei. Ich gab ihnen, was ich noch an Verbandspäckchen und Schokolade bei mir hatte, und ließ Wasser für sie holen. So viel Küsse auf Stiefel und Hände habe ich in meinem Leben noch nicht bekommen. „Nous ne voulons pas la guerre!" haben sie die ganze Zeit geschrien und: „Vive l'Allemagne!" Als rückwärts eine unserer Bataillonsfahnen sichtbar wurde, riefen sie alle durcheinander: „Oh! le drapeau allemand! Vive l'Allemagne! Vive le drapeau allemand!"

Siebenhundert Gefangene, zwei erstürmte Batterien, vier Maschinengewehre und die erste eroberte französische Fahne waren der Preis des heißen Tages.

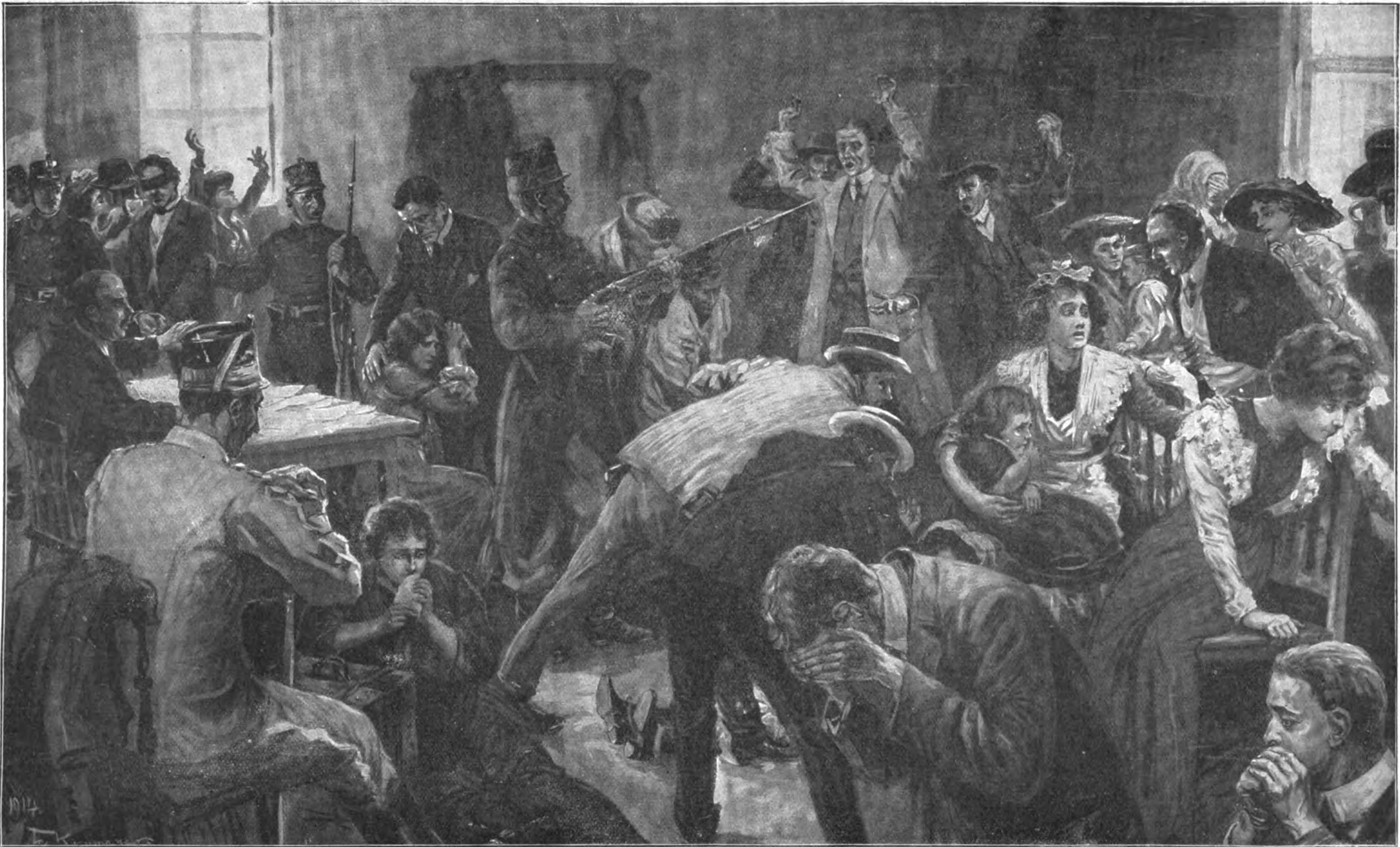
Drei gegen fünfzig.

(Hierzu das Bild Seite 28/29.)

An der Bahn, die von Lyck im Regierungsbezirk Gumbinnen in südöstlicher Richtung nach Russisch-Polen führt, liegt dicht an der Grenze das Dorf Prostken. Die zweieinhalbtausend Einwohner standen, wie alle Grenzsassen dort, stündlich in der Gefahr, von den russischen Horden überfallen und grausam mißhandelt zu werden. In der Tat erscholl eines Morgens der Ruf: „Alles flüchten — der Feind kommt!", und stärkste Erregung bemächtigte sich der Bevölkerung. Ein beherzter Mann aber wollte sich den Feind zuvor doch mal ansehen und lief zur Grenze. Wirklich kamen an die fünfzig russische Kavalleristen in rasendem Galopp angestürmt, voran der Offizier mit geschwungenem Säbel. Als sie nun auf etwa achthundert Meter heran waren, krachte seitlich von dem wißbegierigen Zuschauer ein Schuß, dem alsbald mehrere folgten. Beim vierten sank der Offizier, beim fünften ein Gefreiter tot in den Sand. Jetzt bekam es die ganze Heldenschar mit der Angst; sie rissen die Gäule herum und verschwanden noch schneller, als sie gekommen waren. Nunmehr erhoben sich aus einem Felde drei — sage drei — deutsche Infanteristen und warfen lachend ihr Gewehr über die Achsel; ihr Feuer hatte genügt, ein halbes Hundert der vielgerühmten russischen Kavallerie ins Bockshorn zu jagen.



Die Beschießung von Libau durch den kleinen Kreuzer „Augsburg" am 2. August.
Nach einer Originalzeichnung von G. Martin.



Bedrohung verhafteter Deutscher durch belgische Behörden.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Kienmauer.


Phot. Nicola Perscheid, Berlin.
General der Infanterie v. Moltke,
Chef des deutschen Generalstabs.


Phot. Th. Andersen, Hofphotograph, Stuttgart.
Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg.


Phot. Gebr. Hirsch, Hofphotographen, Karlsruhe.
Generaloberst Großherzog Friedrich II. von Baden.


Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern.

Minensperrung in der Themse.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Der Geist der rücksichtslosen Selbstaufopferung, der der deutschen Flotte eigen ist, hat sich durch die Minensperrung in der Themse im glänzendsten Lichte gezeigt. Der kleine Bäderdampfer „Königin Luise", der als Minenleger ausgerüstet war, erhielt unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Biermann den gefahrvollen Auftrag, die Themsemündung durch Minen zu sperren. Leider wurde der Dampfer kurz nach vollzogener Auslegung der Minen von dem englischen geschützten Kreuzer „Amphion" gesichtet, der die dritte am nördlichen Themseufer in Harwich stationierte Torpedobootszerstörerflottille der sogenannten L-Klasse führte. Mehrere Torpedobootszerstörer gaben auf die „Königin Luise" Feuer, die, im Heck getroffen, zum Sinken gebracht wurde. Währenddessen stieß der „Amphion" auf ein zwischen zwei Minen ausgespanntes Kabel. Durch die Minenexplosion wurde sein Vorderteil aufgerissen, so daß er nach zwanzig Minuten in der Tiefe verschwand. An eine Gegenwehr des deutschen Minenschiffs gegen eine aus nicht weniger als zwanzig Fahrzeugen bestehende Übermacht war nicht zu denken. So schmerzlich der Untergang der „Königin Luise" ist, so wird doch der Verlust aufgewogen durch die Vernichtung des englischen Kreuzers und den tiefen Eindruck, den der unvergleichliche Mannesmut der deutschen Seeleute in England hervorgerufen hat. Von der tapferen Besatzung wurden dreißig Matrosen gerettet.

Die Beschießung von Libau.

(Hierzu das Bild Seite 36.)

Auch in der Ostsee hat sich kurz nach der Kriegserklärung an Rußland die deutsche Flotte erfolgreich betätigt. Ein schwedischer Augenzeuge des Bombardements von Libau schildert dieses in anschaulicher Weise: Bereits am Nachmittag des 2. August gingen in diesem russischen Hafen Gerüchte herum, die deutschen Kriegschiffe seien in so unmittelbarer Nähe, daß ihr Angriff erwartet werden könne. Im Hafen versammelten sich törichterweise bald große Menschenmassen, um sich „den Krieg" anzusehen. Am Abend um 10½ Uhr fiel der erste Schuß. Andere folgten in kurzer Zeit. Die Erde erdröhnte unter der heftigen Kanonade. Die Granaten fielen massenweise in die Stadt. Eine Panik ergriff die Bevölkerung. Überall sah man Menschen schreiend und planlos umherlaufen. Viele Granaten richteten eine furchtbare Zerstörung an. Ein Petroleumbehälter wurde von einer Bombe getroffen und explodierte. Die Kanonade wurde immer furchtbarer. Man hörte wiederholt gewaltiges Dröhnen. Es hieß, daß die Russen den Kriegshafen und die öffentlichen Gebäude zerstörten. An mehreren Stellen der Stadt brach ein Brand aus; niemand dachte daran, zu löschen. Der Schrecken hatte jede Willensäußerung gelähmt. Erst gegen Morgen hörte die Beschießung auf. Die Stadt sah, namentlich am Hafen, schrecklich aus. Alle Kais waren zerstört, die großen Warenspeicher waren in rauchende Schutthaufen verwandelt.

Auf dem Weg zur Grenze.

Ein paar Augenblicksbilder aus den ersten Mobilmachungstagen von einem, der dabei war.

(Hierzu die Bilder Seite 40 und 41.)

Die Festung N. wimmelt von Militär, und jeder Zug, der ankommt, entläßt Scharen von Einberufenen, die teils hier ihre Einkleidung erhalten, teils die nächste Fahrgelegenheit abwarten, um möglichst rasch zu ihrem Meldeort zu gelangen. Man sieht nur frohe, tatbereite Mienen, Entschlossenheit und Siegeszuversicht allüberall. Die öffentlichen Gebäude, wie Schulen und sonstige verfügbare Räume, desgleichen die Gasthofsäle und ähnliche große Baulichkeiten sind der Mobilisierung dienstbar gemacht. Während Wagen nach Wagen herbeiknarrt, hochgetürmt mit Bekleidungs- und anderen Ausrüstungsgegenständen, sieht man in den angrenzenden Straßen lange Reihen von Mannschaften damit beschäftigt, die Umwandlung vom Zivilisten in den Streiter fürs Vaterland zu vollziehen. In der Nähe des Bahnhofs aber harren die schon Marschbereiten der Stunde


Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
Großadmiral Prinz Heinrich von Preußen,
Generalinspekteur der Marine.


Phot. F. Urbahns, Hofphotograph, Kiel.
Admiral v. Pohl,
Chef des Admiralstabs der Marine.


Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
Vizeadmiral Friedrich v. Ingenohl,
der neue Chef der Hochseeflotte.


Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
Großadmiral v. Tirpitz,
Staatssekretär des Reichsmarineamts.


Generalleutnant v. Falkenhayn, Kriegsminister.


Phot. E. Bieber, Hofphotograph Berlin.
Generaloberst v. Bülow.


C. Freiherr v. d. Goltz, Generalfeldmarschall und Gouverneur von Belgien.


Gottlieb Graf v. Häseler, Generalfeldmarschall.

der Abfahrt. Noch dürfen sie sich's bequem machen. Die Gewehre stehen in Pyramiden beisammen; Tornister, Feldflasche und Brotbeutel liegen daneben. Man reckt und streckt die Glieder noch einmal, ehe man zum vielstundenlangen Stillsitzen im dichtbesetzten Wagen gezwungen ist. Auch Frauen und Kinder sind zahlreich herbeigeeilt, Verwandte und Bekannte, noch ein letztes Wort mit den Tapferen zu wechseln, die vielleicht in wenigen Tagen schon auf dem grünen Rasen verbluten, kostbare Opfer für des Vaterlandes Ehre und Freiheit ...

Halb zwölf Uhr nachts. Dichtes Gewölk hat sich über der Festung geballt und erfüllt die Straßen, die Plätze mit feinem, nebelhaftem Regen, der trotzdem sehr rasch bis auf die Haut dringt. Auf dem weitläufigen Bahnhof brennen nur die notwendigsten Lichter, um den befürchteten Versuchen feindlicher Flieger, Bomben abzuwerfen, keine Gelegenheit zum Zielen zu geben. Auf dem Bahnsteig stehen marschbereit zwei kriegsstarke Bataillone, grau im Grau der nebligen Finsternis, daß man schon die achte, zehnte Reihe nicht mehr unterscheiden kann. Eben fährt ein Zug ein; einige mit viel Grün verzierte Wagen verraten, daß sie Reservisten bringen. Richtig, da winden sie sich schon in langer Doppelreihe durch das Gedränge der übrigen Ankömmlinge dem Ausgang zu, jeder ein Paket oder Köfferlein mit den Notwendigsten tragend. „Wo müßt ihr euch stellen?" ruft der vorderste Leutnant des einen Bataillons. Ein Wirrwarr von Namen ertönt als Antwort, darunter zumeist „Wien — Prag — Galizien", und ein besonders Kecker schreit mit krähender Stimme: „In St. Petersburg — beim Nikolaus!" „Aha — Österreicher!" Ein Lächeln zeigt sich für einige Minuten auf den ehernen Gesichtern der Feldgrauen, und immer wieder tönt's: „Macht eure Sache gut!" — „Nur ka Angst net!" Und während ein Herr vom Quartierausschuß die Angehörigen der verbündeten Armee zu Labung und kurzer Nachtruhe in eine Kaserne geleitet, straffen sich wieder die 2400 Mann in Ernst und Entschlossenheit. Inzwischen ist vom eben eingelaufenen Zug die Maschine abgestoßen; zwei starke Schnellzugslokomotiven legen sich ans andere Ende. Dann tönen kurz und scharf einige Kommandoworte, und wenige Minuten später sind die beiden Bataillone in der endlos scheinenden Wagenreihe verschwunden. Alle Lampen im Zug werden verdunkelt, die Vorhänge heruntergelassen, denn die Lichterschlange könnte unterwegs feindlichen Fliegern ein willkommenes Ziel bieten. Noch einmal tönt brausend „Die Wacht am Rhein", und darauf begeistertes Hurra der Tausende, die trotz Nacht und Nebel jenseits der Bahnsperre harrten, um den Scheidenden noch ein Lebewohl zuzurufen. Dann einige Pfiffe, und langsam verschlingt die Finsternis den langen, langen Zug. Wohin? Niemand weiß es, nicht einmal die Fahrenden selber...

Unterwegs, jenseits des Rheins! Schon hat man in der Ferne Kanonendonner gehört. Nun hält der Zug auf einem Nebengleis, weil ein anderer mit Feldartillerie vorher durchfahren soll. Alles enteilt den dumpfen Abteilen. Wie wohl tut die frische Luft, das unbehinderte Recken und Regen den steifen Gliedern! Auch der Magen verlangt wieder einmal sein Recht. Man holt heraus, was man gerade zur Hand hat, und wahrhaft brüderlich wird geteilt. Plötzlich lebhafte Unruhe und Kommandorufe in einiger Entfernung. „Feindliche Flieger!" Jeder langt nach seinem Gewehr. „Laden und sichern!" Da knarrt es schon jenseits des Bahnhofs, jenes nervenzerrüttende Geräusch, das man nie vergißt, wenn man es einmal gehört hat: Maschinengewehre! Und von den zwei graugelben Vögeln, die man zwischen dem leichten Gewölk über der Stadt entdeckte, kann sich nur einer heimwärts retten; mit gebrochenen Schwingen stürzt der andere nieder. Fliegerlos ...

Und nun am Feind! Je näher das Krachen der Geschütze tönt, um so glühender werden die Gesichter, um so fester schließen sich die Fäuste um die Waffe. Plötzlich hält der Zug auf offener Strecke, und in das Knattern der Gewehre, das jetzt auch deutlich jenseits eines Dorfes zu hören ist, klingen helle Befehle. Offiziere eilen hin und her, Radfahrer und Motorfahrer. Die lange Reihe derer entlang, die hastig dem Zug entströmen, läuft das Knacken der Gewehrschlösser. Wieder Kommandorufe — und wieder — und mit Hurra geht's querfeldein, durch dick und dünn, was die Beine leisten können — immer 'ran an den Feind — den Brüdern zu Hilfe, die sich schon seit Stunden mit ihm herumbeißen — 'ran an die Franzosen — für König und Vaterland!


General der Infanterie v. Heeringen.


Phot. W. Jacobi, Hofphotograph, Metz.
Generaloberst v. Prittwitz und Gaffron.


Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
Generaloberst v. Eichhorn.


General der Infanterie v. Kluck.


In Erwartung der Abfahrt.
Phot. Boedecker, Berlin.

Zur Schlacht bei Metz.

(Hierzu das Bild Seite 27.)

Durch den am 20. August von deutscher Seite zwischen Metz und den Vogesen geführten Hauptschlag sind acht französische Armeekorps zurückgeworfen und in unermüdlicher Verfolgung gezwungen worden, auf ihre Hauptstützpunkte zurückzufluten.

Ein in der Schlacht verwundeter Offizier berichtet darüber u. a. folgende Einzelheiten: „Schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung hatten wir Maulesel gefunden, die noch mit Maschinengewehren und anderem Material bepackt waren, und auch in der Hauptstellung des Feindes fielen uns Batterien, darunter solche allerschwersten Kalibers, in die Hände, deren Pferde noch nicht einmal ausgespannt waren, sondern erschossen im Geschirr an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Bergaville bis Gebling war mit Rothosen bedeckt, ein Zeichen, daß dem Gegner auch auf seinem Rückzuge mörderische Verluste beigebracht worden sind. Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und gab sich selbst den Tod. Zu Hunderten ließen sich die Franzosen gefangen nehmen und baten flehentlich um ihr Leben. Allenthalben wimmelte es von französischen Gefangenen. Wie wenig Widerstandskraft der Feind trotz seines viel gerühmten Elans besaß, kann mit mancher Episode bewiesen werden. Aus einem Bahnhofsgebäude z. B. haben drei Gruppen unserer Leute eine französische Besatzung von etwa hundert Mann herausgeholt. Diese eröffneten zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen das Feuer, steckten aber, als unsere Leute sich dadurch nicht abschrecken ließen und bis auf hundert Meter herangerückt waren, eine weiße Fahne heraus, um Leben und Gesundheit in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutschen Truppen von einem Heldenmute beseelt, der die glänzendsten Leistungen erzeugte."

Mächtig wie der Kampf, groß wie der Erfolg war auch der Jubel, als die ersten Nachrichten kamen. Alles drängte sich um die angeschlagenen Extrablätter, deren glorreicher Inhalt überall helle Begeisterung weckte. In Berlin fand die Siegesstimmung in einer Huldigung vor Kaiserin und Kronprinzessin erhebenden Ausdruck. Es war eine gewaltige Menge, die sich in Bewegung setzte, erst zum Königlichen Schloß, dann zum Kronprinzlichen Palais, wo sich jedesmal stürmische Kundgebungen abspielten. Und je weiter der Tag schritt, desto größer wurde der Jubel, bis es gegen zehn Uhr abends Unter den Linden plötzlich hieß: „Die Kaiserin kommt!" Nun gab's kein Halten mehr. Alles ballte sich zu einer unlösbaren Masse zusammen, und ein einziger Schrei stürmischer Freude löste sich aus den Tausenden von Kehlen. Man umringte das Automobil, das nur schrittweise fahren konnte, kletterte auf die Trittbretter, warf Blumensträuße, schwenkte Hüte, wehte mit Tüchern, so allgemein war der Jubel über den großen Erfolg.

Belgische Ausschreitungen gegen die Deutschen.

(Hierzu das Bild Seite 37.)

Die verabscheuungswürdigen Ausschreitungen, die sich die Belgier gegen die Deutschen haben zuschulden kommen lassen, sprechen aller Gesittung Hohn und werden für alle Zeiten ein schändendes Brandmal für das belgische Volk bleiben. In ihrem blindwütigen Haß fehlte den Belgiern jedes Urteil, welchen Schaden sie sich selbst durch die unmenschliche Austreibung der Deutschen zufügten. Denn unter den 532 454 ansässigen Fremden waren 57 010 deutscher Abstammung. In dem Welthandelshafen Antwerpen sprach man in allen besseren Gasthöfen und Geschäften Deutsch; es gab dort mehr als ein Dutzend deutscher Vereine, und die deutsche Kolonie zählte gegen 9000 meist sehr wohlhabende Mitglieder.

In Brüssel wurden schon am Sonntag vor der Kriegserklärung an Frankreich Deutsche aus ihren Autos gerissen und aufs schwerste mißhandelt. Der Pöbel verwüstete alle deutschen Geschäfte, zertrümmerte die Schaufenster, riß die Waren heraus und plünderte die Läden. Zahlreiche Deutsche wurden verhaftet, man legte ihnen Handschellen an und führte sie unter den Verwünschungen der Menge nach der

Hauptpolizeiwache. Dort erhob man gegen sie die Beschuldigung der Spionage. Zwecks gründlichster Durchsuchung mußten sie ihre Kleidungsstücke ablegen, und dann stellte man die Verdächtigten, denen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden, mit dem Gesicht gegen die Wand. — Wo Deutsche auf den Straßen erblickt wurden, fiel der Mob über sie her. Selbst Kinder verschonte man nicht.

Unglaublich gefühllos verfuhr man gegen die Deutschen in Brügge. Wir folgen bei dieser Schilderung den Mitteilungen eines mitverhafteten Deutschen: „Ungefähr fünfzig Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, die Holland erreichen wollten, wurden nach der Kaserne verbracht und unter strenger Bewachung zehn Tage in Haft behalten. Die Beköstigung bestand nur in Brot und Wasser; an zwei Tagen ließ man die Gefangenen sogar ganz fasten.

Am zehnten Tag wurden von einer Militärkommission die Personalien aufgenommen, woran sich die Erklärung schloß, daß sämtliche Männer erschossen werden würden. Unter den Verzweiflungsrufen der Frauen und Kinder versuchte einer der Gefangenen in seiner furchtbaren Erregung auf einen der Bedeckungsposten zu stürzen, der ihm das aufgepflanzte Seitengewehr entgegenstreckte.

Nachdem man den Männern schwarze Binden um die Augen gelegt hatte, wurden sie von einer Soldatenabteilung auf einen Platz geführt. Hier wurde der Befehl zum Feuern gegeben, aber die gefürchtete Salve erfolgte nicht. Vielmehr wurden den auf den Tod Gefaßten die Binden abgenommen und ihnen mitgeteilt, daß es sich nur um ein Scheinmanöver gehandelt habe! Nach der Zurückführung in die Kaserne wurde dann die Freilassung verfügt. Das Gepäck der deutschen Familien wurde eingezogen, dagegen durften sie ihre Geldmittel behalten, so daß sie wenigstens die Weiterfahrt nach Holland fortsetzen konnten."

Am schlimmsten aber hauste der Pöbel in Antwerpen. Man zertrümmerte nicht nur die deutschen Geschäfte, Gasthäuser, Schulen und das Seemannsheim, sondern drang auch in die Privatwohnungen ein. Die Möbel wurden auf die Straße geworfen, zerstört oder weggeschleppt. Die Villen in den Vororten wurden eingeäschert.

Die Frauen zerrte man an den Haaren auf die Straße, spie sie an, hieb auf sie mit Messern ein und trat sie mit Füßen. Vor den im Hafen liegenden Schiffen schrie die zusammengeströmte Menge, wie ein Augenzeuge berichtet: „Werft die Deutschen ins Wasser oder schneidet ihnen die Kehlen ab!" Zahlreiche Männer wurden niedergemetzelt. Von dem bekannten Hotel Weber am Boulevard schoß man Frauen und Kinder herunter. Der Besitzer des Gasthofs, der sich im Innern verborgen hatte, wurde durch Schwefeldämpfe aus seinem Versteck herausgetrieben und sodann ermordet. Und alle diese Greuel geschahen, ohne daß die Gendarmerie und Bürgergarde die Unglücklichen schützte, ja, es ist sogar erwiesen, daß der franzosenfreundliche Bürgermeister durch verhetzende Falschmeldungen den barbarischen Aufruhr begünstigt hat.

Vom Roten Kreuz.

(Hierzu die Bilder Seite 25, 32 und 33.)

Nun lohnt sich auch die langjährige treue Friedensarbeit derer, die berufen sind, die vom Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Schon haben sie schwere, strenge Arbeit, die Männer vom Roten Kreuz, die Angehörigen der freiwilligen Sanitätskolonnen. Und was sogar der Feind an unserem Heere anerkennen muß, die straffe Ordnung, die unbedingte Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit des Aufmarsches und des Eingreifens — das trifft in vollem Umfang auch auf unsere Sanitätskolonnen zu. Man muß sie gesehen haben, diese Streiter der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, wenn ein Eisenbahnzug mit Verwundeten im Bahnhof einläuft. Den ganzen Bahnsteig entlang, in langer Reihe, militärisch ausgerichtet, stehen die Tragbahren da, ihnen zur Seite die aus vier Mann bestehende „Gruppe" mit ihrem Gruppenführer. Fast lautlos vollzieht sich die Entleerung der Wagen; mit rührender Sorgfalt werden die Verwundeten auf die Bahren gebettet; nur dann und wann ein halblautes Kommandowort, nach dem



Phot. Boedecker, Berlin.

Eine auf der Fahrt zum Kriegsschauplatz befindliche Truppe hält auf freier Strecke.

die „Gruppe“ wie ein gut geregeltes Uhrwerk arbeitet. Und lautlos eilen die „Helferinnen“ herzu, aus deren milder Hand der Verwundete die auf den Bahnhöfen bereitgestellte Labung erhält.

Mustergültig wie bei unserem Heer ist auch bei den Sanitätskolonnen die Ausrüstung. Sie sind in völlig neue, ebenso schmucke wie zweckmäßige Uniformen gekleidet. Die norddeutschen Mannschaften sind mit Rucksäcken ausgerüstet, während die württembergischen Sanitätskolonnen Tornister tragen. Zur Ausrüstung gehören ferner Verbandtasche, Brotbeutel, Labeflasche, und je ein Mann der Gruppe ist mit Beil oder Säge oder Rettungsseil ausgerüstet. Tornister oder Rucksack enthalten Kochgeschirr. Außer Litewka, Tuchhose und Mantel hat jeder Mann noch einen Drilchanzug, neben der Schirmmütze noch eine Feldmütze. Zur Ausrüstung gehört endlich ein „eiserner“ Verpflegungsbedarf für drei Tage.

Selbstverständlich kommen die Sanitätskolonnen nicht nur für den Dienst in der Heimat, sondern auch für den Außendienst in Betracht. Es war ein weihevoller Augenblick, als am Mittwoch den 19. August die erste Lazaretttruppe des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz durch die Königin von Württemberg in Gegenwart von Direktor Dr. v. Geyer und Geheimem Hofrat Herrmann, den beiden obersten Leitern des württembergischen freiwilligen Sanitätsdienstes, im Hof der Schwabschule verabschiedet wurde. Es waren 41 Mann und 41 Pflegeschwestern, die für das Etappengebiet bestimmt sind. Lebhaftes Interesse widmete unser Königspaar auch dem vom Württembergischen Landesverein vom Roten Kreuz ausgerüsteten Lazarettzug, der nun wohl auch schon seit mehreren Tagen seinen Dienst versieht. Er ist dazu bestimmt, ständig dem Verwundetentransport zwischen der Grenze und den heimischen Lazaretten zu dienen. Er besteht aus 30 Eisenbahnwagen. Die große Mehrzahl von ihnen ist zur Aufnahme von Verwundeten eingerichtet, jeder Wagen zu 16 Betten, die in zwei Stockwerken übereinander an den Längswänden angebracht sind. Genau in der Mitte des Zugs befindet sich der Wagen des Chefarztes mit Operationsraum, links und rechts davon die Wagen der Verwaltung, der assistierenden Ärzte und des Pflegepersonals. Je am Ende des Zuges befinden sich die Küchenwagen. Was an weiser Voraussicht aller möglichen Fälle geleistet werden kann, ist geschehen; allenthalben herrscht der Grundsatz höchster Zweckmäßigkeit; und doch liegt über dem Ganzen ein Hauch von Behaglichkeit. Jeder Wagen trägt das Zeichen des Roten Kreuzes, nicht nur an den Seitenwänden, sondern auch in größtem Format auf dem Dach zur Abwehr von Fliegerbomben. Die Erfahrungen der letzten Zeit haben allerdings dazu geführt, daß die Lazarettzüge und ihre Begleitmannschaften auch mit minder friedlichen Abwehrmitteln ausgerüstet sind.

Ein lebendiges Bild von der Arbeit im Feld gibt schließlich noch die Darstellung einer von Helferinnen des Roten Kreuzes geleiteten Feldküche. Vor dem Feind geht es freilich vielleicht etwas weniger „geleckt“ zu. —

Seinen in fünfzigjährigem Wirken betätigten Grundsätzen getreu wendet das Rote Kreuz seine Hilfe auch diesmal Freunden wie Feinden ohne Unterschied zu. Die Gelegenheit dazu bot sich sehr bald: es waren erst wenige Tage seit Eröffnung der Feindseligkeiten vergangen, als schon die ersten deutschen und französischen Verwundeten und Gefangenen vom westlichen Kriegschauplatz in Stuttgart eintrafen.

Der Sturm auf Schabatz.

(Hierzu das Bild Seite 43.)

Die tapferen österreichisch-ungarischen Truppen haben vom 23. bis 25. August auf russischem Gebiete bei Krasnik eine dreitägige siegreiche Schlacht geschlagen, die für die Entwicklung der Dinge auf den östlichen Kriegschauplätzen von größter Bedeutung ist. In Voraussicht der auch in Galizien, nördlich und östlich von Lemberg, folgenden gewaltigen Kämpfe hatte die Kriegsleitung kurz zuvor noch erklärt, daß sie angesichts der Aufgabe, die ihr gestellt werden wird, die Züchtigung der Serben vorläufig nur als eine Nebenaktion in Rechnung stellen und sich daher eine durch die Umstände gebotene Zurückhaltung auferlegen werde. Es entspricht dies, sobald sich die Notwendigkeit ergibt, nach zwei Fronten zu kämpfen, dem militärisch als richtig anerkannten Satz, zuerst den stärkeren Gegner niederzuringen und dann erst dem schwächeren mit voller Kraft auf den Leib zu rücken. Nichtsdestoweniger erachtete man einen Vorstoß gegen die serbischen Stellungen als geboten und hat diesen auch aus Nord und West mit großer Energie durchgeführt. Unter den blutigen Zusammenstößen, die dadurch herbeigeführt wurden, spielte der Übergang über die Save und der Sturm auf Schabatz eine wichtige Rolle, weil letzteres eine strategisch bedeutsame Eingangspforte darstellt. Man wußte, daß das serbische Ufergebiet von sehr starken feindlichen Streitkräften besetzt war, die durch Infanterie- und Artilleriefeuer den Übergang der Truppen verhindern sollten, entschloß sich daher, trotz der Scheinwerfer den Übergang nächtlicherweile durchzuführen, wozu zur bestimmten Stunde mehrere große Kähne, Fähren und eine Anzahl Schiffbrücken bereitlagen. In aller Stille wurden die Mannschaften, die übergesetzt werden sollten, geweckt. „Wir erkannten sofort,“ so berichtet ein südungarischer Infanterist, der wacker mitgekämpft hat, „daß es jetzt galt, über den Fluß zu gehen, und eilten flink ans Ufer zu den vertauten Booten, die bereits mit Pionieren bemannt waren. Ich befand mich mit etwa fünfzig Kameraden rasch in einem dieser Fahrzeuge. Während der Überfahrt wunderten wir uns alle, vom feindlichen Ufer keine Schüsse zu bekommen. Kaum wollten wir indessen jenseits anlegen, so begann es aus den Schützengräben der Serben zu krachen, und gleich bei der ersten Salve brachen in unserem Kahn der Zugführer und sieben Soldaten zusammen. Wir anderen sprangen ans Ufer und stürzten uns auf die serbischen Feldbefestigungen, die durch einen Bajonettangriff genommen wurden. Wir sahen reguläres Militär und Komitatschis (Freischärler) vor uns her fliehen und eilten ihnen durch dick und dünn bis nach Schabatz nach. Dort kam es zu einem verzweifelten, blutigen Straßenkampf, bei dem auch aus den verrammelten Fenstern und von den Kirchtürmen auf uns geschossen wurde. Da kamen von rückwärts nach und nach Verstärkungen an, und nach einstündigem Kampfe hatten wir den Ort vollends genommen.“

Nach diesem Siege zeigte sich auch in Schabatz wie in Belgien und Frankreich das Franktireurwesen in seiner ganzen Scheußlichkeit und Verwerflichkeit. Auch hier wurde teils von serbischen Soldaten, die sich in Keller und auf Dachböden geflüchtet hatten, teils von der Einwohnerschaft hinterrücks auf die braven Truppen geschossen. Selbstverständlich wurden nicht viele Umstände gemacht und alles, was auf der Tat ertappt wurde, auf der Stelle niedergemacht. Die serbische Regierung, die ihre Pappenheimer eigentlich kennen sollte, hatte die Dreistigkeit, sich auf dem Wege über eine neutrale Macht darüber zu beschweren. Das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando ordnete Erhebungen an, und es ergab sich über den nächsten Tatbestand hinaus, daß sich die Serben sogar die scheußlichsten Massakrierungen hatten zuschulden kommen lassen. Wiederholt wurden Leichen verstümmelter Soldaten gefunden, so ein Mann mit ausgestochenen Augen, in deren Höhlen Uniformknöpfe eingepreßt waren; an einem Baume hängend ein Infanterist, dem Kopf und Arme fehlten. Ein Leutnant, dem die Gefangenen vorgeführt wurden, verfügte aus Menschlichkeit die Freilassung einer schwangeren Frau. Kaum freigegeben, zog das Weib einen Revolver und erschoß den Leutnant von hinten. Selbst serbische Kinder beteiligten sich an diesen Unmenschlichkeiten.

Belfort.

(Hierzu Bild und Plan Seite 44.)

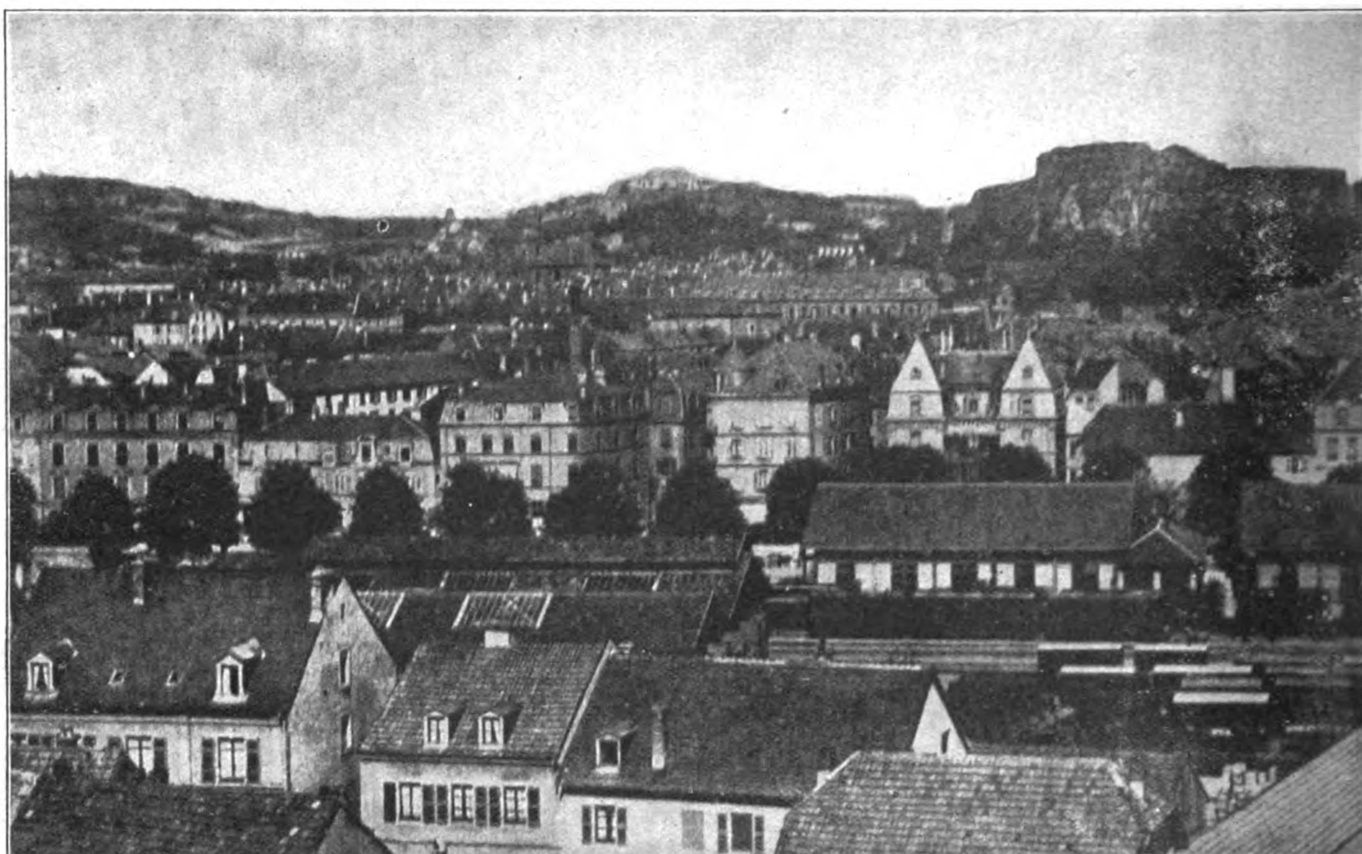
Die französische Festung Belfort hat uns 1870/71 erfolgreich Widerstand geleistet — allerdings weniger energischen Belagerungsmitteln gegenüber, als wir heute haben — und ist seither durch Erweiterung der Stadtumwallung, Umbau der alten Forts und Bau von neun vorgeschobenen großen Forts mit Anschlußbatterien und fünfzehn selbständigen Batterien ein starker Waffenplatz geworden, mit einem Umfang von etwa 40 Kilometern.

Der Übersichtlichkeit wegen sind weder die Anschlußbatterien noch die Redouten und Infanteriewerke, die zum Beispiel das Fort Salbert (XV) verstärken, in unsere Skizze aufgenommen. Auch die Geländeunterschiede, die zum



Straßenkampf in Schabatz.

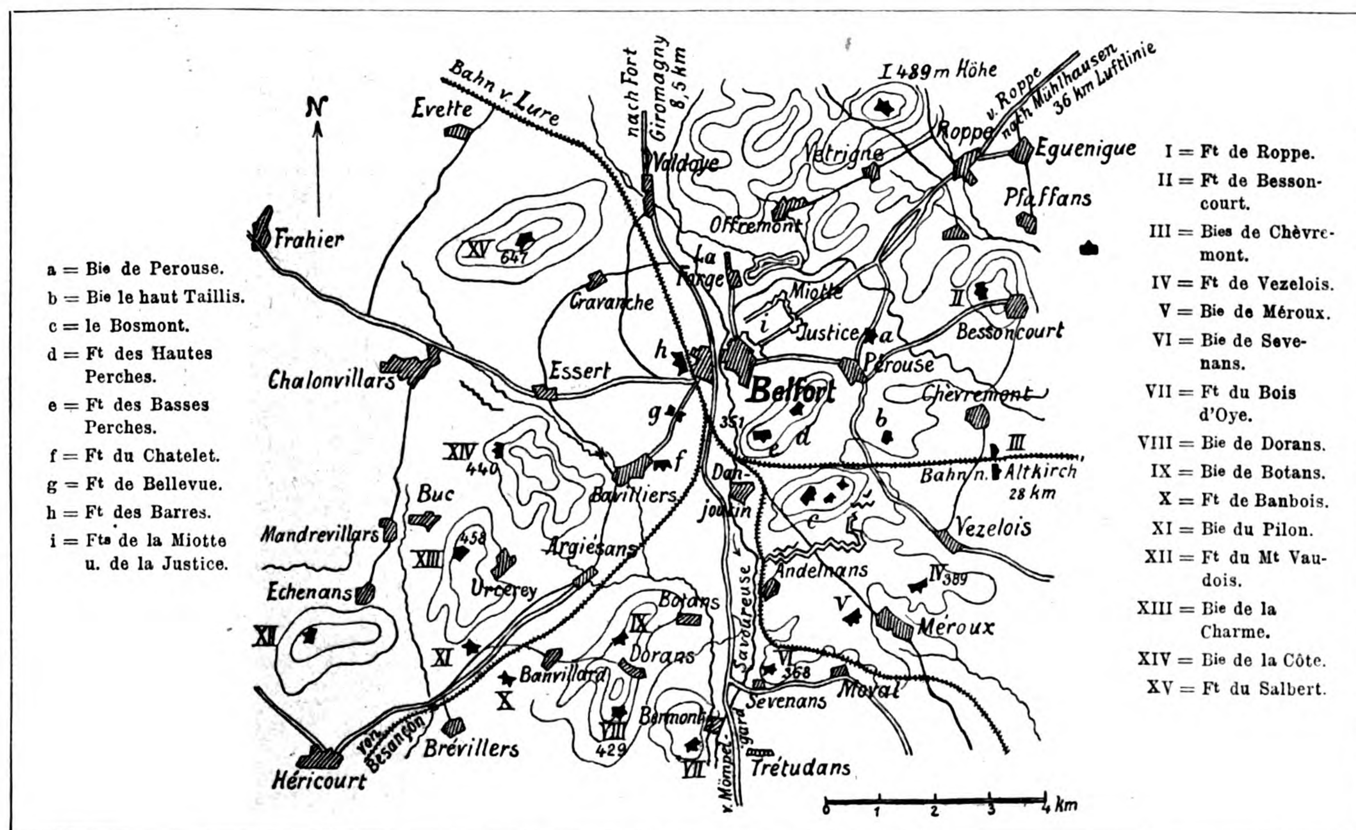
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Blick auf die Festung Belfort. Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Teil recht erheblich sind und die Bedeutung der Werke erhöhen, konnten nur durch einige Höhenzahlen angedeutet werden. Unterhalb Belfort zum Beispiel fließt die Savoureuse in 351 Meter über Meereshöhe, das Fort Roppe (I) liegt in 489 Meter, das Fort Vezelois (IV) in 389 Meter, die Batterie Sevenans (VI) in 368, die Batterie Dorans (VIII) in 429 Meter Höhe. Östlich von dieser ist aber der Wasserspiegel der Savoureuse schon auf 341 Meter, also auf wenig mehr als 4 Kilometer Luftlinie um 10 Meter gesunken.

Ungefähr die gleiche Höhe hat der Rhein-Rhone-Kanal, wo die Straße Altkirch—Belfort, halbwegs zwischen beiden, ihn kreuzt und in südwestlicher Richtung, von der Stadt Belfort 10 Kilometer entfernt, weiterführt. Wir haben es hier mit den südlichsten Ausläufern der Vogesen zu tun.



Plan von Belfort und Umgebung.



Landung englischer T

Nach einer Originalze



ppen in Nordfrankreich.

ung von Willy Stöwer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung des Reichstags, die sich an die Verlesung der Thronrede durch den Kaiser anschloß, wurde vom Präsidenten Dr. Kämpf am 4. August um drei Uhr fünfzehn Minuten nachmittags eröffnet. Zur Beratung stand die erste, zweite und dritte Lesung einer Reihe durch die politische Lage notwendig gewordener Gesetzentwürfe, deren wichtigster die Bewilligung eines Kredits von fünf Milliarden Mark betraf.

Der Präsident teilt mit, daß er dem Kaiser Mitteilung von der Konstituierung des Hauses machen werde. Der Kaiser habe sich bereit erklärt, das Präsidium heute abend sieben Uhr zu empfangen. Er hoffe, dem Kaiser alsdann Mitteilung machen zu können, daß die eingegangenen Vorlagen Annahme gefunden haben.

Schriftführer Abg. Fischer verliest das Verzeichnis der vorgelegten Gesetzentwürfe.

Sodann ergreift Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg das Wort. Unter anfänglichem tiefen Schweigen aller Anwesenden, das aber bald und oft von lebhaften Zwischenrufen und stürmischem Beifall unterbrochen wurde, führt er aus:

Ein gewaltiges Schicksal bricht über Europa herein. Seit wir uns das Deutsche Reich und Ansehen in der Welt erkämpften, haben wir vierundvierzig Jahre lang in Frieden gelebt und den Frieden Europas geschirmt. In friedlicher Arbeit sind wir stark und mächtig geworden und darum beneidet. Mit zäher Geduld haben wir es ertragen, wie unter dem Vorwande, daß Deutschland kriegslüstern sei, in Ost und West Feindschaften genährt und Fesseln gegen uns geschmiedet wurden. Der Wind, der da gesät wurde, geht jetzt als Sturm auf. Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben, und wie ein unausgesprochenes Gelübde ging es vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: nur zur Verteidigung einer gerechten Sache soll unser Schwert aus der Scheide fliegen. Der Tag, da wir es ziehen müssen, ist erschienen — gegen unseren Willen, gegen unser redliches Bemühen. Rußland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. Wir stehen in einem erzwungenen Kriege mit Rußland und Frankreich.

Meine Herren, eine Reihe von Schriftstücken, zusammengestellt in dem Drang der sich überstürzenden Ereignisse, ist Ihnen zugegangen. Lassen Sie mich die Tatsachen herausheben, die unsere Haltung kennzeichnen.

Vom ersten Augenblick des österreichisch-serbischen Konfliktes an erklären und wirken wir dahin, daß dieser Handel auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben müsse. Alle Kabinette, insonderheit auch England, vertreten denselben Standpunkt. Nur Rußland erklärt, daß es bei der Austragung dieses Konfliktes mitreden müsse. Damit erhebt die Gefahr europäischer Verwicklung ihr drohendes Haupt. Sobald die ersten bestimmten Nachrichten über militärische Rüstungen in Rußland vorliegen, lassen wir in Petersburg freundschaftlich, aber nachdrücklich erklären, daß kriegerische Maßnahmen gegen Österreich uns an der Seite unseres Bundesgenossen finden würden und daß militärische Vorbereitungen gegen uns selbst uns zu Gegenmaßregeln zwingen würden, Mobilmachung aber sei nahe dem Kriege. Rußland beteuert uns in feierlicher Weise seinen Friedenswunsch, und daß es keine militärischen Vorbereitungen gegen uns treffe. Inzwischen sucht England zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, wobei es von uns warm unterstützt wird. Am 28. Juli bittet der Kaiser telegraphisch den Zaren, er möge bedenken, daß Österreich-Ungarn das Recht und die Pflicht habe, sich gegen die großserbischen Umtriebe zu wehren, die seine Existenz zu unterhöhlen drohten. Der Kaiser weist den Zaren auf die gemeinsamen monarchischen Interessen gegenüber der Freveltat von Serajewo hin. Er bittet ihn, ihn persönlich zu unterstützen, um den Gegensatz zwischen Wien und Petersburg auszugleichen. Ungefähr zu derselben Stunde und vor Empfang dieses Telegramms bittet der Zar seinerseits den Kaiser um seine Hilfe, er möge doch in Wien zur Mäßigung raten. Der Kaiser übernimmt die Vermittlerrolle. Aber kaum ist die von ihm angeordnete Aktion im Gange, so mobilisiert Rußland alle seine gegen Österreich-Ungarn gerichteten Streitkräfte. Österreich-Ungarn selbst aber hatte nur seine Armeekorps, die unmittelbar gegen Serbien gerichtet sind, mobilisiert. Gegen Norden zu nur zwei Armeekorps und fern von der russischen Grenze.

Der Kaiser weist sofort den Zaren darauf hin, daß durch diese Mobilmachung der russischen Streitkräfte gegen Österreich die Vermittlerrolle, die er auf Bitten des Zaren übernommen hatte, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Trotzdem setzen wir in Wien unsere Vermittlungsaktion fort, und zwar in Formen, welche bis in das Äußerste dessen gehen, was mit unserem Bundesverhältnis noch verträglich war. Während der Zeit erneuert Rußland seine Versicherungen, daß es gegen uns keine militärischen Vorbereitungen treffe.

Es kommt der 31. Juli. In Wien soll die Entscheidung fallen. Wir haben es bereits durch unsere Vorstellungen erreicht, daß Wien in dem eine Zeitlang nicht mehr im Gange befindlichen direkten Verkehr die Aussprache mit Petersburg wieder aufgenommen hat. Aber noch bevor die letzte Entscheidung in Wien fällt, kommt die Nachricht, daß Rußland seine gesamte Wehrmacht, also auch gegen uns, mobil gemacht hat. Die russische Regierung, die aus unseren wiederholten Vorstellungen wußte, was Mobilmachung an unserer Grenze bedeutet, teilt uns diese Mobilmachung nicht mit, gibt uns zu ihr auch keinerlei erklärenden Aufschluß. Erst am Nachmittag des 31. trifft ein Telegramm des Zaren beim Kaiser ein, in dem er sich dafür verbürgt, daß seine Armee keine herausfordernde Haltung gegen uns einnehmen werde. Aber die Mobilmachung an unserer Grenze ist schon seit der Nacht vom 30. zum 31. Juli in vollem Gange. Während wir auf russisches Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russische Wehrmacht an unserer langen, fast ganz offenen Grenze, und Frankreich mobilisiert zwar noch



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.

Generaloberst von Beneckendorff und Hindenburg, der Held von Gilgenburg.

nicht, aber trifft doch, wie es zugibt, militärische Vorbereitungen.

Und wir? — Wir hatten (in Erregung auf den Tisch schlagend und mit starker Betonung) absichtlich bis dahin keinen Reservemann einberufen, dem europäischen Frieden zuliebe! Sollten wir jetzt weiter geduldig warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir eingekeilt sind, den Zeitpunkt zum Losschlagen wählten? Dieser Gefahr Deutschland auszusetzen, wäre ein Verbrechen gewesen! Darum fordern wir noch am 31. Juli von Rußland die Demobilisierung als einzige Maßregel, welche noch den europäischen Frieden retten könnte. Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg erhält ferner den Auftrag, der russischen Regierung zu erklären, daß wir im Falle der Ablehnung unserer Forderung den Kriegszustand als eingetreten betrachten müßten.

Der Kaiserliche Botschafter hat diesen Auftrag ausgeführt. Wie Rußland auf unsere Forderung der Demobilisierung geantwortet hat, wissen wir heute noch nicht. Telegraphische Meldungen darüber sind nicht bis an uns gelangt, obwohl der Telegraph weit unwichtigere Meldungen noch übermittelte.

So sah sich, als die gestellte Frist längst verstrichen war, der Kaiser am 1. August, nachmittags fünf Uhr, genötigt, unsere Wehrmacht mobil zu machen.

Zugleich mußten wir uns versichern, wie sich Frankreich stellen würde. Auf unsere bestimmte Frage, ob es sich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral halten würde, hat uns Frankreich geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen geböten. Das war eine ausweichende Antwort auf unsere Frage, wenn nicht eine Verneinung unserer Frage.

Trotzdem gab der Kaiser den Befehl, daß die französische Grenze unbedingt zu respektieren sei. Dieser Befehl wurde strengstens befolgt, bis auf eine einzige Ausnahme. Frankreich, das zu derselben Stunde wie wir mobil machte, erklärte uns, es werde eine Zone von zehn Kilometern an der Grenze respektieren. Und was geschah in Wirklichkeit? Bombenwerfende Flieger, Kavalleriepatrouillen, auf reichsländisches Gebiet eingebrochene französische Kompanien! Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand noch nicht erklärt war, den Frieden gebrochen und uns tätlich angegriffen.

Was jene Ausnahme betrifft, so habe ich vom Chef des Generalstabs folgende Meldung erhalten: Von den französischen Beschwerden über Grenzverletzungen unsererseits ist nur eine einzige zuzugeben. Gegen den ausdrücklichen Befehl hat eine, anscheinend von einem Offizier geführte Patrouille des XIV. Armeekorps am 2. August die Grenze überschritten. Sie ist scheinbar abgeschossen, nur ein Mann ist zurückgekehrt. Aber lange bevor diese einzige Grenzüberschreitung erfolgte, haben französische Flieger bis nach Süddeutschland hinein auf unsere Bahnlinien Bomben abgeworfen, haben am Schluchtpaß französische Truppen unsere Grenzschutztruppen angegriffen. Unsere Truppen haben sich dem Befehle gemäß zunächst gänzlich auf die Abwehr beschränkt. Soweit die Meldung des Generalstabs.

Meine Herren! Wir sind jetzt in der Notwehr; und Not kennt kein Gebot! Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Meine Herren, das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange der Gegner sie respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereitstand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht! Ein französischer Einfall in unsere Flanke am unteren Rhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht — ich spreche offen — das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut!

Meine Herren, wir stehen Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn.

Was die Haltung Englands betrifft, so haben die Erklärungen, die Sir Edward Grey gestern im englischen Unterhaus abgegeben hat, den Standpunkt klargestellt, den die englische Regierung einnimmt. Wir haben der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß, solange sich England neutral verhält, unsere Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen wird, und daß wir die territoriale Integrität und die Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden. Diese Erklärung wiederhole ich hiermit vor aller Welt, und ich kann hinzusetzen, daß, solange England neutral bleibt, wir auch bereit wären, im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französische Handelsschiffahrt vorzunehmen.

Meine Herren! Soweit die Vorgänge. Ich wiederhole das Wort des Kaisers: „Mit reinem Gewissen zieht Deutschland in den Kampf!" Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und um unsere Zukunft. Die fünfzig Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit, hinter ihr das ganze deutsche Volk! — Das ganze deutsche Volk einig bis auf den letzten Mann!

Sie, meine Herren, kennen Ihre Pflicht in ihrer ganzen Größe. Die Vorlagen bedürfen keiner Begründung mehr. Ich bitte um ihre schnelle Erledigung.

Hierauf antwortete der Präsident des Reichstages und schlug dann vor, die Sitzung zu schließen und die nächste Sitzung nachmittags um fünf Uhr abzuhalten mit der Tagesordnung: Erste und zweite Beratung der bekanntgegebenen Vorlagen.

Die neue Sitzung wurde um fünf Uhr einundzwanzig Minuten durch den Präsidenten Dr. Kämpf eröffnet.

Nach Erledigung verschiedener Formalitäten machte der Präsident den Vorschlag, die erste Beratung der sämtlichen vorliegenden Gesetzentwürfe zu verbinden. Dieser Vorschlag wurde mit einem einstimmigen Bravo angenommen.

Als einziger Redner sprach der Vertreter der Sozialdemokratie, um zu erklären, daß seine Partei in der Stunde der Gefahr ihr Versprechen, das Vaterland nicht im Stich zu lassen, wahr mache.

Hierauf wurden alle Gesetze in zusammenfassender Abstimmung unter stürmischem Beifall einstimmig angenommen.

Die Schlußrede des Präsidenten Dr. Kämpf lautete: Meine Herren! Wir haben mit der Schnelligkeit, die der Ernst der Lage erfordert, die Gesetzentwürfe bewilligt, die dazu bestimmt sind, für den Krieg und für das wirtschaftliche Leben während des Krieges die notwendige Sicherheit zu schaffen.

Viele von unseren Herren Kollegen ziehen hinaus in den Kampf um die Ehre des Vaterlandes. Unter uns ist keiner, der nicht von einem oder mehreren Söhnen und sonstigen Familienmitgliedern Abschied nehmen müßte. Unsere wärmsten und innigsten Segenswünsche begleiten sie alle auf dem schweren, aber ehrenvollen Gange in den heiligen Kampf. Unsere Segenswünsche begleiten unser ganzes Heer, unsere ganze Marine. Wir sind des felsenfesten Vertrauens, daß die Schlachtfelder, die das Blut unserer Helden tränkt, eine Saat hervorbringen werden, die dazu berufen ist, eine Frucht zu tragen so schön, wie wir sie nur denken können: die Frucht neuer Blüte, neuer Wohlfahrt, neuer Macht des deutschen Vaterlandes.

Das Wort hat der Herr Reichskanzler.

v. Bethmann Hollweg: Meine Herren! Am Schlusse dieser kurzen, aber ernsten Tagung ein kurzes Wort. Nicht nur das Gewicht Ihrer Beschlüsse gibt dieser Tagung ihre Bedeutung, sondern der Geist, aus dem heraus diese Beschlüsse gefaßt sind: der Geist der Einheit Deutschlands, des unbedingten rückhaltlosen gegenseitigen Vertrauens auf Leben und Tod. Was uns auch beschieden sein mag: der 4. August 1914 wird bis in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein. Seine Majestät der Kaiser und Seine hohen Verbündeten haben mir den Auftrag gegeben, dem Reichstage zu danken.

Ich habe eine Allerhöchste Verordnung dem Hause mitzuteilen. (Der Reichstag erhebt sich und der Reichskanzler verliest die Verordnung, welche den Reichstag auf den 24. November vertagt.)

teidigung dienen. Wir wollten drohenden Angriffen gegenüber gerüstet sein. Ich wiederhole: das deutsche Volk, die deutschen Fürsten, an der Spitze Kaiser Wilhelm, haben keinen anderen Gedanken gehabt, als durch Heer und Flotte den Bienenstock des Reiches, das fleißige, reiche Wirken des Friedens, zu sichern. Ohne Anmaßung gebe ich meiner tiefen Überzeugung Ausdruck, wenn ich sage: es ist ein leidenschaftlich festgehaltener Lieblingsgedanke des Kaisers gewesen, einst die segensreiche Epoche seiner Regierung als durchaus friedliche abzuschließen. Es ist nicht seine, nicht unsere Schuld, wenn es anders gekommen ist.

Der Krieg, den wir führen, und der uns aufgezwungen ist, ist ein Verteidigungskrieg. Wer das bestreiten wollte, der müßte sich Gewalt antun. Man betrachte den Feind an der östlichen, an der nördlichen, an der westlichen Grenze. Unsere Blutsbrüderschaft mit Österreich bedeutet für beide Länder die Selbsterhaltung. Wie man uns die Waffe in die Hand gezwungen hat, das mag jeder, dem es um Einsicht, statt um Verblendung zu tun ist, aus dem Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Zar, sowie zwischen Kaiser und König von England entnehmen. Freilich, nun haben wir die Waffe in der Hand, und nun legen wir sie nicht mehr aus der Hand, bis wir vor Gott und Menschen unser heiliges Recht erwiesen haben.

Wer aber hat diesen Krieg angezettelt? Wer hat sogar den Mongolen gepfiffen, diesen Japanern, daß sie Europa hintertückisch und feige in die Ferse beißen? Jedenfalls doch unsere Feinde, die, umgeben von Kosakenschwärmen, für die europäische Kultur zu kämpfen vorgeben. Nur mit Schmerz und mit Bitterkeit spreche ich das Wort England aus. Ich gehöre zu denjenigen Barbaren, denen die englische Universität Oxford ihren Ehren-Doktorgrad verlieh. Ich habe Freunde in England, die mit einem Fuße auf dem geistigen Boden Deutschlands stehen. Haldane, ehemals englischer Kriegsminister, und mit ihm zahllose Engländer traten regelmäßige Wallfahrten nach dem kleinen, barbarischen Weimar an, wo die Barbaren Goethe, Schiller, Herder, Wieland und andere für die Humanität einer Welt gewirkt haben. Wir haben einen deutschen Dichter, dessen Dramen, wie keines anderen deutschen Dichters, Nationalgut geworden sind: er heißt Shakespeare. Dieser Shakespeare ist aber zugleich Englands Dichterfürst. Die Mutter unseres Kaisers ist eine Engländerin, die Gattin des englischen Königs eine Deutsche. Und doch hat diese stamm- und wahlverwandte Nation uns die Kriegserklärung ins Haus geschickt. Warum? Der Himmel mag es wissen. Soviel ist gewiß, daß das nun eröffnete bluttriefende Weltkonzert in einem englischen Staatsmann seinen Impresario und Dirigenten hat. Allerdings ist die Frage, ob das Finale dieser furchtbaren Musik noch den gleichen Dirigenten am Pult sehen wird. „Mein Vetter, du hast es nicht gut gemeint, weder mit dir selbst, noch mit uns, als deine Werkzeuge den Mordbrand in unsere Hütten warfen."

Während ich diese Worte schreibe, ist der Tag der Sonnenfinsternis vorübergegangen. Die deutsche Armee hat zwischen Metz und den Vogesen acht französische Armeekorps geworfen, und sie sind auf der Flucht. Wer als Deutscher inmitten des Landes lebt, fühlte: es sollte, es mußte so kommen. Man legte uns einen eisernen Ring um die Brust, und so wußten wir, diese Brust mußte sich dehnen, mußte den Ring sprengen oder aber zu atmen aufhören. Aber Deutschland hört nicht zu atmen auf, und so zersprang der eiserne Ring.

Wenn der Himmel es will, daß wir aus dieser ungeheuren Prüfung erneut hervorgehen, so werden wir die heilige Aufgabe zu lösen haben, unserer Wiedergeburt würdig zu sein. Durch den vollständigen Sieg deutscher Waffen wäre die Selbständigkeit Europas sichergestellt. Es würde darauf ankommen, den Völkerfamilien des Kontinents begreiflich zu machen, daß dieser Weltkrieg der letzte unter ihnen bleiben muß. Sie müssen endlich einsehen, daß ihre blutigen Duelle nur demjenigen schmählichen Vorteil einbringen, der, ohne mitzukämpfen, sie anstiftet. Dann müssen sie einer gemeinsamen, tiefkulturellen Friedensarbeit obliegen, die Mißverständnisse unmöglich macht. Es war in dieser Beziehung vor dem Kriege schon viel geschehen. Im friedlichen Wettstreit fanden sich die Nationen, und sie sollten sich noch zuletzt in den Olympischen Spielen zu Berlin finden. Ich erinnere an die Wettflüge, Wettfahrten, Wettrennen, an die internationale Wirksamkeit von Kunst und Wissenschaft und die große übernationale Preisstiftung. Das Barbarenland Deutschland ist, wie man weiß, den übrigen Völkern mit großartigen Einrichtungen sozialer Fürsorge vorangegangen. Ein Sieg müßte uns verpflichten, auf diesem Wege durchgreifend weiterzugehen und die Segnungen solcher Fürsorge allgemein zu verbreiten. Unser Sieg würde fernerhin dem germanischen Völkerkreise seine Fortexistenz zum Segen der Welt garantieren. Mehr als je ist während der letzten Jahrzehnte zum Beispiel das skandinavische Geistesleben für das deutsche und umgekehrt das deutsche für das skandinavische befruchtend gewesen. Wie viele Schweden, Norweger, Dänen haben in dieser Zeit, ohne einen fremden Blutstropfen zu fühlen, deutschen Brüdern zu Stockholm, Christiania, Kopenhagen, München, Wien, Berlin die Hand gereicht! Wieviel heimatliche Gemeinsamkeit ist nicht allein um die großen und edlen Namen Ibsens, Björnsons und Strindbergs innigst lebendig geworden!

Ich höre, daß man im Ausland eine Unmenge lügnerische Märchen auf Kosten unserer Ehre, unserer Kultur und unserer Kraft zimmert. Nun, diejenigen, die da Märchen fabulieren, mögen bedenken, daß die gewaltige Stunde dem Märchenerzähler nicht günstig ist. An drei Grenzen steht unsere Blutzeugenschaft. Ich selbst habe zwei meiner Söhne hinausgeschickt. Alle diese furchtlosen deutschen Krieger wissen genau, für was sie ins Feld gezogen sind. Man wird keinen Analphabeten darunter finden. Aber desto mehr solche, die, neben dem Gewehr in der Faust, ihren Goetheschen Faust, ihren Zarathustra, ein Schopenhauersches Werk, die Bibel oder Homer im Tornister haben. Und auch die, die kein Buch im Tornister haben, wissen, daß sie für einen Herd kämpfen, an dem jeder Gastfreund sicher ist. Auch jetzt hat man bei uns keinem Franzosen, Engländer oder Russen ein Haar gekrümmt, oder gar, wie im Lande des empfindsamen Herrn Maeterlinck, an wehrlosen Opfern, einfachen einsässigen deutschen Bürgern und Bürgersfrauen, grausamsten, fluchwürdigen, nichtsnutzigen, bestialischen Meuchelmord geübt. Ich gebe auch Herrn Maeterlinck speziell die Versicherung, daß niemand in Deutschland daran denkt, sich von solchen Handlungen einer Kulturnation etwa zur Nachahmung reizen zu lassen. Wir wollen und werden lieber weiter deutsche Barbaren sein, denen die vertrauensvoll unsere Gastfreundschaft genießenden Frauen und Kinder unserer Gegner heilig sind. Ich kann ihm versichern, daß wir, bei aller Achtung vor einer „höheren Gesittung" der französisch-belgischen Zunge, uns doch niemals dazu verstehen werden, belgische Mädchen, Weiber und Kinder in unserem Lande feige unter qualvollen Martern hinzuschlachten. Wie gesagt, an den Grenzen steht unsere Blutzeugenschaft: der Sozialist neben dem Bourgeois, der Bauer neben dem Gelehrten, der Prinz neben dem Arbeiter, und alle kämpfen für deutsche Freiheit, deutsches Familienleben, für deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, deutschen Fortschritt, sie kämpfen mit vollem, klarem Bewußtsein für einen edlen und reichen Nationalbesitz, für innere und auch äußere Güter, die alle dem allgemeinen Fortschritt und Aufstieg der Menschheit dienstbar sind.

Kriegsnachrichten aus aller Welt.

Unsere Reiter und Flieger. Aus den ersten Patrouillengefechten im Westen wird jetzt, wie die „Frankfurter Zeitung" zu berichten weiß, ein echtes deutsches Reiterstück bekannt. Ein Ulanenleutnant reitet mit einem Gefreiten auf Kundschaft über die Grenze. Sie machen wichtige Feststellungen und geraten in ihrem Tatendrang zu weit in Feindesland. Da stürmt auf sie eine feindliche Patrouille ein. Dem Leutnant wird das Pferd unter dem Leibe erschossen, er kommt unter das Tier zu liegen und bricht das Schlüsselbein. Der feindliche Offizier geht mit geschwungenem Säbel auf ihn los, ein Pistolenschuß des deutschen Offiziers streckt ihn zu Boden, und unterdes haut der Gefreite die anderen in die Flucht. Dann setzt der Brave seinen Leutnant auf den Gaul, daß er Meldung

machen und ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen kann; er selbst schlägt sich seitwärts in die Büsche. Noch hat der Offizier die Grenze nicht erreicht, da hört er rasenden Galopp, und der Gefreite, den er verloren geglaubt, kommt dahergesprengt. Er ist auf eine zweite Patrouille gestoßen, hat einen Mann erschossen, sich auf den Gaul geschwungen und in Sicherheit gebracht. — Von den Taten der Militärflieger erfährt man seltener etwas. Um so mehr wird eine Bravourleistung interessieren, die die „Leipziger Neuesten Nachrichten" mitteilen. Unter den Fliegern auf dem westlichen Kriegsschauplatz befindet sich auch der Sohn eines Leipziger Ingenieurs. Auf einer Feldpostkarte schildert er auch ein hübsches Fliegerstück: „Die große Schlacht bei Metz ist glücklich verlaufen, die Massen haben tapfer gekämpft. Leider ist einer unserer besten Fliegeroffiziere nicht zurückgekehrt. Er hatte seinen Auftrag glänzend gelöst. Auf dem Rückzug jedoch haben den Leutnant feindliche Kugeln in 800 Meter Höhe getötet. Sein Begleiter, ein Oberleutnant, übernahm die Steuerung, mußte aber auf feindlichem Boden landen, wo feindliche Offizierspatrouillen auf ihn schossen. Unser Oberleutnant schoß einen feindlichen Offizier vom Pferd, nahm die Mütze des Gefallenen, schwang sich aufs Roß und ist so durch die feindliche Schützenlinie zu uns zurückgekehrt. Zwar hat auch er zwei Schüsse erhalten, doch sind die Wunden nicht besonders schwer."


Phot. Hugo Ehlt, Thorn.

Russischer Grenzposten.

Deutscher Kampfgeist. Der „Köln. Volkszeitung" wird geschrieben: Ein Unteroffizier erhielt bei der Erstürmung der Lütticher Forts einen Streifschuß ins linke Knie und einen Schuß durch den rechten Oberschenkel. Später wurde unser Unteroffizier nach Aachen in ein Krankenhaus gebracht. Es hielt ihn nicht im Bette. Doch waren alle Bitten, ihm Krücken zu bringen und ihn aufstehen zu lassen, vergebens. Da klettert er eines Morgens aus dem Bette, zieht seine Kleider an, gebraucht einen Stuhl als Krücke und humpelt, auf diesen gestützt, durch die Gänge zum Garten, um hier stillvergnügt die schöne Gotteswelt zu genießen. Endlich finden ihn die Schwestern. Ihre Vorwürfe machen ihm keinen Eindruck. Sie schicken den Arzt. „Sehen Sie, Herr Sanitätsrat, wie weit ich schon hergestellt bin? Besorgen Sie mir nur zwei Krücken; in wenigen Tagen kann ich wieder laufen, und dann geht's zurück in die Front!" Der liebe alte Herr schüttelt den Kopf. „Das ist alles schön und gut, aber vorher wollen wir doch mal das Fieber messen! 39,6 Grad! Das genügt! Jetzt nix wie ins Bett, mein lieber Sohn, und machen Sie nicht noch einmal solche Dummheiten! Mit Gottes Hilfe will ich Sie schon bald reparieren, und dann, wenn Sie ganz hergestellt sind, mögen Sie wieder zur Front gehen!"

Einem anderen Insassen dieses Hospitals war durch einen Schuß der Fußknöchel zerschmettert worden; er erhielt einen Gipsverband. Auch ihn packte die Ungeduld. „Wie können sie nur in der Front fertig werden ohne mich? Herr Sanitätsrat, entlassen Sie mich doch aus dem Krankenhaus!" „Wie wollen Sie denn marschieren mit einem Gipsverband?" „Ich brauch' gar nicht zu marschieren! Ich bin doch Kavallerist! Wenn ich nur mal 'nen Gaul unter mir habe, soll mich schon keiner herunterkriegen, trotz des Gipsverbandes!"

Ein früherer Fremdenlegionär war glücklich desertiert, hatte sich in Deutschland gestellt, seine Strafe abgesessen, war eingezogen worden und diente bei Ausbruch des Krieges. Auch er war bei Lüttich ziemlich schwer verwundet worden durch einen Schuß in die Schulter. Sobald er aufstehen durfte, quälte er Arzt und Schwestern, sie möchten ihn doch wieder zu seinem Regiment lassen. Vergebens! „Schwester, ich kann für nichts einstehen! Wenn ihr mich nicht laufen laßt, kneife ich euch aus!" Und richtig, auf einmal ist Musketier H. verschwunden und nirgendwo zu finden. Nach drei Tagen kommt von ihm eine Karte aus Luxemburg an: er sei wieder bei seinem Regiment eingetreten und danke Arzt und Schwestern für die freundliche Pflege! Es ist diesen ein Rätsel, wie der Mann trotz seiner Verwundung dorthin kam und wie es ihm möglich ist, die Anstrengungen des Feldzugs zu ertragen.

Eine Erinnerung aus den Mobilmachungstagen im Schwarzwald teilt der Schwäb. Merkur mit. Auf dem Bahnhof herrschte ein großes Gedränge von einberufenen Reservisten und ihren Angehörigen. Da sah ich manche rührende Abschiedsgruppe, aber eine fesselte meine Teilnahme besonders: ein Vater mit seinem Sohn, die ruhig, wortlos voreinander standen. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, bei langsamem Vorübergehen an den beiden hörte ich, wie der rüstige, noch ungebeugte Schwarzwälder seinem Sohne die letzten Geleits- und Abschiedsworte mitgab. Fest und schwer lag die Hand des Alten auf der Schulter des Jungen, fest und klar war seine Stimme: „Jetzt gilt's Bua — i sag dir, kei Schuß a Fehlschuß." — Still wandte ich mich ab, das letzte Umkrampfen der arbeitsharten Hände, der letzte, lange Blick der beiden Augenpaare sollten an mir keinen Zeugen haben. Aber mit gehobenem Herzen verfolgte ich meinen Heimweg. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein"; wenn deutsche Väter ihre Söhne mit solchen kernigen Mahnworten hinaus in den Krieg schicken, ist es um uns wohlbestellt.

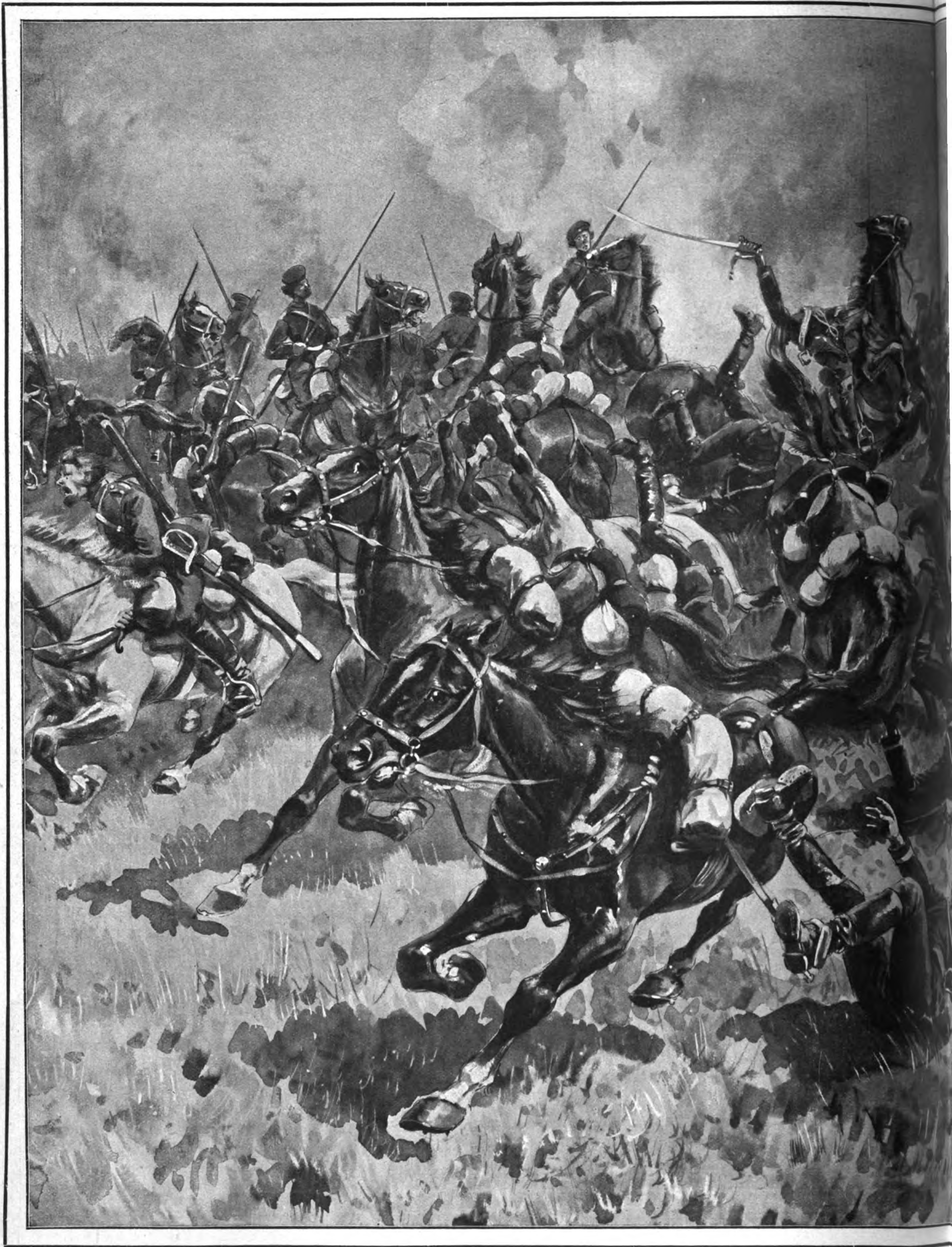
Wie urteilte ein Kenner vor 44 Jahren über England? Den bekannten „Kriegsbriefen aus den Jahren 1870/71" des Generals Hans v. Kretschman, die seine Tochter, Lili Braun, 1904 herausgegeben hat, entnimmt die „Neue Badische Landeszeitung" ein interessantes Urteil Kretschmans über England. „Ohne England," so schreibt dieser am 25. Dezember 1870 an die Seinen, „hätten wir jetzt Frieden. Frankreich konnte nie seine neuen Truppen bewaffnen. England hat aus seinen eigenen Armeebeständen geliefert; und ich denke mir, daß die englischen Minister jetzt ziemlich die reichsten Leute der Erde sein werden. Diesen Staat wird man später vernichten müssen ... Das Volk, das, so weit die Erde reicht, jedem Mörder gegen Bezahlung den Dolch liefert, dem jedes Verbrechen, an Staat — Kirche — oder Gesittung, recht ist, wenn es nur dabei Geld verdienen kann, dies Volk darf keinen Platz im Rate Europas behalten."

Für die Redaktion verantwortlich Gustav Feller, Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, beide in Stuttgart.
Für die Ausgabe in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien. Geschäftsstelle in Wien: Seilergasse 4.

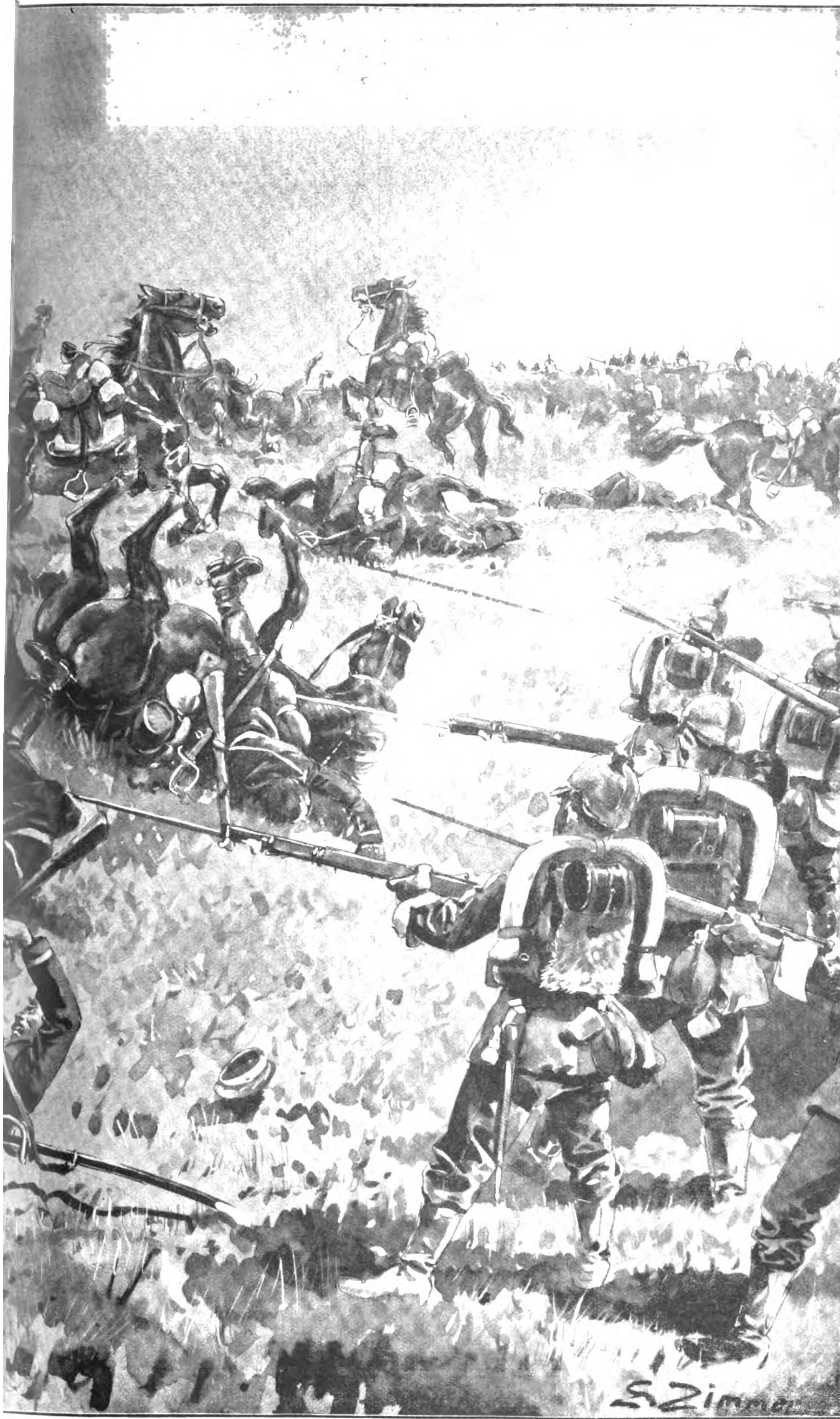


Das Einbringen der ersten französischen Geschütze in Straßburg.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Vernichtung einer russischen Kavalleriebrigade durch deutsche Infanter



e. Nach einer Originalzeichnung von E. Zimmer.

Präsident: Meine Herren! Nach diesen Worten des Herrn Reichskanzlers bleibt uns nur übrig, nochmals zu beteuern, daß das deutsche Volk einig ist bis auf den letzten Mann, zu siegen oder zu sterben auf dem Schlachtfelde für die deutsche Ehre und für die deutsche Einheit.

Wir trennen uns mit dem Rufe: Seine Majestät der Deutsche Kaiser, Volk und Vaterland, sie leben hoch! — hoch! — hoch!

Die Bedeutung dieser Sitzung des Deutschen Reichstages, deren Beratungen einschließlich aller geschäftlichen Formalitäten nur vierundsechzig Minuten gedauert hat, liegt in erster Linie in der noch nie dagewesenen Einigkeit. Es gab nicht mehr Sozialdemokraten, Welfen, Polen, Protestler, Dänen, Zentrum, Konservative, Nationalliberale, Deutschfreisinnige, Bauernbund, Deutschnationale und wie die zahllosen Fraktionen und Fraktiönchen sonst noch heißen mögen, es gab nur ein einiges deutsches Volk, einig in dem Willen, Gut und Blut einzusetzen für das gemeinsame Vaterland. Innere Feinde gab es nicht mehr. Das mag eine schwere Enttäuschung für unsere äußeren Gegner gewesen sein.

Wo hat es jemals ein Parlament gegeben, das ohne jedes Wenn und Aber, ohne zu fragen: wozu, warum? der Regierung fünftausenddreihundert Millionen Mark bewilligt hätte? Es ist dies die größte Summe, über welche überhaupt jemals ein Parlament zu beschließen hatte. Angst und Schrecken mag unsere Gegner ergriffen haben, als sie erfuhren, daß das angeblich so arme Deutschland die Milliarden so leicht zur Verfügung hatte.

Die Reichstagsabgeordneten hatten auch ein Weißbuch erhalten: „Vorläufige Denkschrift und Aktenstücke zum Kriegsausbruch", dessen Inhalt in der Rede des Reichskanzlers wiedergegeben ist. Das Weißbuch enthält alle hier in Frage kommenden Dokumente, auch die Ansichten der Regierung, soweit sie in Artikeln der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" niedergelegt waren. Zum Beweise für die Absicht Rußlands, mit allerlei Vorspiegelungen die deutsche Mobilisierung aufzuhalten und damit für die eigene Zeit zu gewinnen,

seien hier aus dem Weißbuche die Telegramme wiedergegeben, die zwischen dem Petersburger und dem Berliner Hofe gewechselt wurden.

Der Kaiser an den Zaren:

Vom 28. Juli, 10 Uhr 45 nachm.

Mit der größten Beunruhigung höre ich von dem Eindruck, den Österreich-Ungarns Vorgehen gegen Serbien in Deinem Reiche hervorruft. Die skrupellose Agitation, die seit Jahren in Serbien getrieben worden ist, hat zu dem empörenden Verbrechen geführt, dessen Opfer Erzherzog Franz Ferdinand geworden ist. Der Geist, der die Serben ihren eigenen König und seine Gemahlin morden ließ, herrscht heute noch in jenem Lande. Zweifellos wirst Du mit mir darin übereinstimmen, daß wir beide, Du und ich, sowohl als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, daß alle diejenigen, die für den scheußlichen Mord verantwortlich sind, ihre verdiente Strafe erleiden.

Anderseits übersehe ich keineswegs, wie schwierig es für Dich und Deine Regierung ist, den Strömungen der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die uns beide seit langer Zeit mit festem Band verbindet, setze ich daher meinen ganzen Einfluß ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du mich in meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen, unterstützen wirst.

Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Vetter

gez. Wilhelm.

Der Zar an den Kaiser:

Peterhof, Palais, 29. Juli, 1 Uhr nachm.

Ich bin erfreut, daß Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ernsten Augenblick bitte ich Dich inständig, mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden. Die Entrüstung hierüber, die ich völlig teile, ist in Rußland ganz ungeheuer. Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen.

gez. Nikolaus.

Der Kaiser an den Zaren:

Vom 29. Juli, 6 Uhr 30 nachm.

Ich habe Dein Telegramm erhalten und teile Deinen Wunsch nach Erhaltung des Friedens. Jedoch kann ich — wie ich Dir in meinem ersten Telegramm sagte — Österreich-Ungarns Vorgehen nicht als „schmählichen Krieg“ betrachten. Österreich-Ungarn weiß aus Erfahrung, daß Serbiens Versprechungen, wenn sie nur auf dem Papier stehen, gänzlich unzuverlässig sind. Meiner Ansicht nach ist Österreich-Ungarns Vorgehen als ein Versuch zu betrachten, volle Garantie dafür zu erhalten, daß Serbiens Versprechungen auch wirklich in die Tat umgesetzt werden. In dieser Ansicht werde ich bestärkt durch die Erklärungen des österreichischen Kabinetts, daß Österreich-Ungarn keine territorialen Eroberungen auf Kosten Serbiens beabsichtige. Ich meine daher, daß es für Rußland durchaus möglich ist, bei dem österreichisch-serbischen Krieg in der Rolle des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat. Ich glaube, daß eine direkte Verständigung zwischen Deiner Regierung und Wien möglich und wünschenswert ist, eine Verständigung, die — wie ich Dir schon telegraphierte — meine Regierung mit allen Kräften zu fördern bemüht ist. Natürlich würden militärische Maßnahmen Rußlands, welche Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, ein Unglück beschleunigen, das wir beide zu vermeiden wünschen, und würden auch meine Stellung als Vermittler, die ich — auf Deinen Appell an meine Freundschaft und Hilfe — bereitwillig angenommen habe, untergraben.

gez. Wilhelm.

Der Kaiser an den Zaren:

Vom 30. Juli, 1 Uhr vorm.

Mein Botschafter ist angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahren und schweren Konsequenzen einer Mobilisation hinzuweisen; das gleiche habe ich Dir in meinem letzten Telegramm gesagt. Österreich-Ungarn hat nur gegen Serbien mobilisiert, und zwar nur einen Teil seiner Armee. Wenn Rußland, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall ist, gegen Österreich-Ungarn mobil macht, so wird die Vermittlerrolle, mit der Du mich in freundschaftlicher Weise betrautest und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte angenommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Die ganze Schwere der Entscheidung liegt jetzt auf Deinen Schultern, sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen.

gez. Wilhelm.

Der Zar an den Kaiser:

Peterhof, 30. Juli, 1 Uhr 20 nachm.

Ich danke Dir von Herzen für Deine rasche Antwort. Ich entsende heute abend Tatischeff mit Instruktionen. Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor fünf Tagen beschlossen worden, und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen Österreich. Ich hoffe aber von Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Deine Stellung als Vermittler beeinflussen werden, die ich sehr hoch anschlage. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns kommt.

gez. Nikolaus.

Am 31. Juli nachmittags zwei Uhr richtete der Zar an den Deutschen Kaiser noch folgende Depesche:

Ich danke Dir von Herzen für Deine Vermittlung, die eine Hoffnung aufleuchten läßt, daß schließlich doch noch alles friedlich enden könnte. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind. Wir sind weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen. Solange wie die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf, und ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas.

Dein Dir herzlich ergebener gez. Nikolaus.

Gibt es eine größere Niedertracht, als sie sich in den Telegrammen des Zaren äußert? Aber wir dürfen dem wortbrüchigen Beherrscher Rußlands dankbar sein, denn er machte unser Volk wirklich einig in der Abwehr des Feindes.

* * *

Der Krieg vom 1. bis 3. August.

Die erste feindliche Waffenkundgebung, denn ein Gefecht kann man es nicht nennen, fand bereits am 1. August an der russischen Grenze statt. Am Nachmittag dieses Tages wurde eine deutsche Patrouille bei Prostken, etwa dreihundert Meter diesseits der Grenze, von einer russischen Patrouille beschossen. Die Deutschen erwiderten das Feuer, doch waren auf keiner Seite Verluste zu verzeichnen.

Eine solche Schießerei der Patrouillen zweier aneinandergrenzenden Länder braucht man nicht immer als einen Kriegsbeginn zu betrachten. Es kam schon in Friedenszeiten vor, daß über die Grenze geschossen wurde, und dann entschuldigte man sich stets mit einem Mißverständnis, womit die Sache beigelegt war. Wäre es also bei dem Schießen der russischen Patrouille bei Prostken geblieben, so bestand noch kein Grund für die Annahme, daß Deutschland überfallen worden sei. Aber die Sache nahm bald ein anderes Gesicht an, als an demselben Tage schon die Kunde von den ersten Grenzkämpfen kam. Das amtliche Wolffsche Telegraphenbüro meldete bereits unterm 2. August:

Nachdem die Kunde von der allgemeinen russischen Mobilmachung hierher gelangt war, ist der deutsche Botschafter in Petersburg beauftragt worden, die russische Regierung aufzufordern, die Mobilmachung gegen uns und unseren österreichischen Bundesgenossen einzustellen und hierüber eine bündige Erklärung binnen zwölf Stunden abzugeben. Dieser Auftrag ist nach Meldung des Grafen

Pourtalès in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August um Mitternacht ausgeführt worden. Falls die Antwort der russischen Regierung eine ungenügende sein sollte, war der deutsche Botschafter ferner beauftragt, der russischen Regierung zu erklären, daß wir uns als mit Rußland im Kriegszustand befindlich betrachteten. Die Meldung des Botschafters über die Antwort der russischen Regierung auf unsere befristete Anfrage ist hier nicht eingelaufen, ebensowenig eine Nachricht über die Ausführung des zweiten Auftrags, obwohl wir konstatiert haben, daß der russische Telegraphenverkehr noch funktioniert.

Dagegen sind in dieser Nacht bis vier Uhr früh beim Großen Generalstabe folgende Meldungen eingegangen:

1. Heute nacht hat Angriff russischer Patrouillen gegen die Eisenbahnbrücke über die Warthe bei Eichenried (an Strecke Jarotschin—Wreschen) stattgefunden. Der Angriff ist abgewiesen. Deutscherseits zwei Leichtverwundete. Verluste der Russen nicht festgestellt.

Eine von den Russen gegen den Bahnhof Miloslaw eingeleitete Unternehmung ist verhindert worden.

2. Der Stationsvorstand Johannisburg und die Forstverwaltung Bialla melden, daß heute nacht (1. zum 2.) eine stärkere russische Kolonne mit Geschützen die Grenze bei Schwidden (südöstlich Bialla) überschritten hat und daß zwei Schwadronen Kosaken Richtung Johannisburg reiten. Die Fernsprechverbindung Lyck—Bialla ist unterbrochen.

Hiernach hat Rußland deutsches Reichsgebiet angegriffen und den Krieg eröffnet.

Aus Allenstein wird von sechs Uhr nachmittags gemeldet: Bisher im allgemeinen an der Grenze nur kleinere Kavalleriegefechte. Johannisburg, das von einer Eskadron des Dragonerregiments 11 besetzt ist, wird augenblicklich angegriffen. Die Bahn Johannisburg—Lyck ist bei Gutten unterbrochen, ebenso die Stichbahn nach Dlottowen. Verluste bisher auf russischer Seite etwa zwanzig Mann, auf deutscher Seite nur mehrere Leichtverwundete.

In Eydtkuhnen sind russische Patrouillen eingeritten. Das Postamt Bilderweitschen ist nach sicherer Meldung zerstört. Der Feind überschritt die Grenze an vielen Stellen.

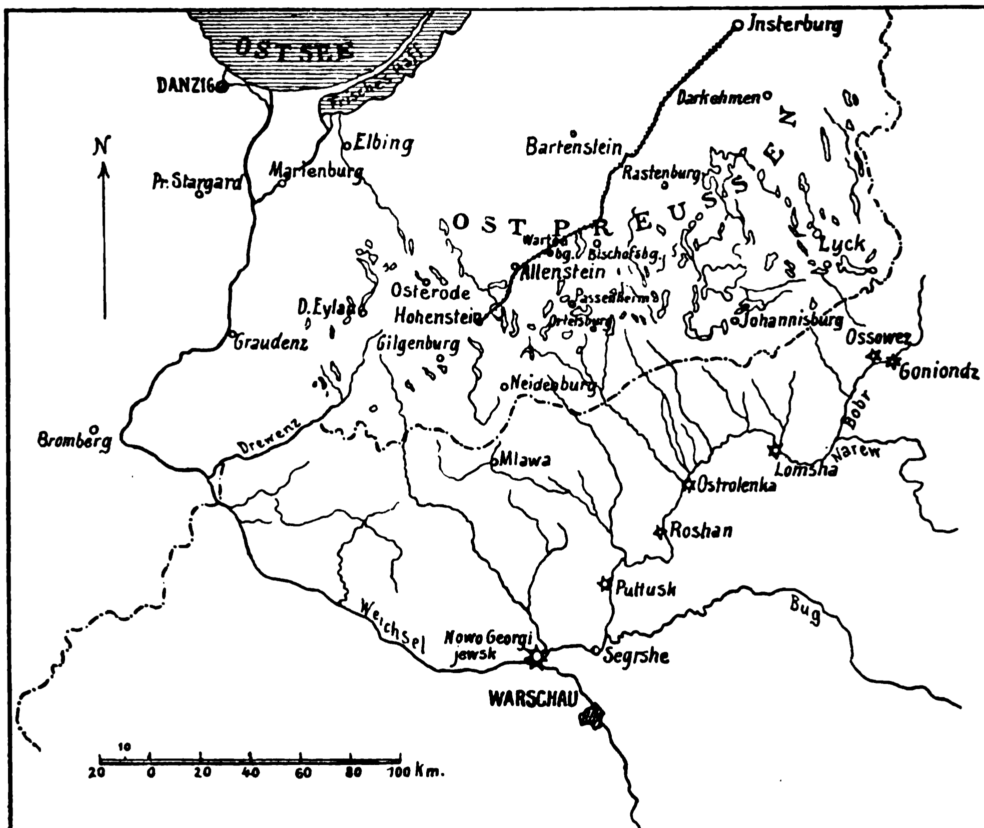
Auf die Thorner Eisenbahnbrücke versuchte ein Mann vom Zuge aus eine Bombe zu werfen. Er wurde aber vorher dingfest gemacht.

Wie man sieht, hatten die Russen an mehreren Stellen gleichzeitig angegriffen, die Wachsamkeit unserer Truppen verhinderte aber ein weiteres Vordringen über die Grenze. Am Bahnhof Miloslaw, auf den sie es abgesehen hatten, konnten sie nichts ausrichten, weil er gut bewacht war. Miloslaw ist ein Ort von etwa dreitausend Einwohnern mit Zigarrenfabrik und Bierbrauerei. In seiner Nähe fand am 30. April 1848 ein Gefecht zwischen polnischen Insurgenten unter Mieroslawski und preußischen Truppen statt.

Besonders bedeutungsvoll an obiger Meldung war die Tatsache, daß bereits russische Geschütze über die Grenze gebracht worden waren. Es handelte sich demnach um einen wohlvorbereiteten Plan Rußlands, die Grenze an mehreren Stellen gleichzeitig zu überschreiten; wohlgemerkt, bereits vor der deutschen Mobilmachung beziehungsweise vor Abbruch der diplomatischen Beziehungen beider Länder.

Die Russen hatten es zweifellos bei all diesen ersten Angriffen auf unsere Eisenbahn abgesehen, denn Eisenbahnbrücken und Bahnhöfe sind zunächst die Angriffsziele. Johannisburg, eine Stadt von etwa 3500 meist evangelischen Einwohnern, liegt nahe der wichtigen Eisenbahnlinie Allenstein—Insterburg. Von Johannisburg führt der Johannisburger Kanal nach dem Spirdingsee, und es wäre uns gewiß ein unangenehmer Verlust gewesen, wenn die Stadt, die eine evangelische Kirche, eine Präparandenanstalt, landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, Hauptzollamt, zwei Oberförstereien, Sägemühlen, Holzflößereien und Fischereibetriebe besitzt, in russische Hände gefallen wäre. Aber unsere Grenzwacht in ihrer Friedensstärke genügte, um den wohlvorbereiteten und mit Artillerie unterstützten russischen Einfall abzuwehren.

Die russischen Patrouillen, die in Eydtkuhnen eingeritten waren, sind, wie wir später sehen werden, bald wieder vertrieben worden. Eydtkuhnen ist als Grenzort wohl jedem bekannt, der einmal nach Rußland gefahren ist. Es ist ein Flecken von fast 4000 Einwohnern und der Handelswelt durch den dort betriebenen großen Güteraustausch bekannt.



Der ostpreußische Kriegschauplatz.

Der Ort ist Knotenpunkt der preußischen Staatsbahnlinie Königsberg—Eydtkuhnen und der russischen Staatsbahnlinie Landwarowo—Eydtkuhnen (Grenzstation Wirballen).

Der 1. August verlief also bereits im Kriegszustande mit Rußland, obgleich eine Kriegserklärung noch von keiner Seite abgegeben worden war. Anstatt einer solchen erfolgten Überfälle auf deutsches Gebiet, ein offensichtlicher Bruch des Völkerrechts. Die deutsche Regierung hatte ein Ultimatum an Rußland gerichtet, aber noch keine Antwort darauf erhalten. So blieb nichts weiter übrig, als daß sie, nachdem die völkerrechtswidrige Eröffnung der Feindseligkeiten offenkundig geworden war, selbst den Krieg erklärte.

Am 3. August traf endlich vom deutschen Botschafter in St. Petersburg, Grafen Pourtalès, die Meldung ein, daß er sich mit einer großen Anzahl deutscher Reichsangehöriger über Finnland nach Schweden eingeschifft habe. Die Kriegserklärung war also überreicht und die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland abgebrochen.

Nachdem der Krieg nunmehr in aller Form erklärt war, gingen die deutschen Truppen, die sich bisher nur defensiv verhalten hatten, zur Offensive über. Sie suchten sich in erster Linie in den Besitz wichtiger russischer Eisenbahnlinien zu setzen, um feste Stützpunkte für ihre Operationen und die größtmögliche Sicherung der rückwärtigen Verbindungen zu gewinnen. Als erster Grenzort ist Kalisch besetzt worden. Das erste Bataillon des Infanterieregiments Nr. 155 mit einer Maschinengewehrabteilung und das Ulanenregiment Nr. 1 sind am Morgen des 3. August in Kalisch eingezogen und haben die Stadt besetzt. Die Stadt Kalisch ist die erste russische Station an der Linie Ostrowo—

Lodz—Warschau; es ist eine Fabrikstadt von etwa 20000 Einwohnern. Anscheinend ist es vor der Besetzung der Stadt durch unsere Truppen zu Straßenunruhen gekommen.

Als die Deutschen in Kalisch einzogen, stand die Stadt in Flammen, und der Pöbel war dabei, die Häuser zu plündern. Es ist eine schon von Napoleons Zeiten her bekannte Eigentümlichkeit der russischen Kriegführung, die Städte anzuzünden, die von den Soldaten verlassen werden. Ist doch sogar Moskau einem solchen Vandalismus zum Opfer gefallen, so daß damals im Winter 1812 Napoleon mit seiner großen Armee vor den Flammen das Feld räumen mußte. Die deutschen Truppen wurden aber jetzt des Feuers bald Herr, so daß eine vollständige Zerstörung der Stadt verhütet wurde. Das nächste Ziel der deutschen Offensive war die vielgenannte russische Stadt Czenstochau, etwa 15 Kilometer jenseits der schlesischen Grenze gelegen und die erste größere russische Station an der Bahnlinie Breslau—Oppeln—Warschau. Am 3. August wurde Czenstochau von unseren Truppen nach einem kurzen Gefecht besetzt. Dieser glückliche Vorstoß unserer Armee auf Czenstochau war in strategischer Hinsicht von größter Bedeutung. Denn diese russisch-polnische Kreisstadt ist an der sogenannten Dreikaiserecke der Knotenpunkt der Bahnlinien Wien—Warschau und Breslau—Oppeln—Warschau, Linien, die vom Klarenberge aus, der das berühmte Kloster der Schwarzen Madonna trägt, leicht zu beherrschen sind. Durch diese Besetzung wurden außerdem die großen Sprengstoff- und Dynamitfabriken in Kruppmühle und Kriewald gegen einen plötzlichen Angriff gedeckt. Zugleich bedeutete diese Offensivbewegung eine Bedrohung der gegen die Linie Wreschen—Jarotschin operierenden Russen in der linken Flanke.

Das Lokalblatt von Czenstochau, „Gonice Czenstochow", vom 3. August brachte über die Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen folgende Schilderung: „Die Nacht vom 2. auf den 3. August war für die Bewohner fürchterlich. Von weitem dröhnte Geschütz- und Gewehrfeuer. Um zwei Uhr nachts kam der Kriegslärm näher. Gegen vier Uhr begann der Rückzug der russischen Truppen. Die Stadt wurde nacheinander von kleinen Trupps von Soldaten verschiedener Waffengattungen passiert. Gleichzeitig wurden die Brücken und Viadukte gesprengt. Um fünf Uhr früh war der letzte Bahnzug mit russischen Behörden und Militärs nach Warschau abgegangen. Die Bürgerwehr hielt in der Nacht Ruhe und Ordnung in der Stadt. Um sieben Uhr früh zog unter dem Kommando eines Oberleutnants die Vorhut der deutschen Truppen in die Stadt ein. Der Kommandant der Bürgerwehr erstattete Rapport, worauf ihm unter persönlicher Verantwortung die Sorge für Ruhe und Ordnung der Stadt anvertraut wurde. In Czenstochau ließ der Kommandant der jetzt eingerückten Truppen der Bevölkerung mitteilen, daß in der Stadt alles in der bisherigen Form unter voller Sicherung der Rechte der Einwohnerschaft belassen werde. Bei feindlichem Verhalten werde jedoch die ganze Stadt die Verantwortung zu tragen haben. Um zehn Uhr vormittags erschien ein Infanteriehauptmann in der Stadtmagistratur, wo er beim Präsidenten des Gemeinderats und bei dem Vertreter der Bürgerwehr diese Verfügung mit dem Bemerken wiederholte, daß russisches Papiergeld nach normalem Wert als Zahlung bei Strafe angenommen werden müsse." — Der „Csas" meldet nach einem Bericht eines aus Czenstochau angekommenen Reisenden: „Mit einem Atemzuge der Erleichterung wurde die preußische Kavallerie in Czenstochau begrüßt. Die preußischen Ulanen, unter denen ein großer Prozentsatz Polen war, wurden mit Zigarren und Erfrischungen versorgt. Es wurden ihnen auch Mitteilungen über die Richtung gemacht, in der sich die russische Reiterei entfernt hatte. Ulanen nahmen dann auch die Verfolgung auf."

Unterm 3. August wurde aus Petersburg gemeldet, daß Großfürst Nikolai Nikolajewitsch zum Generalissimus der russischen Streitkräfte ernannt worden sei. In einer Reihe von Gouvernements wurde der Kriegszustand erklärt. Der Kriegsminister brachte zur öffentlichen Kenntnis, daß es dringend erforderlich sei; alle militärischen Maßnahmen geheimzuhalten. Jeder müsse an der Erreichung dieses Zieles mitwirken. Der Minister empfiehlt die größte Zurückhaltung und Vorsicht bei Unterhaltungen, in Briefen und Telegrammen, die irgendwelche Bewegungen und Dispositionen der Truppen enthüllen könnten, weil sonst die Armee gegebenenfalls überflüssige Opfer bringen müßte.

Es ist begreiflich, daß im Deutschen Reiche nach dem Kriegsausbruch den Russen nicht gerade Sympathien entgegengebracht wurden, aber obwohl die ganze Art der Russen Veranlassung genug dazu gegeben hätte, die Grenzen internationaler Höflichkeit außer acht zu lassen, so verstand man doch sich zu beherrschen. Selbst in den heißesten Tagen hatten zwei Schutzleute genügt, um vor der russischen Botschaft in Berlin die Ordnung aufrecht zu erhalten. In welchem Gegensatze hierzu stehen die Schandtaten der Russen an der deutschen Botschaft in Petersburg, von denen später erzählt werden wird! —

An der Westgrenze des Reiches erfolgte in den ersten drei Tagen des August als erste Tat die Besetzung der dem Reiche gehörenden luxemburgischen Eisenbahnen. Sie wurde am 2. August von Truppenteilen des VIII. Armeekorps ausgeführt. Durch diese deutsche Besetzung Luxemburgs wurden unsere Aufmarschlinien, welche durch die Rheinprovinz, Lothringen und den Hunsrück führen, einer direkten französischen Gefährdung entzogen. Wenn wir damit gezögert hätten, wären höchstwahrscheinlich französische Divisionen bald zur Stelle gewesen, um unseren Aufmarsch zu stören.

Während wir durch die Besetzung Luxemburgs dem französischen linken Aufmarschflügel näher kamen, ist nach amtlichen Nachrichten französische Infanterie vor der Kriegserklärung über die deutsche Grenze gegangen.

Ähnlich wie die Russen sind also auch die Franzosen noch vor der Kriegserklärung in deutsches Gebiet eingebrochen, wobei sie natürlich, da sich noch kein deutscher Soldat auf französischem Boden befand, kleine Erfolge zu verzeichnen hatten, indem sie die Ortschaften Gottesthal, Metzeral und Markirch (siehe das Bild auf Seite 20) sowie den Schluchtpaß besetzten. Ferner ist ein Neutralitätsbruch dadurch begangen worden, daß französische Flieger in großer Zahl über Belgien und Holland nach Deutschland geflogen sind.

Der Schluchtpaß spielte von jeher eine große Rolle bei allen französischen Kriegsplänen gegen uns. Um über ihn in das Oberelsaß einbrechen zu können, hatten die Franzosen schon seit langem die hinter diesem, über die Hochvogesen führenden Paß liegende Garnison Gerardmer stark besetzt; nun haben sie mit diesen Truppen auch den Einbruch vollzogen und dabei den kleinen Ort Metzeral, den Endpunkt der Bahnlinie nach Kolmar, besetzt.

Der von den Franzosen anfänglich besetzte Schluchtpaß liegt etwa 1200 Meter hoch, unmittelbar unter dem zweithöchsten Vogesengipfel, dem „Hoheneck". Der Weg zu ihm (neuerdings Zahnradbahn) führt durch die „Schlucht", die sich von Münster aus als ein herrliches Waldtal in die Vogesen hinein erstreckt. Über den Schluchtpaß und das „Hoheneck" führt die deutsch-französische Grenze. Der französische Aufstieg zur Höhe geht an dem lieblichen See Gerardmer vorbei. Die Franzosen hatten mit der Besetzung dieses Passes also keineswegs irgendeine deutsche Stellung gewonnen, sondern, da ihre Grenze auf der Paßhöhe liegt, hatten sie die nicht besetzte deutsche Seite mit ihren Truppen überschritten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht bei Ortelsburg und Gilgenburg.

(Hierzu das Bild auf Seite 48/49.)

Während auf belgischem und französischem Boden unsere unvergleichlich tapferen Truppen die wuchtigsten Hiebe Schlag auf Schlag austeilten, große Armeen überrannten und starke moderne Festungen vom Erdboden wegfegten, kam es auch im äußersten nordöstlichen Zipfel des Deutschen Reiches, in Ostpreußen, am 17. August bei Stallupönen und am 20. August bei Gumbinnen zum Schlagen. „Der Tag," so erzählt ein Bewohner dieser Stadt in der „Kreuzzeitung", „brach schwül und dunstig an. Schon in früher Morgenstunde



Flüchtende englische Kavallerie bei St. Quentin.
Nach einer Originalzeichnung von E. Zimmer.

fand sich alt und jung in erregten Gesprächen auf den Straßen in Gruppen zusammen. Auf allen Lippen lag es und in aller Mienen war es zu lesen: ‚Ein Gefecht ist im Gange!‘ Sehr weit konnte es nicht sein, denn unablässig dröhnte dumpfes Rollen aus der Ferne. Die Lage soll für uns schlecht sein, so flog die Nachricht von Mund zu Mund. Die Ankunft von Flüchtlingen aus den östlich benachbarten Dörfern trug nicht gerade zur Beruhigung bei. Auf Leiterwagen kamen sie dahergezogen; nur gering war die Habe, die sie bei dem eiligen Aufbruche zu retten vermochten. Überall Wehklagen und vergrämte Gesichter. So schlich der Tag bleiern dahin. Der Abend brach herein, der Kanonendonner wurde stärker. Unaufhörlich krachte es, Schlag auf Schlag. Der Himmel flammte im Purpurschein der niedergehenden Sonne, und stärker wurde die Röte, die die brennenden Gehöfte ausstrahlten. Endlich, um ein Uhr nachts, wurde es still. Unheimlich still. Was war geschehen? Bedeutete die Stille Sieg oder Verderben?

Schon um halb vier Uhr fahre ich aus unruhigem Schlafe auf. Ganz nahe erdröhnen Kanonenschläge, die die Fenster erklirren machen. Ich schlüpfe in die Kleider und eile auf die Straße; ganz Gumbinnen ist schon auf den Beinen. Die Russen müssen während der Nacht gewaltig an Raum gewonnen haben. Offiziere reiten im Galopp durch die Stadt. Munitionskolonnen kommen im Schritt angefahren. Dem führenden Offizier wird eine Meldung erstattet. Flüchtig greift seine Hand an den Helm; ein kurzer Gruß. Dann richtet er sich hoch auf im Sattel, und scharf klingt sein Befehl: ‚Trab!‘ An mir vorüber rollen die schweren Wagen; es ist, als ob die Erde unter den Rädern bersten müßte.

Die Erregung wächst. Ach, wenn man nur da draußen mittun dürfte; hier untätig sein, wird beinahe unerträglich! Stunde um Stunde verrinnt, und endlich um elf Uhr schweigen die Geschütze. Nur ganz vereinzelt kracht noch ein Schuß. Ein mir bekannter Offizier kommt langsam vorüber; sein Pferd zittert an allen Gliedern, der Reiter ist offenbar todmüde. Ich rufe ihn an: ‚Wie steht's?‘ Ein mattes Lächeln fliegt über seine Züge: ‚Ausgezeichnet! Es war hart, aber wir haben es geschafft. Die Russen reißen aus wie Schafleder!‘

Wenige Stunden später trotten gefangene Russen durch die Stadt. Sie sehen wenig anmutig aus in ihren losen Leinenkitteln und schlappen Feldmützen; sie stapfen stumpfsinnig und maschinenmäßig an uns vorüber.“

Also nach Stallupönen auch bei Gumbinnen ein wenn auch hart erkämpfter Sieg, der, obwohl das allgemeine Interesse überwiegend den fabelhaften Erfolgen im Westen sich zuwendete, überall jubelnd begrüßt wurde. Aber dieser Jubel sollte nach wenigen Tagen schon, zum mindesten in den Teilen der Provinz, die von den Vorgängen unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen wurden, einer recht gedrückten Stimmung Platz machen, als nach und nach immer bestimmter verlautete, daß trotz der erlittenen Niederlagen sehr starke, überlegene russische Truppenmassen im Anmarsch seien. Schon forderte die militärische Leitung die Bevölkerung der Grenzbezirke bis hinein über Insterburg auf, die heimische Scholle im eigenen wie im vaterländischen Interesse zu verlassen; doch werde die durch die Umstände gebotene Räumung eine nur vorübergehende sein. Und das Armeeoberkommando hatte wohl getan: die Kosakenhorden, die nun in Massen über die Grenze hereinfluteten, würden der ländlichen wie der städtischen Bevölkerung ohne Zweifel nicht übel mitgespielt haben.

Im Süden der Provinz war um den 27. August herum im Bereiche der masurischen Seen und Sümpfe — ein Gelände, durch das nur schmale Wege führen und das vielfach mit dichten Wäldern besetzt ist — eine zweite russische Armee eingedrungen, die offenbar mit der nördlichen russischen Truppenmacht zusammen operieren sollte. Diese zweite Armee gedachten die Unseren auf dem unwegsamen Gebiete sogleich zu fassen, und das ist auch unter der entschlossenen und genialen Führung des Generalobersten v. Beneckendorff und Hindenburg, über dessen Persönlichkeit wir auf Seite 63 berichten, in glänzender Weise gelungen.

Eine gemischte deutsche Landwehrdivision, gestützt auf schwere Artillerie, legte sich den Russen bei Osterode quer vor die Marschrichtung und stemmte sich ihrem Vordringen mit aller Tapferkeit entgegen. Sie durften sich dem Sumpf- und Seengebiete nicht entwinden. Gleichzeitig wurden sie von Südwesten her durch eine zweite deutsche Division angegriffen, die den Feind durch Vorschieben des rechten Flügels bei Neidenburg zu umfassen suchte. Auch das gelang. Aber auch von Norden her rückte in Eilmärschen eine starke deutsche Streitkraft aus der Richtung Allenstein—Wartenburg—Bischofsburg, die es erzwang, ihren linken Flügel bis über Passenheim hinaus vorzuschieben. Nun war der Ring geschlossen und die Schlacht und das Schlachten im Gange. Die Russen versuchten sich gewaltig zu wehren, weil sie einsehen mußten, daß auch ein beschleunigter Rückzug so gut wie aussichtslos erschien, denn sobald sie Fersengeld gaben, hatten sie nur Sümpfe und Seen vor sich, hinter sich aber die treffsicheren Lanzenspitzen und die scharfen Säbel der Verfolger. So gab es — wie unser Bild Seite 48 und 49 in einer nur kleinen Episode aus der dreitägigen Schlacht zeigt — auf russischer Seite ein verzweifeltes Ringen, das damit endete, daß, was sich nicht gefangen gab, niedergemacht oder in die Seen und Sümpfe getrieben wurde; es war eine Waffentat, die in ihrer Eigenart ein unvergängliches Ruhmesblatt glänzender Führung und deutscher Tapferkeit für alle Zeiten bilden wird. Zu Haufen lagen, wie die Besucher der Walstatt melden konnten, auf den Kampfplätzen die Toten und Verwundeten. Die ganze Wucht des deutschen Zornes war über die russischen Krieger hereingebrochen. Nicht weniger als 90 000 wurden gefangen, 5 Armeekorps vollständig aufgerieben und ihre gesamten Geschütze, 516 an der Zahl, vernichtet. Unter den Gefangenen befanden sich drei kommandierende Generale; der Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen.

Die ersten eroberten Geschütze in Straßburg.

(Hierzu das Bild auf Seite 47.)

Wohl nirgends in der ganzen Westhälfte des Reiches hat die Kriegserklärung die Gemüter so tief getroffen wie in Straßburg: wußten doch alle, mit welch begierigen Augen die Franzosen seit Jahrzehnten nach ihrer stolzen Stadt ausblickten. „Wie fasziniert,“ schrieb ein militärischer Sachverständiger noch in den letzten Wochen, „starren sie nach dem berühmten ‚Loch in den Vogesen‘, von wo der Siegeszug nach Berlin beginnen soll. Ohne Zweifel würde also der erste Vorstoß gegen das südliche Elsaß gerichtet, und wenn er gelang, die Festung in wenig Tagen schon von den französischen Horden umbrandet sein. Und es lebten noch viele dort, die jene Schreckenstage der Belagerung von 1870 durch die Deutschen aus eigener Anschauung kannten.

Aber wer verlor den Mut? Niemand — nicht einen Augenblick! Sofort rührte sich, was Hände hatte, bei den Schanzarbeiten, um die Stadt für den schlimmsten Fall zu rüsten; alt und jung, arm und reich — ohne Unterschied des Standes griff jeder zu Hacke, Grabscheit oder Schaufel. Und was mußte sonst noch geopfert werden, wieviel Liebes und Altvertrautes! Denn um freies Schußfeld zu gewinnen, besonders nach Westen, mußte alles verschwinden, was störend wirkte: Gebäude, Bäume, Gärten — alles.

Dann kam der Tag, an dem die Franzosen zum erstenmal bis Mülhausen vordrangen und mit echt welscher Frechheit sich gebärdeten, als sei nunmehr das ganze Elsaß unwiderruflich wieder französisch. Aber nur einen Tag und eine Nacht dauerte die Herrlichkeit, da war sie, von unseren tapferen Truppen zusammengeschossen, auf der Flucht nach Belfort. Und wenn auch die Feinde, förmlich verbissen in ihren Plan des Vormarsches durch das südliche Elsaß, immer neue leidenschaftliche Vorstöße unternahmen: in Straßburg wußte man nun, daß draußen eine treue, zuverlässige Wacht an der Grenze steht.

Und nun kam auch die erste große Freude! Vier Geschütze hatten unsere feldgrauen Helden dem Feind bei Mülhausen abgenommen; die sollten in Straßburg vor dem Kaiserpalast Aufstellung finden, als Zeichen des ersten schönen Erfolges und des festen Glaubens an den endgültigen Sieg über alle Feinde ringsum. Man kann es den Straßburgern leicht nachfühlen, mit welchem Jubel, welcher Begeisterung sie dem erhebenden Schauspiel der Einbringung, das unser Bild wiedergibt, beiwohnten. Nun wußten sie es sicher: Nie mehr würde ein Feind das schwarzweißrote Banner vom altehrwürdigen Dom herunterholen, nie mehr welscher Übermut in der deutschen Stadt gebieten; nun blieb sie deutsch — durch deutsche Tapferkeit!

Bei St. Quentin.

(Hierzu das Bild auf Seite 53.)

Wir alle kennen das berühmte Wort Bismarcks in bezug auf die Möglichkeit, daß die französische Armee bei einem Krieg gegen Deutschland durch ein englisches Landungskorps verstärkt werden könnte: „Dann wird es einfach verhaftet!“ Nun sind sie herübergekommen, 160 000 Mann der besten englischen Truppen, und wie war das Ende?

Am 27. August schon konnte der Generalquartiermeister melden: „Die Armee des Generalobersten v. Kluck hat die englische Armee bei Maubeuge 'geworfen und heute südwestlich von Maubeuge unter Umfassung erneut angegriffen,“ und zwölf Stunden später: „Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen hatten, ist nördlich St. Quentin vollständig geschlagen und befindet sich in vollem Rückzug über St. Quentin. Mehrere Tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen.“ Der eiserne Kanzler hat also recht behalten: beim ersten Zusammentreffen bereits erlitt die englische Herrlichkeit einen erschütternden Stoß, und was der rührige Lord Kitchener an Söldlingen zum Herüberschicken noch auftreibt, wird die Lage nicht verbessern. Darüber brauchen wir uns keine Sorge mehr zu machen.

Wie den englischen Soldaten die deutschen Hiebe bekommen sind, das lassen wir am besten einen aus Frankreich nach London zurückgekehrten Verwundeten selber schildern: „Glauben Sie mir, es war wie die Hölle! Ich habe den Boxerfeldzug und den Burenfeldzug von Anfang bis Ende mitgemacht, aber ich habe nirgends etwas so Schreckliches gesehen. Es geschah alles so unerwartet. Wir glaubten die Deutschen noch fünfzehn Meilen entfernt, und auf einmal eröffnen sie ihr Feuer mit ihren großen Geschützen. Als nach der Schlacht die Leute aufgerufen wurden, antworteten von meiner Kompanie nur drei Mann, ich und zwei andere. So schrecklich war der Angriff der Feinde und so überwältigend ihre Zahl, daß es keinen Widerstand gab. Ehe das Feuer begann, flog ein deutsches Flugzeug über die englischen Truppen. Die Deutschen mußten dieses Schlachtfeld ganz genau studiert haben — so wirkungsvoll war ihr Feuer. Schützengräben, die unsere Leute gegraben hatten, bildeten gar keinen Schutz. Kein Mensch hätte einem solchen mörderischen Angriff widerstehen können. Es war ein Regen, nein, eine Überschwemmung von Blei, und ich kann es noch immer nicht glauben, was geschehen ist!“

Doch ist die Schlacht nicht ganz so, wie sie von unsrer Seite geplant war, verlaufen. Unsre Heeresleitung stand nämlich, wie der „Täglichen Rundschau“ geschrieben wird, auf dem schon oben angedeuteten Standpunkt Bismarcks, daß wir Deutsche ein englisches Söldnerheer, wenn es die Dreistigkeit hat, auf dem Festland gegen uns aufzutreten, unter allen Umständen „verhaften“ sollten. Um sie prompt einzuschließen, hatte der General v. Kluck, einer der fähigsten Heerführer unserer Zeit, auch alles kräftig vorbereitet. Er hielt auf seinem rechten Flügel einen starken Truppenverband gestaffelt in Reserve, der die Engländer, sobald sie im Vormarsch waren, in der Flanke umfassen und einkreisen sollte. Außerdem hatte er noch auf dem äußersten rechten Flügel starke Kavalleriemassen bereit, die die lieben Vettern von hinten fassen und ganz an unsere Brust drücken sollten. Der ausgezeichnete Plan wäre auch unter allen Umständen geglückt, wenn die Engländer nur ein Weilchen Stand gehalten hätten. Aber wider alle menschliche Berechnung nahmen sie schon beim ersten Anprall mit einer Heftigkeit Reißaus, die als Sportleistung höchste Bewunderung verdient. Als Massenrekord im Schnellauf steht die englische Flucht bei St. Quentin einzig da. Niemals hat man ein Heer mit so verblüffender Geschwindigkeit sich entfernen sehen. Die Engländer hatten die weitaus längeren Beine, und die Energie, mit der sie hiervon Gebrauch machten, spottet jeder Beschreibung. Selbst unsere Kavallerie auf der rechten Flanke hatte Mühe, in schärfster Gangart den davon wirbelnden Langbeinen wenigstens soweit an die Fersen zu kommen, daß sie sie von ihrer Rückzugslinie nach dem Meere absprengte. Nur so versteht man die Bedeutung des Asquithschen Wortes, das er mit stolzer Freude vor dem Parlament sprach: „Es gelang unserem Heer, sich vom Feind zu lösen.“

Die Bewaffnung der französischen Feldartillerie.

(Hierzu das Bild auf Seite 55.)

Jetzt, da immer mehr eroberte Geschütze ins Land kommen, ist es gewiß auch interessant, über diese Waffe, das Rückgrat des Heeres, etwas Näheres zu hören. In Frankreich bilden Geschütz- und Munitionswagen stets ein zusammengehöriges Ganzes, die „Piece“, die auch im Kampfe beieinandersteht. Das Geschütz ist abgeprotzt bis zum Ende des mit einem starken Sporn versehenen Lafettenschwanzes 4 Meter lang, das Rohr allein 2,25 Meter, bei einem Kaliber von 7,5 Zentimetern. Der Schraubenverschluß am Ende ist nicht zum Zurückziehen eingerichtet, sondern wird um 180 Grad gedreht, um die Seele freizugeben. Das Rohr gleitet beim Schuß mittels drei Paar Laufrollen auf der Gleitbahn nach hinten; die dadurch stark zusammengepreßte Luft der Luft-Flüssigkeitsbremse drückt es dann wieder nach vorn in die Schießlinie zurück. Die Hoch- und Querverstellung erfolgt durch seitlich angebrachte Messingräder. Die Stahlschilde rechts und links sind oberhalb des Rohres miteinander verbunden; unterhalb füllt im Bedarfsfall eine Klappe den Raum zwischen ihnen aus. Die Radbremsen werden beim Schießen heruntergeklappt und dienen dann als Hemmschuhe. Der Munitionswagen wird bei Gebrauch nach hinten gekippt, worauf man den Deckel wie eine Flügeltür öffnen und die im Innern aufbewahrten 72 Geschosse leicht herausnehmen kann; in der Protze sind noch weitere 24 untergebracht. Ein einzelnes Schrapnell wiegt 7,24 Kilogramm und enthält 292 Kugeln; die mit Melinit geladene Granate wiegt 5,3 Kilogramm. Abgeprotzt wiegt das Geschütz 1140 Kilogramm, aufgeprotzt 1950 Kilogramm — also erheblich mehr als das deutsche —, der Munitionswagen mit Granaten gefüllt 1160 Kilogramm, mit Schrapnells 1310 Kilogramm. Die Mannschaften werden nicht auf Achsensitzen, sondern auf Protze und Munitionswagen befördert. — Das Bergen dieser Kriegsbeute ist eine mühevolle Aufgabe, denn die Geschütze müssen vom Schlachtfeld, wo der flüchtende Feind sie im Stich ließ, durch unsere Mannschaften oft viele Kilometer weit bis zur nächsten Bahnlinie gezogen werden.



König Wilhelm II. von Württemberg besichtigt eines der bei Longwy erbeuteten französischen Feldgeschütze.



Ungarischer Bajonettangriff auf russisch

Nach einer Originalz



Infanterie in der Schlacht bei Krasnik.

nung von E. Zimmer.


Albert I., König der Belgier.

Poincaré.

(Bild auf Seite 58.)

In dem derzeitigen Präsidenten der Französischen Republik begegnen wir einem typischen Vertreter jener Art von Politik, die nichts mit dem echten, reinen Drang zu tun hat, das Vaterland stark und groß zu machen, sondern die in der politischen Betätigung nur ein Mittel sieht, möglichst schnell zu Reichtum und Ehre zu gelangen. Am 20. August 1860 zu Bar le Duc in Französisch-Lothringen geboren, erlangte er nach dem Besuch der Universität rasch ein Anwaltspatent und durch den Erwerb eines kleinen Gutes, wozu die Familie die Mittel hergab, zugleich die Möglichkeit, Mitglied des Generalrats zu werden. Bei seiner Redegewandtheit fiel es ihm dann nicht schwer, den weiteren Schritt zum Deputierten zu machen; schon mit nicht ganz dreißig Jahren vertrat er sein Arrondissement in der Kammer. Hier gebärdete er sich zunächst in Gesellschaft von Barthou und Dupuy als Verteidiger des Bürgertums gegen den damals mächtig aufstrebenden Sozialismus und wurde unter Dupuy erstmals Minister. Aber die allgemeine Strömung führte nach links, und die sozialistische Partei wurde in die republikanische Regierungsmehrheit aufgenommen. Nun schwenkte auch Poincaré nach links ab und unternahm sogar unter Loubet im Sinne dieser neuen politischen Orientierung die Bildung eines Kabinetts, die ihm allerdings nicht gelang. Die älteren Mitglieder seiner Partei widersetzten sich seinen Plänen, wodurch er mit ihr für mehrere Jahre von der Regierungsmehrheit ausgeschlossen blieb. Erst nach der Durchführung der Gesetze über die Trennung von Kirche und Staat wurde er wieder Minister und zwar Finanzminister; als solcher suchte er die Steuerpläne der eigenen radikalen Partei zu vereiteln und wurde deshalb gestürzt. Von da an bediente er sich rücksichtslos der Presse und öffentlicher Versammlungen, um das höchste Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Ihm kommt die Schuld zu, daß sich nach dem Marokkoabkommen von 1911, als sich schon eine deutsch-französische Annäherung anzubahnen schien, die Beziehungen zwischen beiden Staaten wieder verschlechterten. Er vereinigte die Gruppe um Freycinet, die diese Annäherung bekämpfte, mit allen jenen, die gegen die neuen Steuerpläne des in der letzten Zeit vor dem Krieg viel genannten Finanzministers Caillaux sich sträubten, und brachte so den letzteren, in dem man einen Freund der Annäherung sah, zu Fall. Sogleich benutzte Poincaré den Sieg zu seinem persönlichen Vorteil. Er redete dem Volk ein, Deutschland, schon zum Krieg entschlossen, habe aus Angst vor Frankreichs Stärke doch wieder eingelenkt, und seine Landsleute glaubten ihm natürlich. Die Kriegsstimmung beutete er dann aus, um unter offenem Bruch mit den Radikalen den Präsidentenstuhl zu erobern, und als er ihn hatte, stachelte ihn der Ehrgeiz, womöglich Lenker der Geschicke Europas zu werden. Er fuhr nach Rußland und setzte nach seiner Rückkehr von dort die dreijährige Dienstzeit durch, obwohl Minister- und oberster Kriegsrat die schwersten Bedenken dagegen hegten. Er gab der „Entente" im stillen ein neues, festeres Gefüge und trägt so zusammen mit Grey, Zar Nikolaus usw. die ungeheure Blutschuld am gegenwärtigen Weltkrieg. Aber er ist der Staatsmann nicht, der den Ereignissen gebieten könnte, und so hat er schließlich ohne Sang und Klang die Hauptstadt verlassen, um fern im Süden sein Volk weiter mit schönen Reden und Lügen zu betören!


Georg V., König von Großbritannien und Irland.

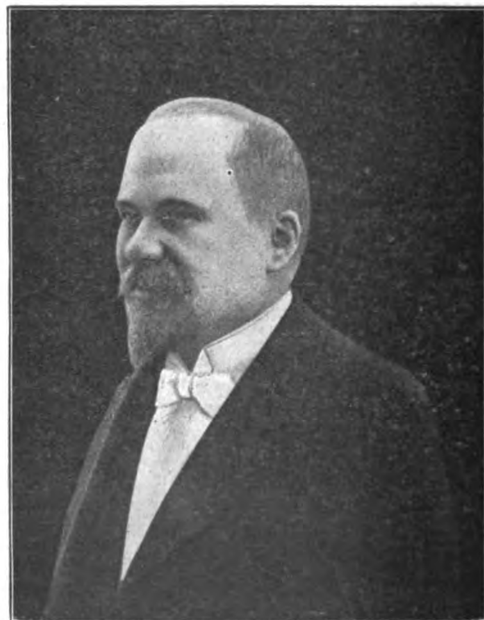
Albert

Leopold Klemens Maria Meinrad, König der Belgier, Herzog zu Sachsen, Prinz von Sachsen-Koburg und Gotha

(Bild auf Seite 58),

ist geboren am 8. April 1875 zu Brüssel als Sohn des Prinzen Philipp, Grafen zu Flandern, steht somit jetzt im vierzigsten Lebensjahr. Er folgte seinem Oheim, dem bekannten König Leopold II., am 17. Dezember 1909, regiert somit jetzt noch keine fünf Jahre, um nun dank einer verblendeten Politik schon im Begriff zu stehen, seine Krone zu verlieren. Seine Hauptstadt mußte auch er eilends ver-


Nikolaus II., Kaiser von Rußland.


Raymond Poincaré,
Präsident der Französischen Republik.



Großfürst Nikolai Nikolajewitsch,
Generalissimus der russischen Armee.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

General Joffre,
Oberbefehlshaber der französischen Armee.

lassen, um sich durch die Flucht vor der deutschen Gefangenschaft zu retten. Seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, ist die Tochter des bekannten verstorbenen Augenarztes Karl Theodor, Herzog in Bayern, also eine Nichte der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Österreich, ferner Schwägerin des Kronprinzen von Bayern und des Herzogs Wilhelm von Urach. Ihre drei Kinder sind der dreizehnjährige Kronprinz Leopold, Herzog von Brabant, der elfjährige Prinz Karl Theodor, Graf von Flandern, und die achtjährige Prinzessin Marie.

König Albert war bei Ausbruch des Kriegs Chef des preußischen 2. hannöverschen Dragonerregiments Nr. 16 und Oberstinhaber des österreichischen Infanterieregiments Nr. 27. Sämtliche Prinzen und Prinzessinnen von Belgien führen, ähnlich den großbritannischen, auch die Titel „Herzoge und Herzoginnen zu Sachsen“ und „Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen-Koburg und Gotha“, ohne daß jedoch diese Titel irgendwie ein engeres Verhältnis zu Deutschland in sich schließen.

Georg V.

(Bild auf Seite 58),

„des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und der überseeischen britischen Besitzungen König, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien“, ist geboren zu London am 3. Juli 1865 als zweiter Sohn des damaligen Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Eduard VII., dem er, da sein älterer Bruder vorher gestorben war, im Jahre 1910 auf dem Throne folgte. Verheiratet ist er mit Viktoria Mary, geborenen Fürstin von Teck. Das englische Königspaar hat fünf Söhne und eine Tochter. Der Kronprinz oder Prinz von Wales, Eduard Albert, Graf von Chester, Herzog von Cornwall usw., Lord der Inseln und Great Stewart von Schottland, ist jetzt zwanzig Jahre alt. Dem württembergischen Königshause durch seine Mutter weitläufiger verwandt, ist er zumal den Schwaben kein Fremder, und obendrein hat ihn sein Vater auch schon zweimal zum Besuch nach Württemberg geschickt.

Seine Mutter, geboren am 26. Mai 1867, ist nämlich die Tochter des Herzogs Franz von Teck und seiner Gemahlin Mary, geborenen Prinzessin von Großbritannien und Irland. Der Herzog Franz von Teck (1837—1900) selbst war ein Sohn des Herzogs Alexander von Württemberg (1804—1885) aus seiner morganatischen Ehe mit einer Gräfin Hohenstein (gestorben 1841) und erhielt als solcher zuerst den Titel und Rang eines Fürsten von Teck und nachher den eines Herzogs von Teck, während seine Nachgeborenen den Titel Fürst oder Fürstin von Teck mit dem Prädikat Durchlaucht führen. Demgemäß war die jetzige Königin von England bis zu ihrer Verheiratung Fürstin von Teck.



Generalfeldmarschall Sir John French,
Oberbefehlshaber der englischen Expeditionstruppen, die zur Verstärkung des französischen und des belgischen Heeres nach dem Festland entsandt wurden.

Der König Georg V. selbst ist in der englischen Armee Admiral der Flotte und Feldmarschall, daneben Chefoberst einer langen Reihe englischer Regimenter. Bei Ausbruch des Kriegs war er außerdem preußischer Generalfeldmarschall, stand à la suite der Kaiserlich Deutschen Marine und war Chefinhaber zweier preußischer Kavallerieregimenter und eines österreichischen Feldhaubitzenregiments, welche Ehrenstellungen er jetzt abgegeben haben dürfte, nachdem ihm der Deutsche Kaiser seinerseits die Niederlegung seiner Stellungen in der englischen Armee und Flotte hat anzeigen lassen.

Dagegen wird der König seine Stellung



Lord Kitchener,
der neue englische Kriegsminister, der die Aufgabe hat, das englische Landheer zu reorganisieren.

als Admiral der russischen Flotte auch weiterhin bekleiden. Daß „King George V." ein leiblicher Vetter des Deutschen Kaisers ist, dürfte bekannt sein. Sein Vater, Eduard VII., war der Bruder der Kaiserin Friedrich, der Mutter Wilhelms II. Doch hat ihn, so wenig wie seinen Vater, diese nahe Verwandtschaft mit dem gegenwärtigen Träger der deutschen Kaiserkrone daran verhindert, uns feindselig entgegenzutreten. Jedenfalls ist nichts davon bekannt geworden, daß er sich bei seinem Premierminister und Ersten Lord des Schatzes Asquith oder bei seinem Staatssekretär des Auswärtigen Sir Grey irgendwie nach der Richtung hin hätte durchsetzen können, daß sie ihre deutschfeindliche Politik nochmals gründlich nachgeprüft und Vernunft angenommen hätten. Er befand und befindet sich in dieser Beziehung vielmehr in ganz der gleichen Lage wie sein anderer leiblicher Vetter, dem er auch äußerlich so ähnlich sieht, Zar Nikolaus II. von Rußland. Beide sind Vettern, denn ihre Mütter sind Schwestern. Die Mutter des Königs von England, die noch lebende Königinmutter Alexandra von Großbritannien und Irland, ist die Schwester der Kaiserinmutter Maria Feodorowna von Rußland, geborenen Prinzessin Dagmar von Dänemark.

Nikolaus II. Alexandrowitsch

(Bild auf Seite 58),

Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, Zar zu Moskau, Kiew, Nowgorod usw., Herr von Turkistan, Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig-Holstein, Dithmarschen und Oldenburg usw., ist geboren am 6. (19.) Mai 1868 zu St. Petersburg (Petrograd) als ältester Sohn des Kaisers Alexander III. von Rußland und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Dagmar von Dänemark, und folgte seinem Vater auf dem Thron am 20. Oktober (2. November) 1894. Er steht somit im siebenundvierzigsten Lebensjahr und im zwanzigsten seiner Regierung. Seine Gemahlin ist eine geborene Prinzessin Alix von Hessen und bei Rhein, eine leibliche Base des Deutschen Kaisers; denn ihre Mutter war eine Schwester der Kaiserin Friedrich. Als Kaiserin führt sie den Namen Alexandra Feodorowna. Der Zar ist Chef einer langen Reihe von russischen Regimentern und war beim Ausbruch des Kriegs auch Inhaber von preußischen, österreichischen, sächsischen, bayrischen und hessischen Regimentern, Ehrenstellungen mit Kündigung auf Gegenseitigkeit.

Seine zweideutige Haltung und Sprache dem ihm bisher scheinbar aufs engste befreundeten Kaiser Wilhelm II. gegenüber hat ihm auch in Deutschland vollends alle Sympathien geraubt, deren letzte das Gefühl des Mitleids mit einem Herrscher gewesen war, der selbst im eigenen Lande sein Leben stets bedroht sah.

Von den vier Staatsoberhäuptern, die wir im Bilde vor uns haben, und mit deren Ländern wir im Kriege liegen, um unsere Ehre und unsere Existenz gegen ihren meuchlerischen Überfall zu verteidigen, spielt er mit Poincaré zusammen die widerlichste Rolle.

Man kann nicht sagen, Georg V. von England oder Albert von Belgien hätten selber ihr Volk beschwindelt, aber von Nikolaus II. und Poincaré wird die Weltgeschichte dies einst bezeugen müssen, und von Nikolaus II. wird sie außerdem noch feststellen können, daß er sich nicht scheute, sogar den ihm befreundeten Herrscher der deutschen Nation persönlich anzulügen, ein Maß von Niedertracht, das kaum noch überboten werden kann, das aber ein neuer Beleg ist für den alten Spruch: Wie der Herr, so der Knecht.

Im Kampf der Wahrheit gegen die Lüge wird und muß aber der endliche Sieg auf seiten der Wahrheit sein, nach dem alten Wort: Die Wahrheit siegt. Deutsche Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit wird alle diese Väter der Lüge und ihre Heerscharen niederringen.

Die gegnerischen führenden Generale.

(Hierzu die Bilder auf Seite 59.)

Der Chef des Allgemeinen französischen Generalstabes, General Joffre, ist zweiundsechzig Jahre alt. Er begann seine militärische Laufbahn mit dem freiwilligen Eintritt in die französische Armee während des Krieges 1870/71, errang sich binnen kurzer Zeit das Patent eines Leutnants und kommandierte während der Belagerung von Paris bereits eine Batterie. Er wurde später der afrikanischen Kolonialarmee zugeteilt, wo er, als die Streitmacht des Obersten Pannier durch die Tuaregs vernichtet worden war, mit Auszeichnung die Kolonne führte, die Timbuktu am Südrand der Sahara besetzte. Er war dann später drei Jahre Kommandant von Antananarivo, der Hauptstadt von Madagaskar, um die Organisation der französischen Herrschaft auf dieser Insel auszubauen. Ins Mutterland zurückgekehrt, wurde er zum Divisionsgeneral befördert. Er fand als solcher zunächst im Festungsstabe zu Lille, dann als Kommandeur der 6. Infanteriedivision, später des 2. Armeekorps in Amiens Verwendung. Im Jahre 1910 wurde er Mitglied des „Oberkriegsrates" und als solches zum Chef des Generalstabes ernannt, wofür ihn wohl seine hervorragenden Kenntnisse in den mathematischen Fächern als besonders befähigt erscheinen ließen. Gleichwohl enthielt der ohne Zweifel unter seinem Einfluß und seiner Leitung ausgearbeitete Plan für den französischen Offensivstoß einige verhängnisvolle Rechenfehler, denn er scheiterte, wie wir in den Tagen um den 20. August zu unserer Genugtuung erfahren durften, gar kläglich.

Über die militärischen Eigenschaften und die bisherigen Leistungen des Generalissimus der russischen Armee, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, ist Näheres nicht bekannt. Er wurde am 6. November 1856 geboren, ist also achtundfünfzig Jahre alt; seine Gemahlin ist die Prinzessin Petrowitsch Njegosch von Montenegro. Die Großväter des Großfürsten und des jetzt regierenden Zaren waren Brüder. Man sagt von dem russischen Heerführer, er sei ein gewaltiger Eisenfresser und stehe an der Spitze der panslawistischen Bestrebungen. Allgemein erblickt man in ihm neben den englischen Staatsmännern mit ihren heuchlerischen und verwerflichen Machenschaften den Hauptanstifter des Krieges.

Lord Horatio Herbert Kitchener wurde vor kurzem erst, mit Beginn des Krieges, zum Kriegsminister ernannt und zugleich mit der Neubildung des englischen Landheeres betraut. Er ist fünfundsechzig Jahre alt und einer der berühmtesten englischen Generale, der in der Tat sowohl in Ägypten wie in Indien und Südafrika kriegerisch und organisatorisch sehr energisch eingegriffen und sich damit große Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Weniger bekannt dürfte sein, daß er im Jahre 1870 als Kriegsfreiwilliger in den Reihen des französischen Heeres gegen Deutschland im Feld stand. Nach dem Friedensschluß zu Frankfurt a. M. trat er als Leutnant in das englische Ingenieurkorps ein und im Jahre 1882 als Major in ägyptische Dienste. Dort brachte er es binnen zehn Jahren bis zum Oberbefehlshaber; er führte in den Jahren 1897 und 1898 die ägyptischen Truppen in dem Feldzug gegen den Mahdi, den er in der Schlacht von Omdurman aufs Haupt schlug. Die englische Regierung hat ihm damals in Anerkennung seiner Verdienste die Würde eines Peers als Lord of Khartum and of Aspall verliehen. Ein Jahr später leitete er als englischer Generalstabschef den zweiten Abschnitt des Burenkrieges, durch den die tapferen Mannen Ohm Pauls nach schweren Kämpfen endgültig niedergerungen wurden. Er dankt es besonders diesem Kriege, daß sein Name in aller Welt Mund kam, und trägt heute die Würde eines Feldmarschalls. Die Erfolge der vor wenigen Wochen über den Kanal nach Frankreich entsandten englischen Armee werden ihm wohl kaum in gleicher Weise den Dank der Söhne Albions eintragen.

Der englische General J. D. E. French begann seine militärische Laufbahn bei der englischen Marine und ist dann erst zur Kavallerie übergetreten. Er nahm mit seinem Regiment, den 19. Husaren, an der ägyptischen Expedition von 1884/85 teil und war dann einige Zeit Kommandeur der Kavalleriebrigade zu Aldershot. Bekannt wurde sein Name durch seine Teilnahme am Burenkrieg, in dem er ebenfalls die Kavallerie führte. Man behauptet von French, daß er bedeutende strategische und taktische Kenntnisse besitze; doch stellt der Ausfall der letzten englischen Manöver, die von ihm geleitet wurden, aber, wie erinnerlich, abgebrochen werden mußten, weil in ihrem Verlauf ein recht peinlicher Wirrwarr entstand, diese militärischen Eigenschaften in ein etwas eigentümliches Licht. Jedenfalls wird er seine Fähigkeiten, zumal deutschen Heerführern gegenüber, erst zu beweisen haben. Man betraute ihn mit dem Kommando der nach Frankreich entsendeten Expeditionsarmee aber nur, weil man in England einen besseren General nicht hatte.



Festnahme eines zur Notlandung gezwungenen feindlichen Fliegers.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Von unseren kühnen Fliegern.

(Hierzu das Bild auf Seite 61.)

Auch in den Lüften kann man das Eiserne Kreuz verdienen, wie bereits mehrfache Verleihungen dieses stolzen Ehrenzeichens an besonders verdienstvolle Flieger beweisen. In der Tat entsprechen ihre Leistungen im Felde den gehegten Erwartungen im vollsten Maße. Wir haben uns von Anfang an gehütet, so Unsinniges zu erhoffen wie die Franzosen, die noch vor dem Krieg mit großem Geschrei behaupteten, ihre Flugzeugflotte würde allein genügen, die gehaßten Deutschen bis hinter die Elbe zu jagen. Wir erwarteten von der unsrigen nur rasche und zuverlässige Aufklärung über die Bewegungen des Feindes, und in dieser Hinsicht verdient sie alles Lob.

Die Aufgabe der Flieger ist im höchsten Grade gefährlich. Nach vielfachen Berichten brauchen sie übrigens das Feuer aus Gewehren und Kanonen weniger zu fürchten als das aus Maschinengewehren. Hören sie deren abscheuliches Rasseln, dann gehen sie so hoch als möglich, um sich dem Bereich der Geschosse zu entziehen. Trotzdem trifft manche Kugel und fordert ihr Opfer. Besonders anschaulich ist eine solche Todesfahrt in dem Briefe eines verwundeten Offiziers geschildert, der mit einem vortrefflichen Flieger, Leutnant J., gegen Sedan aufgestiegen war. Sie stellten den Vormarsch feindlicher Truppen nach Norden fest, kamen dann aber in schwere Regenwolken und mußten auf 1000 Meter heruntergehen. Alsbald hörten sie feindliche Artillerie unter sich, und eine französische Division erschien in Bereitstellung. Der Leutnant erhielt eine Kugel in den Leib. Der Motor blieb stehen; die Maschine sank mitten auf die feindlichen Truppen zu. Nochmals gelang es dem Überlebenden, den Doppeldecker in Gleitflug zu bringen. In 200 Meter Höhe glitt er kurze Zeit dahin — bei dem Hagel der Geschosse eine Ewigkeit. Plötzlich erhielt auch er einen heftigen Schlag an die Stirn und fühlte das Blut über die Augen laufen. Der Wind warf die Maschine herum, und da der tote Leutnant auf dem Seitensteuer lag, blieb nichts übrig, als mitten unter den Feinden zu landen. Sofort eilten sie herbei, und schon sah er Bajonette zum Stoß gegen seine Brust erhoben, als ein höherer Offizier ihn noch rettete. Er wurde für gefangen erklärt, aber so schlecht bewacht, daß es ihm gelang, in ein Gebüsch zu kriechen, während die deutschen Kameraden unaufhaltsam heranrückten. So wurde er schließlich befreit.

Schlimmer ist das Los solcher Bedauernswerten, die durch einen Unfall unter eine fanatische Volksmenge geraten. Da gibt es kein Erbarmen, wie die fluchwürdigen Greueltaten der Belgier, Russen und Franzosen an unseren Gefangenen genugsam beweisen. Manchmal freilich gelingt es einem Schlaukopf, sich auch aus solch gefährlicher Schlinge noch zu ziehen. So mußte ein österreichischer Flieger, dem der Benzinbehälter durchschossen war, auf russischem Boden eine Notlandung vornehmen. Da versteckte er rasch entschlossen seine Uniform, besserte inmitten des Feindes den Schaden aus und machte sich dann vergnügt durch die Luft wieder von dannen.

Die Riesenschlachten der österreichisch-ungarischen Armee.

(Hierzu das Bild auf Seite 56/57.)

„Lieber Vater! Erschreckt Euch nicht. Ich bin hier in Lemberg im Spital. Am 15. wurde ich verwundet. An der russischen Grenze wurde unsere Reiterbrigade von den Russen angegriffen, wir aber gingen zu einer Attacke über, wie es in der Geschichte wohl nur wenige gegeben hat. Von unserem Regiment haben anderthalb Eskadronen im mörderischen Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer die Attacke durchgeführt. Es gelang uns, den Russen vier Kanonen und zwei Maschinengewehre wegzunehmen und drei russische Eskadronen zu vernichten. Jeder einzelne Husar hat gekämpft wie ein Löwe. Dein Sohn Pista." „Ich muß gestehen," so berichtet ein anderer, ein Kronstädter Szekler Husar an seine Mutter, „anfangs konnten wir gegen die Kosaken nichts anfangen. Sie brachten uns mit ihren langen Lanzen in Verwirrung. Als uns zum erstenmal eine Abteilung entgegenkam, hielten wir die bewimpelten langen Stangen für eine Art Aufputz. Die Kosaken greifen immer in zwei Reihen an, und wenn sie in die Nähe kommen, streckt auch die hintere Reihe durch die Lücke der ersten die Lanzen vor und stürmt auf uns ein. Diesem Angriff konnten wir anfangs nicht widerstehen, aber jetzt haben wir die Kosaken ausstudiert. Beim Zusammenstoß schwenken wir in der Mitte auseinander und packen sie in der Flanke. Hei, das fleckt dann!" So berichten die tapferen Söhne Ungarns an ihre Lieben zu Hause von ihren ersten Plänkeleien an der bedrohten Grenze, und sie sagen damit sicherlich nicht zuviel, denn der persönliche Schneid und der Wagemut der österreichisch-ungarischen Husaren wie aller übrigen Waffengattungen ist von der europäischen Kriegsgeschichte längst rühmlich anerkannt. Aber auch die moderne strategische und taktische Schulung und Leistungsfähigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres hat sich in diesem Feldzug bewährt; die siegreichen drei- und sechs- bis achttägigen Riesenschlachten auf russischem Boden haben das erwiesen.

Gleichzeitig mit dem Einbruch der Russen in die preußische Ostprovinz wälzten sich auch gegen die galizischen Grenzen gewaltige russische Armeen, doch unsere Verbündeten standen auf der 400 Kilometer langen Front von der Weichsel bis zum Dnjestr mittlerweile kampfbereit, ja zwei ihrer Armeen hatten rechts und links der Weichsel bereits die Offensive ergriffen. Der rechte Flügel verwehrte dem über den Zbrucz anmarschierten Feinde das Eindringen in die Bukowina, weit im Süden, nahe der rumänischen Grenze. Das Zentrum auf der Linie Rava-ruska—Zloczow drängte anfänglich den Feind bei Zolkiew siegreich zurück, mußte aber den Vorstoß aufgeben, denn hierher hatten die Russen ohne Zweifel ihre Hauptmacht geworfen. Der linke Flügel, im Westen zwischen Bug und Weichsel, war von Anfang an in voller siegreicher Offensive. Hier stieß die Armee Dankl, nachdem sie aus den Wäldern herausgetreten war und die mannigfachsten Verkehrshindernisse unter großen Mühen überwunden hatte, auf zwei russische Korps, und sofort begann eine heiße Begegnungsschlacht. Zwei weitere russische Korps rückten nach, und nun kam es zur umfassenden Feldschlacht großen Stiles. Fast 400 000 Mann prallten aufeinander, fast so viel, als Napoleon I. einst im russischen Feldzug mit sich führte. Drei Tage lang wurde erbittert gekämpft, bis die Russen endlich unter schweren Verlusten auf Lublin zurückgeworfen wurden. Noch bedeutender ist der Erfolg der Armee Auffenberg, deren Stoßkraft sich gegen Zamocz—Kamarow richtete. Hier entwickelte sich eine Schlacht, in die auch Erzherzog Joseph Ferdinand mit seinen braven Tirolern, Salzburgern und Oberösterreichern entscheidend eingriff. Die Niederlage der Russen war vernichtend; dafür spricht allein schon, daß 50 000 Gefangene gemacht und 200 Geschütze erbeutet wurden.

Der Löwenanteil an diesen Siegen wird der Artillerie zugeschrieben, die mit wunderbarer Präzision schoß. „Ich selbst habe es mitangesehen," so berichtet ein Verwundeter, „wie unsere Artilleristen mit Granaten und Schrapnells ein russisches Infanterieregiment unter Feuer nahmen. Die Geschütze waren so ausgezeichnet eingestellt, daß die Geschosse genau über dem Regiment platzten. Bis auf wenige Mann blieb, wie wir uns nachher überzeugen konnten, keiner unverwundet. Bei den Russen krepieren die Schrapnells selten, vielleicht nur jedes fünfte oder sechste."

Über die russischen Infanteristen wurde nach den Erfahrungen, die man in diesen Schlachten machte, allgemein ein wenig anerkennendes Urteil gefällt. Die Leute seien ungeschickt; sie blieben oftmals selbst in der Feuerlinie einfach kerzengerade stehen, ohne Deckung zu suchen; es fehle ihnen offenbar an geistiger Regsamkeit, um im entscheidenden Augenblick aus eigenem Antrieb zu handeln. Hören sie aber erst das brausende Hurra der braven stürmenden österreichisch-ungarischen Fußtruppen, dann gibt es kein Halten mehr; sie machen kehrt und stieben davon. Im Verlaufe der von General Dankl bei Krasnik geführten Schlacht mußten viele Stellungen stürmend genommen werden.

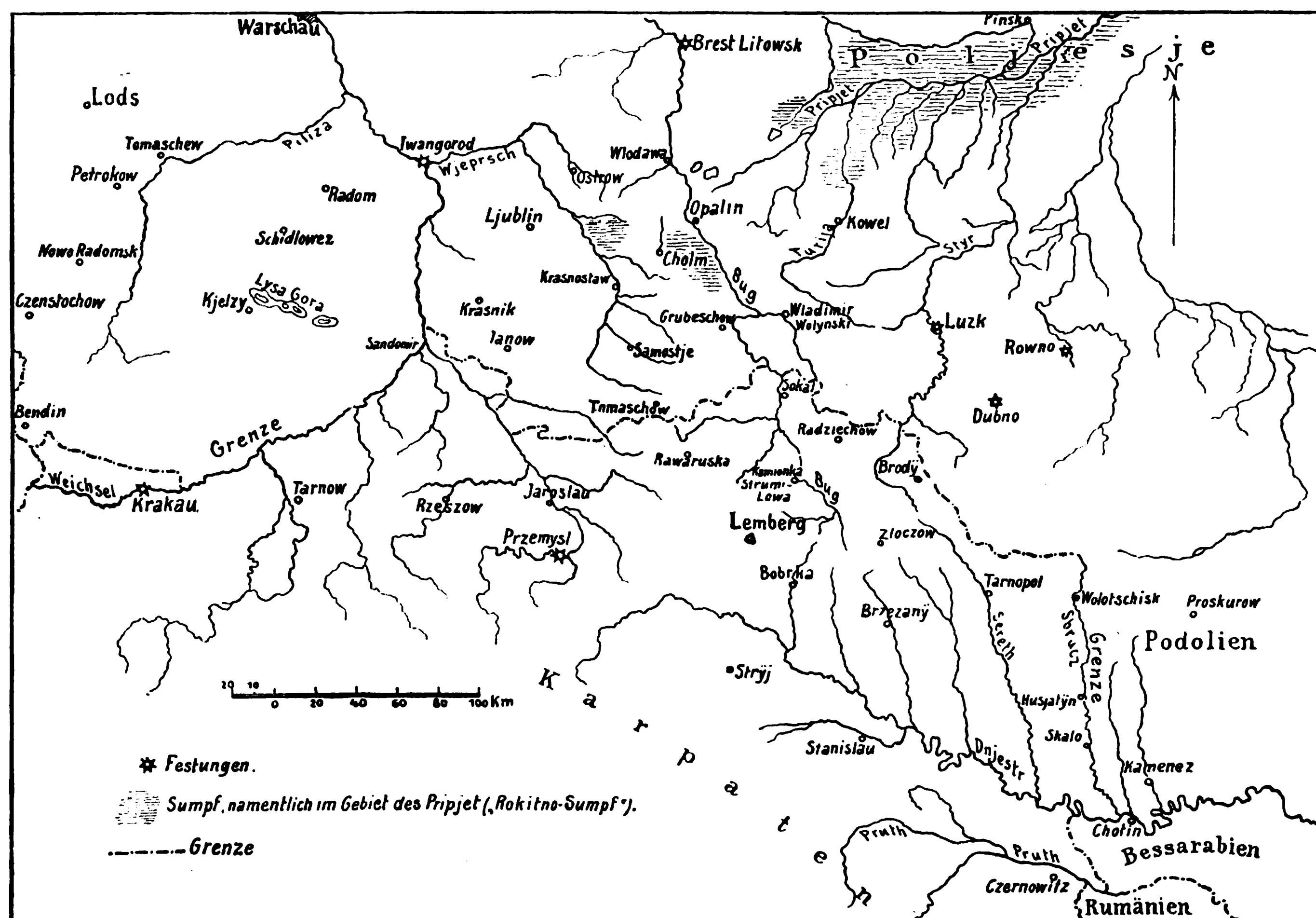
Unser Bild auf Seite 56 57 gibt eine Episode nach den Angaben eines Augenzeugen wieder. Mit Todesverachtung nimmt ein ungarisches Bataillon die Laufgräben auf einem verschanzten Hügel und schlägt die russische Infanterie in die Flucht.

Generaloberst von Beneckendorff und Hindenburg

(siehe das Bild auf Seite 45),

der in den dunklen Wäldern und den Sumpfwiesen an den masurischen Seen die russischen Eindringlinge so vernichtend aufs Haupt schlug, ist zum Volkshelden geworden, dessen Namen man auch nach dem furchtbaren Kriege noch oftmals feiern wird. Nicht, daß man für alle unsere anderen Heerführer, die an der Spitze unserer tapferen Truppen überall so siegreich vordringen, weniger Dank und Anerkennung empfände und ihre Namen mit minderem Stolze nennte. Aber der gewaltige Schlag, den der Generaloberst mit vernichtender Wucht führte, hat ein so eigenartiges, ans Fabelhafte grenzendes Gepräge, daß die Volksseele diese Ruhmestat mit ganz besonderen Empfindungen in sich aufnehmen mußte, die heute, im Sturme der Zeit, noch gar nicht völlig abgeklärt sind.

Paul von Beneckendorff und Hindenburg wurde am 2. Oktober 1847 als der älteste Sohn eines Majors in Posen geboren. Er begann seine militärische Laufbahn im Jahre 1866 im 3. Garderegiment zu Fuß und machte als Leutnant den Feldzug in Böhmen mit. Über seine schon damals betätigte Tapferkeit in der Schlacht von Königgrätz berichtet die Regimentsgeschichte: „Plötzlich erhielten die Schützen des Leutnants von Hindenburg Kartätschfeuer. Von Rosberitz aus war eine Batterie herbeigeeilt und hatte auf nächste Entfernung das Feuer gegen diese Abteilungen eröffnet. Nach kurzem Schnellfeuer warf sich Leutnant von Hindenburg im ‚Marsch-Marsch!‘ auf die Geschütze ... Von einer Kartätschkugel am Kopf gestreift, sinkt er einen Augenblick betäubt zu Boden. Als er schnell wieder aufspringt, sieht er bereits drei Geschütze in Händen seiner Leute, während zwei andere Geschütze, das eine von drei, das zweite nur von einem Pferde gezogen, zu entkommen suchen. Auch diese beiden Geschütze werden von der fünften Kompanie erobert, als sie in einem Hohlweg zwischen Rosberitz und Sweti stecken bleiben. Es war aber leider nicht möglich, die Kanonen zurückzuschaffen; man mußte sie stehen lassen.“ Er erhielt damals für diese tapfere Tat den Roten Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern. An dem Kriege im Jahre 1870/71 nahm er als Regimentsadjutant teil und erwarb sich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Von den Schlachtfeldern zurückgekehrt, besuchte der junge Offizier als Oberleutnant die Kriegsakademie und wurde 1878 als Hauptmann in den Großen Generalstab berufen. 1884 zum Frontdienst zurückgekehrt, führte er eine Kompanie des 3. posenschen Infanterieregiments. Zum Major befördert, trat er in den Generalstab des 3. Armeekorps in Berlin über, worauf er 1889 Abteilungschef im Kriegsministerium wurde. Später kommandierte er das 91. Infanterieregiment und wurde dann Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps in Koblenz. Im Jahr 1897 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor, 1900 zum Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe, und 1903 erhielt er die Führung des 4. Armeekorps. Ein Jahr später wurde er zum General der Infanterie ernannt und im Jahre 1911 zur Disposition gestellt. Sein ruhmvoller Sieg an den masurischen Seen hat den Kaiser veranlaßt, ihn mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse sowie mit dem Orden Pour le mérite auszuzeichnen und ihm den Rang eines Generalobersten zu verleihen.



Karte des österreichisch-russischen Kriegsschauplatzes.

Landung englischer Truppen auf dem Kontinent.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Es ist seit hundert Jahren wieder das erste Mal, daß sich England mit eigenen Truppen an einem festländischen Krieg beteiligt und demzufolge Landungskorps über den Kanal herüberschickt; denn der Krimkrieg (1853—1856) war mehr Seekrieg und spielte sich als solcher für die verbündeten Engländer und Franzosen teils in der Ostsee, teils in den Dardanellen und im Schwarzen Meere ab. Er galt Rußland, dem heutigen Verbündeten der beiden.

Vor hundert Jahren dagegen, in der Napoleonischen Zeit, landete England zu wiederholten Malen Truppen

auf dem Festland. Damals kämpfte England gegen Frankreich. Diesmal, wo es wieder wie im Krimkrieg mit Frankreich zusammengeht, ist der Glanz seiner Heerführer und Mietsoldaten stark verblaßt. England hat längst aufgehört, für das stehende Heer einer kontinentalen Großmacht ein gleich- und vollwertiger Verbündeter oder ein ebenbürtiger Gegner zu sein.

Über die Überrumpelung eines englischen Bataillons durch Generaloberst v. Bülow wurde dem „Wiesbadener Tageblatt“ aus guter Quelle folgendes bekannt: „Das betreffende englische Bataillon wurde in einem Militärzug an die Front geschafft. Als es an der vorgesehenen Ausladestelle ankam, war diese schon von deutschen Truppen, deren Vormarsch inzwischen fortgeschritten war, besetzt. Der Zug wurde umstellt. Mit den Worten: ‚Bitte, meine Herren, steigen Sie aus!‘ wurden die Engländer empfangen. Das ganze Bataillon war also sozusagen ‚verhaftet‘.“

Weniger glimpflich erging es den englischen Soldaten, wenn sie wirklich in den Kampf kamen. Wir berichten darüber an anderer Stelle (Seite 55). Hier möge noch eine kurze Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung folgen.

Offiziere und Mannschaften tragen ein und dieselbe Uniform von dickem gelblichbraunem Wollstoff. An den Füßen haben sie feste gelbe Schuhe, die Unterschenkel schützen Wickelbinden aus demselben Wollstoff wie die Röcke und daran anschließend mäßig weite Hosen. Der Rock hat auf der Brust und an den Seiten je zwei Taschen. Auf einem breiten gelben Lederriemen von der rechten Schulter nach der linken Hüfte sind fünf Täschchen zu je zehn Patronen befestigt, ebensoviel Patronen werden an der Koppel in Taschen mitgeführt. Auf dem Kopf wird eine vollständig mit Wollstoff überzogene Mütze getragen, selbst der Schirm ist überzogen. Als Unterscheidungszeichen zwischen Offizieren und Mannschaften dienen fast unbemerkbare Sterne, Tressen oder Winkel aus Gold- oder Silberfäden, gemischt mit Wollfäden, die erst auf etwa zehn Meter sich erkennen lassen. Selbst die Schotten, deren unbezwingbare Vorliebe für ihre überlieferte Tracht man kennt, tragen sie so, daß man sie nicht zu unterscheiden vermag. Ihr ‚Kilt‘ ist mit Khakistoff verkleidet, und der gelbbraune Feldrock wird gleichmäßig von den schottischen Reitern, Füsilieren und der sogenannten ‚Schwarzen Wache‘ getragen. Nur ihre Kopfbedeckung unterscheidet sie von den übrigen englischen Truppen. Sie haben ihre längliche Mütze mit der silbernen Distel als Agraffe behalten, die zwei herabhängende lange Bänder hat, und deren Einfassung ein Band mit farbigen Vierecken nach den Regimentsfarben bildet. Die Beine sind entweder halbnackt und mit schwarzen Strümpfen bedeckt oder mit Hosen, die viereckige Muster zeigen.

Welchen Eindruck das Auftreten der englischen Gäste auf einen Augenzeugen machte, schildert er mit folgenden Worten: „Die Soldaten sind tapfer und unbesorgt, als ginge es zu einem Sportfest. Außerhalb des Dienstes herrscht eine fröhliche, manchmal lärmende Unruhe. Immer wieder hört man ein Lied, in das alle lachend einstimmen: ‚Are you downhearted?‘ (Seid ihr niedergeschlagen?) Und die Antwort ist ein zuversichtliches ‚Nein!‘. Vor dem Ausmarsch nehmen sie ihr Frühstück mit Biskuits und Marmelade. Lachend ziehen sie aus ihren Säcken eine Sorte von Blechbüchsen nach der anderen hervor. Auf den Hügeln um Boulogne ist ein prunkvolles Zeltlager aufgeschlagen, das so vollkommen ausgestattet ist, daß nicht einmal ein Platz zum Fußballspiel fehlt...“

Etwas „downhearted“ werden sie inzwischen nun wohl geworden sein. Haben sie doch sogar Boulogne und Ostende schon im Stich gelassen.

Die Befestigungen von Paris.

(Hierzu der untenstehende Plan.)

Das befestigte Paris bildet gewissermaßen das „Reduit“, die letzte Kampfstellung für Frankreichs Heere, wenn die Festungen und Sperrforts erster und zweiter Linie der Ost- und Nordostfront überwunden oder durch Einschließung unschädlich gemacht sind. Es lohnt sich deshalb wohl, diese Riesenfestung etwas näher zu betrachten.

Die bastionierte Stadtumwallung und die 1870 zum größten Teil zerstörten Forts stammen aus den Jahren 1840 bis 1843. Die Forts sind nach dem Kriege wieder aufgebaut und es ist eine weitere, bis zu 14 Kilometer vor die Stadtumwallung vorgeschobene Reihe von Forts, Batterien, Redouten usw. hinzugefügt worden. Das Gelände der Stadtumwallung sollte um 100 Millionen Franken an die Stadtverwaltung behufs Einebnung und Herstellung von Parken und dergleichen übergehen und jene Summe für Befestigungszwecke verwendet werden. Der inzwischen ausgebrochene Krieg verhinderte den Abschluß dieses Geschäfts.

Der neue, etwa 130 Kilometer weite Kranz von Außenforts usw. hat einen Kostenaufwand von 60 Millionen Franken verursacht. Die sieben Forts erster Ordnung haben, nach älteren Nachrichten, je eine Besatzung von 1200 Mann und eine Armierung von 60 schweren Geschützen, die dreizehn Forts zweiter Ordnung je eine solche von 600 Mann und 24 Geschützen, die etwa 40 Redouten und Batterien je eine solche von 200 Mann und 6 Geschützen.

Eine Einschließung von Paris hat heute mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen als 1870. Der von den Forts umschlossene Raum bietet nicht nur Unterkunft für ganze Armeen der Verteidigung, sondern gewährt auch der Hauptstadt für lange Zeit die nötigen Subsistenzmittel, selbst wenn eine eigentliche Verproviantierung bei der Mobilmachung nicht stattgefunden haben sollte, und die Abschließung der Stadt vom Verkehr mit der Außenwelt erfordert eine gewaltige Truppenmenge. Ein Bombardement dieses „Lichtes der Welt“ ist bei der weit vorgeschobenen Lage der Forts erst möglich nach Wegnahme eines Teils dieser Forts mit Hilfe von schwerem Geschütz. Es werden also die modernsten Angriffsmittel Gelegenheit haben, sich zu bewähren, sobald es zu einem Angriff auf Paris kommen wird.

Plan von Paris.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Ebenso wie Deutschland nach Verletzung seiner Grenzen Rußland den Krieg erklärte, erfolgte nunmehr die Kriegserklärung an Frankreich, nachdem die Grenzüberschreitungen der Franzosen unzweifelhaft festgestellt worden waren. Am 3. August veröffentlichte die deutsche Regierung folgende Mitteilung:

„Bisher hatten deutsche Truppen, den erteilten Befehlen gemäß, die französische Grenze nicht überschritten. Dagegen greifen seit gestern französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 Kilometern zugesagt hatte, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten. Französische Kompanien halten seit gestern deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfende Flieger kommen seit gestern nach Baden, Bayern und, unter Verletzung der belgischen Neutralität, über belgisches Gebiet in die Rheinprovinz und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören. Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegszustand hergestellt. Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr. Seine Majestät der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt. Der deutsche Botschafter in Paris ist angewiesen, seine Pässe zu fordern."

Die ersten drei Tage des deutschen Krieges nach zwei Fronten hatten noch keine Gelegenheit zu wichtigen Entscheidungen gegeben. Das lag aber in der Natur der Sache; denn unsere Armee war noch im Aufmarsch begriffen. Am 3. August hatten wir erst den zweiten Mobilmachungstag. Unser Generalstab konnte nur nach wohlüberlegten Grundsätzen handeln, und vorzeitig losschlagen zu lassen, würde nur unersetzliche Verluste an Menschenleben gebracht haben. Erst wägen, dann wagen. Man konnte demnach mit Vertrauen auf unsere Heeresleitung blicken, die die Bewegungen unserer Armee mit jener Sicherheit und Ruhe lenkte, wie wir sie von den Führern in unseren letzten siegreichen Feldzügen gewohnt waren.

Wie wir gesehen haben, ist Österreich früher als Deutschland zum Kriege gedrängt worden. Eine Woche später war auch im Deutschen Reich der Kriegszustand da, und es zeigten sich alle die wirtschaftlichen Folgen, die ein Waffengang der Völker mit sich bringt. Gleich am ersten Tag nach der Mobilmachung, die in Österreich am 28. Juli, in Deutschland am 2. August erfolgte, traten sämtliche Eisenbahnfahrpläne außer Kraft; der Bahnverkehr hatte mit geringen Ausnahmen nur noch dem Truppenaufmarsch zu dienen. Ausnahmegesetze schufen in Deutschland erst die Reichstagssitzung vom 4. August und die in den folgenden Tagen erlassenen Bekanntmachungen des Bundesrates. In Österreich traten ähnliche Ausnahmebestimmungen und Ausnahmegesetze schon am 25. Juli abends in Kraft, und die Tätigkeit der Parlamente wurde dort sofort eingestellt, während in Deutschland gerade umgekehrt der Reichstag nach dem Kriegsausbruche einberufen wurde.

Wie weit die Verkehrsbeschränkungen in Österreich anläßlich der Mobilmachung gingen, und zwar schon, als es sich zunächst nur um den Krieg gegen Serbien handelte, mögen einige Angaben veranschaulichen.

Folgende Korps sind mobil gemacht worden: Graz, Prag, Leitmeritz, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Temesvar, Budapest und Agram. Als erster Mobilmachungstag war der 28. Juli festgesetzt. Infolge der Teilmobilisierung wurde auf den in Betracht kommenden Bahnstrecken der Zivilpersonen- und Frachtverkehr mit dem 28. Juli eingeschränkt. Vom dritten Mobilmachungstage an war der Zivilpersonenverkehr gänzlich eingestellt.

Bald erfuhr man, daß Rußland an der österreichischen Grenze 80000 Mann zusammengezogen habe. Auch weitere Rüstungsmaßnahmen Rußlands wurden bekannt. Aus Petersburg kam die Nachricht, daß Zar Nikolaus sich nach Finnland begeben wolle. Nach erteilter Ermächtigung sollten 14 Armeekorps mobilisiert und im Falle der Mobilmachung des deutschen Heeres die gesamte Wehrkraft auf Kriegsfuß gestellt werden. Ähnliche Meldungen brachten



Das erste Gefecht der Einundachtziger.
Nach einer Originalzeichnung von Anton Hoffmann.

auch Londoner Blätter. Wenngleich diese Nachrichten dem Wiener Vertreter des Wolffschen Telegraphenbüros gegenüber von seiten Rußlands amtlich in Abrede gestellt wurden, so hat die spätere Erfahrung doch gezeigt, daß dieses Dementi nichts war, als ein Glied in der Kette von Lügen, durch welche die deutsche Kriegsbereitschaft verzögert werden sollte. Denn die Mobilisierung der russischen Armee war bereits im Gange und die Absicht des gemeinsamen Marschierens von Rußland und Frankreich schon so gut wie enthüllt.

Am 28. Juli, dem ersten Mobilmachungstage Österreichs, wurde bekannt, daß in Serbien alle Wehrfähigen vom 18. bis zum 50. Lebensjahre einberufen worden seien. Das war gleichbedeutend mit der allgemeinen Mobilisierung. Das Hauptquartier befand sich in Nisch, wo die Skupschtina zusammentreten sollte. König Peter traf am Montag, den 27. Juli, in Belgrad ein und begab sich nach dem Konak, wo die Königsstandarte gehißt wurde, aber keine Wache aufzog. Nach anderthalbstündigem Aufenthalte reiste der König im Automobil nach dem Hauptquartier ab. Die Mobilmachung schritt angeblich rasch vorwärts; doch herrschte bei den Bauern Unzufriedenheit, weil sie ihre Ernte im Stich lassen mußten.

Auch die Nachrichten über die heimliche russische Mobilisierung mehrten sich. Österreich, das gegen Serbien nur 8 Armeekorps aufgestellt hatte, sah sich veranlaßt, am 31. Juli die gesamte Armee zu mobilisieren; denn die Wahrscheinlichkeit wuchs, daß der Krieg auch gegen Rußland geführt werden müsse.

Auf österreichischer Seite lag die Leitung sowohl der Kriegsvorbereitungen als auch der Operationen im Felde in den Händen des Generalstabschefs General der Infanterie Freiherrn Konrad v. Hötzendorf (s. Bild S. 3). Er ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des österreichischen Heeres und genießt das größte Ansehen. Er gilt als das Haupt der zu energischen Maßnahmen treibenden Partei. Generalstabschef ist er jetzt zum zweiten Male.

Neben dem Generalstabschef war der aus der Artillerie hervorgegangene Kriegsminister, Feldzeugmeister Ritter v. Krobatin (s. Bild S. 3), an den Kriegsvorbereitungen am meisten beteiligt. Nach längerer Tätigkeit im Ministerium wurde er im Dezember 1912 zum Kriegsminister ernannt, gerade in der schwierigen Zeit der Balkankrisis, als ein Teil des österreichischen Heeres lange Zeit beinah auf Kriegsfuß an der bosnischen und serbischen Grenze versammelt war. Die letzten Heeresvermehrungen sind seiner Tätigkeit zuzuschreiben. Bei ihrer Durchbringung im Parlament entwickelte er großes diplomatisches Geschick.

Erzherzog Friedrich (s. Bild S. 2) wurde als Nachfolger des Erzherzog-Thronfolgers Generalinspekteur der österreichisch-ungarischen Armee und steht damit unter den eigentlichen Armee- und Korpsführern an erster Stelle.

Von den serbischen Heerführern verdient die meiste Beachtung der von den Österreichern verhaftete und wieder freigelassene Generalstabschef Putnik (s. Bild S. 3), der sich im Balkankrieg hervorgetan hat. Er ist übrigens, was nicht ohne Reiz ist, ein ungarländischer Serbe und Deserteur der k. k. Armee. Während Kronprinz Alexander (s. Bild S. 2) den gesamten Oberbefehl über das serbische Heer übernahm, sind zu Unterheerführern bestimmt worden die Generale Bojowitsch, Bozidar, Jankovic, der vielgenannte Führer der großserbischen Bewegung, und Stefanowitsch (s. Bild S. 3). Alle diese Generale haben im Balkankrieg als Heerführer Bedeutendes geleistet.

Am 28. Juli hat Kaiser Franz Joseph nachfolgendes Handschreiben erlassen:

Lieber Graf Stürgkh! Ich habe mich bestimmt gefunden, meinen Minister zu beauftragen, der Königlich Serbischen Regierung den Eintritt des Kriegszustandes zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu notifizieren. In dieser schicksalsschweren Stunde ist es mir Bedürfnis, mich an meine geliebten Völker zu wenden. Ich beauftrage Sie, das anverwahrte Manifest zur allgemeinen Verlautbarung zu bringen.

Bad Ischl, 28. Juli 1914.

Franz Joseph m. p.

An meine Völker!

Es war mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnaden noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und meine Völker vor den schweren Opfern des Krieges zu bewahren. Im Rat der Vorsehung war es anders beschlossen. Die Umtriebe eines haßerfüllten Gegners zwingen mich, zur Wahrung der Ehre meiner Monarchie, zum Schutz ihres Ansehens und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwerte zu greifen.

Mit raschvergessendem Undank hat das Königreich Serbien, das von den ersten Anfängen seiner Selbständigkeit bis in die neueste Zeit von mir gestützt und gefördert worden war, schon vor Jahren den Weg offener Feindseligkeit gegen Österreich-Ungarn betreten. Als ich nach drei Jahrzehnten segensvoller Friedensarbeit in Bosnien und Herzegowina meine Herrscherrechte auf diese Länder erstreckte, hat diese meine Verfügung im Königreich Serbien, dessen Rechte in keiner Weise verletzt wurden, zügellose Leidenschaft und bittersten Haß hervorgerufen.

Meine Regierung hat damals von dem schönen Rechte des Stärkeren Gebrauch gemacht und in äußerster Nachsicht und Milde von Serbien nur die Herabsetzung seines Heeres auf den Friedensstand und das Versprechen verlangt, in Hinkunft die Bahnen des Friedens und der Freundschaft zu gehen. Von diesem Geiste der Mäßigung geleitet, hat sich meine Regierung, als Serbien vor zwei Jahren im Kampfe mit dem Türkischen Reiche begriffen war, auf die Wahrung der wichtigsten Lebensbedingungen der Monarchie beschränkt. Dieser Haltung hatte Serbien in erster Linie die Erreichung seines damaligen Kriegszweckes zu verdanken.

Die Hoffnung, daß das serbische Königreich die Langmut und Friedensliebe in meiner Regierung würdigen und sein Wort einlösen würde, hat sich nicht erfüllt. Immer höher loderte der Haß gegen mich und mein Haus empor, immer unverhüllter trat das Ziel zutage, untrennbare Gebiete von Österreich-Ungarn gewaltsam loszureißen. Ein verbrecherisches Treiben griff über die Grenzen, um im Südwesten der Monarchie die Grundlagen staatlicher Ordnung zu untergraben, das Volk, dem ich in landesväterlicher Liebe meine volle Fürsorge zuwandte, in seiner Treue zum Herrscherhaus und zum Vaterlande wankend zu machen, die Jugend irrezuleiten und zu frevelhaften Taten des Wahnwitzes und des Hochverrats aufzureizen.

Eine Reihe von Mordanschlägen, eine planmäßig vorbereitete und durchgeführte Verschwörung, deren furchtbares Gelingen mich und meine treuen Völker ins Herz getroffen hat, bildet die weithin sichtbare blutige Spur jener geheimen Machenschaften, die von Serbien aus ins Werk gesetzt und geleitet wurden.

Diesem unerträglichen Treiben muß Einhalt geboten, dem unaufhörlichen Herausfordern Serbiens ein Ende bereitet werden, soll die Ehre und Würde meiner Monarchie unverletzt erhalten und ihre staatliche, wirtschaftliche und militärische Entwicklung vor beständiger Erschütterung bewahrt bleiben. Vergebens hat meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine ernstliche Mahnung zur Umkehr zu bewegen.

Serbien hat die maßvolle und gerechte Forderung meiner Regierung zurückgewiesen und es abgelehnt, jenen Pflichten nachzukommen, deren Erfüllung im Leben der Völker eine natürliche und notwendige Selbstverständlichkeit bildet.

So muß ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerläßliche Bürgschaft zu schaffen, die meinem Staate die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach außen sichern soll.

In dieser ernsten Stunde bin ich mir der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist. Ich vertraue auf meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um meinen Thron geschart haben und für Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu den schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf die tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht und ich vertraue auf den Allmächtigen, der meinen Waffen den Sieg verleihen wird.

Franz Joseph m. p. Stürgkh m. p.

Der Krieg mit Serbien allein wäre für Österreich-Ungarn keine besondere Kraftanstrengung gewesen. Die ganzen Kräfte der Monarchie wurden erst durch die Einmischung Rußlands in Anspruch genommen. Schon von Anbeginn an war es sicher, daß für Serbien ein Krieg mit Österreich eine wirtschaftliche Unmöglichkeit bedeuten würde. Freilich wußte man, daß es im Notfalle eine halbe Million Soldaten ins Feld stellen konnte. Für die Verpflegung dieser halben Million aber hatte Serbien nicht die Mittel. Die letzten Balkankriege hatten seinem wirtschaftlichen Leben tiefe Wunden geschlagen, die beim Ausbruch des Krieges mit Österreich noch lange nicht geheilt waren. Das Bild der Staatseinkünfte würde sich zwar nicht ungünstig darstellen, wenn man dabei normale und friedliche Zeiten ins Auge fassen könnte. In demselben Augenblick aber, wo der Krieg mit Österreich in Rechnung gezogen werden mußte, verschob sich dieses Bild. Serbiens Finanzwirtschaft gründet sich nicht zuletzt auf die Einnahmen der Monopolverwaltung, die für den Auslandsschuldendienst verpfändet sind und in Kriegszeiten außerordentlich rasch sinken. Auf finanzielle Hilfe bei dem Auslande kann dieser Staat kaum rechnen, weil niemand einem Volke, für das der Krieg den wirtschaftlichen Zusammenbruch bedeutet, eine Anleihe gewähren wird. So fehlt der notwendigste Kriegsbedarf, das Geld, den Serben an allen Ecken und Enden. Dies zeigte sich schon bei der Mobilmachung und noch mehr im Kriege bei der Verpflegung des Heeres. Mangelhafte Uniformierung und Ausrüstung, Notwendigkeit der Selbstbeköstigung: dies und andere Übelstände veranlaßten viele Soldaten, fahnenflüchtig zu werden. Daß der Krieg unter solchen Verhältnissen für die Serben ein kühnes Unterfangen ist, bedarf keiner weiteren Ausführung, aber noch unsinniger erscheint es, daß Rußland sich für ein nicht nur wirtschaftlich schlecht gerüstetes, sondern auch durch seine Verbrechen ehrlos gewordenes Volk einsetzte.

Der Mangel an Uniformen in der serbischen Armee war noch größer geworden, als eine in Deutschland aufgegebene Bestellung auf 182 000 Uniformen infolge des Krieges nicht ausgeführt wurde.

Gleich nach Ausbruch des Krieges hatte sich Montenegro, wie schon erwähnt, auf die Seite Serbiens gestellt. Die „Militärische Rundschau" wußte schon am 28. Juli über die militärischen Maßnahmen Montenegros folgendes zu berichten: „Die Mobilisierungsmaßnahmen sind in vollem Gange. Die Einberufungen erfolgen durch Boten von Ortschaft zu Ortschaft. Die Versammlung der montenegrinischen Streitkräfte erfolgt längs der Westgrenze des Königreichs Serbien in mehreren Gruppen. In Nikschitz sind starke Truppenzusammenziehungen festgestellt worden. Bei Plewlje steht eine Abteilung mit Artillerie. Im Becken von Grahowa, bei Njegus, westlich Cetinje, sollen sich je eine bis zwei Brigaden versammelt haben. In den montenegrinischen Befestigungen auf dem Lowcen herrscht fieberhafte Tätigkeit. Aus den weiter landeinwärts gelegenen Munitionslagern gehen große Tragtiertransporte an die Westgrenze ab. König Nikolaus und die Regierung sollen beide nach Podgoritza übersiedeln." —

Sofort nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien erhielten die österreichischen Konsulate im Auslande Anweisung zur Einberufung der dort weilenden österreichischen Wehrpflichtigen.

Wer Gelegenheit hatte, zu beobachten, in welchen Scharen die einberufenen Österreicher dem Rufe ihres obersten Kriegsherrn Folge leisteten, wird überrascht gewesen sein von der großen Zahl in Deutschland ansässiger Angehöriger der Donaumonarchie. Begeistert folgte Österreichs Jugend dem Rufe des Vaterlandes, und wie es bei den Konsulaten zuging, möge eine kurze Nachricht aus dem Berliner k. k. Generalkonsulat zeigen: „Vor dem österreichischen Generalkonsulat drängt es sich. Hunderte von jungen Leuten stehen an der kleinen Tür des Hauses in der Keithstraße und warten auf Einlaß. Die Sache geht nicht schnell vonstatten. Die Leute sind ungeduldig; wenn sich die Haustür öffnet, stürmen sie hinein."

Am 28. Juli hat die österreichisch-ungarische Regierung Serbien die Kriegserklärung gesandt, von der sie auch die übrigen Mächte benachrichtigte.

Kaiser Franz Joseph befand sich zur Zeit, als der Konflikt mit Serbien ausbrach, in seinem gewohnten Sommeraufenthalt im Badeorte Ischl. Am 30. Juli nachmittags traf er mit dem Thronfolger Karl Franz Joseph in Wien ein, von wo aus sie sich sofort nach Schönbrunn begaben. Die Begrüßung des greisen Monarchen durch die seit dem frühen Morgen des Kaisers harrende Wiener Bevölkerung, von der sich Hunderttausende in der Einfahrtstraße eingefunden hatten, gestaltete sich zu einer einzigartigen, überwältigenden Kundgebung. Zum zweiten Male unterbrach der Kaiser in diesem Jahre seinen Aufenthalt in Ischl, um in die Hauptstadt zurückzukehren. Der Empfang war ein glänzendes Zeugnis für die Vaterlandsliebe und die begeisterte Stimmung der Wiener Bevölkerung. Das gleiche Bild in den übrigen Städten des Landes. Der Krieg hatte mit einem Schlage die Völkerschaften der Donaumonarchie geeinigt und allen kleinlichen Hader verstummen lassen. Tausende meldeten sich täglich als Freiwillige zum Kriegsdienst, darunter auch zahlreiche hochgestellte Persönlichkeiten und Hocharistokraten, wie der Präsident des österreichischen Herrenhauses Fürst Alfred Windischgraetz, Fürst Otto Windischgraetz, Prinz Ludwig Windischgraetz, Fürst Franz Joseph Auersperg und der Landmarschall von Niederösterreich, Prinz Alois Liechtenstein.

Als Kaiser Franz Joseph nach der Ankunft im Schönbrunner Schloß dem Wagen entstieg, hielt Bürgermeister Dr. Weißkirchner eine Ansprache, in der er den Schwur der Treue zu Kaiser und Reich im Namen der Wiener Bürger erneuerte und dabei sagte: „Die Österreicher wollen für die Ehre und den Ruhm ihres Vaterlandes alles daransetzen," worauf der Kaiser mit den denkwürdigen Worten erwiderte: „Ich glaubte in meinem Alter, nun Jahre des Friedens erleben zu sollen. Die Entschließung ist mir gewiß schwer gefallen, aber aus den allseitigen Kundgebungen gewinne ich die Überzeugung, daß mein Entschluß der richtige war." Bürgermeister Dr. Weißkirchner antwortete: „Gott möge Eure Majestät schützen und unsere Waffen segnen."

Die österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz erließ einen Aufruf, in dem es heißt: „Es ist heilige Pflicht, unserer ruhmreichen Armee zu gedenken, welche ins Feld zieht, mit Gottes Hilfe zum Sieg. Bürger, helfet unseren Soldaten! Sendet Geldspenden, Verbandzeug, Genuß- und Lebensmittel, deren Sammlung und Verteilung in einheitlicher und großzügiger Aktion das unter dem Protektorat des Kaisers stehende österreichische Rote Kreuz besorgt."

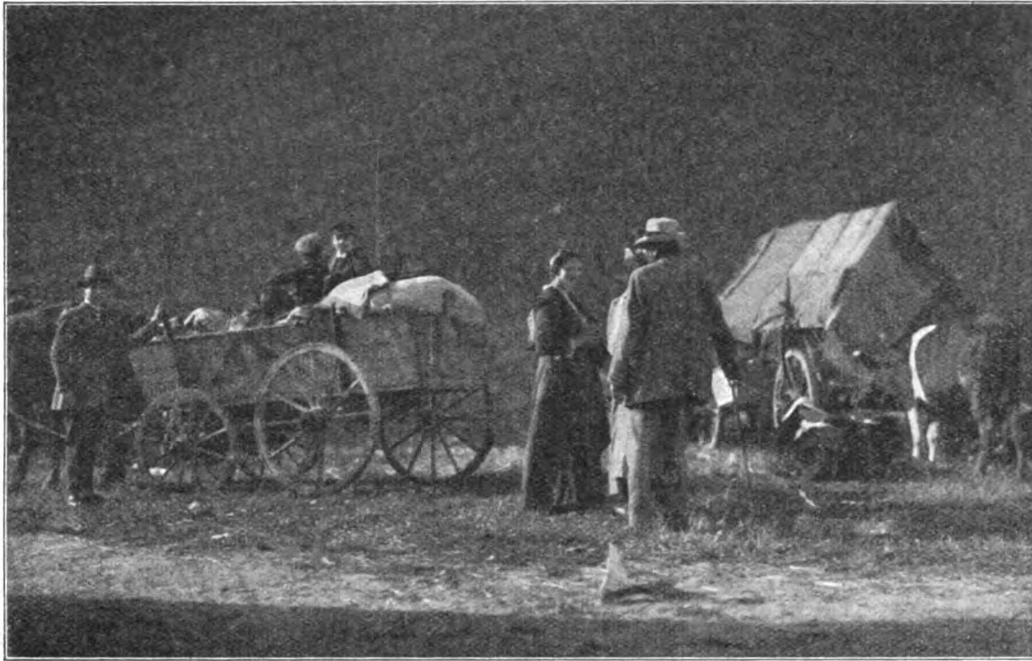
Durch Allerhöchstes Handschreiben wurde der Protektor-Stellvertreter des Roten Kreuzes in der Monarchie, Erzherzog Franz Salvator, zum Generalinspektor der freiwilligen Sanitätspflege ernannt. Erzherzogin Maria Theresia hatte den Kaiser um die Genehmigung gebeten, als Rote-Kreuz-Schwester dienen zu dürfen.

Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien rief in Petersburg leidenschaftliche Kundgebungen hervor. Ungeheure Menschenmengen durchzogen die Straßen der Stadt, fortwährend rufend: „Hoch Serbien! Hoch Frankreich! Nieder mit Österreich! Nieder mit Deutschland!" Die Schreier begaben sich vor das französische Gesandtschaftsgebäude und die serbische Gesandtschaft, wo sie erneut Hochrufe auf die beiden Mächte ausbrachten. Das österreichische und das deutsche Botschaftsgebäude wurden militärisch bewacht. Serbische Offiziere und Soldaten wurden bei ihrer Abreise auf den Bahnhöfen von der Menge stürmisch begrüßt. Nach verschiedenen Meldungen sollten sämtliche Streiks beigelegt sein. Auch aus Moskau trafen Meldungen ein, wonach dort deutsch- und österreichfeindliche Kundgebungen stattgefunden hätten.

Die serbische Skupschtina war am 31. Juli in Nisch mit einer Thronrede eröffnet worden. Sie betonte, daß Serbien auf die Hilfe Rußlands und auf die Sympathien Frankreichs und Englands rechnen könne, und wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Auch wurde alsbald ein Aufruf an das serbische Volk erlassen.

Von den serbischen Zuständen, die gleich nach Ausbruch des Konfliktes mit Österreich eintraten, gibt ein deutscher Kriegsberichterstatter in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" folgende anschauliche Schilderung:

„Seit der Hof, die Regierung und das diplomatische Korps mit der Armee geflüchtet sind, beginnt Serbien, sich für den österreichisch-ungarischen Einfall vorzubereiten. Anfangs gebärdete es sich dabei grimmig, jetzt aber scheint es sich schon zu beruhigen. Die Mobilmachung geht sehr schlecht vonstatten, es fehlt an dem Eifer der Einberufenen sowie



Phot. A. Kühlewindt, Hofphot., Königsberg.

Rast ostpreußischer Flüchtlinge.

an Beförderungsmaterial. Bis jetzt sind nach Schätzungen von Amtspersonen nicht mehr als acht- bis zehntausend Mann aus dem Gebiete der Donaudivision nach Nisch abgegangen. Abgesehen von dem Geschrei einzelner Freiwilliger verhielt sich die Bevölkerung angesichts der Mobilmachung ziemlich teilnahmlos. Sobald die fremden Gesandten Belgrad verlassen und die Leute niemand mehr zu verblüffen hatten, hielt überhaupt völlige Ruhe Einkehr. Montag mittag mußte sogar ausgetrommelt werden, daß sich alle Leute von achtzehn bis sechzig Jahren bei ihren Kommandos zu melden haben. Die bisher eingerückten Leute mußten stundenlang auf dem Bahnhof auf den Zug warten. Eine Beförderung, die für ein Uhr nachmittags vorgeschrieben gewesen, konnte erst um fünf Uhr bewerkstelligt werden; der Zug ging in der größten Unordnung ab. Der Lokomotivführer schrie, er wisse ja nicht einmal, wo er haltzumachen habe. Die Eisenbahner, die nach Belgrad zurückkommen, erzählen, daß die Züge auf der Strecke stundenlang stecken blieben. Auch bei der Ausrüstung herrscht ein wahres Durcheinander, so daß die meisten Einberufenen in Bauernkleidern nach Nisch fahren müssen, um erst dort ausgerüstet zu werden. Auf der Strecke Belgrad—Nisch sieht man nachts an den Stationen Bauerngruppen auf den Militärzug warten. Nur die Sprache der Offiziere stimmt nicht überein mit der Sachlage; so sagte zum Beispiel am Bahnhof von Nisch ein Major zu einem griechischen Journalisten: ‚Wir haben nichts zu befürchten! Wir sind fertig, Sie sehen es an mir! Zu einem Kriege kommt es nicht, weil sich Österreich vor uns fürchtet, denn fast alle Staaten mobilisieren zu unseren Gunsten: Rußland, Rumänien und Griechenland allen voran!‘ Der griechische Journalist lächelte, da er ganz gut wußte, daß Griechenland in keinem Fall mobil machen werde. Der Major wurde durch dieses Lächeln in seinem Redeeifer gestört und fuhr dann melancholischer fort: ‚Ja, wissen Sie, wir konnten die österreichischen Bedingungen nicht annehmen, weil sie für uns entehrend waren. Was jetzt aus uns wird, weiß niemand, aber das eine kann ich sagen, daß wir, wenn wir schon zugrunde gehen, wie Serben untergehen werden!‘ Was er damit sagen wollte, ist uns allen ein Rätsel geblieben, da ja die Serben nach der Geschichte nicht gerade ruhmvoll zugrunde zu gehen pflegen. Man erinnere sich nur an die Flucht Karageorgs, des Gründers der jetzigen Dynastie (1813), sodann an die Laufpartien aus dem serbisch-türkischen und dem serbisch-bulgarischen Kriege (1876 und 1885). Die Leute, die man in den Militärstationen gewahrt, sehen übrigens schlecht aus: gedrückt und niedergeschlagen stehen sie da, unbeweglich, starren Blicks. — Lust und Sorglosigkeit heucheln nur die Abenteurer. Der Belgrader Polizeichef sagte lustig zu den Journalisten: ‚Es wird keinen Krieg geben! Das Ganze ist nur ein österreichischer Bluff!‘ — Zur selben Zeit aber trifft die Behörde ruhig Vorkehrungen, um die Straßen, durch welche die Österreicher in Belgrad einziehen könnten, zu reinigen, ‚damit sie keine schlechte Meinung von Belgrad bekommen‘. Wie immer, bleibt also Serbien das Land des Galgenhumors, wo sich naivste Kindereien mit grausamster Wildheit paaren.“

Wie wir bereits früher mitgeteilt haben, überschritten die Österreicher sofort nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Donau und besetzten den serbischen Grenzort Mitrowicz. Die Österreicher fanden nicht den geringsten Widerstand. Die ersten Feindseligkeiten entwickelten sich am 28. Juli an der Drina, dem Grenzflusse zwischen Bosnien und Serbien. Serbische Freiwillige besetzten an mehreren Punkten den Fluß, die österreichischen Grenztruppen erwiderten das Feuer. Die Serben beschossen irrtümlich einen ihrer eigenen Transportdampfer. Im serbischen Teil des früheren Sandschaks Novibazar waren Truppen vorgerückt. Die serbischen Truppen schoben ihre Posten



Phot. A. Kühlewindt, Hofphot., Königsberg.

Erfrischung ostpreußischer Flüchtlinge durch das Rote Kreuz.



Russische Kosaken plündern und brennen ein Dorf nieder.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

bis Priboi vor, um mit den montenegrinischen Truppen bei Plewlje Fühlung zu nehmen. König Nikita siedelte mit der montenegrinischen Regierung von Cetinje nach Podgoritza über. Gleichfalls am 28. Juli gelang es einer kleinen Abteilung Pioniere im Verein mit Mannschaften der Finanzwachen, zwei serbische Dampfer, mit Munition und Minen beladen, wegzunehmen. Die Pioniere und Finanzwachen überwältigten nach kurzem, aber heftigem Kampfe die an Zahl überlegene serbische Schiffsbesatzung, setzten sich in den Besitz der Dampfer samt ihrer gefährlichen Ladung und ließen sie von zwei österreichischen Donaudampfern fortschleppen. Über die Vorwärtsbewegung der Serben wurde bekannt, daß im Morawatal eine Zusammenziehung der Truppen bei Uzice und Vojavewta stattfinde. Die „Narodna Odbrana" bilde ein Freiwilligenkorps. Die Verpflegung und Munition der Serben seien sehr mangelhaft. Die Serben wollten ihren Hauptstoß nach Bosnien richten, weil sie hofften, bei der daselbst zahlreich ansässigen serbischen Bevölkerung Unterstützung zu finden, eine Hoffnung, die durch das österreichtreue Verhalten der bosnischen Bevölkerung gründlich getäuscht wurde.

Gleich nach Beginn der Kriegsoperationen kam die Nachricht, daß Belgrad von den Österreichern besetzt worden sei. Es hieß sogar, die Österreicher hätten die keineswegs befestigte Stadt bombardiert. Alle diese Nachrichten entsprachen nicht den Tatsachen. Am 30. Juli brachten aber verschiedene deutsche Blätter eine Depesche folgenden Inhalts:

„Wien, 30. Juli. Nach einer in den Straßen angeschlagenen Kundgebung sind bei der Einnahme von Belgrad durch die Österreicher zwei Oberleutnants leicht verletzt worden. Als erste betraten die Infanterieregimenter Nr. 68 und 44 serbischen Boden. Bis Mittag waren alle wichtigen Punkte der Stadt von den Österreichern besetzt, worauf die Wirksamkeit der österreichisch-ungarischen Kriegsgesetze für Belgrad in Geltung trat."

Trotz dieser Einzelheiten schien die Einnahme Belgrads doch noch auf sich warten zu lassen, denn die weiterhin gemeldeten Kämpfe an der Grenze dieser Stadt ließen darauf schließen, daß man zunächst keinen Wert auf die Eroberung dieses nur unbedeutend befestigten Platzes legte. Vielmehr spielten sich alle wichtigeren militärischen Operationen an der bosnischen Grenze ab, an der Drina und der Save.

Die Sicherungslinie der österreichischen Truppen an der Drina wurde unter kleineren Kämpfen bis an den Hauptarm dieses Flusses vorgeschoben. Auf österreichischer Seite wurde ein Mann getötet, auf serbischer Seite zehn Mann. Serbische Banden versuchten vergebens, Bjelina zu beunruhigen.

Am 30. Juli wurde der große ungarische Schleppdampfer „Allotmany" mit einem großen Boot im Schlepptau von serbischer Seite mit Feuer überschüttet. Das Schiff geriet in Brand, der aber bald gelöscht wurde, worauf der Schleppdampfer nach dem österreichischen Ufer zurückkehrte. Von den fünf Mann der Besatzung wurden zwei getötet und einer verwundet. Das Manöver des Dampfers hatte seinen Zweck erreicht, nämlich festgestellt, daß die Belgrader Festung nicht geräumt, sondern von zahlreichen Verteidigern noch besetzt war.

Am 30. Juli wies ein Zug Grenzjäger einen überlegenen serbischen Angriff bei Klotjevac zurück, ohne selbst Verluste zu erleiden. Die Serben büßten dabei einen Offizier und zweiundzwanzig Mann ein. Am nächsten Tage kam es zu einem heftigen Vorpostengefecht an der Save, bei dem von österreichischer Seite auch Artillerie und Flugzeuge eingriffen. Am 30. Juli bezogen serbische Vortruppen südlich von Belgrad bei Adla die erste Verteidigungsstellung. Die Hauptkräfte wurden jedoch zwischen Arangelowatsch und Usice konzentriert. Ein tollkühnes Wagestück unternahmen zwei Grenzjäger aus Mährisch-Schönberg. Sie durchschwammen die mittlere, stark angeschwollene Drina unter feindlichem Feuer und zerstörten die am feindlichen Ufer befindliche serbische Telephonleitung.

Große Massen serbischer Deserteure überschritten bei Peterwardein die österreichische Grenze. Am 3. August hatten sich bereits achttausend Deserteure gemeldet, darunter ein Oberst, der zwei Tage vor Kriegsausbruch seinen Urlaub angetreten hatte. Die Deserteure wurden nach Komorn und Arad befördert.

Im großen und ganzen waren es innerhalb dieses Zeitraumes nur unbedeutende Gefechte und Plänkeleien, die sich zwischen den Österreichern und Serben abspielten. Für viele Ungeduldige waren die Fortschritte, welche die Österreicher in Serbien machten, viel zu langsam. Man übersah dabei, daß erst die Armee mobilisiert und der Aufmarsch vollendet sein mußte, ehe es zu größeren Schlägen kommen konnte. Wären die Österreicher mit den wenigen Soldaten, die sie in aller Eile an die Grenze geworfen hatten, in Serbien einmarschiert, so wären sie trotz des trostlosen Zustandes der serbischen Armee aufgerieben worden. Die kleinen Plänkeleien hatten nur den Zweck, Standort und Stärke des Feindes zu ermitteln, um hiernach den Kriegsplan zu entwickeln und zu größeren Schlägen auszuholen. Daß die Österreicher gute Strategen sind und nicht eher losschlagen, als bis sie auf Erfolg rechnen können, hat die Folge gezeigt.

Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph, war am 2. August in Budapest eingetroffen und wurde von der Bevölkerung begeistert begrüßt.

Anfang August begann es sich an der österreichisch-russischen Grenze zu regen. Rußland betrachtete sich bereits als im Kriegszustande mit Österreich und hatte deshalb die Depesche des deutschen Botschafters nicht durchgelassen. Die österreichische Grenzwache wurde von den Russen lebhaft beschossen, womit die Feindseligkeiten von seiten Rußlands eröffnet waren. Am 2. August wurde an der österreichisch-russischen Grenze, nördlich von Lemberg, ein Flugzeug, System Sikorsky, mit einem russischen Piloten, einem Begleitoffizier und einer Nutzlast von österreichischen Truppen heruntergeschossen. Die beiden russischen Offiziere, die verletzt waren, wurden gefangen genommen.

Die russischen Feindseligkeiten begannen unter einem günstigen Vorzeichen für Österreich. Die Polen waren jetzt in der Stunde der Gefahr die treuesten Anhänger der österreichischen Regierung. Es hatte sich in Österreich bei allen Parteien dieselbe Wandlung vollzogen wie in Deutschland. Überall waren die Widersprüche und Gegensätze verstummt, alles hatte nur den einen Gedanken, dem Vaterlande in der Not mit Gut und Blut beizustehen. Das Präsidium des Polenklubs veröffentlicht eine Kundgebung, worin die polnische Bevölkerung aufgefordert wird, sie möge in dem schweren Augenblick treu zu dem stehen, mit dem sie die Wohltaten des Friedens geteilt habe. Die Vertretung der polnischen Bevölkerung dieses Landes bringe dem Monarchen ihre Huldigung dar und bekunde vor der Welt, daß die Polen das Vertrauen des Monarchen nicht enttäuschen würden. Die Polen dieses Landes verständen und fühlten es, daß in diesem Augenblick das Schicksal Europas entschieden werden solle und daß die Treue gegenüber dem Monarchen und die Fürsorge für die Monarchie mit den Interessen ihres Volkes übereinstimmten.

* * *

Das Schlagwort von der Hinterhältigkeit unserer lieben Vettern jenseits des Kanals („perfides Albion") ist französischen Ursprunges. Marianne, die Schutzpatronin Galliens, hatte oft genug Gelegenheit, sich über die Treulosigkeit ihres Galans zu beschweren. 1789, während der französischen Revolution, kam bereits die Redensart vom perfiden Albion auf, und unterm 27. Juli 1840 schrieb Heinrich Heine: „Der Krieg mit dem ‚perfiden Albion' sei die Parole aller Franzosen mit Ausnahme der Legitimisten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarteten." Wie ist es nun heute? Sicherlich nicht anders; denn die Geschichte lehrt deutlich, daß die Erwartung des Heils vom Auslande, besonders aber von England, die Gefahr bitterer Enttäuschung in sich birgt. Englands Politik bestand ja von jeher darin, aus fremdem Rohre die eigenen Pfeifen zu schneiden. Die Franzosen aber machten Chauvinismus und Revanchegelüste blind für eine solche Erkenntnis. Schon Heinrich Heine sagt im dritten Teil der „Französischen Zustände": „Die Engländer haben sehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber sie vereinigen mit der römischen Wolfsgier auch die Schlangenlist Karthagos. Gegen erstere haben wir gute und sogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchlerischen Ränke jener Punier der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt, wo seine merkantilischen Interessen unterliegen — es gibt in der ganzen Schöpfung

kein so hartherziges Geschöpf wie einen Krämer, dessen Handel ins Stocken geraten, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Warenlager keinen Absatz mehr findet."

Vorläufig hatte sich unser Vetter jenseits des Kanals einen seiner gewohnten Treubrüche geleistet und damit seinem Beinamen „perfides Albion" alle Ehre gemacht. Es war am 4. August, an jenem großen Tage, an dem der Kaiser und der Reichskanzler im Reichstage die herrlichen Worte (Seite 34 u. 45) gesprochen hatten, die alle Deutschen unter ein Banner vereinigten. Der Parteihader war verschwunden, und alle Deutschen ohne Unterschied erfüllte höchste Kriegsbegeisterung. Alle, die zu Hause geblieben waren oder noch zu Hause bleiben mußten, denn es war ja erst am dritten Tag der Mobilmachung, lasen mit Genugtuung in den Extrablättern die Reden des Kaisers und des leitenden Staatsmannes. Froh belebt waren alle Hoffnungen, die Fäuste ballten sich gegen unsere Feinde, und jeder rief stolz aus: „Wir müssen siegen und wir werden siegen!" Eine solche Einigkeit und einmütige Begeisterung festigte in allen Volksgenossen die Überzeugung, daß es unter diesen Umständen unmöglich sei, zu unterliegen, auch wenn sich halb Europa im Überfall auf uns vereinigte. Überall wo Menschen zusammenkamen, bildete die große Reichstagssitzung den einzigen Gesprächsstoff. „Wir müssen sehen, wie wir uns durchhauen", hatte der Reichskanzler gesagt; das war das richtige Wort. Die Soldaten brannten darauf, an den Feind zu kommen, die Frauen feuerten die Männer zum Kampfe an, die Zurückgebliebenen und Zurückbleibenden überboten sich an Opferwilligkeit zur Milderung der Schrecken des Krieges.

Doch was war das? Wieder liefen die Zeitungsverkäufer mit Extrablättern die Straßen entlang. Alles stürzte sich darauf. Starr vor Staunen und bald mit innerer Wut las man folgendes:

„Heute, Dienstag nachmittag, kurz nach der Rede des Reichskanzlers, in der bereits der durch das Betreten belgischen Gebiets begangene Verstoß gegen das Völkerrecht freimütig anerkannt und der Wille des Deutschen Reiches, die Folgen wieder gutzumachen, erklärt war, erschien der großbritannische Botschafter Sir Edward Goschen im Reichstag, um dem Staatssekretär v. Jagow eine Mitteilung seiner Regierung zu machen. In dieser wurde die deutsche Regierung um alsbaldige Antwort auf die Frage ersucht, ob sie die Versicherung abgeben könne, daß keine Verletzung der belgischen Neutralität stattfinden werde. Der Staatssekretär v. Jagow erwiderte sofort, daß dies nicht möglich sei, und setzte nochmals die Gründe auseinander, die Deutschland zwingen, sich gegen den Einfall einer französischen Armee durch Betreten belgischen Bodens zu sichern. Kurz nach sieben Uhr erschien der großbritannische Botschafter im Auswärtigen Amt, um den Krieg zu erklären und seine Pässe zu fordern. Wie wir hören, hat die deutsche Regierung die Rücksicht auf die militärischen Erfordernisse allen anderen Bedenken vorangestellt, obgleich damit gerechnet werden mußte, daß dadurch für die englische Regierung Grund oder Vorwand zur Einmischung gegeben sein würde."

Man kann sich denken, daß diese Nachricht eine ungeheure Erregung im ganzen deutschen Volke hervorrief. Eine Überraschung freilich war sie nicht für jene, welche die Zeichen der Zeit zu deuten wußten. Schon einige Tage vorher hatte England ebenso wie Frankreich und Rußland den Schutz seiner Untertanen Amerika übertragen; was konnte das anders zu bedeuten haben, als die Parteinahme gegen uns von seiten Englands. Daß die britische Politik nicht für uns eintreten würde, konnten wir auf Grund langer Erfahrungen als sicher voraussetzen. In Regierungskreisen war man auf den Krieg Englands vorbereitet. Aber die deutsche Regierung wollte ihr möglichstes tun, diesen äußersten Fall zu verhindern. Deshalb erklärte der Reichskanzler im Reichstage, die ungeschützte Nordküste Frankreichs werde nicht angegriffen werden, wenn England neutral bleibe. Daß auch diese Zusicherung die Kriegserklärung Englands nicht aufhalten würde, konnte man aus der englischen Unterhaussitzung ersehen, die am 3. August stattfand und über die die deutsche Tagespresse bereits am 4. August morgens berichtete. In dieser Unterhaussitzung war eigentlich schon die Kriegserklärung Englands ausgesprochen worden, so daß die Erklärung am Abend des 4. August eben nur eine Formalität war. Sir Edward Grey sagte in der erwähnten Sitzung des englischen Unterhauses vom 3. August, er habe kein Versprechen gegeben, habe aber sowohl dem französischen wie dem deutschen Botschafter erklärt, daß, wenn Frankreich ein Krieg aufgezwungen würde, die öffentliche Meinung auf Frankreichs Seite treten würde. Er habe in den französischen Vorschlag, eine Besprechung militärischer und seemännischer Sachverständiger Englands und Frankreichs herbeizuführen, eingewilligt, da England sonst nicht in der Lage sein werde, im Falle einer plötzlich eintretenden Krisis Frankreich Beistand zu gewähren, wenn es ihn gewähren wolle. Er habe seine Ermächtigung zu jenen Besprechungen gegeben, jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß keine der beiden Regierungen durch das, was zwischen den militärischen und seemännischen Sachverständigen vor sich gehe, gebunden oder in ihrer Entschlußfreiheit beschränkt werde. Seine persönliche Ansicht sei folgende: Die französische Flotte ist im Mittelmeer, und die Nordküste ist ungeschützt. Wenn eine fremde, im Krieg mit Frankreich befindliche Flotte komme und die unverteidigte Küste angreife, so könne England nicht ruhig zusehen.

Nach seiner starken Empfindung sei Frankreich berechtigt, sofort zu wissen, ob es im Falle eines Angriffs auf seine ungeschützte Küste auf englischen Beistand rechnen könne. Grey erklärte, daß er am Sonntag abend dem französischen Botschafter die Versicherung gegeben habe, daß, wenn die deutsche Flotte in den Kanal und in die Nordsee gehe, um die französische Schiffahrt oder Küste anzugreifen, die britische Flotte jeden in ihrer Macht liegenden Schutz gewähren werde. Diese Erklärung bedürfe der Genehmigung des Parlaments. Sie sei keine Kriegserklärung. Er habe erfahren, daß die deutsche Regierung bereit sein werde, wenn England sich zur Neutralität verpflichte, zuzustimmen, daß die deutsche Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen werde. Dies sei eine viel zu schmale Basis für Verpflichtungen englischerseits.

Hierauf verbreitete sich Grey über die Frage der belgischen Neutralität und fuhr dann fort: „Ich fürchte, wir werden in diesem Kriege fürchterlich zu leiden haben, gleichviel, ob wir teilnehmen oder nicht. Der Außenhandel wird aufhören. Am Ende des Krieges werden wir, selbst wenn wir nicht teilnehmen, sicherlich nicht in einer materiellen Lage sein, unsere Macht entscheidend dazu zu gebrauchen, ungeschehen zu machen, was im Laufe des Krieges geschehen ist, d. h. die Vereinigung ganz Westeuropas uns gegenüber unter einer einzigen Macht zu verhindern, wenn dies das Ergebnis des Krieges sein sollte. Man sollte nicht glauben, daß, wenn eine Großmacht in einem solchen Kriege sich passiv verhielte, sie am Schlusse in der Lage sein würde, ihre Interessen durchzusetzen. Er sei nicht ganz sicher über die Tatsachen betreffs Belgien; aber wenn sie sich so erwiesen, wie sie der Regierung augenblicklich mitgeteilt worden seien, so sei die Verpflichtung für England vorhanden, sein Äußerstes zu tun, um die Folgen zu verhindern, die jene Tatsachen herbeiführen würden, wenn kein Widerstand stattfinde." Grey schloß: „Wir sind bisher keine Verpflichtungen über die Entsendung eines Expeditionskorps außer Landes eingegangen. Wir haben die Flotte mobilisiert und sind im Begriff, die Armee zu mobilisieren. Wir müssen bereit sein und wir sind bereit. Wenn die Lage sich so entwickelt, wie es wahrscheinlich erscheint, so werden wir ihr ins Auge sehen. Ich glaube, daß, wenn das Land sich vergegenwärtigt, was auf dem Spiele steht, es die Regierung mit Entschlossenheit und Ausdauer unterstützen wird."

In dieser Auseinandersetzung des ehrenwerten Sir Edward Grey liest man auch etwas von der „Ehre Englands", die es erfordere, die Neutralität Belgiens zu schützen. Die Verletzung der belgischen Neutralität durch Frankreich hätte „die Ehre der englischen Nation" schwerlich herausgefordert, wenn aber Deutschland in der Notwehr als Überfallener eine solche Handlung begeht, dann ist die englische Ehre in Gefahr und man hat einen schönen Anlaß, dem gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkte und in der Weltpolitik eins auszuwischen. Freilich verleugnet sich in dieser Verteidigungsrede Greys für die nationale Ehre auch der englische Krämergeist nicht. Grey meint, der Krieg schlage England schwere Wunden (der Export ruht), einerlei ob England daran teilnehme oder nicht. Also war es schon besser, man nimmt daran

teil, um dem bösen Deutschen die Flügel zu beschneiden. Greys amtliche Äußerungen rücken erst in die richtige Beleuchtung, wenn man die auf Seite 26 u. folg. mitgeteilten Depeschen zwischen Kaiser Wilhelm, Prinz Heinrich, König Georg und Zar Nikolaus zum Vergleiche heranzieht.

Eine interessante Ergänzung hierzu bildet das nachstehend wiedergegebene Telegramm, das der König von England dem Zaren am 1. August durch den englischen Gesandten in Petersburg zukommen ließ. König Georg sagte darin: „Meine Regierung hat von der deutschen Regierung folgende Mitteilung empfangen: ‚Am 29. Juli bat der Zar telegraphisch den Deutschen Kaiser, zwischen Österreich-Ungarn und Rußland zu vermitteln. Der Kaiser folgte dem sofort und tat Schritte in Wien. Ohne die Ergebnisse hiervon abzuwarten, mobilisierte Rußland gegen Österreich. Der Kaiser benachrichtigte den Zaren telegraphisch, daß diese Haltung seine Anstrengungen zunichte mache. Der Kaiser bat ihn außerdem, jedes militärische Vorgehen gegen Österreich-Ungarn zu unterlassen. Der Zar erfüllte die Bitte nicht. Trotzdem setzte der Kaiser seine Unterhandlungen in Wien fort, wobei er so weit ging, wie ihm gegenüber seinem Verbündeten möglich war, und sich auf der Linie hielt, die von England angezeigt war. Während dieser Zeit ordnete Petersburg die allgemeine Mobilmachung des Heeres und der Flotte an. Österreich-Ungarn antwortete daher nichts mehr auf die Schritte des Deutschen Kaisers. Diese Mobilmachung war offenkundig gegen die Deutschen gerichtet. Daher sandte der Kaiser ein Ultimatum an Rußland. Er fragte auf der anderen Seite bei Frankreich an, ob es im Falle eines Konflikts neutral bleiben würde.‘ — Ich glaube, daß wir uns einem Mißverständnis gegenüber befinden. Mein heißester Wunsch ist, kein Mittel unversucht zu lassen, um die schreckliche Katastrophe zu vermeiden, welche die ganze Welt bedroht. Ich rufe Dich daher persönlich auf, dieses Mißverständnis zu zerstreuen, das nach meiner Überzeugung plötzlich eingetreten ist und noch gestattet, die Friedensverhandlungen fortzusetzen. Wenn Du glaubst, daß es in meiner Macht steht, in diesem Sinne zu vermitteln, so werde ich alles in der Welt tun, um die Verhandlungen durch die beiden fraglichen Staaten wieder aufnehmen zu lassen.“

Die Depesche des Zaren an den König von England zeichnet sich durch die gleiche Unaufrichtigkeit aus, wie seine Telegramme an unseren Kaiser. Jetzt, nachdem es aller Welt kund geworden war, daß Rußland gerade in den letzten Tagen vor Ausbruch des Krieges das verbrecherische Spiel der Doppelzüngigkeit spielte, erschien der Versuch Nikolaus’ II., Deutschland und Österreich-Ungarn für den Krieg verantwortlich zu machen, geradezu lächerlich. Charakteristisch ist es, daß im Zarentelegramm des Mordes von Serajewo mit keinem Wort Erwähnung getan wird, obwohl doch gerade diese Bluttat der Ausgangspunkt des österreichischen Vorgehens war. Desto mehr ist natürlich von der Beschießung Belgrads und anderen Dingen die Rede. Eine bewußte Unwahrheit angesichts der von Wien mehrfach abgegebenen gegenteiligen Erklärungen ist auch die Behauptung des Zaren, Österreich wolle Serbien zermalmen. Mit diesen plumpen Versuchen, die öffentliche Meinung Englands gegen uns und unsere Bundesgenossen einzunehmen, wird der Zar Nikolaus wenig Erfolg gehabt haben. Die anständig denkenden Briten haben ja wohl schon längst erkannt, wo die gefährlichen Drahtzieher saßen, die Europa diesen mörderischen Krieg aufgezwungen haben. Und trotzdem stellte sich die englische Regierung an die Seite der russischen Barbarei, die sich anschickte, ihre Machtgelüste auf den Westen Europas auszudehnen. Wo war der Schutz geblieben, den sich die Kultur des europäischen Westens gegenseitig schuldig war? England setzte sich darüber hinweg. Die Rücksicht auf den geschäftlichen Nutzen und die Absicht, im trüben zu fischen, behielten die Oberhand.

Schließlich sei noch von dem Telegramm Kenntnis gegeben, das der König von Belgien an den König von England gerichtet hat und das von Sir Edward Grey in der Unterhaussitzung vom 3. August verlesen worden ist. Es lautet: „In Erinnerung an die zahlreichen Beweise von der Freundschaft Eurer Majestät und Ihres Vorgängers, an die freundliche Haltung Englands im Jahre 1870 und an die Freundschaft, die Sie uns erst kürzlich erwiesen haben, möchte ich mir ein letztes Ersuchen um diplomatische Vermittlung Eurer Majestät zur Wahrung des Bestandes Belgiens erlauben.“

Daß im englischen Volke wenig Neigung für den Krieg mit Deutschland vorhanden war, dafür liegen zahlreiche Beweise vor. Die fadenscheinigen Gründe, die England zum Beschützer der serbischen Meuchelmörder und russischen Wortbrecher machten, haben an vielen Stellen nicht verfangen. Schon die oben wiedergegebene Rede Sir Edward Greys für den Krieg hatte lebhaften Widerspruch hervorgerufen, sowohl auf liberaler wie auf sozialistischer Seite.

Der mit zwei anderen Kollegen aus dem „Kriegskabinett“ Asquith-Grey ausgetretene frühere englische Minister Burns hat am 14. August d. J. in Albert Hall in London eine bedeutsame Rede gehalten, in der er die Gründe seiner Mißbilligung der englischen Kriegspolitik auseinandersetzte. Nach der „Korrespondenz Berolina“, die den Wortlaut dieser Kundgebung verbreitet, äußerte sich Burns unter anderem folgendermaßen:

„Meinen Wählern und meinen politischen Freunden will ich Rechenschaft geben über meine Stellung zur Politik Sir Edward Greys und seiner auswärtigen Politik, die in der Aufgabe der Neutralität zuungunsten Deutschlands ihren Ausdruck fand. Ich sah mich gezwungen, aus einem Kabinett auszutreten, das meiner Ansicht nach, weit entfernt, der Kultur zu dienen, sich in ein Abenteuer begibt, das zur Stärkung unserer natürlichen Feinde und zur Zerklüftung unserer inneren wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse führen kann und führen muß. Unsere natürlichste Aufgabe wäre die Durchführung einer strikten Neutralität gewesen — nicht um unserer Volksverwandtschaft mit Deutschland willen, nicht wegen der freundschaftlichen Beziehungen, die wir uns bemühten, mit dem fleißigen deutschen Volke zu pflegen und zu kräftigen, nein, um unserer selbst willen, die wir mit allen unseren Lebensinteressen an einem friedlichen Europa hängen.

Englands Größe offenbart sich im Frieden, Englands Schwäche zeigt sich im Kriege. Wir werden niemals in der Lage sein, ohne fremde Hilfe irgendwelchen Einfluß in der europäischen und außereuropäischen Politik durchzusetzen; wir sind es auch früher nie gewesen. Wir vernichteten Napoleons Flotte bei Trafalgar; wenige Tage darauf schlug Napoleon seinen herrlichsten Sieg bei Austerlitz und warf ganz Europa auf die Knie. Was bedeutete die Niederlage Napoleons zur See gegen seine beispiellosen Erfolge auf dem Lande! Er vergalt unsere Feindschaft mit der Verfügung der Kontinentalsperre, die Englands Handel damals in die tiefsten Abgründe stürzte.

In dem Kriege 1814/15 beschränkte sich die englische Tätigkeit zur Bekämpfung seines damaligen Erbfeindes Frankreich auf die Entsendung eines Expeditionskorps, und diese Truppen wären ohne die preußische Hilfe bei Waterloo dem Verderben geweiht gewesen. Wir sind kein Kriegsvolk, wir haben in der Welt höhere Aufgaben. Wir sind dazu berufen gewesen, dem Fortschritt die Wege zu weisen, und wenn wir uns jetzt in Händel gemischt haben, so bedeutet das die Verkennung unserer natürlichsten Aufgabe.

Im Kriege 1870/71 blieben wir neutral, und welche ungeheuren Vorteile hatten wir von der Neutralität! Wir erhielten uns den Handel mit Deutschland und mit Frankreich. Beide Staaten waren während der Kriegszeit gut zahlende Abnehmer. Die französische Entwicklung der Industrie und des Handels hatte ihren Höhepunkt zur Zeit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 erreicht. Damals drohte ein Konkurrenzkampf zwischen Frankreich und England auf Leben und Tod, ja, der Markt der Welt schien damals Paris zu werden. Das änderte sich mit 1870/71. Frankreichs Kräfte wurden während des Krieges gebunden, und in dieser Zeit konnte England seinen Konkurrenten so weit überflügeln, daß es auf viele Jahre hinaus die französische Konkurrenz überhaupt nicht mehr zu fürchten brauchte. Ebenso war es mit Deutschland. Nicht nur, daß die deutsche Entwicklung während des Krieges stillag und so an einen Konkurrenzkampf mit England nicht gedacht werden konnte, Deutschland war auch jahrelang auf englische Erzeugnisse angewiesen, die es früher zum großen Teile aus Frankreich bezog.

Wir hätten uns also im Falle der Neutralität beide Staaten als Abnehmer unserer Erzeugnisse erhalten. Der



Im Kampf gegen französische-Gebirgstruppen bei Epinal.

Nach einer Zeichnung von A. Roloff.

Krieg mit Kontinentalstaaten ist für England ein ganz unmögliches Ding. Die englische Industrie ist auf den Kontinentalexport angewiesen, da England selbst nicht ein Viertel von den industriellen Erzeugnissen abnehmen kann, die es produziert.

England hat seine Karte auf den französisch-russischen Sieg gesetzt. — Wie aber, wenn Englands Truppen mit den Franzosen gemeinsam geschlagen werden? — Wenn die Kunde von Englands Niederlage und Schwäche hinausdringt in die Kolonien, die fast nichts mehr gemeinsam haben mit dem Mutterlande? Ungeheure Werte gehen dann verloren, und der Verlust an Einfluß auf die kontinentale Politik ist nie mehr — auch in Jahrhunderten nicht — wieder einzuholen.

Deutschlands Industrie ist stark und wird sich auch durch einen verlorenen Krieg nicht schwächen lassen. Ein so kräftiges, seines Wertes vollbewußtes Volk wie das deutsche ist nicht in die Fesseln zu legen, die man ihm schmieden will. Mit beispiellosem Opfermut wird man, wenn wir Deutschlands Flotte zerstören, eine Flotte doppelt und dreifach so groß wieder errichten; so wie im Jahre 1808 Freiherr von Stein das Volksheer zur Bezwingung seines Unterdrückers Napoleon aus dem Boden stampfte, wie man sich damals den letzten Bissen vom Munde abdarbte fürs Vaterland, für die große Idee der Befreiung, so wird dieses Volk, durch eine Niederlage zur äußersten Kraftanstrengung aufgerüttelt, nicht eher ruhen und rasten, als bis es in einem Vernichtungskampf gegen England gesiegt hat. Wo die nationale Einheit so gewaltig und so unzerbrechlich dasteht, da bietet die Vollendung auch der wagemutigsten Ideen keine Schwierigkeiten.

Was erreichen wir nun durch eine deutsche Niederlage? Im gleichen Augenblick wird die russische Macht größer, und Frankreich — nachdem seinem Racheempfinden gegen Deutschland Genüge geschehen — wird in England den Mohren sehen, der seine Schuldigkeit getan hat und nun gehen kann. Frankreich hat sich nur mit uns verbunden, um Deutschland zu vernichten. Es wird sich keinen Augenblick scheuen, mit uns einen harten wirtschaftlichen Kampf aufzunehmen, und wir sehen uns vielleicht in einigen Jahren gezwungen, gegen Frankreich aus denselben Gründen vorzugehen, wie jetzt gegen Deutschland: aus brutalem Konkurrenzkampf.

Vergessen wir auch folgendes nicht: Kaiser Wilhelm verkündete bei seinem Einzuge in Tanger, er komme als Freund der Mohammedaner — zweihundertfünfzig Millionen Mohammedaner in allen Gebieten des Islams haben an diese Freundschaft geglaubt. Die jetzige Kriegslage aber drängt die Türken an die Seite Deutschlands. Zweihundertfünfzig Millionen Mohammedaner zittern für deutsche Siege und werden ihre Ketten wie Kinderspielzeug abschütteln, wenn Deutschland siegt. Unter englischer Herrschaft leben über hundert Millionen Mohammedaner. Die Fahne Mohammeds wird vorangetragen werden, wenn die Flammen des Aufruhrs in Indien hochschlagen. Man wird den heiligen Teppich aus der Kaaba holen und ihn vorantragen, wenn ein zweiter Mahdi ersteht und über die Leichen der in Khartum stehenden englischen Truppen die Idee der Erweckung des Volkes Mohammeds nach Ägypten trägt!

England spielt mit seiner Existenz, und dieses Spiel ruhig anzusehen, ohne auf die möglichen Folgen hinzuweisen, hieße zum Verräter an der englischen Nation werden."

Der Krieg gegen Deutschland ist eigentlich nur von einem kleinen Häuflein der Regierungspartei in Szene gesetzt, und selbst diese Kriegshetzer wären still geblieben, wenn sie nicht wider ihren Willen in den Krieg hineingerissen worden wären. Der Überfall auf Deutschland von seiten Rußlands, Frankreichs und Englands war geplant, sollte aber erst im Frühjahr oder Sommer 1916 erfolgen. England sollte bis dahin seinen 1912 aufgestellten Flottenplan durchgeführt haben, Frankreich wollte dann mit der Neugestaltung seiner Armee und Flotte fertig sein. Auch in Rußland bereitete man sich auf den Weltkrieg vor. Wären unsere Gegner früher fertig gewesen, schon die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn hätte genügenden Anlaß gegeben, daß unsere heutigen Feinde schon 1908 über uns hergefallen wären. 1911 hatten wir den Marokkohandel mit Frankreich, und die englische Kriegsflotte war bereits versammelt und harrte nur des Befehls, über uns herzufallen. Aber noch fühlten sich die Ententemächte zu schwach, so daß die Rache auf spätere Zeit verschoben wurde. Zu ihrem Leidwesen sprang der Funke früher in das Pulverfaß, als ihnen lieb war. Das Attentat von Serajewo lockte gegen den Willen Frankreichs und Englands Rußland auf den Plan, und notwendigerweise mußte dann Frankreich für seinen Bundesgenossen eintreten. Nun glaubte England ebenfalls seine Zeit gekommen. Wenn auf einmal auf Deutschland von zwei Seiten losgeschlagen wurde, dann durfte England als der Dritte im Bunde nicht fehlen. Der deutsche Michel hatte nicht geschlafen, wie vielleicht seine Nebenbuhler und Feinde glaubten. Emsig hatte er in segensreichen, wirtschaftlich fruchtbaren Friedensjahren an seiner Rüstung zu Lande und zu Wasser gearbeitet, gründlich, wie es seine Art ist. Jetzt durfte er sich sagen, daß er mit seinem Landheer einer Welt von Feinden die Spitze bieten und einen Gegner zur See, wenn nicht zu Boden zwingen, so doch empfindlich schwächen konnte. Nicht Übermut sollte ihm das Schwert in die Hand drücken. Er wußte, daß er sich eines Tages zu wehren haben würde. Er hatte die Wehrpflicht zu Wasser und zu Lande und konnte sich auf den Geist seiner Soldaten verlassen, die durchdrungen waren von dem einen Gedanken der Not des Vaterlandes, um dessen Sein oder Nichtsein es sich handelte. Wie anders die Verhältnisse in England, wo ein gesellschaftlich verachtetes Söldnerheer die Landmacht und ebenfalls um Sold dienende Seeleute die Seemacht darstellen. Wie es mit dieser beschaffen ist, ersehen wir aus folgender Stelle in dem Brief eines deutschen Matrosen: „Vor den Briten ist an der Wasserkante niemand bange. Sie haben ja anscheinend nicht einmal genügend Leute für ihre Schiffe. Unseren Fischern haben sie noch kürzlich in Aberdeen achthundert Mark geboten, wenn sie sofort in englische Dienste treten. Wir haben ihnen aber etwas gepfiffen."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Landwehr in den Vogesen.

Bericht eines Augenzeugen.

(Hierzu das Bild Seite 73.)

St. Dié, 31. August 1914.

Harte Kämpfe waren es, die in den letzten Augustwochen unsere braven Truppen in den Pässen der Vogesen zu bestehen hatten.

Man halte sich dabei vor Augen, daß es fast ausschließlich Reservisten und ältere Landwehrmänner waren, denen die bitterschwere Aufgabe zufiel, in einem ungewohnten Gebirgskrieg einen überlegenen Feind zu überwältigen. Auf feindlicher Seite an Zahl weit überlegene aktive Truppen, unter denen sich die Kerntruppen Frankreichs und die Alpenjäger befinden — letztere eine für das Gebirge geschulte, mit äußerster Umsicht und Sorgfalt für den Gebirgskampf ausgerüstete erlesene Truppe von kernigen Menschen.

Dazu kommt noch, daß unserem Gegner vermöge seiner ausgedehnten Spionage zu Friedenszeiten der deutsche Teil der Vogesen sozusagen besser bekannt ist als uns selbst. Über dieses Thema möchte ich einiges Besondere bemerken. In Kenzingen in Baden lagen wir in einem Haus im Quartier, das einer französischen Jagdgesellschaft von Mülhäuser und Pariser Herren gehört, die in der dortigen Gegend ein Jagdgebiet für 4000 Mark gepachtet und zweifellos Spionage getrieben haben. Die ganze Einrichtung und Ausstattung des Hauses ist in französischem Stil gehalten, alles Schriftliche und Literarische, sogar ein Anschlag auf dem Klosett (!) ist nur in französischer Sprache abgefaßt. In den Vogesen erzählte mir ein deutscher Förster, daß dort ein Pariser Herr zusammen mit einem Herrn aus Straßburg eine größere Jagd auf deutschem Boden besitzt. Ersterer ist französischer Reserveoffizier und kennt, wie der Förster mir berichtete, das dortige deutsche Terrain besser als selbst der

Förster. Diese wenigen Tatsachen zeigen zur Genüge, wie sehr die Gegner jederzeit bestrebt waren, in anscheinend harmloser Weise sich eine gründliche Kenntnis strategisch wichtiger Gegenden in Deutschland zu sichern. Was ich von zwei Fällen erzählte, trifft sicherlich in anderen ungezählten Fällen in gleicher Weise zu. Die internationalen Höflichkeiten, die Deutschland als Kulturträger anderen Völkern zuteil werden ließ, dürften nach Schluß unseres Krieges wohl aufhören und einem rein deutschen Standpunkt im eigenen Vaterlande Platz machen. Anderen Völkern waren wir Lehrmeister und Freund — z. B. Japan! — der Dank ist nur Feindschaft und Gemeinheit gewesen. Neue Zeiten werden neue Gesichtspunkte und neue Ziele bringen. —

Mit jenem aktiven Heer mußten sich vornehmlich unsere Württemberger, und zwar solche, die den Waffendienst zum großen Teil gar nicht mehr gewohnt sind, in wochenlangem Ringen herumschlagen. Wer die alten Leute und bärtigen Familienväter gesehen hat, der konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier deutsche Volkskraft entschlossen war, die Friedensstörer mit Germanenhänden aufs Haupt zu schlagen; so stark und unbeugsam dieser Wille auch vorhanden war, so hat es doch ungeheurer Opfer bedurft, um ein Vorwärtsdrängen über die Grenzen zu bewerkstelligen. Und an diesen Opfern wird die Heimat erst ermessen, daß hier Ungeheures geleistet wurde. Nicht eine offene siegreiche Feldschlacht, die freilich mehr Eindruck macht, ist allein von ausschlaggebender Bedeutung; ein unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen geführter, langwieriger, von Erfolg gekrönter Gebirgskrieg verdient gleiche Würdigung, gleiches Lob. Ehre unseren tapferen schwäbischen Landwehrmännern in den Vogesen! Und wie haben sie sich geschlagen! Es war oft nicht ein Kampf Mann gegen Mann — bei Artilleriekampf ist das ja überhaupt seltener der Fall — es war ein Ringen mit listigen Bestien. Im Walde saßen die Feinde auf Bäumen hoch droben und knallten auf die nichtsahnenden Ankömmlinge todbringende Salven herunter. Wie oft kam es vor, daß jene beim Unterliegen weiße und gelbe Tücher schwenkten, als Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, und dann, sobald unsere Leute das Feuer einstellten und sorglos zur Gefangennahme sich näherten, von neuem ein mörderisches Schnellfeuer eröffneten. Man wird sich denken können, daß solche völker- und menschenrechtswidrige Kampfesweise, wie das häufig vorgekommene Schießen von Verwundeten auf Krankenträger und anderes, unsere Leute Mann für Mann in erbitterte Kampfeslöwen gewandelt hat, denen zwar Unmenschlichkeiten nicht geläufig sind, deren Stoßkraft aber ein ohne Begeisterung kämpfender Feind nicht abzuwehren vermag. Mit den Unseren Seite an Seite schlug sich tapfer ganz Süddeutschland. Wenn man bedenkt, daß hier von älteren Leuten Aufgaben hatten gelöst werden müssen, für die sie von vornherein als ältere Reservisten und Landwehrleute nicht bestimmt und denen sie aus Mangel an Übung anfänglich wohl auch nicht gewachsen waren, so wird man über die gewaltigen Taten staunen, die auf diesem Kampfesfeld geleistet worden sind. Wahrhaftig: furchtlos und treu hat jeder Schwabe sich geschlagen und mitgeholfen, das Land vom Feinde zu reinigen und der Welt die deutsche Art zu beweisen! Die Heimat kann stolz sein auf ihre ruhmreichen Söhne.

„Wo solche Streiter ringen,
Sie werden
Lebend oder tot
Der Heimat Segen bringen."


Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.
Schülerinnen der höheren Mädchenschule des Direktors Richter in Berlin beim Stricken von Strümpfen für die im Felde stehenden Soldaten.

Prinz Friedrich Karl von Hessen und die „81er".

(Hierzu das Bild Seite 65.)

Wie immer, so ist es auch in diesen blutigen Tagen den deutschen Fürsten heilige Pflicht gewesen, mit den Truppen in den Kampf zu ziehen und ihr Leben einzusetzen. Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe-Detmold, der Oheim des regierenden Fürsten, fiel beim Sturm auf Lüttich, ihm folgte Prinz Ernst zur Lippe in den Tod, Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, ein jüngerer Bruder des Herzogs Bernhard, wurde bei Namur von einer Granate tödlich getroffen, und dessen Sohn, Prinz Ernst, Bruder der Großherzogin von Sachsen-Weimar, fiel ebenfalls.

Ihnen reiht sich würdig an Prinz Friedrich Karl von Hessen, ein Vetter des Großherzogs Ernst Ludwig. An der Spitze des Infanterieregiments Nr. 81, dessen Kommandeur er ist, hat er sich besonders in dem Gefecht bei Libramont in Belgien, wo ein deutsches Armeekorps drei französischen gegenüberstand, hervorgetan.

Über den Verlauf des Treffens berichten zwei verwundete Musketiere von den 81ern: „Samstag den 22. August hatten wir unser erstes Gefecht. Gegen vier Uhr nachmittags bekamen wir den Befehl, zur Unterstützung anderer Truppen den von den Franzosen besetzten Ort Mersaille, 10 Kilometer südwestlich von Libramont, anzugreifen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es durch den Wald. Da begegneten uns schon Verwundete von zwei anderen Infanterieregimentern. Bald waren wir vorn und wurden vom Feind mit Granaten und Schrapnells beschossen. Rechts und links lichteten sich unsere Reihen, aber es ging rastlos vorwärts. Als wir den Wald verlassen hatten, sahen wir in einer Entfernung von etwa 150 Metern eine Anhöhe, die von feindlicher Infanterie und Artillerie besetzt war. An Deckung war nicht viel vorhanden. Wir standen mitten im Hafer und schossen auf den Feind, dann ging es im Laufschritt zum Sturm auf die Anhöhe und Mersaille. Dabei ergriff unser Oberst, Prinz Friedrich Karl von Hessen, eine Fahne und trug sie uns voran. Daß nicht alle fielen, liegt an dem schlechten Schießen der Franzosen, die wohl heftig drauflos knallen, aber nicht dabei zielen. Bald war die Stellung in unserem Besitz und der Feind in voller Flucht. Wir verfolgten ihn 10 Kilometer weit. In einem Schützengraben fanden wir etwa ein Dutzend Franzosen, die keinen Laut von sich gaben und Tote markierten. Wir merkten aber bald die List und machten sie zu Gefangenen. Der Feind erlitt starke Verluste, aber auch wir hatten viele Leichtverwundete."

Dieser Bericht sei durch einen Feldpostbrief ergänzt, den der Großherzog Ernst Ludwig an seine Gemahlin gerichtet hat. Der darin erwähnte Friedrich ist der Prinz Friedrich Karl von Hessen. „Die Hauptsache ist," heißt es in dem Schreiben, „daß wir den Sieg haben. Bei uns fing die Schlacht in dichtem Waldgestrüpp an. Es war ein

furchtbarer Kampf. Ich erinnere mich auch, daß mein Vater sagte, das schlimmste sei ein Waldgefecht, wobei keiner den anderen sieht. Die folgende Nacht schliefen wir alle in einem Haus auf Stroh, hoffend auf den nächsten Tag. Dieser brachte uns eine siegreiche Verfolgung. Gestern stand uns der Feind mit neuen Kräften gegenüber. Unsere Leute mußten nach der am vorherigen Tage geschlagenen Schlacht Tag und Nacht laufen, um zur Stelle zu kommen. Unsere Regimenter haben sich so großartig geschlagen, daß alles davon sprach. Friedrich ist ein Held, seine Leute begeisternd immer voran. Man erlebt zuviel. Der Tod wird Nebensache. Man sitzt zwischen Toten, Verwundeten und Pferden. Es ist alles, als ob es so sein müßte."

Sanitätshunde.

Von Rittmeister v. Stephanitz.

(Hierzu das Bild Seite 79.)

Aus früheren Feldzügen ist bekannt, daß Verwundete, die nicht selbst die Truppenverbandplätze aufsuchen oder dorthin verbracht werden können, oft mit Aufbieten ihrer letzten Kräfte nach Deckungen im Gelände streben, um sich dort gegen weitere Verwundungen und die Gefahr, überritten oder überfahren zu werden, zu sichern. Eine weitere Anzahl Schwerverwundeter werden an dem Fleck liegen bleiben, an dem der Schuß sie traf. Das werden sehr oft Stellen sein, die wenig Übersicht bieten; namentlich bei einsetzender Dunkelheit, erst recht bei Nacht. Denn wenn auch die Verwundeten während des Kampfes nach Möglichkeit vom Sanitätspersonal der Truppe versorgt worden sind, so wird das Zurücktragen aus dem von Geschossen bestrichenen Raum nach den Verbandplätzen zumeist doch erst nach dem Aufhören des feindlichen Feuers möglich werden; ebenso die geordnete Nachsuche des Kampffeldes.

In der Mehrzahl der Fälle wird mit dieser Nachsuche durch die Mannschaften der Sanitätskompanien aber erst gegen Abend oder schon bei völliger Dunkelheit begonnen werden können. Das namentlich nach größeren Kämpfen, die ohnehin, durch Ausdehnung des Schlachtfeldes nach Breite und Tiefe und durch die Zahl der Opfer, in bezug auf das Auffinden der Verwundeten schon besondere Schwierigkeiten bieten. Und doch sollen alle Verwundeten gefunden und möglichst bald ärztlicher Behandlung zugeführt werden!

Wenn auch die Sanitätsmannschaften und ihre Helfer ihr Letztes aufbieten werden, um dieser Aufgabe nachzukommen, wenn auch technische Hilfsmittel in höchster Vollendung bereitgehalten werden, um die Suche für das Auge der Mannschaften zu erleichtern, so wird jedes Gelände Stellen bieten, in denen Verwundete übersehen werden können und leider auch übersehen worden sind; das beweisen die Zahlenangaben über „Vermißte" in den Verlustberichten. In den eingangs erwähnten „Verwundetennestern" wird ja wohl immer einer oder der andere so weit bei Bewußtsein sein, um sich den nachsuchenden Mannschaften durch die Stimme bemerkbar machen zu können. Einzeln liegende Schwerverwundete aber, die nicht mehr rufen können, die von Ohnmacht umfangen sind — die müssen gefunden werden. Auch wenn sie in höher bestandenem Felde liegen, in Gräben und hinter Hecken oder Buschwerk, an Stellen, wo das Licht des Scheinwerfers nicht hindringt oder dunkle Schatten wirft; und erst recht im durchwachsenen Waldgelände.

Die Gefahr, daß Schwerverwundete an solchen Stellen übersehen werden und dann einsam ein qualvolles Ende finden, ist zu groß, um nicht nach weiteren Mitteln zu suchen, die möglichst vollen Erfolg, das heißt, das Auffinden aller Verwundeten zu verbürgen scheinen. Wir sahen, daß das Finden seine Grenzen hat in der Beschränktheit menschlichen Wahrnehmungsvermögens, an erster Stelle des Auges, unter Umständen auch des Ohres. Zu berücksichtigen wird ferner sein, daß die vorangegangenen Anstrengungen und die Aufregungen des Kampfes auf die Nerven der nachsuchenden Mannschaften auch nicht ohne Einwirkung geblieben sein werden.

Nun haben wir einen scharfsinnigen, willigen Gehilfen, dessen Eigenschaften und feine Sinne sich zunutze zu machen der Mensch schon seit Jahrtausenden verstanden hat: den Hund. Die Betätigung des Hundes im Dienste der Nächstenliebe ist nichts Neues; ich erinnere nur an die allgemein bekannte der Hunde des Sankt-Bernhard-Hospizes. Aber auch die im Polizeidienste verwendeten Diensthunde haben oft genug Gelegenheit, auf nächtlichen Dienstgängen an abgelegenen Stellen, außerhalb der Wege, hilflose Kranke oder Betrunkene aufzustöbern. Oder sie werden zur Nachsuche auf die Spur verlaufener Kinder oder in Wald und Feld umherirrender Geistesgestörter gesetzt.

Für die Verwundetennachsuche ist die Verwendung von Hunden, Sanitätshunden, aber ganz besonders bedeutsam. Seine Hauptsinne, Nase und Ohr, ergänzen und vervollständigen die der nachsuchenden Mannschaften; die stöbernde Suche liegt einzelnen Rassen im Blut, kann anderen durch sachgemäße Abrichtung beigebracht werden. Sein Gebäude befähigt ihn, flüchtiger vorzugehen als die suchenden Mannschaften, und das besonders an Stellen (Dickicht), wo jene kaum vorankommen. Dabei hört sein feines Ohr die Atemzüge des am Boden liegenden Verwundeten; ein Windhauch trägt ihm die Witterung eines in einem Schlupfwinkel Verborgenen zu.

Die Vorteile, die sich aus der Verwendung von Sanitätshunden ergeben würden, sind natürlich längst erkannt worden. In Deutschland wurde zu ihrer Verwendung schon 1893 ein eigener Verein gegründet, der „Deutsche Verein für Sanitätshunde"; in Belgien, Dänemark, Frankreich, England und Italien, in den Niederlanden und in Schweden entstanden nach deutschem Vorbild ähnliche Vereine, zum Teil wurde dort auch das Sanitätshundewesen Gegenstand amtlicher Tätigkeit. Alle diese Bestrebungen kamen aber mehr oder weniger über den guten Willen und einige schwache Anfänge nicht hinaus, weil der Sanitätshund für den Kriegsfall zwar ein unbedingtes Erfordernis ist, im Frieden aber zwecklos. Mit anderen Worten: er läßt sich — ohne einen unverhältnismäßigen Aufwand an Arbeit und Haltungskosten — nicht in solcher Zahl bereithalten, wie das für eine erfolgreiche Verwendung im Felde Vorbedingung wäre. Denn die von einzelnen der vorerwähnten Vereine gehaltenen Hunde kommen im Mobilmachungsfall dem Tropfen auf dem heißen Stein gleich. Dabei erschöpften selbst diese wenigen Hunde die Kräfte der Vereine vollkommen, denn ein Hund, der nicht dauernd gearbeitet wird, verbummelt binnen kurzem. Daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, kommt nirgends deutlicher als bei der Hundehaltung zum Ausdruck.

Nun hat der „Verein für deutsche Schäferhunde (SV.)", Sitz München, der mitgliederstärkste und die am meisten verbreitete Rasse vertretende Liebhaberzuchtverein Deutschlands, der vor dreizehn Jahren auch die ersten Anregungen zum Einstellen von Polizeidiensthunden gab, seit Erstarken dieser Diensthundbewegung, das heißt seit rund zehn Jahren, dauernd darauf hingewiesen, daß mit dem Einstellen von Polizeidiensthunden auch die Frage nach dem Bereitsein eines ausreichenden Stammes von im Kriegsfall zum Sanitätsdiensthund geeigneten Hunden gelöst sei. In Betracht kommen zunächst die Diensthunde der Gendarmen, der Beamten des Grenzzolldienstes und des Feld- und Forstschutzdienstes, also Hunde, die an Wind und Wetter, an längere Märsche und an dienstliche Tätigkeit im Gelände (stöbernde Suche) gewöhnt sind. Außer diesen noch die zahlreichen, als Diensthunde abgeführten Hunde im Besitz von Liebhabermitgliedern der Zuchtvereine für Diensthundrassen. Nachdem man Versuche im Sinne dieser Ausführungen angestellt hatte, hat auch der oben schon erwähnte „Deutsche Verein für Sanitätshunde", dessen Schirmherrschaft der Großherzog von Oldenburg übernahm, beschlossen, im gleichen Sinne zu wirken und seine Kräfte für das Bereithalten von Sanitätshunden auf diesem Wege, ferner auch für die Ausbildung von Kriegsführern für diese Hunde einzusetzen. Die letzten Entscheidungen in dieser Frage wird nunmehr die zuständige Behörde treffen.

Wer für die Sanitätshundsache tätig sein will, sei es durch freiwillige Mitarbeit, sei es durch Geldspenden zur Förderung der Ausbildung von Hunden und Führern, wende sich an einen der nachbenannten Vereine: Verein für deutsche Schäferhunde (SV.); Hauptgeschäftsstelle Greiz, Reuß, Mittelstraße 6 (Werbeschriften, Ausbildungs- und Prüfungsvorschriften für Sanitätshunde zur Verfügung). — Deutscher Verein für Sanitätshunde; Geschäftsstelle Oldenburg i. Gr.

Daß zum Sanitätshunddienst nicht jeder Hund und alle Rassen brauchbar sind, ist selbstverständlich. Geeignet



Von den Kämpfen der österreichischen Gebirgsbrigaden auf dem montenegrinischen Kriegschauplatz.

Nach einer Skizze von A. Reichl, gezeichnet von A. Roloff.

sind nur harte und hartgewöhnte Hunde von ausdauerndem, leistungsfähigem Gebäude und wetterfester Behaarung. Das beschränkt die Auswahl schon auf die sogenannten Gebrauchshundrassen, unter denen wieder die Jagdhunde wegen ihrer einseitigen Veranlagung auszuscheiden sind. Es bleiben somit die Angehörigen der vier Rassen, die im Polizeidienst verwendet werden: deutsche Schäferhunde, Dobermannpinscher, Airedaleterrier und Rottweiler, von denen die ersterwähnten in weit überwiegender Zahl vorhanden sind.

Die Verwendung der Sanitätshunde ist so gedacht, daß sie den in breiter geöffneter Linie zum Suchen vorgehenden Mannschaften beigegeben werden, und zwar je nach dem Gelände an bestimmten, für ihre Nachsuche besonders in Betracht kommenden Stellen gesammelt angesetzt oder in gleichmäßigen Abständen verteilt. Je nach dem Gelände werden die Hunde dann in Seitwärts-Vorwärts-Suche auf Strecken von 50 bis 250 Meter das Gelände abspüren und das Auffinden eines Verwundeten ihrem Führer anzeigen. Das geschieht entweder durch „verwundet verbellen“, das heißt: der Hund bleibt bei dem gefundenen Verwundeten und gibt dort dauernd Laut, bis sein Führer herangekommen und der Verwundete von den nachfolgenden Krankenträgern übernommen ist; oder aber durch „verwundet verweisen“, das heißt: der Hund kehrt, nachdem er einen Verwundeten gefunden hat, in schnellster Gangart auf seiner Spur zum langsam nachfolgenden Führer zurück und führt diesen und die Krankenträger an der Leine zum Verwundeten hin. Das Verbellen schiene ja am schnellsten zum Ziele zu führen; aber nicht jeder Hund verbellt. Bei der Verwendung einer größeren Zahl von Sanitätshunden — und das ist ja die Vorbedingung zum Erfolge — würde das gleichzeitige Lautgeben mehrerer Hunde auch störend und verwirrend wirken. Beim Verweisen war vorgesehen, daß der zurückkehrende Hund ein Ausrüstungsstück des Gefundenen überbringen sollte, als Zeichen, daß er gefunden habe. Wie vorauszusehen, hat dieser Vorschlag sich bei praktischen Versuchen als bedenklich und wenig geeignet erwiesen. Der Hund hat andere Ausdrucksmittel, um seinem Führer anzuzeigen, daß er gefunden hat.

Selbstverständlich müssen die Hunde bei der Suche vollständig blank sein; jedes Ausrüstungsstück, selbst ein Halsband, würde sie, die sich durchs dichteste Gestrüpp winden sollen, nur der Gefahr aussetzen, sich dort festzuhängen. Die Vorschläge, die Sanitätshunde mit Genfer Kreuz, Labeflasche, Verbandpäckchen, Notizbuch, Glöckchen oder gar Laternen auszustatten, wie es unser Bild zeigt, sind für den Gebrauch wertlos, wenn nicht gefährlich. Der Sanitätshund soll nichts tun als finden, finden, so schnell wie möglich finden, damit der Gefundene bald menschlicher Hilfe und Pflege teilhaftig wird! Aus der „Umschau“. Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Frankfurt a. M.

Deutsche Flieger über Paris.

(Hierzu das Bild Seite 81.)

Die Taten unserer Luftkreuzer über Lüttich und Antwerpen haben dafür gesorgt, daß in den Städten Frankreichs wie Englands eine unbeschreibliche Angst vor den „Zeppelinen“ herrscht. Die französische Regierung aber hatte ihre fortgesetzten Niederlagen mit so schönen Worten verschleiert, daß die Bevölkerung von Paris den gefürchteten Feind noch an der belgischen Grenze glaubte, als die blutigen Schlachten von St. Quentin schon geschlagen waren und die Unseren mit aller Wucht gegen Paris vorrückten. In der Tat hielten denn auch die Pariser unseren ersten Flieger, der über ihrer „Lichtstadt“ auftauchte, für einen der Ihren, bis er die erste Bombe warf, die nach Zeitungsberichten auf eine Druckerei fiel; eine zweite platzte vor einer Bäckerei, eine dritte in der Rue Recolette. Die Leute glaubten anfangs, es liege eine Gasexplosion vor, und strömten von allen Seiten zusammen; alsbald aber eilten Feuerwehr und Polizei herbei und sperrten den Platz ab, wohl in der Hoffnung, das Ereignis der großen Menge noch verhehlen zu können. Inzwischen hatte aber der Flieger an anderer Stelle einige Sandsäcke fallen lassen, mit zweieinhalb Meter langen Bannern in den deutschen Farben und mit der Aufschrift: „Das deutsche Heer steht vor den Toren von Paris; es bleibt euch nichts übrig, als euch zu ergeben.“

Nun war die böse Kunde nicht mehr aufzuhalten; sie grub sich tief in alle Gemüter ein, und mit dumpfem Schrecken harrte man auf das Erscheinen weiterer deutscher Flieger. Die ließen nicht lange auf sich warten und warfen wiederum mehrere Bomben, die zum Teil nicht unerheblichen Schaden stifteten, so beim Bahnhof St. Lazare, beim Nordbahnhof und bei der elektrischen Zentrale. Die gegen sie abgegebenen zahlreichen Schüsse verfehlten ihren Zweck. Daraufhin befahl der Kriegsminister, daß sich auf den Flugplätzen Buc und Villacoublay ein Geschwader gepanzerter, mit Mitrailleusen ausgerüsteter Aeroplane bereit zu halten habe, um auf die deutschen Flieger Jagd zu machen; von einem Erfolg hat man indes bis jetzt nichts gehört. Die französische Zivilbehörde ließ — angeblich um ihre Unerschrockenheit zu beweisen — ein Protokoll darüber aufnehmen, daß ein fremder Flieger „Unflätigkeiten“ über Paris ausgeworfen habe, und wies jedermann strengstens darauf hin, daß das Überfliegen der französischen Hauptstadt verboten sei.

Der erste kühne Flieger, der den Parisern solchen Schrecken einjagte, ist der durch seine Flüge von früher her wohlbekannte Leutnant von Hiddessen vom Leibdragonerregiment Nr. 24. Im Jahre 1908 trat er ins Heer ein und wandte sich schon frühzeitig der Fliegerei zu, in Habsheim unter August Euler, zu dessen besten Schülern er alsbald zählte. Bei Euler wurde auch Prinz Heinrich, als er dort das Fliegen lernte, auf ihn aufmerksam. Beim Manöver 1911 leistete von Hiddessen zum erstenmal Dienste als Aufklärer im Flugzeug, und zwar mit so glänzendem Erfolg, daß man nunmehr zum nachdrücklichen Ausbau des militärischen Flugwesens schritt. Am bekanntesten wurde von Hiddessen dann im folgenden Jahre, als er mit seinem Flugzeug „Gelber Hund“ einen Flugpostdienst zwischen Frankfurt a. M. und Darmstadt einrichtete und dabei gegen zwanzigtausend Postkarten beförderte. 1913 gewann er beim Prinz-Heinrich-Flug den ersten Zuverlässigkeitspreis. Heute ist er einer unserer schneidigsten und wagemutigsten Flieger. Auf der Unterseite tragen unsere Flugzeuge als Erkennungszeichen ein großes, schwarzes Kreuz, etwa von der Form des Eisernen Kreuzes. Auch sie gehen also nach guter deutscher Art mit offenem Visier in den Kampf.

Den Eindruck, den das Erscheinen des ersten deutschen Fliegers auf die Pariser Bevölkerung machte, schildert anschaulich ein Bericht von P. Croci an die Mailänder Zeitung „Corriere della Sera“ vom 2. September: „Es war ein theatralisches Schauspiel, das eine halbe Stunde lang in der Bevölkerung das lebhafteste Interesse erweckte. Ich war in meinem Bureau, als ich um sechseinviertel Uhr plötzlich ein lebhaftes Gewehrfeuer hörte. Ich trat hinaus auf den Balkon und sah, wie alle sich aus den Fenstern herausbeugten oder von der Straße heraufsahen. Der Himmel war von wunderbarer Klarheit. In der Höhe schwebte wie ein Falke, von Norden kommend, ein deutsches Flugzeug, eine ‚Taube‘. Die Maschine trägt zwar den Namen einer Taube, aber in Wirklichkeit bietet sie mit den gekrümmten Flügeln und dem fächerförmigen Schwanz von fern eine höchst seltsame Ähnlichkeit mit einem Riesenfalken. Langsam kreist die Maschine über der Stadt, die die Wiege der Flugkunst war, langsam, als wollte sie Paris herausfordern. Mit einem Fernglas kann man leicht alle Bewegungen der Flügel und des Schwanzes unterscheiden. Vom äußersten Ende eines Flügels hängt eine Flagge herab. In dem Augenblick, in dem die „Taube“ über den mit Neugierigen gefüllten Opernplatz fährt, ist sie vielleicht 1000 Meter hoch. Sie wendet sich gegen die Seine, aber plötzlich, als ob sie eine Gefahr bemerkt hätte, ändert sie den Kurs, um sich nach Nordwesten zu wenden und auf 2000 Meter zu steigen. So kommt sie über das Börsenviertel und gegen den Nordbahnhof, die Linie der Boulevards überschneidend. Jetzt sehen wir sie senkrecht über unseren Köpfen. Inzwischen prasselt von allen Seiten das Gewehrfeuer; alle Schildwachen auf den Dächern geben Feuer, und man glaubt auch das bezeichnende Knattern der Maschinengewehre zu unterscheiden. Selbst von der Straße her feuert man. Zwei englische Soldaten, die ruhig einherschlendern, fassen das Gewehr und schießen gegen das feindliche Flugzeug. Die Menge klatscht ihnen Beifall, als ob sie ins Schwarze getroffen hätten, und sie

lächeln selig. Es sind gewiß Hunderte von Schüssen, die in die Luft abgefeuert werden. Die Leute auf der Straße stehen in Gruppen beisammen, unter denen eine Bombe ein Blutbad hervorrufen könnte; sie bleiben eine halbe Stunde, die Nase in die Luft gereckt, stehen und warten auf die Ankunft eines französischen Flugzeugs, das den Feind verfolgen soll."

Die Kämpfe auf dem montenegrinischen Kriegsschauplatz.

(Hierzu das Bild Seite 77.)

Wer nicht Gelegenheit hatte, im Augustsonnenbrande das südliche, unter dem gleichen Breitegrad wie Montenegro liegende Dalmatien zu bereisen und von einem Küstenpunkte einen Ausflug in das Steinmeer des Karstgebietes zu machen, ist unfähig, zu beurteilen, welche Strapazen zurzeit die dort kämpfenden Truppen durchzumachen haben. Der Besuch der Bocche di Cattaro ist ja längst schon in die Touristenreisepläne der Levantebesucher eingereiht. Aber der Reiseplan erstreckt sich gewöhnlich nur auf den Besuch von Ragusa und Cattaro. Um einen richtigen Einblick in die Bodenbeschaffenheit zu bekommen, mag man, ehe man Cattaro erreicht, beispielsweise in Risano anlegen und von dort einen Aufstieg nach Ledinice, Kneząlac oder Dragalji wagen; man wird dann eine ungefähre Vorstellung von dem gewinnen, was ein Soldat dort im Felde zu leisten hat. Wohin das Auge blickt, nichts als Felsenzinnen, Pfeiler und Zacken, durch die nur schmale, nach unseren Begriffen kaum gangbare, an jäh abfallenden Abgründen sich hinziehende Saumpfade führen. Ein Meer von Stein, ein Wirrsal von messerscharf ausgewaschenen Felsen, selten am Wege ein Rosmarinstrauch, oft stundenweit kein Grashalm. Der gebildete österreichische Offizier oder Beamte, den die Pflicht hierher verschlägt, ist in den ersten Tagen gewöhnlich wie trunken von dem seltsam malerischen, großartigen Landschaftsbilde; aber nur zu bald tritt eine tiefe Verstimmung, dann Verzweiflung und schließlich dumpfe Ergebung ein.



Unsere Kriegs-Sanitätshunde.

Und in diesem öden Lande, an den Schroffen und Schründen der schauerlich-schönen montenegrinischen Gebirgsmauer kämpft jetzt ein wenn auch kleiner Teil der österreichisch-ungarischen Truppen. Ein geschlossener Aufmarsch ist hier fast niemals möglich. Einer hinter dem anderen kriechen die Mannschaften der Gebirgsbrigaden auf schmalen Bändern die Felsenwände entlang. Wird aber doch einmal eine Front gebildet, welche mühseligen Anstrengungen und welche Gefährdung durch feindlichen Kugelregen, beim Aufschließen! Die Unwegsamkeit dieser wildzerklüfteten Bergwelt bringt es auch mit sich, daß nur der Esel oder vielleicht das Maultier zur Beförderung der zerlegbaren Gebirgsgeschütze verwendet werden kann. Oft vermag auch das keuchende Tier nicht mehr vorwärts zu kommen, und dann müssen die Artilleristen, die selber oft schon erschöpft genug sind, mit Stricken und Ketten nachhelfen. Es herrscht da unten eine durch die Örtlichkeit gebotene Kriegführung, die von den Offizieren und Mannschaften die größten, oft unmöglich erscheinenden Anspannungen erfordert.

Gleichwohl haben die österreichischen Gebirgsbrigaden gegen einen wagemutigen und heldenhaft kämpfenden Feind schon manchen ausgiebigen Erfolg zu verzeichnen, wenn auch nach den Entschließungen des Armeeoberkommandos die große Abrechnung mit Serbien und Montenegro bis zur Niederringung Rußlands aufgeschoben worden ist. So hat die im Grenzraume von Autovac, also auf herzegowinischem Boden stehende dritte Gebirgsbrigade einen schneidigen Einbruch auf montenegrinisches Gebiet unternommen. „Plötzlich wurden wir," so erzählt ein österreichischer Offizier, „von den vor uns liegenden Anhöhen von montenegrinischen Freischärlern beschossen; auch aus Schluchten und Höhlen krachte es unaufhörlich. Ein regelrechter Kampf war undenkbar. Wir durchstöberten Schritt für Schritt das unwegsame Gelände und töteten oder fingen Hunderte der Angreifer. Auf dem Gozarasattel hatten uns die Montenegriner mit zwei Gebirgsgeschützen beschossen. Wie gereizte Löwen stürzten die ungarischen Mannschaften die Anhöhe hinan, während unsere Artillerie Volltreffer sandte. Wie aus einem tätigen Vulkan flogen Erde, Felsstücke, Baumstämme und gegnerische Kanonenlafetten in die Luft. Hunderte von Montenegrinern waren gefallen." Nach kurzer Zeit der Ruhe unternahm diese tapfere, unter dem Kommando des Generalmajors v. Pongracz stehende kleine Schar am 30. August einen neuen Vorstoß gegen die vor dem befestigten Bileca stehenden, an Zahl weit überlegenen regulären montenegrinischen Streitkräfte. In heldenmütig geführten, mehrtägigen Kämpfen gelang es schließlich, den vollständigen Zusammenbruch der Angreifer herbeizuführen, ihnen ein schweres Geschütz und zwei Gebirgskanonen abzunehmen und die schwer bedrängt gewesene Feste Bileca völlig zu befreien. Die Montenegriner hatten zwar alsbald Ersatz herangezogen, so daß sich am 10. September die Kämpfe auf der Linie Korito—Kobula—Plevа erneuerten, doch wurden die Montenegriner wiederum zurückgeworfen. Die ungarische Brigade stürmte den Berg Svagradina und setzte sich etwa 15 Kilometer weiter auf montenegrinischem Boden fest. Auch in der Bocche di Cattaro ist es mehrfach schon zu gegenseitigen Beschießungen gekommen, wobei die Montenegriner durch das Feuer der schweren Schiffsgeschütze unter empfindlichen Verlusten gezwungen wurden, den Kampf aufzugeben.

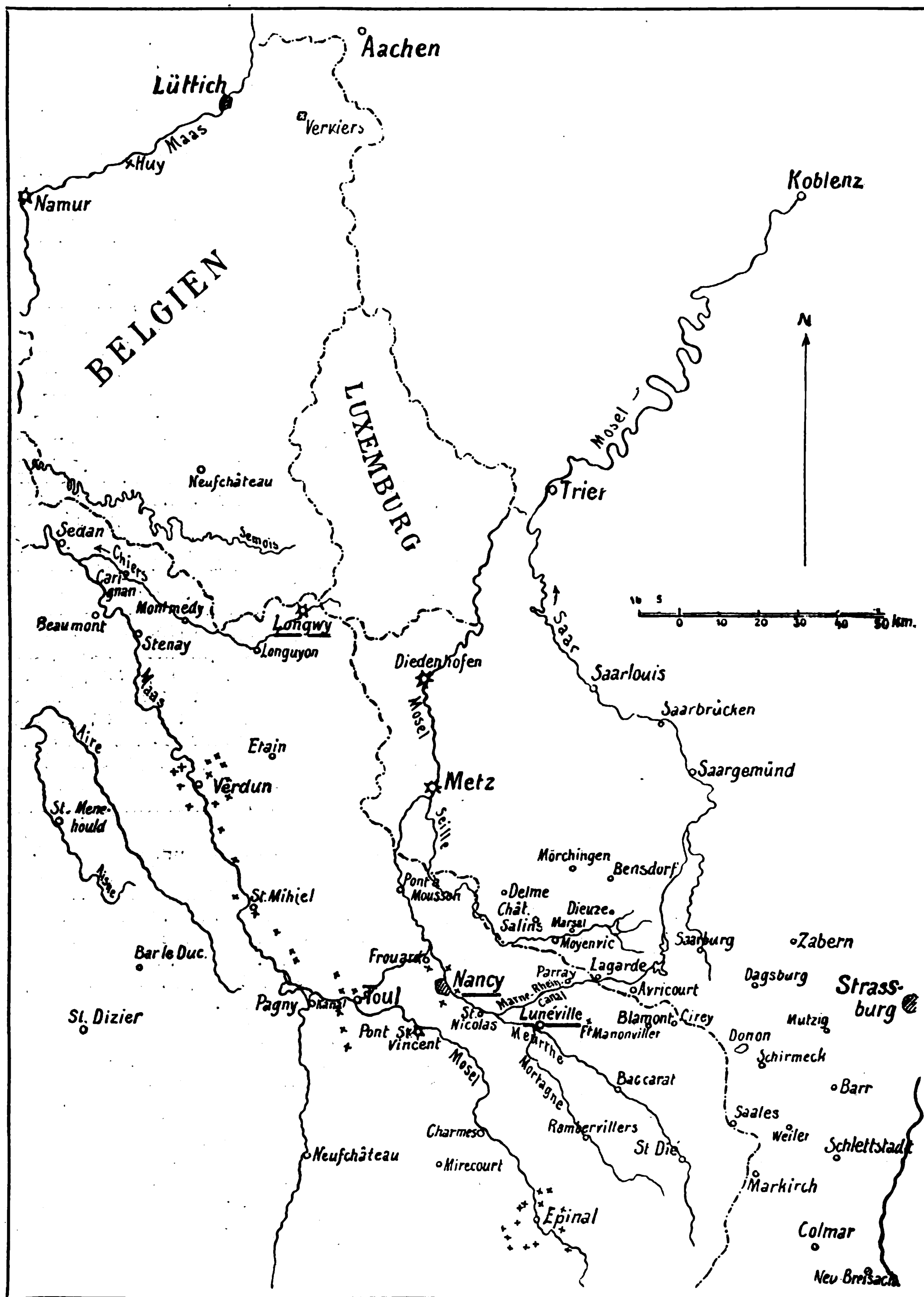
Nach Berichten aus Serajewo hat der russische General Popapow, der langjährige Militärbevollmächtigte Rußlands in Montenegro, die Oberleitung des montenegrinischen Heeres übernommen. Es stehen ihm eine Anzahl russischer Generalstabsoffiziere zur Seite. Auch in den Reihen der kämpfenden montenegrinischen Truppen haben russische und serbische Offiziere die Führung.

Ostpreußische Flüchtlinge.

(Hierzu die Bilder Seite 68 und 69.)

Die Greuel und Grausamkeiten der Russen bei ihrem Eindringen in die Grenzgebiete Ostpreußens haben die Befürchtungen, die das Kommando des I. Armeekorps veranlaßten, die Bevölkerung rechtzeitig zur Räumung der bedrohten Gebiete aufzufordern, als leider nur zu gerechtfertigt erwiesen. Es mag manchen schweren Seufzer und manche heiße Zähre gekostet haben, von der ererbten väterlichen Scholle plötzlich Abschied nehmen zu müssen und schnell noch das Erraffbare an sich zu reißen, um sich Hals über Kopf in Sicherheit zu bringen; oft wurde auch nur das

nackte Leben gerettet. In langen Leiterwagenzügen fuhren sie auf den Landstraßen daher, die beklagenswerten Flüchtlinge, um irgendwo noch einen Eisenbahnzug zu erreichen, oder wenn das nicht mehr möglich schien, abseits im dichten Wald ein schützendes Versteck zu suchen. Durch diese rechtzeitige Flucht wurde viel Unheil verhütet, unzählige Menschenleben gerettet, und doch ist das Sündenregister noch groß, das der Mordbrennerbande auf ewige Zeiten ins Schuldbuch geschrieben werden muß. Hier einige Beispiele. Die Pfarrer in Kukowen, Kreis Marggrabowa, und in Szittkehmen, Kreis Goldap, hatten sich geweigert, den Russen Angaben über unsere Stellungen zu machen. Sie wurden zur Strafe für das, was jedem ritterlich gesinnten Menschen Achtung abnötigt, in den Mund geschossen. Der eine blieb tot auf dem Platze, der andere wurde hoffnungslos ins Krankenhaus verbracht. Daß selbst russische Offiziere das weidende Vieh der Dorfbewohner in die Ställe treiben und diese dann anzünden ließen, wurde auf Grund glaubwürdiger Zeugen mehrfach berichtet. In einem Dorfe bei Pillkallen aber wurden sogar Frauen und Kinder in ein Gehöft getrieben, die Tore geschlossen und das Gebäude angezündet. Erst als die Eingeschlossenen in die höchste Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet und die Ärmsten herausgelassen. Auf dem Gutshofe Szittkehmen wurde der alte Besitzer erschlagen und die Witwe genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie durch eine Gasse von Bajonetten Spießruten laufen, wobei sie schwer verletzt wurde. Im Dorfe Radzen haben die Unmenschen alle Gebäude angezündet, so daß das ganze Dorf in Flammen aufging. So ließen sich an amtlich bestätigten unmenschlichen Barbareien hier noch viele Fälle aufzählen, Schandtaten, die russischerseits alle damit begründet wurden, daß aus den Häusern auf russische Truppen geschossen worden sei, eine Behauptung, die erwiesenermaßen völlig aus der Luft gegriffen ist. Es liegen vielmehr Zeugnisse dafür vor, daß die Russen bei diesen Mordbrennereien ganz systematisch vorgegangen sind. Den Truppen zogen mit Zündstoff ausgerüstete Brandkommandos voran, die mit Petroleum getränkte Schwämme in die Häuser legten und entzündeten. Einzelne Truppenführer beschränkten sich auf das Abbrennen der Ställe und Scheunen, während sie die Wohnhäuser stehen ließen. Nach einer Mitteilung, die dem „Berliner Lokalanzeiger" zuging, hatte eine 550 Köpfe zählende Dorfbewohnerschaft beim Anrücken der Russen die Flucht ergriffen. Sie wandte sich nach Königsberg, um über Westpreußen nach Berlin zu reisen. In Kreuzburg erreichte die Flüchtigen ein Telegramm ihres Landrats, sie möchten zurückkehren, da die Gegend von den Russen geräumt sei. Ein Teil der Einwohnerschaft kehrte daraufhin um. Drei Tage nach der Rückkehr in den teilweise niedergebrannten und stark verwüsteten Ort machten sich wieder Anzeichen geltend, daß Russen sich näherten. Als die Einwohner sich neuerdings zur Flucht rüsteten, sprengte eine deutsche Patrouille durch das Dorf. Zwei Kürassiere saßen ab und schossen aus einer Deckung gegen ein herankommendes russisches Automobil, das daraufhin, verfolgt von den Kürassieren, kehrt machte. Nach kurzer Zeit wurde das Dorf von einer größeren Abteilung Russen besetzt. Der russische Offizier wie die Mannschaften behaupteten nun, von den Zivil-



Der Kriegsschauplatz im Südwesten.



Deutsche Flieger über Paris.

Nach einer Zeichnung von Ewald Thiel.

personen sei auf das russische Automobil geschossen worden. Trotz der Aufklärung, die der Amtsvorsteher über die deutsche Kürassierpatrouille gab, wurden alle Einwohner auf die Straße getrieben. Der Lehrer, ein Vater von sechs Kindern, der in die Kirche flüchten wollte, wurde durch sechs Kugeln niedergeknallt. Dann wurden die Ortsbewohner in zwei Hälften geteilt und nach den beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten sich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahre in Reih' und Glied aufstellen, während die Frauen und Kinder etwas abseits getrieben wurden. Nun erklärte der russische Offizier, der die deutsche Sprache gut beherrschte, daß alle aufgestellten männlichen Personen standrechtlich erschossen werden würden, weil Zivilpersonen auf das russische Auto geschossen hätten. „Der Jammer unserer Frauen und Kinder, die nach den Bestimmungen der Russen Augenzeugen des Erschießens sein sollten, war," so heißt es in dem Bericht des Amtsvorstehers weiter, „herzzerreißend. Noch einmal beteuerte ich dem die Exekution leitenden russischen Offizier auf Ehrenwort, daß nicht von Zivilpersonen, sondern von der deutschen Patrouille geschossen worden sei. Gleichzeitig wies ich dem Offizier ein Dankschreiben eines russischen Obersten vor, das letzterer mir seinerzeit für die gute Bewirtung übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrenwortes oder das Dankschreiben des Obersten den russischen Offizier milde und nachgiebig gestimmt hat, konnte ich nicht ermessen. Genug, er ließ sich von dem herzzerreißenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer Exekution der einen Hälfte gegenüber Abstand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unserer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine krachende Salve vom entgegengesetzten Ende des Ortes belehrte uns, daß ein Teil unserer Mitbewohner, etwa vierzig an der Zahl, unter dem mörderischen Gewaltakte eines brutalen Feindes das Leben ausgehaucht hatte."

Und diese schauderhaften Unmenschlichkeiten sind geschehen, obwohl nach den Angaben russischer Verwundeter in den Lazaretten zu Königsberg bei den bisherigen russischen Angriffen nur erlesene Truppen, namentlich Garderegimenter beteiligt waren. Daß diese Bestialitäten nicht weiter hinein in die deutschen Lande getragen werden konnten, ist einzig das Verdienst unserer wackeren Truppen im Osten und ihres kühnen und umsichtigen Führers, denen wir für die Niederwerfung des barbarischen Feindes den größten Dank schulden.



Ansicht von Antwerpen. Blick von der Kathedrale auf die Stadt.

Die Attacke bei Perwez.

(Hierzu das Bild Seite 83.)

Nach dem Sturm auf Lüttich lag die Notwendigkeit vor, den Weg nach Brüssel freizumachen, um dann von dort aus das weitere Vorgehen gegen Antwerpen und die anderen belgischen Hafenplätze einzuleiten. Kurz nach dem Fall der Festung Lüttich hatte die deutsche Regierung der belgischen mitteilen lassen, daß Deutschland, nachdem die belgische Armee ihre Waffenehre auf das glänzendste bewährt habe, zu jedem Abkommen bereit sei, das sich irgendwie mit dem Kampfe gegen Frankreich vereinigen lasse: Belgien solle geräumt werden, sobald die Kriegslage es gestatte. Doch König Albert wiederholte seine frühere Ablehnung.

Nun gab es natürlich nur noch ein „Vorwärts!" Zunächst setzte sich deutsche Kavallerie aus der Linie Lüttich—Namur in der Richtung auf Brüssel in Bewegung, und schon bei Perwez, auf einem etwas rauhen Hochflächengebiete, das geschichtliche Erinnerungen an die Eroberungszüge Ludwigs XIV. und an die Schlacht bei Waterloo in uns weckt, kam es zum Kampfe. Die 5. französische Kavalleriedivision stellte sich unserer Kavallerie in den Weg, und es kam zum Gefecht zwischen ihr und unseren opferfreudigen deutschen Reitern, die ihr Ziel fest im Auge behielten. Bald

„. . . dröhnte der Boden von Rossegestampfe,
Es leuchten die Fähnlein wie Flammen,
Hell ruft die Trompete die Reiter zum Kampfe,
Sie schließen sich dichter zusammen . . ."

und mit brausendem Ungestüm ging es auf die feindlichen Reitermassen.

Obwohl die Franzosen stark in der Überzahl waren und dem Ansturm der Unseren heftigen Widerstand entgegensetzten, vermochten sie unseren todesmutigen Lanzenreitern doch nicht standzuhalten. Sie warfen den Feind und schlugen ihn unter schweren Verlusten in die Flucht. Es muß indessen bei diesem Gefecht auf feindlicher Seite auch Artillerie



Attacke deutscher Ulanen gegen französische Dragoner bei Perwez.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Plan von Antwerpen und Umgebung.

tätig gewesen sein; denn nachträglich wurde auch die Eroberung zweier Geschütze und zweier Maschinengewehre gemeldet. Nun war der Gegner sowohl hier wie bei Tirlemont geworfen und damit der Weg nach Brüssel frei. Anderen Tages schon zogen deutsche Truppen in der belgischen Hauptstadt ein.

Die Festung Antwerpen.

(Hierzu das Bild Seite 82 und der Plan Seite 84.)

Die Reste der belgischen Armee hatten sich nach dem Fall von Lüttich und Namur und den Kämpfen im freien Felde westlich der Maas, soweit es ihnen möglich war, in die Festung Antwerpen geworfen, die allgemein als der Hauptwaffenplatz und die stärkste Festung Belgiens gilt. Ihre Besatzung gehört der 3. belgischen Armeedivision an: 5., 6., 7. Infanterieregiment mit je 1 Maschinengewehrkompanie, 3 Feldartillerieabteilungen zu je 2 Batterien, 6 Pionierbataillone. An Festungsartillerie stehen nach den neuesten Nachrichten in der Festung: 8 Bataillone, bestehend aus 30 aktiven, 20 Reserve-, 1 Depotbatterie; an Festungspionieren: 2 aktive, 4 Reservebataillone.

Nach v. Löbells Jahresberichten über das Heer- und Kriegswesen für 1913 wurden in den neuen Fortgürtel von Antwerpen 145 Geschützpanzertürme eingebaut. Hiervon lieferte Coquerill-Lüttich (die Werke sind seither von uns in Beschlag genommen) 63 Stück, nämlich 15 für je zwei 15-Zentimeter-Kanonen, 28 für je einen 12-Zentimeter-Mörser, 14 für je eine 7,5- und 6 für je eine 5,7-Zentimeter-Kanone, sämtlich für die erste Verteidigungslinie bestimmt. Die „Société des Ateliers de la Meuse" lieferte 82 Türme für je eine 7,5-Zentimeter-Kanone; davon sind aber nur 50 für die erste Verteidigungslinie bestimmt. Die 32 auf die zweite Linie entfallenden sind etwas leichter und erhalten nicht wie jene elektrischen Betrieb. Die 1909 bei Krupp bestellten und seit längerer Zeit fertiggestellten 28-Zentimeter-Küstenkanonen für die Verteidigung von Antwerpen konnten noch nicht aufgestellt werden, weil die zu ihrer Aufnahme bestimmten Werke noch nicht gebaut sind. Bekanntlich hat im Laufe dieses Jahres in der belgischen Abgeordnetenkammer wegen dieser Geschütze eine erregte Debatte stattgefunden.

Die in unserer Skizze (entnommen dem vorzüglichen „Handbuch für Heer und Flotte", herausgegeben von dem verstorbenen Generalleutnant v. Alten) über die Außenforts gemachten Angaben haben insofern nur bedingten Wert, als die Nachrichten über die Fertigstellung der Forts usw. nicht neuesten Datums sind und auch nicht sein können. Da in den letzten Wochen an ihrer Vollendung gearbeitet worden ist, entsprechen diese Angaben jedenfalls der Wahrscheinlichkeit. Unsere Heeresleitung, namentlich die mit der Beschießung von Antwerpen zu betrauenden Organe wissen ohne Zweifel genau Bescheid.

Um den ausgedehnten Schiffsverkehr Rechnung zu tragen, sind im Nordhafen Antwerpens erst in neuester Zeit außerordentliche Vergrößerungen durch neue Bassins erfolgt. Die Schelde ist an den Kais während der Ebbe 8 m, zur Zeit der Flut aber 12—13 m tief, so daß das Einlaufen auch größter Schiffe sehr erleichtert ist.

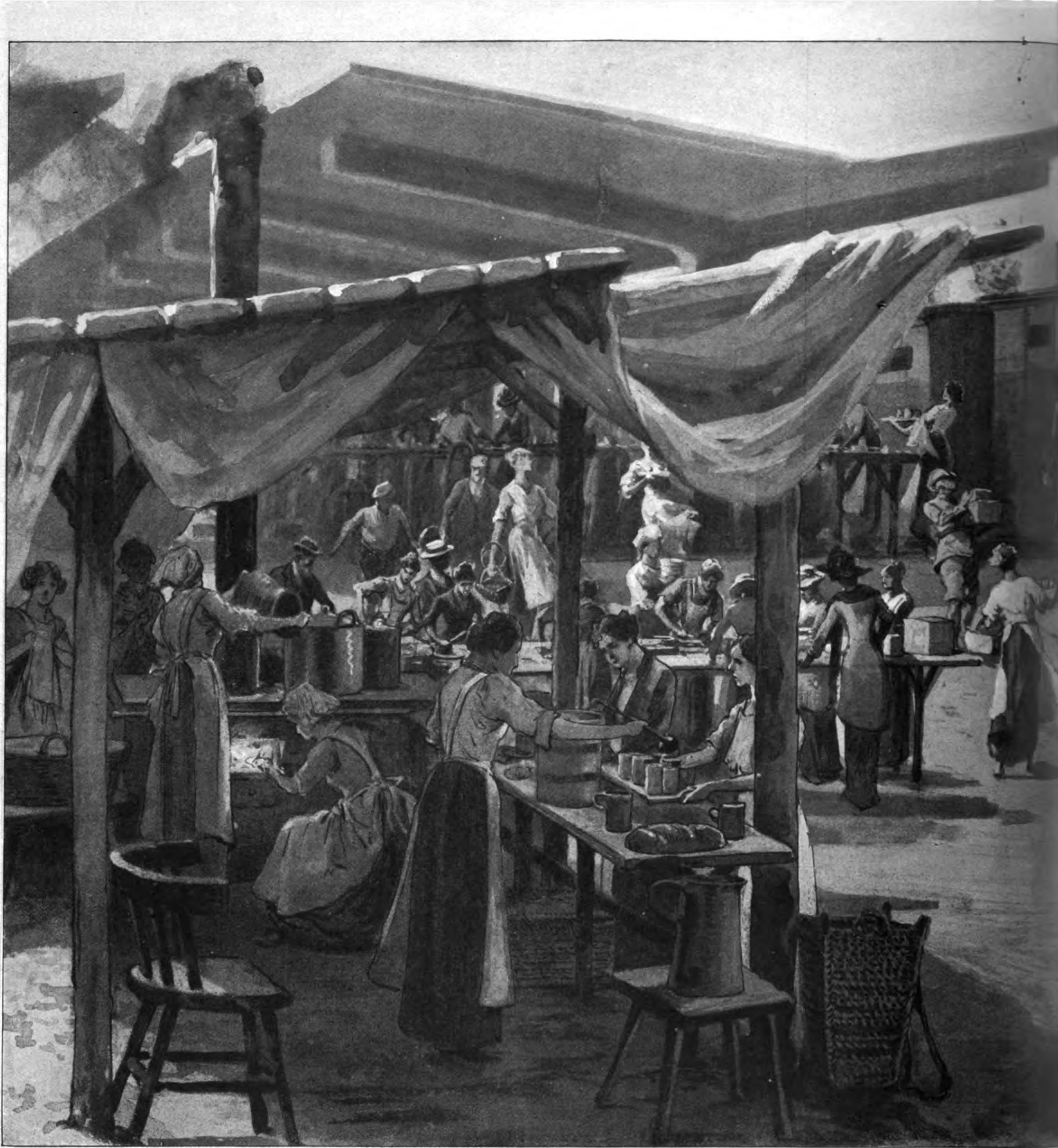
Das Lied vom Haß.

Verstummt ist von Liebe der säuselnde Klang.
Wir wissen ein Lied jetzt von besserem Klang —
Ein Lied, das wie Donnerschlag dröhnt durch die Welt,
Das wie Adlerschrei in den Lüften gellt —
Ein Lied wie gewetzter Klingen Geschrill,
Wie Kugelnzischen, Kanonengebrüll —
Ein Lied wie brandender Wogen Schwall,
Wie eherner Fäuste zermalmender Fall.
Wir schmettern ins Ohr euch ohn' Unterlaß
Das flammende Lied vom heiligen Haß!

Ihr Wolfsgesindel in Osten und West,
Wir packen ins Fell euch und packen euch fest.
Zu Rudeln geschart erst erwuchs euch der Mut;
Nun zahlt eure Tücke! Nun zahlt sie mit Blut!
Jahrzehntelang webtet ihr schändlichen Trug.
Jetzt ist er zu Tage, und jetzt ist's genug!
Der feig hinter Mauer und Turm sich verkroch —
Den Lügenzaren, wir finden ihn doch,
Und hören soll er, zitternd und blaß,
Das flammende Lied vom heiligen Haß!

Euch aber dort jenseits der deutschen See,
Euch rufen wir dreimal und hundertmal: Weh!
Dem eigenen Blut, das die Treue uns bricht,
In Ewigkeiten vergeben wir nicht.
Ihr hattet zu wählen und wähltet die Schmach.
Das folge euch durch die Jahrhunderte nach;
Daß in brennendem Zorn noch der Enkel ergrimmt,
Der von britischer Arglist die Kunde vernimmt!
Und daß drohend erklinge ohn' Unterlaß
Das Lied vom heiligen deutschen Haß!

Reinhold Ortmann.



Verpflegungsstatio

Nach einer Originalzeid



im Aufmarschgebiet.

ng von Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Pünktlich am zweiten Mobilmachungstage um Mitternacht ging die Verwaltung der Eisenbahnen in die Hände der Militärbehörden über. Güter- und Personenverkehr war nur in ganz beschränktem Maße zugelassen. Im selben Augenblick stockten Handel und Wandel. Fabriken und Kontore begannen sich zu leeren, Tausende von Arbeitern und Angestellten folgten den Fahnen. Mit bewundernswerter Geduld wurden diese Störungen ertragen. Wer es mitangesehen hat, mit welcher Selbstverständlichkeit und Sicherheit der Riesenmechanismus der Mobilmachung arbeitete, der mußte unserer Heeresleitung lebhafte Bewunderung zollen. Alles stand auf seinem Platze, vom obersten Führer bis zum letzten gemeinen Soldaten. Jedermann war durchdrungen von dem Geiste höchster Pflichterfüllung, wie sie die eiserne Notwendigkeit der Zeit mit sich brachte. Man war versucht, diesen Geist, der alle Parteiunterschiede verwischt und das ganze deutsche Volk urplötzlich in zuversichtlicher Kampfesstimmung vereinigt hatte, noch über den der Befreiungskriege zu stellen. Niemand konnte sich verhehlen, daß es wie damals sich um Sein oder Nichtsein handelte. Und wie sich das Volk, angefeuert vom Triebe der Selbsterhaltung, mit Begeisterung um die Fahnen scharte, so fanden sich die deutschen Fürsten in altbewährter Treue um ihren Kaiser zusammen.

Dieser befand sich, als der Streit zwischen Österreich und Serbien ausbrach, auf seiner gewohnten Nordlandreise, die er aber sofort abbrach, als er die Gefahren der politischen Lage erkannte. Am 27. Juli bald nach sieben Uhr früh traf die Kaiserflottille, durch den Belt kommend, im Kieler Hafen ein. Um neun Uhr reiste Seine Majestät weiter unter stürmischen Kundgebungen auf dem Kieler Bahnhof. Um drei Uhr zehn Minuten nachmittags langte der Kaiser in Potsdam an. Brausende Hurra- und Hochrufe ertönten die Straße bis zum Schloß entlang. Selten sind in Potsdam die Wogen der Begeisterung so hoch gegangen. Eine Sonderausgabe des „Reichsanzeigers" brachte die nachstehenden beiden Aufrufe des Kaisers und der Kaiserin:

„An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch dreiundvierzig Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten, man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf! zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!

Berlin, den 6. August 1914.

Wilhelm."



Phot. E. Schöfel.

General Viktor Dankl.



Phot. E. Schöfel.

General Moritz Ritter v. Auffenberg, der Sieger von Zamosc.

Zu den Kämpfen in Russisch-Polen.

„An die deutschen Frauen!

Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampf ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat und den es nur zu seiner Verteidigung führt.

Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland.

Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich Euch, deutsche Frauen und Jungfrauen, und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen.

Wegen der Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen diese Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem vonnöten ist.

Berlin, den 6. August 1914.

Auguste Viktoria."

An das deutsche Heer und die deutsche Marine erging folgender kaiserlicher Erlaß:

„Nach dreiundvierzigjähriger Friedenszeit rufe ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd gilt es gegen ruchlosen Überfall zu schützen. Feinde ringsum! Das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf, große Opfer stehen uns bevor. Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist. Ich vertraue auf Euch, Ihr deutschen Soldaten! In jedem von Euch lebt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege. Jeder von Euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben.

Gedenkt unserer großen, ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß Ihr Deutsche seid! Gott helfe uns!

Schloß Berlin, 6. August 1914.

Wilhelm."

Durch Verordnung vom 5. August hatte der Kaiser und König für den gegenwärtigen Feldzug den Orden des Eisernen Kreuzes erneuert.

Das Eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Standes und Ranges an Angehörige des Heeres, der Marine und des Landsturms, an Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege und an sämtliche Personen, die eine Dienstverpflichtung mit dem Heere oder mit der Marine eingehen oder als Heeres- und Marinebeamte Verwendung finden, als eine Belohnung des auf dem Kriegschauplatz erworbenen Verdienstes verliehen werden. Auch solche Personen, die dienstlich sich Verdienste um das Wohl der deutschen Streitmacht und ihrer Verwundeten erwerben, sollen das Kreuz erhalten.

Von ähnlichen erhebenden Kundgebungen wurde aus allen Bundesstaaten berichtet: das ganze deutsche Vaterland ging in einmütiger Begeisterung und mit größter Entschlossenheit an seine neue Aufgabe heran. Wie fortgeweht waren alle sonst hemmenden Schranken unseres Volkslebens. Fest geschlossen, eine gewaltige, gewappnete Einheit, standen Fürsten und Völker bereit, von demselben Geist beseelt, von demselben Mut getrieben, von derselben Gefahr bedroht. Schloß und Bürgerhaus stellten mit der gleichen Opferfreudigkeit ihre blühende Jugend ins Feld, das Vaterland gegen welsche und slawische Hinterlist zu schirmen. Jedem anderen deutschen Hause gleich stellten auch die deutschen Fürstengeschlechter ihre Söhne in Reih und Glied dem Feinde entgegen.

Nicht weniger als 64 deutsche Prinzen und 18 Bundesfürsten rückten nach den vorliegenden amtlichen Meldungen ins Feld, davon über drei Viertel im militärischen Frontdienst.

Der Kaiser verließ am 16. August, acht Uhr früh, in der Richtung auf Mainz die Reichshauptstadt. Sein Ziel — Koblenz — wurde geheimgehalten, ebenso wie es auch im weiteren Verlaufe streng verboten war, Nachrichten darüber zu bringen, wo sich das Kaiserliche Hauptquartier befand. Kurz vor seiner Abreise hatte er im Schloß noch den Oberbürgermeister und den Stadtverordnetenvorsteher von Berlin empfangen, die ihm die Abschiedsgrüße seiner Haupt- und Residenzstadt überbrachten. Folgender Erlaß verkündete der Bürgerschaft die Abreise:

„Der Fortgang der kriegerischen Operationen nötigt Mich, Mein Hauptquartier von Berlin zu verlegen. Es ist Mir ein Herzensbedürfnis, der Berliner Bürgerschaft mit Meinem Lebewohl innigsten Dank zu sagen für alle die Kundgebungen und die Beweise der Liebe und Zuneigung, die Ich in diesen großen schicksalsschweren Tagen in so reichem Maße erfahren habe. Ich vertraue auch fest auf Gottes Hilfe, auf die Tapferkeit von Heer und Marine und die unerschütterliche Einmütigkeit des deutschen Volkes in den Stunden der Gefahr. Unserer gerechten Sache wird der Sieg nicht fehlen.

Berlin (im Schloß), 16. August 1914.

Wilhelm I. R."

Gleichzeitig veröffentlichte der „Reichsanzeiger" die Ermächtigung des Reichskanzlers zur selbständigen Erledigung von Regierungsgeschäften im Bereiche der Reichsverwaltung und der „Preußische Staatsanzeiger" den Erlaß des Königs über die Ermächtigung des Staatsministeriums zur selbständigen Erledigung von Regierungsgeschäften im Bereiche der Staatsverwaltung:

„In dem Wunsche, während Meiner Abwesenheit im Felde die unverzügliche Erledigung der Regierungsgeschäfte zu sichern, will Ich das Staatsministerium bis auf weiteres ermächtigen, nach Maßgabe der von Mir genehmigten besonderen Vorschläge bestimmte, sonst zu Meiner Entscheidung gelangende Angelegenheiten selbständig zu erledigen.

Die demnach ergehenden Erlasse sind zu zeichnen: Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung des Königs, das Staatsministerium.

Im übrigen hat das Staatsministerium die zur Ausführung des Erlasses erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Berlin, Schloß, 16. August 1914.

Wilhelm R.

v. Bethmann Hollweg, v. Tirpitz, Delbrück, Beseler, v. Breitenbach, Sydow, v. Trott zu Solz, v. Schorlemer, Lentze, v. Falkenhayn, v. Loebell, Kühn, v. Jagow."

Ferner wurde die Ernennung des Staatsministers Dr. Delbrück zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums bekanntgegeben.

Für die Zwecke des Roten Kreuzes spendete der Kaiser aus seiner Schatulle 100 000 Mark, zur Fürsorge für die Familien der zu den Fahnen Einberufenen 100 000 Mark und für durch Arbeitslosigkeit in Not geratene Arbeiter 50 000 Mark. Ferner hat der Kaiser die Königlichen Schlösser in Straßburg i. E., Wiesbaden, Koblenz und Königsberg zur Aufnahme von Verwundeten und Erkrankten dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Die Kaiserin spendete dem Roten Kreuz 10 000 Mark. Das Kronprinzliche Schloß Öls wurde dem Vaterländischen Frauenverein als Lazarett überwiesen. Die Kronprinzessin stiftete zu diesem Zweck 40 Betten. Der sächsische König stellte dem Landesausschuß der Vereine vom Roten Kreuz für das Königreich Sachsen das vormals v. Kapherrsche Palais zur Verwendung als Vereinslazarett zu 150 Betten zur Verfügung; der König von Bayern überließ dem Roten Kreuz die Schlösser der Zivilliste mit 1000 Betten. Die Prinzessin Heinrich von Preußen stiftete für die Zwecke des Roten Kreuzes in der Provinz Schleswig-Holstein 10 000 Mark. Der Großherzog und die Großherzogin von Baden spendeten 10 000 Mark, die Großherzogin-Witwe Luise 5000 Mark. Letztere überließ außerdem das Prinz-Karl-Palais dem Roten Kreuz. Der Großherzog von Hessen stellte das Seeheimer Schloß, sowie das Auerbacher Fürstenlager und die Gebäude der Elisabeth-Duncan-Schule für Kriegszwecke zur Verfügung. Die Großherzogin von Luxemburg räumte dem Roten Kreuz ihr Schloß Walferdingen ein und stiftete außerdem 10 000 Frank. Die Großherzogin-Mutter von Luxemburg spendete 4000 Frank. Die Großfürstin Kyrill von Rußland opferte 3000 Mark für das deutsche Rote Kreuz. Diese Fürstin, eine geborene Prin-

zessin von Sachsen-Koburg und Gotha, ist die geschiedene Großherzogin von Hessen und durch ihre Verheiratung mit dem Großfürsten Kyrill nicht nur russische Staatsangehörige, sondern auch Mitglied des russischen Kaiserhauses geworden. — Die vorstehende Liste erhebt keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit, schon deshalb nicht, weil viele Stiftungen öffentlich nicht bekannt geworden sind.

* * *

Noch weniger möglich ist es, ein vollständiges Bild von der Opferwilligkeit der größeren und kleineren deutschen Städte, der Landgemeinden und ihrer Bewohner zu geben. Da war kein Stand, kein Beruf, keine Bevölkerungsschicht, die sich nicht mit besonderen Aufrufen an die Allgemeinheit wendete, sei es, um zu freiwilligem Kriegsdienst anzuspornen, sei es, um materielle Mittel zur Unterstützung von Familien einberufener Mannschaften und durch den Krieg erwerbslos gewordenen Arbeitern und Angestellten oder für das Rote Kreuz zu sammeln. Ein Beweis für die mächtige Bewegung, die durch unser ganzes Volk ging. Jeder einzelne war sich der guten Sache bewußt.

Aufrufe an ihre Einwohner erließen fast sämtliche deutsche Großstädte.

Auch Vereinigungen in Deutschland lebender Ausländer standen in der tatkräftigen Teilnahme an diesen Fürsorgebestrebungen nicht zurück.

Diese verschiedenen Aufrufe zur Kriegsfürsorge aus allen Kreisen hatten einen beispiellosen Erfolg. Der Andrang von Kriegsfreiwilligen, etwa fünf Viertelmillionen, die sich zu den Fahnen meldeten, war so groß, daß nur immer ein Teil angenommen werden konnte.

Was die Gemeinden an freiwilligen Kriegsleistungen aufgebracht haben, dafür nur einige wenige Beispiele. Die Stadt Berlin bewilligte in einer außerordentlichen Sitzung der Stadtverordneten einen Kredit von 6 Millionen Mark für die Ankäufe von Mehl, Brotgetreide und Nahrungsmitteln aller Art. In einer gemeinsamen Sitzung des Rats und der Stadtverordneten in Leipzig wurden die Vorlagen zur Unterstützung bedürftiger Familien Einberufener, die monatlich 1 200 000 Mark erfordern, en bloc angenommen. Die Stadt Regensburg bewilligte zur Unterstützung der Familien der ins Feld ziehenden Reservisten 100 000 Mark. In Königsberg wurden 5 Millionen Mark bewilligt zur Deckung wechselmäßiger Verpflichtungen infolge der anläßlich der Mobilmachung bisher getroffenen Maßnahmen, zur Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, sowie für weiter zu treffende Maßnahmen.

In ebenso großartigem Lichte zeigte sich die private Wohltätigkeit. Es ist unmöglich, hier auch nur einzelne herauszugreifen, ohne ebenso bemerkenswerte andere zu übergehen.

Die Opferwilligkeit, die sich auf allen Gebieten und in den verschiedensten Formen äußerte, war beispiellos. Wohl am meisten taten sich die Kreise hervor, die durch den Krieg besonders hart betroffen wurden: Handel und Gewerbe.

* * *

Die Ereignisse an unserer Ostgrenze bis zum 3. August haben wir auf Seite 50 u. folg. bereits geschildert. Am gleichen Tage fiel noch ein unbedeutendes Grenzgefecht vor. Teile der Besatzung von Memel schlugen einen Vorstoß feindlicher Grenzwachen aus der Richtung von Krottingen zurück. Memel ist die nördlichste Stadt des Deutschen Reiches und den Angriffen der Russen am ehesten ausgesetzt. Deshalb ist Memel auch Garnisonort, und wenn es auch nur schwach besetzt ist, halten unsere Truppen doch treue Wacht. Die Stadt war wiederholt von den Russen besetzt, fiel aber immer wieder an Deutschland zurück. Gegenwärtig ist die Besatzung Memels natürlich stärker als in Friedenszeiten.

Am 4. August besetzte deutsche Kavallerie Wielun, südlich von Kalisch, und wurde von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Wielun (russisch Weljun) ist Kreisstadt im Gouvernement Kalisch, hat 7500 Einwohner und liegt etwa 25 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt auf halbem Wege zwischen Kalisch und Czenstochau.

In diesen ersten Tagen des August haben also die Russen nirgends Erfolge erzielt; ja es gelang ihnen nicht einmal, die Eisenbahnverbindungen an irgendeinem Orte zu unterbrechen. Während unsere Truppen Czenstochau, Kalisch und Bendin besetzt hielten, also auf russischem Gebiete festen Fuß gefaßt hatten, war die Gegend bei Johannisburg und westlich davon die einzige geblieben, wo die Russen mehr als ein paar Kilometer über die Grenze vorgedrungen waren. In dieser Gegend nun, bei Soldau, einer kleinen Stadt westlich von Neidenburg und südlich von Allenstein, ist es gelungen, einen größeren russischen Kavallerieangriff energisch zurückzuschlagen. Es war am Morgen des 5. August. Die deutschen Truppen waren eben angetreten, weil sie Nachricht erhalten hatten, der Feind greife in größerer Zahl an. Es war eine Kavalleriebrigade. Im Feuer der deutschen Truppen brach ihr heftiger Angriff unter schweren Verlusten zusammen. Die Brigade wurde vernichtet. Auch die übrigen Teile der Division erlitten beim Zurückweichen Verluste. Dieser schöne Erfolg hat auf deutscher Seite nur drei Tote und achtzehn Verwundete gekostet. Freilich schämten sich die Russen, diesen für ein Grenzgefecht immerhin bedeutenden Mißerfolg einzugestehen, und in Petersburg wurde das folgende, den Tatsachen widersprechende Telegramm veröffentlicht: „Die Avantgarde unserer Truppen überschritt im Gouvernement Suwalki die deutsche Grenze, ohne Widerstand zu finden.“ Dieses Gouvernement liegt gegenüber der Romintener Heide. Die Grenzschutzgefechte haben aber an einer ganz anderen Stelle stattgefunden. Diese Feststellung charakterisiert die russische Falschmeldung am besten.

Soldau ist eine kleine Grenzstadt in Ostpreußen und Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Marienburg—Mlawa, Goßlershausen—Illowo und Allenstein—Soldau. Das Städtchen hat durch dieses Gefecht seine alte historische Bedeutung wieder aufgefrischt: bereits am 26. Dezember 1806 fand hier zwischen den Franzosen unter Ney und den Preußen unter Lestocq ein heftiges Gefecht statt.

Auf welche Weise die ungeheuren Verluste zustande kamen, die die russische Kavallerie im Gefecht bei Soldau erlitten hat, erzählt ein Feldpostbrief, den die „Deutsche Zeitung“ veröffentlichte:

„Wir sitzen hier fast in Feindesland, sehen und spüren das Beben des großen Krieges unmittelbar, ja besonders scharfsinnige Leute wollen sogar das Brüllen der Thorner Geschütze hören, und doch sind wir wie abgeschnitten von aller Welt, Nachrichten kommen verspätet und spärlich. Aber manches hört man doch von unmittelbar Beteiligten; ist es auch nicht immer ganz genau, so wirkt es doch dramatisch und läßt das Herz höher klopfen als die trockenen Depeschen des offiziellen Büros. So höre denn, was uns Dragoner von Soldau erzählen: An der Grenze auf einem langgestreckten Hügel eine preußische Reiterabteilung, wenige Schwadronen, dicht hinter ihnen, durch den Hügel eben gedeckt, einige Maschinengewehre, der Kavallerie zugeteilt. Da kommen zwei russische Kavalleriebrigaden an, sehen die paar feldgrauen Reiterchen und reiten gleich vergnügt auf sie ein, eine Brigade vorn, die andere als Rückhalt hinterher. Unsere Dragoner ihnen entgegen, vor dem Feinde aber, im rasendsten Galopp, teilen sie sich rechts und links, den Maschinengewehren freies Schußfeld lassend. Da tat sich den Russen die Hölle auf. Was da geschah, soll unbeschreiblich gewesen sein, in zwei Minuten war die erste Brigade ein Knäuel von Menschen- und Pferdeleibern, die zweite, erschüttert, aufgelöst, jagte zurück, aber rechts und links die deutschen Reiter holten auf, schwenkten ein, preßten die Linie zu einem Haufen zusammen, wo sich keiner rücken und rühren konnte, geschweige denn Lanze und Säbel gebrauchen. So wurden zwei Brigaden vernichtet mit einem Opfer von drei Toten und achtzehn Verwundeten auf unserer Seite.“

Weitere Einzelheiten aus dem Gefecht bei Soldau berichtet ein Augenzeuge in der „Allensteiner Zeitung“:

„An den Kämpfen bei Soldau beteiligte sich auch russische Artillerie (Abb. S. 91). Da ich Artillerist bin, fuhr ich nach Soldau, um die Wirkung der russischen Geschosse kennen zu lernen. Hierbei machte ich in Soldau eine wunderbare Entdeckung. Alle Schußlöcher zeigten glatten Durchschlag. Von Explosion keine Spur! Auf Soldau sollen über dreißig Granatschüsse abgegeben worden sein. Ich besichtigte unter anderem das Grundstück des Maurermeisters Schmoglowski. Es war von einer Granate getroffen, die in die Werkstätte einschlug, jedoch ohne Explosion. Ferner waren im Hause des Wirtes Schulz zwei Granaten eingeschlagen. Auch diese hatten keine Explosivwirkung. Dieses erste Gefecht bei Soldau endete übrigens damit, daß unsere Artillerie

die russischen Batterien zum Schweigen brachte. Am Dienstag, morgens acht Uhr, begann bei Soldau abermals das Geschützfeuer unserer Batterien! Es wurde den ganzen Dienstag und Mittwoch furchtbar geschossen. Die russischen Truppen mußten sich auf der ganzen Linie zurückziehen und erlitten in ihren ungeschützten Stellungen vor der Stadt ungeheure Verluste. Auf der Strecke Illowo—Soldau wurde eine deutsche Lokomotive getroffen. Das Loch der russischen Granate im Wasserkessel war faustgroß, die Wirkung der Explosion lediglich eine kleine Verbeulung des Kessels."

Diesem Gefecht auf deutschem Boden war ein Vordringen deutscher Truppen auf russischem Gebiet vorangegangen. Am Nachmittag des 4. August griff die deutsche Kavallerie das von den Russen besetzte Kibarty an, einen an der Bahn gelegenen russischen Grenzort östlich von Stallupönen. Die Besatzung von Kibarty verließ fluchtartig den Ort, der besetzt wurde. Eine in der Nähe befindliche russische Kavalleriedivision sah dem Kampfe untätig zu. Der feindliche Grenzschutz war hiermit durchbrochen, was für unsere Aufklärung von größter Wichtigkeit war. Hier ist es also deutsche Kavallerie gewesen, die angriffsweise vorgegangen ist. Warum eine so starke russische Truppenmenge sich dabei untätig verhalten hat, erscheint allerdings rätselhaft. Bei Lengwethen wurden acht Mann einer russischen Ulanenpatrouille von unserm Landsturm gefangengenommen. Man brachte sie nach Königsberg. Es hat den Anschein, als ob die Russen sich aus einer Gefangennahme in Deutschland nicht viel machten, ja sie vielleicht gar wünschen. Erklärlich wäre dies wohl, denn bei uns haben es die Kriegsgefangenen zweifellos besser, als die Soldaten des Zaren im Dienste. Erhärtet wird diese Ansicht durch die große Zahl russischer Überläufer. Wie ostpreußische Blätter meldeten, war die Zahl der Überläufer sehr groß. Allein an der Grenze eines ostpreußischen Kreises waren der „Königsberger Hartungschen Zeitung" zufolge zwei- bis dreihundert Kosaken zu uns übergelaufen und ließen sich festnehmen. Sie wurden in preußischen Gewahrsam gebracht. Ebenso wurden von den anderen ost- und westpreußischen Kreisgrenzen viele Hunderte von russischen Überläufern gemeldet. Wie die „Allensteiner Zeitung" mitteilte, baten die Leute um ihre Gefangennahme, denn sie fürchteten sich vor dem Kriege mit Deutschland.

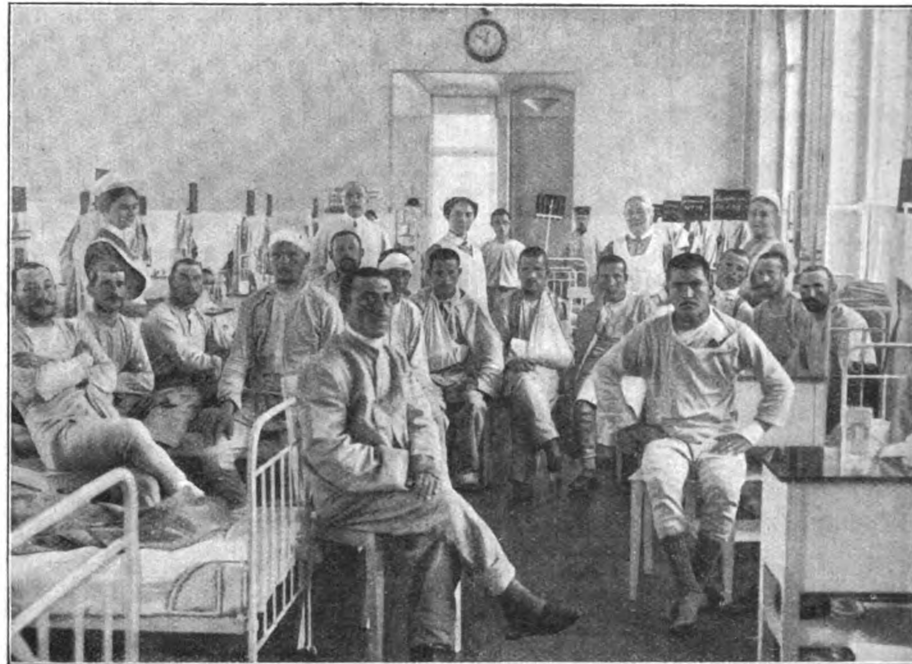
Einen weiteren Versuch, die deutsche Grenze zu durchbrechen, machten russische Kavalleriedivisionen am 6. August östlich von Johannisburg und bei Crodtken zwischen Lautenburg und Soldau; sie wurden aber von unseren Truppen abgewiesen und gingen auf russisches Gebiet zurück. Die 3. russische Kavalleriedivision überschritt am selben Tage die deutsche Grenze bei Romeiken südlich von Eydtkuhnen, wich aber bei Erscheinen deutscher Kavallerie wieder auf russisches Gebiet zurück.

Daß auch die Landwehrtruppen sich zu schlagen verstehen, beweist ein Überfall, den zwei russische Infanteriekompanien und eine Maschinengewehrabteilung am 8. August abends auf drei Kompanien Landwehr ausführten. Der Angriff fand in Schmalleningken drei Meilen östlich von Tilsit statt und endete mit dem Rückzug der Russen auf Jurborg. Schmalleningken ist ein kleines Dorf und liegt an der Memel, unmittelbar an der russischen Grenze. Besonders stolz dürfte aber die Grenzschutzabteilung Bialla auf ein Gefecht sein, das sie am 9. August morgens mit den Russen zu bestehen hatte. Eine russische Kavalleriebrigade überfiel unsere Grenzwache, wurde aber unter Verlust von acht Geschützen mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Wie die russischen Geschütze von unseren Truppen erobert wurden, schildert ein Feldpostbrief vom 11. August, der nachstehend wiedergegeben sei:

„Bialla, 11. August.

Seit gestern nachmittag sind wir hier in Bialla, wurden mit der Bahn hergebracht, da nur eine Batterie von uns hier war. Sie hatte am Sonntag morgen ein Gefecht gegen zwei russische Batterien zu bestehen, von denen sie eine gänzlich zusammenschoß, die andere zum Teil. Die erbeuteten Geschütze sind bereits nach Berlin übergeführt (Abb. S. 102/3), damit sich das Publikum daran ergötzen kann. Wir freuen uns alle sehr, daß unser Regiment das erste war, das ins Feuer gekommen ist und gleich derartige Erfolge gehabt hat. Der Zufall wollte es, daß die Batterie gerade zum Exerzieren ausgerückt war, als die Russen kamen. Sie standen ganz gemütlich auf der Höhe, ohne irgendwelche Deckung, während unsere Batterie vollkommen gedeckt stand gegen Sicht. In kurzer Zeit war die eine feindliche Batterie zusammengeschossen, die andere wagte gar nicht mehr aufzufahren. Der Anblick soll grauenhaft gewesen sein. Mannschaften und Pferde zu Dutzenden durcheinander. Zum Schluß attackierte noch eine Schwadron von uns gegen eine mehrfache Übermacht, doch stoben die Russen nach allen Seiten auseinander. Die Schwadron hat schon sehr viel hier geleistet, eine Unmenge Kosaken auf Patrouille erschossen; die Hälfte der Schwadron besteht schon aus Kosakenpferden. Die Unsrigen haben erst einen Toten, einen Vermißten und wenige Verwundete. Pardon wird von ihnen nur den Verwundeten gegeben, da die Kosaken hier unmenschlich gehaust haben. Die Bahnhöfe, Güter und ein Teil der Stadt sind von den Kosaken verbrannt worden, als unsere Mannschaften noch nicht hier waren. Die Läden sind zerstört, viele Einwohner verwundet und getötet. Im Lazarett liegt einer, dem sie beide Augen ausgeschossen haben. Übermorgen geht es wohl wieder fort von hier — wohin, weiß ich noch nicht."


Phot. Berliner Illustr.-G.sellsch., Berlin.
Russische Verwundete in deutscher Verpflegung.

Wie die Kosaken in ostpreußischen Dörfern gehaust haben, erfährt man aus einem Briefe, den die „Post" abgedruckt hat. Der Verfasser schreibt unterm 7. August aus Kosuchen bei Bialla folgendes:

„Plötzlich zeigten sich am Sonntag, vormittags zehn Uhr, einzelne Reiter hier und dort, und es hieß: Die Kosaken sind da! Einen tiefen Eindruck machte dies auf die Bevölkerung nicht, da jedermann überzeugt war, daß ihr Bleiben nur von kurzer Dauer sei und daß sie sich menschlich aufführen würden. Aber ein dumpfer Druck legte sich auf die Gemüter, als am Nachmittag die Höhen von Patrouillen von zwei bis zwanzig Mann besetzt wurden, Haufen von Reitern hin und her ritten und auch die Wäldchen, deren Zahl hier groß ist, stark besetzt wurden. Die Kosaken, von denen eine große Anzahl auch Polnisch sprach, suchten stellenweise Anknüpfungspunkte mit der Bevölkerung und suchten sie aufzuhetzen.



Im Kampf mit Franktireurs.

Nach einer Originalzeichnung von Hugo L. Braune.

Einzelne Gewalttätigkeiten kamen schon am Sonntagvormittag vor. Die Postagentur und Meierei im Dorfe Kosuchen wurden überfallen, die Telephone zerstört, Sachen umhergeworfen, nach Papieren gesucht und der Meiereibesitzer mit seiner Frau genißhandelt, als sie nicht mit Geld herausrückten. Die späteren Tage lehrten, daß die drohend geschwungene Lanze und der Gesichtsausdruck kein Possenspiel war. Die Nacht zum Montag war wohl die schlafloseste seit vielleicht hundert Jahren für den ganzen Grenzbezirk dieser Gegend. Der prachtvolle Montagmorgen ließ sich sehr friedlich an. Plötzlich steigen über dem Dorfe Schwiddern starke Rauchsäulen auf, die sich bald zu einer großen Masse ballen. Lange bleibt man nicht im ungewissen. Im eigenen Dorfe zucken Feuerflammen in den Strohdächern hier und da auf. Die Flammen breiten sich über die Dachfläche aus, und bald steht das betreffende Gehöft in Flammen. Jammernde Hausbewohner stürzen aus den Häusern heraus, und zwischendurch reiten dunkelbraune Teufel in Kosakengestalt umher, und nach welchem Dach sie ihre verruchte Hand strecken, das ist den Flammen verfallen. Die Greuelszenen, die sich entspannen, spotten jeder Beschreibung.

Am schlimmsten ging's im Grenzort Schwiddern zu, wo die Barrikaden gebaut waren. Schon der bloße Gedanke, daß den Steppenwölfen Widerstand geleistet werden sollte, stachelte sie zur Rache an. Einzelne steckten von der Rückseite die Gehöfte an und einzelne die Häuser von der Straße aus. Zur Erhöhung der Panik wurde kommandiert: Lewo, prawo! Lewo, prawo! Links, rechts! Links, rechts! und Salven sausten zwischen die fliehenden und jammernden Bewohner. Das Retten der Sachen wurde verhindert. Die angesehene Besitzersfrau Wiktor lief mit gerungenen Händen über die Straße und wurde niedergeschossen. Der einundachtzigjährige Altsitzer Sokolowski wurde auf der Hausschwelle erschossen und die Leiche ins brennende Haus geworfen, wo sie verkohlt aufgefunden wurde. Im ganzen wurden in Schwiddern sechs Tote und mehrere Verwundete gezählt.

In Kosuchen wurde ein Mann angeschossen und ein Schulmädchen erschossen. Hier und in anderen Orten wurde wenigstens den Leuten die Rettung ihrer Sachen gestattet. In Bialla wurde die Postschaffnersfrau Buyni, Mutter von sieben Kindern, am Fenster erschossen. Der Kaufmannsgehilfe Günther wurde vor die Tür gelockt und niedergehauen. In Bialla waren sieben Tote und ungefähr zehn Verwundete. Fast alle Schaufenster wurden zertrümmert und einzelne Läden geplündert. Viele Häuser weisen Kugelspuren auf. Die Dörfer Sulimmen, Belzonzen und Skodden sind fast völlig eingeäschert. Hier wurden auch die massiven Häuser niedergebrannt. In vielen Häusern wurden die Möbel zertrümmert. Einem Imker wurde der Honig — über zwei Zentner — auf den Hof gegossen, zertreten und verunreinigt. Die verängstigten Bewohner flüchteten mit den Resten ihrer beweglichen Habe in die Brüche und Wälder, wo sie tagelang umherirrten. Manche flohen bis Arys, Lötzen und Rastenburg. Das sind bis acht Meilen weit. Einzelne sind noch nicht am Sonnabend heimgekehrt. Vielen war auch das Vieh verbrannt. Dem Wirt Kordasz in Schwiddern verbrannten sieben Pferde, siebzehn Stück Vieh und vierzig Schweine. Die besten Pferde raubten die Kosaken. Die Bewohner mancher Dörfer mußten ihnen das Essen liefern. Sie betrachteten sich als die Herren des Landes.

Am Montagnachmittag zeigte sich in der Luft eine Rumplertaube. Alles atmete auf, und die Hoffnung griff Platz: Unser Heer verläßt uns nicht."

Von den Schandtaten der Kosaken berichtet u. a. eine im „Berliner Lokalanzeiger" abgedruckte Postkarte, auf der die Besitzerin eines kleinen Gehöftes in dem Grenzdörfchen Skodden bei Bialla ihrem Bruder schreibt: „Teile Dir mit, daß wir seit Montag heimatlos sind. Unsere Heimat ist ein Trümmerhaufen und Asche. Wir mußten fliehen und haben nur das bloße Leben gerettet. Vater, Emma und Hugo, die zurückgeblieben waren, wurden von Kosaken ermordet. Was soll nun werden, wir haben alles verloren. Wer weiß, ob Dich die Karte trifft, denn Du bist wohl selber im Feuer." Skodden liegt direkt an der Grenze und hat zweihundertneunzig Einwohner.

Am 14. August versuchte russisches Militär, unter dem sich Automobile und Kosaken befanden, in einige Ortschaften der Umgegend von Coadjuthen im Kreise Tilsit einzudringen. Den deutschen Truppen gelang es aber, die Russen überall hinauszutreiben und das Land vom Feinde zu säubern, der sich unter Verlusten über die Grenze zurückzog, während die deutschen Truppen den Ort Dagutschen besetzten.

Eine hocherfreuliche Nachricht meldete der Kommandierende General des I. Armeekorps:

„Am 17. August fand ein Gefecht bei Stallupönen statt, in dem Truppenteile des I. Armeekorps mit unvergleichlicher Tapferkeit kämpften, so daß ein Sieg erfochten wurde. Mehr als dreitausend Gefangene und sechs Maschinengewehre sind in unsere Hände gefallen. Viele weitere russische Maschinengewehre, die nicht mitgeführt werden konnten, wurden unbrauchbar gemacht."

Auch bei diesem Einfall haben sich die Russen als Räuber und Mordbrenner erwiesen. Wie der „Ostdeutsche Grenzbote" meldete, sind bei Eydtkuhnen fast sämtliche Ortschaften in der Nähe der Grenze innerhalb dreier Tage von russischen Soldaten angezündet und zum größten Teil niedergebrannt worden. Eydtkuhnen, das von den Einwohnern geräumt ist und öde daliegt, brennt seit einigen Tagen. Den gewaltigen Feuerschein kann man von Stallupönen aus ganz deutlich sehen. Es sind ferner von den Russen folgende Grenzorte angesteckt worden: Romeiken, Eszerkehmen, Williothen, Schleuwen, Kallweitschen, Ragoßballen, Kinderweitschen, Radszen, Sodargen, Stärken. Die Einwohner mußten ihre Habe verlassen und haben meistens nur ihr Leben und die Kleider gerettet. Am Dienstag schossen die Brandstifter sogar alles nieder, was in ihren Bereich kam. In Radszen sind allein etwa sieben Personen niedergeschossen worden.

Als Kuriosum sei hier angefügt, daß aus Darkehmen gemeldet wurde, die Russen hätten dort laut die Eroberung einer deutschen Fahne, die sie in einem Gefecht bei Marggrabowa erbeutet haben wollten, verkündet. Es handelte sich aber nur um eine Fahne, die bei feierlichen Gelegenheiten auf dem Postgebäude aufgezogen wird.

Wie aus dem bisher dargestellten Verlauf der Kämpfe an der russischen Grenze hervorgeht, versuchten die Russen seit vierzehn Tagen mit Kavalleriedivisionen und zuweilen gar mit gemischten Kolonnen über die Grenze Ostpreußens zu kommen und Verwüstungen in unserm Lande anzurichten. Sie holten sich zwar bei allen Vorstößen blutige Köpfe und manchmal ziemlich ernste Schlappen, da unsere Ostpreußen sich nicht gerade durch Sanftmut auszeichnen und gehörig dreinhieben, aber die den Russen erteilten Lektionen scheinen doch nicht so ernst gewesen zu sein, daß sie die Verwüstungs- und Plünderungsgier hätten legen können. So machten die Russen denn am 17. August wieder einen Vorstoß über das bereits mehrfach von ihnen heimgesuchte Eydtkuhnen in der Richtung auf Gumbinnen, das als größere Stadt wohl manches in seinen Mauern hat, was russische Generale und Soldaten anzulocken vermag. Sie hatten gewiß nicht die Absicht gehabt, bei dem kleinen Stallupönen, welches zehn Kilometer von der Grenzstadt Eydtkuhnen entfernt liegt, haltzumachen, aber sie fanden in dem Ort Truppenteile des I. Armeekorps, die sich ungemein tapfer schlugen und einen Sieg davontrugen, der den Russen das weitere Vordringen unmöglich machte. Die braven Ostpreußen verfolgten den geschlagenen Feind gründlich; sie nahmen ihm dabei mehr als dreitausend Gefangene ab und eroberten sechs Maschinengewehre. Ein erfreulicher Erfolg des I. Korps, wenn er auch auf den Ausgang des Krieges zunächst noch keinen großen Einfluß haben konnte.

Stallupönen liegt etwa fünfzehn Kilometer von der russischen Grenze an dem Knotenpunkt der Bahnlinien nach Königsberg und Memel. Diese wichtige Gegend war schon wiederholt Gegenstand russischer Angriffe. Am 6. August war es die 3. russische Kavalleriedivision, welche bei Romeiken, südlich Eydtkuhnen, erschien. Sie ging aber sofort zurück, als die deutsche Kavallerie auftauchte. Dann erschien dieselbe Kavalleriedivision einige Tage später wiederum und wurde von drei deutschen Grenzschutzkompanien und etwas Feldartillerie zum zweitenmal über die Grenze gejagt. Der am 17. August gemeldete russische Vorstoß auf Stallupönen hatte nun doch zu einem deutschen Siege geführt.

Auf die Schlacht bei Stallupönen bezieht sich die nachstehende Feldpostkarte:

„Am Sonnabend, den 15. August, schon hatten kleine

Trupps einen Abstecher nach Rußland gemacht, sich aber wieder zurückgezogen, da der Feind in gedeckter Stellung sich befand. Am Montag, den 17. August, ist es dann zu einem ernsthaften Zusammenstoß gekommen. Nach den Erzählungen unserer Leute hat sich vor allem unsere Artillerie gegenüber der russischen Artillerie sehr überlegen gezeigt, sowohl was die Treffsicherheit, als auch was die Geschoßwirkung betraf. Russische Granaten sollen vielfach nicht explodiert sein. Von der russischen Infanterie erzählt man, daß sie sich selten aus gedeckten Stellungen herauswagt. Nachdem wir festgestellt hatten, daß russische Schützen namentlich gern aus den Fenstern der Häuser und aus Kellerfenstern schießen, hat man sie durch Artilleriefeuer schnell daraus vertrieben. Einen offenen Kampf sollen die Russen scheuen. Sobald wir aufsprangen und stürmten, erzählte mir ein Berliner, rissen sie aus. Wenn wir sie einholten, warfen sie die Flinten weg und ließen sich gefangennehmen. Ein Berliner erzählte mir mit Stolz, daß er allein fünf Russen gefangennahm, die er überrascht hat.

Von der Bestrafung eines verräterischen Müllers an der Grenze erzählt mir ein Grenadier: Der gute Müller hatte seine Windmühle als Signal für die Russen benutzt und sie nicht nach dem Winde, sondern stets nach der Seite gedreht, wo unsere Artillerie stand. Das merkten wir aber bald und haben ihn der Einfachheit halber an seiner Windmühle aufgehängt."

Unterm 22. August wurde folgender amtliche Bericht ausgegeben: „Starke russische Kräfte sind gegen die Linie Gumbinnen—Annaburg im Vorgehen. Das I. Armeekorps hat am 20. August erneut den auf Gumbinnen vordringenden Feind angegriffen und zurückgeworfen. Dabei sind achttausend Gefangene gemacht und acht Geschütze erbeutet. Von einer bei dem I. Armeekorps befindlichen Kavalleriedivision war längere Zeit keine Nachricht da. Die Division hat sich mit zwei feindlichen Kavalleriedivisionen herumgeschlagen. Sie traf gestern bei dem I. Armeekorps mit fünfhundert Gefangenen wieder ein."

Über dieses Gefecht brachten wir eine eingehende Schilderung eines Augenzeugen bereits auf Seite 52 u. folg.

Von einer Gumbinner Familie, die wegen des Krieges ihr dortiges Anwesen verlassen mußte und inzwischen in Berlin eingetroffen ist, werden folgende Einzelheiten und Eindrücke berichtet:

„Nach dem Siege unserer tapferen Truppen bei Stallupönen glaubten wir schon, daß unsere Stadt von den kriegerischen Ereignissen verschont bleiben würde. Die dortigen Kämpfe hatten sich in der Zeit vom 17. bis 18. August abgespielt, jedoch noch einige Stunden von unserer Stadt entfernt, obwohl der Kanonendonner und der Lärm des Kampfes vernehmlich zu unseren Ohren drangen. Unser Haus befand sich in der Nähe des Bahnhofs, und tagelang vorher konnten wir die Bevölkerung der in Mitleidenschaft gezogenen Ortschaften durchziehen sehen; viele hatten in der Eile nur das Notwendigste mitnehmen können. Auch zahlreiche Verwundete wurden bereits in die Stadt gebracht.

Am Abend des 18. August verlautete, daß der Feind erneut gegen unsere Stadt im Vorgehen begriffen sei. Nach einer verhältnismäßig ruhigen Nacht hörten wir gegen Morgen das Geschützfeuer heftiger werden — es war kein Zweifel mehr, diesmal wurde es ernster. Verschiedentlich wurde uns deshalb geraten, die Stadt zu verlassen. Wir packten unsere Habseligkeiten zusammen und eilten auf den Bahnhof. Hier hatten sich schon vor uns viele Gumbinner Familien und besonders Leute aus den Dörfern der Umgegend, die bis zum letzten Augenblick auf ihrer Scholle geblieben waren, versammelt. Unterschiede zwischen arm und reich waren gänzlich ausgelöscht, jeder hatte etwas verloren und zurücklassen müssen, die meisten waren gänzlich mittellos. Trotzdem waren alle voller Zuversicht im Vertrauen auf die unvergleichliche Tapferkeit unserer Soldaten und hofften, bald wieder zurückkehren zu können. Jeder war auch nach Kräften bemüht, des anderen Last tragen zu helfen und zu lindern. Einige berichteten über haarsträubende Grausamkeiten der russischen Kosaken, die sich vor unseren Truppen feige und hinterlistig benehmen, der zurückgebliebenen wehrlosen Bevölkerung gegenüber aber im Rauben und Morden Außerordentliches leisten.



Eroberung russischer Geschütze durch deutsche Kavallerie in den Kämpfen bei Soldau.
Nach einer Originalzeichnung von E. Klein.

So manche Greueltat der russischen Soldateska wurde hier von durchaus einwandfreien Zeugen wiedergegeben und erweckte überall Zorn und tiefste Empörung. Ein alter Herr verlas den Brief seines Sohnes, der in der Front kämpft. In dem Schreiben heißt es unter anderem: ‚Wir sind sehr empört über die hinterlistige Kampfesweise der Russen. Sobald Teile von uns im Gefecht vorgehen und den Russen aufs Fell rücken, heben diese die Arme schon von weitem hoch und lassen durch Niederlegen der Gewehre erkennen, daß sie sich ergeben wollen. Sobald wir aber bis auf einige Schritte nahegekommen sind, schießen die Halunken mit dem schnell aufgehobenen Gewehre auf uns. In vielen Fällen wurde auch auf Mitglieder des Roten Kreuzes geschossen.‘ Die feindlichen Gefangenen, die durch Gumbinnen geführt wurden, bestanden zum größten Teil aus russischer Infanterie. Einige sprachen Deutsch und erzählten, daß sie bisher in allen Gefechten schreckliche Verluste erlitten hätten; die Schützengräben seien bis zum Rande von Gefallenen voll, viele Offiziere hätten sich immer hübsch vorsichtig hinter der Front gehalten.

Inzwischen ist unser Zug eingefahren; er hätte doppelt so lang sein müssen. Es schien einfach unmöglich, alle zu befördern; einige Gumbinner kehrten um, um zu Wagen oder zu Fuß zunächst Insterburg zu erreichen. Wir anderen aber versuchten, so gut es ging, uns einzurichten, und bald saßen oder standen wir eingekeilt zwischen Betten und Reisegepäck aller Art im Zuge. Wer nie eine solche Fahrt mitgemacht, hat keinen Begriff davon, was es heißt, zweiundvierzig Stunden auf engstem Raum eingepfercht zuzubringen, während der Nacht völlig im Finstern, dazwischen Kindergeschrei. Und vor allem die Sorge um die Heimat! Würden wir noch einmal unser Häuschen unversehrt wiedersehen? Unwillkürlich denkt man der Friedenszeit, wo eine solche Fahrt im D-Zug Eydtkuhnen—Berlin fast eine Erholungsfahrt bedeutet. In Insterburg trafen wir auf einen Zug mit Gefangenen und Verwundeten. Neben deutschen Soldaten, die auf dem Schlachtfelde verwundet waren, sah man auch russische Verletzte. Sowohl diese als auch die in unsere Gefangenschaft geratenen Russen präsentierten sich zum größten Teil in recht schlechter Verfassung. Schuhwerk und Bekleidung lassen viel zu wünschen übrig, einige waren barfuß, die Uniformen beschmutzt und zerrissen. Wie gut, praktisch und haltbar ist dagegen der Anzug unserer deutschen Soldaten.

In langsamer Militärzugfahrt ging die Reise über Königsberg, Dirschau, Schneidemühl. Am Sonntag, dem 23., gegen Morgen trafen wir auf Bahnhof Alexanderplatz ein. Trotz der großen körperlichen Müdigkeit — zunächst eine Zeitung! Und mit gespanntestem Interesse lasen wir: ‚Das I. Armeekorps hat am 20. d. M. erneut den auf Gumbinnen vorgehenden Feind angegriffen und geworfen, dabei sind achttausend Gefangene gemacht und acht Geschütze erbeutet worden.‘ Dankbaren Herzens gedenken wir unseres tapferen Heeres an der Ostgrenze, das unser Eigentum dort oben bisher machtvoll geschützt hat. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da wir im Gefühl vollkommener Sicherheit wieder die Rückfahrt antreten können!“

Der bisherige Kriegsverlauf bildet ein unvergängliches Ruhmesblatt für die Truppen Ostpreußens, die allein den Ansturm der Russen auszuhalten hatten. Hocherfreulich war u. a. auch das schon im amtlichen Bericht mitgeteilte famose Reiterstückchen. (Siehe Seite 91.)

Amtlich wurde über diesen Sieg von Gumbinnen ein gewisser Schleier gebreitet, und dieser Schleier wurde noch dichter, als folgende amtliche Meldung bekanntgegeben wurde:

„Berlin, 24. August. (Wolffsches Telegraphenbüro.) Während auf dem westlichen Kriegschauplatze die Lage des deutschen Heeres durch Gottes Gnade eine unerwartet günstige ist, hat auf dem östlichen Kriegschauplatz der Feind deutsches Gebiet betreten. Starke feindliche Kräfte sind in Richtung der Angerapp und nördlich der Eisenbahn Stallupönen—Insterburg vorgedrungen. Das I. Armeekorps hatte den Feind bei Wirballen in siegreichem Gefecht aufgehalten. Es wurde zurückgenommen auf weiter rückwärts stehende Truppen. Die hier versammelten Kräfte haben den bei Gumbinnen und südlich vordringenden Gegner angegriffen. Das I. Armeekorps warf den gegenüberstehenden Feind siegreich zurück, machte sechstausend Gefangene und eroberte mehrere Batterien. Eine zu ihm gehörende Kavalleriedivision warf zwei russische Kavalleriedivisionen und brachte fünfhundert Gefangene ein. Die weiter südlich kämpfenden Truppen stießen teils auf starke Befestigungen, die ohne Vorbereitung nicht genommen werden konnten, teils befanden sie sich in siegreichem Fortschreiten. Da ging die Nachricht ein vom Vormarsch weiterer feindlicher Kräfte aus Richtung des Narew gegen die Gegend südwestlich der masurischen Seen. Das Oberkommando glaubte hiergegen Maßnahmen treffen zu müssen und zog seine Truppen zurück. Die Ablösung vom Feinde erfolgte ohne jede Schwierigkeit. Der Feind folgte nicht. Die auf dem östlichen Kriegschauplatz getroffenen Maßnahmen mußten zunächst durchgeführt und in solche Bahnen geleitet werden, daß eine neue Entscheidung gesucht werden kann. Diese steht unmittelbar bevor. Der Feind hat die Nachricht verbreitet, daß er vier deutsche Armeekorps geschlagen habe. Diese Nachricht ist unwahr. Kein deutsches Armeekorps ist geschlagen. Unsere Truppen haben das Bewußtsein des Sieges und der Überlegenheit mit sich genommen. Der Feind ist über die Angerapp bis jetzt nur mit Kavallerie gefolgt. Längs der Eisenbahn soll er Insterburg erreicht haben. Die beklagenswerten Teile der Provinz, die dem feindlichen Einbruch ausgesetzt sind, bringen dieses Opfer im Interesse des ganzen Vaterlandes. Daran soll sich dasselbe nach erfolgter Entscheidung dankbar erinnern.

Der Generalquartiermeister.
(gez.) v. Stein.“

Diese Meldung klingt nicht wie ein Siegesbericht. Nach Lage der Dinge handelte es sich aber lediglich um eine notwendige strategische Maßnahme. Das geht auch aus einer in der „Ostdeutschen Volksstimme“ vom 22. August veröffentlichten Mitteilung des Ortskommandanten von Insterburg, Generalmajor Mittelstaedt, hervor, durch welche die Einwohner auf eine russische Invasion vorbereitet wurden. Da heißt es:

„Die Russen sind gestern und heute vorwärts Gumbinnen schwer geschlagen und können vor acht Tagen nicht hier sein. Die hiesigen Truppen sind auf höheren Befehl anderswo zu verwenden, werden aber zwei bis drei Tage mindestens in der Nähe bleiben. Es wird bald größere Einquartierung kommen. Die Intendantur ist angewiesen, durch die Stadtbehörden den hiesigen Einwohnern alles an Lebensmitteln zu geben, was sie hat. Einzelne direkt Anfordernde erhalten nichts. Falls die Stadt von preußischen Truppen geräumt und später (was überhaupt vor acht Tagen nicht möglich) die Russen Insterburg besetzen sollten, so ist es das beste, wenn jeder Einwohner in seinem Hause bleibt und den Russen gegenüber Gastfreundschaft übt. Nur dann, aber auch nur dann ist es gewährleistet, daß keine Repressalien geübt werden. Erfahrungsgemäß rauben die Russen nur die Häuser aus, die verschlossen sind. Es wird daher ernstlich geraten, daß jeder in seinem Hause bleibe. Ich ersuche in diesem Sinne zu wirken!“

Der Oberbürgermeister von Insterburg, Dr. Kirchhoff, erließ eine ähnliche Bekanntmachung an die Bevölkerung.

Ängstliche Gemüter sahen in dieser Veröffentlichung und noch mehr in der amtlichen von uns oben wiedergegebenen Meldung vom Zurückziehen unserer Streitkräfte aus Gumbinnen ohne Grund einen Sieg der Russen. Am 25. August wurde amtlich bekanntgegeben, daß die ganze Sachlage unserer Kriegsleitung durchaus nicht unerwartet kam, sondern geradezu in ihrem Plane begründet lag. Dieser mußte ja darauf ausgehen, den ersten großen Hauptschlag nach Westen zu führen. War diese Absicht erreicht, so konnte mit vollen Kräften nach Osten vorgestoßen und den inzwischen kämpfenden österreichischen Brüdern zu Hilfe geeilt werden. In Wahrheit handelte es sich, wie bald klar werden sollte und später ausführlich berichtet werden wird, bei all diesen Maßnahmen um die Vorbereitung eines in den letzten Augusttagen geführten Hauptschlages.

Unser Kriegsplan zeigte eine gewisse Übereinstimmung mit dem Österreichs. Auch die Österreicher hielten es nicht für der Mühe wert, besondere Streitkräfte nach Serbien zu werfen, denn dieser Staat drohte allein zugrunde zu gehen; schon durch den Kriegszustand an sich, weil ihm geradezu alles zum Kriegführen fehlte. Dagegen hatte Österreich-Ungarn seine Hauptmacht den Russen entgegengestellt und fast zu gleicher Zeit, als die obige amtliche Meldung über Gumbinnen verbreitet wurde, einen vernichtenden Schlag gegen Rußland geführt. Damals lagen die Verhältnisse so, daß die Russen einige Ortschaften in Ostpreußen besetzt hatten, die Österreicher aber schon weit in Russisch-Polen eingerückt und im Begriff waren, uns die Hände zu reichen.

Auch der oberste Kriegsherr weiß, welches Bollwerk gegen die Russen unsere braven Ostpreußen darstellen. Unterm 27. August hat Seine Majestät der Kaiser dem Staatsministerium nachstehendes Telegramm zugehen lassen:

„Großes Hauptquartier, 27. August.

Die Heimsuchung meiner treuen Ostpreußen durch das Eindringen feindlicher Truppen erfüllt mich mit herzlicher

Verwundung: Artilleriegeschoß, rechtes Bein.
Ort und Zeit der Verwundung: Im Wald bei Tagsdorf in der Nähe von Altkirch am 19. August zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags.

Der Verwundete sagt aus: Meine Kameraden mußten mich liegen lassen, und ich blieb 24 Stunden an derselben Stelle liegen, an welcher ich verwundet wurde. Gegen 5 Uhr abends fanden mich etwa acht bis zehn französische Soldaten des 153. Infanterieregiments, bedrohten mich mit blanker Waffe und beraubten mich meiner Barschaft von ungefähr zehn Mark und meiner silbernen Uhr. 24 Stunden nach meiner Verwundung fanden mich sodann französische Sanitätler, die mich nach Altkirch brachten, wo ich am 21. August durch einen französischen Arzt amputiert worden bin. Die Behandlung durch die französischen Sanitätler und Ärzte war den Umständen entsprechend gut und human. Die Verpflegung war indessen ungenügend, weil nichts vorhanden war, und auch die französischen Verwundeten konnten nicht besser verpflegt werden als die deutschen.

Für die wahrheitsgetreue Aufnahme obiger Aussagen leisten Gewähr: Professor Dr. Jessen und Gustav Krautinger.

Landwehrmann Adam Fath, Landwehrregiment 109, 9. Kompanie, aus Oberflockenbach bei Weinheim, wurde am 28. August durch die hiesige Sanitätskolonne im Auto aus Altkirch hierhergebracht.
Verwundet: 1. Artilleriegeschoß am rechten Arm; 2. Gewehrgeschoß am Mund.
Ort und Zeit der Verwundung: Tagsdorf bei Altkirch am 19. August zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags.

Der Verwundete sagt: Meine zurückgehenden Kameraden mußten mich zurücklassen, versuchten zwar später, mich zurückzuholen, aber erfolglos. Kurz darauf kam eine Anzahl französischer Infanteristen, die mich in eine nahe Scheune schleppten, woselbst sie mir die Uniform herunterrissen und die Unterkleider mit Messern aufschnitten. Sodann beraubten sie mich meines Brustgeldbeutels (Inhalt 20 Mark) und meines Taschengeldbeutels (Inhalt 3 Mark). Eine Uhr hatte ich nicht bei mir. In dieselbe Scheune schleppten dieselben und andere dazugekommene französische Infanteristen eine große Anzahl deutscher Verwundeter während der ganzen Nacht, und alle diese Verwundeten wurden ebenso wie ich ausgeplündert und bedroht. Vorgegangene deutsche Rote-Kreuz-Träger wurden von den Franzosen gefangen genommen und verhindert, uns zu verbinden. Erst am nächsten Morgen 10 Uhr fanden uns französische Krankenträger, die uns mit Wasser erfrischten und nach Altkirch brachten, wo ich erst abends 7 Uhr verbunden und amputiert worden bin. — Die Behandlung durch die französischen Sanitätler und Ärzte war human und gut. Die Verpflegung aber schlecht und ungenügend. Sie bestand aus Wasser und etwas Brot. Die Franzosen hatten auch für ihre eigenen Leute nichts anderes.

Für die wahrheitsgetreue Aufnahme der Angaben haften: Professor Dr. Jessen, Direktor Gustav Krautinger."

Diesen Protokollen ist, wie die obengenannte Zeitung schreibt, wenig hinzuzufügen. Es handelt sich danach um aktive französische Soldaten, die anscheinend planmäßig hilflose deutsche Verwundete ausplündern. Vorgänge solcher Art werfen ein schlimmes Licht auf die Manneszucht im französischen Heere. Man muß auch fragen, wo die französischen Offiziere während dieses lichtscheuen Treibens waren und ob sie nicht Gelegenheit hatten, ihrer raubenden Mannschaft entgegenzutreten? Neben diesem düsteren und unerfreulichen Bilde wirkt das Verhalten des französischen Sanitätspersonals und der französischen Ärzte doppelt freundlich, die offenbar ihre Pflicht wie ihre deutschen Kollegen unparteiisch gegen Freund und Feind erfüllen. Ehre diesen Braven! Auch in dem großen Lazarett von Zillisheim bei Mülhausen sind die deutschen Verwundeten nach übereinstimmenden Angaben durch die französische Verwaltung gut behandelt und reichlich verpflegt worden, was unserseits rückhaltlose Anerkennung verdient. Wir halten es natürlich französischen Verwundeten gegenüber ebenso.

Aus dem Reichsland. Straßburg, 12. August. Laut „Forbacher Zeitung" zeigte sich vergangenen Sonntag über Forbach ein französischer Flieger, der von unserer Infanterie heftig beschossen wurde. Der Flieger ließ ganze Haufen von Zetteln fallen, die in deutscher Übersetzung ungefähr folgenden Inhalt hatten: „Aufruf an die Elsaß-Lothringer: Frankreich, Rußland, England und Belgien stehen im Krieg mit Deutschland. In Frankreich haben alle Parteien ihren Streit vergessen, um sich in bewundernswerter Begeisterung zu vereinigen. Die jungen Leute, die noch nicht dienstpflichtig sind, die Männer über 45 Jahre kommen in Massen, um einzutreten. Selbst die Ausländer, die in Frankreich wohnen, bilden Korps, um ihre Streitkräfte mit den unseren zu vereinen. Die Mobilmachung geht mit voller Ruhe und freudiger Zuversicht vor sich. Es ist ein heiliger Krieg, der beginnt. Das ganze französische Volk ist entschlossen, Eure vergangenen Leiden zu rächen und endlich den Elsaß-Lothringern die Befreiung zu bringen, die sie seit mehr als vierzig Jahren erwarteten. Es lebe Elsaß-Lothringen! Es lebe Frankreich!" — Der Führer des Fliegers ist, wie man hört, bei Dudweiler infolge schwerer Verwundung gezwungen worden, zu landen.

Gestern nacht traf auf dem hiesigen Bahnhof ein Gefangenentransport von 110 Mann und mehreren Offizieren ein, die von Damen des Roten Kreuzes mit Erfrischungen bedacht wurden. Dabei sprachen sich mehrere der Franzosen in abfälliger Weise über die schlechte Rüstung der französischen Armee aus. So waren die betreffenden 110 gefangenen Infanteristen alle ohne Patronentasche ins Feld gerückt und hatten die Patronenkartons — mit Schnüren um den Leib gebunden!

Aus einem Soldatenbrief. Den „Münchner Neuesten Nachrichten" entnehmen wir folgenden Feldpostbrief:

„Liebe Marie! Will Dir nun zu wissen tun, daß ich nicht das Glück hatte, lange in Frankreich zu marschieren. Schon am zweiten Tage, als wir die Grenze überschritten, wurden wir in einen furchtbaren Straßenkampf mit Zivil und Militär verwickelt. Doch damals kam ich ohne eine Verwundung davon. Es pfiffen dortmals schon die Kugeln wie Schneeflocken um mich. Liebe Marie, ich muß Dir nun leider mitteilen, daß ich im zweiten Gefecht, wo nur unser Regiment gegen eine Division Franzosen kämpfte, von zwei Kugeln getroffen worden bin. Die Verwundungen sind zwar stark, aber nicht lebensgefährlich. Ich wurde wieder über die Grenze ins Spital gebracht. Jetzt, liebe Marie, werde ich von Rote-Kreuz-Schwestern gepflegt. Wenn Gott es will, kann ich vielleicht nochmals über den Feind herfallen. Ich hasse die Franzosen furchtbar, denn sie schießen nur hinterrücks und von den Häusern aus, wenn man ahnungslos dahingeht. Wir mußten schon vier Dörfer und Städte in Brand stecken. Sogar Frauen schießen auf einen. Wir haben aber in dem Gefecht, wo ich verwundet wurde, gesiegt. Der Feind floh nach dem Inneren des Landes. Wie lange ich hier bin, weiß ich nicht. Du kannst mir ja hierher schreiben. Also lebe wohl, aufs Wiedersehen freut sich J. H."

Das Bischöfliche Ordinariat in Straßburg teilt mit, daß über das Kloster der Redemptoristen in Riedisheim die schwersten Verdächtigungen grundlos verbreitet wurden. Alle diese Gerüchte werden widerlegt durch die Erklärung des Kommandierenden Generals v. Deimling, daß Fälle, wonach Geistliche sich während der Kämpfe des 15. Armeekorps im Oberelsaß einer Unkorrektheit schuldig gemacht hätten, ihm nicht bekannt geworden sind.

Humoristisches.

Rasche Abhilfe. Ein nettes Geschichtchen, das auch den Vorzug hat, wahr zu sein, wird dem „Blaumann" aus einem Verwundetenzuge erzählt, den ein verwundeter bayerischer Hauptmann führte. Bei dem Hauptmann beschwerten sich etliche gefangene französische Offiziere, die in einem Abteil zweiter Klasse Platz gefunden hatten, daß man verwundete deutsche Soldaten in dem gleichen Abteil mit ihnen untergebracht habe. Der Offizier sagte sofort Abhilfe zu, die er dann auch in der Weise bewerkstelligte, daß er die Herren Offiziere bat, mit ihm in einen anderen Wagen zu kommen. Dieser Wagen aber, den er ihnen hierauf anwies, war ein gewöhnlicher Gepäckwagen, in dem sie dann die Fahrt fortsetzen mußten. Die deutschen Verwundeten blieben in ihrem Wagen zweiter Klasse.

Von seiten unsrer Abonnenten ist verschiedentlich der Wunsch geäußert worden, die bisher auf den Umschlägen erschienenen Beiträge in den inneren Text aufzunehmen, um sie vor der Vergänglichkeit zu bewahren, da die Umschläge gewöhnlich nicht mit eingebunden werden. Wir werden von jetzt ab diesen Wünschen Rechnung tragen.

Für die Redaktion verantwortlich Gustav Feller, Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, beide in Stuttgart.
Für die Ausgabe in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien. Geschäftsstelle in Wien: Seilergasse 4.

Teilnahme. Ich kenne den in noch schwererer Zeit bewährten, unerschütterlichen Mut meiner Ostpreußen zu genau, um nicht zu wissen, daß sie stets bereit sind, auf dem Altar des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern und die Schrecknisse des Krieges standhaft auf sich zu nehmen. Das Vertrauen zu der unwiderstehlichen Macht unseres heldenmütigen Heeres und der unerschütterliche Glaube an die Hilfe des lebendigen Gottes, der dem deutschen Volk und seiner gerechten Sache und Notwehr bisher so wunderbar Beistand geleistet hat, werden niemand in der Zuversicht auf baldige Befreiung des Vaterlandes von den Feinden ringsum wanken lassen. Ich wünsche aber, daß alles, was zur Linderung der augenblicklichen Not in Preußen, sowohl der von ihrer Scholle Vertriebenen, als auch der in ihrem Besitz und Erwerb gestörten Bevölkerung, geschehen kann, als ein Akt der Dankbarkeit des Vaterlandes sogleich in Angriff genommen wird. Ich beauftrage das Staatsministerium, im Verein mit den Behörden des Staates, den provinziellen und städtischen Behörden und den Hilfsvereinen auf den verschiedenen Gebieten der Fürsorge durchgreifende Maßnahmen zu treffen und mir vom Geschehenen Meldung zu machen.

Wilhelm, R."

(Fortsetzung folgt.)



Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

Wasserversorgungswagen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Verpflegung unserer Heere.

(Hierzu die Bilder Seite 93, 94, 95 und die Kunstbeilage.)

Die Verpflegung der Armeen hat stets eine große, häufig sogar ausschlaggebende Rolle in den Kriegen aller Zeiten gespielt und die Aussprüche Friedrichs des Großen: „Der Weg zum Sieg geht durch den Magen des Soldaten" und „Die Kunst zu siegen ist machtlos ohne die Kunst zu verpflegen" — sind heute noch in gewissem Sinne zutreffend. Was vor 150 und vor 100 Jahren, wo es noch keine Schienenwege gab, bezüglich der Abhängigkeit der Kriegführung von den Hilfsmitteln für Verpflegung galt, das gilt heute in der Zeit der Eisenbahnen noch ebenso, weil die Vorteile des erleichterten Verkehrs- und Transportwesens ausgeglichen werden durch die in dem Anwachsen der Heeresziffern liegenden Schwierigkeiten der Massenverpflegung. Wenn vor 150 Jahren sich auf einem Kriegschauplatz selten mehr als 70 000--80 000 Mann auf jeder Seite gegenüberstanden und die französische „große Armee" im Jahre 1812 etwa 500 000 Mann stark war, so hatten schon im Jahre 1870 die mobilen deutschen Truppen die Zahl einer Million nahezu erreicht, der jetzige Krieg aber sieht weit größere Menschenmassen auf jeder Seite des Kampffeldes vereinigt. Daß die Verpflegung solcher auf verhältnismäßig engem Raum versammelten Massen trotz der heutigen Kultur- und Verkehrsverhältnisse eine schwierige Aufgabe ist, muß ohne weiteres einleuchten und ebenso, daß es der sorgfältigsten und umfassendsten Vorbereitungen schon im Frieden bedarf, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, die mit der Mobilmachung plötzlich an die Heeresleitung herantritt. Ein Armeekorps bedarf täglich rund 45 000 Kilogramm an Verpflegung für die Mannschaften und 90 000 Kilogramm an Hafer für die Pferde; vervielfältigt man diese Summe des Tagesbedarfs eines Armeekorps für ein Millionenheer, so wird man erkennen, welche ungeheuren Massen von Proviant nötig sind, um dessen Bedürfnisse zu befriedigen.

Ohne einige trockene Zahlen läßt sich kein richtiges Bild von dem ganzen Verpflegungsapparat einer Armee gewinnen. Der Weg dazu führt am besten vom kleinen zum großen, von den Bedürfnissen des einzelnen Mannes zu dem Bedarf der größeren Gesamtheit im Armeekorps- und Armeeverband und zu dessen Deckung und Bereitstellung, und damit im Zusammenhang zu einem allgemeinen Überblick über die verschiedenen Arten der Verpflegung des Heeres im Aufmarschgebiet und auf dem Kriegschauplatz.

Die gegen die gewöhnliche Friedensbeköstigung des Mannes erhöhte Kriegsportion — die Feldkost — welche sämtlichen im mobilen Verhältnis befindlichen Mannschaften, Offizieren und Beamten gewährt wird, besteht in der Brotportion: 750 Gramm Brot oder 500 Gramm Feldzwieback, und der Beköstigungsportion: 375 Gramm



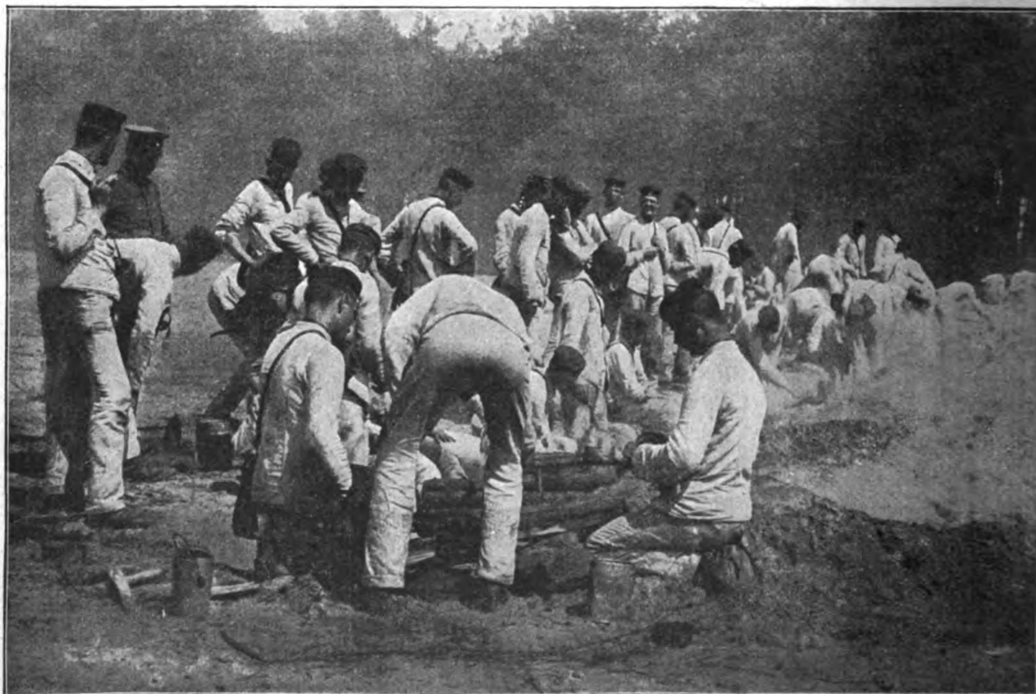
Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

Fahrbare Feldküche.

frisches oder gesalzenes Fleisch, oder statt dessen 200 Gramm geräuchertes Fleisch, Speck, Fleischwurst, Dauerwurst oder Fleischkonserven; an Gemüsen: 125 Gramm Reis, Graupen oder 250 Gramm Hülsenfrüchte oder Mehl, oder 1500 Gramm Kartoffeln, oder 150 Gramm Gemüsekonserven, oder 60 Gramm Dörrgemüse, oder die Hälfte der Portionssätze für Gemüse und 500 Gramm Kartoffeln; 25 Gramm gebrannten Kaffee oder 3 Gramm Tee mit 17 Gramm Zucker; 25 Gramm Salz. Diese Portion kann in Feindesland auf Befehl des Kommandierenden Generals — beziehungsweise über die Dauer von zwei Tagen auf Befehl des Armeeoberkommandos — erhöht oder durch Zutaten von Getränken und Zigarren ergänzt werden. Das durchschnittliche Gewicht einer Kriegsportion ist 1100 Gramm. In lebenden Stücken läßt sich der tägliche Bedarf an frischem Fleisch angeben: für ein Bataillon auf 2 Ochsen oder 5 Schweine oder 18 Kälber oder Hammel, für ein Kavallerieregiment auf 1⅓ Ochsen oder 3 Schweine oder 12 Kälber (Hammel); für eine Eskadron oder Batterie ⅓ Ochse oder ¾ Schweine oder 3 Kälber (bei Magervieh das Doppelte); für ein Armeekorps auf etwa 60 Ochsen täglich. Die Kriegsration soll bestehen für die Reitpferde aus 6 Kilogramm Hafer, 2,5 Kilogramm Heu und 1,5 Kilogramm Futterstroh, für die Zugpferde der schweren Artillerie des Feldheeres und der Belagerungstrains aus 12 Kilogramm Hafer, 7,5 Kilogramm Heu und 3 Kilogramm Futterstroh. —

Unabhängig von der dem regelmäßigen Verpflegungsmodus zugrunde liegenden Kriegsportion führt die Truppe als einen dauernden Verpflegungsvorrat für den Notfall einen eisernen Bestand mit sich, bestehend in drei — bei der Kavallerie neben einer Portion Fleisch- und Gemüsekonserven zwei — eisernen Portionen, zu der gehören: 250 Gramm Eier- oder Feldzwieback, 200 Gramm Fleischkonserven, 150 Gramm Gemüsekonserven, 25 Gramm Salz und 25 Gramm Kaffee im Gewicht von 750 Gramm einschließlich Verpackung in Ein- bzw. Zweiportionsbüchsen.

Die Unterbringung des eisernen Bestandes erfolgt bei den Fußtruppen für zwei Portionen im Tornister, für die dritte in den fahrbaren Feldküchen; bei der Kavallerie für eine Portion und die Fleisch- und Gemüsekonserven in den Packtaschen, für die andere im Lebensmittelwagen; bei den übrigen Truppen und Formationen teils im Tornister, teils auf den Pferden oder Fahrzeugen. Auf die Behütung dieses „Notpfennigs“ ist die ganz besondere Aufmerksamkeit der Vorgesetzten hingewiesen: „Alle Offiziere haben die Pflicht, innerhalb ihres Befehlsbereichs mit allen Mitteln auf die Erhaltung des eisernen Bestandes hinzuwirken. Den Mannschaften muß der Wert dieses Verpflegungsvorrates für ihre Selbsterhaltung klargemacht werden,“ so bestimmt die Felddienstordnung. Der Verbrauch darf nur im Notfall und bei vollständigem Mangel anderer Verpflegungsmittel mit Genehmigung der Vorgesetzten — und auch von diesen nur für eine Portion — eintreten und muß darüber sofort nach oben gemeldet und der Bestand sobald als möglich wieder ergänzt werden. In gleicher Weise führen als eiserne Rationen mit: Kavallerie für Zugpferde drei Rationen auf den Fahrzeugen, für die Reitpferde eine Drittelration auf den Pferden zum täglichen Verbrauch, für deren Ersatz sofort zu sorgen ist; die Fußtruppen und Trains für Reitpferde eine, für Zugpferde drei Rationen, Artillerie und sonstige Formationen anderthalb bis zwei, teils auf den Pferden, teils auf den Fahrzeugen. Die Ration kommt in bezug auf Hafer der Tagesration gleich; Heu und Stroh gehören nicht zur eisernen Ration, weil beides zu viel Raum



Aus dem Album „Unsere Infanterie“. Mit Genehmigung der Kunstverlagsanstalt Gerhard Stalling, Oldenburg i. G.

Abkochen im Biwak.

beansprucht und bei gutem Wetter leicht verstaubt, bei schlechtem verfault. Wie groß die Menge der benötigten Fourage ist, zeigt ein Vergleich des Gewichtsverhältnisses des Verpflegungsbedarfs einer Infanteriedivision (16 400 Mann, 3400 Pferde) für Mann und Pferd, indem einem Gewicht der Portionen von 18 000 Kilogramm etwa 20 000 Kilogramm für Rationen gegenüberstehen, also beinahe gleiche Zahlen gegenüber einem Verhältnis von Mann und Pferd wie 5 : 1.

Die nächste Vorratskammer nach dem Tornister des einzelnen Mannes und den Truppenfahrzeugen sind die den Truppenteilen zugeteilten Lebensmittel- und Futterwagen: für jede Kompanie der Fußtruppen ein zweispänniger Lebensmittelwagen, für jede Maschinengewehrabteilung, Eskadron, Batterie und Feldluftschifferabteilung ein Lebensmittelwagen und ein vierspänniger Futterwagen. Diese Wagen werden sofort nach der Mobilmachung auf dem Wege der Aushebung beschafft, sofern nicht die Truppenteile solche schon im Frieden angekauft haben. Mit einer Ladung von 500 Kilogramm sind die Lebensmittelwagen imstande, eine vollständige Portion (einschließlich Brot), eine dreitägige Teeportion, eine eintägige Haferration für die Offizierspferde und das zum Backen von Brot und Schlachten von Vieh erforderliche Gerät mitzuführen und in der Regel noch eine zweite Portion ohne Fleisch zu verladen. Der vierspännige Futterwagen mit einem Ladegewicht von 1000 Kilogramm führt eine Haferration für die Reitpferde der Kavallerie und reitenden Artillerie und für sämtliche Pferde der fahrenden Artillerie. Bei der Kavalleriedivision führt der Futterwagen der leichten Munitionskolonne noch eine Verpflegungsportion mit. Zu den Lebensmittelwagen des Infanterie-, Jäger- und Pionierbataillons, des Kavallerieregiments und schweren Fußartilleriebataillons tritt noch ein für die Truppe sehr wertvoller Wagen, der Marketenderwagen zum Vertrieb von Genuß- und Verbrauchsartikeln nach Anordnung des Truppenkommandeurs, sowie unter Umständen der Wasserversorgungswagen.

Eine weitere der Neuzeit angehörige Verpflegungseinrichtung von besonderer Bedeutung ist die Ausrüstung der Truppe mit der fahrbaren Feldküche für jede Infanterie-, Jäger- und Pionierkompanie und jede Batterie der schweren Artillerie des Feldheeres. Dieser zweispännige Küchenwagen mit Protze und Hinterwagen hat in letzterem einen 200 Liter fassenden Speisekessel sowie einen 70 Liter fassenden Kaffeekessel und ist bestimmt, der Truppe die mühsame und zeitraubende Arbeit des Kochens nach ermüdenden Märschen im Biwak abzunehmen. Er hat deshalb auch seinen Platz in der Marschkolonne bei der die Truppe unmittelbar begleitenden Gefechtsbagage. Die Speisen, die schon abends vorher oder in der Frühe angekocht und in dem Kessel während des Marsches zubereitet werden, können beim Übergang der Truppe zur Ruhe sofort zur Verausgabung gelangen. Der große Vorteil, der in der Entlastung des Mannes von der Arbeit des Kochens liegt, wird noch wesentlich dadurch erhöht, daß die Speisen meist besser und schmackhafter zubereitet sind, als dies sehr häufig im Biwak unter erschwerenden Umständen, durch Unkenntnis oder Ermüdung der Mannschaften, nasses Holz, regnerisches windiges Wetter, mangelnde Zeit und dergleichen, möglich ist. Vielfach ist im Feldzug das Kochen nach übermäßigen Anstrengungen ganz unterblieben. Die Feldküchen ermöglichen es, dem Soldaten die Hauptmahlzeit nicht erst nach langen Märschen, oft spät abends, zu verabreichen, sondern zu geeigneten Zeiten in den Mittagstunden bei längeren Ruhepausen. Mit der durch die Feldküchen gegebenen Möglichkeit einer regelmäßigeren und besseren Beköstigung des Mannes wird eine erfahrungsmäßig häufige Ursache von gesundheitsschädigender Überanstrengung und Schwächung des Soldaten beseitigt und dadurch seine Widerstandskraft gegen Krankheiten epidemischen Charakters erhöht.



Rast im Heerlager mit den Proviant- und Bagagewagen. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Eine bewegliche Verpflegungsreserve in größerem Rahmen bilden die Proviant- und Fuhrparkkolonnen und die beiden Feldbäckereikolonnen des Armeekorps. Die Proviantkolonnen, die besser bespannt und weniger belastet sind als

die Fuhrparkkolonnen, um den Truppen leichter folgen zu können, werden in der Regel mit sämtlichen Verpflegungsbedürfnissen für einen bestimmten Truppenteil beladen, und zwar mit Dauerartikeln, Speck, Zwieback, Fleischkonserven und Hafer — kein Brot und kein frisches Fleisch — und werden möglichst lange zurückgehalten, um erst auszuhelfen, wenn andere Verpflegungsarten versagen. Eine Proviantkolonne deckt den Verpflegungsbedarf für etwa eine Infanteriedivision an Portionen auf einen, an Rationen auf einen halben Tag. Eine Fuhrparkkolonne, 60 Planwagen, ladet das Doppelte einer Proviantkolonne und deckt den Tagesbedarf einer Infanteriedivision und einer Staffel der Munitionskolonnen und Trains. Der Tagesbedarf einer Kavalleriedivision für Mann und Roß kann auf einer Proviantkolonne untergebracht werden. Die Gesamtzahl der 13 Verpflegungskolonnen eines Armeekorps deckt den viertägigen Bedarf des Armeekorps und einer halben Kavalleriedivision, so daß die Verpflegung eines Armeekorps durch die auf den Truppenfahrzeugen und Verpflegungskolonnen mitgeführten Verpflegungsbedürfnisse, unabhängig von Quartier und Magazin, auf 8—9 Tage gesichert ist — Proviant- und Fuhrparkkolonnen 4 Tage, Lebensmittelwagen 1—2 Tage, eiserner Bestand 3 Tage. — Für die sichere Lieferung des Brotes, des wichtigsten, weil von dem Mann am schwersten zu entbehrenden Verpflegungsartikels, sind die beiden Feldbäckereikolonnen des Armeekorps bestimmt. Alle Ersatzmittel, Zwieback und andere Surrogate, bleiben eine unvollkommene Aushilfe. Eine Feldbäckereikolonne mit 12 fahrbaren Backöfen neuer Art (Grove) ist imstande, in 24 Stunden bei ununterbrochenem Betrieb 23 000 Portionen zu 1,5 Kilogramm, bei täglichem Ortswechsel 13 000 Portionen zu erbacken. Ein gewöhnlicher Backofen backt in derselben Zeit auf den Quadratmeter Ofenfläche etwa 250 Brotportionen.

Die Ausführung und Überwachung des gesamten Verpflegungsdienstes bei den Infanterie-, Jäger- und Pionierbataillonen, den Kavallerieregimentern, Feldartillerieabteilungen und Fußartilleriebataillonen, und außerdem bei jedem Generalkommando und Armeeoberkommando, liegt in der Hand des jedem dieser Truppenteile beigegebenen Verpflegungsoffiziers (Leutnant). Er besorgt den Empfang und eintretendenfalls den Ankauf und die Beitreibung der Lebensmittel, überwacht den pünktlichen Verkehr der Verpflegungsfahrzeuge zwischen Truppe und Empfangsstelle und ist überhaupt für den ordnungsmäßigen Gang des ganzen Verpflegungsdienstes der Truppe verantwortlich. — Die Verpflegung der Truppen während der Eisenbahnfahrt nach dem Aufmarschgebiet (siehe Kunstbeilage) ist durch die Militärtransportordnung und die Kriegsverpflegungsvorschrift geregelt und in den an den Eisenbahnlinien dafür bestimmten Verpflegungsstationen vorgesehen, welche spätestens vom vierten Mobilmachungstage an im Betrieb sein müssen. Die Auswahl der Stationen trifft die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs unter dem Gesichtspunkte, daß die Militärtransporte innerhalb 24 Stunden möglichst drei, mindestens aber zwei Verpflegungsstationen benutzen können. Zwischen je zwei Verpflegungsstationen wird in der Regel eine Tränkstation und an dieser bei großem Fahrabstand der Verpflegungsstationen noch eine Marketenderei eingerichtet. Für die vollen Kriegsverpflegungsanstalten werden schon im Frieden die Vorbereitungen zur Anlage von Küchen, Speiseschuppen, Marketendereien und Tränkanstalten getroffen; die Verpflegung, für die im Fahrplan im allgemeinen ein einstündiger Aufenthalt vorgesehen ist, erfolgt möglichst von 8 zu 8 Stunden mit zweimaliger warmer Kost innerhalb 24 Stunden zwischen 6 Uhr vormittags und 10 Uhr nachmittags.

Die Verpflegung der Armee im Aufmarschgebiet steht unter der obersten Leitung des Generalintendanten des Feldheeres, der seine Anweisungen nach den Anordnungen des Generalinspekteurs des Etappen- und Eisenbahnwesens trifft. Er regelt den Verpflegungsdienst nach den schon im Frieden getroffenen Vorbereitungen und leitet die gesamten Nachschubverhältnisse mit den ihm unterstellten Organen, den Intendanturen der Armeen und Armeekorps. — Soweit als irgend möglich erfolgt die Verpflegung des Feldheeres im Aufmarschgebiet durch die Quartierwirte, als der für die Truppe bequemsten und vorteilhaftesten Form. Zu den Vorbereitungen der Verwaltungsbehörden im Frieden gehört in dieser Beziehung ein sorgfältiges Studium über die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse und die darauf zu gründende Leistungsfähigkeit des in Frage kommenden Gebietes. Für ein Armeekorps mit einem täglichen Bedarf von 37 000—40 000 Portionen und 10 000 Rationen ist im allgemeinen ein Raum von 500 Quadratkilometern erforderlich, und man darf unter günstigen Verhältnissen darauf rechnen, auf dem Lande das Drei- bis Vierfache der Einwohnerzahl auf einige Tage verpflegen zu können. Bei voraussichtlich längerer Dauer und bei der Anhäufung großer Massen muß aber nach ausgesprochener Mobilmachung sofort mit der Anlage ausreichender Magazine in und hinter dem Aufmarschgebiet vorgegangen und deren Füllung in die Wege geleitet werden.

Für die Verpflegung in Feindesland gilt als oberster Verwaltungsgrundsatz, daß der Bedarf an Verpflegungsmitteln in erster Linie im Bereich der operierenden Armee durch die Truppen oder die Verwaltungsbehörden selbst zu decken ist und die Vorräte des Etappengebietes zunächst eine Reserve bilden. Darum wird auch nach Überschreiten der feindlichen Grenze soweit als möglich die Verpflegung durch die Quartierwirte beibehalten. Sie wird aber bei den jetzigen Heeresmassen in enger schlachtbereiter Versammlung auch ohne jede absichtliche Entziehung der Vorräte durch die feindlich gesinnten Landeseinwohner oft versagen, und es muß dann neben etwaigem freihändigem Ankauf die Beitreibung eintreten. Sie ist die ergiebigste Form, vom Kriegschauplatz zu leben, und erfolgt entweder seitens der Truppen selbst für ihren eigenen Bedarf oder in größerem Umfang seitens der Intendanturen unter Unterstützung durch die Truppen. Zur Vermeidung von Ausschreitungen, die durch die Kriegsartikel mit strenger Strafe bedroht sind, dürfen Beitreibungen der Truppen nur unter Führung von Offizieren, und, soweit keine Zahlung erfolgt, gegen gewissenhaft ausgestellte Bescheinigungen unternommen werden. Der Ankauf hat den Vorteil, daß die Macht des Geldes häufig noch manche verborgenen Vorräte zutage fördert, die der einfachen Forderung vorenthalten werden. Besonders ergiebig sind die noch unberührten feindlichen Gebiete, die von der vorausgehenden Heereskavallerie oder von den vordersten Marschkolonnen betreten werden. Hier gilt es, nicht unnütz verschwenderisch mit den vorgefundenen Vorräten zu verfahren, sondern etwaigen Überfluß für die nachfolgenden Truppen sicherzustellen.

Die Nacht von Andenne.

(Ein Kampf mit Franktireurs.)

Von Dr. Alex Berg.*)

(Hierzu das Bild Seite 89.)

Unser Reservekorps hatte den Befehl erhalten, die Festung Namur zu belagern und zu diesem Zweck am 20. und 21. August die Maas bei der Fabrikstadt Andenne zu überschreiten. Zurückgehende feindliche Truppen hatten die recht ansehnliche steinerne Brücke, die beide Teile der Maas verbindet, gesprengt. Unter dem Schutz von Infanterie hatten die Pioniere eine neue Brücke geschlagen, deren Fertigstellung am Nachmittag des 20. August erfolgt war, so daß gegen fünf Uhr mit dem Durchmarsch der Truppen durch die Stadt und dem Überschreiten der Maas begonnen werden konnte.

Es war gegen halb sieben Uhr abends, als die leichten Munitionskolonnen der Artillerie, die ich führte, etwa

*) Diese Schilderung einer Franktireurnacht, die wir der „Frankfurter Zeitung" mit deren Einverständnis entnehmen, stammt aus der Feder eines bekannten und angesehenen Frankfurter Rechtsanwalts, der dabei selbst verwundet wurde; sie zeigt recht anschaulich, wie erbittert und heimtückisch unsere Truppen in Belgien von der Bevölkerung überfallen wurden. Die Vorgänge von Andenne bilden insofern ein Seitenstück zu Löwen, als auch in Andenne der Kampf, nachdem er anscheinend unterdrückt worden war, immer erneut mit aller Heftigkeit wieder losbrach. Die Schilderung macht es begreiflich, wenn schließlich ein ganzer Ort in Flammen aufgehen muß. Es wäre sehr zu wünschen, daß sowohl die belgische Regierung wie das neutrale Ausland von solchen Schilderu[illegible] Kenntnis bekommen; sie werden alsdann [illegible]rstehen, daß [illegible] wackeren Truppen nichts anderes üb[illegible] blei[illegible] weiteren hinterlistigen Überfällen unter allen U[illegible] Immer wieder muß die belgische Regierung für dieses m[illegible]rgießen vor aller Welt verantwortlich gemacht werden.

zehn Kilometer vor Andenne angelangt waren, um sich in die Kolonne des Gros einzuschieben. Wir machten vor einem Dorf, an dem die Landstraße nach Andenne vorbeiführt, Rast. Andenne selbst war unseren Blicken durch vorgestreckte bewaldete Anhöhen entzogen. Plötzlich vernahmen wir in der Richtung nach Andenne heftiges Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang anhielt und von dem Donner einiger Kanonenschüsse begleitet war. Dann wurde es still. Wir zogen langsam durch das Dorf nach der Landstraße. Vor einzelnen Häusern mit Brunnen standen Trinkeimer. Da wurde von vorne der Befehl durch die Truppen weitergegeben: „Nicht aus den Brunnen trinken; die Brunnen sind vergiftet." Gleich darauf pflanzte sich der weitere Befehl durch die Truppen durch: „Revolver heraus, Achtung auf Franktireurs!" Diese Warnung war nur zu berechtigt. Denn wenige Minuten später galoppierte ein Unteroffizier mit der Meldung heran, daß er mit seinen Leuten aus einem Haus beschossen worden sei. Sofort drang die begleitende Infanterie in das Anwesen ein, erschoß die erwachsenen männlichen Einwohner und steckte das Haus in Brand.

Langsam vorrückend, näherten wir uns bei einbrechender Nacht Andenne. Über dem bewaldeten Höhenrücken, hinter dem die Stadt liegen mußte, glänzte in breiter Ausdehnung ein Feuerschein, bald stärker, bald schwächer werdend, das sichere Anzeichen eines gewaltigen Brandes. Um elf Uhr nachts waren wir auf der Höhe angelangt. Da bietet sich unseren Augen ein wunderbar grausiger Anblick. Vor uns in der Maasebene liegt eine brennende Stadt — Andenne — brennend an allen Ecken und Enden. Der Brand mußte schon stundenlang gewütet haben. Denn von vielen Häusern, insbesondere Fabriken, stehen nur noch die Mauern, zwischen denen brennende, glühende Balken mit lautem Krachen zusammenstürzen. An anderen Stellen, an denen das Feuer besonders günstige Nahrung gefunden hat, lodern die Flammen zum Himmel empor, das furchtbare Schauspiel grell beleuchtend. Es war kein angenehmes Gefühl, in diese Stadt zwischen brennende Häuser einzureiten, immer gewärtig, von glühenden Balken getroffen zu werden. Unsere Vermutung, daß hier vor wenigen Stunden ein erbitterter Straßenkampf getobt haben mußte, wurde zur Gewißheit, als wir beim weiteren Einrücken die Leichen erschossener Franktireurs in wildem Durcheinander an den Rändern der Straße liegen sahen.

Die innere, nach der Maas zu belegene Stadt, in die wir kurz nach Mitternacht einrückten, war vom Brand zum großen Teil verschont. Die Läden der Häuser waren geschlossen. Kein Licht zeigte sich. Alles schien in vollkommener Ruhe zu sein. Wir biegen gerade nach einem freien Platz ein, als unter meinem Pferd ein harter Gegenstand aufschlägt. In demselben Augenblick erdröhnt ein fürchterliches Krachen und Zischen unter mir, Feuerstrahlen schießen knatternd rechts und links an meinem Pferd empor, das noch einen gewaltigen Satz in die Höhe macht, dann nach der Seite zusammenbricht und mich zum Teil unter sich begräbt. Das Platzen dieser Bombe war offenbar das verabredete Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn nun begann aus allen Häusern des Platzes ein geradezu ohrenbetäubendes Schießen auf die Fahrzeuge der Munitionskolonne, die in kurzen Abständen im Galopp über den Platz eilten, um dieser gefährlichen Zone zu entrinnen. Man schoß aus allen Fenstern, Kellerlöchern und Dachluken; man schoß von den Balkons, aus Schießscharten und aus den halbgeöffneten Haustüren. Rechts und links neben mir prasselten die Kugeln funkensprühend auf das Pflaster. Ich versuchte, trotz der heftigsten Schmerzen, die ich infolge des Sturzes verspürte, meinen Schenkel unter dem Pferd herauszuziehen. Ich bildete hierbei für die Franktireurs jedenfalls ein bequemeres Zielobjekt, als die im Galopp dahinstürmenden Fahrzeuge. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. Ich versuche, mich aufzurichten — da fällt aus unmittelbarer Nähe, aus einer Ecke des Platzes, ein Schuß. Ich sehe den Feuerschein, empfinde eine Erschütterung am Knie und spüre gleich darauf, wie Blut an meinem Schenkel herunterläuft. Ich raffe mich auf und taumle — begleitet von einem wüsten Kugelregen, aber begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht — über den Platz nach der Straße, in welche die Fahrzeuge verschwunden waren, und sinke schließlich an der Treppe eines Gartens zusammen. Da knallt es auch schon hinter dem Gartentor und links und rechts hinter den Büschen und Bäumen und aus den Fenstern des Hauses auf der anderen Straßenseite



Gefangennahme meuchelmörderischer belgischer Bauern.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Die deutschen Maschinengewehre in

Nach einer Originalzeichnung



r Schlacht bei Löwen.
r. Kienmayer.

gegen mich. Ich raffe mich noch einmal auf, schieße mit der Pistole nach den Richtungen, aus denen ich die Feuerstrahlen leuchten sah, und wanke auf die Straße. Hier höre ich, wie im Galopp ein Munitionswagen über die Straße saust. Ich schreie dem Vorderreiter ein „Halt!" zu, die Fahrer reißen die Pferde zusammen — und der Wagen steht.

Ich rufe den Kanonieren zu, ich sei verwundet. Sie erkennen ihren Hauptmann an der Stimme, und während die Kugeln um die Räder sausen, werde ich langsam emporgehoben und auf die Protze des Munitionswagens gebettet.

In wenigen Minuten hatten wir die übrigen Fahrzeuge erreicht, die in einer ziemlich schmalen, nach der Maas hinführenden Straße zu zweien, vielfach auch zu dreien nebeneinander aufgefahren waren. An dieser Stelle war es ruhig, so daß sich die Munitionskolonne ordnen konnte, um den Übergang über die Brücke zu beginnen. Die Straße selbst wurde nur matt durch ein am Ende stehendes brennendes Gebäude erhellt. Da ertönt plötzlich aus dem Haus, vor dem ich halte, mitten in die Stille der Nacht ein Schuß, ihm folgt aus dem Nachbarhaus ein zweiter, dritter, und im Augenblick entwickelt sich aus beiden Häuserreihen auf die Kolonne eine wahnsinnige Schießerei. In blindem Fanatismus schießen die Franktireurs, ohne zu zielen und ohne nur einen Augenblick Ruhe zu geben, auf die Straße. Eine Feuergarbe neben der anderen sprüht aus den Häusern heraus. Die Mannschaften der Artillerie und Infanterie erwidern das Feuer; Fensterscheiben rasseln klirrend zu Boden, Haustüren werden eingeschlagen. So entsteht in der schmalen Gasse ein solcher Höllenlärm, daß niemand sein eigenes Wort versteht. Da im Dunkel der Nacht und bei der bedrückenden Enge die Beschießung eigener Truppen nicht ausgeschlossen ist, ergeht der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Schießen der Franktireurs dauert aber in gleicher Heftigkeit fort. Plötzlich ertönt von der Maas her, erst schwach, dann immer stärker werdend, der mit Jubel aufgenommene Ruf „Andenne" — das Losungswort des Tages, herrührend aus den Kehlen der zu unserem Schutz herbeieilenden Gardeschützen. Sie flankieren die Straßenseiten, schießen nach jedem Fenster, hinter dem sich eine Bewegung zeigt, und bringen auf diese Weise das Feuer der Franktireurs sehr bald zum Schweigen. Unter diesem Schutz vollzog sich alsdann in den frühen Morgenstunden in aller Ruhe der Übergang über die Maas, der gegen vier Uhr beendet war.

Jetzt erfuhren wir auch, daß dieser ganze wohlorganisierte Straßenkampf ein Vorspiel hatte. Als am Abend zuvor, gegen sechs Uhr, der Übergang über die Maas begonnen hatte, sei der belgische Pfarrer mit einer Klingel durch die Stadt gezogen, um hiermit das Zeichen zum Kampf zu geben. Im Anschluß hieran habe ein heftiger Straßenkampf begonnen. Es war jenes Gefecht, das wir selbst von den Höhen vor Andenne gehört hatten. Eine Batterie, die gerade im Begriff stand, einzuziehen, habe dann die Stadt in Brand geschossen. Die feindselige Haltung der Bevölkerung sei um so weniger zu erwarten gewesen, als die Gardeschützen, die schon anderthalb Tage in der Stadt einquartiert waren, in der friedlichsten Weise mit der Bevölkerung verkehrt und sich anscheinend ihre Sympathien erworben hatten. Nachdem dann dieser erste Anschlag vereitelt war, hatte die Bevölkerung sich zunächst ruhig verhalten und das Einbrechen der Nacht abgewartet, um unter ihrem Schutz erneut in meuchlerischer Weise über die Truppen im Straßenkampf herzufallen. Die Franktireurs schossen ohne ruhiges Zielen in einer geradezu fanatischen Wut. Diesem Umstand und dem Dunkel der Nacht ist es wohl zuzuschreiben, daß unsere Verluste nicht erheblich waren. Nur die Infanterie hatte, wie mir mitgeteilt wurde, in den Kämpfen etwa dreißig bis vierzig Mann verloren.

Als im Morgengrauen die schweren Nebel von der Maas aufstiegen, sah man Häuser der Innenstadt, in denen der Straßenkampf getobt hatte, in Flammen aufgehen. Gleichzeitig ertönte über den Fluß herüber in einzelnen Zwischenräumen das kurze, aber furchtbare Knattern von Gewehrsalven. Das Strafgericht über Andenne hatte seinen Fortgang genommen.

Die Kämpfe bei Löwen.

(Hierzu die Bilder Seite 97, 98/99, 101.)

Eines der blutigsten Ereignisse auf dem belgischen Kriegschauplatz ist das dreitägige Ringen in der Gegend von Löwen gewesen. Über die Kämpfe selbst ist bisher nur spärlich berichtet worden; was wir erfuhren, ist wenig und kam über Rotterdam. Doch das ist leicht erklärlich. In jenen Tagen vom 21. bis 26. August folgten die hocherfreulichen Siegesmeldungen einander Schlag auf Schlag, vom Sieg des bayrischen Kronprinzen südlich von Metz bis zum Fall von Namur und Longwy. Darüber wurde der Vorstoß gegen Nordwesten, in der Richtung auf Antwerpen, beinahe übersehen. Versteht man aber die kurzen Meldungen richtig zu lesen und mit den gleichzeitigen Ereignissen auf den benachbarten Kampfplätzen in Einklang zu bringen, so drängt sich auch hier wieder die Überzeugung auf, daß unsere braven Soldaten schier Unmögliches zu leisten und zu erdulden hatten.

Am 20. August rückten die deutschen Truppen in Brüssel ein; gleichzeitig eroberten sie bei dem etwa 60 Kilometer östlich gelegenen Tirlemont (Tienen) eine Anzahl Geschütze und machten 5000 Gefangene. Am 22. siegte Herzog Albrecht von Württemberg an der Südgrenze von Belgien am Semois. Am 25. waren fünf Forts von Namur und die Stadt selbst in unserem Besitz. Am 27. wurden bereits die Engländer durch den Generaloberst v. Kluck bei Maubeuge, also auf französischem Boden, geschlagen, während gleichzeitig die Armeen der Generalobersten v. Bülow und Freiherr v. Hausen im Dreieck zwischen Sambre und Maas etwa acht Armeekorps französisch-belgischer Truppen niederrangen und vor sich hertrieben. Wenn nun gleichzeitig von Antwerpen her starke Streitkräfte über Mecheln vorgestoßen waren, so ergibt sich ihre Bestimmung von selbst; sie sollten den deutschen rechten Flügel von der Seite oder gar vom Rücken her angreifen und zum Rückzug zwingen, um von dieser Seite her schließlich die ganze deutsche Stellung zu umfassen und aufzurollen. Der Plan scheiterte an dem schnellen und kräftigen Vorstoß unserer Heere, wodurch in der feindlichen Front zwischen Brüssel und Maubeuge ein großes Loch entstand, das nicht mehr zu füllen war. Damit schwebte der Angriff der Belgier von Norden her in der Luft. Einige französische und englische Abteilungen haben allerdings auch bei Löwen mitgekämpft, denn unter den Tausenden von Verwundeten, die man nach Antwerpen brachte, befanden sich auch Franzosen und Engländer. Ihre Hauptmacht aber wurde rechtzeitig gegen Südwesten zurückgeschlagen. Die Belgier, die übrigens sehr tapfer kämpften, glaubten sich denn auch von ihren Verbündeten schmählich betrogen. „Seit vierzehn Tagen," klagten ihre Soldaten einem holländischen Berichterstatter, „wurde uns von ihnen beständig Hilfe versprochen; aber wenn es darauf ankam, standen wir allein und mußten uns totschießen lassen. Unser Vormarsch wurde dreimal abgeschlagen. Wir haben gekämpft wie die Löwen, aber wir konnten gegen die Übermacht nicht an; für jeden gefallenen Feind standen zehn neue auf. Und doch hätten wir wohl ausgehalten, wären unsere Leute nicht von dem grauenhaften Feuer der deutschen Maschinengewehre buchstäblich niedergemäht worden. Diese entsetzlichen Mordwerkzeuge speien buchstäblich den Tod. Da gab es keinen Widerstand. Auch hatten wir Mangel an Offizieren." Die Folge dieses blutigen Ringens war das Vorrücken der deutschen Truppen gegen Antwerpen, über dem am 26. ein Zeppelinluftschiff erschien; es warf Bomben aus, von denen eine die Gasanstalt zerstörte.

So tapfer sich aber die Belgier hier wie anderwärts schlugen, eine unauslöschliche Schande haben sie doch gleichzeitig auf sich geladen, indem sie allenthalben die Zivilbevölkerung zum grausamsten Franktireurkrieg aufstachelten. Am schrecklichsten hat sich das in Löwen gezeigt. Die Obrigkeit hatte die Stadt regelrecht übergeben; mit den Bewohnern begann ein freundschaftlicher Verkehr. Dann rückten unsere Truppen wieder aus, den gemeldeten Vorstoß von Antwerpen abzuwehren; nur Abteilungen des Landwehrbataillons Neuß blieben zurück, als Eisenbahnbewachung. Als nun der zweite Teil des Generalkommandos dem Kommandierenden General zu Pferd folgen wollte und auf dem Markt antrat, wurde plötzlich aus den Häusern ringsum geschossen. Gleichzeitig erhob sich die Bevölkerung in zehn anderen Stadtteilen und beim Bahnhof, wo eben ein Militärzug einlief. An einem vorher verabredeten Zusammenarbeiten mit dem Ausfall aus Antwerpen ist nach amtlicher deutscher Darstellung nicht zu zweifeln. Das war keine erlaubte Kriegslist mehr, sondern eine verräterische

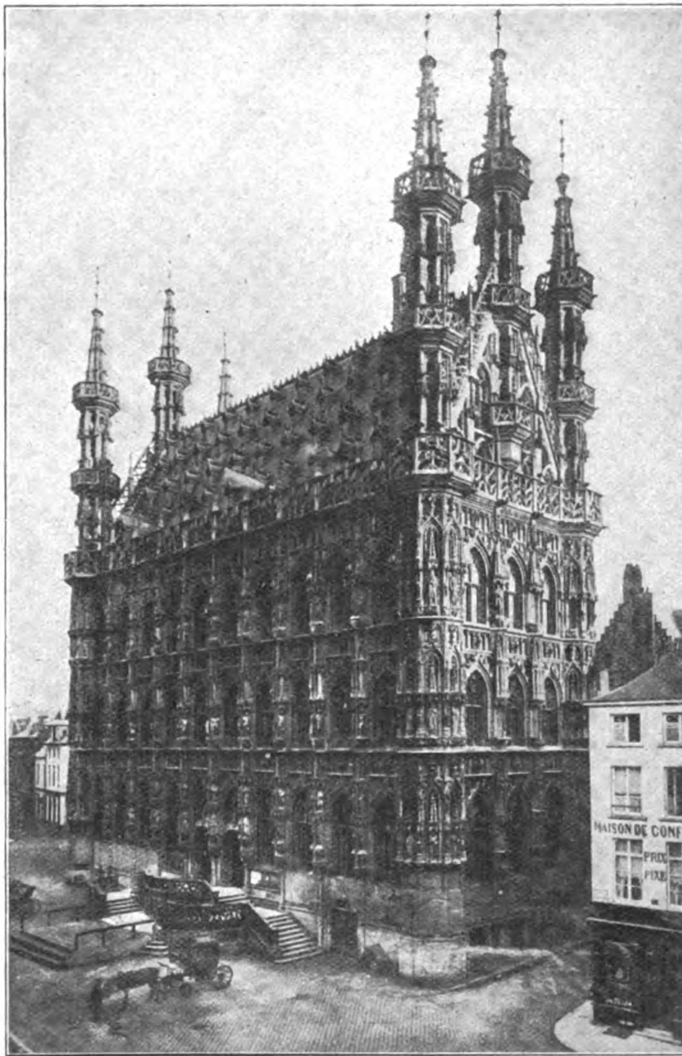
Überrumplung durch die bürgerliche Bevölkerung. Die Waffen wurden nicht sichtbar getragen; auch nahmen wieder Frauen und Mädchen am Kampf teil. Strenge Bestrafung war die Folge. Die an der Teilnahme schuldigen Stadtteile, besonders die beim Bahnhof, wurden zusammengeschossen und dem Erdboden gleich gemacht. „Das Schauspiel war entsetzlich," beschreibt ein Augenzeuge die Vorgänge jener Schreckensnacht. „Die Stadt brannte an allen Ecken. Dann wurden vor unseren Augen waffentragende Einwohner standrechtlich erschossen. Zwischendurch krachten die Gewehrschüsse. In den Gasthäusern explodierten die Spiritusfässer; es war ein Getöse, so fürchterlich, daß ich heute noch davon halb taub bin. Der kommende Tag bot traurige Bilder. Da wurden neue Sünder herbeigebracht, mit ihnen kamen weinende und flehende Frauen und Kinder. Trotz allen Grimmes über den tückischen Überfall, der planmäßig Punkt acht Uhr eingesetzt hatte, konnte sich kein deutsches Herz des Mitgefühls entziehen für diese schuldlosen Opfer. Oh, diese verblödeten Narren, die das Unglück über ihre schöne Vaterstadt brachten!"

Die belgische Regierung hat über die Gründe der Zerstörung von Löwen, die übrigens nur etwa ein Fünftel der Stadt betraf, die unverschämte Lüge verbreitet, deutsche Truppen, beim Ausfall von Antwerpen zurückgeworfen, seien beim Rückfluten in die Stadt irrtümlich von den eigenen Landsleuten beschossen worden; darauf habe man sich so fürchterlich an den unschuldigen Bewohnern gerächt. Der beste und schlagendste Gegenbeweis ist wohl die Schilderung, die ein belgischer (!) Dominikaner in der „Kölnischen Volkszeitung" gegeben hat; sie ist einfach überzeugend und unwiderleglich.

„Die belgische Regierung," lautet die Aussage, „erließ nach dem Einzug der deutschen Truppen eine Bekanntmachung, die zur Ruhe aufforderte und besonders vor dem Schießen warnte, da sonst schwere Strafen verhängt würden. Die Geistlichen wurden angewiesen, diese Kundmachung am Sonntag, dem 23., zu verkündigen und dem Volke einzuschärfen. Von dem deutschen Militär waren Geiseln festgenommen worden, die, da alles ruhig blieb, am 24. abends wieder freigelassen wurden. Am Dienstag, den 25., morgens wurde noch einmal in allen Kirchen zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt. Am Nachmittag dieses Tages kamen um fünf Uhr neue deutsche Truppen an, die, wie auch die vorhergehenden, die mittlerweile Löwen wieder verlassen hatten, in der Stadt einquartiert wurden. Bald darauf verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, Engländer und Franzosen seien von zwei Seiten im Anzug. Man hörte um diese Zeit Kanonendonner und Gewehrfeuer. Alsbald wurden schon aus den Häusern vereinzelte Schüsse auf die Soldaten abgegeben, was zur Folge hatte, daß um sieben Uhr dreißig Minuten abends die Soldaten unter die Waffen gerufen wurden. Da begannen die Bürger in größerer Zahl aus den Häusern auf die Deutschen zu schießen. Die Truppen antworteten mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Schon gingen Häuser in Flammen auf, besonders in der Bahnhofstraße. Von der großen Peterskirche, in der man Waffen gefunden hatte, brannte das ganze Dach ab. Jeder, der sich am Fenster zeigte, wurde beschossen.

Die Geiseln wurden von neuem eingezogen und ins Rathaus verbracht. Darunter befanden sich der Vizerektor der Universität Coenraets, der Subprior der Dominikaner und noch zwei Priester. Vom Rathaus wurden diese Geiseln unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt, damit sie an den Straßenecken die Bewohnerschaft in Französisch und Flämisch zur Ruhe mahnten. Das dauerte bis vier Uhr nachts. Gleichwohl wurde während dieser Zeit aus den Häusern geschossen. Die Soldaten erwiderten das Feuer, und die Brände mehrten sich.

Am Mittwoch mittag wurden die Geiseln von neuem durch die Straßen geführt, und sie verkündeten in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand nicht eingestellt werde. Es nützte nichts; selbst während dieses Rundganges wurde das Feuern nicht eingestellt. Man schoß sogar auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, ebenso auf den Arzt. Die ganze Nacht auf Donnerstag setzten sich diese Schändlichkeiten fort. Besonders auf dem Boulevard gingen nun immer mehr Häuser in Flammen auf." Am 27. August erfolgte dann das Bombardement. Auch in der ganzen Umgebung von Löwen hatte sich die Landbevölkerung, Frauen und Mädchen inbegriffen, am Franktireurkrieg wieder beteiligt. Daß solchem Tun strengste Sühne folgte, also jeder mit Waffen Betroffene ohne Unterschied des Geschlechts der verdienten Strafe zugeführt wurde, ist nichts anderes als traurige Notwendigkeit.



Phot. Berl. Illustr.-Gesellsch., Berlin.
Das Rathaus von Löwen, das bei dem Brande der Stadt unversehrt blieb.

Löwen, französisch Louvain, ist eine uralte Stadt, die schon im 9. Jahrhundert genannt wird; hier erfocht am 1. September 891 König Arnulf einen entscheidenden Sieg über die Normannen. Später wurde es Sitz der Herzöge von Brabant. Im 14. Jahrhundert zählte die Stadt über 100 000 Einwohner; sie war die größte und reichste des Landes, was sie hauptsächlich ihrer blühenden Tuchweberei zu verdanken hatte, die sich von da nach England verbreitete. Im 16. Jahrhundert fiel die Hälfte der Bevölkerung der Pest zum Opfer. 1426 wurde die Universität gegründet, die zu hoher Berühmtheit gelangte. Von den großartigen Kunstbauten ist vor allem das — zum Glück fast unversehrt gebliebene — Rathaus zu nennen, 1448—1463 von Matthäus Layens erbaut, 1842 erneuert, mit reichen Zieraten in Spätgotik; ferner die schon erwähnte Peterskirche und die sogenannten Hallen, 1317 als Warenniederlage für die Tuchmacher erbaut, 1679 der Universität eingeräumt. Das Schloß des Königs Arnulf, schon vor dem Bombardement nur noch als Ruine erhalten, soll nach dem Volksglauben auf Julius Cäsar als Erbauer zurückgehen. Nach der letzten Volkszählung hatte Löwen rund 50 000 Seelen.

Von der Schlacht bei Longuyon

gibt der folgende Feldpostbrief, der uns von den Angehörigen eines württembergischen Unteroffiziers der Reserve zur Verfügung gestellt wird, eine anschauliche Schilderung.

Donnerstag, den 3. September 1914.

Meine Lieben!

Während vor uns die Kanonen unausgesetzt donnern, finde ich jetzt vielleicht einige Augenblicke, um Euch ein paar Zeilen über die furchtbare Schlacht bei Longuyon—Noers zu schreiben.

Es war am Montag, den 24. August, um sieben Uhr, als wir, die elfte Kompanie, zum Schutze einer Batterie des . . . Artillerieregiments gegen einen überlegenen Gegner an der Straße Longuyon—Noers lagen. — Vor uns links auf einer Anhöhe befanden sich zwei Maschinengewehre und ein Teil der Regimenter . . . Es war furchtbar, das feindliche Granat- und Schrapnellfeuer, und bewunderungswürdig war es, wie die braven deutschen Soldaten standhielten. — Unaufhörlich platzten die furchtbaren Granaten des Feindes in unseren Reihen. Rechts und links fielen die Kameraden zu Dutzenden, und tief ins Herz drang das Gestöhn der Verwundeten, denen man nicht helfen konnte.

Das feindliche Artilleriefeuer wird nun so stark, daß wir langsam gegen Longuyon zurückweichen. — Dies bemerken unser Major Roschmann und unser Hauptmann, und sofort erhält unser erster Zug, in dem auch ich war, den Befehl, im höllischen Feuer die Zurückgehenden wieder mitzureißen. Einige vierzig Mann, voran der Major, Hauptmann und Leutnant, stürmen wir vor. Wir rufen aus Leibeskräften Hurra! Vorwärts! und erreichen auch, daß die Zurückgehenden wieder mitstürmen. Von neuem geht's auf die Anhöhe, wo die beiden Maschinengewehre sich heldenmütig mit halber Mannschaft halten; das Wasser geht aus, aber trotzdem wird weitergeschossen, daß die Läufe glühen.

Die Anhöhe ist erreicht! Furchtbares Gewehrfeuer empfängt uns, die wir atemlos verschnaufen. Viele, viele der armen Kameraden fallen, aber heldenmütig hält das kleine Häuflein die Höhe. Rechts von mir steht mein Major, aufrecht, die brennende Zigarre im Mund, das Gewehr an der Wange, und schießt ununterbrochen, links von mir kniet mein Hauptmann und schießt, und ich selbst, einen Strohhalm im Munde, todmüde, schieße ununterbrochen. Neben mir steht ein Unteroffizier, den Unterkiefer weggerissen, den Revolver in der Faust, und schießt heldenmütig. Er spricht mit den Augen, mit dem Mund kann er nimmer. Ein Held! Ich verbrenne mir die Finger an meinem Gewehrlauf. Immer furchtbarer wird das feindliche Feuer, aber unser Häuflein denkt an kein Zurück. Patronen sind viele da durch die Gefallenen, es fehlt also nicht.

Das Geräusch der anfliegenden und platzenden Granaten ist fürchterlich; wir ducken uns unwillkürlich bei den Granaten, die nur 10 Meter vor, neben und hinter uns einschlagen. Jedesmal sind wir mit Erde vollständig bedeckt, aber ein guter Engel scheint uns zu schützen. Da platzt eine Granate 10 Schritte vor mir. Ein Braver wird, das Gewehr und den Tornister in der Hand, etwa 15 Meter hoch in die Luft geschleudert. Furchtbar war dieser Anblick, und dicke Tränen liefen mir und manch anderem über die Wangen. Ein unheimlicher Grimm erfaßt mich, ich schieße wie wahnsinnig.

Wieder deckt uns die von einer Granate aufgeworfene Erde zu. Alles sieht sich um, aber mein Major und Hauptmann sind noch da, aufrecht stehend ersterer und ruhig seine Zigarre rauchend! Wir unterhalten uns im furchtbaren Zischen des Gewehrfeuers und im Krachen der Granaten. Vor wollen wir, nur vor. — Aber das Häuflein an dieser Stelle ist zu klein, wir können nur schießen und wieder schießen. Unzählige Tote und Verwundete liegen zwischen und hinter uns. Schrecklich ist das Gestöhn und Gejammer der Getroffenen. Man möchte so gerne den lieben armen Kameraden helfen, aber man braucht uns vorn nötig.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Eines der erbeuteten russischen Maschinengewehre mit russischem Vorspann wird in Berlin am 2. September eingebracht.

Da werde ich von meinem Hauptmann zurückgesandt. Meinen Tornister lass' ich liegen (ich sah ihn nimmer) und laufe, so schnell mich meine Füße tragen können, gegen Longuyon, um Verstärkung zu holen. Mit Tränen in den Augen muß ich an den vielen armen Kameraden vorbei, die mich anflehen, ihnen zu helfen, sie mitzunehmen. Der Schweiß läuft an mir nieder, meine müden Beine tragen mich kaum mehr, aber ich muß, beiße die Zähne zusammen und laufe mitten im fürchterlichen Feuer.

Da plötzlich erhalte ich einen Schlag an der linken Hand. Das Blut fließt über die Finger, ein Finger ist durchschossen. Ich verbinde mich im Gehen selbst und treffe einen General nach etwa einer Viertelstunde und richte meinen Auftrag aus. Dann begeb' ich mich zum Verbandplatz nach Longuyon, um mich verbinden zu lassen. Zu beschreiben, was ich da sah, dazu fehlen mir die Worte, ich will's Euch später zu erzählen versuchen. Still ging ich wieder, denn die da lagen, hatten Hilfe nötiger als ich. Jetzt heilt mein Finger schön.

Alle von dem kleinen Häuflein Helden sind von meinem Major zu einer besonderen Auszeichnung, möglichst zum Eisernen Kreuz, vorgemerkt und eingegeben worden. Ob wir's erhalten, ist fraglich.

Es geht weiter, und ich schließe. Ob ich ein zweites Mal wieder so entrinnen werde, ist mehr als fraglich. Hoffen wir! Ich möchte Euch so gerne wiedersehen!

Tausend herzliche Grüße und Küsse von Eurem dankbaren Gustav.

Die Generale Dankl und v. Auffenberg.

(Hierzu die Bilder Seite 85.)

Der Plan des österreichisch-ungarischen Generalstabs, durch ein rasches, kühnes Vorgehen die gegen die nördliche galizische Grenze anrückenden russischen Armeen über den Haufen zu werfen, rechnete mit normalen Verhältnissen. Die Strategen unserer Verbündeten durften annehmen, daß die russische Mobilmachung erst 6—8 Wochen nach der Kriegs-



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Blick über den Pariser Platz in Berlin während des Einholens eroberter Geschütze. — Im Hintergrund das Brandenburger Tor.

Am 2. September wurden die ersten in der Reichshauptstadt eingetroffenen erbeuteten französischen, belgischen und russischen Geschütze, Maschinengewehre und Trophäen unter feierlichem Glockengeläute und Salutschüssen deutscher Artillerie eingebracht und im Schloßhof aufgestellt.

erklärung völlig vollzogen sein würde. So entschloß man sich zum Vormarsch zweier Armeen, links und rechts der Weichsel, unter der Führung des Generals der Kavallerie Viktor Dankl. Bei Krasnik kam es zu einer dreitägigen Schlacht, an der beide Gruppen vereint teilnahmen. Sie warfen den Feind unter schweren Verlusten und trafen ihre Vorbereitungen zur Einnahme des umschlossenen Lublin.

Eine zweite Armee, unter der Führung des Generals der Infanterie von Auffenberg, drang gegen Cholm in dem Raum Zamosc—Trzewodow vor. Auch sie schlug unter schweren Kämpfen den Feind; 30 000 Gefangene und 200 Geschütze fielen in ihre Hände.

Bei Lemberg stand der rechte Flügel der im Norden Galiziens kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen; sie bildeten die Hauptarmee. Man entschloß sich auch hier zum Vorstoß, mußte aber nach elftägigen, zum großen Teil erfolgreichen Kämpfen die Erfahrung machen, daß der Feind an diesem Punkte weit überlegene Kräfte ins Feld geführt hatte, die trotz allen Heldenmuts nicht zu werfen waren. Die Führung dieser Armee entschloß sich nun, Lemberg preiszugeben und die Truppen in eine gesicherte Stellung zurückzunehmen, um ihnen einige Ruhe zu gönnen. Die Ablösung vom Feinde ging völlig glatt vor sich, worauf nach wenigen Tagen ein erneuter Vorstoß unternommen wurde. Es gelang, nicht nur den mittlerweile vordringenden Feind zum Stehen zu bringen, sondern ihn auch unter Gefangennahme von 10 000 Mann und mit Verlust von zahlreichen Geschützen zurückzudrängen.

Diese strategischen Maßnahmen haben bewiesen, daß der österreichisch-ungarische Generalstab aus den tüchtigsten Kräften zusammengesetzt ist und daß beide Generale, Dankl wie Auffenberg, wagemutige und heldenhaft kämpfende Truppen gegen den Feind führten. General der Kavallerie Viktor Dankl wie General der Infanterie Moritz Ritter von Auffenberg wurden für ihre hervorragenden Waffentaten vom Kaiser von Österreich durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens mit Kriegsdekoration ausgezeichnet.

Ersterer war bis kurz vor dem Kriege Kommandant des 14. Korps und Landesverteidigungskommandant von Tirol und Vorarlberg. Er wurde, im Jahre 1854 geboren, 20 Jahre alt aus der Wiener-Neustädter Militärakademie als Leutnant zum 3. Dragonerregiment ausgemustert. Der junge Offizier besuchte die Kriegschule und trat dann in den Generalstab ein. Zur Linie versetzt, wurde er Stabschef einer Kavalleriedivision, darauf Generalstabschef des 13. Korps, später Chef des Direktionsbureaus des Generalstabes. Mittlerweile zum Generalmajor befördert, wirkte er als Kommandant der 36. Infanteriedivision in Agram, dann in Innsbruck. Er hat sich schon bei den großen Armeemanövern im Jahre 1908 besonders ausgezeichnet und jetzt vor dem Feinde den Ruf großer Tüchtigkeit in hervorragender Weise gerechtfertigt.

General der Infanterie von Auffenberg entstammt einem württembergischen Adelsgeschlechte. 1852 in Troppau geboren, erhielt er die erste militärische Ausbildung im Kadetteninstitut zu Hainburg und in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, die er im Jahre 1871 als Leutnant verließ. Auch er besuchte die Kriegschule und wurde dann dem Generalstab zugeteilt. Er machte in dieser Eigenschaft den Okkupationsfeldzug im Jahre 1878 mit und fand dann Verwendung im Eisenbahnbureau und im Militärgeographischen Institut. In die Linie versetzt und mittlerweile bis zum Oberst aufgerückt, kommandierte er das 23. und dann das 78. Infanterieregiment, später die 65. Infanteriebrigade. In dieser Stellung rückte er zum Generalmajor vor. Im Jahre 1905 erhielt er als Feldmarschalleutnant das Kommando der 36. Infanterietruppendivision in Agram. Der Kaiser betraute ihn dann mit dem Amt eines Generalinspektors der Korpsoffizierschulen und mit der Ausgestaltung und Neuordnung dieser Schulen, wobei er sich in hohem Grade verdient machte. Er war zuletzt Kommandant des 15. Korps und Kommandierender General in Serajewo.

Der rechte Flügel der in Galizien bei Lemberg kämpfenden Truppen wird von Erzherzog Friedrich befehligt. Sein Großvater hat bei Aspern die Franzosen unter Napoleon I., sein Oheim bei Custozza die Italiener besiegt. Dem Erzherzog zur Seite steht der Chef des Großen Generalstabs Freiherr Konrad von Hötzendorf, ein anerkannt genialer Stratege, der indessen bei Lemberg bis jetzt, wie schon oben gesagt, nur Teilerfolge zu verzeichnen hat, weil hier dem Hauptstoße der gewaltigen russischen Übermacht mit fast übermenschlichen Anstrengungen in dreiwöchigem Kampfe begegnet werden mußte. Die Heeresleitung gibt bekannt, daß diesem Flügel 360 000 Russen mehr gegenüberstanden. Die Teilerfolge konnten, so groß sie auch gewesen sind, nicht ausgenutzt werden, weil die Russen in der Lage waren, für jede geschlagene Division eine neue vorzuschicken. Strategische Rücksichten erforderten die Zurücknahme dieses Flügels in eine gesicherte Stellung, an deren Erzwand nun die ungeheure russische Überzahl zerschellen soll.

Diese Zurücknahme des bei Lemberg kämpfenden rechten Flügels in Verbindung mit dem Aufmarsch neuer russischer Kräfte bei Lublin und südlich von Cholm konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Zentrum und den linken Flügel bleiben. Um die Verbindung aufrecht zu erhalten und die neue geschlossene Front zu bilden, mußten auch die Streitkräfte der siegreichen Generale Dankl und Auffenberg in größerem Maße zurückgenommen werden. In der Armee Auffenbergs, so berichtet der „Pester Lloyd", mußte der Befehl, sich vom Feinde abzulösen, zweimal gegeben werden. Die braven Soldaten wollten, weil ihnen die höhere strategische Einsicht für diese notwendige Maßnahme mangelte, nicht daran glauben. Waren sie doch seit Wochen ständig vorgedrungen, hatten den Feind geschlagen, Gefangene gemacht und Geschütze erbeutet, und nun sollten sie die errungenen, heldenmütig erkämpften Vorteile aufgeben. Jetzt sind diese beiden siegreichen Armeen mit der Hauptmacht, die bei Lemberg mehrwöchentlich im Kampfe stand, vereinigt. Sie werden auf einem engeren und günstigeren Raume vereint dem russischen Ansturm Trotz bieten, bis sich durch die fortgesetzte Schwächung des Feindes die Wendung zum Besseren ergibt.

Der französische Aufmarschplan. Im Tagebuch eines französischen Offiziers, der bei Verdun gefangen wurde, befand sich, wie dem „Deutschen Volksblatt" berichtet wird, der französische Aufmarschplan, der wie folgt lautet:

„1. Armee, Maubeuge: 1., 2., 3. und 10. Armeekorps. — 2. Armee, Verdun: 9., 11., 4. und 6. Armeekorps. — 3. Armee, Toul: 20., 5. und 8. Armeekorps. — 4. Armee, Epinal: 13., 12., 17. und 18. Armeekorps. — 5. Armee, Belfort: 7., 14., 15. und 16. Armeekorps.

Jede Armee setzt sich zusammen aus 500 000 Mann, insgesamt also 2 500 000 Mann, die für die Offensive verfügbar sind, ohne die Territorialtruppen zu rechnen.

Die 1. Armee vereinigt sich mit den englischen und belgischen Armeen, besetzt nach dem Durchmarsch durch Belgien Köln und Koblenz und wirft sich den aus Norddeutschland vorstoßenden deutschen Streitkräften entgegen. Die 2. Armee besetzt (!) Metz und wendet sich nach dessen Einnahme gegen Saarlouis und Koblenz, wo sie ihre Vereinigung mit der 1. Armee vollziehen wird. Die 3. Armee dringt in Lothringen ein, besetzt den nördlichen Teil der Vogesen und wird dann ihren Standort vor Straßburg verlegen. Die 4. Armee wird die übrigen Teile der Vogesen besetzen und dann den anderen Armeen als Reservearmee folgen. Die 5. Armee wird sich Altkirchs und Mülhausens bemächtigen und dann ihren Standpunkt vor Straßburg verlegen, das zu nehmen ist, und wird ihre Vereinigung mit der 3. Armee herbeiführen. Es bleiben uns also nur noch 3 Armeen, die Armee A in Koblenz, die Armee C in Straßburg, die Armee D als Reserve."

Aus diesem französischen Operationsplan geht mit zwingender Beweiskraft hervor, daß nicht nur die Engländer, sondern auch die Belgier ein Zusammenwirken mit den französischen Truppen von Anfang an verabredet hatten.

Sie brandschatzen ihr eigenes Land. Unseren Truppen ist folgender Befehl des Kommandanten der 1. französischen Armee in die Hände gefallen: Übersetzung: „Es ist dem Oberbefehlshaber der 1. Armee durch die Stadtbehörde von Rambervillers zur Kenntnis gebracht worden, daß die Soldaten in dieser Stadt zu Akten der Gewalttätigkeit und der Plünderung sich haben hinreißen lassen. Diese Handlungen sind um so bedauerlicher und verwerflicher, als sie auf französischem Boden begangen worden sind. Der Kommandierende General des 21. Armeekorps wird sofort eine Untersuchung in dieser Angelegenheit einleiten, damit die Urheber dieser Verbrechen dem Kriegsgericht übergeben werden können. Gezeichnet: Dubail."

Mit diesem Dokument wird die besonders bei unserer kronprinzlichen Armee gemeldete Wahrnehmung, daß die französischen Truppen sogar im eigenen Lande plündern und rauben, von amtlicher französischer Seite bestätigt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Vorgänge auf dem westlichen Kriegschauplatze haben von Anfang an weit mehr Interesse in Anspruch genommen, als die Kriegsoperationen im Osten. Bestand doch kein Zweifel darüber, daß sich die deutsche Kriegskunst in erster Linie im Westen bewähren müsse; denn mit den russischen Horden fertig zu werden, blieb immer noch Zeit genug. Wir wußten ja auch, daß die Franzosen seit dreiundvierzig Jahren einen Revanchekrieg gegen uns rüsteten und all ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet hatten, nicht etwa nur Elsaß-Lothringen zurückzuerobern, sondern ganz Deutschland zugrunde zu richten. Ein reiflich erwogener, jahrzehntelang überlegter und in allen Einzelheiten angeblich sorgfältig vorbereiteter Kriegsplan diente diesem Zwecke. Die Parole unserer Kriegsleitung mußte deshalb lauten: „Auf nach Westen!" Die ersten Kriegstage bis zum 3. August haben wir bereits geschildert (Seite 52). Es waren nichtssagende Grenzgefechte, sozusagen Plänkeleien, die beweisen sollten, daß unsere westlichen Nachbarn gerüstet seien. Wir beschränkten uns darauf, die französischen Einfälle abzuwehren, und unser erster Vorstoß über die Grenze wurde erst am 6. August gemeldet, an welchem Tage amtlich bekanntgegeben wurde, daß Briey nordwestlich von Metz von deutschen Truppen besetzt worden sei. Briey liegt wenige Kilometer nordwestlich von St. Privat. Hätte man 1871 ahnen können, daß sich bei Briey gerade die riesigen Minetteerzlager befinden, so wäre natürlich die Grenze jenseits dieses reichen Landstrichs gezogen worden. Militärisch diente die erwähnte Maßnahme dem Bedürfnis, unseren Grenzschutz in Feindesland vorzuschieben; anderseits stellte Briey — wenn der Krieg glücklich für uns ausging — eine Beute dar, die wir natürlich nicht wieder aus der Hand geben durften.

Bevor wir aber diese Kunde von unserem Vorstoße auf französischem Boden erhielten, gab es ganz andere Überraschungen. In der Reichstagssitzung vom 4. August, über deren Verlauf wir auf Seite 33 u. folg. ausführlich berichtet haben, wurde das deutsche Volk durch die in der Rede des Reichskanzlers enthaltene Nachricht überrascht, daß unsere Truppen in Belgien eingerückt seien. England hat diesen Einmarsch zum Vorwand für seine Kriegserklärung genommen, die gleichfalls am 4. August erfolgte. Wenn sich also England auf seiten Belgiens schlug, so war auch mit einem kriegerischen Eingreifen Belgiens zu rechnen. In der Tat hat auch der belgische Gesandte noch am 4. August seine Pässe verlangt, was einer Kriegserklärung gleichzuachten ist. Unterm 5. August wurde dann amtlich gemeldet: „Der englische Botschafter und der belgische Gesandte haben heute früh Berlin verlassen." Von den deutschen Behörden waren den beiden Diplomaten zwei Salonwagen mit Speisewagen zur Verfügung gestellt worden. Ein höherer Beamter des Auswärtigen Amtes war bei der Abreise auf dem Bahnhof anwesend.

Es war also klar, wir hatten auch gegen Belgien zu kämpfen. Aber diese Erkenntnis reichte nicht aus, um vorahnen zu lassen, daß unsere ersten großen Schläge nicht gegen Frankreich, sondern gegen Belgien gerichtet sein würden.

In London und Paris hatte man über die Haltung der deutschen Regierung in der belgischen Frage die gröbsten Unwahrheiten verbreitet. Diesen Unwahrheiten wird am besten entgegengetreten durch den Wortlaut der dem deutschen Gesandten in Brüssel am 2. August gegebenen telegraphischen Anweisung. Sie lautet:

„Der deutschen Regierung liegen zuverlässige Nachrichten über den beabsichtigten Aufmarsch französischer Streitkräfte an der Maasstrecke Givet-Namur vor. Sie lassen keinen Zweifel über die Absicht Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland vorzugehen. Die Kaiserliche Regierung kann sich der Besorgnis nicht erwehren, daß Belgien, trotz dem besten Willen, nicht imstande sein wird, ohne Hilfe den französischen Vormarsch mit so großer Aussicht auf Erfolg abzuwehren, daß darin eine ausreichende Sicherheit gegen eine Bedrohung Deutschlands gefunden werden kann. Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung für Deutschland, einem feindlichen Angriff zuvorzukommen. Mit dem größten Bedauern würde es daher die deutsche Regierung erfüllen, wenn Belgien einen Akt der Feindseligkeit gegen sich darin erblicken würde, daß Maßnahmen seiner Gegner Deutschland zwingen, zur Gegenwehr auch seinerseits belgisches Gebiet zu besetzen. Um jede Mißdeutung auszuschließen, erklärt die Kaiserliche Regierung das folgende:

1. Deutschland beabsichtigt keinerlei Feindseligkeiten gegen Belgien. Ist Belgien gewillt, in dem bevorstehenden Kriege Deutschland gegenüber eine wohlwollende Neutralität einzunehmen, so verpflichtet sich die deutsche Regierung, beim Friedensschluß den Besitzstand und die Unabhängigkeit des Königreichs in vollem Umfange zu garantieren.

2. Deutschland verpflichtet sich unter obiger Voraussetzung, das Gebiet des Königreichs wieder zu räumen, sobald der Friede geschlossen ist.

3. Bei einer freundschaftlichen Haltung Belgiens ist Deutschland bereit, im Einvernehmen mit den belgischen Behörden alle Bedürfnisse seiner Truppen gegen Barzahlung anzukaufen und jeden Schaden zu ersetzen, der etwa durch deutsche Truppen verursacht werden könnte. Sollte Belgien den deutschen Truppen feindlich entgegentreten, insbesondere ihrem Vorgehen durch Widerstand der Maasbefestigungen oder durch Zerstörungen von Eisenbahnen, Straßen, Tunneln oder sonstigen Kunstbauten Schwierigkeiten bereiten, wird Deutschland zu seinem Bedauern gezwungen sein, das Königreich als Feind zu betrachten. In diesem Falle würde Deutschland dem Königreich gegenüber keine Verpflichtungen übernehmen können, sondern müßte die spätere Regelung der Verhältnisse beider Staaten



Österreich-ungarische Infanterie besetzt ein Dorf an der serbischen Grenze.

zueinander der Entscheidung der Waffen überlassen. Die Kaiserliche Regierung gibt sich der bestimmten Hoffnung hin, daß diese Eventualität nicht eintreten wird und die belgische Regierung die geeigneten Maßnahmen zu treffen wissen wird, um zu verhindern, daß Vorkommnisse wie die vorstehend erwähnten sich ereignen. In diesem Falle würden die freundschaftlichen Bande, die beide Nachbarstaaten verbinden, eine weitere dauernde Festigung erfahren. Euer Hochwohlgeboren wollen heute abend acht Uhr der belgischen Regierung hiervon streng vertraulich Mitteilung machen und sie um Erteilung einer unzweideutigen Antwort binnen zwölf Stunden, also bis morgen früh acht Uhr, ersuchen. Von der Aufnahme, die Ihre Eröffnungen dort finden werden, und der definitiven Antwort der belgischen Regierung wollen Euer Hochwohlgeboren mir umgehend telegraphische Meldung zugehen lassen.

(gez.) v. Jagow.

Seiner Hochwohlgeboren
dem Kaiserlichen Gesandten v. Below, Brüssel."

Aus dieser Anweisung wird man ersehen, daß rasches Handeln für uns Bedingung des kriegerischen Erfolges war. Die Franzosen waren im Begriff, uns auf dem Wege über Belgien zu überfallen, und es galt, ihnen zuvorzukommen. Daß unsere Kriegsleitung aber so rasch zur Hand sein werde, wirkte geradezu verblüffend. Schon am 7. August wurde die folgende amtliche Meldung verbreitet: „Unsere Vorhuten sind vorgestern längs der ganzen Grenze nach Belgien eingerückt. Eine unbedeutende Truppenabteilung hat einen Handstreich auf Lüttich mit großer Kühnheit versucht. Einzelne Reiter sind in die Stadt gedrungen und wollten sich des Kommandanten bemächtigen, der sich nur durch die Flucht entziehen konnte. Der Handstreich auf die modern ausgebaute Festung selbst ist nicht geglückt. Die Truppen stehen vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner. Natürlich wird die gesamte Presse des feindlichen Auslandes diese Unternehmung, die auf den Gang der großen Operationen ohne jeden Einfluß ist, zu einer Niederlage stempeln. Für uns ist sie nur eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Tat und ein Beweis für die todesmutige Angriffslust unserer Truppen."

Man kann sich denken, welch allgemeines Erstaunen diese Nachricht hervorrief. Wir standen erst am sechsten Tage der Mobilmachung und von irgendwelchen Kämpfen in Belgien war noch nichts bekannt, und nun plötzlich diese Nachricht, die fast rätselhaft erschien. Nach dem Bericht eines belgischen Augenzeugen hatte sich dieses Heldenstück, das uns beinahe den Kommandanten der Festung in die Hände geliefert hätte, folgendermaßen zugetragen:

General Leman war gerade an der Arbeit mit den Mitgliedern seines Stabes in dem Bureau der Rue Sainte Foy, als ganz in der Nähe wildes Geschrei laut wurde. „Das ist unerträglich, man kann gar nicht mehr arbeiten!" sagten die Offiziere, die an die Tür gingen und nachsehen wollten. „Die Deutschen sind da!" hieß es. In demselben Augenblick knallten Schüsse, und der arme Marchand lag am Boden. Zwei preußische Offiziere und sechs Mann, die Pistole in der Faust, standen vor dem Hause mit fahnentragenden Zivilisten (?). „Schnell einen Revolver her!" rief General Leman. „Herr General, Sie dürfen Ihr Leben im gegenwärtigen Augenblick nicht aufs Spiel setzen, Sie werden ja niedergemacht werden," rief Major L... — „Nein, nein, lassen Sie mich durch." Major L..., ein Hüne, machte kurzen Prozeß: er ergriff den General, der weder groß noch stark ist, und warf ihn über eine Mauer; dann kletterte er selbst hinüber. Nun war er in den Nebengebäuden der Fonderie (Waffenfabrik). Man schoß auf die beiden aus den Fenstern der Nachbarhäuser, wo „Zivilisten" mit Browningpistolen aufgestellt waren. L... drängte den General gewaltsam in das Häuschen eines Fabrikarbeiters, wo die beiden Zuflucht in einer braven Familie fanden. Jenseits der Mauer „holten" die Kameraden L.s und die Gendarmen der Bedeckung die beiden deutschen Offiziere und die sechs Mann in einem kurzen Kampf „herunter", in dem auch zwei belgische Gendarmen getötet wurden. — Etwa siebzig oder fünfundsiebzig Kilometer von dem Schauplatz dieses Ereignisses entfernt hatte der Generalstab der Armee eine Ahnung von dieser Tragödie, und zwar unter Umständen, die an das realistische Theaterstück: „Ein Drama am Fernsprecher" erinnern. Einer der Mitarbeiter Lemans, Hauptmann B., telephonierte eine Meldung an den Großen Generalstab. Plötzlich brach er ab mit dem Rufe: „Zum Donnerwetter, die Deutschen sind da!" Man hörte dann nichts weiter als Schüsse. —

Freilich war der Handstreich, der in der Nacht vom 6. zum 7. August ausgeführt und am 7. August bekannt wurde, mißlungen; aber man wußte aus dieser Nachricht wenigstens, daß die deutschen Truppen Lüttich belagerten. So mancher, der sich an den Krieg von 1870/71 erinnerte, mochte mit einem Seufzer der langwierigen Belagerungen jener Zeit gedenken und mit Zweifel der Zukunft entgegensehen. Eine Festung wie Lüttich konnte unsere besten Kräfte wochen-, ja monatelang aufhalten. Jene bedenklichen Köpfe aber wurden um so mehr überrascht, als schon wenige Stunden später, am Abend des 7. August, in Berlin die folgende amtliche Nachricht verbreitet wurde:

„Die Festung Lüttich ist von den deutschen Truppen im Sturm genommen worden. Nachdem die Abteilungen, die den Handstreich auf Lüttich unternommen hatten, verstärkt worden waren, wurde der Angriff durchgeführt. Heute morgen acht Uhr war die Festung in deutschem Besitz."

Ein ungeheurer Jubelsturm durchbrauste die Stadt beim Bekanntwerden des ersten großen deutschen Waffenerfolges, und alles war gespannt, Näheres zu erfahren. Doch erst am 17. August wurden die ersten Nachrichten durch folgende amtliche Darstellung ergänzt: „Uns waren Nachrichten zugegangen, daß vor Ausbruch des Krieges französische Offiziere und vielleicht auch einige Mannschaften nach Lüttich entsandt waren, um die belgischen Truppen in der Handhabung des Festungsdienstes zu unterrichten. Vor Ausbruch der Feindseligkeiten war dagegen nichts einzuwenden. Mit Beginn des Krieges wurde es Neutralitätsbruch durch Frankreich und Belgien. Wir mußten schnell handeln. Nichtmobilisierte Regimenter wurden an die Grenze geworfen und auf Lüttich in Marsch gesetzt. Sechs schwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie haben Lüttich eingenommen. Danach wurden sie dort mobil und erhielten als erste Verstärkung ihre eigenen Ergänzungsmannschaften. Zwei weitere Regimenter konnten nachgezogen werden, die ihre Mobilmachung soeben beendet hatten. Unsere Gegner wähnten bei Lüttich hundertzwanzigtausend Deutsche, die den Vormarsch wegen Schwierigkeiten der Verpflegung nicht antreten konnten. Sie haben sich geirrt. Die Pause hatte einen anderen Grund. Jetzt erst begann der deutsche Aufmarsch. Die Gegner werden sich überzeugen, daß die deutsche Armee gut verpflegt und ausgerüstet den Vormarsch antrat. Majestät hat sein Wort gehalten, an die Einnahme der Forts von Lüttich nicht einen Tropfen deutschen Blutes mehr zu setzen. Der Feind kannte unsere Angriffsmittel nicht. Daher glaubte er sich in den Forts sicher. Doch schon die schwächsten Geschütze unserer schweren Artillerie veranlaßten jedes durch sie beschossene Fort nach kurzer Beschießung zur Übergabe. Die noch erhaltenen Teile der Besatzungen retteten dadurch ihr Leben. Die Forts aber, gegen die unsere schweren Geschütze feuerten, wurden in allerkürzester Frist in Trümmerhaufen verwandelt, unter denen die Besatzung begraben wurde. Jetzt werden die Forts aufgeräumt und wieder zur Verteidigung eingerichtet. Die Festung Lüttich soll den von unseren Gegnern vorbereiteten Plänen nicht mehr dienen, sondern dem deutschen Heer ein Stützpunkt sein."

Der fast unglaublich schnelle Erfolg unserer Belagerungstruppen wird aber erst erklärlich durch das wirksame Eingreifen unseres Militärluftschiffs „Z VI", über das wir bereits auf Seite 22 näher berichteten.

Eine amtliche Meldung vom 9. August teilte dann mit, daß wir in Lüttich ein Viertel der gesamten belgischen Armee gegen uns hatten. Drei- bis viertausend Kriegsgefangene wurden nach Deutschland verbracht. Unsere Verluste waren zwar nicht unbedeutend, aber sie erreichten nicht im entferntesten jene Höhe, die eine langwierige Belagerung nach sich gezogen hätte; dagegen waren die Verluste der Belgier sehr groß.

Die Bedeutung, welche die schnelle Erstürmung von Lüttich für uns hat, wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß von seiten der französischen Strategen, wie überhaupt von allen Militärfachleuten angenommen worden ist, Lüttich dürfte eine Belagerungsarmee von etwa hundertzwanzigtausend Mann mindestens zwei Monate aufhalten. Diese hundertzwanzigtausend Mann wären dann auf so lange Zeit einer Feldschlacht entzogen gewesen, und nach dem endlichen Fall der Festung, wenn dieser wirklich herbeigeführt worden wäre, hätte die Belagerungsarmee natürlich ungeheure Verluste zu verzeichnen gehabt.

Das Außerordentliche unseres Erfolges vor Lüttich macht es erklärlich, daß Gerüchte in Umlauf kamen, die Eroberung von Lüttich habe gewaltige Opfer an Menschenleben gefordert. Diese Gerüchte wurden noch besonders genährt durch das Verhalten der französischen Regierung, die der Festung für ihr tapferes Verhalten das Kreuz der Ehrenlegion verlieh. Vergeblich fragte man sich, durch welche Taten diese Auszeichnung verdient worden sei, und die Antwort konnte nur dahin gehen, daß die Verteidiger uns so großen Schaden bereitet hätten, daß er einer Niederlage gleich komme. Diesen Gerüchten trat der Generalquartiermeister von Stein in einer Depesche entgegen, worin es heißt:

„Französische Nachrichten haben unser Volk beunruhigt. Es sollen zwanzigtausend Deutsche vor Lüttich gefallen und der Platz überhaupt noch nicht in unserem Besitz sein. Durch die theatralische Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion an die Stadt Lüttich sollten diese Angaben bekräftigt werden. Unser Volk kann überzeugt sein, daß wir weder Mißerfolge verschweigen, noch Erfolge aufbauschen werden. Wir werden die Wahrheit sagen und haben das volle Vertrauen, daß unser Volk uns mehr als dem Feinde glauben wird, der seine Lage vor der Welt möglichst günstig hinstellen möchte. Wir müssen aber mit unseren Nachrichten zurückhalten, solange sie unsere Pläne der Welt verraten können. Jetzt können wir ohne Nachteil über Lüttich berichten. Ein jeder wird sich selbst ein Urteil bilden können über die von den Franzosen in die Welt geschrienen zwanzigtausend Mann Verluste. Wir hatten vor vier Tagen bei Lüttich überhaupt nur schwache Kräfte, denn ein so kühnes Unternehmen kann man nicht durch Ansammlung überflüssiger Massen vorher verraten. Daß wir trotzdem den gewünschten Zweck erreichten, lag in der guten Vorbereitung, der Tapferkeit unserer Truppen, der energischen Führung und dem Beistand Gottes. Der Mut des Feindes wurde gebrochen, seine Truppen schlugen sich schlecht. Die Schwierigkeiten für uns lagen in dem überaus ungünstigen Berg- und Waldgelände und in der heimtückischen Teilnahme der ganzen Bevölkerung, selbst der Frauen, am Kampfe. Aus dem Hinterhalt, den Ortschaften und Wäldern feuerten sie auf unsere Truppen, auch auf Ärzte, die die Verwundeten behandelten, und auf die Verwundeten selbst. Es sind schwere und erbitterte Kämpfe gewesen, ganze Ortschaften mußten zerstört werden, um den Widerstand zu brechen, bis unsere braven Truppen durch den Fortsgürtel gedrungen und im Besitz der Stadt waren. Es ist richtig, daß ein Teil der Forts sich noch hielt, aber sie feuerten nicht mehr. Seine Majestät wollte keinen Tropfen Blutes unserer Truppen durch Erstürmung der Forts unnütz verschwenden. Sie hinderten nicht mehr an der Durchführung der Absichten. Man konnte das Herankommen der schweren Artillerie abwarten und die Forts in Ruhe nacheinander zusammenschießen, ohne nur einen Mann zu opfern, falls die Fortsbesatzungen sich nicht früher ergaben. Aber über dies alles durfte eine gewissenhafte Heeresleitung nicht ein Wort veröffentlichen, bis so starke Kräfte auf Lüttich nachgezogen waren, daß es auch kein Teufel uns wieder entreißen konnte. In dieser Lage befinden wir uns jetzt. Die Belgier haben zur Behauptung der Festung, soviel sich jetzt übersehen läßt, mehr Truppen gehabt, als von unserer Seite zum Sturm antraten. Jeder Kundige kann die Größe der Leistung ermessen; sie steht einzig da. Sollte unser Volk wieder einmal ungeduldig auf Nachrichten warten, so bitte ich, sich an Lüttich erinnern zu wollen. Das ganze Volk hat sich einmütig unter seinem Kaiser zur Abwehr der zahlreichen Feinde geschart, so daß die Heeresleitung annehmen darf, es werden von ihr keinerlei Veröffentlichungen erwartet, die ihre Absichten vorzeitig dem Feinde kundtun und dadurch die Durchführung der schweren Aufgabe vereiteln könnten.

Der Generalquartiermeister.
(gez.) v. Stein."

Die ausländischen Blätter, die wie die Londoner „Daily Mail" uns Deutschen das Scheitern eines Angriffes auf Belgien gleich an dem Lütticher Bollwerk prophezeiten, haben also nicht recht behalten.

Sicherlich wird es von Interesse sein, später zu erfahren, wieviel Artillerieschüsse auf Lüttich abgegeben wurden, bis der Sturm gelang. Es ist anzunehmen, daß der Munitionsverbrauch auch ein verhältnismäßig geringer gewesen ist, während die Beschießung der französischen Festungen 1870/71 zum Teil einen recht bedeutenden Munitionsaufwand erforderlich machte. Am bedeutendsten ist die Zahl der Schüsse, die gegen Belfort abgegeben wurden. Sie betrugen 98 500, während der Verteidiger 86 200 Artilleriegeschosse verfeuert hat. Weiter sind gegen Straßburg etwa 15 600 Schüsse abgefeuert worden, gegen Diedenhofen 8600, gegen Soissons über 8200, gegen Verdun und Neubreisach je über 7500, gegen Mézières über 6300, gegen Longwy etwa 6300, gegen Paris etwa 6000, gegen Toul 3900, gegen Montmédy etwa 2900 und gegen La Fère 1800.

Nachdem ein Handstreich auf den Kommandanten von Lüttich mißlungen war, gelang es nunmehr unseren stürmenden Truppen, Leman gefangen zu nehmen. Er wurde halberstickt unter den Trümmern eines zusammengeschossenen Forts aufgefunden und in Sicherheit gebracht. Die deutschen Offiziere nahmen sich seiner in der kameradschaftlichsten Weise an und labten ihn mit Erfrischungen, die ihnen gerade zur Hand waren. Dann wurde der Gefangene dem General v. Emmich vorgeführt, dem er seinen Degen überreichte. In Anerkennung dessen, daß General Leman die ihm übertragene Pflicht als Kommandant der Festung Lüttich bis zum Äußersten erfüllt hat, ließ General v. Emmich dem Gefangenen den Degen. Eine solche Ritterlichkeit hatte Leman nicht erwartet, und sie erschütterte ihn tief. Nachdem sich der Kommandant von den seelischen Erregungen und den körperlichen Strapazen erholt hatte, erfolgte seine Abreise in die deutsche Gefangenschaft nach Köln und später nach Magdeburg.

Die grausame und niederträchtige Art der belgischen Kriegführung, die sich in der Teilnahme der Zivilbevölkerung mit Einschluß der Frauen am Kampfe zeigte, nötigte uns, im Interesse der Sicherheit unserer Truppen gegen das Freischärlertum Belgiens besondere Maßregeln zu ergreifen. —

Ein holländischer Augenzeuge, der sich auf dem linken Maasufer aufhielt, schildert im „Limburger Courier" den Übergang der deutschen Truppen am 5. August wie folgt:

„Man konnte sehr deutlich beobachten, wie die Deutschen an verschiedenen Stellen mit Kähnen und Holzflößen, neben denen die Pferde schwammen, über die Maas setzten. Der Übergang vollzog sich etwa an einem Dutzend verschiedener Stellen in fester, geregelter Ordnung. Die Deutschen scheinen sich um das Geschützfeuer der Forts und das Ge-



Österreich-ungarische Infanterie-Patrouille im kalksteinreichen Grenzgebiet.



Attacke österreichischer Ulanen auf russische

Nach einer Originalzeich



nfanterie in der Schlacht bei Zamosc.
von Fritz Neumann.

wehrfeuer von der gegenüberliegenden Seite wenig zu kümmern, obwohl es ihnen ziemliche Verluste gebracht haben muß. Sie hielten die belgischen Tirailleurs mit Mitrailleusenfeuer (Maschinengewehrfeuer) in Schach. Allmählich füllte sich der ganze Hügelabhang mit deutschen Truppen. Die belgischen Schützen zogen sich langsam zurück. Um fünf Uhr war schon eine große deutsche Kavalleriemacht am linken Ufer.

Aus den befestigten Stellungen auf den Berghöhen hatten die belgischen Truppen schon längere Zeit versucht, die an der gegenüberliegenden Seite anrückende Kavalleriekolonne durch Granatfeuer zu verwirren, aber es gelang ihnen nicht, und die Besatzung dieser Stellungen mußte sich zurückziehen.

Vor den anrückenden Deutschen flüchtete das Volk aus den ersten Häusern an der Landstraße voll Entsetzen. Im Dorfe aber waren die Bewohner guten Muts geblieben und glotzten erstaunt das Vorüberziehen des fremden Kriegsvolkes an. Es wurde ihnen nicht das geringste zuleide getan. — Der deutsche Aufmarsch wurde in der Richtung nach Lüttich fortgesetzt, und zwar auf beiden Maasufern."

Der Korrespondent schließt seinen Bericht mit den Worten: „Die Deutschen scheinen sich der Tatsache, daß sie vor Lüttich nicht bloß mit der Besatzung dieser Festung und mit der belgischen Feldarmee, sondern auch mit einem französischen Hilfskorps, bald vielleicht auch mit einer englischen Landungsdivision zu tun haben werden, nicht bewußt zu sein."

Eine sehr anschauliche Schilderung der Vorgänge um Lüttich aus der Nähe des deutschen Feldlagers am rechten Maasufer gibt der Kriegskorrespondent desselben Blattes:

„Eben bin ich zurückgekehrt von dem kleinen Dorf Mesch, wo ich eines der imposantesten Schauspiele meines ganzen Lebens gesehen habe. Von hier aus hat man einen vollständigen Blick auf das deutsche Feldlager, das in einer geradezu lieblichen Landschaft gelegen ist: eine nach der Maas zu abfallende, reich angebaute Ebene, von bewaldeten Hügeln umgeben, und auf dieser Ebene eine bunte Anhäufung einer ungeheuren Anzahl von Pferden, Wagen, Mannschaften. Es sind Truppen, die gegen Lüttich und die anderen belgischen Festungen aufmarschieren. Man könnte glauben, einem Manöver in großartigem Maßstabe beizuwohnen, wenn nicht jeden Augenblick hinter einer entfernten Hügelreihe Gewehrfeuer knattern würde, wenn man nicht wüßte, daß Krieg ist, und wenn man nicht den Ernst auf den Gesichtern der Männer sähe. Denn wir sind ganz nahe den deutschen Truppen, wir reden mit ihnen.

Von den östlichen Abhängen rücken immer neue Truppen heran; immer mehr Reiter erscheinen auf den Hügelkämmen; Maschinengewehre werden herangefahren über ein Terrain, das eben noch ein üppiges Rübenfeld war. Die heranrückende Kavallerie bahnt sich einen Weg quer durch Kornfelder, deren Halme umsonst gewachsen sind. Ein ziemlich großer Weideplatz, mit Stacheldraht umgeben, wird im Nu von dieser Umzäunung befreit; für die mit Axten und Scheren bewaffneten Soldaten ist dies das Werk eines Augenblicks. Es sind vornehmlich Lanzenreiter und Ulanen, alle haben die Helme bedeckt mit Überzügen. Zahllose Trainwagen kommen rüttelnd den Weg herunter: sie sind meist mit sechs Pferden bespannt. In großer Ordnung und ohne viele Kommandos findet alles — Wagen, Geschütze und Tausende von Menschen und Pferden — seinen Platz. Unter den jüngeren Offizieren — wie jung sehen sie aus! — fallen mir etliche auf durch ihre sympathischen Gesichter, mager und energisch. Ein junger Offizier nähert sich der dichten Reihe der Zuschauer, die aus Maastricht herausgekommen sind, und bittet um eine Zeitung. Jemand reicht ihm eine holländische Zeitung. Inzwischen fahren immer neue schwere Geschütze und Haubitzen durch die üppigen Felder heran. Eben wird eine Regimentsfahne in einem Lederfutteral vorbeigetragen; sie trägt die Jahreszahl 1870/71. Hinter den Autos eine neue Truppe, es ist Infanterie; bis aufs äußerste sorgsam gepflegt, wie überhaupt alles, was wir hier sehen. Aber was erblicke ich dort? Etwa fünfzehn Bürger, Bauern und Dorfhandwerker, die Hände auf den Rücken gebunden und den Kopf gesenkt. Es sind Kriegsgefangene aus irgend einem belgischen Dorfe, dessen Bewohner wahrscheinlich gegen die Deutschen Widerstand geleistet haben.

Über dem Hügelrücken, über den die Deutschen noch immer in endlosem Zuge heranrücken, steigt gegen den blauen Sommerhimmel eine dunkle Regenwolke auf, und auf einmal zeigt sich gegen den noch klaren Teil des Himmels ein schwarzes Flugzeug. Wie ein unheilbringender, finsterer Raubvogel schwebt es sehr hoch und sehr langsam über den Truppen; ist es ein Deutscher oder ein Belgier, der Bomben herunterwerfen wird? Aus den Reihen der Zuschauer laufen viele weg. Aber die Deutschen arbeiten ruhig weiter. Sie haben unterdessen vor unseren Augen an aufgepflanzten Lanzenschäften ein Feldtelephon angelegt. Das interessante Schauspiel fesselt mich dermaßen, daß ich nicht bemerke, wie viele Zuschauer neben mir plötzlich zurückweichen. Ganz nahe höre ich ein Kommando, und zugleich höre ich von geladenen Pistolen reden. Rasch springe ich zurück bis an den Grenzstein, an dem mein Fahrrad angelehnt steht. Ein deutscher Offizier richtet die Pistole auf mich und ruft mir zu: ‚Kommen Sie einen Moment herüber!' Ich gehe hin, er nimmt mir mein Notizbuch aus der Hand und sagt, wir hätten die Grenze überschritten. Er studiert mein holländisches Gekritzel und fragt nach dem Inhalt. Als dann ein zweiter Offizier dazukommt, derselbe, der vorhin die Zeitung erbeten hatte, erhalte ich mein Notizbuch zurück mit der Bitte, auf holländischer Seite bleiben zu wollen."

Aus anderen holländischen Berichten sei noch hervorgehoben, daß es heißt: Die Deutschen, die in den kleinen belgischen Dörfern übernachteten, lassen die Einwohner in Frieden und bezahlen ihre Zeche.

Über die Eroberung der Forts von Lüttich gibt der nachstehende Feldpostbrief vom 9. August interessante Einzelheiten:

„Wir sind seit gestern mittag hier. Quartier haben wir im Bahnhofsgebäude, allerdings sehr primitiv. Die vergangene Woche war furchtbar anstrengend. Ruhe haben wir überhaupt nicht gehabt, da wir von allen Seiten, sogar vom Zivil, angegriffen worden sind. In den acht Tagen habe ich höchstens zwanzig Stunden geschlafen; wir waren Tag und Nacht auf den Beinen. Am tollsten war es in der Nacht vom 5. zum 6., wo wir zwei feindliche Forts genommen haben. Die Jäger immer voran. Wir haben große Verluste gehabt. Am Freitag haben wir ein anderes Fort stürmen wollen, es war aber zu stark besetzt. Die Belgier haben die neuesten und stärksten Festungen. Die Panzertürme werden aus der Erde gehoben, die Kanonen abgefeuert und im nächsten Moment verschwindet der Turm wieder. Wir hatten einen sehr schweren Stand, lagen über drei Stunden im tollsten Feuer. Trotzdem waren wir bis auf dreihundert Meter herangekommen. Ein Sturm war nach Lage der Dinge unmöglich, wir gaben daher die weitere Beschießung auf, da wir sonst vollständig aufgerieben worden wären. Immerhin war es eine tollkühne Sache, gegen eine solche Übermacht vorzugehen. Wir haben an diesem Tage nicht e i n e n Verwundeten gehabt, dem Fort dagegen ungeheuren Schaden zugefügt. Unsere Artillerie hat tadellos geschossen; die Maschinengewehre nicht minder, und wir auch sehr gut, was schon daraus hervorgeht, daß uns das Fort nach der Beschießung einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand angetragen hat.

In der ganzen Gegend sind wir hauptsächlich auch von Zivilpersonen beschossen worden, so daß man bei Patrouillen und auf dem Marsch vor keiner Kugel sicher war. Zivilisten, welche auf uns geschossen hatten oder mit Waffen in der Hand getroffen wurden, wurden einfach niedergeschossen. So haben wir an dem einen Tage etwa zweihundert Mann standrechtlich erschossen und vielleicht fünfzig Häuser in Brand gesteckt, weil wir uns nicht anders helfen konnten, da wir von allen Seiten bedroht wurden. Unser Vorgehen hat geholfen! Heute nachmittag geht's wieder weiter, wohin unbekannt. Bis heute war uns das Schreiben an alle Angehörigen streng untersagt, da unsere Bewegungen im Dunkeln bleiben sollten."

Der bekannte holländische Journalist Pisuisse schildert im „Telegraaf" vom 9. August die Zustände in Lüttich während der Beschießung durch die Deutschen. Es heißt da u. a.:

„Während das Publikum den einrückenden belgischen Truppen zujubelte, drangen die gewaltigen Explosionen und Erschütterungen von der Sprengung der äußersten Maasbrücken nach dem Platz vor dem Stadthaus, wo ich mich befand, und hoch in der Luft sah man nun auch deutlich die deutschen Granaten in ihrem feurigen Lauf zu ihrem Zerstörungswerk. Wie ein Komet fährt eine solche höllische Bombe auf ihrem feurigen Schweif durch die Luft, und kaum habe ich sie in ein großes Haus an der Ecke der Rue de Madeleine und des Maaskais einschlagen sehen, so bricht bereits

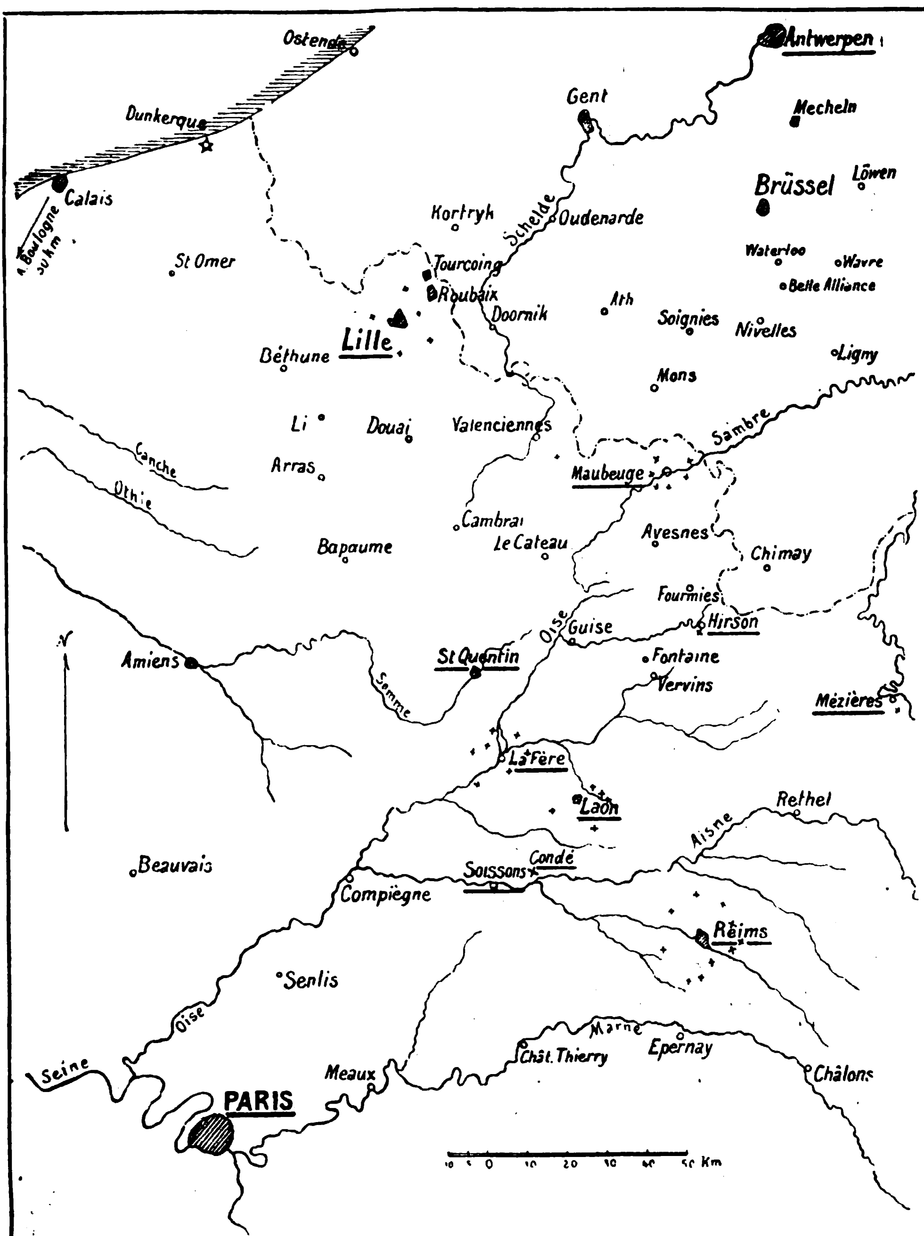
eine pechschwarze Rauchwolke durch das Dach, untermischt mit hellen Flammen, eine Vorprobe von dem, was zu erwarten steht, wenn wirklich die Deutschen in dieser Nacht zum Bombardement übergehen. Überall sieht man die Bewohner der Kais ihre Fenster verbarrikadieren, und die wenigen Kaufläden in der Stadt, die noch offen waren, schlossen ihre Schaufenster; Gasthöfe und Wirtschaften im Stadtzentrum waren bereits vom Morgen ab geschlossen. Die meisten von ihnen waren unter die Flagge des Roten Kreuzes gebracht und zur Aufnahme von Verwundeten eingerichtet worden. Noch fliegt hier und da eine einzelne Bombe in die Stadt, und es geht dann sofort das Gerücht, daß sie eingeschlagen habe. So steigt die Aufregung, wächst die Angst vor dem, was noch kommen soll.

Gegen neun Uhr abends sitzen wir beieinander in einem Hinterzimmer unter den mit Matratzen verdeckten Fenstern. Es fällt ein Schuß, der dicht hinter dem Hause einschlägt, so daß der Donner die Scheiben klirrend zerspringen läßt, während ein Stück der Mauer sich in Schutt verwandelt. Dann wird alles still, unheimlich still, draußen und drinnen. In dem großen Keller unter dem Hause lagen schon ein paar Kinder auf Matratzen schlafend, Pakete mit Kerzen stehen herum, Eimer mit Wasser, Hacken und Schaufeln, damit man helfen kann, wenn das Haus einstürzt. Wir legen uns auf dem Flur des Hinterzimmers nieder. Die alten Frauen knien betend nieder. Um ein Uhr nachts ertönt der Ruf ‚Feuer!' auf den Straßen, einige Stunden später wieder. Um vier Uhr sehen wir helle Flammen hoch über der Stadt. Man sagt, die Zitadelle brennt, doch sehe ich mit dem Fernrohr, daß es nur Bäume und niedrige Häuser sind. Nun die Nacht vorbei ist, kehre ich nach meinem Hotel zurück, ein bißchen nüchtern und enttäuscht ... Als ich auf den Theaterplatz komme, finde ich dort deutsche Grenadiere, sauber in feldgrauen Uniformen, auch die Helme mit einem Überzug in gleicher Farbe. Sie stehen in Reih' und Glied mit Gewehr bei Fuß und lösen einander in der Bewachung der Straßen ab. Den ganzen Weg den Maaskai entlang, wo die Brücken, auch zwei der innersten, jämmerlich verwüstet sind, und auf dem Weg nach den Hügeln, wo die Zitadelle liegt, stehen die deutschen Soldaten, hinter und vor ihnen das Publikum, neugierig, aber totenstill. Kein Wort, kein Gemurmel, nichts wird vernommen. Sie schauen nur nach den gefürchteten Deutschen, die jetzt so ruhig dastehen oder höchstens die Leute mit einem ‚Circulez, messieurs!' zum Weitergehen nötigen. Es fiel mir auf, wie viele von diesen Deutschen offenbar Französisch verstehen und sprechen ..."

Ein anschauliches Bild seiner Erlebnisse bei der Eroberung der Festung gibt ein Magdeburger Bankbeamter in dem nachstehenden von der „Magdeburgischen Zeitung" veröffentlichten Feldpostbrief:

„Wir fuhren am 3. August von ...... ab, uns war nur bekannt, daß es nach Westen ging. Am 4. August kamen wir in einer größeren Stadt an, wo wir ausgeladen wurden. Hier hatten wir nun nach der langen Eisenbahnfahrt anderthalb Stunden Ruhe. Wir erhielten von den Einwohnern warmen Kaffee und auch zu essen. Sodann wurde der Vormarsch angetreten, und schon um acht Uhr früh überschritt unser Regiment als erstes die belgische Grenze. Zunächst ging es bis Henry Chapelle, wo es aus der Feldküche Mittagessen gab (Reis mit Rindfleisch). Die Bewohner waren hier noch ziemlich friedlich und brachten uns Wasser. Dann ging es weiter, den ganzen Nachmittag. Die Chaussee war hier überall aufgerissen, schwere Baumstämme waren über den Weg gelegt und richtige Barrikaden gebaut, um uns das Vordringen zu erschweren, aber uns konnte das nicht schrecken. Um fünf Uhr nachmittags kamen wir nach Battist, wo wir die Nacht verbleiben sollten in Massenquartier. Leider waren sämtliche Häuser verschlossen. Jedoch unser Hauptmann gab kurzerhand Befehl: ‚Brechen Sie die Häuser auf!' Das ließen wir uns natürlich nicht zweimal sagen: im Umsehen waren die Häuser geöffnet, und ich geriet mit meiner Korporalschaft in eine — Weinhandlung.

Leider wurden wir um halb zehn Uhr alarmiert, da plötzlich aus den Häusern auf unsere Posten geschossen wurde. Wir besetzten die Stadt und erschossen mehrere Zivilisten, die mit der Waffe in der Hand betroffen wurden. Am Nachmittag hatten wir noch einen französischen Doppeldecker, leider erfolglos, beschossen; er war zu hoch. In Battist blieben wir bis ungefähr elf Uhr. Es wurden hier zwei Kameraden verwundet. Dann ging es weiter, bis wir um ein Uhr in Hervé ankamen. Hier in Hervé wurde haltgemacht, und wir lagerten uns in den Straßen, alles war vollkommen ruhig. Um zwei Uhr ging es weiter. Als wir in einer langen, schmalen Straße marschierten, öffneten sich plötzlich alle Fenster, Bomben wurden geworfen und aus Revolvern und Karabinern auf uns geschossen. Wir versuchten zunächst, in einen Torweg zu gelangen, was zum Teil auch glückte. Die keinen Unterschlupf fanden,



Der nordwestliche Kriegsschauplatz.

warfen sich an den Häusern flach auf die Straße. Es war ein ohrenbetäubender Lärm. Wir dachten alle, hier kommt niemand wieder heraus. Da sprang unser Hauptmann in die Mitte der Straße und rief: ‚Zehnte Kompanie hierher‘, und trotz des heftigen Feuers sammelten wir uns sofort um unseren Führer, und indem wir jetzt das Feuer energisch erwiderten, verließen wir vollkommen geordnet den Ort, mit unserer Feldküche in der Mitte. Die andere Bagage mußte zurückgelassen werden, da die Pferde erschossen waren. Das Regiment sammelte sich um sieben Uhr auf einem Bergkegel, wo wir Bereitstellung einnahmen.

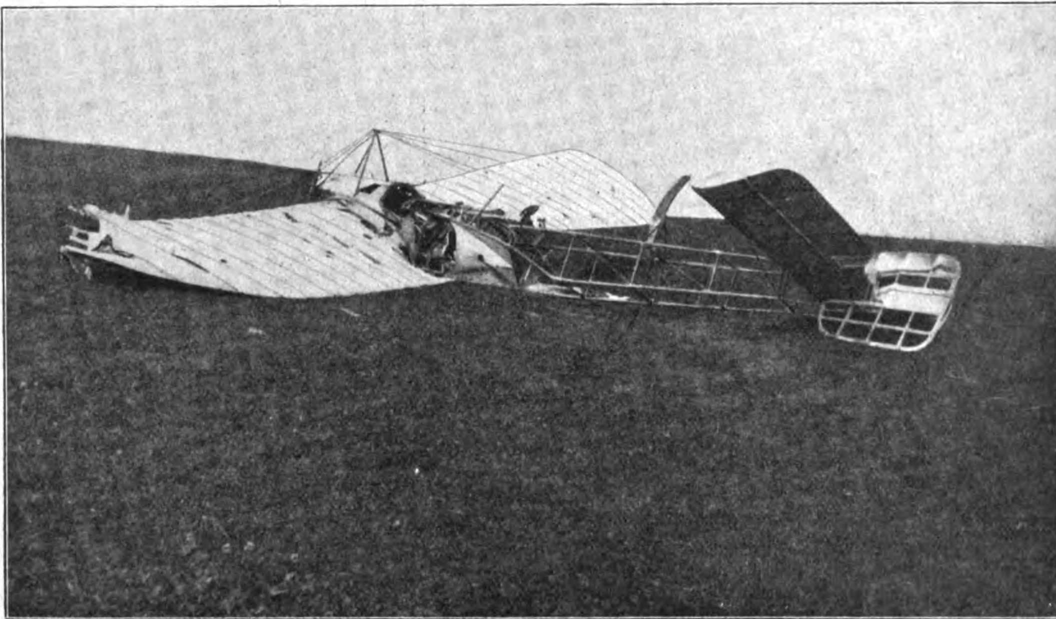
Da wir um drei Uhr nachmittags Artilleriefeuer von den Außenforts erhielten, wobei einem Mann das Bein abgerissen wurde, mußten wir den Berg verlassen. Unser Regiment sammelte sich hinter der großen Steinhalde eines Erzbergwerkes. Unsere Kompanie bekam den Befehl, den links vor uns liegenden Ort zu säubern und nach vorn aufzuklären. Als wir das Dorf betraten, schossen wieder die Einwohner auf uns. Doch diesmal ließen wir nicht mit uns spaßen. Wir stürmten die Häuser, holten die Männer heraus, die sofort vor dem Hause standrechtlich erschossen wurden. Dann wurden die Frauen und Kinder, denen kein Haar gekrümmt wurde, weggejagt und das Haus angezündet, und bald brannte das ganze Dorf, was in der Nacht einen grausig schönen Anblick bot.

Um ein Uhr wurde wieder aufgebrochen, wir mußten entladen und das Seitengewehr aufpflanzen, dann kam eine Pionierkompanie mit Leitern und anderem Sturmgerät an uns vorbei, und sofort wußten wir, daß es jetzt erst richtig losgehen sollte. Schon um zwei Uhr bekamen wir Feuer, aber es ging immer vorwärts. Wir hatten vorerst keine Artillerie, während der Feind uns aus sechs Geschützen mit Schrapnells überschüttete. Die einzige Anmarschstraße, die wir benutzen konnten, wurde von drei Geschützen bestrichen. Im Laufschritt ging es vorwärts. Unser Oberst fällt, aber die sechs Geschütze werden erobert. Jetzt entbrennt ein heißer Kampf um das Dorf Bellaire, jedes Haus muß erobert werden, und endlich trifft unsere Artillerie ein. In diesem Dorf fällt unser Brigadekommandeur. Um acht Uhr ist der Feind geworfen. Auf unserem Vormarsch finden wir viel weggeworfene belgische Waffen und Tornister. Noch einmal hat der Feind Front gemacht. Er wird angegriffen und geworfen.

Wir nehmen sofort die Verfolgung auf, und um vier Uhr liegt unten ganz tief im Tal Lüttich. Ein prachtvoller Anblick, mit den Maasbrücken und den vielen Kirchtürmen, aber überall sieht man belgische Flaggen. Eine Maasbrücke gesprengt, deutlich sieht man in dem hellen Sonnenschein die zerbrochenen Pfeiler. Hier oben werden Schützengräben ausgehoben und Anstalten zum Übernachten getroffen. Unsere Artillerie beschießt die Zitadelle und die Stadt. Letztere ergibt sich bald, während die Zitadelle noch bis zum Morgen standhielt, dann aber die weiße Flagge hißte. Leider kamen wir auch diese Nacht nicht zur Ruhe. Da wir einen Angriff befürchten mußten, wurden die Schützengräben besetzt. Am anderen Morgen, den 7. August, rückten wir als Sieger in Lüttich ein, doch fehlte mancher liebe Kamerad, der jetzt bei Bellaire den ewigen Schlaf schläft.“

Den Sturm auf Lüttich hat persönlich General von Emmich geleitet, und der Kaiser hat ihm für diese Heldentat am 7. August den Orden Pour le mérite verliehen.

Der Sieger von Lüttich, General der Infanterie Otto v. Emmich, dessen Bild wir auf Seite 21 brachten, wurde am 4. August 1848 geboren, hatte also drei Tage vor dem erfolgreichen Sturm auf Lüttich sein sechsundsechzigstes Lebensjahr vollendet. Er trat 1866 in das Infanterieregiment Nr. 55 ein, wurde 1868 Leutnant, 1874 Oberleutnant, 1880 Hauptmann und Kompaniechef, 1889 Major, 1894 Kommandeur des Jägerbataillons Nr. 11, 1895 Oberstleutnant, 1897 Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 114, 1901 Generalmajor und Kommandeur der 31. Infanteriebrigade, 1905 Generalleutnant und Kommandeur der 10. Division, 1909 General der Infanterie und Kommandierender General des 10. Armeekorps (Hannover). Am 27. Januar 1912 erhielt er den erblichen Adel. Emmich hat sich im Feldzuge 1870 auf 71 das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erworben und ist nun für die Erstürmung von Lüttich mit dem höchsten preußischen Kriegsorden ausgezeichnet worden.



Phot. Dr. Göhlmann.

Von deutschen Truppen mit Maschinengewehren heruntergeschossener französischer Flieger bei Lunéville.

Die Eroberung von Lüttich war die erste große Waffentat der deutschen Armee. Der bis zum 7. August in unbedeutenden Grenzgefechten sich abspielende Krieg gewann durch diese Tat auf einmal das Interesse der ganzen Welt. Man merkte, daß die Deutschen noch mehr Pfeile im Köcher hatten, und man ahnte es, daß auf diesen großen Auftakt eine Schlachtenmusik folgen werde, wie sie die Kriegsgeschichte aller Zeiten noch nicht gehört hatte. Die Folge hat gelehrt, daß diese Erwartung nicht getäuscht worden ist und daß der deutsche Aar zu immer höheren Flügen seine Fänge ausbreitete. Wie unsere Feinde aber versuchten, die öffentliche Meinung irrezuführen, geht daraus hervor, daß nach der Einnahme der Festung Lüttich durch die deutschen Truppen, wie der „Lok.-Anz.“ berichtet, in Brüssel an allen Straßenecken und Litfaßsäulen folgender Anschlag erschien:

„Revolution in Deutschland!

Italien und die Schweiz haben Deutschland den Krieg erklärt!

Große Schlacht bei Lüttich!

60 000 Deutsche gefallen und 40 000 Deutsche gefangen genommen!

Die deutsche Armee in voller Flucht über die Grenze!

Die belgische Armee hat nur 300 Tote!“

Besser kann man es nicht verlangen.

* * *

Während noch aller Blicke nach Belgien gerichtet waren, bereiteten sich auch an der französischen Grenze in den ersten Tagen des August große Ereignisse vor. Am 10. August wurde folgender amtliche Bericht verbreitet:

Der von Belfort ins Oberelsaß nach Mülhausen gegangene Feind, anscheinend das 7. französische Armeekorps und eine Infanteriedivision der Besatzung von Belfort, ist heute von unseren Truppen aus einer verstärkten Stellung westlich von Mülhausen in südlicher Richtung zurückgeworfen worden. Die Verluste unserer Truppen sind nicht erheblich, die der Franzosen groß.

Das 7. französische Armeekorps, das in Bruyeres steht,



Ein Kampf in den Lüften.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

hat 3 Infanteriedivisionen zu 2 Brigaden von je 2 Regimentern, sowie 1 Korpskavalleriebrigade zu 3 Regimentern. Mit der Infanteriedivision von Belfort haben also auf französischer Seite 16 Infanterieregimenter, 3 Kavallerieregimenter und 2 Artillerieregimenter im Feuer gestanden und sind aus verschanzter Stellung zurückgeworfen worden.

Das erste große Zusammentreffen zwischen deutschen und französischen Truppen war also so verlaufen, wie wir es erhofften. Der Geist von 1870/71 war wach geblieben in unserem Heere; wie vor vierundvierzig Jahren hatten ihn die Franzosen in offener Feldschlacht nun zum erstenmal wieder an ihrem Leibe verspürt. Ein französischer Vorstoß war blutig zurückgewiesen, die Angreifer zurückgeworfen worden. Daß dieser Vorstoß von Belfort aus kam, widerlegt die unsinnigen Gerüchte, die in jenen Tagen gerade über diese französische Festung verbreitet waren. Nichts wäre zwar verhängnisvoller gewesen, als wenn man den Feind unterschätzt hätte. Schwer war gewiß auch die blutige Arbeit westlich von Mülhausen; aber je schwerer die Schlacht, desto glänzender der Sieg. Der erste Sieg über die französische Armee — unsere Herzen dankten Gott, und sie dankten unseren braven todesmutigen Truppen, die diesen ersten Sieg errangen!

Bei Mülhausen haben die deutschen Truppen 10 französische Offiziere und 513 Mann gefangen genommen. Außerdem wurden 4 Geschütze, 10 Fahrzeuge und eine sehr große Anzahl Gewehre erbeutet.

Die Schlacht bei Mülhausen wurde nicht nur vom ganzen deutschen Volke, sondern auch von unserer obersten Heeresleitung als ein voller Erfolg von großer Tragweite gewertet. Wie Oberst Brose am 11. August in einer Besprechung mit Vertretern der Presse ausführte, war dieser Schlag gegen die Franzosen deshalb so bedeutungsvoll, weil wir uns noch im Stadium der Mobilmachung befanden. Das haben wir selbst 1870 nicht fertiggebracht. Lüttich ist ohne die gehörige Artillerievorbereitung gefallen und nun fest in unserer Hand. Der Pariser „Matin" schrieb am 1. August, daß Deutschland mindestens zehn Tage zu seiner Mobilmachung gebrauche, und fügte prahlerisch hinzu, Frankreich ebenfalls. Kein Mensch in Paris hat wohl daran gedacht, daß während dieser Mobilmachungstage so wuchtige Schläge geführt werden könnten wie die Erstürmung von Lüttich und die Niederlage der Franzosen bei Mülhausen. Dabei handelte es sich um keine Augenblickserfolge, sondern um Errungenschaften und Taten von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Der Kaiser richtete an die Truppen, die den Sieg bei Mülhausen im Oberelsaß erfochten haben, das folgende Telegramm:

An das Armeeoberkommando.

Dankbar unserem Gott, der mit uns war, danke ich Ihnen und den tapferen Truppen für den ersten Sieg. Sagen Sie allen beteiligten Truppen meinen Kaiserlichen Dank, den ihr oberster Kriegsherr ihnen im Namen des Vaterlandes ausspricht. Gez. Wilhelm, I. R.

Die in der Schlacht bei Mülhausen erbeuteten ersten französischen Kanonen wurden vor dem Kaiserpalast in Straßburg aufgestellt. —

„Die französischen Truppen haben elsässischen Boden betreten und sind, von der Bevölkerung mit begeistertem Jubel begrüßt, in Mülhausen eingezogen. General Joffre hat als Oberkommandierender einen flammenden Aufruf an das elsässische Volk erlassen." So schrieben die Pariser Blätter, und wir in Deutschland haben uns darüber gefreut, die alten Lügen von 1870 wieder aufleben zu sehen. Doch es hatte diesmal seine Richtigkeit, es war ein Fünkchen Wahrheit in den französischen Prahlereien enthalten, nur mußte man es seiner romanhaften Umhüllung erst mühsam entkleiden. General Joffre hatte allerdings einen Aufruf an die Elsässer erlassen, aber die Redensart vom Betreten elsässischen Bodens durch die französischen Soldaten war doch wohl etwas zu gewagt. Hoch oben durch die Wolken waren sie gefahren, die kühnen Befreier, und hatten aus sicherer Höhe, wo kein Schuß sie erreichen konnte, bedrucktes Papier in die Winde geworfen. Wie aus Müllheim in Baden gemeldet wird, warfen französische Flieger am Sonntag über Mülhausen Pakete herab, die in Belfort gedruckt waren und also lauteten:

Kinder des Elsaß! Nach vierundvierzig Jahren schmerzlichen Wartens betreten französische Soldaten wiederum den Boden eures edlen Landes. Sie sind die ersten Arbeiter des großen Werkes der Rache. Es erfüllt sie mit Rührung und Stolz; um das Werk zu vollbringen, geben sie ihr Leben dahin. Das französische Volk steht einmütig hinter ihnen, und in die Falten ihrer Fahne sind die zauberhaften Worte „Recht und Freiheit" eingegraben. Es lebe das Elsaß! Es lebe Frankreich!

Der französische Generalissimus Joffre,
gebracht durch die französischen Eskadrillen von Mülhausen.

Inzwischen haben unsere braven Truppen den Franzosen bei Mülhausen und bei Lunéville die Lehre erteilt, daß man nicht voreilig Hoffnungen als Tatsachen aussprechen soll.

Was die Elsässer in Wahrheit von der französischen Herrschaft zu erwarten hätten, das zu erfahren, wird ihnen nun hoffentlich für immer erspart bleiben. Doch werden die aus Frankreich zurückgewanderten Elsässer, die sich nicht dort halten ließen, in der Heimat über die Liebenswürdigkeiten, denen sie ausgesetzt gewesen sind, schon genug zu erzählen wissen. So berichtet im „Elsässer Tageblatt" ein junger Elsässer über eine geradezu unglaubliche Zumutung, die in Paris an die Elsässer gestellt worden ist. In einem Kaffeehaus in Paris, in dem viele Elsässer verkehren, lag ein Aufruf aus, in welchem alle wehrfähigen Elsässer aufgefordert wurden, sich für die Dauer des Krieges in die Fremdenlegion aufnehmen zu lassen. Dann könnten sie unbehelligt im Lande bleiben. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß von den Elsässern in Frankreich keiner davon Gebrauch gemacht hat.

Wenn die Franzosen übrigens geglaubt hatten, im Elsaß als „Befreier" begrüßt zu werden, so hatten sie sich gründlich geirrt. Die Elsässer standen fast durchweg auf seiten Deutschlands, und die Franzosenfreunde bildeten die Ausnahme. Die Elsässer sind, so erklärte ein aus Straßburg nach Zürich zurückgekehrter Schweizer, gegen früher wie umgewandelt. Sie stehen ganz auf deutscher Seite, und General Deimling, der einst so hart befehdete, wird jetzt begeistert gefeiert. Im Hospital zu Sierenz liegen einige bei den Patrouillengefechten am Sonnabend verwundete Deutsche und Franzosen. In Habsheim ist nach der Schilderung eines Elsässers der Anfang des eigentlichen Schlachtfeldes bei Mülhausen, welches sich durch den Hardtwald bis fast nach Banzenheim und Reichweiler ausdehnt. Die Deutschen hatten die Franzosen fast ganz umzingelt. In Habsheim muß ein schrecklicher Nahkampf stattgefunden haben. Man sieht zerschossene Eisenbahnwagen, die von den Franzosen als Barrikaden benutzt worden sind. Einige Häuser sind fast ganz von Kanonenkugeln zerschossen. Auf dem Wege nach Mülhausen liegen französische Tornister und zerfetzte Uniformen, da und dort der Kadaver eines Pferdes. Die Ortschaften Illzach und Kingersheim litten weniger. Beide wechselten zweimal ihre Besitzer. Am Morgen waren die Franzosen, am Abend die Deutschen da. Dem Elsässer begegneten auf der Heimfahrt zwei deutsche Patrouillen mit französischen Gefangenen, die, wie er bemerkt, unvorteilhaft abstachen von den völlig neu gekleideten deutschen Soldaten.

Die Schilderung eines Augenzeugen der Schlacht gaben wir bereits auf Seite 19—21. Hier möge noch der Feldpostbrief eines Lesers der „Leipziger Neuesten Nachrichten" folgen:

„... Wir sind vorgestern abend in Mülhausen eingezogen, nachdem wir am Sonntag, den 9. August, ein heftiges Gefecht bei ..... (vor Mülhausen) hatten, wobei es auf beiden Seiten viele Verwundete und Tote gab. Ich will Dir kurz einen Überblick über unsere bisherige Tätigkeit geben. Am 6. August um halb elf Uhr abends fuhren wir von O. ab bis M. Am 8. August früh sechs Uhr begann der Vormarsch, um dreiviertel zwölf Uhr passierten wir den Rhein bei ...... Dort eröffneten wir das erste Feuer auf einen feindlichen Flieger, der auch von Artillerie beschossen wurde, aber leider zu hoch war, um getroffen zu werden. Es war ein hübscher Anblick, wie die Artilleriegeschosse hoch in den Lüften mit donnerndem Geräusch zerkrachten und lang andauernde Wolken bildeten. — Wir marschierten bis ....., wo schon durch fleißige Arbeit der Arbeitskompanie viele große Schützengräben ausgehoben waren. In diesen übernachteten wir, und hier wollten wir den Feind erwarten. Es kam jedoch anders.

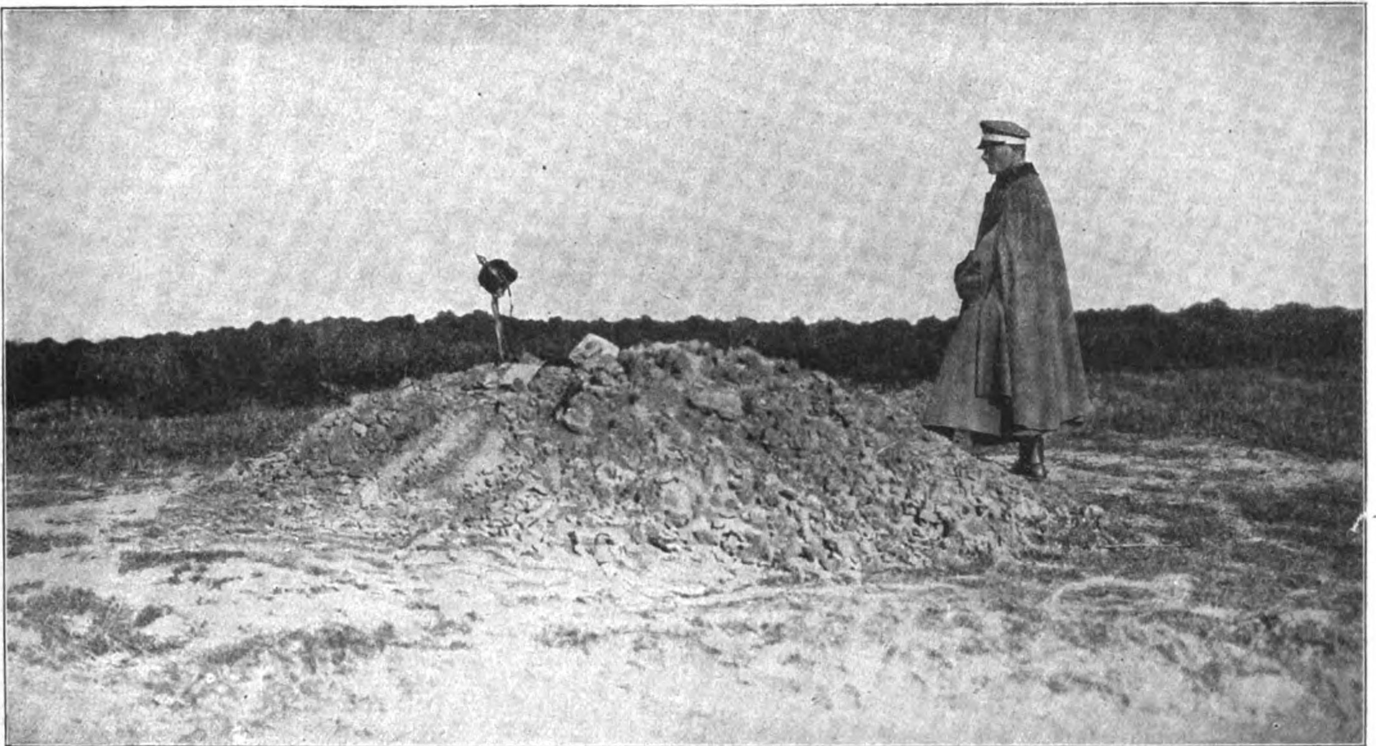
Am Sonntag morgen sechs Uhr marschierten wir weiter, über Banzenheim (das Dorf war zum großen Teil geräumt) und machten in Battenheim am Friedhof eine etwa zweistündige Rast. In der Nähe mußte der Feind gemeldet worden sein, man hörte Kanonendonner, und wir brachen auf, nachdem zwei Schützenschleier vorausgeschickt waren. Im nächsten Dorfe Sausheim langten wir gegen sechs Uhr an und wurden scheinbar freundlich aufgenommen. Als wir jedoch zwei Kompanien stark am Ende des Dorfes angelangt waren, wurden wir durch ein mörderisches Feuer überfallen, das aus dem gegenüberliegenden Walde aus einer Entfernung von 150—200 Metern kam. Eine große Panik entstand unter den Dorfbewohnern, die sich in die Keller ihrer Häuser flüchteten. Wir Krankenträger blieben anfangs in den Straßengräben der Dorfstraße in Deckung. Als das Feuer etwas schwächer geworden war, gingen wir Krankenträger vor, um Hilfe zu leisten. Mehrere Kugeln pfiffen mir dicht am Kopfe vorbei, aber ganz gefährlich wurde unsere Lage, als ich mit drei Mann die Dorfstraße entlang ging und wir auf einmal von links und rechts aus den Kellerfenstern befeuert wurden. Anfangs merkte ich das gar nicht, ich glaubte, es seien die Kugeln, die über dem Dorfe wegflogen, ich blieb deshalb in größter Ruhe und ging so die Dorfstraße entlang, um Tragbahren zu holen. Meine Kameraden wurden aber sehr unruhig, zwei flüchteten sich in die Häuser und einer in den Straßengraben. Ich war darüber sehr erbost, blieb ruhig auf der Straße stehen, drehte mich um (ich hatte immer noch keine Ahnung, daß die Geschosse wirklich aus den Kellern kamen) und rief den drei Kameraden zu, sie sollten machen, daß sie herkämen; einer kam dann auch, und wir gingen im Laufschritt nach dem Lazarett. Hier erst erfuhr ich den Sachverhalt. Die Franzosen hatten sich in die Keller und Läden der Häuser versteckt, und aus den Häusern, aus denen wir anfangs Wasser und Limonade bekommen hatten, geschossen. Einige Krankenträger sind schon gefallen und verwundet. Denke Dir, das Franzosenvolk hat auf uns Krankenträger, ja auf den Stabsarzt und sogar auf Verwundete geschossen. Gegen zehn Uhr begann das Gefecht von neuem, und zwar viel heftiger als zuvor, und bis zum Morgen hatten wir eine Unmenge Verwundete. Am 10. August rückten wir in Mülhausen ein, wo wir jetzt noch sind. Wie in Sausheim, so ist auch hier nur ein geringer Teil der Bevölkerung gut auf die Soldaten zu sprechen. Als am Sonnabend und Sonntag die Franzosen einzogen, da war großes Leben in M. Die meisten trugen blauweißrote Abzeichen und bewirteten die Franzosen aufs beste. Und wie in Sausheim, ja noch ärger als dort waren französische Soldaten in den Häusern versteckt. Heute, am dritten Tage, sind noch einige verhaftet worden. Vom General ist eine Bekanntmachung an die Bevölkerung ergangen, daß jeder, bei dem noch ein französischer Soldat in Uniform oder in Zivil verkleidet gefunden wird, auf der Stelle erschossen wird. Seit zwei Tagen schon müssen die Läden und Wirtschaften um acht Uhr geschlossen sein, und kein Zivilist darf sich dann auf der Straße noch zeigen."

Verschiedene interessante Einzelheiten über die Kämpfe bei Mülhausen bis zum 14. August enthält ein Artikel des „Berliner Tageblatts", der auch über die Flucht der Franzosen berichtet. In diesem Artikel heißt es:

Freiburg i. B., 18. August.

Hier, wo es aussieht, als ob es überhaupt keinen Krieg in der Welt gäbe, kann ich mit meiner Familie und vielen anderen Mülhäuser Bürgern, die die Stadt geräumt haben, mich etwas erholen und in Ruhe über die Ereignisse der vergangenen Woche berichten.

Also am Sonnabendmittag zogen die Franzosen mit großem Pomp in die Stadt ein, von ekelhaften Kundgebungen eines Teils der Elsässer umbraust. Ein Teil der Bevölkerung schrie aus Leibeskräften: „Vive la France!" Die französischen Soldaten wurden mit Blumen empfangen, wie Freunde behandelt. Es wird mir erzählt, daß Einheimische das Zaumzeug ihrer Pferde küßten! Als wir am Sonntag früh aufstanden und wie gewöhnlich unseren Kaffee auf dem Balkon tranken, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, sahen wir auf der Zimmersheimer Höhe eine Menge französischer Truppen aufgestellt, die sich dort mit Baumzweigen Verstecke machten, sich nebenbei dadurch vor der großen Hitze schützten. Wir konnten die ganze Sache mit dem Fernglas von unserer vor der Stadt gelegenen Villa aus sehr gut verfolgen. Es blieb alles ruhig, und nichts rührte sich bis nachmittags. Auf einmal, gegen vier Uhr, fing es ganz in der Nähe an, mächtig zu knattern, und zwar von allen Seiten zu gleicher Zeit. Wir glaubten zuerst, es sei ein Vorpostengefecht, und blieben ruhig auf dem Balkon beim Kaffee sitzen. Plötzlich hub es aber an, aus Haubitzen zu schießen, und die Granaten und Schrapnells schlugen in die Stellungen der Franzosen ein. Es kam Leben in die Reihen oben auf dem Berge, und ein mörderisches Schießen begann. Wir sahen die Schrapnells kaum fünfzig Meter von unserer Villa in die Erde fliegen, so daß ich zu meiner Frau sagte: „Wir wollen ein bißchen Nachtzeug packen und sehen, daß wir noch in die Stadt hinunterkommen, denn ich glaube, unser Haus holt der Teufel heute nacht." In einer Zeit von fünf Minuten waren wir bereit. Mein elfjähriger Sohn hatte unseren Hund an der Leine, das Dienstmädchen mein vierjähriges Töchterchen an der Hand. Ich trug das Handtäschchen, und meine Frau hatte ihre engen Röcke hochzuhalten, und das mit gutem Grund. Denn es hieß, unter fortwährendem Kugelregen vom Rebberg aus so schnell wie möglich bis auf die Brücke hinunterzukommen, die über den Rhein-Rhone-Kanal führt. Links und rechts auf der Brücke lagen die französischen In-



Deutsches Massengrab bei Lauterfingen nach der Schlacht vom 16. August. H. Bensemann, Hofphot., Metz.

fanteriesoldaten und schossen über das Brückengeländer gegen den Kanal zu, während die deutschen Flintenkugeln nur so auf der Brücke niederprasselten. Da zwischendurch immer wieder Kanonendonner sich einmischte und man keinen Augenblick sicher war, ob man mit den Kindern noch heil über die Brücke konnte, liefen wir ein Stück am Kanal entlang und bogen an der Post gegen die Säulengänge an den Häusern ein, die gegen den neuen Quartierpalast zu stehen. Immer wieder prasselten die Geschosse auf die Dächer und in die Straßen, es war ein Höllenlärm. Dennoch kamen wir gegen sieben Uhr unversehrt vor dem Zentralhotel an. Aber hier war alles geschlossen, die eisernen Rolläden herunter, die Eingangstür zu. Mit Mühe und Not erlangten wir Eintritt und wurden in den gewölbten Keller hinuntergeführt, wo schon etwa vierzig Menschen gerüstet waren, die Nacht zu verbringen. Da saßen Mann an Mann und Frau an Frau auf Stühlen und Kisten die ganze Nacht herum, während es ununterbrochen draußen krachte und donnerte.

Gegen vier Uhr früh klopfte es heftig an die Haustür. Es waren Franzosen. Mit jubelnder Freude bemerkten wir, daß sie auf der Flucht waren. Sie wollten sich ins Hotel hineinflüchten, aber es wurde ihnen nicht aufgemacht. Die Franzosen hatten es derartig eilig mit dem Fliehen, daß sie sich nicht mehr die Zeit nahmen, die Tür einzuschlagen; sonst wären ihnen die Unseren natürlich auf dem Fuß gefolgt, und es hätte in unserem Keller in der Dunkelheit ein für uns Zivilisten unangenehmes Gefecht gegeben. Wir hatten nur ein paar Stearinkerzen, die keine ausreichende Beleuchtung zur Unterscheidung von Freund und Feind abgaben. Gegen fünf Uhr früh wurde es still; das Schießen hörte auf, wir gingen, sobald der Lärm nachließ, sofort auf die Straße hinauf, und Hurra, eins und zwei, eins und zwei, marschierten auch schon die deut chen Soldaten heran, und in unendlichen Zügen kamen unsere braven Truppen an. Es wurde gerufen: „Türen auf! Fenster auf! Hüte ab!" und unsere Herzen schlugen wieder froher und höher. Den ganzen Morgen zogen Soldaten ein, von den Leuten mit allen möglichen Lebensmitteln, mit Speise und Trank beim Durchziehen bewirtet. Von einem Tabakgeschäft waren im Nu Tausende von Zigarren unter sie verteilt. Das war am Montag früh. —

Meine Hoffnung, daß mit der Wiedereinnahme von Mülhausen durch die Unseren eine ruhigere Zeit kommen werde, hat sich nicht erfüllt. Schon in der Nacht zum Dienstag, den 11. August, begann wieder ein furchtbares Geknalle. Man behauptete, aus der einheimischen Bevölkerung sei auf unsere Truppen geschossen worden. Am nächsten Tage wurden die Häuser der ganzen Stadt durchsucht, das Standrecht erklärt, und es wurde bekanntgegeben, wer Franzosen versteckt habe und dies nicht anzeige, werde erschossen.

Am Freitag, 14. August, durcheilten Mülhausen wieder Gerüchte von neuen Gefechten. Man sah unheimlich viel Durchmärsche von deutschen Truppen; am späten Vormittag wußte man, daß es wieder Gefallene und Verwundete gegeben hatte, und es kamen eine Menge Wagen mit Verwundeten in die Stadt. Die Leichtverwundeten, die schon von der Woche zuvor da waren, wurden nach Freiburg gebracht und die Spitäler, Schulen usw. für neue Verwundete freigemacht. Gegen Mittag hörte man das Geschützfeuer wieder ganz in der Nähe, und die Bevölkerung erwartete die Franzosen nochmals in der Stadt. Die Behörden waren wieder nach Müllheim gefahren, und gegen sechs Uhr abends wußte ich: Jetzt geht der Tanz wieder los! Da zog ich es vor, den Spuren der Behörden zu folgen. Es gelang mir noch, eine Viertelstunde, ehe alle Wege für das Zivil gesperrt wurden, einen Passierschein und ein Auto aufzutreiben, und so sind wir zwischen Artillerie und Train, zwischen Munitionskolonnen und Fourageabteilungen durchpassierend, noch in der Nacht nach Baden herübergekommen.

Erwähnenswert ist noch, daß die Franzosen bei ihrem Rückzuge eine Anzahl Einwohner von Mülhausen, darunter sieben Beamte und Arbeiter des Elektrizitätswerkes, als Geiseln und Wegweiser mitgenommen haben, ebenso einen Lehrer aus Riedesheim.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

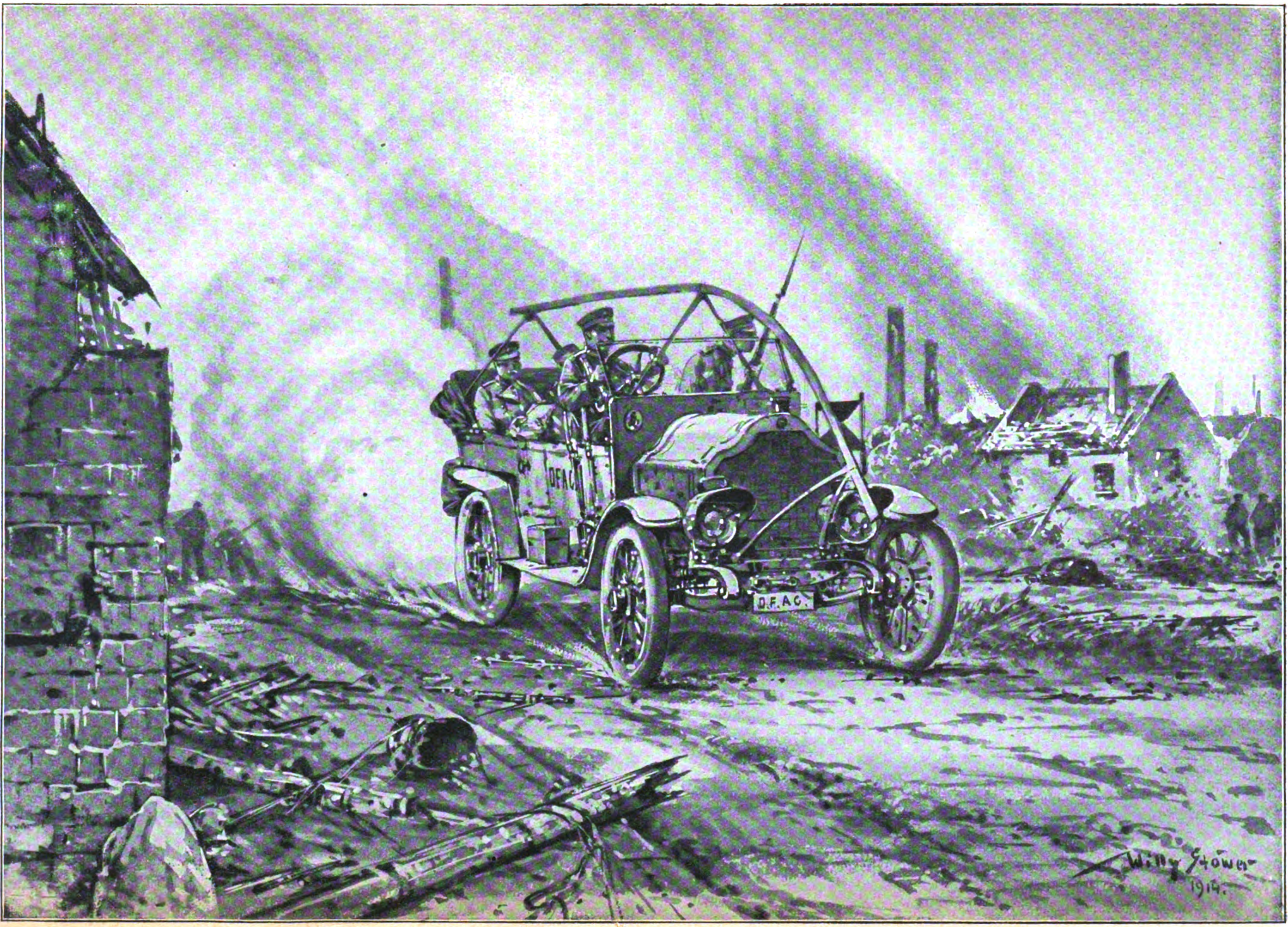
Die Schlacht bei Zamosc.

(Hierzu das Bild Seite 108/109.)

Die Schlacht bei Zamosc, oder richtiger im weiten Raume zwischen dem Huczwa und dem Wjeprz, die vom 25. August bis zum 1. September tobte und mit einem großen Sieg der österreich-ungarischen Truppen unter General v. Auffenberg über die Russen endete, ist die bis jetzt längste gewesen, die je in Europa ausgefochten wurde, und eine der größten, die die Weltgeschichte kennt. Die beiden Flüsse, die nahe voneinander entspringen und von denen der eine, westlichere, Wjeprz, sich direkt in die Weichsel ergießt, während der Huczwa in den Bug mündet, einen anderen Nebenfluß der Weichsel, der auf eine weite Strecke die Grenze Russisch-Polens bildet, schließen ein großes, meist ebenes Terrain im südlichen Teil des Gouvernements Lublin ein, das durch die Straße geteilt wird, die von der galizischen Grenze nördlich von Rawa-Ruska über Tomaszow, Zamosc und Krasnostav zur Gouvernementshauptstadt führt. Südöstlich von Zamosc liegt Komarow, eine wichtige russische Garnisonstadt, in der sich ein großer Schießplatz befindet, der ein bekannter Übungsplatz der russischen Artillerie ist. In diesem Raume traf die Armee Auffenbergs, die von Rawa-Ruska nördlich zog, mit den russischen Truppen zusammen, die von Cholm gegen Süden nach Galizien stürmten. Diese russische Armee wollte mit dem Einsatz ihrer gesamten Kraft die österreichisch-ungarische Front durchbrechen. Sie konzentrierte ihren Angriff auf Komarow und bedrohte das Zentrum der Armee Auffenbergs. Mit beispielloser Kühnheit hielten deutsch-böhmische und tschechische Regimenter diesem Ansturm stand, obwohl die russischen Kräfte, die von General Plehwe, einem Vetter des gewesenen gleichnamigen Ministers befehligt wurden, in großer Überzahl waren. Gewaltige Opfer kostete der Kampf beiderseits, blutbedeckt war schon die Walstatt, als den wackeren Österreichern aus der Richtung von Cesniki Verstärkung, Hilfe und Rettung kam. Die neuen Truppen, die die Entlastung der Tapferen brachten, standen unter dem Befehl des Erzherzogs Joseph Ferdinand und des Generals der Infanterie Boroevics. Letzterer drang mit seinen ungarischen, der Erzherzog mit seinen Tiroler und Salzburger Regimentern vor. In breiter Front rückten sie nordwärts und bedrohten am 28. und 29. August die russischen Streitkräfte mit der Abschneidung ihrer Rückzugslinie, worauf die Russen unter steten Gegenangriffen zu wanken begannen. Südöstlich von Tysowce brachte die Zurückwerfung der stark verschanzten Russen die Entscheidung. Am 31. schritt die Einkreisung des Feindes unter heftigen Kämpfen fort. General der Infanterie Boroevics drückte ihn am südlichen Flügel nordwärts, worauf General v. Auffenberg die russische Hauptmacht von Norden her auseinanderschlug. Komarow und die Höhe südlich von Tysowce wurden im Sturm genommen, und der Erzherzog drang gegen Staroje-Sielo vor. In den späten Nachmittagstunden des 1. September war der Sieg entschieden. Scharen von Gefangenen, zahlloses Kriegsmaterial, darunter 200 Geschütze, fielen in die Hände der Österreicher und Ungarn.

Die Schlacht war reich an interessanten Episoden. Viele kühne Heldenstücke werden erzählt. So manche Stellung konnte erst nach wiederholten Angriffen unter Aufgebot der äußersten Anstrengungen erobert werden. Dort mähten die Maschinengewehre ganze Reihen nieder, hier entbrannte ein harter Kampf um einige Geschütze. Unaufhaltsam drang die Infanterie Schritt für Schritt vor. Oft sah man keinen der Kämpfenden, alle lagen flach auf dem Boden, und nur schwache Rauchwolken verrieten, von wo die mörderischen Schüsse kamen. An anderen Stellen fanden kühne Reiterangriffe statt. Unter diesen verdient ein heißer Kampf österreichischer Ulanen mit russischer Infanterie besonders hervorgehoben zu werden. Es war ein schreckliches Gemetzel, das unser Künstler im Bilde festhält; mit Todesverachtung dringen die tapferen Reiter vor, obwohl die Kugeln ununterbrochen an ihren Ohren vorbeisausen. Es kommt zum Handgemenge; so mancher Ulan und sein braves Roß wird vom feindlichen Bajonett schwer verwundet. Mit geschwungenen Säbeln dringen die Reiter vorwärts, da beginnt die Flucht der Russen. Die Infanteristen werden niedergehauen und überritten. Noch einige harte wohlgezielte Streiche und die Maschinengewehre werden zum Schweigen gebracht, ihre Bedienungsmannschaft liegt schwer verwundet oder tot am Boden, andere fliehen und reiche Beute fällt in die Hände der triumphierenden Sieger, deren Reihen ebenfalls manche Lücke aufweisen.

Die Schlacht von Zamosc wird ein glänzendes Ruhmesblatt sein in der Geschichte dieses Krieges und in der der österreich-ungarischen Armee überhaupt. Sie bedeutete für die Russen eine förmliche Katastrophe. Im Zusammen-



Unser freiwilliges Automobilkorps in Feindesland.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Fr. Tellgmann, Hofphot., Mühlhausen i. Th.

Lastselbstfahrer der Verkehrstruppe.

hang mit den Siegen bei Krasnik und Nyeswice-Duza wurden durch die Aktion Auffenbergs die russischen Kräfte zwischen Bug und Weichsel von dem in Ostgalizien operierenden russischen Heer abgeschnitten.

Eine russische Armee hatte die Aufgabe, am Laufe des Wjeprz gegen Westgalizien vorzudringen, sie wurde von General Dankl bei Krasnik geschlagen; eine zweite hatte, dem Bug entlang marschierend, Ostgalizien zum Ziel. Ihr trat Auffenberg entgegen; die Unerschrockenheit, Ausdauer und herrliche Opferfreudigkeit seiner Truppen hat glücklich vereitelt, daß der Feind dieses Ziel erreicht hat. So haben sich zwei siegreiche Armeen der österreich-ungarischen Monarchie wie ein eiserner Keil in den lebendigen Leib der Russen hineingeschoben, ihre Operationsfront zerrissen und ein einheitliches Zusammenwirken ihrer Gesamtmacht aufgehalten.

Darin liegt die hohe Bedeutung des Sieges Auffenbergs bei Zamosc.

Selbstfahrer im Kriegsdienst.

Von O. F. Hoppe.

(Hierzu die Bilder Seite 117—119.)

Im jetzigen Völkerkriege kommen die großen Fortschritte des Waffenhandwerks zu gewaltigster Wirkung, aber mit zu den entscheidenden Notwendigkeiten in den Riesenverbänden der Millionenheere gehört jetzt auch der Kraftwagen in seinen so vielfachen Abarten. Die schier unzähligen Möglichkeiten seiner Verwendung sind in den wenigen Feldzugswochen schon nach jeder Richtung erprobt und in die Tat umgesetzt worden. Das begann in den Mobilmachungstagen, setzte sich fort bei der Zusammenziehung und beim Aufmarsch der Truppenverbände in der Heimat und beim Vorrücken gegen die feindlichen Grenzen, wie bei deren Überschreitung. Dabei gab uns jede nur denkbare Einzelheit in der Mobilisierung des Heeres und in der Beschleunigung der vorbereitenden und ausführenden Arbeiten Gelegenheit, uns von den wertvollen Diensten, von der hervorragenden Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit der deutschen Kraftfahrzeuge in ihren so mannigfaltigen Bauarten und Stärkeverhältnissen zu überzeugen. Da hat der Selbstfahrer bereits seine militärische Unentbehrlichkeit sieghaft nachgewiesen, und in noch viel weiterem Umfange geschah dies dann während der bisherigen Operationen im Felde.

Der oberste Kriegsherr, seine Verbündeten und Feldherren, die sonstigen höheren Truppenführer, Generalstäbler und Adjutanten, die Leiter größerer Munitions-, Proviant- und Sanitätskolonnen, die Luftschiffer und Flieger, die Feldvertreter des Roten Kreuzes und die Kriegsberichterstatter, wie noch viele andere auf dem Kriegschauplatz Tätige würden das Automobil ohne Schaden im einzelnen und für die Allgemeinheit nicht mehr entbehren können und wollen. Unsere Heeresleitung hat ebenso wie die unserer Feinde diese für immer feststehende Tatsache beizeiten in ihre so vortrefflichen Pläne und Berechnungen einbezogen, deshalb ihre Kraftfahrtruppen geschaffen und stetig ausgebaut und für den Kriegsfall sämtliche abkömmlichen und brauchbaren Selbstfahrer im Privatbesitz listenmäßig unter Kontrolle gehalten und bei der Mobilmachung ungesäumt ausgehoben, was einen besonderen Ausgabeposten von sehr vielen Millionen bedeutet.

Der Automobilbetrieb für militärische und verwandte Zwecke diesseits der Grenzen ist an und für sich schon sehr umfangreich, aber seine ganze überwältigende Bedeutung kommt erst draußen im Felde auf Schritt und Tritt zu voller Geltung, wo die beispiellose Ausdehnung der Bewegungen und Kämpfe im offenen Gelände wie an den unzähligen Festungen, Forts und sonstigen Sperrbefestigungen geradezu ungeahnte Anforderungen an seine Schnelligkeit und Wirksamkeit stellt. Da zeigt sich denn auch die Vielseitigkeit des Kraftwagens im hellsten Lichte, besonders in der Klasse der Personenfahrzeuge, und zwar nach genauer Berechnung und Einteilung seitens der Armeeleitung. Die höheren Stäbe sind mit schnellen und starken Kraftwagen versehen worden, die in der Ebene hohe Geschwindigkeit entwickeln und in hügeligem und bergigem Gelände, wie jetzt in den Vogesen, in Luxemburg, Belgien und Nordostfrankreich, jede fahrbare Steigung anstandslos überwinden. Da sind diese Wagen für die Befehlsausgabe, für die Durchführung, die Überwachung und die oft notwendig werdende schnelle Änderung der gegebenen Weisungen von der größten und vielleicht auch von ausschlaggebender Wichtigkeit, während die weniger flinken und kräftigen Autos ihre nützliche Verwendung als Begleitwagen für leichtere und schwerere Kolonnen und für den Dienst des Feldeisenbahn- und Telephonwesens, wie auch des Roten Kreuzes finden. Man erfährt draußen, daß schnelle Wagen gelegentlich Patrouillenzwecken dienen und besonders auch für eilige Meldungen nach vorwärts und rückwärts sich eignen; ebenso kann in dringenden Fällen schleunige Heranholung kleinerer Truppenteile, des Munitionsersatzes oder schnellste Erledigung anderer Sonderaufgaben in Betracht kommen, und welch wertvolle und segensreiche Dienste das Automobil in der Bergung der Verwundeten und ihrer Überführung aus den Gefechtsgebieten nach rückwärts, bei ihrer Versorgung auf den Verbandplätzen und schnellen Unterbringung in den Feldlazaretten leistet, das habe ich auf dem Kriegschauplatz selbst sehen können und ausführlich darstellen hören. Der Kraftwagen mit dem Roten Kreuz hat im jetzigen Feldzug seine bleibende Bestimmung und Unentbehrlichkeit selbst einwandfrei erwiesen. Die besonders gebauten und mit allen notwendigen Einrichtungen versehenen Sanitätsautomobile des Heeres und des Roten Kreuzes bilden eine segensreiche Einrichtung für die Beförderung von Verwundeten, ebenso wie hierfür eingestellte und eingerichtete Motoromnibusse, Aussichtswagen und sonstige Fahrzeuge, die durch Einbau von Tragbahren hierfür geeignet gemacht worden sind.

Das Lastautomobil fast jeder denkbaren Konstruktion findet nicht minder vielseitige Verwendung. Die Heeresleitung hat deren eine große und mannigfaltige Anzahl selbst herstellen lassen, während die den industriellen Betrieben entnommenen, schier unzähligen Motorwagen in so ziemlich jeder Bauart und Größe ihre Verwendungsfähigkeit bereits nachgewiesen haben. Rein militärische Fahrzeuge

dieser Art gibt es für alle möglichen Zwecke. Die höheren Stäbe haben ihre besonderen Wagen für das große Karten- und Aktenmaterial, für die Scherenfernrohre, die Meßtische und sonstiges Zubehör im Betriebe der Oberleitungen. Das Kaiserliche und andere Hauptquartiere benutzen Küchenwagen mit Selbstkraft; die Ballonkolonnen benötigen Sonderwagen für Hüllen, Körbe und Gasflaschen, die Fliegerabteilungen solche für ihre Flugzeuge, für Reserveteile, Ausbesserungsmittel und Benzin. Die Telegraphenbataillone, die jetzt nur noch Telephon- und Telefunkendienst ausüben, die Festungsfernsprechkompanien, die Eisenbahntruppen und die Pioniere haben alle ihre besonders eingerichteten Fahrzeuge, und dazu kommen schließlich noch Scheinwerfer- und Feldpostautos, wie auch Tankwagen für Benzin und Öl fern von den großen Kraftwagendepots.

Zahllose Lastautomobile aus Privatbesitz finden dankbare Verwendung zur Beförderung von Munition, Verpflegungsmitteln und Futter, wo es sein muß von Wasser, von Ausrüstungsgegenständen und Ersatzteilen aller Art, und draußen im Aufmarsch- und Kampfgebiet begegnet man unaufhörlich den schier endlosen Kolonnen mit größeren und kleineren Kraftwagen, die ihre frühere friedliche Verwendung in allen nur denkbaren industriellen Betrieben noch durch ihre Firmen und sonstigen Aufschriften verraten.

Zu den Selbstfahrern im militärischen Dienst zählen natürlich auch die schwerfälligeren Dampfkraftwagen, die imstande sind, die großen und größten Geschütze und Mörser und deren Munitionsbedarf, wie auch sonstige Riesenlasten zwar langsam, aber sicher überallhin ganz nach Notwendigkeit zu befördern; diese haben noch den Vorteil, daß sie ihr Brennmaterial, sei es Kohle, Holz, Öl, Petroleum, Spiritus usw., auch draußen im Felde nicht in allzu großen Mengen mit sich zu führen brauchen und viel leichter damit versorgt werden können, als das Auto mit dem kostbarsten und unentbehrlichsten aller Betriebsstoffe, dem von der Armeeverwaltung so umfassend gesammelten und so sparsam als möglich gehüteten Benzin.

Nicht zu vergessen ist auch das Kraftfahrrad, das im großen Kriegsdienst seine eigene wertvolle Verwendung findet und oft noch da durch- und fortkommen kann, wo das Automobil durch Anhäufung oder Stockung im Heereszuge und in dessen Zweigkolonnen, durch Schmalheit oder schlechte Beschaffenheit der Fahrwege, wie auch durch die Gefechtslage oder allzu deutliche Zieldarbietung für feindliche Artillerie ganz oder teilweise an der Tätigkeit verhindert ist.

Hervorragendes leistet das Kaiserliche Freiwillige Automobilkorps, dessen Mitglieder persönlich ihre Wagen steuern und durch dick und dünn, über Felder und Gräben ihre Wagen und deren Insassen an die kämpfenden Truppen bringen. Die Mitglieder dieses Korps haben während des Krieges Offiziersrang, der Monteur Unteroffiziersrang. In Belgien haben viele Kraftwagen des Korps unter dem hinterlistigen Feuer der Franktireurs leiden müssen, doch die Schnelligkeit der Wagen und die Ruhe der Führer hat diesen Banden bald ihr Handwerk gelegt.

Brief eines Verwundeten.

(Hierzu die Bilder Seite 120—123.)

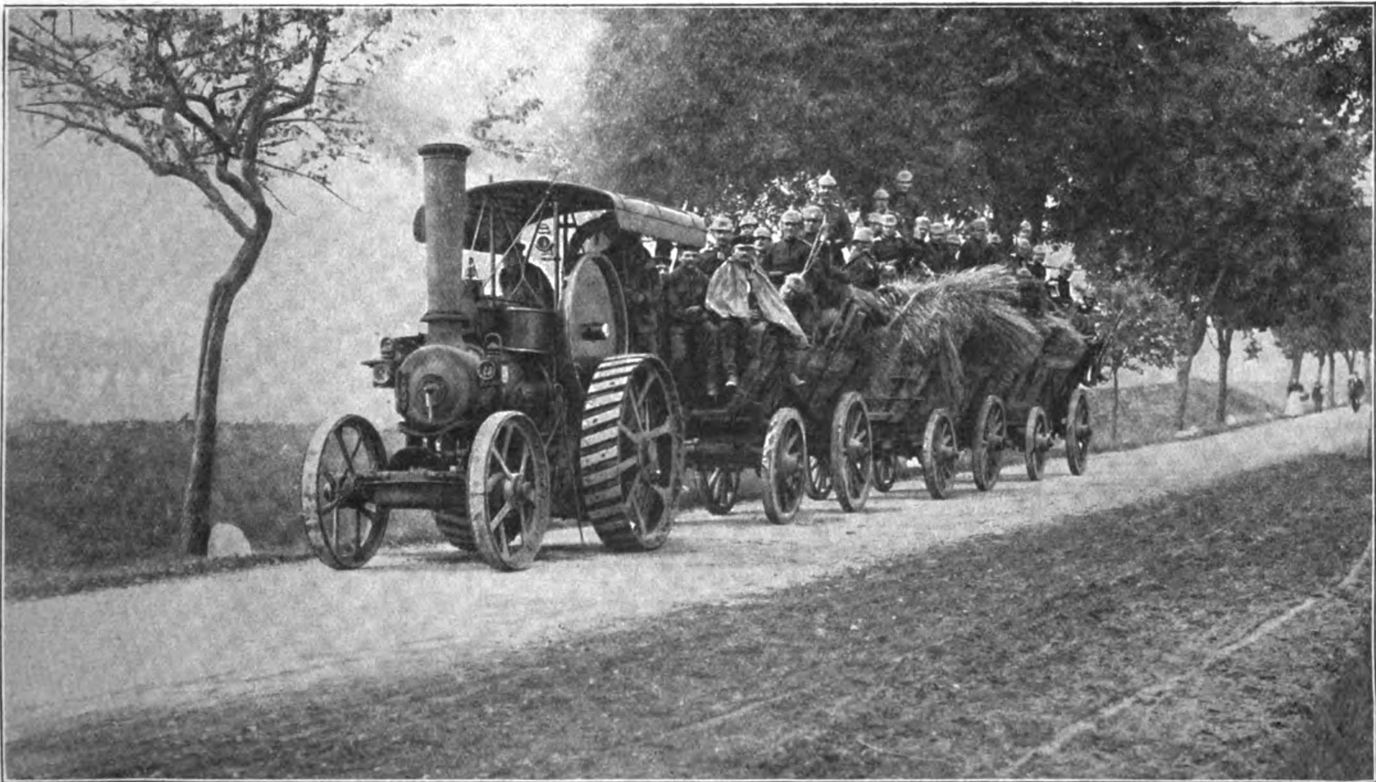
Stuttgart, den 10. September 1914.

Mein lieber Storch!

Über vier Wochen bin ich unversehrt geblieben, in acht größeren Gefechten und mancher schwierigen Patrouille, die Kugeln haben sich stets damit begnügt, mir Säbelscheide, Verbandpäckchen und andere Äußerlichkeiten zu zerreißen. Aber am Montag hatten sie's ganz gewaltig auf mich abgesehen. Wir lagen südwestlich von Verdun, ich hatte mit dem Glas die Wirkung unserer Artillerie zu beobachten und lag, ziemlich weit vorn, mit aufgestützten Ellbogen im Acker. Ringsum schlugen Schrapnells ein und pfiffen die Gewehrkugeln, an die man sich schon ganz gewöhnt hat. Just wie ich einmal den Kopf senke, saust eine Vollgranate da über mich weg, wo noch soeben dieser ziemlich wichtige Körperteil war. Konnte das Geschoß schon den Kopf nicht haben, so riß es mir doch den Tornister weg, und zwar mit solcher Wucht, daß ich glaubte, es habe mir das Kreuz abgeschlagen. Ich versuchte aufzustehen, und siehe da, es gelang, ich war unversehrt. Nun, dachte ich, wenn du so ein Glück hast, kannst du auch ruhig noch ein bißchen weiter beobachten. Das nahmen mir aber die Franzosen ganz gewaltig übel. Kaum hatte ich das Glas wieder angesetzt, als irgendwo in meiner Nähe ein Schrapnell platzte und an meinem rechten Arm etwas Warmes herunterzufließen begann.

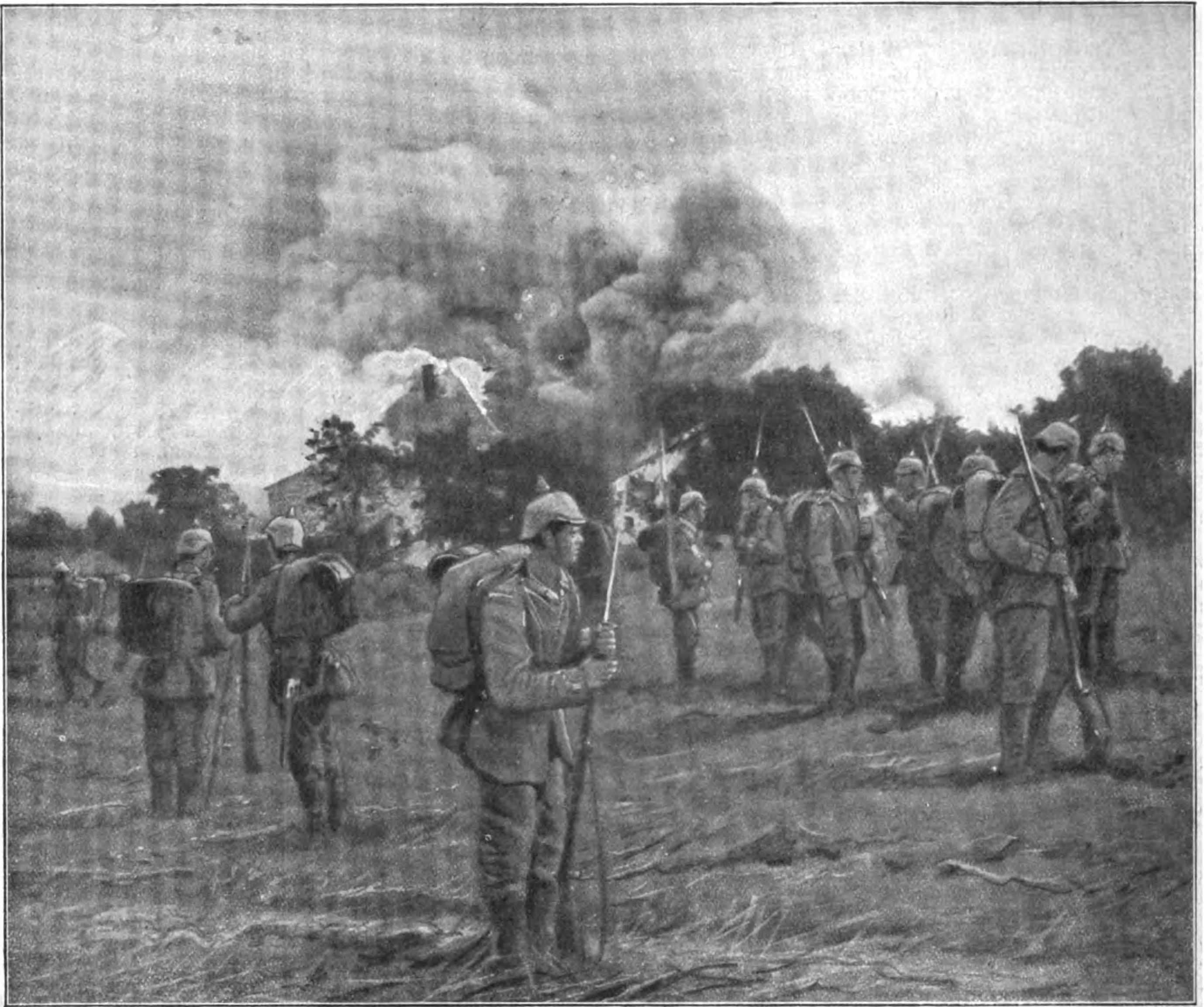
Meine Aufgabe war im wesentlichen erledigt, und um Bericht zu erstatten, mußte ich zurück. Ich kroch also in der Richtung auf den Verbandplatz zurück und fand dabei unter anderen Trümmern meines Tornisters meinen kleinen Photokasten, das Tagebuch und einiges andere, was ich zu mir steckte.

Mit dem Verbinden und Abtransportiertwerden hatte ich merkwürdiges Glück; erst als ich meine Meldung erstattet hatte, wurde mir ein ganz klein wenig schwindlig.



Fr. Tellgmann, Hofphot., Mühlhausen i. Th.

Ein Kraftwagenzug.



Das Grenadier-Regiment Königin Olga (1. Württembergisches) Nr. 119 vor einem brennenden Dorf.

Dann ging's im Auto zum Feldlazarett, von wo ich am nächsten Morgen mit einem Sanitätszug weiterbefördert wurde.

Nun bin ich glücklich bei Muttern in Pflege und sende Dir den Film, der noch im Apparat war, zur Entwicklung. Hoffentlich sind die Aufnahmen gelungen. Die erste ist ein braver Landsturmmann als Bahnwache, die zweite ein sogenannter Spanischer Reiter, ein Eisengitter, mit dem Straßen für Autos, Räder usw. gesperrt werden. Die zwei folgenden Aufnahmen sind sicherlich die interessantesten, sie zeigen unsere Grenadiere vor einem brennenden Dorf. Die ersten Häuser hatten wir bereits im Sturm genommen und in Brand gesteckt, um die Franzmänner daraus zu vertreiben; dann kam es zu heftigen Straßenkämpfen, als plötzlich unsere Artillerie anfing, das ganze Dorf zusammenzuschießen. Während dies geschah, zogen wir vor, uns die Sache von draußen zu besehen, und ich benutzte den Moment zur Aufnahme. Das ganze Dorf war umstellt, und so wurden denn endlich vierhundert Franzosen gefangengenommen und abgeführt. Unser Feldwebel fluchte im reinsten Schwäbisch, weil die Gefangenen nicht recht laufen wollten, und beteuerte immer wieder: „Die Sempel verschtandet mi ganz guet!"

Die letzte der Aufnahmen stellt einen der friedlichsten Augenblicke des Krieges dar: mit Inbrunst werden Liebesgaben verzehrt, die uns soeben die Feldküche herangeführt hatte. Die „Gulaschkanone" bringt uns nämlich manchmal Pakete mit in die Front; so erhielt ich neulich durch sie ein Riesenpaket mit meiner neuen Uniform, mit dem ich dann zwei Tage in Schützengräben lag, ohne mich umziehen zu können; weiß der Himmel, wo es sich jetzt befindet! — Die Gulaschkanonen lieben wir heiß, denn von blauen Bohnen allein wird man nicht satt.

Nun Schluß! Besuch mich mal und sei gegrüßt von Deinem Hering.

Ein Kampf in den Lüften.

(Hierzu die Bilder Seite 112/113.)

Über den Wert der Aufklärungstätigkeit unserer Flieger ist das beste Urteil in dem Ausspruche eines militärischen Sachverständigen enthalten, der da sagte: „Ein guter Flieger sieht in einer Stunde mehr, als die Armee in drei Tagen verarbeiten kann." Daraus ergibt sich von selbst, daß die Truppen mit allen Mitteln danach trachten, jeden auftauchenden feindlichen Flieger schnellstens herunterzuholen. Gewehre, Feldgeschütze und Maschinengewehre richten sich sofort auf ihn, und es gelingt ihm nicht immer, sich rasch genug durch Höhergehen dem Bereich der Geschosse zu entziehen. Auf diese Weise fand der bekannte Franzose Garros, der seinerzeit als erster den Montblanc überflog, den Tod; ein Volltreffer deutscher Artilleristen verwandelte seine Maschine im Nu in einen Flammenklumpen, der in jähem Sturz zur Erde sauste. Doch auch untereinander bekämpfen sich die feindlichen Flieger, vielfach in der Weise, daß der eine den anderen zu überfliegen und dann von oben her durch Auswerfen von Bomben zu vernichten sucht. Ferner wissen wir, daß die Franzosen im letzten Herbst auf dem Flugplatz zu Villacoublay eine besondere Art gepanzerter Eindecker erprobten, die mit Mitrailleusen ausgerüstet waren, wie sie denn überhaupt von diesem Zweig ihrer militärischen Rüstung sich die glänzendsten Erfolge versprachen. Unsere Flieger freilich haben wiederholt erklärt, es sei ihnen ein Rätsel, was aus all den berühmten französischen Fliegern geworden ist; so hat einer, der schon über Paris war, auf all den Erkundigungsflügen seit Beginn

des Krieges nur sechs Feinde in der Luft gesehen, von denen zwei Engländer waren.

Wie solche Duelle in den Lüften sich abspielen, davon möge folgender Bericht eines Fliegers eine Vorstellung geben, der selber einen solchen Kampf zu bestehen hatte und das gefährliche Erlebnis höchst anschaulich mit folgenden Worten beschreibt:

„Ich hatte den Auftrag bekommen, die Stellungen der englisch-französischen Truppen nach der englischen Niederlage bei Meaux festzustellen. Ein Offizier ging als Beobachter mit. Wir flogen zuerst die Hauptstraße nach Paris entlang. Nach etwa einstündigem Flug, bei dem wir feststellen konnten, daß die Engländer sich zurückzogen, machte der Beobachtungsoffizier eine Skizze, und wir kehrten um. In diesem Augenblick erblickte ich, etwa 300 Meter über mir, einen Bristol-Doppeldecker, der uns verfolgte. Wir befanden uns in 1600 Meter Höhe. Da mein Eindecker geringere Schnelligkeit besaß als der Bristol, holte er uns bald ein. Vergebens machte ich den Versuch, über den Feind zu kommen. Es gelang mir nicht. Der Bristol hielt sich immer genau über uns; er ließ sich weiter herab und war nur noch 150 Meter über uns. Da hatten wir das Gefühl, das ein Vogel haben muß, wenn der Falke über ihm schwebt. Wir glaubten, daß der Feind näher herankomme, um ein sicheres Ziel für seine Bomben zu haben. Also zogen wir unsere Repetierpistolen und begannen zu schießen. Es war uns inzwischen klar geworden, daß der Engländer keine Bomben besaß, oder daß er sie nicht vorn aus seinem Flugzeug werfen konnte. Ein entsetzlich aufregender Augenblick! Der Zweidecker war noch weiter gesunken, und jetzt begann das Gefecht auf beiden Seiten. Der Beobachter und Führer des Doppeldeckers eröffneten ein Feuer, als wir in gleicher Höhe, etwa 150 Meter Abstand, flogen. Näher zu kommen, wagten sie offenbar nicht, aus Angst, daß wir Bomben werfen könnten. Minute auf Minute verlief. Es schienen uns Stunden. Ich glaubte jeden Augenblick, das Ende sei gekommen. Das dauerte eine halbe Stunde. Dann stieß mich mein Beobachter an die Schulter und zeigte mir etwa 300 Meter höher einen kleinen französischen Blériot, der in rasender Fahrt heransauste, um dem Bristol-Doppeldecker beizustehen. Im Kreise fuhr er um uns herum, und die Kugeln pfiffen uns nur so um die Ohren. Aber da hörten wir plötzlich durch das Knattern des Motors Kanonenschüsse. Wir waren über den deutschen Truppen angelangt, die den Blériot und den Bristol beschossen. So waren wir gerettet."

Mein erstes Gefecht.

(Hierzu das Bild Seite 115.)

Liebe Eltern und Geschwister!

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl war der Abend und ruhig die Nacht.

Dieses Dichterwort stimmt genau auf das erste Gefecht, das ich mitgemacht habe. In der Nacht vom 19. auf den 20. August standen wir auf Vorposten in einem Wald, als gegen ein Uhr morgens die Nachricht vom Abmarsch eintraf. Die Zelte wurden abgebrochen. In einer Viertelstunde befand sich die Kompanie auf dem Marsch ins Unbestimmte. Niemand ahnte, daß dieser Tag so große Lücken in unsere Reihen reißen werde. Halb schlafend geht es auf der Straße dahin. Hin und wieder hört man fernen Kanonendonner und sieht am Horizont den Schein brennender



Während des Feuers der Artillerie hat sich die Infanterie vor das Dorf zurückgezogen.

Orte. Blutrot geht die Sonne auf und beleuchtet von Artillerie, Fußvolk und Bagagekolonnen dicht besetzte Straßen. Alles drängt vorwärts. Nach längerem Marsche traf die Kompanie etwa um sechs Uhr beim Regiment ein, und sofort geht es weiter. Wir sind heute nötig, heute kommt der Ernst, so denkt jeder.

In der nächsten Ortschaft, die wir passieren, liegen in der Kirche Verwundete. Immer vorwärts! Scharenweise begegnen uns flüchtende Einwohner mit ihren Habseligkeiten, meist Frauen und Kinder. Links der Straße steht die Artillerie schon schußfertig. Hin und wieder Kanonendonner und Gewehrfeuer. Im Straßengraben der erste Tote und Ausrüstungsgegenstände französischer Gefallener und Verwundeter. Noch eine kleine Anhöhe. Auf der Höhe das Dorf Lauterfingen.

Kompanie halt! Hinlegen! Die Kriegslage wird bekanntgegeben. Vor uns im Grunde ein besetzter Wald, derselbe muß genommen, die Franzosen geworfen werden. Doch soll zuvor Kaffee gefaßt werden. Ich gehe zurück zur Feldküche. Bum — saust die erste Granate über unsere Köpfe und bietet uns den Morgengruß. Alles schreckt zusammen. Wir gehen durch die Ortschaft vor und stehen am linken Flügel der Brigade. Unaufhaltsam geht es vorwärts; ein Teil unserer Infanterie hat den Wald schon genommen. Die erste feindliche Granate schlägt ein, ohne zu schaden. Die zweite sitzt besser. Das Bataillon geht zurück und wird an einer anderen Stelle eingesetzt, aber auch hier gibt es keine Arbeit für uns, denn durch andere Regimenter ist der Wald bereits genommen worden. Verwundete schleppen sich aus dem Wald zum Verbandplatz.

Die Brigade sammelt sich und marschiert auf der Straße vorwärts, ein Trupp Gefangener wird vorbeigeführt. Der Hitze wegen gehen wir am Waldrand, wo eben das Gefecht stattgefunden hatte. Doch welch ein Anblick! Unter den Büschen und in Gräben, hinter Bäumen Tote und Verwundete. Noch mancher verwundete Franzose sucht auf uns zu schießen, empfängt aber dafür seinen Lohn. Ermüdet, ermattet, hungernd und dürstend liegen wir in einem Stoppelfeld. Es geht wieder vorwärts. Durch Rohrbach durch, das vor einer Stunde vom Feinde geräumt wurde, gegen den dahinterliegenden Wald. Die Brigade hält im Wald auf der Straße und wird vom Wald aus angeschossen. Alles stürzt in den Wald hinein, der mit Hurra durchsucht wird. Endlich ist der Waldrand erreicht. Ich lege mich mit den Schützen in den Graben am Waldrand. Vor uns ist eine etwa 800 Meter breite freie Fläche, die nach rechts offen, von links und hinten vom Walde eingerahmt ist. In der Mitte steht ein Gehöft, das zur Verteidigung eingerichtet ist. Unaufhörlich pfeifen die feindlichen Geschosse an uns vorbei und schlagen dicht hinter uns ein. Bum — bum, die französische Artillerie greift ein und bestreicht den ganzen Wald mit Geschossen, die, wo sie einschlagen, Tod und Verderben speien. In unmittelbarer Nähe krepiert ein Geschoß, ich komme aber glücklich mit einigen Erdspritzern davon. Nun folgt eine schwere halbe Stunde. Unaufhörlich schlagen feindliche Granaten ein. Die auf der Straße Vordringenden sind besonders gefährdet, unter diesen auch der General.

Endlich geht es sprungweise vorwärts. Die Franzosen warten aber nicht, bis wir herankommen, sondern nehmen schon vorher Reißaus. Die Artillerie bringt uns noch bedeutende Verluste bei. Noch ein Schuß, alles ruhig. Die Brigade sammelt sich zwischen Gehöft und Waldrand. Nun erfährt man die ersten Verluste. Mancher treue Kamerad liegt tot oder verwundet in dem Gehölz. Die Überlebenden drücken einander stumm die Hand, und nun geht's ans Einteilen der Kompanie. Sie hatte bedeutend gelitten. Etwa fünfzig Mann waren verwundet oder tot, und doch war das im Verhältnis zu anderen Kompanien, bei denen die Verluste das Doppelte und Dreifache betrugen, wenig.

Diesen Wald auszuräumen, der nun wieder vor uns lag, war unmöglich. Es war halb acht Uhr abends, und noch hatten wir nichts genossen. Wir stellten Sicherungen aus und zogen uns in den Wald zurück. Nun begannen die Sanitäter mit dem Absuchen des Schlachtfeldes.

Wieviel Schmerzliches gab's zu hören und zu sehen. Endlich um neun Uhr kamen die Feldküchen nach, um uns zu stärken. Wir kehrten wieder aufs Schlachtfeld zurück und schliefen unter den Gefallenen. Schon vor Tagesanbruch gingen wir in den Wald zurück, um nicht gesehen zu werden. Diese Vorsicht war unnötig, da sich der Gegner weit zurückgezogen hatte und fluchtartig die Grenze zu erreichen suchte.

Unter den Toten und Verwundeten befinden sich sehr viele Offiziere. Auch unsere Kompanie verlor einen Zugführer. Dies mein erstes Gefecht.

Liebe Eltern und Geschwister, von Euch habe ich seit Ingolstadt nichts mehr erhalten. Gestern bekam ich von Frau Walter einen Brief.

Laßt diesen Brief alle Freunde und Bekannte lesen und grüßt alle herzlichst von mir. Schickt auch Onkel Hans den Brief. Ich habe wirklich sehr wenig Zeit zum Schreiben.

Entschuldigt bitte die schlechte Schrift. Ich liege nämlich auf dem Bauche und schreibe auf der Trommel meines Tambours.

Nun zum Ende, da es alle Augenblicke weitergeht. Deutschland ist jetzt sauber von Franzosen, und wir liegen jetzt hinter der Gefechtslinie, 3 Kilometer von der Grenze entfernt. Solange ich schreibe, dringt heftiger Kanonendonner an mein Ohr, der von unseren schweren Feldgeschützen herrührt, welche die Forts beschießen.

Euer Fritz.



„... Mit Inbrunst werden Liebesgaben verzehrt ...“

Gebirgskrieg in Serbien.

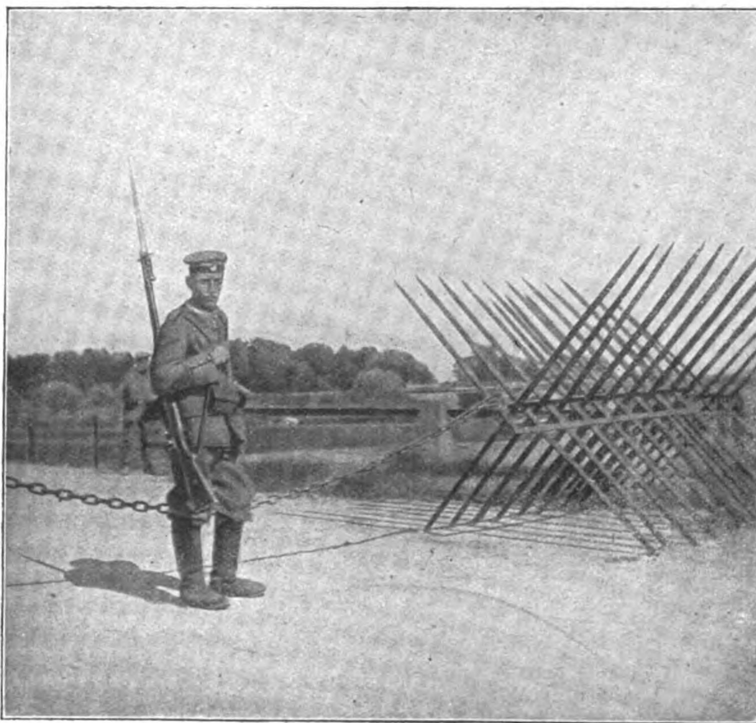
(Hierzu die Bilder Seite 105 und 107.)

Die Bevölkerung nicht nur Deutschlands, sondern selbst Österreich-Ungarns hat sich den Krieg in Serbien viel leichter vorgestellt, als er tatsächlich ist. Daß dies in Deutschland geschah, ist mit Rücksicht auf die geringe Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse leichter begreiflich als bei der Bevölkerung von Österreich-Ungarn, die sich ja doch noch an die Schwierigkeiten der Okkupation Bosniens erinnert und leichter Gelegenheit hat, den landschaftlichen Charakter Bosniens, der vielfach mit jenem Serbiens übereinstimmt, sowie die bosnischen Serben kennen zu lernen. Allerdings liegt Belgrad förmlich auf dem Präsentierteller, vom ungarischen Boden nur durch die Donau und die an ihrer Mündung dort übrigens sehr breite Save getrennt, und ladet gewissermaßen geradezu zur Beschießung ein. Aber Belgrad allein ist noch nicht Serbien, und aus strategischen Gründen ist ein Schwerpunkt des Angriffes der österreich-ungarischen Armee gegen Serbien an die bosnisch-serbische Grenze und an die Drina verlegt worden, wo


Ein Landsturmmann als Bahnwache in Feindesland.

sich die weißen kalkreichen Gebirge mit ihren festungsartigen Felsen befinden. Die Infanterie Österreich-Ungarns hat in Friedenszeiten vielfach Gelegenheit gehabt, sich im Gebirge auszubilden, und es gibt viele Bataillone — von den eigentlichen Alpenjägern und den Tiroler Kaiserjägern ganz abgesehen, die im Gebirgskriege vorzüglich und unübertrefflich sind — die in der Überwindung der Schwierigkeiten des gebirgigen Terrains Meisterhaftes leisten. Von diesen Schwierigkeiten an der serbischen Grenze macht sich derjenige, der sie nicht kennt, kaum eine Vorstellung. Sie gleichen den schon auf Seite 79 geschilderten montenegrinischen Verhältnissen. Neben tiefen Tälern erheben sich steile Felswände, während anderwärts die Berge mit einem Urwald bedeckt sind. Üppige Vegetation wechselt mit karstartigen Stellen. Im weißen Kalkstein finden sich oft ungeheure Einsturztrichter, sogenannte Dolinen, die häufig einen Durchmesser von 50 Metern bei einer Tiefe von 25 Metern erreichen und stellenweise durch kaum mehr als meterbreite Rücken voneinander getrennt sind. Gerade in den tiefsten Stellen stehen oft die mächtigsten Bäume. Durch dieses schwer zu begehende Terrain zwischen Bosnien und Serbien müssen sich die vorgeschobenen Patrouillen der österreichisch-ungarischen Armee mühselig ihren Weg bahnen. Eine solche Patrouille in einem kalksteinreichen Abschnitt des serbischen Grenzgebietes zeigt eines unserer Bilder. —

Eine zweite Schwierigkeit, mit der die österreichisch-ungarischen Truppen bei ihrem Kampf gegen die Serben zu rechnen haben, ist die Unzuverlässigkeit und Hinterhältigkeit der dortigen Bevölkerung. Insbesondere die Landstriche an der Grenze sind von einer äußerst armseligen Bevölkerung bewohnt. Ein erschreckendes Elend herrscht dort allenthalben und bringt es mit sich, daß die österreichisch-ungarischen Truppen vielfach auf den Nachschub ihrer Verpflegung angewiesen sind. Die Dörfer sind meist klein und Ortschaften von der Bedeutung derjenigen, die unser Bild zeigt, selten. Als die österreichisch-ungarischen Truppen zum Angriff gegen Serbien vorgingen, wurden auch viele größere Ortschaften meist nach hartem, heißem Kampf besetzt, und dem Augenblick, wo die Verpflegungskolonnen sich ordneten und die Vorräte in gesicherter Stellung zur Austeilung bringen konnten, war stets ein blutiges Ringen vorangegangen, und zwar nicht nur gegen die regulären Truppen, sondern in viel ärgerer und schrecklicherer Weise gegen die Bevölkerung und die Komitatschis. Fälle von Verrat waren ebenso häufig wie Fälle, in denen Greise und Weiber aus dem Hinterhalt auf die tapferen Truppen, die nach schwerer Arbeit und eigentlich als Befreier der geknechteten Bevölkerung einzogen, schossen. Dem Berichte eines Augenzeugen ist unter anderem zu entnehmen, daß die österreichisch-ungarischen Truppen bei ihrem ersten Übergang über die Drina einen sehr schweren Stand hauptsächlich wegen der Tücken und des Verrates der Bevölkerung hatten. Die Komitatschis schießen in der Regel gut. Sie haben aber vor den Bajonetten eine große Angst, und wenn es zu einem Angriff mit dieser Waffe oder gar zu einem Sturm kommt, so fliehen sie gewöhnlich. Es ist dies eine interessante Erscheinung, die man in ähnlicher Weise auch bei den Kosaken finden kann. Die Kosaken, wie die Komitatschis durchweg Menschen auf einer verhältnismäßig sehr tiefen Stufe, kennen nur den Gebrauch einer Waffe und sind in dieser tapfer. Andere Waffen aber, die ihnen nicht geläufig sind, erregen oft in ganz besonderem Maße ihren Schrecken. Der Kosake fürchtet sich vor keinem Säbel und vor keiner Lanze, macht der Feind aber auch nur Miene, das Gewehr anzulegen, so flieht er. Umgekehrt ist es bei den serbischen Komitatschis, die sich im Feuer bewähren, dem Säbel und dem Bajonettangriff aber nur selten Widerstand leisten. In Serbien weiß aber auch das Volk selbst mit der Feuerwaffe erstaunlich gut umzugehen. Die Alten haben meist schon in früheren Jahren einmal im Feuer gestanden, und so mancher zeigt eine Wunde aus den Türkenkriegen. Es ist bekannt, daß während des letzten Balkankrieges in Serbien selbst Frauen zum Gebrauche der Gewehre förmlich einexerziert wurden. Oft kommen die österreichisch-ungarischen Truppen in Dörfer, die anscheinend ganz leer und verlassen sind. Plötzlich werden die einziehenden Soldaten aber von allen Seiten beschossen. Von den Bäumen und aus den Dachluken heraus regnet es Kugeln. In anderen Fällen zeigt sich die Bevölkerung freundlich, ja zuvorkommend. Meist ist dies ein böses Zeichen, und die Truppen unserer Verbündeten, die jetzt durch Irreführung vorsichtig geworden sind, wissen dann meist, daß der Feind nicht weit ist. Er hält sich versteckt und wartet nur ab, bis die Truppen es sich möglichst bequem eingerichtet haben, um dann plötzlich aus seinem Versteck auszubrechen und ein mörderisches Feuer zu eröffnen. Ein Verwundeter erzählte jüngst, daß er den Schuß in seinem Arm bei einer ähnlichen Gelegenheit erhalten habe. Seine Abteilung zog in ein Dorf, das wie ausgestorben schien. Nur vor einem Hause saß ein Greis, der beim Anblick der feindlichen Truppen in begeisterte Rufe auf die Monarchie und Kaiser Franz Joseph ausbrach. „Wie glücklich sind wir, daß ihr endlich kommt, wir sind eure Freunde, ihr sollt uns von den Schrecken befreien, in denen wir leben!" und in langen Tiraden schilderte der alte und so harmlos aussehende Mann das Elend, das seit den Zeiten König Peters in das Land gekommen sei. Auf die Frage des Offiziers, ob serbische Soldaten in der Nähe seien, bekreuzigte sich der Greis, und dann die Hände zum Himmel erhebend, pries er sich glücklich, schon seit langem keinen von dieser Bande, wie er sich ausdrückte, mehr gesehen zu haben. Sie seien längst geflüchtet und hätten mitgenommen, was die armen Dorfbewohner noch gehabt. Die Abteilung verließ nach kurzer Rast das Dorf, und kaum einige Schritte entfernt, überschüttete sie ein wahrer Kugelregen von rückwärts. Die Komitatschis hatten


„Spanischer Reiter", Eisengitter zur Straßensperrung für Autos und Räder.

sich versteckt gehalten und waren der Abteilung dann in den Rücken gefallen. Nach einem heißen Kampf wurde aber der Feind zurückgedrängt, die Abteilung kehrte in das scheinbar verlassene Dorf wieder zurück, und der so freundlich blickende Greis war der erste, der seinen Verrat mit dem Tode büßen mußte.

Wie es auf Helgoland aussieht.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Eine gewaltige Umwandlung ist, wie der „Schwäbische Merkur“ berichtet, mit der Insel Helgoland seit der Erklärung der Mobilmachung geschehen. Aus dem besuchten, lebensfrohen Badeort ist eine Festung geworden, die von Waffen starrt. Nicht nur die Badegäste, auch alle Bewohner der Insel sowie sämtliche Angehörige der Besatzung haben die Insel verlassen müssen, damit nicht bei einer Beschießung Nichtkämpfer in Gefahr geraten. So sieht man in den öden Straßen zwischen den menschenleeren Häusern nur Verteidiger der Festung, Offiziere, Matrosen, Seesoldaten und Pioniere, die von früh bis spät tätig sind, um die Festung auf die höchste Stufe der Widerstandsfähigkeit zu bringen.

Besonders verändert ist das Oberland. Hier hat mancher hochragende Giebel, manches freistehende Haus fallen müssen, um das Schußfeld für die Geschütze freizumachen. Die Stimmung der neuen Inselbewohner hat aber unter dieser etwas trostlosen Umgebung nicht gelitten. Nach dem Abendbrot spielt die Musik. Erst um acht Uhr abends werden wir wieder an den Ernst der Zeit gemahnt, wenn unter dem Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles“ und der „Wacht am Rhein“ die Kriegswache aufzieht; dann beginnt der anstrengende, verantwortungsvolle Wachtdienst. Wachen und Warten! Warten bis der Feind kommt! Wie werden da in langen Nächten die Kameraden von der Armee beneidet, die das Glück genießen, vorwärts, immer vorwärts marschieren, gegen den Feind anreiten zu können und im heißen Feuerkampf sich das Eiserne Kreuz verdienen zu dürfen. Maßlose Erbitterung herrscht über die Art der Kriegführung seitens der Engländer. Handelsschiffe wegzunehmen, harmlose Fischdampfer in den Grund zu schießen, dazu sind sie jederzeit bereit. Und dann die Lügennachrichten, die England jede Nacht mit seiner starken Funkenstation Poldhu durch den Weltenraum schleudert. Mit der Faust in der Tasche muß man sie lesen, alle die Beschimpfungen unserer tapferen Soldaten, die bewußten Entstellungen und Lügen, die nur den Zweck haben, uns im Ausland zu schaden und den englischen Kredit zu stützen. Glücklicherweise tragen sie oft den Stempel der Lüge auf der Stirn und streifen ans Lächerliche.

Dann kam ein Tag, an dem es sich wie ein grauer Schatten über Helgoland legte. „U 15“, das mit mehreren anderen Unterseebooten einen kühnen Vorstoß nach der englischen Küste unternommen hatte, war nicht zurückgekehrt. Die ersten Verluste! Die Kameraden, die kürzlich noch mit uns am Tisch gesessen haben, sind nicht mehr. Sie sind still und selbstverständlich in den Tod gegangen. Nicht in jenem schönen Feuereifer und der hellen, lodernden Begeisterung, die beim Angriff zu Lande die letzten Stunden des Soldaten zu den schönsten, erhabensten machen, in denen alles Kleine und Menschliche von ihnen abfällt. Nur ein Auge der ganzen Unterseebootsmannschaft hat den Feind gesehen, das Auge des Kommandanten am Sehrohr. Die übrigen verrichteten ihre Tätigkeit ohne Kenntnis von der Außenwelt wie bei einer Übungsfahrt, aber im vollen Bewußtsein der Gefahr. Dazu gehört mehr als ein aufschäumender Mut; dazu gehören Nerven von Stahl, dazu gehört, daß jeder mit klarem Bewußtsein sich durchgerungen hat zu dem Entschluß des ehrenvollen Unterganges. Sie haben ihn gefunden, unsere Kameraden von „U 15“, und wir danken ihnen dafür, denn ihr Vorstoß über die Nordsee bis zur englischen Küste ist keine geringere Tat als die Fahrt der „Königin Luise“. Möchten sie nicht vergeblich sich geopfert und ihr Leben teuer verkauft haben.



Phot. J. Schensky, Helgoland.

Helgoland.



Kronprinz Rupprecht von Bayern

Nach einem Gemälde von



… dem Schlachtfeld bei Saarburg.

…ofessor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Am 11. August um acht Uhr abends verbreitete das Wolffsche Telegraphenbüro folgende Meldung:

Eine vorgeschobene gemischte Brigade des französischen 15. Armeekorps ist von unseren Sicherungstruppen bei Lagarde in Lothringen angegriffen. Der Gegner ist unter schweren Verlusten in den Wald von Parox nordwestlich Lunéville zurückgeworfen und hat in unseren Händen eine Fahne, zwei Batterien, vier Maschinengewehre und etwa 700 Gefangene gelassen. Ein französischer General ist gefallen.

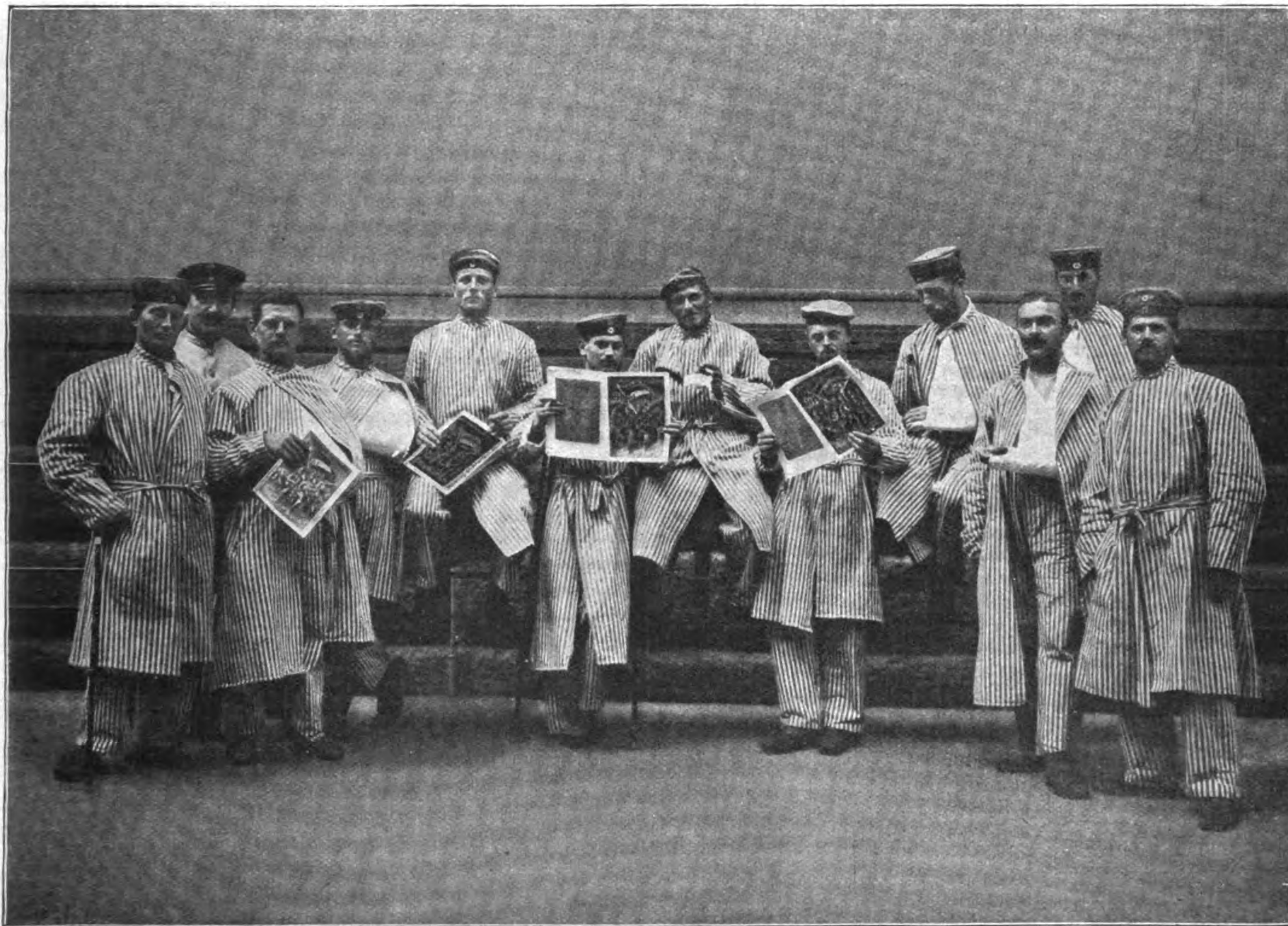
Schlag auf Schlag — anders wollten es unsere braven Truppen an der Westgrenze nicht. Am 10. August Mülhausen, am darauffolgenden Tage Lunéville, bei Mülhausen drei Divisionen, bei Lunéville eine Brigade, eine gewaltige Leistung, und alles das noch während wir in der Mobilmachung begriffen waren.

Lagarde liegt 3 Kilometer von der französischen Grenze und hat etwa 500 Einwohner. Aus dem Umstande, daß der französische Vorstoß von einer gemischten Brigade unternommen wurde, läßt sich auf eine gewaltsame Rekognoszierung schließen. Durch die Gefangenen wurde festgestellt, daß man es mit Leuten vom 15. französischen Korps zu tun hatte, das in Marseille liegt. Die Anwesenheit dieses Korps an der deutsch-französischen Grenze ließ erkennen, daß wir einer größeren französischen Armee gegenüberstanden. Eine gemischte französische Brigade besteht vorschriftsmäßig aus zwei Infanterieregimentern zu je drei Bataillonen und drei Maschinengewehrsektionen von je zwei Maschinengewehren. An Kavallerie wird diesen Brigaden in der Regel nur eine Eskadron zugeteilt, an Artillerie drei Batterien.

In dem Kampfe bei Lagarde standen wir einer kriegsstarken französischen Brigade von etwa 7000 Mann mit 12 Geschützen und 12 Maschinengewehren gegenüber. Wie empfindlich die Verluste waren, die wir den Franzosen beibrachten, erhellt nicht nur aus der Zahl der Gefangenen (700), sondern mehr noch daraus, daß dem Feinde zwei Drittel seiner Geschütze und ein Drittel der Maschinengewehre entrissen worden sind. Die Eroberung einer Fahne beweist, daß es zum Handgemenge gekommen ist und in diesem ersten Handgemenge unsere Truppen Sieger geblieben sind.

Einen Tag nach der Schlacht wurde amtlich gemeldet, daß dieser Kampf bei Lagarde uns noch größere Erfolge gebracht habe, als der erste Bericht verkündete, nicht 700, sondern 1000 unverwundete Gefangene waren in unsere Hände gefallen. Deutsche Verwundete erzählten, daß das Gefecht sieben Stunden in glühendem Sonnenbrand gegen einen weit überlegenen, bis an die Nase verschanzten Gegner gewährt habe. Die Wiesengründe waren mit Wolfsgruben durchzogen, allerdings erfolglos, denn unsere Kavallerie merkte die Falle. Groß war die Feuerwirkung unserer Artillerie. Zwei gefährliche französische Batterien waren in kurzer Zeit sturmreif geschossen und wurden gleich darauf genommen. Zuvor hatten die Franzosen noch, so gut es ging, die Verschlußstücke ihrer Geschütze unbrauchbar gemacht. Bei den erbitterten Kämpfen um das Dorf hatten sie jedes Haus besetzt; auf dem Kirchturm waren Maschinengewehre geschickt verdeckt postiert. Beim dritten Schuß unserer Artillerie lag der Kirchturm in Trümmern. Das ganze Dorf wurde unter Feuer genommen. Ein Flankenangriff unserer Kavallerie brachte die Entscheidung. Jetzt liefen die Franzosen davon; viele baten mit erhobenen Händen und auf ihre Trauringe deutend um Pardon. Einem deutschen Trompeter rettete seine Trompete, die er erst auf dem Rücken, dann auf der Brust getragen hatte, zweimal das Leben.

Ein Teilnehmer an den Kämpfen bei Lagarde stellte



Phot. Franz Klein, Stuttgart.

Das neueste Heft der „Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914" im Lazarett.

der „Täglichen Rundschau" einen Brief zur Verfügung, dem wir folgendes entnehmen:

Hinter schwarz-weiß-roten Pfählen! Auf der Chaussee nach Nancy liegen wir jetzt, und ich schreibe den Brief hier am Lagerfeuer.

Montag sahen wir unseren ersten gefangenen Franzosen. Wie sah der aus, nichts Ganzes am Leibe, geflickt und genäht. Noch waren wir in Besprechungen über ihn vertieft, als schon von den Vorposten einige Meldungen kamen, die uns erwarten ließen, daß es bald zur Schlacht kommen werde, und richtig, am Nachmittag fing der Tanz an. Brav haben wir uns geschlagen, unser General v. .... immer an der Spitze, und wir nach. Kugeln und Kartätschen sausten über uns hinweg, manch einen rissen sie herunter, aber „Vorwärts, vorwärts!" war die Parole. Wir drängten mit voller Kraft vor. Jede Kugel von uns war wohl ein Treffer; waren doch die rotblauen Farben herrliche Schießziele. Heftig wogte der Kampf. Entschlossen und mit Schneid gingen wir Feldgrauen vor. Immer weiter drängen wir vor, schon stoßen wir auf französische verwundete und tote Soldaten — das erhöht unseren Mut. Zu schnell war für uns der Kampf zu Ende. Der linke französische Flügel wich, und damit war es geschehen, nun konnten sich die Franzosen nicht mehr halten und flohen. Du hättest mal sehen sollen, wie die roten Hosen in wildester Flucht davonjagten. Da war es noch einmal unsere Kavallerie, die die Verfolgung in die Hand nahm und das Treiben gut besorgte. Das war unser erster Sieg; schön war er, doch viel Opfer hat er gefordert. Fritz K., mit dem ich noch Seite an Seite kämpfte, hat ins Gras gebissen für König und Vaterland, seine arme Mutter tut mir leid. Geh doch mal hin und besuche sie. Hier haben wir vom deutschen Boden die Franzosen ganz vertrieben. Wie bei dem ersten Gefangenen, so sahen auch bei diesen anderen die Uniformen verlottert aus. „Hunger, Hunger!" riefen die Gefangenen und baten um Brot. Seit Sonntag haben sie nichts mehr gegessen und sind froh, daß sie bei uns sind. Unsere Deutschen müssen drüben viel ertragen, unsere Gefangenen erzählen schauderhafte Grausamkeiten. Eben kommt zu uns die Nachricht von Mülhausen von dem großen Sieg. Heil, Heil, Heil! Kaum war die Meldung da, kaum hatte der Freudentaumel sich gelegt, da schallte das alte Lied: „Nun danket alle Gott!" über das Feld, in einem Tone, wie wir es noch nie gesungen hatten.

Die Bedeutung des siegreichen und ehrenvollen Gefechts von Lagarde in Deutsch-Lothringen liegt darin, daß hier Grenzschutztruppen, die seit dem Augenblick der Erklärung der Kriegsbereitschaft Tag und Nacht nicht zur Ruhe gekommen waren, den mit großer Übermacht versuchten Einfall in deutsches Gebiet glänzend zurückgeschlagen hatten. Das mehrstündige heiße Gefecht bei tropischer Hitze war die Feuertaufe des neuen Grenzkorps. Heinrich Hinrich, der Musketier, der seinen verwundeten Offizier ins Lazarett nach Deutschland gebracht hat, erzählt nach einem im „Lokal-Anzeiger" wiedergegebenen Bericht folgendes:

Sonnabend und Sonntag waren wir in Lagarde, wir, das Bataillon vom Grenzschutzregiment. Lagarde ist wie alle Lothringer Dörfer, nur größer. Es liegt am Rhein-Marne-Kanal und ist Zollstation. Das Wasser ist aber fast alles abgelassen. Alle Lothringer Dörfer sind lange nicht so schön wie die Dörfer in Deutschland. Sie haben so kahle Häuser, weißgetüncht, mit wenig Fenstern, und einen Misthaufen grad' vor dem Haus. Sonntag abend sind wir von Lagarde weitermarschiert. Nur eine Kompanie blieb dort. Und wie wir abgezogen waren, da haben die Bewohner ein Zeichen mit der Glocke im Kirchturm gegeben, und aus all den vielen Wäldern über der Grenze sind spornstreichs Franzosen herausgekommen und haben Lagarde besetzt. Das haben wir aber erst später gehört, als wir's wiedergewonnen hatten. Zu uns ist am anderen Morgen der Befehl gekommen: „Das Bataillon nimmt Lagarde!" Also wir wieder hin und marschiert, erst die Straße entlang, dann durch Haferfelder, auf die die Sonne herabbrannte, daß es so eine Art war. Wir sind dann neben dem Wald hergegangen und der Wald war voller Franzosen.

Dann ist das Bataillon in den Wald hineingegangen und bei jeder Schneise haben wir gedacht: „Sind sie da? Kommen sie?" Aber wir sind glücklich durchgekommen, und alle, die im Wald waren, haben keine gesehen. Wie wir aus dem Wald herauskommen, fallen die ersten Schüsse von den Franzosen. Nun hieß es, vorgehen über Wiesen, die mit Viehgattern überzogen sind. Einmal sind wir drunter durch, der Major und alle Herren Offiziere mit uns, einmal sind wir drüber weg. So kamen wir dem Feind immer näher. Und nun schossen wir auch und warfen uns nieder, und dann sprangen wir wieder eine Strecke vor; grad' wie im Manöver. Und einmal sagte der Major: „Kinder, der Sprung war zu kurz," und dann sprang er uns vor und wir mit. Die Kugeln pfiffen nur so über unsere Köpfe weg. Einmal fuhr eine an meiner Nasenspitze vorbei in die Erde und gab einen Schlag, wie wenn mir jemand eine Ohrfeige gegeben hätte. Dann sprangen wir wieder vor. Die Offiziere immer vorneweg. Und da, wo's dem Major nicht schnell genug ging, ist er selbst hingesprungen und hat die Kompanie geholt und gerufen: „Linker Flügel vor!"

Sehen konnten wir die Franzosen schon von weitem, die roten Hosen und die blauen Fräcke. Es war bald Mittag und glühend heiß. Ganz blauer Himmel. Ein Flieger ganz hoch warf Bomben, aber die taten uns nichts. Aber vor uns auf dem Kirchturm schossen die Franzosen wie toll mit einem Maschinengewehr, das sie heraufgeschleppt hatten; auch von den Fenstern und aus den Gärten haben sie geschossen.

Alles, was noch in Deckung war, ist jetzt heraus. Der Tambour hat geschlagen, da sind wir mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm auf die Brücke hinauf. Die Offiziere immer voran. Wie mein guter Hauptmann aus der Hecke herauskommt, trifft ihn auch schon eine Kugel, und tot war er, ehe er ein Wort sagen konnte. Und er hatte grad' erst eine feindliche Radfahrerabteilung zurückgetrieben und zweiundzwanzig Klappfahrräder, die die Franzosen auf dem Rücken tragen, erbeutet. Jammerschade um ihn! Er sah so schön aus in der Scheune, in die sie ihn nachher getragen haben, als wollte er sagen: „Ich hab' meine Pflicht getan!"

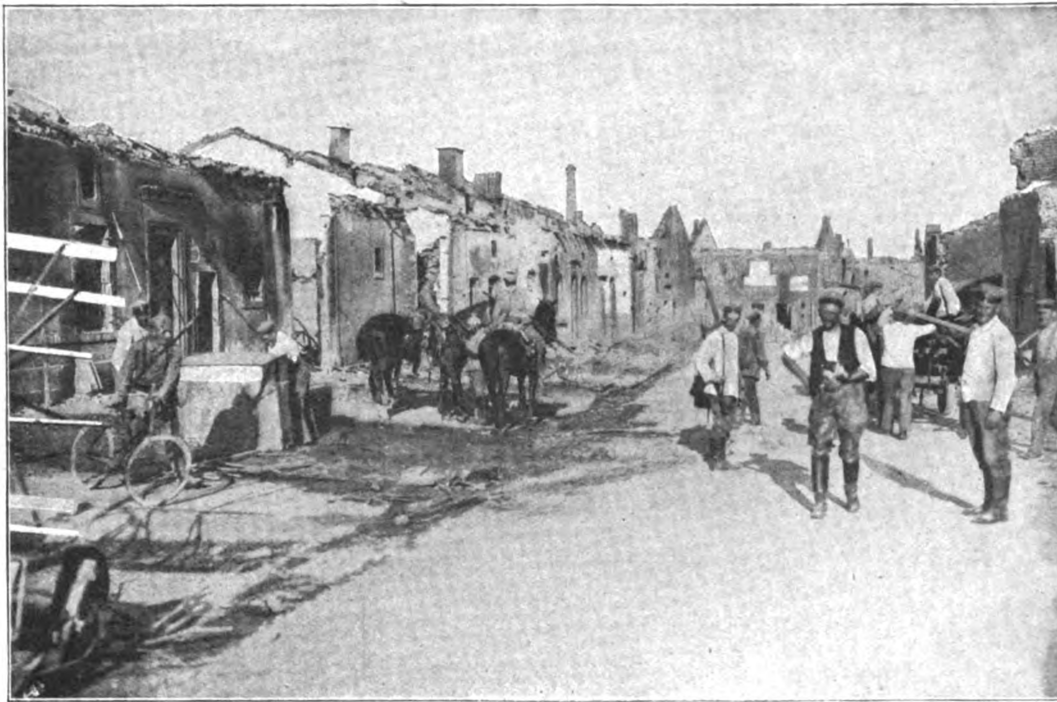
Aber noch waren wir nicht drin im Dorf. Ach so — ich hab' ganz vergessen: Wir sind durch einen Bach, unser Kommandeur immer als Erster. Der Bach war so hoch, daß das Wasser bis an die Schultern ging, und es war gut, daß wir nicht von den Kleinen waren. Und wie die Franzosen uns haben stürmen sehen, da ging ihr Schießen erst recht los. Denn die Franzosen schießen alle auf einmal und mörderisch, und dann sind sie wieder still. Unser Major hat einen Schuß in den rechten Oberarm bekommen, und wie ihn einer hat halten wollen, kriegt der einen Schuß und fällt hin und ist tot. Die Artillerie hat uns geholfen von zwei Seiten, und unsere Maschinengewehre haben geschossen, was ging. Und die anderen Truppen sind von der anderen Seite gekommen und haben das Dorf beschossen und ganz umzingelt. Um ein Uhr war es unser. Da sind wir mit Hurra hineingestürmt. Und alle Franzosen mußten sich ergeben. Die hatten Angst, sie legten ganz schnell Gewehr und Seitengewehr ab und sprangen in die Ecken und hoben die Arme hoch. Es waren schmächtige Leute; sie sagen, aus Südfrankreich. Ich habe drei von ihnen gefangen hinter einem Weinfaß. Die liefen wie die Hasen! Vor dem Haus, in dem wir Sonntag Quartier hatten, haben drei tote Pferde gelegen, und an der Mauer hatten sie die Männer kurzerhand totgeschossen, die aus den Häusern auf uns geschossen hatten. Für uns hat's Rotwein aus einem Faß gegeben. Es war zu heiß gewesen, und wenn wir nicht beizeiten die Feldflaschen gefüllt gehabt hätten am Morgen, so wären wir verschmachtet. Gesungen haben die Truppen die „Wacht am Rhein", als sie in Lagarde eingezogen sind.

Dreizehnhundert Gefangene haben wir gemacht. Die machten bald die Hand rund zum Betteln, weil sie Hunger hatten. Einer, der etwas Deutsch konnte, sagte: „Gesehen haben wir euch nie in euren grauen Joppen, nur wenn ihr sprangt, wußten wir, wo ihr wart." Sie hatten alle rote Hosen und schwarze Wickelgamaschen und große Röcke wie Fräcke, und vorn am Kragen rote Achselstücke und am Käppi die Regimentsnummer. Nur das Käppi hatte einen grauen Überzug. Einem haben wir ein Korsett ausgezogen! Und dann die Stiefel! Wie es heißt, müssen die französischen Soldaten sich die Stiefel selbst halten, und deshalb sind sie wohl alle so schlecht. Zwei von den hundertfünfzig, die ich mit begleitete, hatten gar nichts an den Füßen. Bei anderen hingen die Sohlen herunter. Die Patronen hatten sie oft nur in Papier gewickelt. Sie



Eroberung französischer Geschütze durch deutsche Kavallerie.

Nach einem Gemälde von P. F. Messerschmitt.



Phot. H. Venjemann, Hofphot., Metz.

Dorf Rouvres bei Etain nach den Kämpfen zwischen Longwy und Verdun.

haben uns gezeigt, wie man die Geschosse noch extra schlimm machen kann mit einem Blech, damit die Wunden noch ärger werden.

Nachher hab' ich geholfen Verwundete tragen. Die Bauern mußten Wagen hergeben, und unser Herr Oberst hat selbst dafür gesorgt. Die Schwerverletzten sind noch am Abend in Autos und Wagen ins Lazarett gebracht worden. Die Leichtverletzten sind weiter fortgeführt worden. Auf unserem Kasernenhof stehen jetzt neun Geschütze, die wir den Franzosen abgenommen haben. Aber mein Zug geht — ich muß aufhören. Das nächste Mal mehr. Ich muß zurück in die Front. —

Es ist selbstverständlich, daß kein Tag ohne kleine Grenzplänkeleien und Patrouillengefechte verging. Sie alle einzeln aufzuführen, dürfte sich erübrigen. So sind besonders am 13. August von der ganzen belgisch-französischen Grenze von Longwy, Longuyon, Marville und Virton kleine Patrouillengefechte gemeldet worden, und es kann dabei ganz gleichgültig bleiben, wer bei diesen Zusammenstößen Sieger blieb, denn es standen sich immer nur höchstens fünf bis zehn Mann gegenüber, und oft genug wurden bloß Löcher in die Luft geschossen. Eine Schlappe aber erlitten unsere Truppen im Vogesenpaß von Schirmeck am 14. August. Dort waren 2 Festungsbataillone mit Geschützen und Maschinengewehren aus Festungsbeständen vorgegangen. Sie wurden durch feindliches Artilleriefeuer vom Donon überfallen. In der engen Paßstraße sind die Geschütze und Maschinengewehre liegen geblieben und vom Feinde erbeutet worden, der später auf Schirmeck vorging. Es ist dies ein unbedeutendes Kriegsereignis, das keinerlei Einfluß auf die folgenden Maßnahmen hat, aber den Truppen gegen Tollkühnheit und Unvorsichtigkeit ein warnendes Beispiel sein konnte. Die wiederversammelte Festungstruppe hat den Festungsbereich unverfolgt erreicht. Es liegt der Verdacht nahe, daß hier der Verrat der Landesbewohner mitgewirkt hat.

Indem unsere Kriegsleitung von dieser Schlappe und auch von den Verlusten, die wir dabei gehabt haben, ganz offen Mitteilung gemacht hat, stärkte sie damit nur das Vertrauen der Bevölkerung, die überzeugt ist, von unserer Kriegsleitung nicht mit Lügennachrichten gespeist zu werden, wie dies bei unseren westlichen Nachbarn geschieht. Selbstverständlich ist dieser Vorfall von Schirmeck als großer Sieg nach Paris gemeldet worden. Schirmeck ist eine Gemeinde von etwa 2000 Einwohnern an der Breusch, in der Nähe der französischen Grenze. Es ist überragt von dem Donon, einem Gipfel der Vogesen, der etwas über tausend Meter hoch ist. An der Nordseite des Berges entspringt die Weiße Saar. Eine Paßstraße führt von Schirmeck über die Gebirgskette zur französischen Grenze.

Bayrische und badische Truppen schlugen die bis Weiler, 15 Kilometer nordwestlich von Schlettstadt, vorgedrungene französische 55. Infanteriebrigade, brachten ihr große Verluste bei und warfen sie über die Vogesen zurück.

Am 19. August fand ein größeres Gefecht im Oberelsaß statt. Deutsche Truppen stießen auf überlegene französische Streitkräfte mit starker Artillerie. Die Deutschen hielten trotz starker Übermacht lange aus und erfüllten so ihre Aufgabe, starke französische Streitkräfte festzulegen, vortrefflich. Abends trafen große Verwundetenzüge in den Dörfern am Rhein ein, und schon kurz darauf folgten die ersten Gefangenentransporte. Die Sundgaudörfer waren mit Verwundeten aus beiden Kriegslagern überfüllt. Schulen, Rathäuser, Kirchen, Scheunen, alle irgendwie geeigneten Gebäude wurden in Lazarette umgewandelt. Über die Kämpfe zwischen Mülhausen und Lörrach wurde der „Kölnischen Zeitung" berichtet:

Ungemein heftig war der Kampf in der Umgebung der „Drei Häuser" und im Hunsbachertal. Auf den Höhen, gegenüber von „Drei Häuser", hatte die deutsche Artillerie



Dorf Romain bei Longwy an der französisch-belgischen Grenze.

vor dem Dorfe Kappeln Aufstellung genommen, während die Franzosen von Altkirch vordrangen in der Richtung gegen Jettingen. Hier wurde durch deutsche Artillerie die französische Infanterie, die zum größten Teil aus Zuaven bestand, zum Stehen gebracht. Das mörderische Artilleriefeuer brachte den Franzosen starke Verluste bei und warf sie in regellose Flucht. Namentlich die Zuaven sollen fürchterliche Verluste erlitten haben. In der Gegend von Altkirch und Pfirt entspann sich zwischen französischer und deutscher Reiterei ein heftiges Gefecht, das mit der Gefangennahme eines ganzen französischen Kavallerieregiments endete. Die Hauptmacht der französischen Truppen zog sich in der Richtung gegen Pfetterhausen zurück. Die Verwundeten bestätigen, daß die deutschen Truppen sehr viel Gefangene machten. Aus Werenzhausen wird berichtet, daß dort drei Schwadronen französischer Jäger eine Attacke gegen eine deutsche Kompanie ritten, die damit endete, daß die drei Schwadronen fast vollständig vernichtet wurden.

* * *

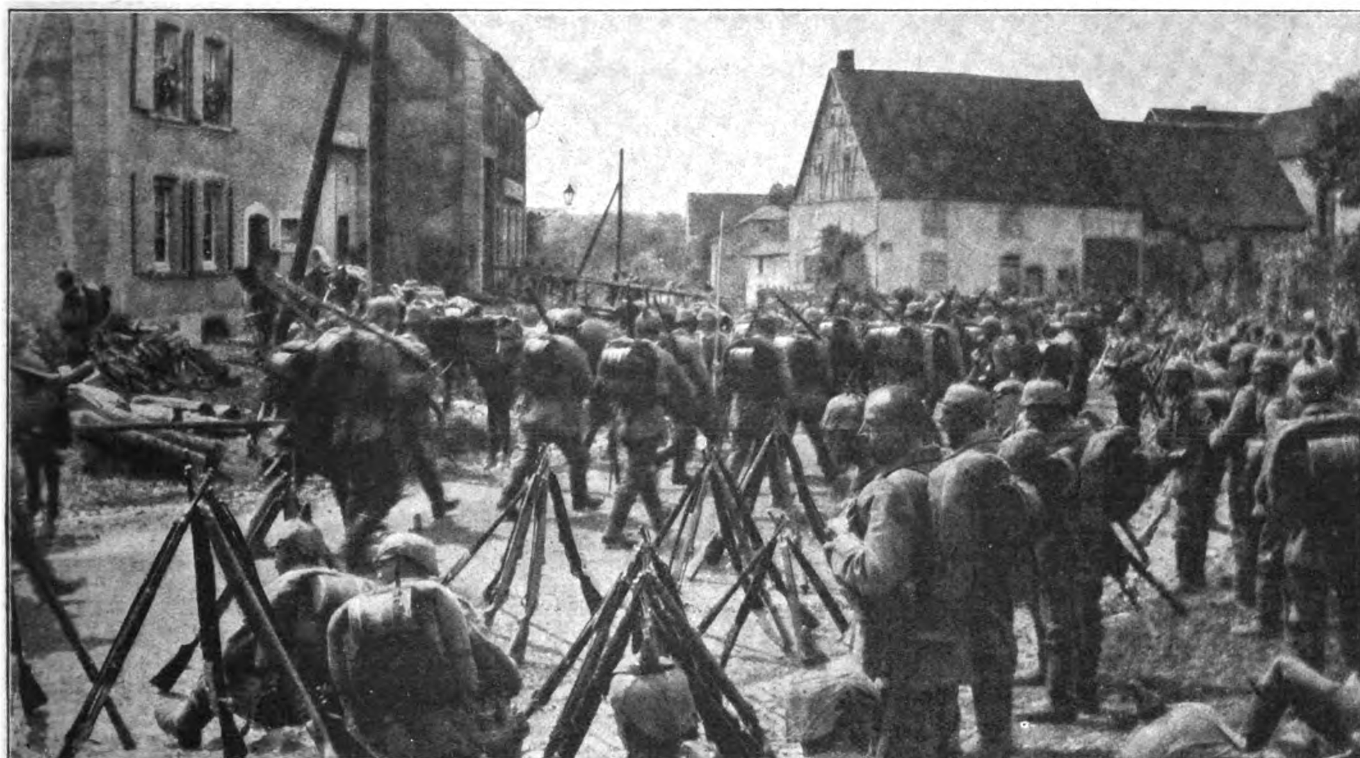
Das Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien beschränkte sich im Anfang auf nur kleine Gefechte und Plänkeleien. In der dritten, und noch mehr in der vierten Augustwoche hat es sich alsdann gezeigt, wie weise und sparsam Österreich absichtlich mit seinen Machtmitteln umging. Es dachte gar nicht daran, auf billige Lorbeeren im Kampf gegen einen Gegner vom Schlage Serbiens auszugehen. Sein Kriegsplan richtete sich in der Hauptsache gegen Rußland, mit dem es ein mächtiges Ringen vorbereitete. In dieser Vereinigung der ganzen Macht gegen die russische Grenze liegt die Erklärung für die lange Dauer des gegen Serbien geführten Kleinkrieges, der die österreichischen Streitkräfte nicht erheblich anstrengte, wogegen er das nach jeder Richtung hin zerrüttete Serbien aufreiben mußte.

Am 4. August neun Uhr vormittags lief der österreichische Donaumonitor „Körös“ zu einer Aufklärungsfahrt aus. Plötzlich eröffneten serbische Geschütze, wie sich alsbald herausstellte, eine moderne Schnellfeuerbatterie, aus dem Belgrader Festungswerke eine heftige Kanonade. Schon schlugen einige Volltreffer in den Monitor ein, ohne glücklicherweise Schaden anzurichten, als die österreichische Landartillerie in den Kampf eingriff und die feindliche Artillerie bald zum Schweigen brachte. Das Schiff kehrte hierauf ohne weitere Belästigung zu seinem Aufstellungsplatz zurück.

Um vier Uhr nachmittags liefen mehrere österreichische Kriegschiffe, darunter auch der „Körös“, aus, um die Versuche der Verteidiger zur Ausbesserung der Schäden an den Befestigungen und Deckungen zu vereiteln. Das Feuer der Schiffsgeschütze fand nur schwache Gegenwehr und richtete an den Festungswerken, namentlich an der oberen Festung, aufs neue großen Schaden an. Es wandte sich auch gegen die Infanterie, die zunächst am Ufer gute Deckungen fand. Um sechs Uhr nachmittags traten die Monitore die Heimfahrt an, ohne Verluste oder Schäden erlitten zu haben. In der Nacht wurden wiederholt Detonationen hörbar, die im Verein mit einem zeitweiligen Feuerschein den Schluß zuließen, daß in der Festung bedeutende Munitionsvorräte durch die Beschießung in Brand geraten waren.

In den Weingärten Semlins wurden acht serbische Spione dabei betroffen, wie sie durch Lichtsignale die Stellungen der österreichischen Geschütze zu verraten suchten; sie wurden insgesamt gefangen genommen und der verdienten standrechtlichen Behandlung zugeführt.

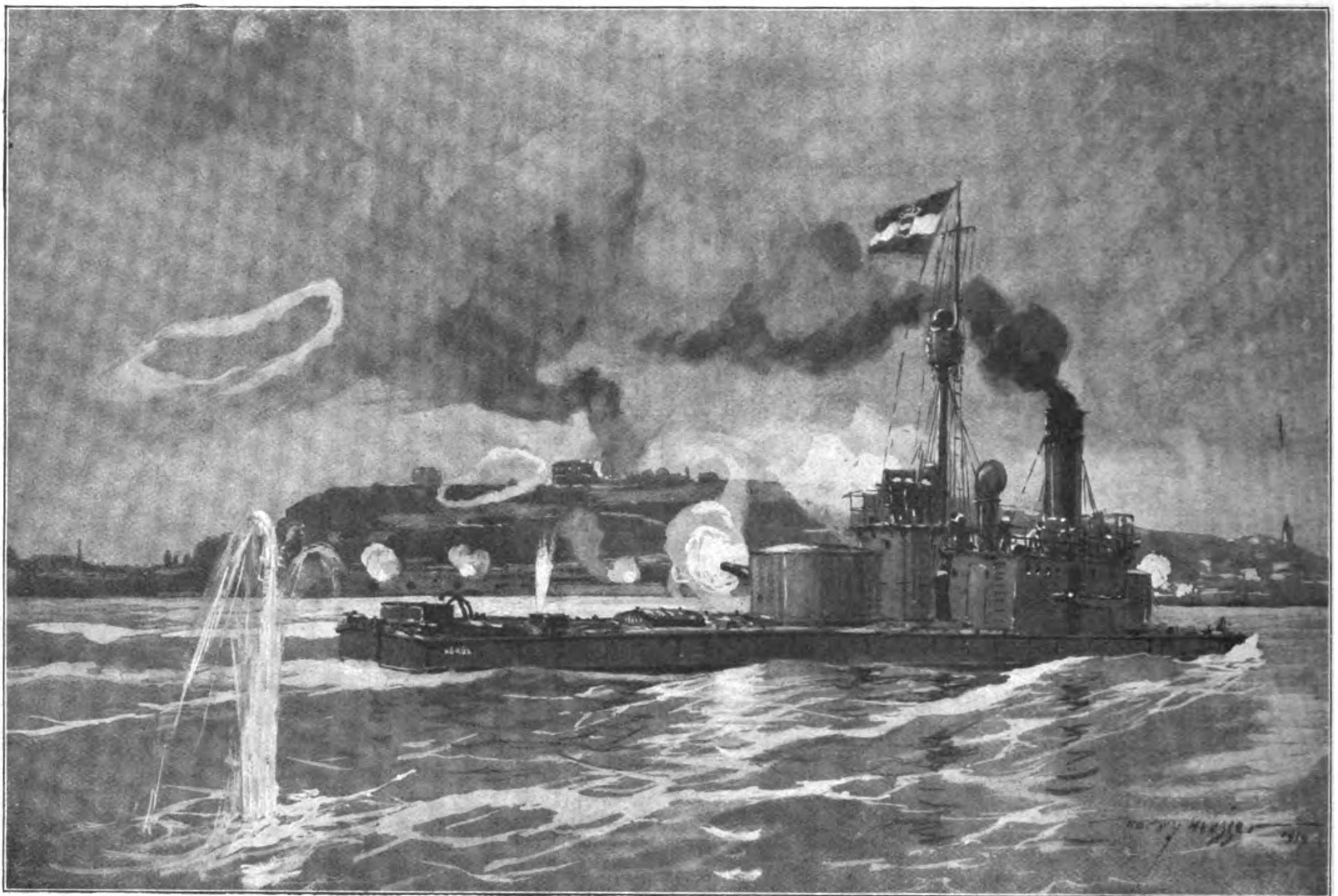
Am 6. August nachmittags fuhr ein österreichisches Patrouillenboot gegen eine Stelle unterhalb der Drinamündung, wo die Serben eifrig an den Befestigungen arbeiteten. 20 Meter vom Ufer entfernt, schwang sich ein Offizier der österreich-ungarischen Donauflottille mit 3 Kilogramm Ekrasit beladen über Bord, schwamm ans Land, erreichte unbemerkt die Befestigungen, schaffte die Sprengladung hinein und brachte sie mit einer Zugschnur zur Explosion. Die Serben eilten herbei und eröffneten das Feuer, wurden aber von der Mannschaft des Bootes mit Schnellfeuer empfangen. —



Reserveinfanterieregiment vor dem Gefecht bei Mittersheim in Lothringen (Kreis Saarburg). Phot. Dr. Pöhlmann.

Auf dem südlichen Kriegschauplatz zeigten die Montenegriner am 8. und 9. August große Angriffslust gegen die österreich-ungarische Grenze. Am 8. August brachen sie in Stärke von 4000 Mann gegen den Grenzposten östlich der Festung Trebinje vor. Die Österreicher verloren 1 Offizier und 21 Mann, die Montenegriner hatten 200 Tote, ferner sah man zahlreiche Schwerverwundete sich zurückschleppen. Am 9. August in der Frühe versuchte eine andere montenegrinische Kolonne den Posten Gad bei Autovac zu überfallen. Die Besatzung entdeckte den Anschlag und wies ihn tapfer zurück.

In der Nacht vom 10. zum 11. August setzten zwei Abteilungen des österreich-ungarischen 61. Infanterieregiments unter Führung von drei Leutnants mit zwei Kähnen über die untere Donau und warfen sich auf die dort befindlichen serbischen Wachtposten. Es entspann sich ein blutiges Handgemenge, wobei die Serben 30 Tote und viele Verwundete zurückließen. Die Verluste auf



Der Donaumonitor „Körös“ im Kampf gegen die Belgrader Festungswerke.

österreichischer Seite betrugen nur einen Toten und drei Verwundete. Nachdem die Abteilungen, die sich durchweg aus Freiwilligen zusammensetzten, mehrere Telephonleitungen des Feindes zerschnitten und mit ziemlichem Erfolg Sprengungen von Brücken und Stegen vorgenommen hatten, kehrten sie ins Lager zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Es sei noch erwähnt, daß sich in den Reihen dieser heldenmütigen Leute viele befanden, deren Muttersprache das Serbische war.

Österreich-Ungarn verlegte bald den Hauptteil der gegen Serbien geführten Truppenmacht an die Drina, wo sich in der Zeit vom 13. bis 18. August verschiedene Kämpfe abspielten, die in ihrer Gesamtheit einen starken Vorstoß der Donaumonarchie gegen Serbien bildeten. Die Kämpfe an der Drina führten zu einem entscheidenden Siege der österreich-ungarischen Truppen über starke serbische Kräfte, die in der Richtung auf Valjewo zurückgeworfen wurden. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht und viel Kriegsmaterial erbeutet. Die Verfolgung des Feindes wurde sofort aufgenommen. Die Truppen kämpften mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gegen den in starken Stellungen befindlichen, an Stärke ebenbürtigen Feind. Besondere Erwähnung verdient das Varasdiner Infanterieregiment Nr. 16, dessen Offiziere und Mannschaften unter den schwierigsten Verhältnissen mit der altbewährten zähen Tapferkeit der stets kaisertreuen Kroaten zum Siege stürmten. Österreich-ungarische Truppen hatten auch Gefechte gegen die Montenegriner in der Umgebung des Berges Lisanitz in der Gegend von Grahovo. Das 16. k. u. k. Armeekorps griff die Westgrenze Montenegros auf der Linie Krvace—Grahovo an. Das 15. k. u. k. Armeekorps marschierte auf der Linie Tschainitey—Gatcko.

Die Vorstöße unserer Verbündeten wurden eingeleitet mit der ersten größeren Waffentat in diesem Kriege, der Einnahme von Schabatz. Schabatz, eine Stadt im Königreich Serbien, im Kreis Podrinje an der Save westlich von Belgrad gelegen, hat etwa 12 000 Einwohner. Es ist ein in der Geschichte Serbiens denkwürdiger Ort. 1806 siegten hier die Serben über die Türken, und am 5. März 1902 versuchte ein Verwandter der Karageorgievic, Rade Alavantic, in Schabatz einen Putsch, der ihm aber das Leben kostete. Ungarische Truppen erstürmten diese historische Stätte am Morgen des 12. August. Serbien hatte den Schutz dieser Stadt und, wie es scheint, einen großen Teil auch der übrigen Kriegführung den Freischärlern überlassen. Diese kämpften vielfach in der Weise, daß sie sich tot stellten und auf ihre Gegner von hinten schossen. Diese List gelang jedoch nur in einzelnen Fällen, da die Soldaten sofort Anweisung erhielten, wie sie sich dagegen wehren sollten. Selbst Kinder und Greise waren bewaffnet. Einer von ihnen, der meuchlings aus einem Fenster schoß und einen österreichischen Offizier verwundete, wurde sofort erschossen. Auch Frauen waren bewaffnet und mußten verhaftet werden. Die Einnahme von Schabatz erfolgte am Mittwoch früh nach zweistündigem Kampf. Das Militär und der größte Teil der Bewohner flüchteten in der Richtung nach Belgrad. Die Stadt war mit einem Drahtzaun umgeben, der jedoch an einer Seite noch nicht fertiggestellt war. An dieser Stelle unternahmen dann die serbischen Truppen einen Angriff auf die gegnerischen Stellungen. Sie wurden mit großen Verlusten zurückgeworfen. Der größte Teil von Schabatz wurde in den Kämpfen, über die wir den Bericht eines Augenzeugen bereits auf Seite 42 brachten, zerstört.

Der mit Schabatz eingeleitete Vorstoß der österreich-ungarischen Armee ist, so kurz er war und mit so schwachen Kräften er auch ausgeführt wurde, vollständig gelungen und hat fast die ganze serbische Armee auf sich gezogen, deren mit großer Überzahl geführten Angriffe unter schwersten Opfern an dem Heldenmut der österreich-ungarischen Truppen scheiterten. Daß auch diese zum Teil bedeutende Verluste erlitten, ist bei den an Zahl weit überlegenen, um ihre Existenz kämpfenden Gegnern nicht zu verwundern.

Erzherzog Joseph, der am 30. August nach Budapest gekommen war und sich abends mit seiner Gemahlin auf dem Ostbahnhofe zum Empfang der Verwundeten eingefunden hatte, äußerte sich über den Verlauf der Kämpfe folgendermaßen: „Unsere Geschütze sind brillant, unsere Artillerie die ausgezeichnetste, und was unsere Monitore leisteten, verdient die vollste Anerkennung. Es ist ein Glück, mit solchen Leuten, wie es unsere Soldaten sind, zusammen zu kämpfen; sie gehen in jedes Feuer, und wenn das Terrain nicht so schrecklich und schwierig wäre, würden unsere



Österreich-ungarische Artillerie an der serbischen Grenze.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Triumphe noch größer gewesen sein. In mannshohen Maisfeldern mußten wir uns mit einem Feinde schlagen, der sich über jedes Kriegsrecht hinwegsetzt. Das sind grausame Barbaren, die mit Mitteln kämpfen, wie sie kein einziges Militärvolk benutzt. Ich spreche nicht von den Komitatschihorden: von denen erwartet die Welt ohnehin nichts anderes; aber was dort Weiber und kleine Kinder getrieben haben, muß jeden bis aufs Blut empören."

Von sich selbst sprach der Erzherzog wenig, aber sein von Schrapnellkugeln durchlöcherter Mantel beweist, in wie großer Gefahr er geschwebt hatte. Der Erzherzog saß in Schabatz gerade beim Mittagessen, als ein Schrapnell in seiner nächsten Nähe einschlug. Glücklicherweise trafen aber die Kugeln bloß seinen Mantel.

Am 18. August überschritten österreich-ungarische Truppen bei Progar, 23 Kilometer westlich von Semlin, die Save und drangen in serbisches Gebiet ein. Um fünf Uhr nachmittags wurde in Semlin bekannt, daß diese Truppen die Stadt Obrenovatsch eingenommen hatten. Am nächsten Tage wollten Freischärler bei der Insel Siganloja unterhalb Semlin auf das ungarische Ufer gelangen, wurden jedoch von den dortigen Truppen zurückgewiesen und erlitten schwere Verluste. Am 20. und 21. August wurden östlich von Visegrad-Rudo etwa 30 serbische Bataillone nach hartnäckigem Kampfe geworfen. Es handelte sich hierbei um die Schumadiadivision ersten Aufgebots, vier Regimenter Infanterie, ein Kavallerieregiment, ein Artillerieregiment und je ein Regiment ersten, zweiten und dritten Aufgebots der Drinadivision. Visegrad und Rudo liegen beide bereits auf österreichischem Gebiet, und zwar in dem sehr gebirgigen Zipfel des südöstlichen Bosnien, der nördlich von Montenegro in den ehemaligen türkischen, nach dem Balkankrieg an Serbien gekommenen Sandschak Novibasar vorspringt. Die Serben haben also nach ihren schweren Mißerfolgen an der Donaugrenze offenbar hier den Versuch machen wollen, in diesem unwegsamen Berglande vorzustoßen, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Bemerkenswert ist, daß auch hier wie in anderen Gefechten die serbischen Abteilungen von russischen Offizieren befehligt wurden, die freiwillig in die serbische Armee eingetreten waren. An den Kämpfen bei Visegrad nahm auch, wie eine beim Admiralstab der deutschen Marine in Berlin eingegangene Meldung besagt, das deutsche Skutaridetachement teil, das sich nach dem Abzug von Skutari dem österreich-ungarischen Vorgehen angeschlossen hatte. Unsere braven Marineleute besiegelten hier zum erstenmal ihre Kameradschaft mit Österreich-Ungarn mit ihrem Blute. Die Meldung lautete:

Am 20. August Serbenstellung Höhe 954 bei Visegrad genommen. Seesoldaten in erster Linie. Drei tot, zwei Offiziere, 21 Mann verletzt. Verhalten Mannschaft mustergültig. (gez.): Major Schneider.

Die Serben hatten versucht, über das Ergebnis der österreich-ungarischen Operationen die unglaublichsten Lügennachrichten zu verbreiten, wobei sie noch durch den Umstand unterstützt wurden, daß das österreich-ungarische Hauptquartier in seinen amtlichen Bekanntmachungen fast noch schweigsamer ist als das deutsche. Während des Krieges erfordert eben die militärische Rücksicht, über vieles zu schweigen, was man nachträglich ohne Gefahr sagen kann. So zum Beispiel kommt es vor, daß aus strategischen Gründen ein Platz aufgegeben wird und der Gegner dies als großen Sieg in die Welt hinausposaunt. Derartige „Siege" haben auch die Serben besonders bei den Kämpfen um Schabatz zu verzeichnen, aber die Lügenberichte des serbischen Pressebüros wurden später in einer Gesamtdarstellung ganz energisch widerlegt.



Semlin a. d. Donau. Phot. Leipz. Presse-Büro.

Nach der Art ihrer Kriegführung sind die Serben keineswegs als Kulturvolk anzusehen. Die Bestialitäten und Greuel, deren sie sich schuldig machten, spotten jeder Beschreibung. Schon die bisherigen Berichte von den serbischen Kampfschauplätzen haben verschiedene Grausamkeiten der serbischen Kriegführung und völkerrechtswidriges Vorgehen der von den Behörden aufgehetzten Bevölkerung festgestellt. Überdies sind diese Vorgänge durch Erhebungen des Armeekommandos von Amts wegen unwiderleglich nachgewiesen worden. Die geschilderte Kampfweise ist dieselbe, die auch in den vorhergegangenen Balkankämpfen angewandt, damals aber vielfach angezweifelt wurde.

Serbien wäre es gewiß nicht eingefallen, diesen Krieg zu führen, und es hätte sich allen Bedingungen des österreichisch-ungarischen Ultimatums wohl oder übel fügen müssen, wenn es nicht von Rußland aufgestachelt worden wäre. Mit Hilfe des „mächtigen" Beschützers glaubte es unbedingt siegen zu müssen, denn daß es aus eigener Kraft nicht dazu imstande war, mußte das Volk und die Regierung einsehen. Es hatte bei weitem nicht die genügende Zahl von Offizieren. Russische Offiziere sollten die Lücken ausfüllen, erwiesen sich aber ihren Aufgaben nur selten gewachsen.

* * *

An der österreichisch-russischen Grenze hatte sich der Krieg in den ersten Wochen auch nur in unbedeutenden Gefechten und Plänkeleien geäußert, wie dies bei jedem Kriegsanfange der Fall zu sein pflegt. Der russische Gegner hatte im Vergleich mit dem serbischen manchen Vorteil. Jedes kleine für Österreich-Ungarn erfolgreiche Gefecht bedeutete für die geringe Stärke des serbischen Heeres einen Verlust, bei den ungeheuren Massen des russischen Heeres aber wurden selbst starke Verluste zunächst kaum empfunden. An der russischen Grenze dienten die kleinen Gefechte nur der gegenseitigen Aufklärung, um Stärke und Stellung des Feindes zu erkunden und den Aufmarsch und die Bewegung der Truppen zu verdecken. Besonders am 6. und 7. August war die Grenze Mittelgaliziens der Schauplatz zahlreicher kleinerer Kämpfe. **Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland (6. August) versuchten russische Kavalleriepatrouillen und Abteilungen**

über die Grenze vorzubrechen, wurden jedoch zum Rückzug genötigt. Auch an der Grenze Ostgaliziens kam es zu kleinen Kämpfen, insbesondere bei Podwoloczyska, wo sich ein österreichischer Posten gegen eine bedeutende Überlegenheit behauptete. Auf österreichischer Seite blieben zwei Tote und drei Verwundete, die Russen verloren zwanzig Tote. Bei Nowosielitza erstürmten österreichisch-ungarische Truppen die Höhe von Mohile, wo sich ein russischer Kordonposten in gutverschanzter Stellung befand. Obwohl der Feind Verstärkungen erhielt, behaupteten die k. u. k. Truppen den eroberten Posten gegen die wiederholten russischen Angriffe.

Von einem kühnen Reiterstücklein ungarischer Husaren berichtet das Kriegshauptquartier:

Eine hervorragende Waffentat der aus Honvedkavallerie bestehenden 5. Kavalleriedivision wird nachträglich bekannt. Die Division hatte am 16. August die schwierige Aufgabe, die russische Grenzsicherung am Zbruz zu durchbrechen und festzustellen, ob dahinter stärkere Kräfte sich befänden. Bei Satanow gelang die Erzwingung der Übergänge und der Einbruch in russisches Gebiet. Die Kavallerie stieß südwestlich Kuzmin auf überlegene feindliche Kavallerie, die von Infanterie unterstützt wurde. Der Feind wurde trotzdem von den Ungarn in die Flucht getrieben. Die Verfolgung stand erst am nächsten Abschnitt des Smotrizbaches still, wo sich bei Gorodok russische Verstärkung festgesetzt hatte. Obwohl der Angriff nicht Sache der Reiterei war, griffen die Honveds den Feind in der befestigten Stellung an, wobei sie größere Verluste erlitten. Der Kampf bewies, daß in dieser Gegend stärkere russische Kräfte vorhanden waren. Nach Lösung ihrer Aufgabe quartierte sich die Division bei Satanow ein. In der Nacht überfielen die Ortsbewohner, vermutlich verstärkt durch versteckte Soldaten, die schlafenden Honveds, von denen eine Anzahl getötet wurde. Daraufhin wurde der Ort strafweise niedergebrannt. Nach dem Vorfall sammelte sich die Honveddivision wieder vollkommen schlagfertig.

Fast täglich spielten sich an der Grenze kleinere oder größere Zwischenfälle ab, die die Begeisterung und Schneidigkeit der österreich-ungarischen Truppen bewiesen. Das Abfangen russischer Kavalleristen wurde von der österreichischen Grenzwacht beinahe als Sport betrieben. So hatte eine aus zwölf Reitern bestehende österreichische Ulanenpatrouille einen Zusammenstoß mit plötzlich auftauchenden russischen Dragonern. Der Ulanenoffizier kommandierte zur Attacke, worauf die Russen ihre Lanzen und Kappen im Stiche ließen und Reißaus nahmen. Bei der Verfolgung begegnete den Österreichern eine ganze Eskadron russischer Dragoner, doch ergriff auch diese die Flucht, so daß die ganze russische Eskadron von den österreichischen zwölf Ulanen zurückgeschlagen wurde.

Zur selben Zeit hatten die Russen mehrere Versuche gemacht, über die Grenze der Bukowina vorzudringen. Alle diese Versuche wurden von den österreich-ungarischen Truppen energisch zurückgewiesen. Besonders zwischen Novosielitza und Okna erlitten die Russen schwere Verluste. Die österreichischen Truppen besetzten das Gebiet zwischen Novosielitza, Balamutovka und Rahavenzy und zerstörten bei Okna die Telegraphenleitungen, sowie das russische Postgebäude. Die Russen versuchten an mehreren Punkten das Vordringen der gegnerischen Truppen zu verhindern, wurden aber stets zurückgedrängt. — Aus solchen Grenzzwischenfällen entwickeln sich häufig größere Waffentaten, und am 22. August berichtete denn auch das Wiener k. k. Korrespondenzbüro mit großer Genugtuung von schneidigen Kavallerieangriffen der Österreicher.

In Tomaszow wurde eine feindliche Truppendivision überfallen. Zwei Kosakenregimenter und ein Ulanenregiment mußten die Flucht ergreifen. Ein Angriff einer russischen Kavalleriedivision brach zusammen. Eine ihrer Brigaden wurde bei Turynka vernichtet, die andere bei Karnionka-Strumilowa sehr stark mitgenommen. Die österreichischen Flieger erzielten in außerordentlich kühnen Leistungen, die sie tief ins russische Gebiet hineinführten, vorzügliche Aufklärungsergebnisse. Sie riefen durch Abwerfen von Bomben große Verwirrung in den feindlichen Lagern und Trains hervor.

Schon am Tage vorher hatte bei Sokal ein Gefecht stattgefunden. Eine in der Richtung auf Sokal vorgedrungene Kosakendivision der Vortruppe, verstärkt durch Infanterie, wurde von den österreichisch-ungarischen Truppen angegriffen und nach kurzem Kampf geschlagen, wobei eine Brigade vollkommen versprengt wurde. Zahlreiche Gefangene sind gemacht worden.

Sokal ist eine galizische Grenzstadt nördlich von Lemberg und liegt in dem nach Wolhynien sich hineinstreckenden Grenzzipfel Galiziens. Auch bei Radziechow, einem galizischen Orte, der etwas südöstlich von Sokal unweit der Grenze liegt, ist es schon am 20. August zu Kämpfen gekommen. In der Nähe von Radziechow an der österreichisch-russischen Grenze kam es zu großen Zusammenstößen zwischen einer starken Abteilung russischer Infanterie und Kavallerie mit österreich-ungarischen Truppen, nämlich einigen Kompanien Infanterie, die von Husaren unterstützt wurden. Der tapfere Bajonettangriff der Österreicher lichtete in kurzer Zeit die Reihen der Feinde. Die Russen ergriffen in wilder Panik die Flucht und ließen zahlreiche Tote und Verwundete zurück. Die Truppen unseres Verbündeten zeigten eine großartige Tapferkeit und einen unerhörten Mut. Sie verloren keinen einzigen Mann; auch die Zahl der Verwundeten war sehr gering.

Am 21. August hatte sich auch im Norden von Lemberg russische Kavallerie gezeigt; sie wurde aber mit großen Verlusten und unter Zurücklassung von Gefangenen zu fluchtartigem Rückzug genötigt.

Diese Grenzkämpfe zwischen Österreich-Ungarn und Rußland währten über drei Wochen, bevor es zu einer großen Schlacht kam. Eine große Schlacht ist nur dann zu schlagen,



Photothek, Berlin.

Verbrüderung der deutschen Skutaritruppen mit den österreich-ungarischen Soldaten in Wien.

wenn sich der Gegner mit einer genügend starken Armee stellt. Dies geschah aber von seiten der Russen an der deutschen Grenze ebensowenig, wie an der österreichischen. Die Deutschen räumten sogar am 24. August Ostpreußen aus strategischen Gründen, wie die bald darauf folgende große Schlacht bewies. Fast gleichzeitig haben Österreich und Deutschland ihre ersten großen Schlachten gegen Rußland geschlagen, und die Verbündeten sind Sieger geblieben, so daß man wohl kaum fehlgeht in der Vermutung, daß die österreichischen und deutschen Maßnahmen in einem gewissen Zusammenhang standen.

In der Zeit vom 23. zum 25. August wurde die große Schlacht bei Krasnik geschlagen, die ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der österreich-ungarischen Waffentaten dieses Krieges bleiben wird. Krasnik, eine Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, hat etwa 8100 Einwohner. Hier kam es etwa 30 Kilometer von der galizischen Grenze zur Schlacht, die mit einer völligen Niederlage des russischen Heeres endete. In panikartiger Flucht flutete das russische Heer zurück auf Lublin, scharf verfolgt vom Gegner. Auf jeder Seite waren es etwa 4—5 Armeekorps, das heißt 12—15 Infanteriedivisionen, außerdem noch je etwa 4—6 Kavalleriedivisionen in einer Gefechtsfront von mehr als 60 Kilometern. Die österreichungarischen Truppen machten über 3000 Gefangene und erbeuteten 3 Fahnen, 20 Geschütze und 7 bespannte Maschinengewehre. Gefangene russische Offiziere, die den Feldzug gegen Japan mitgemacht haben, sagten übereinstimmend aus, daß die Angriffe der österreich-ungarischen Streitkräfte viel stürmischer als die der Japaner sind.

Die bei Krasnik zurückgeschlagene russische Armeegruppe bildete den rechten Flügel jener russischen Streitkraft, deren Massen noch im Aufmarsch aus Wolhynien gegen Galizien waren, deren rechter Flügel jedoch schon bis an die Weichsel vorgeschoben war, mit dem Ziel, von Norden her die Front der österreich-ungarischen Armeegruppen einzudrücken und den strategisch wichtigen Raum zwischen Tarnow und Rzeszow (siehe Karte Seite 63) zu gewinnen. Wer diesen Raum besetzte, beherrschte dann die Verbindung zwischen West- und Ostgalizien und war in der Lage, Vorstöße über den bequemsten und gangbarsten Teil der Karpathen — die Duhladepression — gegen wichtige Teile Ungarns zu unternehmen. Ein ganz natürlich angelegter Plan, gegeben durch die strategische Lage und die Bodenbeschaffenheit auf diesem Kriegschauplatz.

Das taktische „Eindrücken" der österreich-ungarischen Armeefront gelang dem Feinde aber nicht, vielmehr wurden die russischen Streitkräfte nach dreitägigem scharfen Ringen und nach Einsetzung aller Reserven, die der Leitung der russischen Streitkräfte zur Verfügung standen, zu vollem Rückzug genötigt.

Dem Siege folgte eine kräftige Verfolgung des Feindes auf dem Fuße, bei der zahlreiche Gefangene sowie eine Menge Kriegsmaterial, Kanonen, Maschinengewehre und dergleichen erbeutet wurden.

Ganz besonders hat sich auch die Kavallerie durch Ausdauer und Wagemut ausgezeichnet. Einzelne Eskadronen griffen russische Schützengräben an und nahmen sie so, daß man den Schneid der Truppe zügeln mußte. Das Luftschiff „Schütte-Lanz" kam dreimal in das feindliche Feuer, ohne Schaden zu nehmen, und verbrachte dreizehn Stunden in der Luft. In der Nähe von Iwangorod geriet es in wahre Garben von Gewehrgeschossen. Südöstlich Lublin erhielt es Infanterie- und Artilleriefeuer gleichzeitig auf beiden Flanken. Fünfundzwanzig Gewehrgeschosse durchbohrten die hinteren Gaszellen. Die russischen Schrapnells verfehlten ihr Ziel. Sie platzten sämtlich weit weg von dem Ballon. Ein Sprengstück flog in eine Gondel, ohne Schaden anzurichten. Die Verletzungen an der Ballonhülle wurden während der Fahrt ausgebessert. Der Führer des Ballons konnte zahlreiche Beobachtungen melden. Die Besatzung, die unverletzt war, fand im Hauptquartier eine begeisterte Aufnahme.

Die Nachricht von dem siegreichen Ausgang der dreitägigen Schlacht bei Krasnik rief in der ganzen Monarchie freudige Genugtuung hervor. In Wien hatten zahlreiche Häuser geflaggt.

Der Kommandierende General der österreichischen Westarmee, General Dankl, hat den folgenden Armeebefehl an seine Truppen erlassen:

„Die Armee hat am 23. und 24. August in der Schlacht von Krasnik, Polichna und Goraj ihre Feuertaufe glänzend bestanden. Alle Korps haben dank dem todesmutigen Verhalten der Truppen den Feind zum Rückzug gezwungen. Soweit bisher bekannt, sind 3 Fahnen, 28 Geschütze und viele Maschinengewehre erbeutet und über 6000 Gefangene gemacht worden. Aus ganzem Herzen danke ich allen Angehörigen der Armee für die unserem Allerhöchsten heißgeliebten Obersten Kriegsherrn und dem Vaterlande geleisteten Dienste. Aber auch Wehmut erfüllt unser Herz: viele Kameraden haben den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden. Ihrer gedenken wir in dieser erhabenen Stunde. Noch stehen uns schwere Kämpfe, viel Mühsal bevor. Die brave Armee — ich bin dessen sicher — wird sie alle überwinden."

Nach der Schlacht bei Krasnik wurde auch bekannt, daß ein französischer Kurier mit einem Handschreiben des Präsidenten Poincaré an den Zaren geschickt worden war. In diesem Handschreiben richtete Poincaré den dringenden Ruf an den Zaren, möglichst rasch und energisch die Offensive zu ergreifen, wie es in dem russisch-französischen Militärabkommen vorgesehen war, da der ganze Kriegsplan darauf beruhe und nur so der französische Angriff erfolgreich sein könne. Die Antwort des Zaren auf den Hilferuf Poincarés überbrachte einige Tage später ein Kurier über Stockholm.

Die Schlacht bei Krasnik bildete nur die Einleitung zu einem gewaltigen Ringen der Armeen Rußlands und Österreich-Ungarns, das sich auf eine Schlachtfront von 460 Kilometern verteilt. Wenn einerseits die Österreicher in Russisch-Polen vorwärtsschritten, so vermochten die Russen dagegen auch bis Lemberg vorzudringen. Die Räumung Lembergs erfolgte aus ähnlichen strategischen Gründen wie die Räumung Ostpreußens durch die Deutschen. Die österreich-ungarischen Truppen rückten in Russisch-Polen immer weiter vor, und große Scharen russischer Fahnenflüchtiger kamen ihnen entgegen, die nach Linz, Salzburg und Innsbruck gebracht wurden. Bezeichnend für den Geist der österreich-ungarischen Truppen ist die Tatsache, daß ein in Gefangenschaft geratener Husar am nächsten Tage auf einem Kosakenpferde zu seiner Abteilung einrückte. — Besonders groß war die Zahl ukrainischer Überläufer. In Czernowitz war schon am 3. August eine ganze Kompanie ukrainischer Kosaken eingetroffen. Sie waren in voller Rüstung mit ihren Pferden angekommen und brachten die Kunde mit, daß in allen Grenzstädten der russischen Ukraine Aufrufe an das ukrainische Volk erlassen worden seien. Die ukrainisch-revolutionäre Partei forderte in diesen Proklamationen das gesamte ukrainische Volk zu einem Aufstande gegen Rußland auf, um so die Ukraine vom russischen Joche zu befreien. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Von der Schlacht bei Saarburg.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Es war gleich zu Anfang des blutigen Ringens im Westen, kurz nach der siegreichen Schlacht bei Mülhausen, da man sich fragte — ernst, doch ohne Bangen — wie mag es im unteren Elsaß und wie in Lothringen stehen? Hatte man doch allenthalben davon gehört, daß die Franzosen die Grenze überschritten hätten und dort, soweit sie Fuß faßten, gar übel hausten.

Da spielte der Telegraph am 27. August geräuschlos durch die deutschen Lande und verkündete amtlich: „Unter Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme den Sieg erkämpft."

Wie schlicht diese militärische Meldung, wie einfach und doch von welcher Größe! Kurz und gut Deutsch gegenüber den schwülstigen französischen Kundgebungen, zu schweigen von dem häßlichen Lügengewebe, das die ganze feindliche Presse in alle Welt zu streuen wußte.

Und wie verblüffend wirkte es eingestandenermaßen auf

die Franzosen, daß eine Armee, die kaum erst den Aufmarsch vollzogen hatte, ihnen anscheinend aus dem Wege ging, plötzlich aber, im Zurückweichen, die Taktik änderte und einen mächtigen Gegenstoß vollführte, der alles, was sich ihr entgegenstemmte, vor sich herfegte.

Nach dem siegreichen Gefecht bei Lagarde, dem der erste Einbruch in französisches Gebiet folgte, erhielten die Truppen, die trotz mehrfacher Zusammenstöße schon bis Blâmont-Badonviller vorgedrungen waren, den Befehl, hinter die Saar zurückzugehen, und seine Ausführung mag ihnen nicht leicht geworden sein. Die französische Vorhut drängte sofort nach, und sie hinter sich herziehend, mußten unsere Braven schweren Herzens auch Saarburg räumen, wo sie erst vor wenigen Tagen den Anmarsch gegen die Grenze angetreten hatten. Zwei französische Kavalleriedivisionen tauchten auf, feindliche Infanteriemassen schoben sich nach; sie besetzten Saarburg und füllten westlich von Saaraltdorf das ganze Waldgebiet. Unsere Truppen standen nur zwischen Rommelfingen und Rieding, den Befehl auszuführen und die Stellung zum Schein zu verteidigen.

Da wurde in der Nacht vom 19. zum 20. August der freudig begrüßte Befehl ausgegeben, daß der allgemeine Angriff am kommenden Vormittag 11 Uhr zu beginnen habe. Nun war der Gang der Dinge so weit gediehen, daß man den Spieß umkehren konnte. Unter dem Donner der Geschütze — die französischen Batterien hatten schon am frühen Morgen zu feuern begonnen — erfolgte die Umgruppierung zum Angriff, ohne daß der Feind etwas davon merkte. Die Infanteriedivisionen standen zur vorgeschriebenen Zeit bei Oberstürzel und Saaraltdorf, Hilsbersheim und Rieding auf den zugewiesenen Punkten angriffsbereit. Die Artillerie blieb vorläufig in ihren Stellungen. Bei Kirberg war ein Ballon hochgegangen, den Artilleristen dienliche Beobachtungen mitzuteilen.

Schlag 11 Uhr begannen die vordersten Linien vorzubrechen. Die Masse der feindlichen Infanterie, die gerade abkochte, war völlig überrascht. Fast gleichzeitig erschien der ganze Himmel wie besät mit hellen Sprengwölkchen, aus denen sich ein vernichtender Geschoßhagel entlud. Unsere Artillerie hatte eingegriffen. Und nun brandete und tobte die Schlacht mit größter Heftigkeit den ganzen Tag, bis mit Einbruch der Dunkelheit der Feind auf allen Punkten geworfen war. Die Verfolgung wurde sofort mit allem Eifer aufgenommen, und jetzt zeigte sich erst die Größe des Erfolges. Das entflammte unsere braven Truppen noch mehr, den Feind vor sich herzufegen, und so standen sie in der Linie Nancy vorwärts Lunéville, bei Blainville, St. Dié und südlich davon, noch immer den Feind nicht zu Atem kommen lassend.

Diese glänzende Waffentat, zusammen mit dem Schlage, den nördlich Metz die Armee des deutschen Kronprinzen führte, das waren zwei gewaltige Hiebe; durch sie wurde die französische Offensive, die den prahlerischen Marsch nach Berlin einleiten sollte, kläglich gebrochen.

Der Künstler hat auf unserem prächtigen Farbbilde die Wiedergabe einer Begebenheit aus dieser großen Schlacht gewählt, des Augenblicks, als am 20. August morgens die Umordnung aus der scheinbaren Verteidigung zum entscheidenden Angriff erfolgte, und er hat dabei der machtvollen Größe des Vorgangs in glücklichster Weise Rechnung getragen.

Vorübermarschierende Truppenmassen im Sonnenbrand des Tages. In der Mitte des Bildes der Heerführer, Kronprinz Rupprecht von Bayern, gefolgt von seinen Generalstäblern; alle in ruhigem Schritt, mit ernsten, siegessicheren Blicken den Gang der Dinge beobachtend. Jagende und meldende Adjutanten! Vorn die daherrasselnde Artillerie, die den Vormarsch der Fußtruppen zu decken hatte, und im Hintergrunde die Infanterie, deren Sehnen sich in dem begeisterten Drängen: „Vorwärts, vorwärts!" immer straffer spannen. Als das Werk zum großen Teil gelungen war, da hat der Heerführer die wackeren Seinen, die ihm den großen Sieg erkämpfen halfen, nicht vergessen. Schlicht und kurz hieß es: „Meine braven Truppen! Ich spreche euch mit dankerfülltem Herzen meine höchste Anerkennung und Bewunderung aus. Ihr habt wie die Löwen gekämpft und in stürmischem Anlauf einen an Zahl und Zusammensetzung überlegenen Feind geschlagen. Ich habe im felsenfesten Vertrauen auf eure Kraft und Tapferkeit nicht gezögert, euch zum Angriff gegen diesen Feind vorzusenden. Aber noch ist nicht alles getan. Es gilt noch, mit Aufbietung der letzten Kräfte den Feind gänzlich niederzuringen und ihn so zu verfolgen, daß er nicht mehr zur Besinnung kommt. Dies ist die Aufgabe der nächsten Tage. Die Vollendung des Siegs zum Heile des Vaterlandes, zum Verderben der Feinde. Das Vaterland wird euch jeglichen Dank wissen.

Rupprecht, Kronprinz von Bayern."

Übergang über die Maas.

(Hierzu die Bilder Seite 136/137 und 139.)

Welch ein Aufatmen nach jahrelanger Beklemmung war es doch, als am Neujahrstage 1814 der alte „Feldmarschall Vorwärts" bei Caub den Rhein überschritt! Damals hatte Deutschland seit 1806 dem ersten Napoleon geknechtet zu Füßen gelegen, und zwar bis zur Weichsel! Erst mit dem Rheinübergang Blüchers fühlte man sich endgültig von der Kriegsnot befreit, denn ein Strom bildet von jeher einen sicheren Schutz gegen den jenseits befindlichen Feind, und wenn die Streitkräfte eines Landes den Strom vollends überschritten haben, nimmt man an, daß nunmehr die Kriegsgefahr über diese Linie hinübergerückt ist.

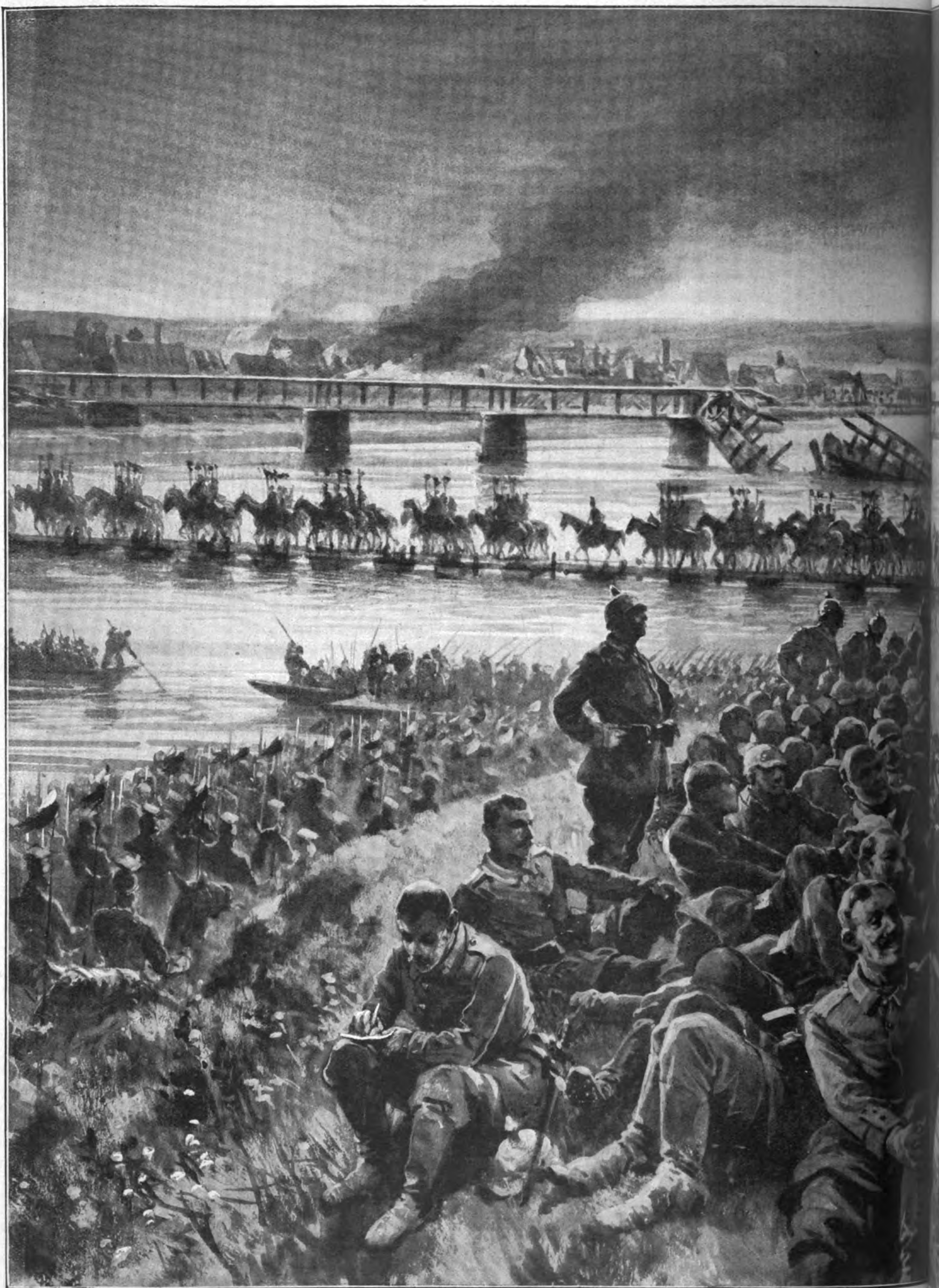
Noch im Jahre 1870 hatte Moltke damit gerechnet, daß wenigstens für den Anfang, für die sichere Versammlung und Bereitstellung der Heere, was man den „strategischen Aufmarsch" nennt, die „Strombarriere" des Rheins ausgenutzt werden müßte. Erst nachträglich, nachdem sich die Unfertigkeit der Franzosen herausgestellt hatte, wurde befohlen, daß die Truppen weiter vorwärts, in der Pfalz, ausgeladen werden sollten. Auch darin zeigte sich die Zuverlässigkeit und Vorsicht seiner Arbeit, denn ein Verschieben nach rückwärts wäre sehr mißlich gewesen.

Wie ganz anders heute! Durch die Rückgewinnung des Elsaß und die Einverleibung Lothringens konnten im Süden die Vogesen, und weiter nördlich die Mosel zur Deckung des Aufmarsches dienen, während auf dem rechten Flügel ein blitzartiges Vorbrechen über Aachen auf Lüttich und über Trier und Luxemburg auf Longwy uns überraschend an die Maaslinie geführt hat, nach dem alten Fechtergrundsatz: „Die beste Parade ist der Hieb."

Während nun das Großherzogtum Luxemburg vernünftigerweise sich mit einem formellen Einspruch gegen die Verletzung seiner Neutralität begnügt und im übrigen nicht versucht hat, sich dem Strom der deutschen Heere unnütz entgegenzustemmen, löste der Durchmarsch durch Belgien ein Wutgeheul in diesem Lande, in Frankreich und in England aus. England gab sich auch den Anschein, dieserhalb, angeblich als Schützer des vergewaltigten Belgien, an Deutschland den Krieg erklären zu müssen. In Wirklichkeit war aber die Wut dadurch verursacht, daß die drei edlen Brüder ihre Felle fortschwimmen sahen: der Knoten war so schön geknüpft, und nun hieb ihn der Michel einfach durch! Dem deutschen Generalstab war, wie an anderer Stelle schon erzählt, bekannt geworden, daß Frankreich und England beabsichtigten, durch Belgien zu marschieren — ja noch mehr, es fanden sich die Beweise, daß das arme verletzte Belgien mit der Unschuldsmiene völlig mit im Einverständnis gewesen war.

Wie gut also, daß man den Ränkeschmieden das Spiel verdarb! Daß Deutschland nur notgedrungen neutrales Gebiet verletzt, zeigt uns ein Blick auf die Karte. Die holländische Provinz Limburg mit Maastricht versperrt uns sehr unbequem den Weg auf Brüssel, das wir ja auch in Besitz nehmen wollten. Wären wir wirklich die Verächter der Rechte neutraler Staaten, als die unsere Feinde uns so gern darstellen, so hätten wir uns die Operationen auf Brüssel durch eine Verletzung holländischen Gebiets sehr erleichtern können, indem wir durch Limburg gezogen wären. Aber Brüssel ist nur Nebensache. Hauptziel zur Beendigung des Krieges ist Paris. Indem die Franzosen nicht nur diese ihre Hauptstadt zur stärksten Festung der Welt gemacht, sondern auch die Annäherung von Osten her durch mehrere außerordentlich starke Befestigungslinien erschwert haben, blieb uns nur der Weg durch das Maastal, um schnell vorwärts zu kommen.

Zwischen den beiden etwa 150 Kilometer voneinander entfernten Hauptanmarschstraßen Aachen—Namur—St. Quentin und Trier—Longwy—Châlons an der Marne genau in der Mitte führt eine Linie von dem Eisenbahnknotenpunkt



Deutsche Truppen üb

Nach einer Originalz



Maas bei Mézières.

...lor Hans W. Schmidt.

Libramont in der belgischen Provinz Luxemburg — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen anstoßenden Großherzogtum — über Mézières—Rethel auf Reims. Unser Bild auf Seite 136/137 zeigt die vom Feinde gesprengte Maasbrücke, die wohl bald von unseren braven Pionieren wiederhergestellt sein wird. Die auf dem linken Ufer liegende Ortschaft ist bei den Kämpfen der letzten Tage in Brand geschossen worden, und unterhalb der zerstörten Eisenbahnbrücke überschreiten deutsche Ulanen auf einer von unseren Brückentrains geschlagenen Pontonbrücke den Strom. Es sind Massen von Ulanen, die hier auf die Fertigstellung der Brücke gewartet haben, um dem zurückweichenden Feinde möglichst bald wieder auf den Fersen zu sein, ihn auszukundschaften, aufzuscheuchen, zu umfassen und in die schöne Champagne, die Heimat des Champagners, einzudringen. Nicht nur auf der Höhe ziehen sie heran, sondern auch am Ufer suchen sie im Trabe schnell an dem Fußvolk vorbeizukommen, das von den Pionieren teils auf Kähnen übergesetzt wird, teils auf das Übersetzen wartet, mit zusammengesetzten Gewehren ruht und wohlgemut sich die Zeit mit Schreiben an die Lieben in der Heimat oder heiterem Gespräch mit den Ulanen vertreibt.

Die Kirche in St. B . . . . e.

Von einem württembergischen Sanitätsoffizier.

Um sechs Uhr brachen wir aus dem Vogesenstädtchen R. auf; es war ein herrlicher Augustmorgen, gegen Ende des Monats, der Weg führte uns durch ein enges Waldtal, und die Sonne sandte bald ihre wärmenden Strahlen und vertrieb die feuchten Nebel der Wiesen. Nach einer halben Wegstunde etwa erfolgte kurzes Halt und Absitzen, da der weitere Vormarsch durch Kolonnen gesperrt war; uns entgegen kamen Artilleriemunitionskolonnen, die rückwärtig frischen Vorrat erheben wollten. Dann folgten Kavalleriepatrouillen, die vergangene Nacht an dieser Stelle noch von feindlichen Patrouillen überfallen wurden. An den lachenden Mienen der Dragoner und ihren Reden erkannten wir zum Glück, daß der Anschlag nicht geglückt war; uns aber war dies des Rätsels Lösung für den nächtlichen Alarm und die Knallerei, die uns samt Generalkommando für einige Stunden aus der Ruhe aufgeschreckt hatten.

Weiter ging's, das Tal aufwärts; so ganz sicher war die Gegend noch nicht, denn bald platzten seitlich von uns einige Schrapnells mitten in unsere in Deckung stehende Artillerie hinein. Wir gingen unserseits ebenfalls in Deckung und warteten weitere Befehle von der Division ab. Sie ließen nicht allzulange auf sich warten, und wir atmeten auf, denn auch wir Ärzte sind stets froh, wenn es vorwärts geht, weil wir es als Zeichen einer allgemeinen Vorwärtsbewegung begrüßen können, wenn man die Sanitätskompanie vorzieht. Hieraus ist nicht etwa zu schließen, daß letztere dauernd den Schwanz bildet; man erlebt Fälle, wo man in eine Aufklärungstruppe verwandelt zu sein glaubt — indessen bringt das der Krieg so mit sich.

Beim Weitermarsch sahen wir die Verwüstungen am Bahnhofsgebäude F.; an der Wegbiegung dahinter war die Eisenbahnbrücke über den Bach gesprengt, und an ihrer Stelle hatte man daneben eine Holzbrücke errichtet, die bequemen Übergang selbst für schwerste Gefährte gestattete. Beim Hinüberreiten erfolgte plötzlich ein Knall, eine ungeheure Erschütterung der Luft, daß man glauben mochte, der Kopf würde einem vom Rumpfe gerissen: es waren unsere schweren Feldhaubitzen, die fast unsichtbar auf 5—6 Kilometer Entfernung über die Berge hinweg ihre Schuldigkeit taten!

Um elf Uhr etwa langten wir an unserem Bestimmungsort an. Wir befanden uns vor einer Dorfkirche, woselbst Truppenärzte in fieberhafter Tätigkeit ihre Arbeit verrichteten. Auf den Anhöhen draußen, 2 Kilometer weit, stand der Feind; dort tobte der Kampf. Gewehr- und Maschinengewehrgeknatter drang an unser Ohr. Gegenüber der Straße platzte im nächsten Augenblick eine Granate, kaum 30 Schritt von uns. Die Lage war für uns recht unerfreulich. Doch hier half kein Besinnen; da warteten unzählige leidende Brüder, die von ihren Kameraden auf Tragen und Zeltbahnen vom Kampfplatz hereingetragen wurden, auf ärztliche Hilfe. Drum frisch ans Werk. Seitlich vom Kirchenportal erblickten wir verschiedene Körbe mit französischem Verbandmaterial, die offenbar ganz kurz zuvor in aller Hast verlassen worden waren und uns nun gut zustatten kamen. Es muß an dieser Stelle gesagt werden, daß das französische Rote Kreuz anscheinend aufs beste zu arbeiten versteht, denn das von uns erbeutete Material erwies sich als äußerst gediegen und sehr zweckentsprechend.

Bald war die ganze Kirche in eine Art Lazarett verwandelt; die Verletzten, die draußen von uns auf dem „Hauptverbandplatz" Schutz- und Stützverbände erhalten hatten, wurden, je nach Art der Verletzung, sitzend zu den Leichtverwundeten gebracht oder als Schwerverwundete im Altarraum auf Stroh und Heu gebettet. Soweit möglich wird aufs schnellste für die Überführung in Feld- beziehungsweise Kriegslazarette Sorge getragen. Die nicht transportfähigen Schwerverwundeten, wie zum Beispiel solche mit Kopf- und Bauchschüssen und andere, bettet man tunlichst getrennt; sie werden zur weiteren Versorgung dem uns später ablösenden Feldlazarett übergeben. Manch einer von ihnen, leider ein hoher Prozentsatz, haucht fast unter unseren Händen seinen Geist aus. So erinnere ich mich eines alten Landwehrmanns, der mit einem schweren Bauchschuß halb besinnungslos darniederlag. Ich machte mir um ihn zu schaffen, als er ins Weite stierend die Augen aufschlug. „Seid Ihr Offizier?" so fragte er mich. Sein Geist war vielleicht noch auf dem Schlachtfeld in Visionen befangen. „Ja, ich bin Arzt und will Euch Hilfe bringen," so sagte ich über ihm knieend, seine kalte Stirne streichelnd, ihm zur Tröstung, denn Hilfe war hier nicht mehr möglich, wie ich mich alsbald überzeugte. „Ach Gott, ich habe fünf kleine Kinder daheim." — Gesagt, verschied er! —

Zu stillen Betrachtungen hat man während seiner ärztlichen Arbeit indessen nicht viel Zeit; am wenigsten an jenem denkwürdigen Tage, der uns allen als kritischer Tag erster Ordnung im Gedächtnis haften bleiben wird. Der Kanonendonner hüllte unser Dorf bald derartig ein, daß kaum eine Minute verstrich ohne ohrenbetäubenden Lärm. Der Geistliche schritt zwischen den armen Verwundeten einher mit Teilnahme und Zuspruch, Krankenträger und Frauen labten die nach Flüssigkeit Lechzenden mit Getränken, wir Ärzte suchten weiter zu arbeiten, doch alles drängte von vorn in das Kirchenportal herein, um Schutz zu suchen gegen die herüber und hinüber fliegenden Granaten und Schrapnellgeschosse. So war man jeden Augenblick gewärtig, von Artillerie zugedeckt und unter den Trümmern der Kirche in wildem Durcheinander begraben zu werden oder in die Hände des Feindes zu fallen, der wieder, anscheinend infolge Verstärkungen, wild vorstürmte. Das Dorf ward in Verteidigungszustand gesetzt, Häuser wurden verbarrikadiert, und unsere brave Landwehr tat tapfer wie immer ihre Pflicht. Auch nahte uns später Hilfe. Doch hätte der Feind unsere anfangs im Verhältnis zu ihm schwächere Stellung geahnt — ich glaube kaum, daß ich in der Lage wäre, heute diese Zeilen zu schreiben.

So ging das Unheil an uns vorüber. Mit wenigen Pausen erheischten die schweren Verluste unsere ganze Arbeitskraft, und erst die Mitternacht machte dem Kampf gegen den Feind einerseits und gegen Schmerzen und Wunden anderseits für dieses eine Mal ein Ende.

Kriegsneurosen.

Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß.

Der Krieg, wie er mit allen seinen Schrecknissen ganz Europa durchtobt, der Krieg mit den furchtbaren Wirkungen moderner Geschosse, Schrapnellexplosionen, Bombenwürfen aus den Lüften, Minenexplosionen, mit der modernen Gefechtsart, die ganze Truppenmassen mit Stachelzäunen umgarnt, mit dem Geknatter der Maschinengewehre, mit der kolossalen Sprengwirkung der 42-cm-Geschütze, mit der erdbebenartigen Wirkung Kruppscher Mörser — diese furchtbare Weltkatastrophe stellt ungeheure Ansprüche an das Nervensystem aller daran Beteiligten. Ein kleiner Eisenbahnzusammenstoß mitten im Frieden, eine Explosion in einer Fabrik, ein Blitzschlag bei starkem Gewitter erzeugen jene schweren Erkrankungen des Nervensystems, die man als traumatische Neurosen bezeichnet. Der erste Arzt, der sich mit den nach Verletzungen auftretenden nervösen Krankheitszuständen beschäftigte, war Erichsen, dessen diesbezügliche Schrift im Jahre 1866 in London erschien. Die Erscheinung der traumatischen Nervenerkrankungen wurde

später von einer Reihe hervorragender Gelehrter beschrieben und beobachtet.

Treten aber derartige Nervenkrankheiten im Frieden verhältnismäßig nur vereinzelt auf, so kommen sie im Kriege in großer Zahl vor, fast epidemieartig. Der bekannte Wiener Nervenarzt Professor Marburg hat in einem kürzlich gehaltenen Vortrag über die verschiedenen Formen der Kriegsneurose gesprochen. Er unterscheidet zwei Hauptarten der Kriegsneurose: Fälle, die überwiegend körperliche Krankheitserscheinungen zeigen und den im Frieden vorkommenden traumatischen Neurosen am nächsten stehen, und Fälle, die mit schweren psychischen Defekten einhergehen und sich daher unmittelbar an die Geisteskrankheiten anschließen. In der Klinik des Hofrats Professor v. Eiselsberg wurde einem großen Ärzteauditorium eine Reihe von Fällen vorgeführt. Da sah man zunächst einen jungen Kadetten, dem in der Schlacht bei Komarow der Mantel durch eine Granate zerrissen worden war. Er war kurze Zeit bewußtlos. Als er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, konnte er nicht mehr gehen. Er muß bis heute ständig im Bette liegen und zeigt auf der einen Körperhälfte eine hochgradige Schmerzempfindlichkeit. Ein zweiter Fall betrifft einen Infanteristen, dem während der Schlacht bei Rawaruska ein Stück Erde, durch einen Schrapnellschuß aufgesprengt, auf den Magen fiel, bekanntlich eine sehr empfindliche Stelle, weil hier in der Tiefe komplizierte Nervengeflechte liegen. Seit dieser Zeit zeigt der Genannte im Bereiche der einen Körperhälfte die Erscheinungen der Schmerzüberempfindlichkeit, auf der anderen Seite die der Schmerzunterempfindlichkeit. Viel unangenehmer für ihn ist aber das gleichzeitige Unvermögen zu schlingen und zu essen. Nur mit Mühe gelingt es, den Kranken zu ernähren. Ein dritter Fall betrifft einen Arzt, der eben im Begriffe war, einem frisch Verwundeten den ersten Verband anzulegen. Da kam eine Schrapnellkugel und tötete den Mann. Der Arzt fiel in Ohnmacht, blieb aber körperlich unverletzt. Als er erwachte, zeigte er eine halbseitige Körperlähmung, die noch bis heute besteht. Noch schwerere Folgen hatte eine Schrapnellschußexplosion in einem weiteren Falle. Der Betreffende blieb körperlich vollkommen unverletzt, er fiel nur zu Boden, war eine Zeitlang bewußtlos und gibt an, seit dieser Zeit vollkommen blind zu sein. Die objektive Untersuchung beider Augen ergab deren völlige Unversehrtheit.

In allen diesen Fällen bestand schon seit der Kindheit eine ererbte schwere nervöse Belastung. Die Verletzung hat die in der Tiefe ruhende Krankheitsanlage ausgelöst. Dieselben Krankheitserscheinungen finden sich bei der sogenannten Hysterie, einer Krankheit, die vorwiegend Frauen, seltener Männer betrifft. Es zeigen sich dieselben Krankheitszeichen: halbseitige Bewegungsstörungen, halbseitige Störungen in der Empfindung, Schlingbeschwerden, Unmöglichkeit zu gehen und zu stehen, seelische Blindheit, Neigung zum Weinen, fortwährende Äußerungen über allerlei Krankheitsgefühle ohne nachweisbare Grundlage.

Professor Strümpell in Leipzig, eine der ersten Fachautoritäten auf dem Gebiete der Nervenheilkunde, vertritt die Ansicht, daß die Mehrzahl der nach Verletzungen auftretenden Neurosen auf den stürmisch ausgelösten Begehrungstrieb zurückzuführen sind. Diese Begehrung betrifft die Erlangung einer festen Rente, wie sie durch die Unfallversicherungsgesetzgebung vorgesehen ist. Diese Begehrungstheorie Strümpells trifft auf die Kriegsneurosen nicht zu.

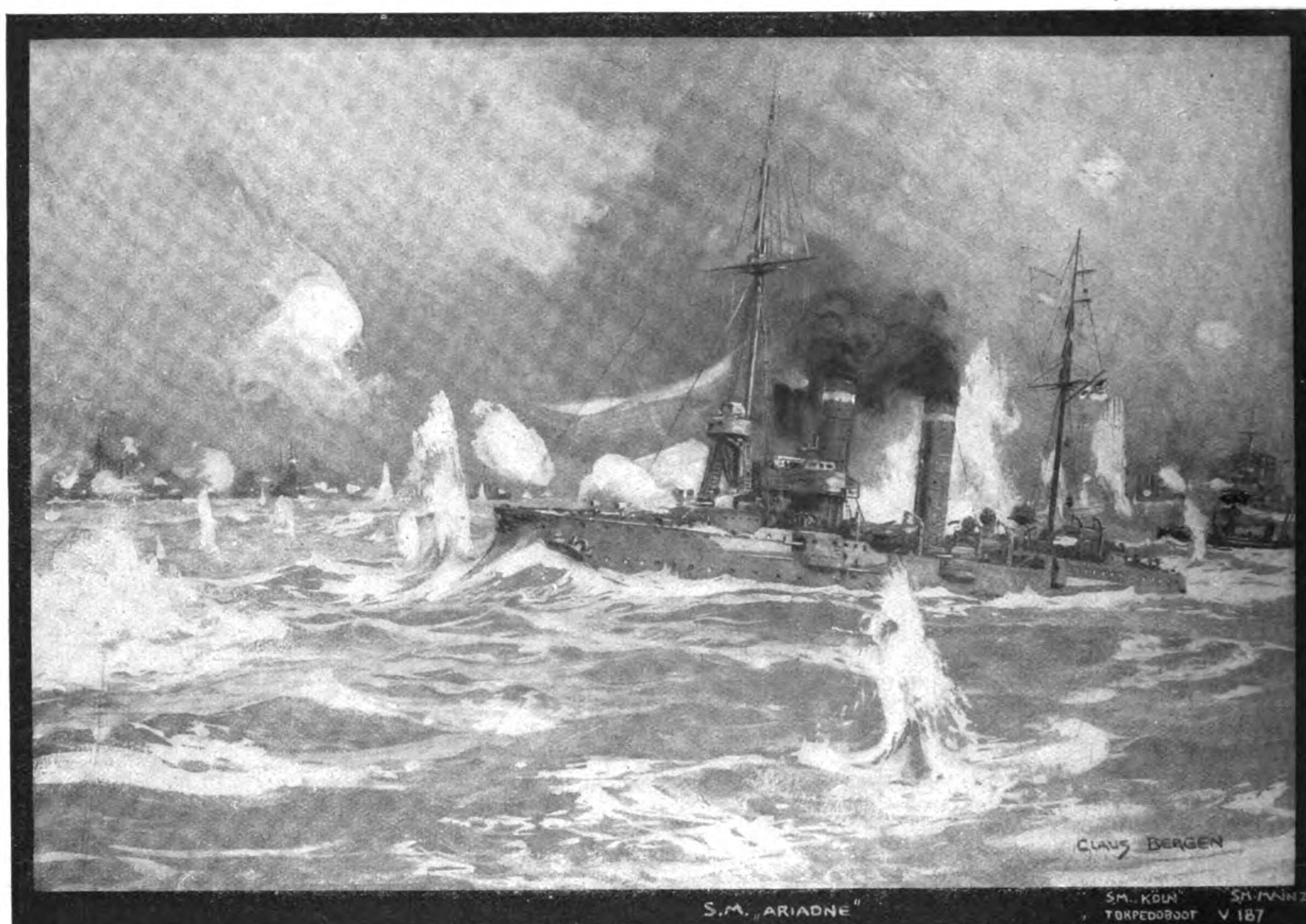
Wie schon oben erwähnt, besteht eine zweite Gruppe der durch den Krieg hervorgerufenen Nervenleiden aus schweren Geistesstörungen. Ein Hauptmann wird nach der Schlacht plötzlich tobsüchtig und erschießt den Arzt, der von den Sanitätssoldaten herbeigerufen wird, ihn zu beruhigen, ein tatsächlich auf dem russischen Kriegschauplatz jüngst vorgekommener Fall. Im Krankenhaus liegt ein junger Infanterist in seinem Bette, wohl sind seine Augen geöffnet, doch sonst macht er den Eindruck eines Bewußtlosen. Sein trüber, starrer Blick schweift in die Weite, keine Faser zuckt am ganzen Körper. Die Lippen sind unbeweglich, kein Laut kommt aus dem Munde. Er ist jedem Anruf unzugänglich, nur widerwillig öffnet er den Mund, um sich flüssige Nahrung zuführen zu lassen. Es ist ein Fall schwerer Geistesstörung, kurzweg Kriegspsychose genannt, an zahlreichen Fällen von dem russischen Forscher Schimekoff aus dem russisch-japanischen Kriege beschrieben.

Bei den ersterwähnten Fällen ist die Aussicht auf eine Heilung eine ziemlich günstige, während die letztgenannten Kriegspsychosen sehr schwer beeinflußbar sind und nur wenig Aussicht auf baldige Besserung bieten.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Von den Belgiern zerstörte Maasbrücke bei Lüttich.



Vorpostengefecht bei Helgoland. Nach einer Originalzeichnung von Claus Bergen.

Die Seekämpfe bei Helgoland und Hoek van Holland.

(Hierzu die Bilder Seite 140 und 141.)

Bei unsichtigem Wetter sah sich das auf einer Spähfahrt begriffene Torpedoboot V 187 plötzlich von mehr als 40 englischen Torpedobootzerstörern und Unterseebooten umringt und angegriffen. Es wehrte sich mit allen Kräften, aber schließlich mußte die Übermacht siegen. Von zahllosen Geschossen getroffen, verlor es seine Bewegungsfreiheit. Da wurde schnell im Innern eine Sprengung vorgenommen, um das Fahrzeug nicht in feindliche Hände fallen zu lassen.

Vom Kanonendonner gerufen, eilte S. M. S. „Ariadne" (2660 Tonnen) herbei, ohne in dem dichten Nebel etwas unterscheiden zu können, bis plötzlich ein anderer kleiner deutscher Kreuzer vor ihr auftauchte, der mit zwei der größten und neuesten englischen Panzerkreuzer der Lionklasse (je 27000 Tonnen mit acht 34,3-cm-Geschützen) im Kampfe lag. Sofort griff die „Ariadne" ein, wurde aber selbst beschossen. Ein Treffer setzte die Hälfte der Kessel außer Betrieb und verringerte die Geschwindigkeit um ein volles Drittel. Trotzdem dauerte der Kampf noch eine halbe Stunde. Auch hier blieb die Mannschaft unermüdlich bei den Geschützen, obgleich das Achterschiff brannte und die Flammen auf das Vorderschiff übergriffen. Schließlich nahte unabwendbar das Ende. Mit dreifachem Hurra auf den allerhöchsten Kriegsherrn, dem „Flaggenlied" und „Deutschland, Deutschland über alles" verließen die Überlebenden das zum Wrack gewordene Fahrzeug. In der „Kreuzzeitung" urteilt ein Fachmann über das ganze Gefecht: „Augenscheinlich haben sich die Kreuzer unserer Vorpostenkette mit größter Bravour dem aus der dicken, wasserdampfgeschwängerten Luft der Nordsee auftauchenden Feinde sofort entgegengeworfen und bei der geringen Sichtigkeit es nicht wahrnehmen können, daß hinter den leichten, aber sehr modernen kleinen englischen Kreuzern und Flottillen die großen Schlachtschiffkreuzer der Lionklasse standen. Unter diesen Umständen ist es höchst erstaunlich, daß wir nicht noch viel mehr Schiffsverluste zu verzeichnen haben. Das Ganze stellt sich somit als ein für uns unvorteilhaftes Vorpostengefecht dar."

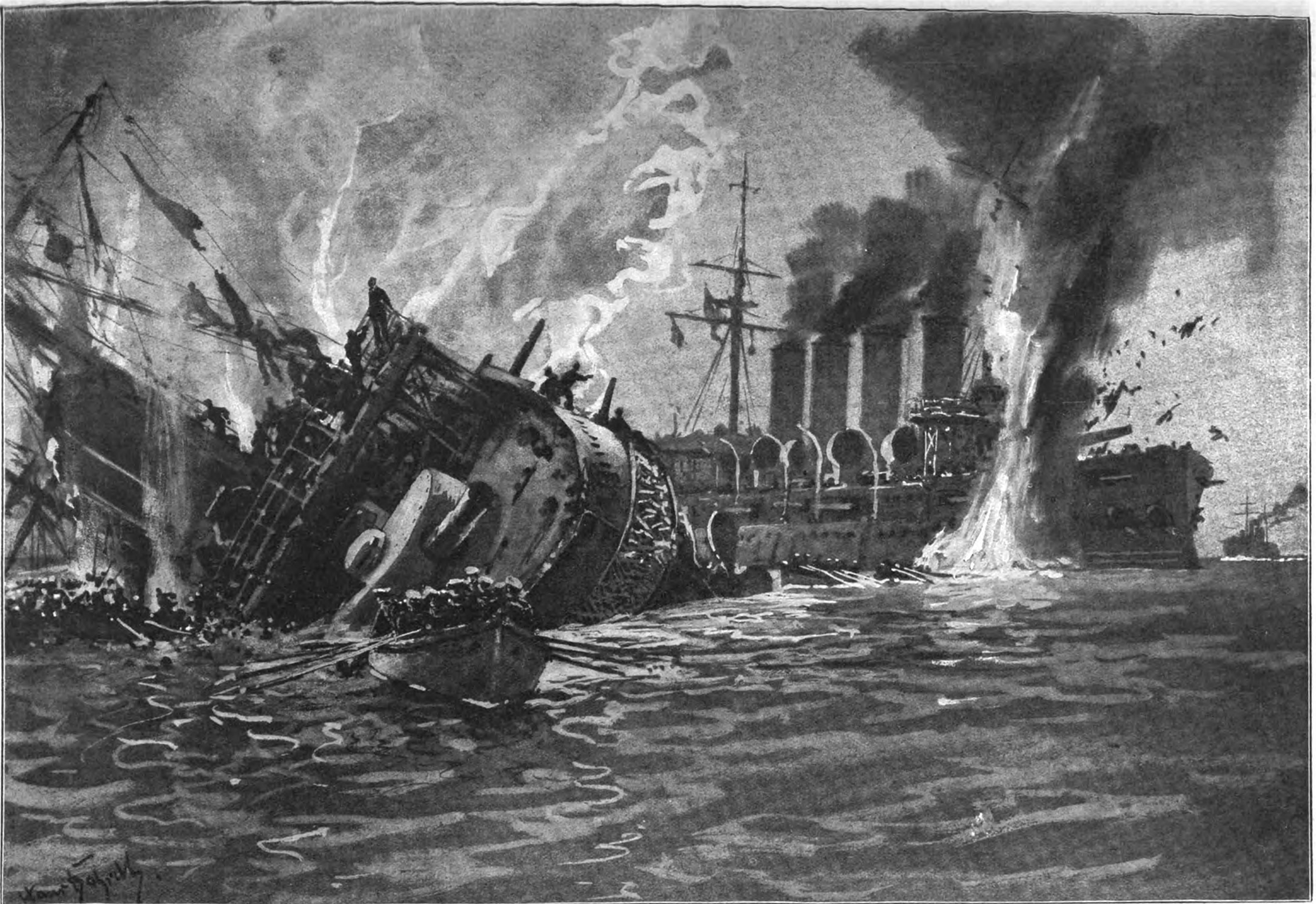
Die Scharte wurde in geradezu großartiger Weise ausgewetzt am 22. September. Auf Wache vor dem Kanal lagen frühmorgens drei englische Panzerkreuzer der Cressyklasse, je 12 200 Tonnen groß. Plötzlich bekam eines davon, die „Aboukir", einen fürchterlichen Stoß und begann zu sinken. Man dachte, sie sei auf eine abgetriebene Mine geraten. Aber während man die Überlebenden noch auffischte, traf auch die „Hogue" der verhängnisvolle Schlag, der sie binnen wenigen Minuten in die Tiefe riß. Nun stieg allerdings die Vermutung auf, daß deutsche Unterseeboote in der Nähe seien. Es gelang aber nicht, sie ausfindig zu machen, bis ein dritter Kreuzer, die „Cressy", erfolgreich torpediert war. Nun begann eine wilde Jagd, die jedoch erfolglos blieb. Der Kommandant der Flottille mußte den Untergang von drei stolzen Schiffen und über 1500 Mann nach London melden. Und wer waren die Braven, die das Heldenstück vollbracht hatten? Ein einziges deutsches Unterseeboot, U 9, mit 20 Mann Besatzung unter Befehl des Kapitänleutnants Weddigen! Groß war der Jubel, als sie nach bangen Stunden der Erwartung wohlbehalten von der weiten, ungemein gefährlichen Fahrt wieder heimkehrten, geradezu überwältigend aber der Eindruck, den das Ereignis im gesamten Ausland hervorrief.

Die Feldpost.

Von Alfred Semerau.

(Hierzu die Bilder Seite 142 und 143.)

„Behandeln Sie jeden Feldpostbrief wie ein Kind, das Ihrer Sorgfalt anvertraut ist," hat einmal der Generalpostmeister Stephan gesagt, der das Postwesen in allen Zweigen gründlich reformiert und gefördert hat, und dem wir es heute vorzugsweise verdanken, wenn der Verkehr zwischen dem Heer und seinen Angehörigen in der Heimat aufrecht erhalten werden kann. Wir wissen auch alle selbst, daß neben Pulver und Brot dem Soldaten nichts so sehr Bedürfnis ist wie Nachrichten aus der Heimat; darum ist man in den vier Jahrzehnten, die seit 1870 verflossen, un-



Vernichtung der englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ durch das deutsche Unterseeboot „U 9“ am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans Bohrdt.



Ein Aushilfs-Feldpostwagen.

ermüdlich tätig gewesen, die Feldposteinrichtung zu entwickeln und zu verbessern.

Ihre glänzende Ausgestaltung aber knüpft sich, wie gesagt, an den Namen des Generalpostmeisters Stephan. Er hat die Feldpost auf die Höhe gebracht, auf der sie heute steht. Als der Krieg 1870 begann, wurden auch Stephan und die Seinen mobil gemacht. In vierzehn Tagen sollte er mit seinen Vorbereitungen fertig sein, aber dank der ausgezeichneten Organisation brauchte er nur neun und konnte schon am 24. Juli seine Vorarbeiten für beendet erklären. Es mußte mit einem gewaltigen Verkehr gerechnet werden, und so wurden Sammelstellen eingerichtet in Berlin, Hamburg, Leipzig, Kassel, Köln, Frankfurt a. M. und Saarbrücken mit einem großen Stabe von Beamten, die bis zum Äußersten in Anspruch genommen waren.

Heute, wo zum Beispiel ein Münchner Postamt allein mit einer Schar von 100 Beamten den Feldpostverkehr versieht, will die Angabe, daß die Sammelstelle Berlin damals 150 Beamte beschäftigte, nicht sonderlich hoch erscheinen, aber vor 44 Jahren war es schon eine stattliche Zahl. Und diese eine Sammelstelle hatte täglich gegen 130 000 Briefe und 3000 Geldbriefe zu bewältigen.

In den Dienst der Beförderung wurde alles gestellt, was möglich und entbehrlich war; einzelne Lokomotiven, Draisinen, Kohlenzüge nahmen die Sendungen mit.

Als seit dem September 1870 die Operationen der deutschen Heere sich über eine Fläche von 170 000 Quadratkilometern erstreckten, mußte die Feldpost ihre ganze Kraft aufbieten, um allen Anforderungen seitens des Heeres und der Daheimgebliebenen zu genügen. Auf den Schlachtfeldern sammelten ihre fliegenden Bureaus die Briefe ein. Nach Gravelotte sah man sie schon im Morgengrauen ihre Feldtische inmitten von Toten und Verwundeten aufschlagen, um die Grüße unserer Soldaten zur Beförderung in die Heimat zu sammeln, und auch bei Sedan walteten sie mitten im Kugelregen ihres Amtes. Wind und Wetter, später auch Schneegestöber, hinderten sie nie, ihrem Dienst nachzugehen, überall fand man ihre fliegenden Amtsstuben.

Für die Verwundeten, die es selbst nicht vermochten, wurden die Karten geschrieben. An bedrohte Punkte sandte man starke Trupps von Pferden, Postillionen und zahlreichen Fahrzeugen. Natürlich konnte die Feldpost nicht ungestört arbeiten. Oftmals wurden einzelne Beamte oder ganze Postbeförderungen von Freischärlern überfallen, geplündert und niedergemacht. Für den dadurch erlittenen Verlust wurden die Dörfer, in denen oder in deren Nähe es geschah, haftbar gemacht.

Auf allen Etappenstraßen der deutschen Heere in einer Ausdehnung von 5100 Kilometern wurden regelmäßige, meist tägliche Posttransporte in Gang gebracht. Eine Postenkette ward bis in Feindesland gelegt. Als das Große Hauptquartier Ferrières erreicht hatte, ging Stephan selbst



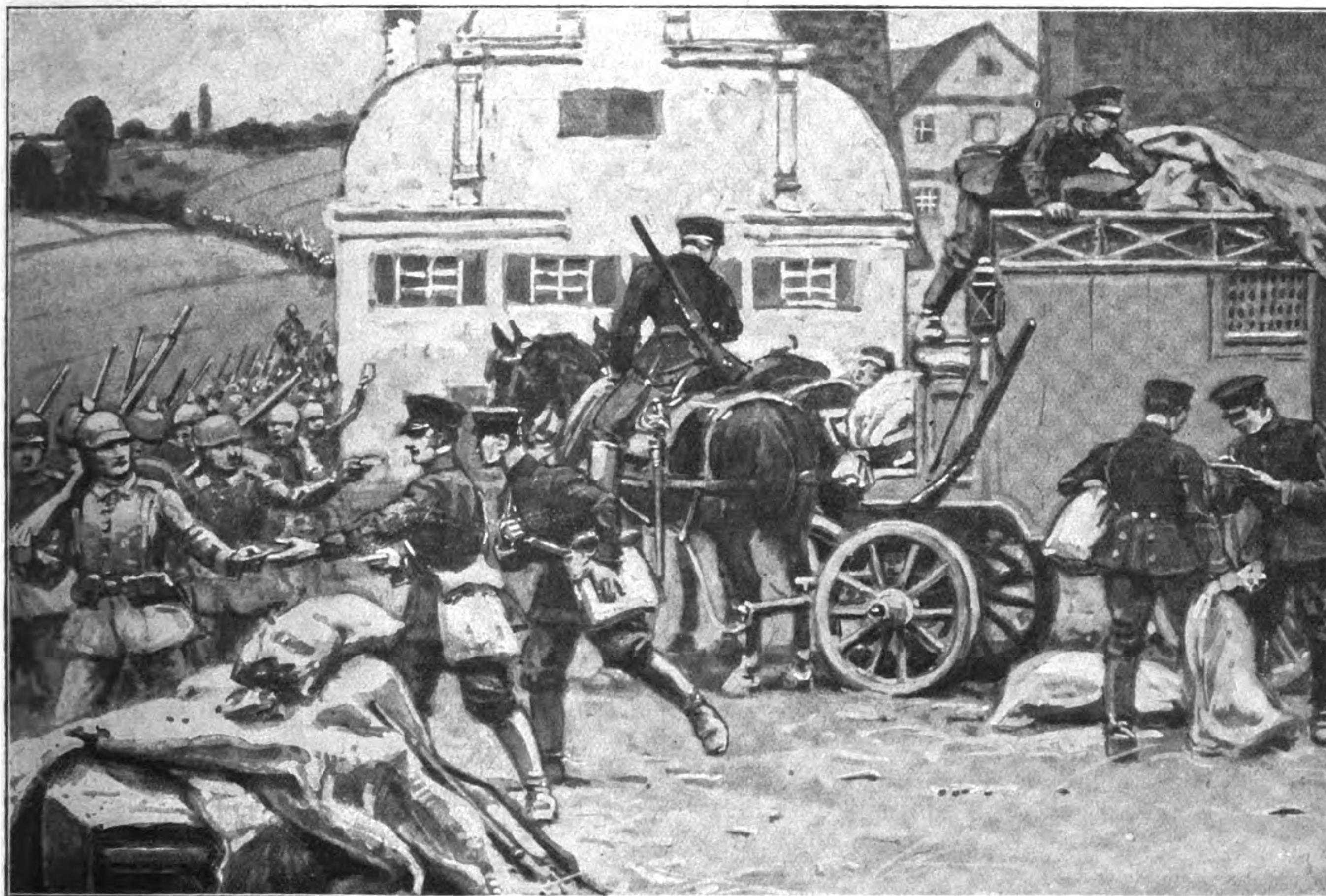
Photothek, Berlin.

Ein Etappenwagen der Feldpost.

bis in die unmittelbare Nähe von Paris und schuf eine erstaunlich rasche Postverbindung. Zum Auffinden des jeweiligen Aufenthalts der einzelnen Kompanien hatte er eine Art Postadreßbuch herausgegeben, ein Heft von 64 Druckseiten, das den einzelnen Postämtern während des ganzen Feldzugs in 39 Auflagen übergeben wurde. Es arbeiteten damals 411 Feldpostämter mit 2140 Beamten und Unterbeamten. Sie beförderten 90 Millionen Karten und Briefe, gegen 2½ Millionen Zeitungen und fast 200 Millionen Mark in Geld. Die Feldpost von 1870 leistete im Vergleich mit der von 1866 bei Briefsendungen das Siebenfache, bei Paketsendungen das Sechzehnfache.

Auch jetzt ist sie mit einem gewaltigen Stabe von Beamten hinausgezogen. An der Spitze des Feldpostwesens steht der Feldoberpostmeister — zurzeit Oberpostdirektor Domizlaff, vorher Vorstand der Oberpostdirektion Leipzig — dem die einheitliche Regelung und Überwachung des noch nicht ganz befolgt wird, muß die Adresse genau der Vorschrift entsprechen. Die Angaben müssen sich nicht nur auf die Nummer des Armeekorps, der Division und des Regiments, sondern auch des Bataillons oder der Abteilung und vor allem der Kompanie, Eskadron oder Batterie erstrecken.

Der Weg, den die Feldpostsendungen nehmen, ist zunächst der, daß sie der mobilen Feldpostanstalt des Korps oder der Division, für die sie bestimmt sind, zugeleitet, dann, da sie mit dem Stabe mitmarschierend häufig den Standort wechselt, oft umgeleitet werden. Kommandierte der einzelnen Truppenabteilungen oder Detachements holen, aber auch nicht täglich, die Sendungen von der Feldpost für die Truppen ab und bringen sie an das Regiment, von wo sie an die Bataillone und Kompanien verteilt werden. Die letzteren liegen aber auch oft weit auseinander, und so vergeht über der Zustellung an sie, vor allem, wenn eine Kompanie kurz vorher ihren Aufenthalt gewechselt hat, geraume Zeit.



Deutsche Feldpost nimmt vor der Abfahrt von vorbeimarschierenden Truppen Briefe in die Heimat mit.
Nach einer Originalzeichnung von P. F. Messerschmitt.

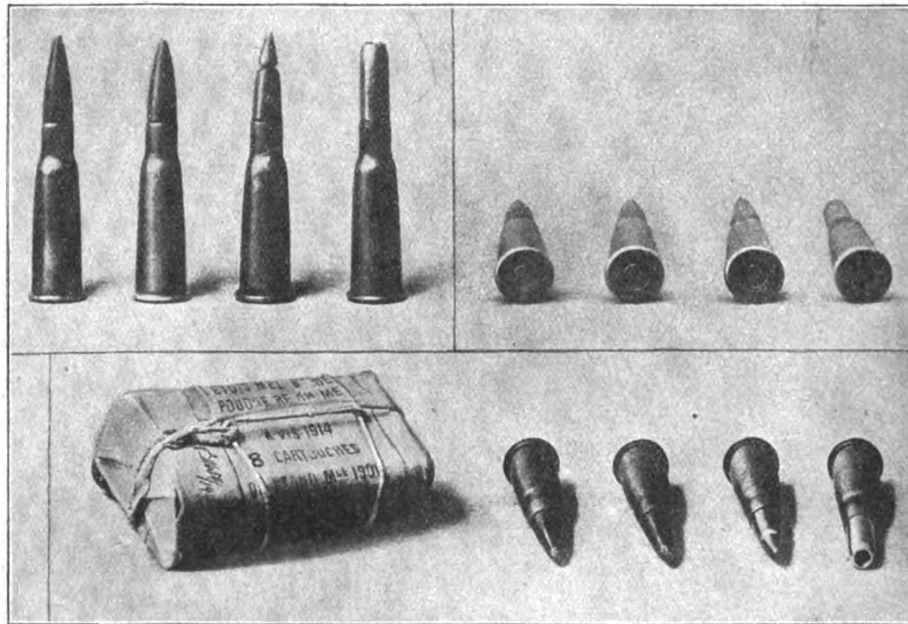
feldpostalischen Dienstbetriebs übertragen ist. Er gehört zum Großen Hauptquartier und ist neben den Feldoberpostinspektoren dem Generalinspektor des Etappen- und Eisenbahnwesens zugeteilt. Jede Armee hat einen Armeepostdirektor, dem alle zum Armeeverband gehörenden Feldpostanstalten unterstehen. Welch ein Apparat im ganzen aufgeboten ist, mag man daraus ersehen, daß zum Beispiel die bayrische Feldpost unter einem Armeepostdirektor steht, dem zwei Armeepostinspektoren und vier Feldpostmeister bei den Generalkommandos der drei Armeekorps und bei dem Generalkommando des Reservekorps unterstellt sind. Unter dem Etappentelegraphendirektor stehen drei Etappentelegrapheninspektoren. Die ganze Feldpost leitet der Feldoberpostmeister mit einem kleinen Heer von Beamten. Das gewaltige, alles bisher Dagewesene übersteigende Truppenaufgebot stellt die Feldpost vor eine schwere Aufgabe. Schon die Zahl der Kämpfer bedingt eine gewaltige Menge von Briefen und Postkarten, die von der Heimat zu den Truppen und von den Kämpfern an die in der Heimat Gebliebenen befördert werden müssen.

Wie bekannt, dürfen auch geschlossene Briefe von der Feldpost befördert werden; wie auch bekannt ist, aber immer

Es geschieht noch manchmal, daß man sich über die Säumigkeit der Feldpost beschwert. Man bedenkt aber nicht, daß die Beförderungsgelegenheiten gegenüber denen der Friedenszeit sehr beschränkt sind. Schon die wenigen langsam fahrenden Züge des Militärfahrplans hindern eine rasche Abführung der bei den Postsammelstellen zusammenfließenden Postsendungen für das Feldheer. Der Aufmarsch der Truppen mußte aus militärischen Gründen geheim bleiben.

Die Armeeleitung mußte deshalb mit den zur rechtzeitigen Herstellung der Postverbindungen erforderlichen Mitteilungen vielfach zurückhalten. Auch die stets wechselnde Kriegsgliederung und die so häufigen Änderungen in der Zuteilung einzelner Truppenkörper können nicht bekanntgegeben werden, ohne dem Feind Anhaltspunkte zu geben, die für seine Pläne dienlich sein könnten. So kommt es, daß die für die einzelnen Heereskörper aufgestellten Feldpostanstalten die Leitpunkte, die ihnen die von den Postsammelstellen erhaltenen Sendungen zuzuführen haben, oft nicht rechtzeitig über ihren Standort unterrichten können. Wer den raschen Vormarsch unseres Heeres verfolgt hat, wer sich einen Begriff von Kriegsmärschen machen kann, dem ist

ohne weiteres klar, daß beim gegenwärtigen Stande des Feldzugs ein regelrechter Feldpostbetrieb mit durchaus gesicherter Zuführung der Posten unmöglich ist. Waren doch einzelne Feldpostanstalten acht Tage hintereinander auf dem Marsch und konnten ihren Dienst nur auf der Landstraße ausüben. Bei den großen Entfernungen zwischen den Leitpunkten und den im Vormarsch befindlichen Feldpostanstalten stößt ferner die Zuführung der Posten auf große Schwierigkeiten. Dazu treten Bahnunterbrechungen, der Verlust von Posten bei feindlichen Vorstößen, Zerstörung von Telegraphenlinien und die sonstigen im Krieg unabwendbaren Zufälligkeiten. Zu all dem kommt noch, daß in manchen Fällen eine starke Ausnutzung der Feldpost bemerkbar wird und der Absender durch falsche oder unvollkommene Adresse die Bestellung verzögert oder unmöglich macht. Deshalb verdienen einige Ratschläge noch beherzigt zu werden. Zunächst hinsichtlich der Telegramme. An Soldaten, die mit unbestimmtem Standort sich draußen aufhalten, ist die Absendung von Telegrammen unmöglich. Dagegen können Telegramme befördert werden an solche Militärpersonen, die in Garnisonen, Festungen, Lazaretten oder sonstigen dauernden Standorten stehen. Ebenso ist es mit den Paketen. Wo der Adressat einen festen bleibenden Standort hat, ist die Absendung möglich. Wer Ausrüstungsgegenstände verschicken möchte, etwa Stiefel, Kleidungsstücke, Waffen und anderes, dem bleibt der Weg des Dienstpakets offen. Man muß zu diesem Zweck eine Militärbehörde, etwa die Geschäftsstelle eines Ersatzbataillons aufsuchen und bitten, den Gegenstand als Dienstpaket an das betreffende Bataillon weiterzubefördern.



Dumdumgeschosse. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die Dumdumgeschosse unserer Feinde.

(Hierzu das Bild Seite 144.)

Als im gefährlichen Aufstand der Afridi in Ostindien (1897) die englischen Truppen merkten, daß ihre Hartbleigeschosse mit Stahlmantel die wilden Gegner nicht sogleich kampfunfähig machten, suchten sie die Wirkung dadurch zu verstärken, daß sie die Spitze abfeilten, bis der Bleikern sichtbar wurde. Nach der Stadt Dumdum bei Kalkutta, wo solche Geschosse zuerst fabrikmäßig hergestellt wurden, heißen sie bis heute Dumdumgeschosse. Bei ihnen zerreißt das Blei wegen seines großen Beharrungsvermögens — eine Folge seines hohen spezifischen Gewichts — den Mantel an der Spitze völlig, tritt wie ein platzender Wassertropfen aus und übt im Körper des Getroffenen eine Art Sprengwirkung von grauenhaften Folgen. Während nämlich normal auftreffende Langgeschosse den Leib glatt durchschlagen und die Knochen nur splittern, reißen die Dumdumgeschosse einen nach hinten stark sich vergrößernden Trichter, zermalmen dabei die Knochen und werfen die inneren Gewebe nach außen, erzeugen also höchst grausame Wunden, die nur sehr schwer und meist mit dauernder Entstellung heilen. Auch im Kriege gegen den Mahdi wurden diese Geschosse von den Engländern gebraucht. Alsbald erhoben sich aber gewichtige Stimmen gegen ihre Verwendung, im Hinblick auf die Petersburger Konvention vom 4. November 1868, die verbietet, im Land- und Seekrieg Geschosse unter 400 Gramm zu verwenden, die mit Explosivstoffen gefüllt sind. Daraufhin gestaltete England für sein Lee-Metford-Gewehr das Bleispitzgeschoß zu einem Hohlspitzgeschoß, sogenanntes Muster 4, um und verwendete es stark im Burenkriege, wo es nicht minder schreckliche Wunden verursachte. In London selbst tönte damals dem Unterstaatssekretär des Krieges, Wyndham, ein hundertfaches „Pfui!" und der Ruf „Schande für England!" entgegen, als er diese Tatsache eingestand. Trotzdem vertrat England noch auf der Haager Konferenz von 1899 den Standpunkt, daß die Dumdumgeschosse keineswegs besonders grausam seien, auf jeden Fall noch humaner als die alten Bleigeschosse. Erst im Jahre 1907 unterzeichneten auch England, Frankreich und Belgien das Haager Abkommen, das in Artikel 23, Absatz 1 e den „Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen verbietet, die geeignet sind, unnötig Leiden zu verursachen". Daß es aber bei den Dumdum- und verwandten Geschossen nur auf die grausame Wirkung ankommt, das beweist der Umstand, daß ihre veränderte Spitze die Treffsicherheit stark herabsetzt; bereits bei einigen hundert Metern Entfernung ist von Zielen keine Rede mehr. Ein anständiger Schütze wird sie also schon aus diesem Grunde niemals verwenden; dafür sind sie die würdigen Geschosse für den Kampf aus dem Hinterhalt.

Was nun ihre Verwendung durch unsere Feinde anbelangt, so sind folgende Tatsachen unableugbar festgestellt. Solche Geschosse wurden nicht nur bei französischen und englischen Gefangenen gefunden, zum Teil noch in der Originalpackung der Fabriken, sondern sowohl in Longwy als in Montmédy entdeckte man Maschinen zu ihrer fabrikmäßigen Herstellung. Aus diesem Grunde hat auch der deutsche Kronprinz dem Kommandeur von Longwy den Degen später wieder abgefordert, den er ihm nach der Übergabe aus Achtung für die tapfere Verteidigung belassen hatte. Ferner wurde in der Kaserne des französischen Infanterieregiments Nr. 120 eine Kiste mit Dumdumgeschossen in fabrikmäßiger Verpackung, Pakete mit je acht Patronen und dem Aufdruck:

Etuis Mel Bes Mel Poudre Bf Am Mel	Avis 1914 8 Cartouches De Stand Mle 1906 Lot 121

vorgefunden; auf der Kiste stand die Weisung: „Bei der Mobilmachung sind diese Geschosse an die Schützengesellschaft in Mouzay auszuliefern." Es bleibt demnach nur der Schluß übrig, daß die französische Militärbehörde die Beschaffung solcher Geschosse veranlaßt hat, in der Absicht, den mit Handhabung der Waffen vertrauten Teil der Zivilbevölkerung von Mouzay, einem Dorf bei Stenay, bei Kriegsausbruch damit auszurüsten. Endlich hat der gefangene englische Major Yate — derselbe, der aus Torgau entfloh und bei der drohenden Wiederverhaftung sich die Kehle durchschnitt — offen zugegeben, daß seine Leute mit Dumdumpatronen versehen waren, und behauptet, das sei auch erlaubt, denn es handle sich nicht um Explosivgeschosse; übrigens müsse man mit der Munition schießen, die der Staat geliefert habe.

Unsere Abbildung ist nach einer Photographie angefertigt, die der Presse vom Generalstab zur Verfügung gestellt wurde. Man sieht deutlich die Einfeilungen und Bohrungen an den Spitzen der Geschosse, ferner eine unverletzte amtliche Verpackung.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Von seiten Frankreichs und Englands wurde von Anfang an alles mögliche versucht, um die neutralen, an dem Kriege nicht beteiligten Staaten auf ihre Seite zu locken. Deutschland und Österreich-Ungarn dagegen haben sich jeder Beeinflussung fremder Staaten enthalten, sie verlangten nichts weiter als strikte, ehrliche Neutralität.

Eine unzweifelhaft vertragsmäßig richtige Stellung hat in diesem Werben von hüben und drüben Italien eingenommen.

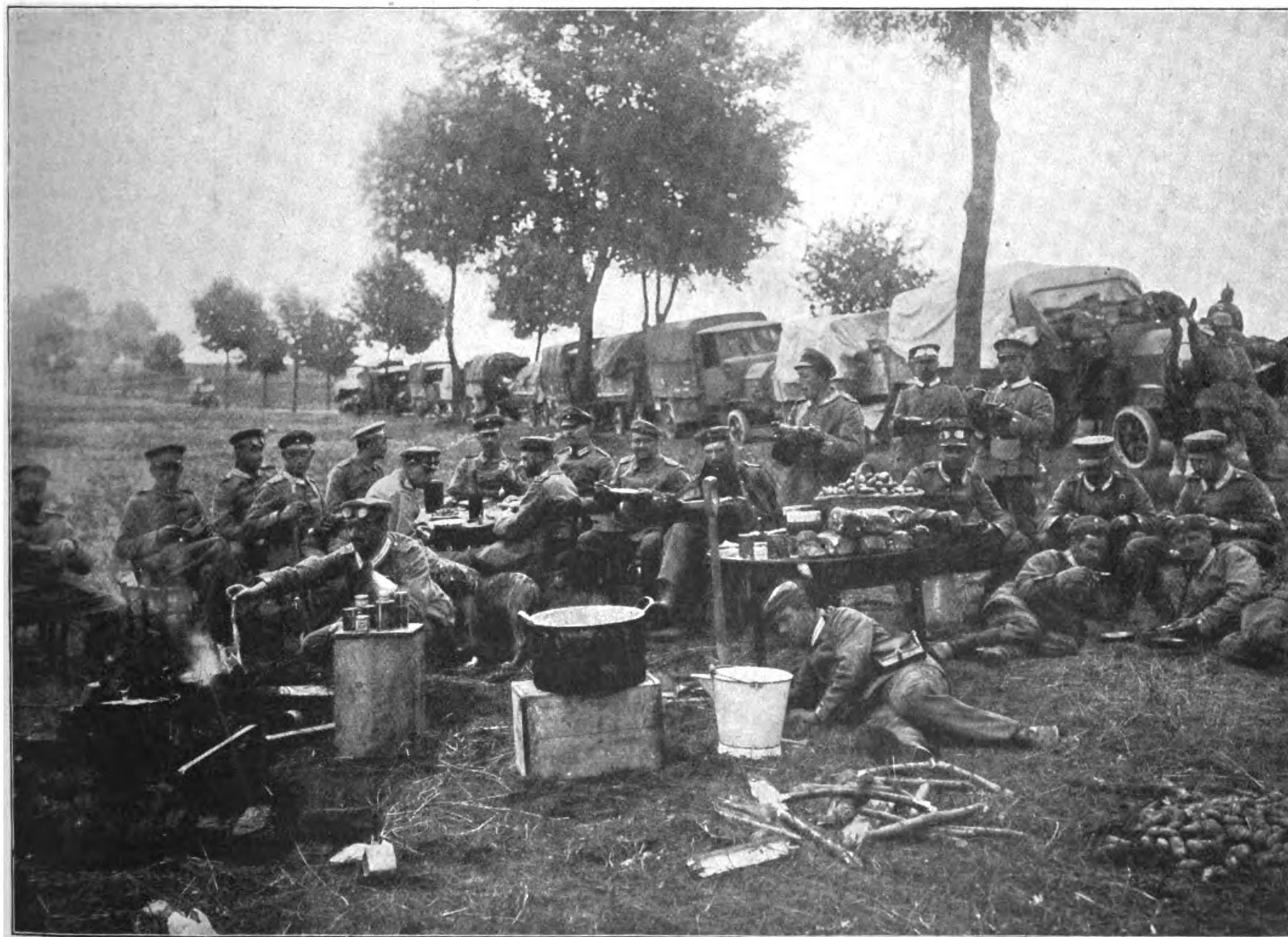
Italien galt immer als Mitglied des Dreibundes, und sowohl in Deutschland wie auch in Österreich-Ungarn war in weiten Volkskreisen die Meinung vorherrschend, es müsse unbedingt auf die Seite des Dreibundes treten. Offenbar lagen aber zurzeit noch nicht bekannte Bündnisrücksichten oder Nebenverträge vor, die die italienische Regierung bestimmten, neutral zu bleiben.

Ende Juli nahm die „Tribuna" in einem Leitartikel offen Partei für die Dreibundpolitik. Das Interesse Italiens liege darin, daß es loyal und voll zum Dreibund halte und so viel wie möglich die benachbarten Verbündeten gegen Angriffe und Machenschaften unterstütze und verteidige. Denn die Stärke und das Ansehen der Verbündeten sei ein Teil der eigenen Stärke und des Ansehens Italiens in Europa, zumal seit langen Jahren der Dreibund bis heute den Frieden erhalten habe. Italien müsse eine ehrliche, klare und entschiedene Politik treiben.

Von einer solchen Politik Italiens, von der die „Tribuna" spricht, war aber am Anfang des Krieges wenig zu bemerken. Am 31. Juli hatten noch die großen römischen Blätter die Meinung vertreten, Italien gehöre zum Dreibunde und demgemäß werde es auch mit seiner Macht an die Seite der Verbündeten treten. An diesem Tage, und zwar nachmittags sechs Uhr, erschienen die Vertreter Englands und Frankreichs, die Herren Rodd und Barrère, im Palazzo Braschi und hatten eine Unterredung mit dem italienischen Ministerpräsidenten Salandra und dem Minister des Auswärtigen San Giuliano. Zwei Stunden später erschien der deutsche Gesandte v. Flotow und erhielt die Mitteilung: Italien wird neutral bleiben.

Zu gleicher Zeit wurden die der Regierung nahestehenden Blätter von dem überraschenden Schritt verständigt. Einzelne Blätter, wie die Giolittische „Stampa" in Turin, waren derart unvorbereitet, daß sie auf der ersten und letzten Seite der Morgenausgaben vom 1. August zwar die Mitteilung über die Neutralitätserklärung brachten, aber auf den anderen Seiten die Leitartikel nicht mehr zurückziehen konnten, die abermals die Dreibundsverpflichtungen Italiens scharf hervorhoben und betonten, daß Italiens Weg nur Seite an Seite mit Deutschland und Österreich sein könne. Wegen des klaffenden Widerspruches zwischen den Regierungserklärungen vom Abend des 31. Juli, die ihre Kommentare in den Leitartikeln fanden, und den Regierungserklärungen vom Morgen des 1. August, die die Zurückziehung der bereits aufgebotenen Truppen an der französischen Grenze bei Ventimiglia und bei Turin—Modane zur Folge hatten, sahen sich verschiedene Blätter veranlaßt, ihre erste Auflage einzustampfen.

Diese Haltung der Regierung war für viele Anhänger des Dreibundes überraschend. Man vergaß dabei, daß der Wortlaut des Dreibundvertrages, soweit Italien in Frage kommt, gar nicht bekannt geworden ist. In Österreich und Deutschland wurden weite Kreise der Bevölkerung von einem bangen Gefühle befallen, denn man glaubte nunmehr auch nicht mehr an die Neutralität Italiens, sondern rechnete schon damit, daß es zu unseren Feinden übergehen werde. In den Regierungskreisen aber schien man von der Haltung Italiens nicht nur nicht überrascht, sondern sogar befriedigt zu sein, und es fehlte



Mittagsmahl einer deutschen Truppe bei Mercy-le-Haut im Departement Meurthe-et-Moselle im nordöstlichen Frankreich.

nicht an Stimmen, die Italiens Haltung für richtig erklärten.

In dem bekannten Blatte „Popolo Romano" wurde die Meinung vertreten, Englands Kriegserklärung rechtfertige die Neutralität Italiens. Anderenfalls hätten zwar Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Flotten in italienischen Schutzhäfen bergen können, für Italien wäre aber ein Krieg mit England vernichtend gewesen, da an seinen langgestreckten Küsten die blühendsten Städte liegen. Ein anderes Blatt, „Vita", betonte, daß die Minister Italiens von der unerbittlichen Notwendigkeit zur Neutralität gezwungen würden und tiefen Schmerz darüber empfänden, nach dreißigjährigem Bündnis nun sich abseits halten zu müssen.

Die vorstehenden Ausführungen wurden auch in allen maßgebenden Blättern Deutschlands und Österreich-Ungarns wiedergegeben. Sie vermochten aber die öffentliche Meinung nicht so bald zu beruhigen.

In Italien selbst erhoben sich manche gewichtige Stimmen für den Dreibund, die franzosenfreundliche italienische Presse aber sorgte dafür, die Haltung der italienischen Regierung zweifelhaft erscheinen zu lassen, und wurde in diesem Bestreben von Paris und London aus auf das eifrigste unterstützt.

Die Unsicherheit, die in Italien selbst über die Stellungnahme der Regierung herrschte, führte dazu, daß dort das Verlangen gestellt wurde, das Parlament zu einer außerordentlichen Tagung einzuberufen, damit es über die politische Lage Aufklärung erhalte. Am 23. August empfing der italienische Ministerpräsident Salandra eine Vertretung der sozialistischen Gruppe des Parlaments, die um eine Entscheidung der Regierung bezüglich der Zusammenberufung des Parlaments ersuchte. Ministerpräsident Salandra antwortete, nach Ansicht der Regierung sei bisher keine Tatsache eingetreten, die die Zusammenberufung des Parlaments notwendig mache. Die Regierung sei fest entschlossen, die Politik der Neutralität weiter zu verfolgen, die aus allgemein bekannten Gründen ergriffen worden sei, und alle Gerüchte von einer Mobilmachung seien unbegründet.

Seitdem hat die italienische Regierung bei verschiedenen Anlässen ihre strikte Neutralitätserklärung wiederholt und auch nichts getan, was zu einem Mißtrauen Anlaß geben könnte. Der Dreibund hatte also Italien nicht auf seiner Seite und ist nunmehr im Kriege zu einem um so fester gefügten Zweibund geworden. Nirgends zeigte sich in Deutschland oder Österreich eine Mißstimmung oder eine heftige Gegenäußerung über diese Neutralität.

Von Frankreich, das sich so lebhaft um die Zuneigung Italiens bewarb, wurden die auf französischem Boden befindlichen italienischen Staatsangehörigen auf das schmählichste behandelt. Sofort nach Ausbruch des Krieges wurden sämtliche italienischen Arbeiter rücksichtslos abgeschoben, wobei sie nicht einmal ihre schon verdienten Löhne erhielten. Sie wurden sogar ihres gesamten Eigentums beraubt, und wer noch einige Ersparnisse in der Tasche hatte, war genötigt, sie den begleitenden französischen Wachmannschaften auszufolgen, um vor Mißhandlungen geschützt zu sein und Speise und Trank zu erhalten. Dieses barbarische Verhalten gegenüber den Staatsangehörigen einer neutralen Macht kann nicht genug gebrandmarkt werden. Etwa 60000 Italiener wurden wie Viehherden vollständig mittellos über die französische Grenze getrieben.

Die Schweiz ist, ihrem Charakter entsprechend, vollständig neutral geblieben. Amtlich wurde folgender Aufruf veröffentlicht:

Getreue, liebe Eidgenossen!

An unseren Grenzen tobt der Krieg. Wir haben unsere Armee zu den Waffen gerufen; am 1. August, dem Jahrestag der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, trug der Telegraph das Aufgebot in die entlegensten Dörfer und Weiler des Landes.

Wir werden die kraft des freien Bestimmungsrechtes des Volkes gewählte Richtlinie unserer Politik getreu unseren Traditionen und dem Sinne der internationalen Verträge einhalten und daher vollständige Neutralität bewahren. Bundesversammlung und Bundesrat sind entschlossen, für die Aufrechterhaltung unserer Unabhängigkeit und die Wahrung unserer Neutralität alle Kräfte einzusetzen und alle Opfer zu bringen.

Hinter den Behörden steht das Schweizervolk in bewunderungswürdiger Einigkeit und Geschlossenheit. Unserem Heere aber ist die erhabene Aufgabe geworden, das Land bei einem ihm drohenden Angriff zu schützen und den Angreifer, sei er, wer er wolle, zurückzuweisen. Wir erwarten von euch, Wehrmänner, daß jeder freudig seine Pflicht tue, bereit, dem Vaterlande Blut und Leben zum Opfer darzubringen. Ihr Offiziere werdet, wir sind dessen gewiß, überall euren Untergebenen mit leuchtendem Beispiel der Pflichterfüllung und der Aufopferung vorangehen. Ihr Unteroffiziere und Soldaten werdet, wir wissen es, durch die Tat beweisen, daß auch im Freistaat der Wehrmann den Befehlen seiner Vorgesetzten willig und unbedingt Gehorsam leistet.

Du Schweizervolk, das du am häuslichen Herd zurückgeblieben bist, bewahre deine Ruhe und Besonnenheit. Vertraue auf deine Behörden, die in diesen schweren Tagen nach besten Kräften ihres Amtes walten und auch für die Notleidenden nach Möglichkeit sorgen werden. Vertraue auf dein Heer, für das du nicht umsonst in Friedenszeiten so große Opfer brachtest und auf das du mit Recht stolz bist.

Gott schütze und erhalte unser teures Vaterland! Wir empfehlen es in den Machtschutz des Allerhöchsten.

Bern, 5. August 1914.

Im Namen des schweizerischen Bundesrates:

Der Bundespräsident: Hoffmann.

Der Kanzler der Eidgenossenschaft: Schatzmann.

Die Schweiz hat übrigens wiederholt Veranlassung gehabt, sich in wohlwollendem Sinne über Deutschland zu äußern, insbesondere weil Deutschland trotz des Ausfuhrverbotes seine Verpflichtungen für Getreidelieferung an die Schweiz aufrechterhielt.

Die dänische Regierung teilte gleich beim Ausbruch der Feindseligkeiten mit, daß sie beschlossen habe, vollständige Neutralität zu beobachten. Ebenso haben sich Schweden und Norwegen völlig neutral erklärt. Wenn es nach Ausbruch des Krieges vorkam, daß in Norwegen Ausländer (sowohl Schweizer wie Deutsche) ersucht wurden, das Land zu verlassen, so war dies keineswegs als irgendwelche feindliche Haltung aufzufassen, sondern nur Mangel an Nahrungsmitteln und die Verminderung der Zufuhr infolge des Krieges zwang Norwegen, sich nach Möglichkeit der Ausländer zu entledigen, um für die eigenen Landeskinder sorgen zu können. Von gegenseitiger Feindseligkeit der beiden Länder konnte um so weniger die Rede sein, als Deutschland das Ausfuhrverbot für zahlreiche wichtige Waren gemildert hat. Heute neigt die öffentliche Meinung in den skandinavischen Ländern eher uns zu, besonders in Schweden.

Die Niederlande hatten schon Ende Juli amtlich erklärt, daß sie während der Dauer des österreichisch-serbischen Krieges neutral bleiben würden. Es sind dann auch die Grenz- und Küstenschutzreservisten im ganzen Land zu den Fahnen einberufen worden. Man fürchtete aber allgemein, daß England die Neutralität Hollands nicht achten werde. Indessen schon bald nach der Kriegserklärung Englands an Deutschland gelangte eine Meldung in die Öffentlichkeit, die von großem Einfluß auf den Gang der Ereignisse war. Eine offiziöse Mitteilung von holländischer Seite lautete nämlich:

„Aus zuverlässiger Quelle vernehmen wir, daß von englischer Seite unserer Regierung mitgeteilt wurde, daß die Neutralität der Westschelde von England respektiert werden wird, so daß keine Kriegschiffe den Fluß hinauffahren werden."

Mit anderen Worten heißt das, daß die auch von Deutschland respektierte Neutralität Hollands im gegenwärtigen Kriege nicht angetastet werden wird.

Spanien und bisher auch Portugal hielten sich durchaus neutral, und besonders in Spanien herrschte eine vorwiegend deutschfreundliche Stimmung. Zwar hatte Exkönig Manuel von Portugal seine Dienste den Engländern zur Verfügung gestellt und in Portugal einen Aufruf erlassen, der um Soldaten für englischen Kriegsdienst warb, aber diese privaten Bestrebungen eines Königs ohne Land haben

weder die Regierung noch die Bevölkerung Portugals bisher irgendwie beeinflußt.

Von den Balkanstaaten **Serbien, Montenegro, Bulgarien, Rumänien, Türkei** und **Griechenland** sind die beiden erstgenannten im Kriege gegen Österreich. Alle übrigen erklärten sich als neutral und haben, angeblich zum Schutze ihrer Neutralität, Ganz- und Teilmobilisierungen vorgenommen. Bei den unsicheren Verhältnissen des Balkans und dem so häufigen Wechsel der Regierungsparteien ist auf die Zukunft wenig Verlaß. Es kommt stets darauf an, ob eine russen- oder österreichfreundliche Partei die Oberhand gewinnt. Manche dieser Staaten glauben, die Gelegenheit des europäischen Krieges und die infolgedessen bestehende Uneinigkeit der Großmächte benützen zu können, um wieder einmal für sich, unbeeinflußt von den Großmächten, Krieg zu führen. Insbesondere standen sich Mitte September die Türkei und Griechenland kampfbereit gegenüber. Für die Stellungnahme Bulgariens waren die Vorgänge im letzten Balkankrieg bestimmend. Dieses Land ist damals bekanntlich von den Serben schmählich verraten und um die Früchte der vorhergegangenen Siege beraubt worden. Es läßt sich deshalb denken, daß in Bulgarien die Stimmung mehr für Österreich war, als für die slawischen Brüder in Serbien. Schon Ende Juli erklärte die halbamtliche „Volia“ in einem von der Regierung ausgehenden Artikel, der sich mit dem Kriege befaßt: „In diesen für Serbien entscheidenden ernsten Augenblicken hegen wir, die durch serbische Treulosigkeit am tiefsten getroffen worden sind, keine Schadenfreude. Die bulgarische Regierung hat bereits erklärt, daß sie Neutralität bewahren werde. Dies übersteigt alles, was Serbien berechtigterweise erwarten konnte. Indessen muß die bulgarische Regierung sehr aufmerksam die Entwicklung der Ereignisse verfolgen. Was sich heute ereignet, bildet die dritte Phase des Balkankrieges. Die moralische Verantwortung dafür fällt ganz auf Serbien, denn diese dritte Phase wäre nicht in so schrecklicher Weise zum Ausdruck gekommen, wenn Serbien sich nicht geweigert hätte, den serbisch-bulgarischen Bündnisvertrag durchzuführen.“

Die Russen freilich ließen es an Hetzarbeit nicht fehlen, um Bulgarien auf ihre Seite zu ziehen, bis heute jedoch erfolglos.

Aus **Rumänien** wurde schon am 26. Juli gemeldet, daß sich dort eine österreichfreundliche Stimmung bemerkbar mache, und einige Tage darauf, daß Rumänien getreu seinem Programm, der Krieg möge auf seinen Herd beschränkt bleiben, strengste Neutralität erklären werde. Diese Neutralitätserklärung erfolgte denn auch in einem Ministerrat, der am 1. August zusammengetreten war.

Ende August zogen die Russen an der rumänischen Grenze große Truppenmassen zusammen. Die wenigen Städte Bessarabiens starrten von russischen Munitionslagern und russischen Truppen. Der Grenzverkehr zwischen Rumänien und Rußland lag darnieder, da auf beiden Seiten die Grenztruppen sich bereits in Sehweite gegenüberstanden. Die Lage war ernst und besorgniserregend. Jedoch war man in rumänischen Militärkreisen auf jede Möglichkeit vorbereitet.

Da **Griechenland** mit **Serbien** in einem Bundesverhältnis steht, der Bündnisvertrag aber seinem Inhalte nach nicht vollständig bekannt ist, so war bei Ausbruch des Krieges der Erfindungsgabe Tür und Tor geöffnet. Der Pariser „Matin“ verbreitete alsbald die Nachricht, Griechenland sei verpflichtet, Serbien mit 100 000 Mann zu unterstützen, was aber amtlich in Abrede gestellt wurde. In Athen wurde erklärt, daß Griechenland zwar in einem Bundesverhältnis zu Serbien stehe, daß dieses Verhältnis aber für den bisherigen Kriegsfall keine Geltung habe. Nur wenn der Konflikt weitere Kreise ziehe und unmittelbar griechische Interessen berühre, werde Griechenland aus seiner Rolle als Beobachter heraustreten. Bald nach Mitte August wurde die allgemeine Mobilmachung in Griechenland angeordnet. Gegen wen sich diese militärische Maßnahme richtete, war alsbald ersichtlich.

Schon Ende Juli hatte der russische Botschafter in Konstantinopel, v. Giers, die Türkei wegen ihrer Haltung in dem gegenwärtigen Konflikt sondiert. Der Großwesir erklärte bereits damals in bestimmtester Weise, die Türkei habe mit dem drohenden europäischen Kriege nichts zu tun. In einem am 30. Juli abgehaltenen Ministerrat wurde nochmals die vollständige Neutralität der Türkei festgestellt. Trotz der amtlichen Versicherung machte sich aber doch eine fieberhafte Spannung bemerkbar, denn die Überzeugung war allgemein, daß Verwicklungen möglich seien, denen die Türkei nicht fernbleiben könne und die eine Mobilmachung der türkischen Streitkräfte als Gebot der Notwendigkeit erscheinen ließen.

Daß diese Mobilisierung sich keineswegs gegen Österreich richtete, beweist eine am 19. August von der „Politischen Korrespondenz“ aus Konstantinopel gebrachte Meldung, wonach in allen dortigen Moscheen Gebete für den Sieg der österreichischen und der deutschen Armee veranstaltet wurden. Das sei, bemerkte die „Politische Korrespondenz“, ein höchst bedeutsamer Vorgang, denn es ereigne sich zum ersten Male in der Geschichte des ottomanischen Reiches, daß Muselmanen in ihren Gotteshäusern für den Sieg christlicher Völker beten.

Am 3. September wurde dann auf Befehl des Sultans die allgemeine Mobilisierung von Heer und Flotte in der Türkei befohlen, und es hatte schon den Anschein, als ob ein Krieg zwischen Griechenland und der Türkei immer näher rücke.

Gegen den Kaukasus waren über 120 000 Türken vereinigt. Es sollten in Konstantinopel auch Nachrichten eingetroffen sein, daß ein allgemeiner Aufstand der Muselmanen gegen die Engländer in Indien vorbereitet werde, dessen Ausbruch der Erhebung der Türkei und der Entblößung Indiens von Truppen unmittelbar folgen solle. Aus Alexandrien wurde gemeldet, die Mohammedaner seien vom Siege Deutschlands überzeugt und jubelten in der Hoffnung, die Türkei werde Ägypten die Freiheit wieder verschaffen. In Ägypten seien 20 000 englische Soldaten angekommen. Man erwarte noch weitere 70 000. England bereite sich auf einen drohenden ägyptischen Aufstand vor.

Aus der ganzen Darstellung der europäischen Lage geht hervor, daß wir weitere Feinde, als diejenigen, gegen die wir bereits kämpfen, im gegenwärtigen Kriege kaum zu erwarten haben. Das Interesse der nordischen Länder verlangt die Neutralität, ebenso wie das Interesse Spaniens und auch Portugals. Dagegen sind kriegerische Verwicklungen im Südosten Europas nicht ausgeschlossen. Doch können diese Verwicklungen niemals zu Österreich-Ungarns Ungunsten ausschlagen. Die Haltung Rußlands gegenüber Bulgarien, Rumänien und der Türkei findet man begreiflich, wenn man einen Blick auf die Karte wirft. Rußland kann seinen geliebten und von Österreich so hart bedrängten Serben nicht zu Hilfe kommen, ohne bulgarisches oder rumänisches Gebiet zu überschreiten. Es möchte auch gern durch Rumänien ziehen, um eine bessere Angriffsstellung gegen Österreich zu erringen, ähnlich wie wir durch Belgien vordrangen, um Frankreich anzugreifen. Gegen die Türkei loht der Haß Rußlands, weil es seine Schwarze-Meer-Flotte nicht durch die Dardanellen bringen kann. Würde Rußland aber gegen die Türkei oder etwa Rumänien zu Felde ziehen, so würde Österreich-Ungarn nur Nutzen davon haben, weil Rußland dann einen Teil seiner Militärmacht von der österreichischen Grenze zurückziehen müßte, um sie gegen den neuen Feind zu kehren.

Für Deutschland erhält die Neutralität der nordischen Staaten noch eine andere Bedeutung als nur die, weniger Gegner im Kampfe zu haben. England hat ja den Versuch gemacht, uns auszuhungern, indem es an die nordischen Staaten mit dem Ansinnen herantrat, die Lebensmittelzufuhr nach Deutschland einzustellen. So bestimmt diese Forderungen gestellt wurden, in ebenso bestimmter Form sind sie von den nordischen Ländern abgelehnt worden. Wir hoffen und erwarten, daß die nordischen Länder, wie die neutralen Staaten überhaupt, auch fernerhin solchen englischen Forderungen entschiedenen Widerstand entgegensetzen werden, wenn auch die Ernährung des deutschen Volkes nötigenfalls ohne Zufuhr von außen gesichert bleibt. Für uns sind die Kornkammern Österreich-Ungarns noch offen, und welchen Überfluß wir haben, beweist der Umstand, daß wir, wie bereits erwähnt, Getreide an die Schweiz abgeben.

* * *

In den weitesten Kreisen des deutschen Volkes dachte man, als die Mobilmachung erfolgte, wohl kaum an einen



Erstürmung des Forts
Nach der Natur gezei



…ussois vor Maubeuge.
…von Ewald Thiel.

Maubeuge und Umgebung nach einer französischen Skizze.

Krieg zur See, denn die Gegner waren ja nur Serbien, Rußland und Frankreich, und weder von Rußland noch von Frankreich glaubte man Angriffe zur See befürchten zu müssen. Das Blatt wendete sich aber, als man am 4. August abends erfuhr, daß auch England den Krieg erklärt hatte. Dadurch wurde ein harter Seekrieg — ein Seekrieg auf Leben und Tod — sehr wahrscheinlich. Hellauf flammte die Begeisterung unserer Marine, für die endlich der Tag gekommen war, an dem sie zeigen konnte, was sie zu leisten vermochte. Der Tatendrang unserer braven Seewehr war kaum zu zügeln. So schrieb ein Matrose an seine Eltern:

„Liebe Eltern!

Endlich eine ruhige Nacht, in der man seine Pflichten gegen die Eltern erfüllen kann. Wir haben uns schon lange genug danach gesehnt, denn seit acht Tagen gab's keinen Schlaf. Wir auf unserem Pulverfaß, denn anders kann man es nicht nennen, haben mehr Arbeit, als irgendeiner glaubt. Gestorben ist aber trotzdem daran keiner. Mit Stolz kann ich Euch die Mitteilung machen, daß wir bereits zweimal die höchsten Belobigungen für unsere Arbeit erhielten, und zwar vom Prinzen Heinrich, dem wir unterstellt sind. Über unsere Tätigkeit kann ich nichts mitteilen. Ungefähr wißt Ihr ja auch, was ein Minenstreuer für Dienst hat. Hoffentlich hat unsere Arbeit auch ihren guten Zweck erfüllt.

Liebe Eltern! Ihr könnt Euch wohl denken, wie ein Soldatenherz von Freude erfüllt ist, zu zeigen, was man in langen Jahren erlernt hat, und für sein Vaterland nun kämpfen, vielleicht auch sterben zu dürfen. Freue Dich, Vater, auch Du, Mutter, daß Du einen Sohn in diesen Zeiten einer heiligen Sache widmen kannst. Es wird ein schwerer Kampf, ein um so schönerer Sieg oder ehrenvoller Tod. Wir alle wissen nicht, ob wir in einer Stunde noch leben, aber ans Sterben glauben wir nicht, im Gegenteil, wohl nie ging es fröhlicher an Bord zu, wohl nie eine Arbeit schneller vonstatten."

Welche Schrecken eine Kriegserklärung über alle Meere bringt, kann sich die Bevölkerung des Binnenlandes kaum vorstellen. Eine Kriegserklärung betrifft ja nicht bloß die feindlichen Armeen und Kriegsmarinen, sondern auch alle Handelschiffe der kriegführenden Staaten werden davon betroffen. Luigi Barzini, der Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera", der sich zur Zeit, als Deutschland an Rußland den Krieg erklärte, gerade auf der Rückreise von Mexiko nach Europa befand, schildert in außerordentlich fesselnder Weise, wie die deutsche Kriegserklärung auf die Meere gelangte:

„Die Nachricht vom Ausbruch des gigantischen Kampfes gelangte zu gleicher Stunde auf alle Meere der Welt. Die verschiedensten Stationen der drahtlosen Telegraphie warfen einander die Schreckenskunde über die Ozeane hin. Poldhu begann, Glace Bay antwortete, New York trug die Botschaft weiter zu den fernsten Stationen, Buenos Aires und Kapstadt auf der anderen Erdhälfte horchten, Aden, Hongkong, Yokohama übermittelten die verhängnisvollen fünf Worte weiter. Fünf Worte nur: Deutschland hat Rußland Krieg erklärt. In 20 Minuten hat der wie von märchenhaften Geistern von Kontinent zu Kontinent geworfene Alarmruf die Reise um die Welt gemacht. Auf der endlosen Einöde der Meere haben ihn Hunderte und aber Hunderte von Schiffen gehört — und sie erbebten. Keine Orkanmeldung hat je so viel Schiffe in die Flucht gejagt. Nacht auf dem Atlantischen Ozean. Der ‚Alfonso XIII.', der mich aufgenommen hatte, fuhr von Mexiko kommend nach Santander. Als wir auf Deck hin und her gingen, sahen wir durch ein kleines erleuchtetes Fenster den Radiotelegraphisten, den ‚Marconi', wie man ihn an Bord nannte, mit der Telephonkappe auf dem Kopf, wie er auf das so beredte Surren des Apparates lauschte. Was gibt es Neues? Nichts von Bedeutung. Englisch-amerikanische Feste in London zur Feier irgendeines Ereignisses, Fußballspiel in New York, eine Auszeichnung für den Vizekönig von Kanada ...

Plötzlich ist der ‚Marconi' aufgesprungen und stiert auf die letzten Worte, die er mechanisch niedergeschrieben hat. Was gibt's denn? Was ist geschehen? fragen wir, erschreckt durch seine Verblüffung. Krieg in Europa! und dann las er die fünf Worte, die den Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Rußland verkündeten und den großen Weltkrieg ahnen ließen. Er hieß uns schweigen, um weiter zu lauschen und zu schreiben. Aber es kam nichts mehr. Die Kontinente hatten sich nichts mehr zu sagen. Dieses plötzliche tiefe Schweigen, dieses plötzliche Verschwinden jedes anderen Interesses nach der Ankündigung des großen Krieges machte auf uns den Eindruck, als wenn etwas Ungeheuerliches über die Erde gegangen und alles Leben der Völker zum Stillstand gekommen wäre. Die Welt sprach nicht mehr. Sie lauschte ...

Und nun begann auf dem Meere der Schrecken. Der drahtlose Telegraph übermittelte nur noch an die Schiffe gerichtete Fluchtbefehle, Befehle in deutscher, französischer und englischer Sprache: ‚Mit Volldampf nach dem nächsten neutralen Hafen fahren.' Dutzende solcher Weisungen zogen vorüber. Sie suchten die auf dem Meere befindlichen Schiffe, wie der Hirt eine zerstreute Herde ruft. Schiffe, die abfahren sollten, erhielten Befehl, sich nicht aus dem Hafen zu rühren. Die dringend nötigsten Schiffahrtslinien waren unterbrochen. Der Seehandel war mit einem Schlag aufgehoben. Der überseeische Verkehr hatte aufgehört. In diesem Entsetzen und Schrecken hatte man eine Vorahnung des Weltkrieges. Jeden Augenblick konnten jetzt Kriegschiffe aller Nationen auf Beute losgelassen werden. Gegen Mittag zeigten sich in der Ferne, 10—12 Meilen von uns, zwei Kreuzer. Der ‚Alfonso XIII.' beeilte sich, eine große spanische Galaflagge zu hissen und seinen Namen zu nennen. Er antwortet, bevor er gefragt ist. Auch er hat Furcht.

Die Ozeane liegen verödet da. Platz ist nur noch für die mit Kanonen gespickten Schiffe, die fest gepanzert sind, und — für die neutralen Schiffe. Aber ihrer sind es gar so wenig!"

Die russische Marine hatte wohl in erster Linie Ursache, einen ernsten Gegner zur See zu fürchten. Nicht ohne Grund hatte die russische Regierung noch kurz vor Beginn des Krieges das Verbot erlassen, Mitteilungen über Heer und Flotte zu machen. Denn die Flotte befand sich zur Zeit der Kriegserklärung in einem Zustand der Unfertigkeit, dem man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu steuern suchte.

Unsere Tätigkeit gegen die russische Flotte setzte schon am 2. August ein. Am Abend dieses Tages, also an unserem ersten Mobilmachungstage, verbreitete sich die Nachricht, unser kleiner Kreuzer „Augsburg“ habe Libau in Brand geschossen. (Siehe auch Seite 36 und 38.)

Man kann sich denken, welche Überraschung diese erste Meldung hervorrief. Wo war denn die russische Ostseeflotte geblieben? War unser kleiner Kreuzer wieder heil zurückgekehrt? Wie konnte sich das überhaupt zutragen? Libau ist eine Stadt mit etwa 90 000 Einwohnern, und da sich hier noch der Kriegshafen befindet, so konnten ja die russischen Kriegschiffe nicht weit sein. Der Schluß lag deshalb wohl nahe, daß unser kleiner Kreuzer diesen kühnen Handstreich mit seinem Leben bezahlt habe. Die amtlichen Stellen hüllten sich zunächst in Schweigen. Erst durch den nachstehenden Brief eines Matrosen erfuhr man Näheres. Der Brief lautet:

„Liebe Eltern! In aller Eile den angekündigten Brief! Heute mittag liefen wir unter brausendem Hurrarufen der Bevölkerung in . . . ein, um unseren Kohlenbedarf zu decken. In der Nacht geht es wieder los. 'ran an den Feind! Am meisten wird Euch ja wohl unsere Beschießung von Libau interessieren. Also in kurzen Worten den Verlauf: Am Sonnabend gegen acht Uhr abends kamen wir vor Libau an, nachdem wir glücklich die von den Russen gelegten Minen passiert hatten. — Malt Euch aus, jede Sekunde klar zum In-die-Luft-Fliegen! Sauber, was? Ich saß als Ausguck im ‚Krähennest‘, das heißt in dem 40 Meter hoch gelegenen Mastkorb, wie Ihr wohl sagen würdet. Wäre wahrscheinlich am höchsten geflogen. Der Kriegsgott hat es sichtlich gut mit uns gemeint: erstens haben wir uns auf keine Mine gesetzt, zweitens klarte im Augenblick der Beschießung der Nebel auf, und drittens erfolgte — es ist anzunehmen, daß Revolutionäre ihre Hand im Spiele hatten, da in Libau Revolution herrscht — eine gewaltige Explosion der Pulvermagazine, deren Flammen uns Richtung gaben und die Kanonade wesentlich erleichterten. Da im südlichen Teile der Stadt viele Deutsche wohnen, wurde nur der nördliche, in dem Befestigungen usw. lagen, beschossen. Überall flammte es auf! Der Brand begann. Gegen acht Uhr zwanzig Minuten steigt plötzlich eine weiße hohe Rauchsäule zum Himmel. Eine Feuergarbe schießt empor, ein Krach, donnerähnlich, erfolgt: die Ballons der Gasanstalt sind geplatzt. Dann stürzt das Offizierkasino ein, die Kasernen und Baracken fangen Feuer. Bald ist der ganze nördliche Teil ein Flammenmeer. Um achteinhalb Uhr wird die Beschießung abgebrochen. Wir traten die Rückkehr unbeschossen und von feindlichen Schiffen unbehelligt an, nachdem wir unsere Aufgabe in jeder Hinsicht erfüllt hatten. Lange noch leuchtete am Horizont der Schein der Flammen von Libau —.“

Die Bewegungen unserer Marine blieben stets in tiefstes Dunkel gehüllt, und man erfuhr immer nur die vollendeten Tatsachen. Nach der Beschießung des russischen Kriegshafens Libau hörte man einige Tage nichts weiter, bis plötzlich am 5. August die Nachricht kam, die im Mittelmeer befindlichen deutschen Kriegschiffe seien am 4. August plötzlich in der Nähe von Algier erschienen, wo sie einzelne befestigte Plätze, die als Einschiffungsorte für die französischen Truppentransporte dienten, zerstört hätten.

Dies war die erste kurze amtliche Meldung, deren Wichtigkeit aber jedem einleuchten mußte, denn durch die Beschießung jener Hafenplätze wurden den Franzosen in der Beförderung ihrer afrikanischen Truppen nach dem Mutterlande große Schwierigkeiten bereitet. Hatte doch Frankreich sich nicht wenig darauf zugute getan, daß es farbige Truppen ins Feld senden könnte für den Fall, daß seine europäischen Truppen nicht ausreichten. Bei diesem Zerstörungswerk an der algerischen Küste haben sich unser Panzerkreuzer „Goeben“ und der kleine Kreuzer „Breslau“ betätigt, welche beide vorher vor Durazzo gelegen hatten.

Der Panzerkreuzer „Goeben“ ist nach dem „Seydlitz“ der neueste und beste Großkreuzer unserer Marine. Er gehört zu den schnellsten Großschiffen der Welt und kann nur von Torpedobooten eingeholt werden. Die „Goeben“ hat seit ihrer Fertigstellung die deutschen Interessen im Mittelmeer vertreten und überall Bewunderung hervorgerufen. In aller Erinnerung wird noch ihr begeisterter Empfang



Die Panzerkreuzer „Goeben“ und „Breslau“ vor Messina. Nach einer Originalzeichnung von P. Teschinsky.

In der Nacht zum 6. August gelang es den Panzerkreuzern „Goeben“ und „Breslau“, mit abgeblendeten Lichtern aus dem Hafen von Messina auszulaufen und die englische und französische Flotte zu durchbrechen.



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Eine von den Russen niedergebrannte Straße in Hohenstein.

in der Türkei sein. — Der kleine geschützte Kreuzer „Breslau" gehört gleichfalls zu den neuesten Schiffen unserer Flotte und ist annähernd so schnell wie die „Goeben".

Der Mailänder Corriere della Sera brachte bereits am 5. August Einzelheiten über die Kreuzfahrten der „Goeben" und „Breslau". Dieser Schilderung entnehmen wir folgendes:

Heute früh um sieben Uhr fuhr am Kap Peloro der deutsche Kreuzer „Breslau", der nach hierher gelangten Berichten gestern früh die algerischen Küsten bei Bone bombardiert haben soll, in die Straße von Messina ein. An Bord des Schiffes, wohin ich mich mit einigen Kollegen begab, herrscht eine fieberhafte Tätigkeit; Offiziere und Matrosen arbeiten gemeinsam, um Taue und Metallnetze in Ordnung zu bringen. Der Kreuzer ist heute nacht mit Volldampf gefahren, und seine Schornsteine tragen die Zeichen der hohen Temperatur, zu der die Kessel gelangt sind. Kurz darauf kam der Kreuzer „Goeben"; neben ihn legte sich der deutsche Dampfer „General", der vorgestern herangezogen worden war, um die Kreuzer mit Kohlen zu versorgen. An Bord des Kreuzers „Goeben" bat ein Journalist einen Offizier um Nachrichten über die Beschießung von Bone. Ich gebe die kurze Unterhaltung wieder. Der Offizier erklärte vor allem, daß auch Philippeville beschossen worden sei. „Gestern bei Tagesanbruch," erzählte er, „war von unserem Konteradmiral verfügt worden, daß der Kreuzer ‚Breslau' Bone und der Kreuzer ‚Goeben' Philippeville zerstören solle. Um vier Uhr begann die Beschießung der beiden Hafenplätze. Philippeville wurde nach einstündiger Beschießung fast vollständig zerstört; unser Feuer wurde nicht erwidert, und wir entfernten uns, während die Stadt an mehreren Stellen brannte. Der Kreuzer ‚Breslau' beschoß zur selben Zeit ein paar Schiffe, die sich im Hafen von Bone befanden; er bohrte sie in den Grund und entfernte sich, nachdem er noch einige Schüsse auf die Stadt abgegeben und das Kastell und ein paar Häuser zerstört hatte. Das Feuer wurde auch in Bone nicht erwidert.

Die beiden Schiffe nahmen unmittelbar darauf die Richtung nach Nordwesten. Auf hoher See wurden wir von einigen englischen Kriegschiffen gesichtet: sie gehörten unzweifelhaft zu der englischen Mittelmeerflotte, die gegenwärtig vor Malta vereinigt ist. Es wurde sofort Befehl gegeben, daß die Maschinen mit Volldampf fahren sollten, und wir nahmen die Richtung nach Ihrer Stadt. Die englischen Schiffe suchten uns zu verfolgen, aber unsere Geschwindigkeit war größer, und wir entfernten uns immer mehr von ihnen. Als dann die Nacht kam, sahen wir die Schiffe nicht mehr, und wir konnten unsere Fahrt nach Messina ruhig fortsetzen." Der Journalist fragte: „Haben die englischen Schiffe keinen Schuß abgefeuert?" — „Nein, keinen, denn wir waren außer Schußweite und fuhren mit außerordentlicher Schnelligkeit." Am Nachmittag manövrierten die deutschen Schiffe innerhalb der Straße von Messina. Inzwischen haben die Semaphore in der Nähe von Kap Spartivento (Südspitze der Halbinsel Kalabrien) eine Division englischer Schiffe gesichtet; diese Schiffe wollen den Feind offenbar außerhalb der italienischen Gewässer erwarten. Es heißt, daß auch auf der anderen Seite der Meerenge englische Schiffe den deutschen Schiffen den Weg versperren. Vom 7. August an wird die Straße von Messina für sämtliche Krieg- und Handelschiffe, für italienische so gut wie für ausländische, gesperrt. Gestattet ist dann nur die Durchfahrt für solche Schiffe, deren Bestimmungsort die Häfen von Messina, Reggio und Villa San Giovanni sind; die Durchfahrt kann aber auch dann nur am hellen Tage erfolgen ...

Unsere beiden tapferen Schiffe „Goeben" und „Breslau" waren nach ihrem Husarenstücklein an den algerischen Häfen eine Zeitlang verschollen. Erst am 12. August verkündete eine amtliche Nachricht, daß sie bereits am 5. in den neutralen italienischen Hafen Messina eingelaufen seien und dort aus deutschen Dampfern ihren Kohlenvorrat ergänzt hätten. Der Hafen ist von englischen Schiffen, die mit unseren Schiffen Fühlung bekommen hatten, bewacht worden. Trotzdem gelang es unseren Schiffen, am Abend des 6. August auszubrechen und die hohe See zu gewinnen. „Weiteres läßt sich aus naheliegenden Gründen noch nicht mitteilen," hieß es damals in der amtlichen Meldung, aber einige Wochen später erfuhr man, daß unsere Schiffe den Engländern keinen schlechten Streich gespielt hatten. Im „Stockholm Dagblad" erzählte ein aus Messina heimgekehrter Schwede, wie sich unsere Schiffe mit Hilfe der „Wacht am Rhein" vor den Engländern retteten:



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Ruinen eines an der deutsch-russischen Grenze gelegenen Städtchens.



Phot. R. Guschmann, Berlin.

Russische Infanterie lagert auf dem Marktplatz in Johannisburg.

„Goeben" und „Breslau" hatten, wie bekannt, am 4. August die Stadt Bone in Algier bombardiert, worauf sie die Richtung nach Osten einschlugen. Da sie von einem englischen Geschwader verfolgt wurden, liefen sie durch die Straße von Messina und später in den Hafen von Messina ein, wo sie von mehreren dort befindlichen deutschen Dampfern Kohlen nahmen. Das war am Morgen des 6. August. Beide Ausgangsstraßen von Messina wurden von englischen Kriegschiffen scharf bewacht — im Norden auf der Höhe von Kap Faro lagen vier feindliche Kreuzer, und im Süden, dicht vor der Stadt Reggio, sperrten drei Schlachtschiffe die Straße. „Goeben" und „Breslau" lagen bis zum Abend still im Hafen. Aber als die Dunkelheit hereinbrach, beschlossen sie, einen Versuch zu unternehmen, aus der Falle zu gelangen, oder zum mindesten sich so teuer als möglich zu verkaufen. Es galt, sich die Nacht zunutze zu machen, denn am Tage darauf hätten die beiden deutschen Schiffe abrüsten müssen. Die Deutschen hatten tatsächlich eine List ausfindig gemacht.

In der Dunkelheit glitten die beiden Fahrzeuge aus dem



Hofphot. A. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Das Innere eines von den Russen zerstörten Geschäftshauses in Gerdauen, Ostpr.

Hafen, während die Musikkapellen auf den Schiffen die „Wacht am Rhein" spielten. Der Kurs wurde nordwärts durch die sehr schmale Fahrrinne genommen, die wegen ihrer Schwierigkeiten für die Schiffahrt von allen Seeleuten gefürchtet ist. Die Klänge des deutschen Liedes tönten weit in die Nacht hinein und wurden auf den englischen Kreuzern gehört. Zur großen Verwunderung der Engländer kamen die Klänge immer näher. Auch die Schlachtschiffe im Süden vernahmen die Töne und spähten vorsichtig nach Norden, um den Deutschen den Rückzug abzuschneiden und möglicherweise den Kameraden zu Hilfe zu eilen. Auf einmal entfernte sich die Musik nach der westlichen Küste zu. Die Engländer begannen sofort, ihre Scheinwerfer spielen zu lassen, um nach den beiden deutschen Kreuzern zu suchen — diese aber waren und blieben verschwunden. Die List der deutschen Seeleute war gelungen. Als dies entdeckt wurde, befanden sie sich bereits ein gutes Stück außerhalb des Schußbereichs der englischen Geschütze. Lautlos wie die Schatten waren sie mit abgeblendeten Lichtern durch die südliche Fahrstraße gegangen, und zwar so dicht an den englischen Schlachtschiffen vorüber, daß sie in der stillen Nacht das Geräusch der Maschinen von den englischen Schlachtschiffen vernehmen konnten. Wie war das möglich gewesen?

Bald nach dem Verlassen des Hafens von Messina in nördlicher Richtung waren die Musikkorps der Kreuzer in eine Barkasse gestiegen und hatten, andauernd die „Wacht am Rhein" blasend, die Fahrt noch ein Stück nordwärts fortgesetzt. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß die Engländer auf die List hereingefallen waren und die beiden Kreuzer sich in Sicherheit befanden, gingen sie an einer anderen Stelle Siziliens wieder an Land. „Goeben" und „Breslau" aber hatten die Richtung geändert und den Weg nach Süden genommen durch eine vielen noch unbekannte gefahrvolle Rinne, die sich bei dem letzten großen Erdbeben in der Straße von Messina gebildet hatte. Unbemerkt hatten sie die drei englischen Schiffe passiert und darauf die Fahrt in die Nacht hinein angetreten. —

Es dauerte nicht lange, bis ein anderes herrliches Wagestück unserer blauen Jungen gemeldet wurde:

Der von der Kaiserlichen Marine übernommene Bäderdampfer „Königin Luise" wurde beim Legen von Minen vor dem Kriegshafen an der Themsemündung von einer englischen Torpedobootsflottille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion" angegriffen und zum Sinken gebracht. „Amphion" selbst ist auf eine von der „Königin Luise" geworfene Mine gelaufen und gesunken. Von der englischen Besatzung sind dem Vernehmen nach 130 Mann ertrunken, 150 gerettet. Von der 6 Offiziere und 114 Mann zählenden Besatzung der „Königin Luise" ist ebenfalls ein Teil gerettet.

„Daily Mail" vom 8. August gibt die folgende Schilderung des kühnen Handstreichs, über den wir auf Seite 38 bereits kurz berichteten und der in England die alte Invasionsfurcht wieder erweckte:

Der kleine Kreuzer „Amphion" war der Führer der 3. oder 1.-Flottille von Torpedobootszerstörern. Das Sinken des deutschen Schiffes wurde durch drei der Zerstörer zuwege gebracht. Kaum hatten sie das deutsche Schiff gesichtet, als es auch schon ihren Verdacht rege machte. Ein Schuß wurde nun über das deutsche Schiff hinweggefeuert. Sofort ersah man, daß es kein friedliches Schiff war. Zwei Zerstörer eröffneten nun das Feuer auf die „Königin Luise" und fügten ihr beträchtlichen Schaden zu, obwohl nur wenige Schüsse fielen. Dann gelang es dem einen, mit einem letzten Schuß das Heck des deutschen Schiffes aufzureißen. Es legte sich auf die Seite und sank wie ein Stein. Einige von seiner Mannschaft, Verwundete und Unverwundete, wurden aufgegriffen, nach Harwich gebracht und in die Shotley-Marinekaserne übergeführt. Dann setzte der „Amphion" seine Beobachtungsfahrt fort. Er hatte das Unglück, das Kabel zu berühren, das zwei Minen verband, die zweifellos von dem deutschen Schiff gelegt worden waren. Augenblicklich wendeten die Minen sich auf das englische Schiff zu und explodierten. Das Vorderteil des „Amphion" wurde zerschmettert, wobei das Getöse gar nicht groß war. Die Zerstörer ließen ihre Boote herab und fischten die Überlebenden auf. Ausgenommen diejenigen, die bei der Explosion ihren Tod gefunden hatten, wurden so gut wie alle gerettet. Der „Amphion" hielt sich noch ungefähr 20 Minuten über Wasser, nachdem er getroffen worden war. Dann sank er, mit dem Bug zuerst, elegant in die Tiefe. Die Überlebenden wurden nach Harwich gebracht. Die deutschen Gefangenen wurden heute nachmittag um zwei Uhr dreißig Minuten an Parkeston Quai gelandet, bewacht von einer Abteilung Landsoldaten mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten. Die Gefangenen, insgesamt 30 Matrosen, waren prächtige, hochgewachsene Leute, einige mit Bart, einige glatt rasiert nach der Sitte der englischen Marine. Ihre Mützenbänder trugen keinen Schiffsnamen. Die Gefangenen schienen sich nicht sehr betroffen zu fühlen; sobald sie in den Wagen des Zuges stiegen, der sie nach Horsham bringen sollte, begannen sie vergnügt Pfeifen und Zigaretten zu rauchen ...

Dieser Bericht aus feindlicher Feder bezeugt zwischen den Zeilen, wie wacker unsere Matrosen sich gehalten und welch vortrefflichen Eindruck sie gemacht haben.

Der Untergang des englischen Kreuzers „Amphion" hatte in London geradezu Entsetzen hervorgerufen, und man hat diesen Verlust nicht einmal sogleich eingestanden. Die Engländer, die, wie man sich erinnern wird, in letzter Zeit an einer geradezu lächerlichen Zeppelinfurcht gelitten haben, wurden nun von einer neuen Furcht gequält, denn daß ein deutscher Dampfer bis an die Themsemündung kommen könne, das überstieg doch alles bisher für möglich Gehaltene. Die Londoner fühlten sich nicht mehr sicher und fürchteten, jeden Augenblick von deutschen Schiffen bombardiert zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Eroberung von Maubeuge.

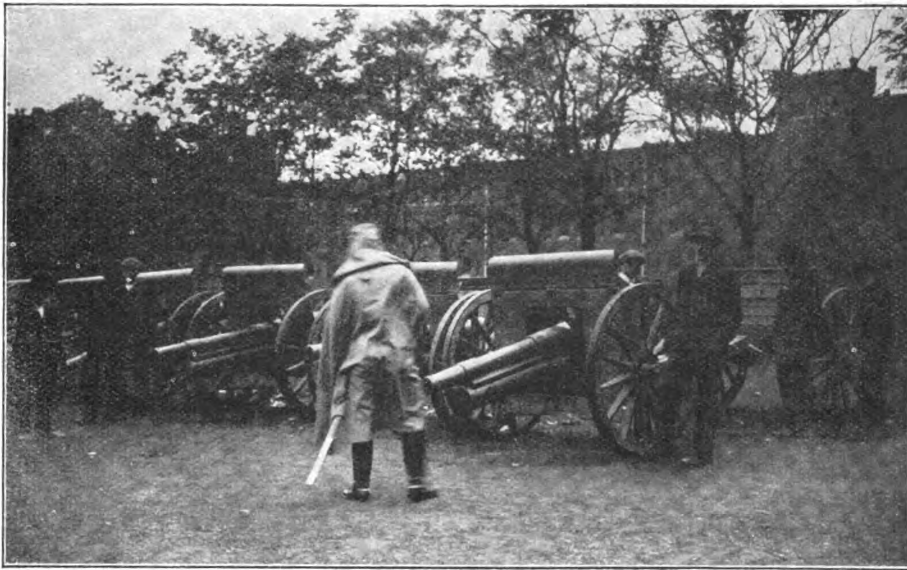
(Hierzu das Bild Seite 148/149 und die Kartenskizze Seite 150.)

Maubeuge, das nach achttägiger Beschießung von uns erobert wurde, hat als Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Brüssel—Paris und Lüttich—Paris ganz besondere Bedeutung. Dementsprechend ist es von den Franzosen außergewöhnlich stark befestigt worden. Die Stadt selbst ist ummauert, hat Festungstore, Zugbrücken, Wallgräben und starke Umwallungen. Ferner liegen ringsum in einer Entfernung von fünf bis sechs Kilometern eine Reihe starker Forts, die noch durch Zwischenwerke, sogenannte Ouvrages, Batteriestellungen, Schützengräben, Verhaue zu einem fast uneinnehmbaren gepanzerten Ring zusammengeschlossen sind. Unsere Belagerungsartillerie hatte man durch aufgeworfene große Hügel, Scheinforts, durch auf Eisenbahnen fahrbare schwere Geschütze, die ständig ihren Platz wechselten, zu täuschen versucht, bis ein Flieger die Täuschung aufdeckte. Da ging unsere Infanterie vor, und kühne Pioniere wagten sich bis auf zweihundert Meter an die Forts, um Minen zu legen. Deutsche und österreichische Batterien verwandelten die Forts, namentlich das starke Fort Boussois, in ein Chaos, rissen Löcher von acht Meter Durchmesser, zerbliesen ganze Mauern und Wälle zu Staub und sprengten gewaltige Lücken, durch die später die niedergekämpften Besatzungen entflohen. Auch in die Stadt selbst flogen die Geschosse und zerstörten die Häuser, besonders die in der Nähe der Kasernen und des Arsenals gelegenen.

Die Bewohner werden aufgeatmet haben, als Maubeuge sich ergab. Drei Generale und 41 000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht; sie hatten die schöne Stadt während der achttägigen Belagerung vollkommen leergegessen. Als unmittelbar nach der Übergabe unser Zeichner nach Maubeuge kam, gab es weder Fleisch noch Salz, weder Zucker noch Milch. Etwa hundert Kühe lagen, von den Geschossen selbst oder von den sich bei deren Explosion entwickelnden Gasen getötet, auf dem Glacis; sie waren aufgedunsen wie große Hopfensäcke, lagen meist auf dem Rücken, streckten die Beine gen Himmel und verursachten einen abscheulichen Geruch. Unter den Gefangenen befanden sich auch etwa zweihundert versprengte Engländer,

die den Krieg als Sport anzusehen schienen, denn nach dem Gefecht wollten sie unseren Soldaten, wie nach einem Sportkampf, die Hände reichen; die aber wiesen die ihnen entgegengestreckten Hände mit Entrüstung zurück, während die Franzosen als tapfere Gegner geachtet wurden. Kaum waren die letzten Franzosen nach Deutschland abgeführt worden, so zogen schon gewaltige Truppenkolonnen durch die eroberte Festung, südlich, immer weiter nach Frankreich hinein, alle ein Ziel vor Augen — Paris.

Unter den Kämpfern, die vor Maubeuge die österreichischen Mörser richteten, befand sich auch der österreichische Festungsartillerieleutnant Dr. Hans Stieglandt, der in einem im „Neuen Wiener Tagblatt" veröffentlichten Brief an seine Wiener Angehörigen unter anderem noch folgendes berichtet: „Ergreifend war der Augenblick, als sich die ersten deutschen Truppen nach Abzug der französischen Garnison gegen Maubeuge in Bewegung setzten und die deutsche Militärmusik den Radetzkymarsch uns zu Ehren hinausschmetterte. Mir schossen für einen Augenblick die Tränen in die Augen, aber nicht mir allein! Zum erstenmal nach langer Zeit wieder österreichische Musik, und noch dazu diese Musik und in diesem herrlichen Augenblick!" Stieglandt erzählt dann weiter: „Am 5. September gegen vier Uhr nachmittags kam ein französisches Automobil mit weißer Fahne in das deutsche Hauptquartier und fragte den Oberstkommandierenden, einen prachtvollen alten Haudegen, ob er unter gewissen Bedingungen die Übergabe der Festung annehmen würde. Da schlug aber der deutsche Befehlshaber mit der Faust auf den Tisch und rief: ‚Was, Bedingungen? Bedingungslos bis sechs Uhr abends, oder ich schieße die ganze Bude in Grund und Boden!' In begreiflicher Erschütterung ist daraufhin der Franzose abgezogen. Nun hat man nicht gewußt, ob der Oberstkommandierende sechs Uhr nach französischer oder nach deutscher Zeit gemeint hatte. Als es nach deutscher Zeit sechs Uhr war, wurde es jedoch klar, welche Zeit der Kommandeur gemeint hatte, denn er befahl die Fortsetzung der Beschießung. Kaum hatte diese aber eingesetzt, als auch schon in rasender Fahrt das Auto mit der weißen Fahne aus Maubeuge herauskam. Der Kommandant nahm den Brief, den der Parlamentär überbrachte, entgegen und sagte nichts weiter als: ‚Schießen einstellen!', und damit war die bedingungslose Übergabe von Maubeuge angenommen. Als die Engländer vorüberzogen, schrien wir alle auf vor Wut, denn wie soll nicht alles wahren Haß gegen die Engländer, diese schändlichen Verräter am Germanentum und an der weißen Rasse überhaupt, empfinden."


Erbeutete russische Geschütze vor dem Arsenal in Wien.

Das moderne Unterseeboot.

(Hierzu die Bilder Seite 158 und 159.)

Die Vernichtung von drei englischen Panzerkreuzern durch ein einziges deutsches Unterseeboot, über die wir auf Seite 140 berichteten, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese noch junge und noch wenig kriegserprobte Waffe des modernen Seekriegs.

Ein Unterseeboot ist äußerlich sehr unscheinbar; man sieht nicht drohende Geschütze, schwere Panzertürme, Gefechtsmasten, oder was sonst an unseren großen Schiffen so mächtigen Eindruck auf uns macht. Zunächst fällt bei den kleinen Booten nur ein turmartiger Aufbau auf, der sich etwa 2 Meter über das übrige Schiff erhebt. Der ganze Schiffskörper ist etwa 60 Meter lang. Sehen wir uns nun einmal so ein Unterseeboot genauer an! Da liegen sie im sicheren Hafen, immer drei oder vier nebeneinander, auf dem schmalen Deck gehen die Mannschaften auf und ab. Die Boote liegen schon länger still, und doch hört man dröhnendes Geknatter der Maschinen, dicker, gelber und bläulicher Qualm entsteigt den Schloten. Was ist das für ein Lärm und warum arbeiten die Maschinen? Das sind die Dieselmotoren, die eben die Akkumulatoren laden! Diese Motoren werden mit Petroleum geheizt und treiben eine Dynamomaschine, die den erzeugten elektrischen Strom in den elektrischen Sammlern aufspeichert.

Fährt so ein Unterseeboot in sicherem Gewässer, so treiben diese Dieselmotoren die Schiffschrauben und geben dem Boot eine Geschwindigkeit von etwa 15 Seemeilen (1 Seemeile = 1852 Meter). Hierbei sieht aber ein beträchtlicher Teil des Unterseebootes aus dem Wasser heraus und große Rauchfahnen entsteigen dem Schlot, die dem Feinde alsbald die Anwesenheit dieser gefährlichen Schiffe verraten würden. Ist daher Gefahr vorhanden, so werden die Dieselmotoren abgestellt, die Schornsteine umgelegt, alle Luken wasserdicht verschlossen, und das Boot taucht unter, und zwar so tief, daß nur noch ein kleiner Teil des Periskops, das 2 Meter über den Turm herausragt, oberhalb des Wasserspiegels ist. Das Periskop ist ein blaugrau gestrichenes Rohr von etwa 20 Zentimeter Durchmesser, an dessen oberem Ende ein Winkelspiegel angebracht ist; durch diesen wird das Bild der Außenwelt in das Innere des Bootes geworfen.

Nun befindet sich also das Deck etwa 4 Meter unter Wasser; die elektrischen Akkumulatoren werden eingeschaltet, und die Dynamomaschine treibt die Schrauben an. Das Boot bewegt sich nun mit etwa 12 Seemeilen Geschwindigkeit fort und kann so fast unsichtbar sich den feindlichen Schiffen nähern, um seine Torpedo auf sie abzufeuern. Auch dies geschieht alles unter Wasser, aus den sogenannten Unterwasserausstoßrohren, die unbeweglich im Schiff eingebaut sind, so daß dieses selbst die Richtung einnehmen muß, in der der Torpedo abgefeuert werden soll. So liegt auch die Aufgabe des Zielens in der Hand des Schiffsführers und hängt ganz von dem richtigen Funktionieren des Periskops ab. Sobald der Torpedo das Rohr verlassen hat, bewegt er sich durch seine eigene Preßluftmaschine auf das Ziel zu.

Die ganze Führung liegt in der Hand des Offiziers im Turm. Hier ist der Tisch, auf den das Spiegelteleskop ein Bild der Oberwelt wirft, hier sind Sprachrohre und Telegraphen nach allen Maschinen und Mannschaften, hier ist auch die Steuerung für Tief- und Seitensteuer; kurz, der Turm ist der Kopf des Bootes, daher ist es auch verloren, wenn er zerschossen wird, wie es unserem braven U 15 ging. Was sonst noch alles in den unteren Räumen vorhanden ist, das kann und darf niemand beschreiben, denn wenige Dinge werden so geheim gehalten wie unsere Unterseeboote.

Nun noch einiges über deren Entwicklung und Einteilung. Es gibt zwei verschiedene Arten von Unterseebooten.

1. Die sogenannten Unterwasserboote, die aus einem einzigen starken „Druckkörper" bestehen („Ein-Hüllen"-System); in ihn wird zum Untertauchen Wasser eingelassen, das man zum Auftauchen wieder auspumpt.

2. Die Tauchboote, die aus zwei umeinander angeordneten Körpern bestehen („Zwei-Hüllen"-System), einem inneren, zylindrischen Druckkörper und einem Außenkörper,



Auf dem Schlach
Nach einer Originalzei

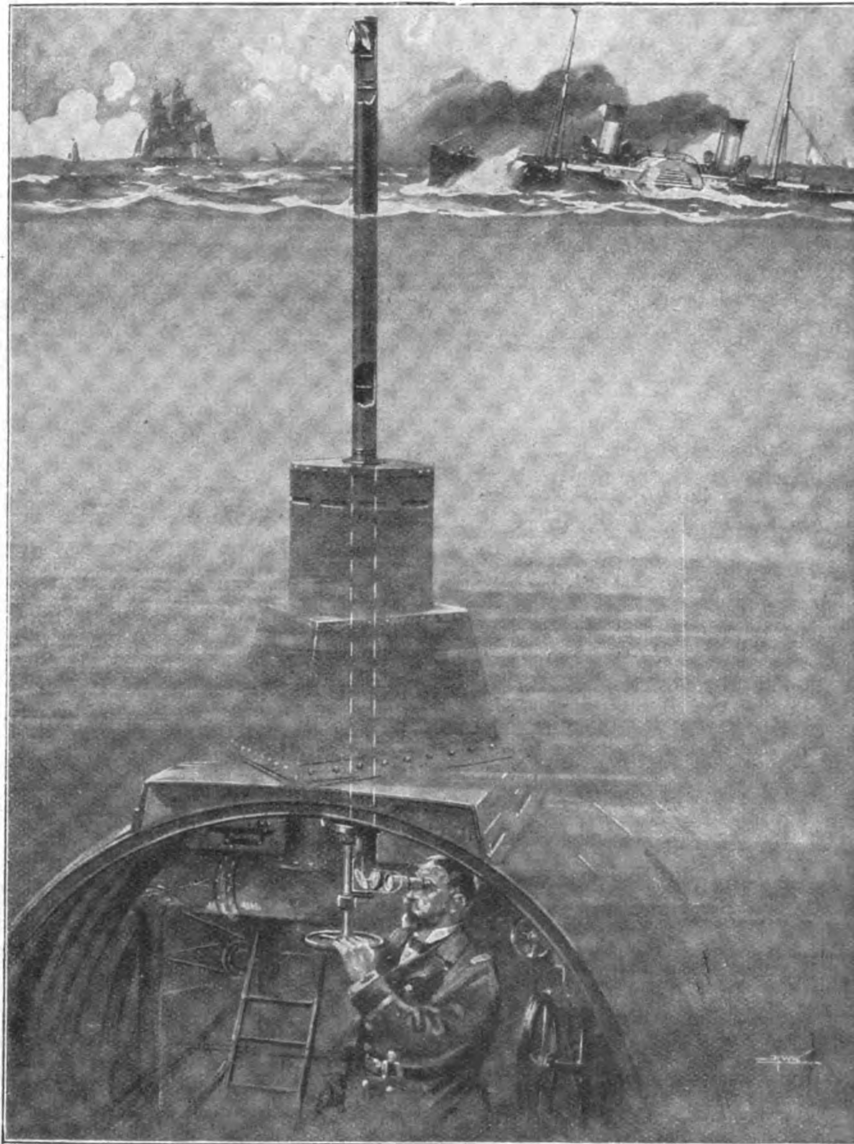


bei Czernowitz.
Von Fr. Kienmayer.

der leichter gebaut ist und die Behälter für die Wasseraufnahme beim Tauchen sowie die Petroleumvorräte und anderes enthält; er gibt dem Boot eine Form ähnlich einem Torpedoboot.

Die erste Art ist früher allgemein gebaut worden, und die englische und französische Marine besitzen große Mengen dieser Boote. Sie sind jedoch von geringem Wert gegenüber dem zweiten Typ, den Deutschland von Anfang an gebaut hat und zu dem auch England und Frankreich später übergingen (ersteres mit Modell E 1912, letzteres mit „Pluviose“ 1907).

Jedenfalls sind unsere Unterseeboote den englischen überlegen, da unsere Ingenieure von Anfang an das richtige Ziel verfolgten und 1906 das erste Boot dieser Art vom Stapel lief, das noch heute ganz hervorragend arbeitet.



Das Periskop dient in einem Unterseeboot zur Beobachtung der Vorgänge auf der Wasseroberfläche.

Seit U 1 sind die Unterseeboote ständig vergrößert und verbessert worden. England ging zu diesem Typ erst über, als wir bereits sechzehn Boote besaßen und es die Unmöglichkeit einsah, mit seinem „Ein-Hüllen“-System wirklich seetüchtige Unterseeboote zu schaffen.

Ein Heil unseren Helden, die mit solchen Waffen in harter Arbeit todesmutig ihr Leben einsetzen und den Feind besiegen! U 9 hat einen mehr als hundertfach überlegenen Gegner bezwungen und damit den Beweis geliefert, daß es auch im Seekriege auf Zahl und Größe nicht in erster Linie ankommt.

Wie die Russen an der deutschen Grenze gehaust haben.

(Hierzu die Bilder Seite 152 und 153.)

Für den Fall eines gleichzeitig im Westen und im Osten zu führenden Kampfes hatte der Kriegsplan des deutschen Generalstabs gegen den gefährlicheren Gegner Frankreich die Taktik des nachdrücklichen Angriffs, gegen Rußland zunächst die energische Abwehr vorgesehen. Außer anderen schwerwiegenden Gründen sprach für die Zweckmäßigkeit dieses Planes vor allem der Umstand, daß es strategisch unmöglich schien, die langgedehnte und fast gänzlich offene Grenze gegen einen starken russischen Ansturm zu halten. Daß es unseren Truppen bis gegen die Mitte des Monats August gelang, alle Angriffe zurückzuschlagen und die eingedrungenen Russen immer wieder über die Grenze zu jagen, ist nur ihrer heldenmütigen Tapferkeit zu danken. Der vorausgesehene Vormarsch der feindlichen Armee auf der ganzen Linie begann erst um diese Zeit, und unaufgehalten, wie es der strategischen Notwendigkeit entsprach, drangen ihre Nordtruppen südlich der Memel bis zur Angerapp vor, während eine zweite Armee im Süden den Versuch machte, die masurische Seenplatte zu besetzen. In der ruhmvollen mehrtägigen Schlacht von Ortelsburg-Tannenberg erlitten die hier vorgedrungenen fünf russischen Korps und drei Kavalleriedivisionen eine so vollständige Vernichtung, wie die Kriegsgeschichte sie kaum je vorher zu verzeichnen hatte, und die zweite russische Armee hatte aufgehört zu existieren. Jetzt erst konnte sich der ruhmgekrönte Sieger, General v. Hindenburg, gegen die noch im Norden der Provinz auf deutschem Boden stehende erste russische Armee wenden, um, wie er es in seinem prächtigen Armeebefehl aussprach, zu kämpfen, bis der letzte Russe die teure, schwergeprüfte Heimatprovinz verlassen habe.

Wie schwer diese Heimsuchung Ostpreußens gewesen ist, konnte im ganzen Umfange erst nach dem Abzug des barbarischen Feindes ermessen werden. Namentlich die Kosaken haben sich auch diesmal ihres alten Rufes würdig gezeigt und in der unmenschlichsten Weise gehaust. Die Verwüstungen von Dörfern und Ortschaften sprechen allen völkerrechtlichen Vorschriften und allen Geboten einer ehrlichen Kriegführung Hohn und müssen es der deutschen Heeresleitung schwer machen, einen solchen Feind noch wie einen soldatischen Gegner und nicht wie einen gemeinen Mörder und Mordbrenner zu behandeln. Daß es sich dabei nicht etwa nur um die willkürlichen Ausschreitungen einer auf niedriger Kulturstufe stehenden ungezügelten Soldateska gehandelt hat, sondern um ein von den höchsten Stellen angeordnetes planmäßiges Vorgehen, ist durch aufgefundene Briefschaften klar erwiesen.

Was durch die hunnische Art der russischen „Kriegführung“ an Werten vernichtet worden ist, läßt sich heute noch nicht übersehen. Denn außer der vandalischen Zerstörung von Ortschaften, Gutshäusern, Eisenbahnmaterial fallen sehr schwer auch die Verwüstungen ins Gewicht, die unter dem Viehstand und den Getreidevorräten der vorwiegend Landwirtschaft treibenden blühenden Provinz angerichtet worden sind. Jedenfalls ist es eine heilige Pflicht des gesamten deutschen Volkes, den unglücklichen Bewohnern Ostpreußens, die während dieser Schreckenszeit um Haus und Hof, um die Früchte jahrzehntelangen redlichen Mühens und vielfach auch auf lange Zeit hinaus um alle Zukunftshoffnungen gekommen sind, den erlittenen Schaden wenigstens teilweise zu ersetzen und ihnen neue Existenzmöglichkeiten zu verschaffen. Immer wieder soll man sich der zu Herzen gehenden Worte erinnern, mit denen die vom 24. August datierte amtliche Meldung von dem Einmarsch der Russen schloß:

„Die beklagenswerten Teile der Provinz, die dem feindlichen Einbruch ausgesetzt sind, bringen diese Opfer im Interesse des ganzen Vaterlandes. Daran soll sich dasselbe nach erfolgter Entscheidung dankbar erinnern.“

Aus der Vier-Tage-Schlacht bei Vaubecourt.

Brief eines verwundeten Mitkämpfers.

Landstuhl, den 19. September 1914.

Meine Lieben!

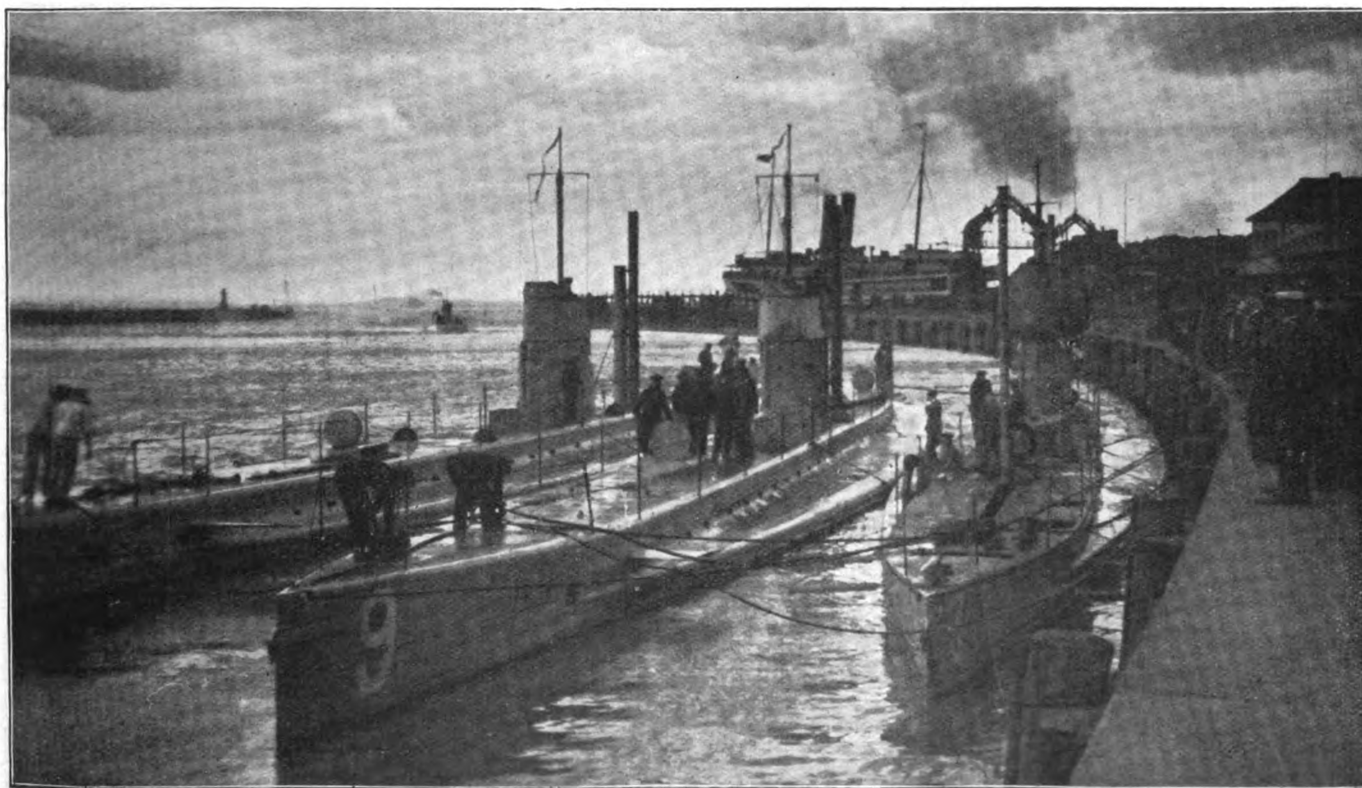
Ich will versuchen, Euch in nachstehendem eine ungefähre, möglichst getreue Schilderung der von mir noch miterlebten Vier-Tage-Schlacht in der Gegend von Vaubecourt zu geben. Nachdem wir Freitag abend nach anstrengendem Marsch in glühender Sonnenhitze eine Stelle etwa 5 Kilometer von Clermont entfernt erreicht hatten und uns schon nach der so nötigen Ruhe auf dem nackten Boden sehnten, kam der Befehl, daß in der Nacht das schön gelegene Clermont mit dem Bajonett gestürmt werden solle. Das Seitengewehr wurde aufgesteckt, und um ein Uhr früh setzten wir uns in tiefem Schweigen in Bewegung. Bald tauchen in der Dunkelheit die ersten Häuser der kleinen Stadt auf. Jeder hält krampfhaft sein Gewehr umspannt, aber sie ist verlassen. Jenseits wird also haltgemacht, und wachend erwartet unsere Kompanie den Morgen, da die Meldung kommt, daß zwei Divisionen feindliche Kavallerie sowie starke Infanterie uns angreifen werden. Sofort werden Schützen- und Deckungsgräben ausgehoben. Doch sie sind zunächst überflüssig, denn der Feind zieht wieder ab. Am Sonntag aber ging's dann los! Schon glauben wir, es gebe wieder einen neuen Marschtag ohne Kampf, als plötzlich, etwa um neun Uhr, die erste französische Granate mit dem bekannten schnellzugartigen Sausen und furchtbaren Krach uns den ersten Morgengruß bringt. Und nun folgt Krach auf Krach, vor uns, hinter uns, neben uns. Wir fühlen sofort, hier können wir nicht bleiben, also vorwärts im fürchterlichen feindlichen Artilleriefeuer. Durch die von den geplatzten Granaten gerissenen Löcher springen wir vorwärts, in lichten Schützenlinien. Einen kahlen Hang hinunter geht's, durch ein Dorf, in dem die feindlichen Granaten dutzendweise auf den Straßen krepieren, durch einen Bach, eine Anhöhe hinauf, und hier, in einem kleinen Obstgarten, nehmen wir Stellung. Wir sind etwa ein Zug, mit einem Vizefeldwebel und einigen Unteroffizieren, jedoch ohne Offizier Etwa 800 Meter vor uns liegt ein Wald, und am Rande des Waldes unterscheiden wir nun die feindlichen Schützengräben. Jetzt können wir uns wenigstens wehren. Ich lege eben an zum ersten Schuß, als mein Nebenmann einen dumpfen Laut von sich gibt. Ich setze ab, sehe hin und blicke in das verzerrte Antlitz eines Toten. Der Arme! Doch nun schieße ich auch. Bereits verlassen die Franzosen ihre Stellungen, doch wie sie aufstehen, werden sie von unseren Kugeln hingemäht. Schon hört man den Ruf: „Der Gegner geht zurück!" — da will sich mein Vizefeldwebel mit dem Glas überzeugen, richtet sich ein wenig auf, nimmt das Glas an die Augen und fährt im nächsten Augenblick mit einem Aufschrei zurück. Ich rufe: „Wo fehlt's?" Da lacht er und zeigt mir sein vollständig zertrümmertes Glas. Er selbst hatte keinerlei Verletzung. Es geschehen Wunder! Und nun geht's wieder vorwärts, an Verwundeten, Sterbenden, Toten vorbei im furchtbaren feindlichen Feuer, immer vorwärts. Der Wald ist erreicht, hindurch mit Seitengewehr und Hurra! Einem Kameraden verbinde ich rasch das abgeschossene Bein, aber dann muß ich den anderen nach. Wir steigen über viele tote Franzosen hinweg. Hinaus geht's wieder auf die Ebene, und neues rasendes Feuer empfängt uns. Doch nur ein Vorwärts gibt's für uns. Abends sieben Uhr verstummt das Schießen allmählich. Noch einmal schlägt eine feindliche Granate 10 Meter neben mir ein, noch einmal schreien Verwundete auf, dann wird's still und stiller. Todmüde sind wir, aber auch stolz, denn wir haben den Feind wieder zurückgeworfen, wir haben gesiegt und ihm große Verluste beigebracht.

Jetzt ist's Nacht, doch statt der ersehnten Ruhe wird vormarschiert. Zuerst die Landstraße, dann durch ein verlassenes, brennendes Dorf, immer weiter bis zu einer



Phot. Urbahns, Kiel.

Der Held von „U 9", Kapitänleutnant Weddigen, erhielt das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse.



Phot. v. der Hellen, Stuttgart.

Das kühne deutsche Unterseeboot U 9, in der Mitte zwischen zwei anderen Unterseebooten, das am 22. September drei englische Panzerkreuzer vernichtete.

Anhöhe, wo gehalten wird. Schon ist die treue Feldküche da. Das Essen wird gierig verschlungen, dann werden die Gewehre zusammengesetzt, und bei den Gewehren, trotz Kälte und Wind, finden wir bald einen kurzen todähnlichen Schlummer. Montag früh fünf Uhr wird geweckt, und um sechs Uhr beginnt schon wieder die feindliche Artillerie Hunderte von Granaten und Schrapnells in unsere Reihen zu werfen. Unsere Kompanie, mit dem Hauptmann als einzigem Offizier etwa 80 Mann stark, liegt in Kompaniekolonne als Artilleriedeckung hinter einer Batterie auf freiem Feld. Doch da kommen sie schon, die Granaten und Schrapnells, immer näher. 10 Meter von unserem Zug schlagen sie ein, uns mit Erde und Eisen überschüttend. Unser Hauptmann sieht ein, daß wir hier nicht bleiben dürfen, da wir sonst verloren sind. Im letzten Augenblick ziehen wir uns daher nach rechts hinter die Anhöhe. Wir hatten unseren seitherigen Platz noch keine zwei Minuten verlassen, als auch schon fünf feindliche Granaten nacheinander genau dahin fielen, wo unsere zusammengeschmolzene Kompanie gelegen hatte. Doch gleichgültig sahen wir zurück, das war nicht das erste Mal, daß wir so dem Tode entronnen sind. Noch einige Stunden lagen wir so im feindlichen Granatfeuer, dann ging's von neuem vor, durch ein Dorf, an einen Bach, wo wir uns wieder sammelten. Da sahen wir auch wieder unseren Major, und zugleich erhielt das Bataillon den Befehl, die vorliegenden beiden Höhen zu nehmen, die vom Feinde besetzt waren. Also wieder auf, dem Hauptmann nach! Noch waren wir nicht ganz oben, da gesellt sich zu dem rasenden Artilleriefeuer ein wahrer Hagel von Infanteriegeschossen. Rechts und links von mir fielen die Kameraden. Auch der Hauptmann wirft beide Arme in die Luft: ein Schuß in den Arm und einer in die Brust hatten ihn hingestreckt. Also unserem Major nach! Ich sah ihn immer vor mir, das Gewehr in der Hand, als allerersten des Regiments. Schließlich wird das feindliche Feuer so furchtbar, daß auch die Tapfersten stutzen und Miene machen zu weichen. Doch mit übergeschnappter Stimme ruft vorne unser Major, ein Held. Ich bin der erste neben ihm und rufe: „Vorwärts!“ Gehorsam kommen sie, Mann für Mann, legen sich schweigend hin und schießen. Mein Major fragt mich nach Namen und Kompanie, ich soll eine Auszeichnung erhalten. Und nun schieße ich neben meinem Major auf die in hellen Haufen zurückflutenden Franzosen; als Auflage für mein Gewehr dient ein toter Franzos. Drei Stunden lang schieß' ich so, dann wird es Nacht, und wir werden von dem mit so viel Tapferkeit und Blut genommenen Hügel zurückgezogen, gesammelt und neu eingeteilt.

Nun wollten wir nur noch schlafen. Da hatten wir uns aber verrechnet, denn sofort wurde mit Schanzen begonnen. Tiefe Deckungsgräben gegen feindliches Artilleriefeuer sollten wir ausheben; es gehe um unser Leben. Da nahmen wir todmüde die kurzen Spaten zur Hand und gruben in steinhartem, steinigem Boden, in der Stunde 10 Zentimeter tief. Am Morgen erhielten wir, es herrschte noch tiefes Dunkel, einen Kaffee, und dann hinein in die Gräben, die manchem Braven zum Grab werden sollten. Wir hatten sie nach Kräften groß gemacht; dennoch war der Raum für den einzelnen mehr als beschränkt. Zusammengerollt zu einer Kugel lagen wir da. Mit dem ersten hellen Schein im Osten ging's los; furchtbar, alles bisher Erlebte überbietend, so flogen die feindlichen Granaten um unsere Gräben. Sie mußten wissen, wo wir lagen, so gezielt waren die Hunderte von Schüssen. Dort legten sie einen Toten hinaus, hier schrie ein Verwundeter laut auf. Und so lagen wir, bis es wieder Nacht wurde; keiner durfte sich regen, obwohl wir den ganzen Tag mit Erde und Granatfetzen überschüttet wurden. Bei Nacht erst durften wir heraus; die steifen Glieder wurden gestreckt, und die Feldküche tauchte auf. Sofort nach dem Essen mußten wir weiterschanzen bis zum Morgen. Es kam der Mittwoch. Wir turnten in die jetzt etwas tieferen Gräben hinein, denn schon beim Morgengrauen ging's wieder los, Schuß auf Schuß. So liegen, ohne sich zu wehren! Es gibt keinen Ausdruck, um diese Gefühle zu beschreiben! Mittwoch nacht dasselbe. Feldküche, Essen und Weiterschanzen. Ihr fragt Euch wohl, wann wir schliefen. Nun, bei Tag, im gräßlichsten feindlichen Artilleriefeuer, so abgestumpft waren wir und so todmüde. Da, Mittwoch nacht zwölf Uhr, kam der Befehl, nicht weiterzuschanzen, es wird ein Sturmangriff mit Bajonett gemacht. Eine Stunde Ruhe gönnt man uns, dann wird entladen, Bajonett hinauf und marsch! dem Feind entgegen. In geschlossenen Kolonnen geht's vor, elfte Kompanie ganz vorne. Etwa eine Stunde sind wir marschiert, da fährt der erste Bleihagel in unsere Glieder. Rechts und links fallen die Braven, doch vor, nur vor! Fürchterlich dröhnt unser Hurra durch die Nacht, der Feind weicht. Da setzt ein furchtbarer Wolkenbruch ein, in zehn Minuten sind wir bis auf die Haut durchnäßt; die armen Verwundeten! Nur noch einen Hauptmann und einige Leutnants haben wir. Von überall her erhalten wir jetzt Feuer, und selbst dürfen wir doch nicht schießen, um keine Kameraden zu treffen. Da heißt es wieder eingraben. In zweieinhalb Stunden hab' ich im Wolkenbruch meinen Hauptmann und mich vollständig eingegraben. Ich erhalte ein Lob. Endlich wird's Tag. Es ist Zeit, denn mein Hauptmann und ich stehen schon bis zum Knöchel im Wasser. Eine Brigade Franzosen liegt vor uns tief eingegraben an einem Bahndamm. Jetzt können wir auch schießen. Kaum haben wir begonnen, da laufen sie auch schon. Nun geschah wohl das Gräßlichste, was meine Augen je sahen. Eine Brigade Franzosen lief Mann an Mann in dichtem Schwarm zurück. Sie mußten eine 800 Meter lange, deckungslose Anhöhe hinauf, aber nur wenige erreichten die Höhe, so wurden sie zusammengeschossen. Wir folgten natürlich, so gut unsere Kräfte reichten. Im Weitertaumeln sehe ich hinter einem Garbenbündel im letzten Augenblick einen gesunden Franzosen. Er legt auf mich an, ich werfe mich zurück; doch in der Hand saß schon der Schuß. Meine Kameraden haben ihn dann stumm gemacht. 12 Kilometer schleppte ich mich zurück, wurde verbunden, dann 6 Kilometer auf einem Wagen, 6 Kilometer zu Fuß, 60 Kilometer auf dem Lastauto, 35 Kilometer auf dem Trittbrett eines „Tietz“-Lieferungsautos in strömendem Regen, einen Tag und eine Nacht im Viehwagen, dann Genesungsheim Landstuhl. — Ja, furchtbar ist der Krieg, doch der Sieg ist unser!

Euer Gustel.

An der Grenze der Bukowina.

(Hierzu das Bild Seite 156/157.)

Auch an der Grenze der Bukowina, unweit Czernowitz, dort, wo Österreich-Ungarn, Rußland und Rumänien eine Dreilandecke bilden, ist es zu heftigen Kämpfen gekommen. Die Bukowina, die für uns noch ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß in Czernowitz eine deutsche Universität besteht und neben ruthenischen, madjarischen und polnischen Elementen viele Deutsche wohnen, wird im Südwesten vom Hauptzug der Karpathen durchstrichen, die von da in mehreren Parallelzügen und zahlreichen Ausläufern nach der russischen Grenze abfallen.

Hier stehen österreichisch-ungarische Linientruppen und Landsturm; auch sie haben sich mit starken russischen Kräften, die in die Bukowina einzudringen versuchten, tapfer geschlagen.

Es war hier, in dieser Dreilandecke, wiederholt schon zu kleinen Kämpfen gekommen. Ein verwundeter österreichischer Offizier berichtet über ein derartiges Gelegenheitsgefecht: Etwa 10 Kilometer von Russisch-Nowosielica unternahm ein Husarenoffizier mit 52 Mann einen Aufklärungsritt. Der Weg führte durch dichten Wald, der wenig Aussicht gewährte. Auf einmal gewahrten sie beim Austritt ins Freie, daß sie den Feind vor sich hatten. Sie befanden sich unmittelbar vor drei Maschinengewehren. Dahinter standen zwei Batterien, die rechts und links von je einer Sotnie Kosaken gedeckt waren. Die Handvoll Husaren zögerte nicht lange, sondern warf sich mit Ungestüm auf die Russen. Diese konnten, also überrumpelt, weder von den Maschinengewehren noch von den Geschützen Gebrauch machen, und die Kosaken ergriffen die Flucht. — Der tapfere Husarenoffizier versicherte nachher, er habe beim Anblick der feindlichen Stellung sofort das Bewußtsein gehabt, daß sie alle verloren seien, sobald sie wendeten, daß aber ein tollkühner Angriff vielleicht glücken könne. Und er glückte!

Am 23. August kam es bei Czernowitz zu einem größeren Gefechte. Aus Podolien drang eine russische Division vor, die von den österreichisch-ungarischen Truppen

zurückgeworfen und vollständig zersprengt wurde. „Die Division, der unser Regiment angehörte," so erzählte ein österreichischer Hauptmann, der diesen Kampf mitgemacht hat, „erhielt am vorigen Mittwoch den Befehl, den Einfall der russischen Truppen abzuwehren. Wir stießen am selben Tage schon nachmittags bei Uszratin auf den Feind. Es war eine Division, die sich kampflos zurückzog. Wir verfolgten sie über die Grenze, weil wir das Dorf Uszratin niederbrennen sollten, da dort Verrat geübt wurde. Am anderen Tage zogen wir uns über die Grenze zurück. Sonntag früh erhielten wir die Nachricht, daß die Russen von Bojan her auf Czernowitz losmarschierten. Mittags bekamen wir den Befehl, den Feind zurückzuwerfen. Drei Infanterieregimenter mit Artillerie und Landsturm griffen die Russen an. Mein Regiment führte einen Seitenangriff aus, der die Russen dermaßen überraschte, daß sich 900 Mann mit 2 Geschützen ergaben. Meine Kompanie erbeutete 6 Maschinengewehre. Damit war auch der Kampf zu unseren Gunsten entschieden. Die Russen hatten riesige Verluste, da unsere Artillerie großartig arbeitete." Die Folge dieses Kampfes war, daß Russisch-Nowosielica von den siegreichen Truppen besetzt wurde. Darüber erzählte ein anderer Augenzeuge des Kampfes: „Das Städtchen hat ungefähr 1000 Einwohner, ist aber seiner Lage wegen von großer strategischer Bedeutung. Die Einwohner sind jetzt sehr zufrieden, nicht mehr Rußland anzugehören; sie sind unseren Soldaten bei der Beschaffung von Lebensmitteln sogar behilflich. Die Einwohner von Österreichisch-Nowosielica, nur durch einen Fluß von dem russischen Grenzort getrennt, zumeist rumänische Bauern, ergriffen zuerst die Flucht, kehrten jedoch bald wieder zurück. Die russischen Bauern besuchen nun unseren Markt, unterhalten sich mit den Unseren und äußern ihre Freude darüber, daß nun ihre Leiden unter der russischen Knute ein Ende haben. Die meisten sind glücklich über die Aussicht, ihre Kinder könnten in Zukunft in ihrer Muttersprache unterrichtet werden. Sie sind alle Ukrainer und haben beim Graben von Schanzen für unsere Soldaten vortreffliche Dienste geleistet. Nicht minder bezeichnend ist, daß 250 Kosaken in voller Ausrüstung als Überläufer über die Grenze gingen."

Das bedrohte Tsingtau.

(Hierzu die Bilder Seite 162 und 163.)

Auf dem Umweg über Rotterdam erhielten wir am 6. Oktober die hocherfreuliche Nachricht, daß die vereinigten Japaner und Engländer bei ihrem ersten Ansturm auf Tsingtau mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen wurden. Berechtigter Stolz erfüllt uns bei dem Gedanken an die dortige Besatzung, die so tapfer aushält und dem deutschen Namen im fernen Osten solche Ehre macht.

Unser ostasiatisches Schutzgebiet gelangte im Jahre 1898 durch einen Pachtvertrag auf 99 Jahre aus chinesischem in deutschen Besitz. Die Gründe für die Erwerbung sind klar und einleuchtend genug. Seit am 2. September 1861 der Handel zwischen China und Preußen beziehungsweise den Ländern des Zollvereins durch einen Vertrag in gleicher Weise erschlossen wurde wie mit England und einigen anderen Staaten, nahm er einen mächtigen Aufschwung; vor Beginn des jetzigen Weltkrieges stand er in Ostasien an zweiter Stelle überhaupt. Wenn man nun bedenkt, wie England seit jeher seine überseeischen Handelswege durch „Stützpunkte" — es sei nur die Reihe Gibraltar, Malta, Aden und Hongkong hier genannt — zu sichern wußte, wird man es verstehen, daß auch der blühende deutsche Handel dort draußen einen kräftigen Rückhalt brauchte, denn sonst blieb er immer auf die Gastfreundschaft anderer, meist englischer Niederlassungen angewiesen. Nach dem Krieg zwischen China und Japan erhielten Rußland, Frankreich und England von ersterem neuerdings sehr wertvolle Vorrechte, Deutschland bloß eigene Niederlassungen in den Vertragshäfen Tientsin und Hankou. Das konnte nicht genügen, vor allem nicht für die Flotte, die unseren Handel dort zu schützen hatte und darum einen eigenen, unter deutscher Verwaltung stehenden Hafen als Stützpunkt unbedingt nötig hatte. Als daher in Schantung zwei deutsche Missionare ermordet wurden, ergriff man diesen äußeren Anlaß, die nach gründlichen Untersuchungen für geeignet befundene Bucht von Kiautschou samt dem Hinterland in deutschen Besitz zu bringen. Am 14. November



Beim Aufwerfen von Schützengräben.

Phot. Boedecker, Berlin.



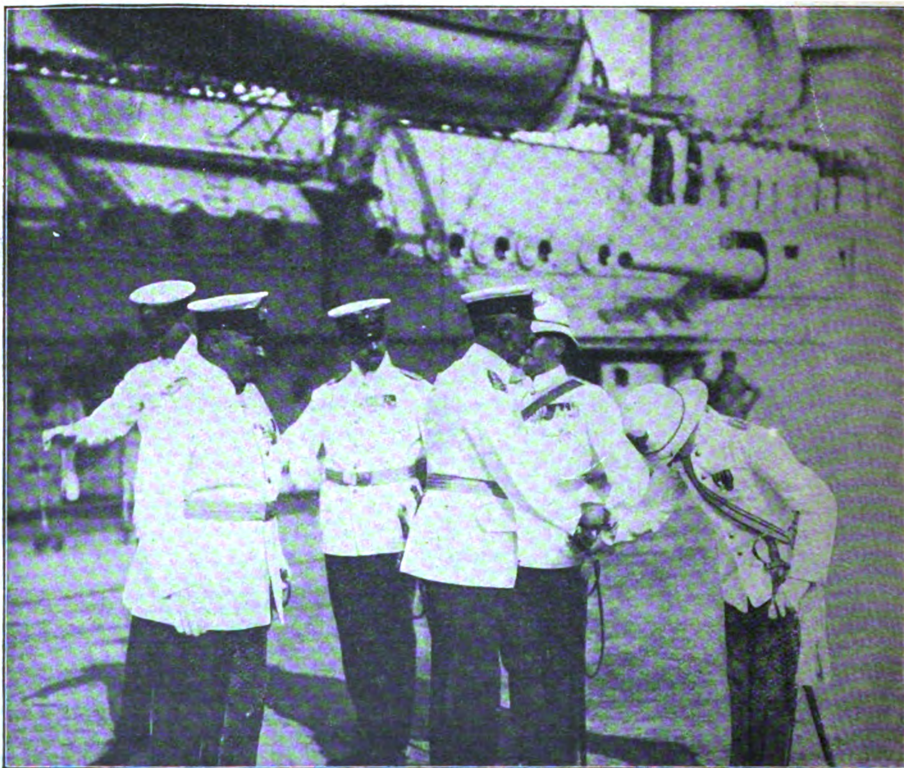
1897 besetzte das Kreuzergeschwader unter Admiral v. Diederichs als Sühne für den Mord den Ort Tsingtau und nahm von den beiden die Bucht begrenzenden Halbinseln und von der Bucht nebst den darin und davor lagernden Inseln Besitz. Durch den Vertrag vom 6. März 1898 zwischen dem Deutschen Reich und China wurde das besetzte Gebiet im Wege gütlicher Vereinbarung an Deutschland abgetreten und am 27. April als deutsches Schutzgebiet erklärt. Gleichzeitig wurde ein Gebiet von 50 Kilometern rings um die Bucht als neutrale Einflußzone anerkannt, in der die chinesische Regierung keine Maßregeln ohne Zustimmung der deutschen Behörden treffen darf. Dazu gesellten sich noch wertvolle Eisenbahn-, Bergwerks- und Handelsvorrechte. Seither hat sich das Schutzgebiet außerordentlich entwickelt und ist dank der vorsorglichen deutschen Verwaltung kräftig emporgeblüht.

Es umfaßt die beiden die Bucht bildenden Halbinseln, von denen die nördliche mit der Stadt Tsingtau 462 Quadratkilometer, die südliche, Haihsi genannt, 47 Quadratkilometer Flächeninhalt hat, die Hochwassergrenze um die Bucht, die Inseln Yintau, Huangtau in der Bucht und die ihr vorgelagerten Inseln Tschutschatau, Taikungtau, Hsiaukungtau, Futau, Tschalientau, Schuilingschan und einige kleine Felseneilande.

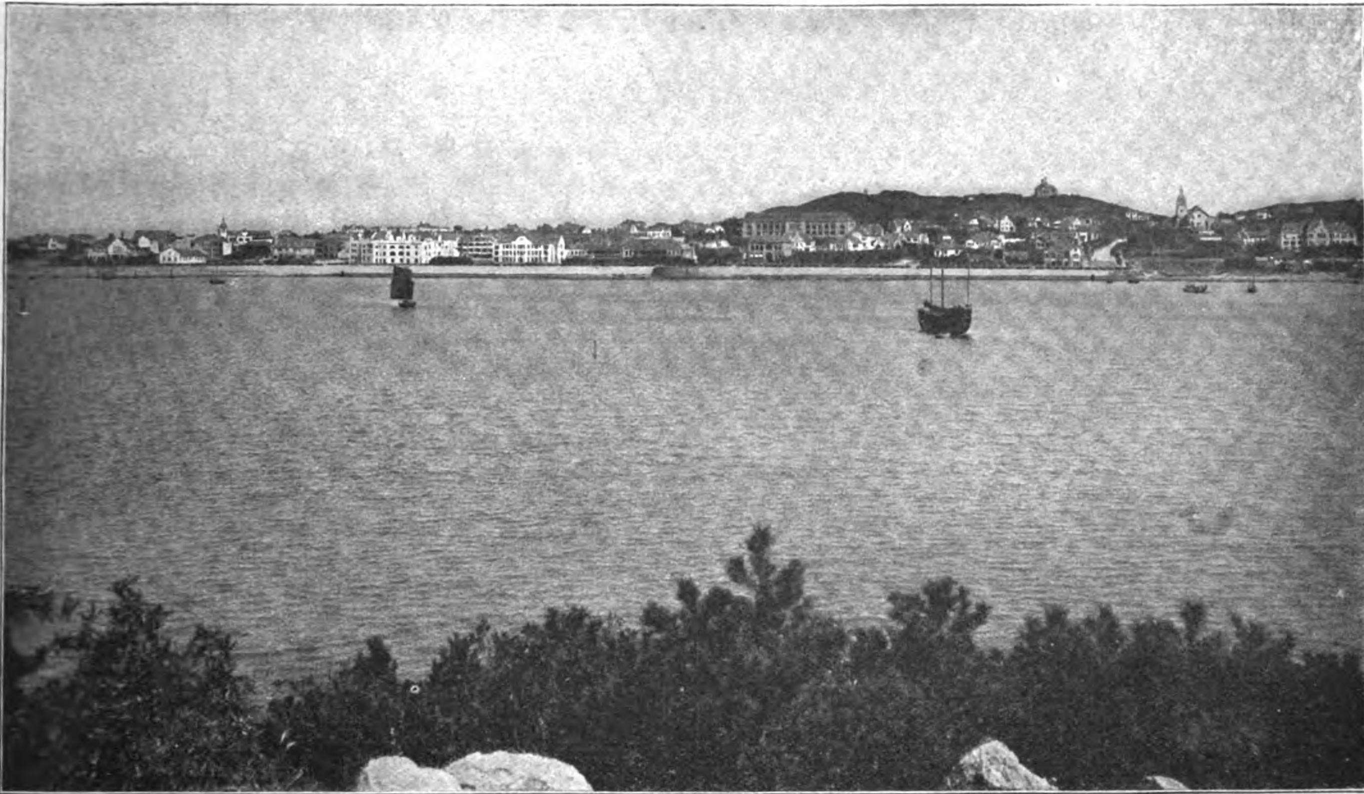
Die nördliche Halbinsel ist ziemlich gebirgig, besonders gegen Osten hin, wo die Gipfel des zerklüfteten Lauschan bis über 1000 Meter emporragen. Trotzdem gibt es hier ausgedehnte Brennholzschonungen, saftige Matten, und in den Tälern bietet sich reiche Gelegenheit zum Betrieb der Landwirtschaft. Auch das Klima ist infolge des Gebirgscharakters besser und gesünder als in Schanghai, Tientsin oder Peking; es kann als das angenehmste an der ganzen chinesischen Küste bezeichnet werden. So ist Tsingtau im Laufe der Zeit eine gut besuchte Sommerfrische geworden. Die südliche Halbinsel ist weniger fruchtbar.

Der nördlich und östlich der Bucht gelegene Teil des Schutzgebietes ist der wichtigste. Hier ist der Hafen angelegt, die neue Stadt erbaut, und hier endigt die Eisenbahn, die den Hafen mit dem Innern der Provinz verbindet. Dicht hinter dem Kleinen Hafen erhebt sich auf der Stelle des früheren Chinesendorfes Tapautau der gleichnamige Stadtteil, der, ursprünglich für die chinesische Handelsbevölkerung vorgesehen, seiner günstigen Lage halber auch von europäischen Firmen als Wohnplatz bevorzugt wird. Hier pulsiert das geschäftliche Leben am regsten. Die neue Stadt Tsingtau, von der Tapautau nur einen Teil bildet, ist derart angelegt, daß das Zentrum, die Europäerstadt, sich unmittelbar an der Tsingtaubucht befindet, gegen die Nordstürme im Winter durch Bergabhänge geschützt und mit dem ungehinderten Zutritt der frischen Seebrise im Sommer. Jenseits der Höhen, welche die Tsingtaubucht von der Augusta-Viktoria-Bucht trennen, ragen die schmucken Häuser des Villenviertels und ein Strandhotel hervor.

Die Bevölkerung des eigentlichen Pachtgebiets beträgt rund 200 000 Köpfe, darunter 1700 Europäer und die einige tausend Mann zählende Besatzung. Die Herstellung industrieller Erzeugnisse, einst recht bescheiden, hat sich in den letzten Jahren merklich gehoben. Auch der Verbesserung des Viehstandes wurde in neuerer Zeit hohe Beachtung geschenkt; das Tsangkouschwein zum Beispiel — der Postort Tsangkou liegt an der Bahn etwa 15 Kilometer nördlich von Tsingtau — gilt in ganz China als besonders wohlschmeckend. Durch gartenartige Behandlung des Bodens und zweckmäßige Auswahl der Saat gelingt es den Chinesen, meist zweimal im Jahre zu ernten. Der Hauptwert des Gebietes aber lag bei der Besitzergreifung in der Möglichkeit, einen sicheren Hafen anzulegen und von hier aus das



Prinz Heinrich von Preußen mit dem Gouverneur von Tsingtau, Kapitän z. S. Meyer-Waldeck



Tsingtau.

an Kohlen und Erzen so reiche Hinterland zu erschließen. Diese Hoffnungen hat es vollständig erfüllt.

An der Spitze der Verwaltung des Schutzgebietes steht der Gouverneur, der gleichzeitig oberster Befehlshaber der Besatzung ist und dem Reichsmarineamt untersteht; zurzeit ist es der wackere Kapitän zur See Meyer-Waldeck, der auf die Nachricht vom japanischen Ultimatum die stolze deutsche Antwort telegraphierte: „Stehe ein für Pflichterfüllung bis zum Äußersten!" Zur Zivilverwaltung gehört das Gouvernement im engeren Sinne, die Justiz-, die Bau- und die Hafenverwaltung. Der Militärverwaltung unterstehen die Besatzungstruppen und alle für die Verteidigung vorgesehenen Einrichtungen. Die Besatzung besteht aus einer Matrosenartillerieabteilung (4 Kompanien), dem 5 Kompanien starken III. Seebataillon mit Feldbatterie und Pionierkompanie, dem ostasiatischen Marinedetachement, einem Artillerie- und einem Minendepot. Der Schutz zur See ist dem Kreuzergeschwader anvertraut, bestehend aus den beiden großen Kreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau", den kleinen Kreuzern „Nürnberg", „Leipzig", „Emden", den Kanonenbooten „Iltis", „Jaguar", „Tiger", „Luchs", den Flußkanonenbooten „Tsingtau", „Vaterland", „Otter" und einem Torpedoboot. Ihnen hat sich auf Befehl des Kaisers Franz Joseph der österreich-ungarische geschützte Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" angeschlossen.

Das erste feindliche Zusammentreffen fand am 13. September hinter Tsimo statt, etwa 15 Kilometer von unserem Pachtgebiet entfernt, das von japanischer Kavallerie besetzt wurde. Nun hat der Feind sich kräftige deutsche Hiebe geholt und muß jener Rotterdamer Meldung zufolge erst Verstärkungen abwarten, ehe er einen neuen Vorstoß wagen darf.



Eine Abteilung der Matrosenartillerie in Tsingtau.



Gesamtansicht von Nancy.

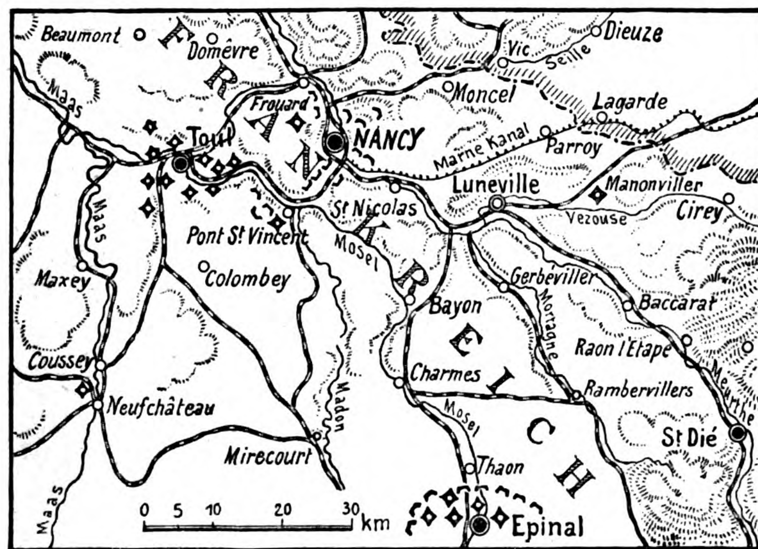
Die Kämpfe um Nancy.

(Hierzu Bild und Kartenskizze auf dieser Seite.)

Nachdem die in Lothringen eingefallenen Franzosen zuerst in dem Treffen bei Lagarde und dann in der gewaltigen Feldschlacht zwischen Metz und den Vogesen unter schweren Verlusten über die Grenze zurückgeworfen worden waren, bog die Armee des deutschen Kronprinzen in nordwestlicher Richtung von Metz ab und eroberte nach tapferer Gegenwehr die Festung Longwy, während die Truppen des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, des Siegers von Metz, über Blâmont—Cirey in der Richtung auf Lunéville vordrangen, das am 23. August vom XXI. Armeekorps besetzt wurde. Lunéville selbst ist unbefestigt, es wird aber durch das gegen die deutsche Grenze vorgeschobene Sperrfort Manonviller gedeckt, das wiederum durch vorgeschobene Batterien und Feldbefestigungen in Verbindung mit den Festungsanlagen von Nancy selbst steht. Manonviller galt als das stärkste der französischen Sperrforts an der deutschen Grenze; es war erst in jüngster Zeit erweitert worden und galt als uneinnehmbar. Aber seit dem Tage von Lüttich ist dies Wort für unsere Artillerie hinfällig geworden, denn unsere neuen 42-cm-Geschosse dringen auch durch die dicksten Mauern.

Durch die Einnahme von Manonviller ist die schwere Belagerungsartillerie frei geworden, um nun gegen die Forts von Nancy Verwendung zu finden. Seit Wochen schon tobt dort ein hitziger Kampf. Die starke französische Besatzung, die durch die Reste der geschlagenen lothringischen Armee verstärkt wurde, versuchte verschiedentlich die eiserne Kette der Belagerer zu durchbrechen, aber sie mußte jedesmal mit blutigen Köpfen umkehren.

Die Stadt Nancy selbst ist nicht befestigt, hat aber in ihrer Umgebung auf den Höhen längs des Marnekanals und der Meurthe eine Reihe starker Befestigungen, die mit den Werken von Toul, das westlich von Nancy liegt, in Verbindung stehen, so daß man diese Gegend ein zu hartnäckiger Verteidigung vorbereitetes Schlachtfeld nennen kann. Vor Nancy erstreckt sich eine Hochebene, die von dem Wald von La Haye bedeckt ist, sich nach Toul und von Frouard nach Pont-à-Mousson zieht und einen natürlichen Verteidigungsabschnitt bildet. Es ist viel die Rede davon gewesen, dieses ganze Plateau und die Stadt Nancy zu befestigen. Dann wäre ein großes verschanztes Lager entstanden, das dem von Paris an Größe und Ausdehnung gleichgekommen wäre, und zu seiner Verteidigung hätte es mindestens einer Armee von 150 000 Mann bedurft. Allein die französische Heeresverwaltung wollte diese Kräfte der Feldarmee nicht entziehen und beschränkte sich deshalb auf die Befestigung von Toul. Um aber die Stellung vor Nancy nicht ganz ungedeckt zu lassen, wurden zunächst, gewissermaßen als vorgeschobene Werke von Toul, die Sperrforts Frouard im Norden und Pont St. Vincent im Süden errichtet. Frouard, so genannt nach dem drei Kilometer von der Mündung der Meurthe in die Mosel gelegenen Dorf, beherrscht das Mosel-Meurthe-Tal und die große Heerstraße Nancy—Toul, die durch den Wald von La Haye führt. Diese Befestigungen decken Nancy gegen einen aus nördlicher Richtung kommenden umfassenden Angriff. Die gleiche Aufgabe fällt im Süden dem Fort St. Vincent zu, das zwei Kilometer südwestlich von Nancy liegt, auf einem 421 Meter hohen Abhang in der Nähe der Vereinigung der Madon mit der Mosel. Zwischen diesen beiden Forts springt das Plateau von La Haye keilartig nach Osten vor und beherrscht die umliegende Ebene. Hier sind zahlreiche Batterien und bombensichere Kasematten errichtet, die durch die Feldarmee verteidigt werden. Dort haben sich auch die Trümmer der in Lothringen geschlagenen französischen Armee verschanzt, denen es geglückt war, sich in westlicher Richtung zurückzuziehen, während der größte Teil nach Süden, also in der Richtung Epinal—Belfort abgedrängt wurde. Diese Stellung ist sehr stark und muß langsam und planmäßig angegriffen werden, nachdem die feindliche Artillerie, sowie alle Magazine und Unterstände zusammengeschossen sind.



Skizze von Nancy und Umgebung.



Der kleine österreichisch-ungarische Kreuzer „Zenta“ und der Torpedobootzerstörer „Ulan“, die am Morgen des 16. August in heldenmütiger Weise den Kampf mit der übermächtigen französischen Flotte im Adriatischen Meer aufnahmen, wobei die „Zenta“ sank.

Nach einer Originalzeichnung von Harry Heußer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Tätigkeit unserer Flotte, die sich auf den drei Kriegschauplätzen in der Nordsee, der Ostsee und im Mittelländischen Meer bis dicht an die feindlichen Küsten erstreckte, zeugte von dem offensiven militärischen Geiste, der sie beseelte. Unterm 12. August wurde amtlich gemeldet: „Deutsche Unterseeboote sind im Laufe der letzten Tage an der Ostküste Englands und Schottlands entlang gefahren bis zu den Shetlandinseln.“ Über die Ergebnisse dieser Fahrt wurde nichts weiter mitgeteilt, doch ging aus den späteren Ereignissen hervor, daß unsere Unterseeboote in unmittelbarer Nähe der englischen Küste zahlreiche Minen gelegt hatten, die aber die neutrale Schiffahrt in der Nordsee nicht gefährdeten.

Wenige Tage darauf, am 18. August, erfolgte die weitere amtliche Meldung: „Von einer Fahrt mehrerer Unterseeboote nach der englischen Küste ist das Boot ‚U 15‘ bisher nicht zurückgekehrt. Englischen Zeitungsnachrichten zufolge soll ‚U 15‘ im Kampf mit englischen Streitkräften vernichtet worden sein. Ob und welche Verluste diese hierbei erlitten haben, ist nicht zu ersehen.“

Nach englischen Berichten kreuzte an diesem Tage ein englisches Geschwader an dem ihm zugewiesenen Orte, als sich eine kleine deutsche Unterseebootsflotte näherte. „Die Boote fuhren unter Wasser. Auf der Oberfläche des Meeres zeigte sich nur das Periskop. Als die Boote nahe genug waren, feuerte ein englischer Kreuzer den ersten Schuß ab, indem er nach dem Periskop zielte. Dieses ging in Stücke, und das Unterseeboot tauchte unter Wasser. Die anderen Boote erkannten die Gefahr und entfernten sich. Das getroffene Boot aber mußte, da es unter Wasser der Möglichkeit zu sehen beraubt war, bald auf die Oberfläche, worauf der englische Kreuzer gegen das Boot feuerte, das an der Basis des kleinen Turmes getroffen und in Stücke gerissen wurde, so daß es bald sank.“

Ein ehrendes Andenken den wackeren Seeleuten, die im Dienste des Vaterlandes hier untergegangen sind! Wir sind überzeugt, daß sie ihr Leben teuer verkauft haben, und die Geschichte wird gewiß auch einmal das Dunkel aufhellen, das jetzt noch über diesem Vorgang liegt.

Eine amtliche Meldung vom 20. August besagte: „Die beiden kleinen Kreuzer ‚Straßburg‘ und ‚Stralsund‘ haben in den letzten Tagen einen Vorstoß nach der südlichen Nordsee ausgeführt. Hierbei sichtete die ‚Straßburg‘ unterhalb der englischen Küste zwei feindliche Unterseeboote, von denen sie eins auf größere Entfernung mit wenigen Schüssen zum Sinken brachte. ‚Stralsund‘ kam in ein Feuergefecht mit mehreren Torpedobootszerstörern auf große Entfernung. Zwei Zerstörer erlitten Beschädigungen. Bei dieser Gelegenheit konnte ebenso wie bei der Erkundungsfahrt eines Luftschiffes bis zum Skagerrak erneut festgestellt werden, daß die deutsche Küste und ihre Gewässer frei von Feinden sind und die neutrale Schiffahrt ungehindert passieren kann.“

Unsere beiden kleinen Kreuzer „Straßburg“ und „Stralsund“ sind unbeschädigt aus dem Gefecht hervorgegangen. Ein Mitkämpfer berichtet darüber folgendes:

Nordsee, 18. August 1914.

S. M. S. „Stralsund“. In der Höhe der Insel...

Meine lieben Eltern! Hurra, wir kommen soeben aus dem ersten siegreichen Gefecht zurück. Die „Stralsund“ und die „Straßburg“ können die Ehre für sich in Anspruch nehmen, das erste Gefecht in der Nordsee geliefert zu haben. Ehe ich Euch etwas Näheres darüber schreibe, will ich gleich den Erfolg Euch im voraus mitteilen. Wir haben einen englischen Torpedobootzerstörer in Grund geschossen, so daß er in kurzer Zeit in die Tiefe gesunken war, und einen zweiten haben wir so zugerichtet, daß er nicht mehr sehr



Phot. A. Kühlewindt, Hofphot., Königsberg.

Die ehemalige deutsch-russische Grenze Eydtkuhnen—Kibarty: Zollhaus Kibarty.

weit gekommen sein wird. Außerdem haben eine Anzahl andere noch ihre Denkzettel bekommen.

Von der „Straßburg" weiß ich nur, daß sie ein Unterseeboot in Grund geschossen hat, und von einem zweiten wissen wir es nicht ganz genau. Die „Straßburg" hat an einer anderen Stelle gefochten als wir und stieß dann leider zu spät zu uns, denn sonst hätten die Herren Engländer die Jacke vielleicht noch etwas mehr voll bekommen. Nun, der Erfolg ist schon so sehr schön, vollends da weder wir noch die „Straßburg" den geringsten Schaden erlitten haben. Von den vier Torpedoschüssen, die auf uns abgegeben worden sind, hat keiner sein Ziel erreicht. Der Feind war uns mächtig überlegen, denn es waren zwei Kreuzer und etwa vierzehn Torpedobootzerstörer. Die beiden Kreuzer wagten sich überhaupt nicht heran, sondern machten kehrt und ließen ihre Boote im Stich. Die Boote flohen dann auch, als sie sahen, daß unsere ersten Schüsse so verheerend gewirkt hatten . . .

In der Nacht zum Dienstag passierten wir die englische Sicherungslinie, ohne bemerkt zu werden. Bis nahe zur Themsemündung fuhren wir, dann drehten wir wieder nach Norden, um beim Morgengrauen die Linie wieder zu passieren und mit dem Feinde zusammenzutreffen. Der war nicht wenig überrascht, als wir da so von Süden heraufgefahren kamen. Ungefähr um sechs Uhr fünfundfünfzig Minuten morgens fiel der erste Schuß, und anderthalb Stunden hat das Gefecht gedauert. —

Ein besonders ungünstiger Stern schien über der russischen Flotte zu walten. Wie schwedische Zeitungen aus Finnland erfuhren, sind vom 18. auf 19. August zwei russische Torpedojäger zusammengestoßen und mit schweren Beschädigungen von einem Dampfer in flaches Wasser gezogen worden. Ein anderer Torpedojäger ist schon früher gestrandet. Ein vierter geriet auf eine russische Mine und wurde in die Luft gesprengt. Der Befehlshaber des Sveaborger Kriegshafens beging Selbstmord, vermutlich wegen dieser Unfälle.

Amtlich wurde am 27. August gemeldet: „S. M. kleiner Kreuzer ‚Magdeburg' ist bei einem Vorstoß im Finnischen Meerbusen in der Nähe der Insel Odensholm im Nebel auf Grund geraten. Hilfeleistung durch andere Schiffe war bei dem dicken Wetter unmöglich. Da es nicht gelang, das Schiff abzubringen, wurde es beim Eingreifen weit überlegener russischer Streitkräfte in die Luft gesprengt und hat so einen ehrenvollen Untergang gefunden. Unter dem feindlichen Feuer wurde vom Torpedoboot ‚V 26' der größte Teil der Besatzung des Kreuzers gerettet."

Es war — abgesehen von dem Minendampfer „Königin Luise" — nach dem Untergang des „U 15" der zweite Schiffsverlust unserer Marine, von dem amtlich berichtet wurde. Er fügte der Geschichte ein neues Ruhmesblatt ein. Wie einst die „Iltis" an der Ostküste Schantungs mit wehender Flagge untergegangen ist und wie seine Besatzung unserer Marine ein weithin leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung gegeben hat, so ist unser Kreuzer „Magdeburg" im feindlichen Feuer mit wehender Flagge, durch seine eigene Besatzung gesprengt, untergegangen. — Als der Kommandant der „Goeben" den Hafen von Messina verließ und mit seinem Schiffe den draußen lauernden Feinden entgegendampfte, ließ er die schwarz-weiß-rote Flagge oben an den Mast nageln, damit niemand sie herunterholen könne. Diese Handlung ist geradezu symbolisch für den Geist, von dem unsere Marine beseelt ist, und die Vernichtung des Kreuzers „Magdeburg" zeigt, daß eiserne Männer auf unseren Schiffen kämpfen.



Wirkung einer deutschen Granate am Burgunder Tor in Longwy. Hofphot. Eugen Jacobi, Metz.

Nachdem der Kreuzer „Augsburg" gemeldet hatte, daß er Libau beschossen und sich im Kampfe mit einem russischen Kreuzer befunden habe, hatte man nichts mehr von der russischen Flotte gehört. Man durfte also annehmen, daß sie sich in ihre Kriegshäfen zurückgezogen habe und dort von deutschen Kreuzern beobachtet werde. Hatte doch die „Augsburg" gemeldet, daß sie die Hafeneinfahrt von Libau durch Minen gesperrt habe. Es ist möglich, daß die „Magdeburg" zu den Blockadeschiffen an der russischen Küste gehörte. Der Kreuzer hatte sich nun bei Odensholm, einer kleinen Insel am Eingang des Finnischen Meerbusens, in einem außerordentlich gefährlichen Fahrwasser befunden. Besonders die Nordküste des Finnischen Meerbusens, an dessen östlichem Ende Kronstadt, der Hafen von Petersburg, liegt, ist in Tausende kleiner Felsinseln, die sogenannten Schären, zerrissen. In ihnen liegt der einzige eisfreie Hafen Finnlands, Hangö, dessen Anlagen von den Russen in der ersten Panik durch Sprengungen zerstört worden sind, und ihm schräg gegenüber der Hafen von Reval, an der Südküste des Finnischen Meerbusens. Dieses Fahrwasser mit seinen tausend Inseln und seinen abertausend Klippen und Untiefen ist — besonders jetzt nach Löschung aller Leuchttürme und Entfernung aller Seezeichen — außerordentlich gefährlich. Ist es doch eine längstgewohnte Erscheinung, daß, wenn der Zar im Sommer seine wochenlange Fahrt durch die Schären antritt, die Kaiserjacht mindestens einmal auf Klippen aufläuft. Und bei Beginn des Krieges ist denn auch einer der größten russischen Panzer in der Nähe von Hangö, obwohl er von einem sachkundigen Lotsen geführt wurde, bis mittschiffs auf einen Felsen aufgefahren.

Am 28. August fand das erste Seegefecht bei Helgoland statt, worüber wir auf Seite 140 bereits kurz berichteten.

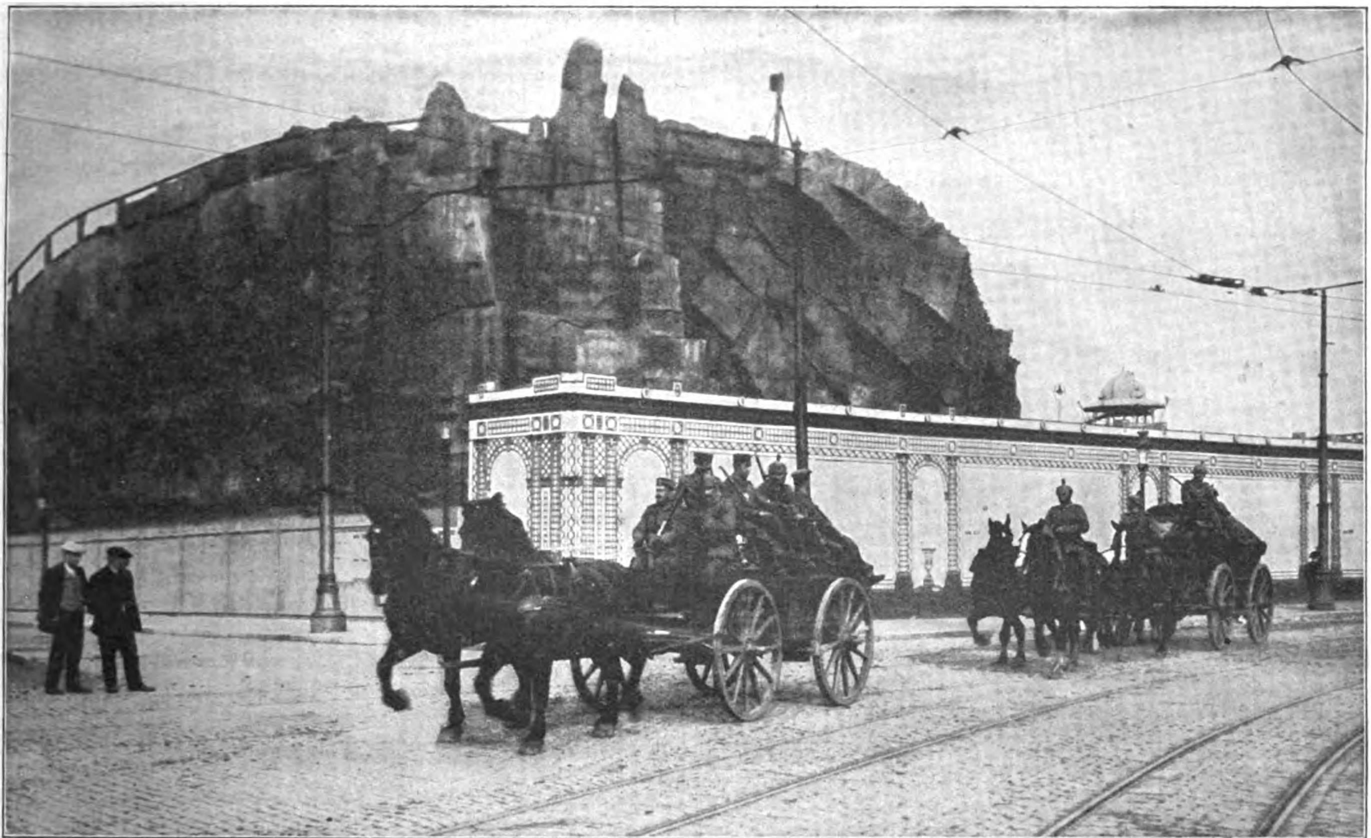


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Deutsche Truppen in Brüssel.
Im Hintergrund der Lunapark.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Auf dem Platz Sainctelette in Brüssel.
Deutsche Soldaten sorgen für die Feldküche.

sächliche Ereignisse eingetreten, die für die Engländer unglücklich waren. In England wurde denn auch von der Presse gemeldet, daß in Humber an der Ostküste Englands, in der Nähe des berühmten Kohlenverschiffungshafens Hull, in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung zwei bis drei größere englische Kriegschiffe, vermutlich Linienschiffe, durch unsere an der englischen Küste vorgedrungenen leichten Streitkräfte vernichtet worden seien.

Natürlich setzen sich die Engländer zur Wehr, wo und wie sie können. Doch hat es den Anschein, daß sie gegen unseren kühnen Angriff wenig ausrichten, und es entspringt wohl zum Teil der Verlegenheit der Engländer, daß sie vor dem Bruch der Neutralität nicht zurückschrecken, wenn es gilt, ein deutsches Schiff wegzunehmen. Sie betreiben einfach Seeräuberei.

Ihr ist auch unser eben schon erwähnter Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große" zum Opfer gefallen, über dessen Untergang wir aus dem Brief eines seiner Offiziere folgendes mitteilen: „Nach der Wegnahme der englischen Schiffe haben wir in Rio de Oro (Westafrika) tagelang Kohlen genommen. Gestern hat uns der englische Kreuzer ‚Highflyer' aufgespürt und auf neutralem Gebiet angegriffen. Wir haben unsere Munition verschossen, unseren lieben ‚Kaiser Wilhelm den Großen' dann gesprengt und hierauf in den Booten das Land erreicht. Heute werden wir nach Las Palmas gebracht. Die Spanier haben uns riesig nett aufgenommen. Die Engländer haben sehr schlecht geschossen. Wir haben nur wenige Verwundete."

Wie man sieht, betreibt England, seiner Überlieferung getreu, den Seekrieg als gewissenlose Piraterei. So war es im Kriege gegen Holland und gegen das vor hundert Jahren mitten im Frieden überfallene Dänemark, und so soll es jetzt im Kriege gegen uns geschehen. Mit einem leichten Fußtritt befördert England all die verstaubten Akten der Friedenskongresse und der Seerechtsdeklarationen, mit denen es den anderen Völkern, insbesondere uns, Sand in die Augen streute, in den Winkel, um seiner Willkür die Zügel schießen lassen zu können.

Um das Unerhörte des Vorgehens gegen den Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" recht zu verstehen, sei an die bisher in allen Kriegen beachteten Bestimmungen der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 erinnert. Hiernach dürfen Kriegschiffe in neutralen Häfen nicht angegriffen werden, und treffen zwei feindliche Schiffe in einem neutralen Hafen zusammen, so darf, wenn der eine Gegner den Hafen verläßt, der andere erst nach 24 Stunden folgen. So war es in Havanna im November 1870, als der deutsche Kreuzer „Meteor" mit dem französischen „Bouvet" zusammentraf, so in Vigo, wo die deutsche „Augusta" 1870 Schutz suchte, so in Tschemulpo, wo die russischen Schiffe „Warjag" und „Korejetz" hinausdampften, um sich draußen dem Gegner zu stellen. Immer und von allen sind diese Gesetze als bindend anerkannt worden; einzig und allein die Japaner haben im Dezember 1904 im Hafen von Tschifu mitten unter neutralen Handelsdampfern ein beschädigtes russisches Torpedoboot vernichtet.

Erwähnt sei noch, daß der Erste Lord der britischen Admiralität, Winston Churchill, im Unterhause die Vernichtung des deutschen Hilfskreuzers mitgeteilt und dabei seiner Genugtuung darüber Ausdruck gegeben hat, daß dieses Schiff vernichtet sei, dem es mit nur sehr wenigen anderen gelungen sei, nach Beginn des Krieges die hohe See zu gewinnen. Bei der Veröffentlichung der Rede Churchills ist aber in sehr bezeichnender Weise der Ort der Vernichtung des Hilfskreuzers weggelassen worden und ebenso der Name des englischen Kreuzers, der ihn in den Grund bohrte. Man hat also, wie auch nicht weiter zu verwundern, in London trotz allem offenbar ein böses Gewissen. Um so wichtiger ist es, daß die ganze Kulturwelt in Kenntnis gesetzt wird von dem Vorgehen der englischen Flotte, die sich nicht scheut, Granaten in neutrale Gewässer zu schleudern. Jeder Tag zeigt von neuem, daß es für Großbritannien kein anderes Gesetz für die Seekriegführung gibt, als das der eigenen Willkür. Nach den vorliegenden Depeschen ist der größte Teil der Besatzung des „Kaiser Wilhelm der Große" gerettet. Der „Highflyer" hatte einen Toten und acht Verwundete. Man sieht daraus, daß der nur schwach bewaffnete Hilfskreuzer des Norddeutschen Lloyd, ein Schiff, das sonst nur Passagierfahrten zwischen Bremen und New York ausführte, sich gegen den ihm weit überlegenen englischen Gegner tapfer zur Wehr gesetzt hat. —

Die österreichisch-ungarische Flotte hatte am Morgen des 16. August Gelegenheit, zu zeigen, welcher Geist sie beseelt. Freilich währte es auch hier wieder einige Zeit, ehe man erfuhr, was sich an jenem Sonntagmorgen auf der Adria zugetragen hatte. Die Sieger hatten ihr Zusammentreffen mit den Schiffen unserer Verbündeten im Adriatischen Meere als eine Seeschlacht bezeichnet und den Ruhm der französischen Flotte in alle Winde posaunt. Wie armselig dieser Ruhm war und einen wie unvergleichlichen Heldenmut die Besiegten an den Tag legten, konnte man bald darauf aus den Darstellungen von Augenzeugen der „Seeschlacht" auf dem Mittelländischen Meere ersehen, wo der österreichisch-ungarische kleine Kreuzer „Zenta" gegen etwa fünfzigfache Übermacht kämpfte und nach todesmutiger Verteidigung einen ruhmvollen Untergang fand (hierzu die Kunstbeilage).

An jenem Morgen lag zur Aufrechterhaltung der Blockade bei Kap Menders an der montenegrinischen Küste der genannte kleine Kreuzer „Zenta", 2350 Tonnen groß, Kommandant Fregattenkapitän Pachner, und der 400 Tonnen große Torpedobootzerstörer „Ulan" unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Pamfili. Um sieben Uhr fünfundvierzig Minuten wurde letzterem gemeldet, daß im Südwesten vier Rauchsäulen sichtbar seien. Sofort fuhr er zu der sechs Seemeilen nördlich liegenden „Zenta", von deren Krähennest sich bereits sechs große, offenbar feindliche Schiffe ausmachen ließen. Gegenüber solcher Übermacht war das klügste die schnellste Rückkehr in den nächsten Hafen. „Also mit Volldampf nach Cattaro", befahl denn auch Kommandant Pachner. Das geschah. Aber bald zeigte sich, daß demselben Ziel auch eine ganze feindliche Flotte zustrebte, denn die beiden Kurse näherten sich einander. In rascher Aufeinanderfolge wurden immer mehr feindliche Schlachtriesen sichtbar, an der Spitze mit übergroßen Flaggen einer vom Typ des „Courbet" (23500 Tonnen), dem mehrere von der „Danton"-Klasse (18400 Tonnen) folgten. Das Spitzenschiff befand sich sogar schon weiter gegen Norden als die „Zenta". Deren Schicksal war damit besiegelt. An Geschwindigkeit (20 Seemeilen in der Stunde) waren ihr die Gegner gleich, wenn nicht überlegen, und nun gar die Bestückung! Acht 12-cm-Kanonen gegen mindestens ein halbes Hundert 30,5-cm-Geschütze und vielleicht die dreifache Anzahl vom 24—14-cm-Kaliber! Kein Mensch hätte es unter diesen Umständen dem Kommandaten verübelt, wenn er sein Schiff auf den Strand laufen ließ, die Mannschaft landete und das Fahrzeug durch Sprengung vernichtete. Aber Kapitän Pachner war aus festerem Holz geschnitzt. „Ich nehme den Kampf mit der feindlichen Flotte auf", lautete der letzte Funkenspruch, den die Küstenstation von ihm auffing. Mit einem Heldenmut ohnegleichen kehrte er den Bug der „Zenta" gegen den mehr als fünfzigfach überlegenen Feind, der bereits aus 7—8 Kilometer Entfernung das Feuer aus seinen mittleren Kalibern eröffnet hatte. Nicht lange, da brauste eine wahre Hölle von berstenden Granaten auf das kleine Fahrzeug. Aus sämtlichen Rohren erwiderte dieses das Feuer, bis es um neun Uhr von dichten Rauchwolken eingehüllt war. Was weiter mit ihm geschah, erfuhr man nur auf Umwegen über das Ausland. So soll sich ein französischer Offizier, angeblich vom „Edgar Quinet" (14100 Tonnen) zu einem italienischen Berichterstatter geäußert haben: „Wir trauten unseren Augen nicht, als der Zwerg mit Volldampf auf uns lossteuerte, und vergaßen darüber fast zu feuern. Dann konnte er uns freilich nicht lange widerstehen; aber in unsere Zufriedenheit über jeden Treffer mischte sich doch schrankenlose Bewunderung für diese Helden, die auf ihrer Todesfahrt noch möglichst viele von uns mitzunehmen strebten. Als schon alle Deckbauten weggefegt waren und dichter Qualm das Achterteil einhüllte, feuerten sie mit einem halb demontierten Buggeschütz unentwegt weiter, bis schließlich die Fluten über den Untergehenden zusammenschlugen."

Dem Torpedobootzerstörer erging es besser, dank seiner weit größeren Geschwindigkeit von 30 Seemeilen in der Stunde und dem Umstand, daß die französische Flotte durch häufige Formationsänderung Weg und Zeit verlor. Auch der „Ulan" wurde bereits aus 7—8 Kilometer Entfernung mit mittlerem Kaliber beschossen und war schließlich fortdauernd durch Lagen der feindlichen Schiffe vollkommen überdeckt. Durch die vielen Wassergarben der in nächster



Verfolgung der russischen Armee nach der Schlacht bei Tannenberg. 2

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Russische Gebirgsartillerie.

Nähe aufschlagenden Granaten verlor er völlig die Aussicht auf die „Zenta“; eine solche Garbe dicht vor dem Bug überschwemmte die Kommandobrücke derart, daß schriftliche Aufzeichnungen über den Verlauf des Gefechtes unmöglich wurden. Doch hatte auch der „Ulan“ inzwischen das Feuer aufgenommen; er sandte im ganzen 348 Schüsse gegen den Feind, bis dieser von ihm abließ, und das Schiff in den Hafen von Cattaro einfahren konnte. Es war nicht von einem einzigen Geschoß richtig getroffen, sondern nur von unzähligen Sprengstücken von der Größe eines Fünfkronenstückes, die aber die Bleche nicht durchschlugen und auch niemand verwundeten.

Von der „Zenta“ retteten sich rund 150 Mann, darunter ein Drittel Verwundete, der Kommandant und 13 Offiziere an die montenegrinische Küste, wo sie Kriegsgefangene wurden. Von den französischen Riesen wurden vier beschädigt, davon einer so schwer, daß er nach italienischen Angaben später mit starker Schlagseite fuhr. Also ist das Blut der Edlen nicht umsonst geflossen, die „Zenta“ nicht vergebens auf den Grund gegangen. Mit Recht ließ sich in bezug auf das geschilderte Gefecht die „Korrespondenz Wilhelm“ vernehmen: „Vom Geiste Tegetthoffs beseelt, wagte es diese Nußschale, sich im offenen Meere mit fünfzigfacher Übermacht in einen Kampf einzulassen, bestrebt, dem Feinde, auch den sicheren Untergang vor Augen, möglichst viel Schaden zuzufügen. Dies scheint dem kleinen Kreuzer und seiner heldenhaften Besatzung gelungen zu sein. Die französischen Schiffe erlitten durch die wackere ‚Zenta‘ Beschädigungen, wenn sich auch deren Größe nicht einmal annähernd bestimmen läßt. Diese in der Geschichte unserer Flotte unvergängliche Tat zeigt, von welchem Geiste die k. und k. Marine beseelt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Etwas von der russischen Armee.

Von Univ.-Prof. Dr. J. Haller, Tübingen.

(Hierzu die Bilder Seite 173/175.)

Wenn ein Krieg beginnt, so ist zunächst jede Armee bis zu einem gewissen Grade eine unbekannte Größe. Meist hat sie schon seit längerer Zeit nicht mehr Gelegenheit gehabt, zu zeigen, was sie im Ernstfall leistet. Ihr Friedenszustand, ihre Manöver können davon immer nur ein sehr unvollkommenes Bild geben. Daher denn die großen Überraschungen, die fast jeder Krieg bisher gebracht hat. Kommt dazu noch, daß das Land selbst fremdartig und wenig bekannt ist, so steht die Laienwelt wohl zunächst wie vor einem Vorhang, der sich erst nach und nach lüftet, wenn



Truppen vom 8. Ostsibirischen Schützenregiment.


Phot. Leipziger Presse-Büro.
Russische Artillerieoffiziere im Feldlager an der ostpreußischen Grenze.

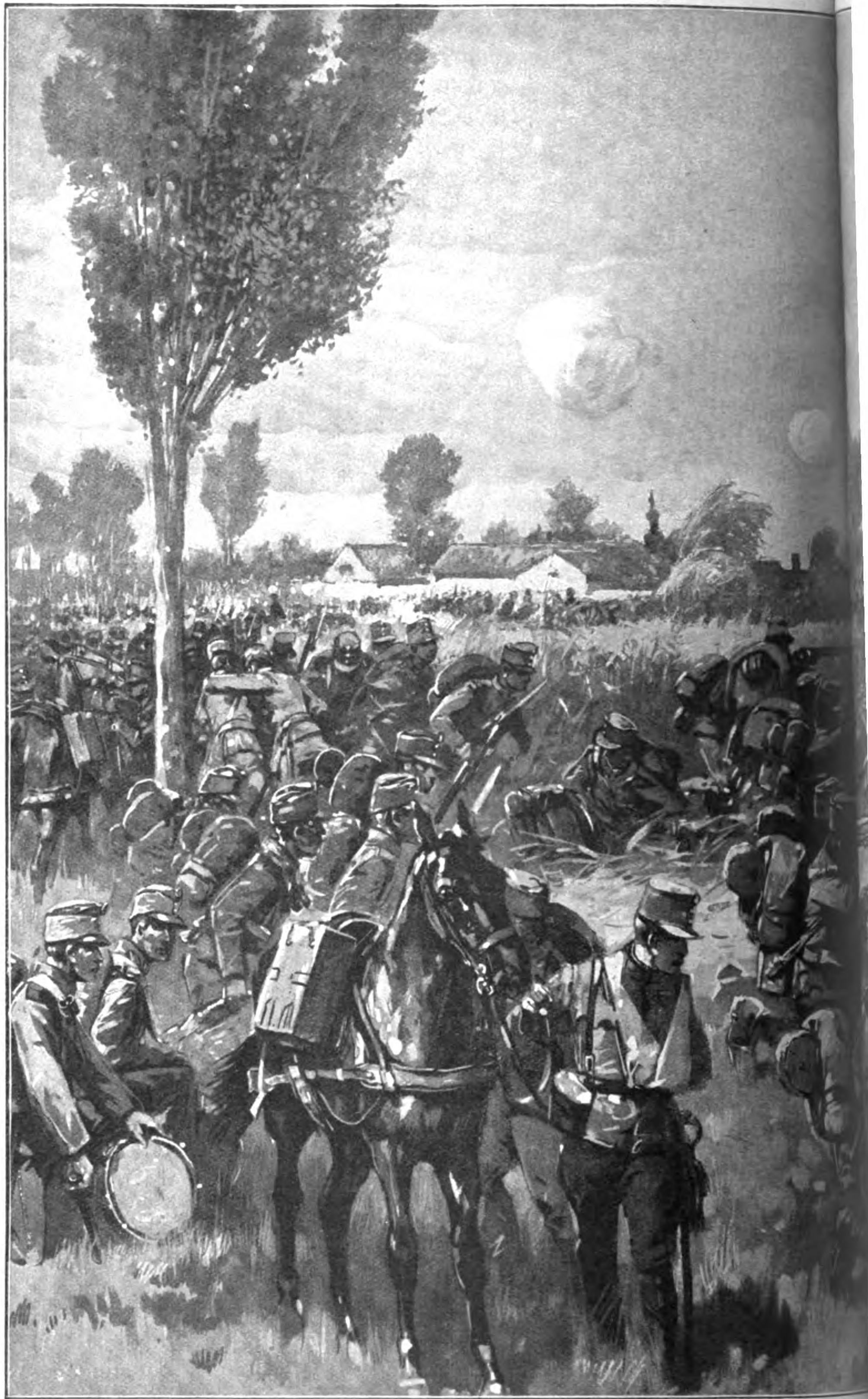
die Tatsachen zu sprechen anfangen. So standen auch wir vor zwei Monaten, als der Krieg mit Rußland begann, der russischen Armee gegenüber. Man wußte, daß sie ungeheuer sei an Zahl; aber wie groß sie eigentlich sei — nicht einmal das ließ sich genau feststellen. Die Angaben darüber gehen sehr weit auseinander. Nach deutschen Quellen hätte das Zarenreich eine aktive Feldarmee (mit Einschluß der Reserve) von 3 655 000 Mann, nebst einer Landwehr zweiten Aufgebots von 2 580 000. Nach der „France militaire", die man in diesem Falle für gut unterrichtet halten sollte, betrüge die gesamte Kriegsstärke schätzungsweise nur 2 400 000 Mann. Die Widersprüche erklären sich zum Teil aus dem tiefen Geheimnis, mit dem alle militärischen Dinge in Rußland umgeben werden, zum Teil aber auch wohl daraus, daß zwischen dem, was sein soll, und dem, was ist, der Unterschied dort recht groß zu sein pflegt. Lassen wir die Zahlen auf sich beruhen; jedermann weiß, daß die Masse im modernen Krieg noch weniger entscheidet als früher. Eine Million, die schlecht geführt wird, kann bei den heutigen Waffen und der natürlichen Schwierigkeit der Verpflegung unter Umständen leichter vernichtet werden als eine zehnmal kleinere Truppe. Entscheidend ist mehr denn je die Tüchtigkeit, dieses Wort im weitesten Sinne genommen: Soldatenmaterial, Ausbildung, Bewaffnung, Führung und — zuletzt, aber vor allem — der Geist. Und da gibt uns gerade die russische Armee ein Rätsel auf, dessen Lösung auch nach den großen Schlachten der letzten Wochen noch nicht gefunden ist.

Eigentlich hätte man gerade diese Truppe besser kennen sollen als jede andere, denn sie hat ja erst vor zehn Jahren gefochten. Aber die Erfahrungen des japanischen Krieges dürfen nicht mehr zur Grundlage des Urteils genommen werden, denn seitdem hat sich in Rußland wie in anderen Dingen so auch in der Armee vieles geändert. Ihre schlechten Leistungen auf den mandschurischen Schlachtfeldern, die allerdings von der Kritik wesentlich der verkehrten Führung zur Last gelegt wurden, hatten in Rußland selbst tiefen Eindruck gemacht, und sofort nach dem Friedenschluß begann die Reformarbeit. Sie wurde zunächst einem Obersten Kriegsrat übertragen, an dessen Spitze der jetzige Oberkommandierende, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, stand. Diese hohe Kommission leistete nichts. Erst als die Duma sich 1908 der Sache annahm und mit dem Kriegsminister Suchomlinow Hand in Hand den Großfürsten „absägte", kam Zug in die Sache. Seitdem ist eine gründliche Neuordnung des ganzen Heerwesens — man scheut sich zu sagen: durchgeführt worden; denn wirklich durchgeführt wird in Rußland nicht so leicht etwas — aber doch ins Leben gerufen. Die Einrichtungen sind zum Teil noch ganz neu; eine der wichtigsten zum Beispiel, das Wehrpflichtgesetz, ist erst seit kaum zwei Jahren in Kraft; anderes, wie der Bau der strategischen Bahnen nach der Westgrenze, zu denen Frankreich bekanntermaßen das Geld hergab, ist erst begonnen.


Phot. Leipziger Presse-Büro.
Ein russisches Kosakenregiment beim Abzug durch eine ostpreußische Grenzstadt.


Phot. Leipziger Presse-Büro.
Gefangene von der Njemenarmee werden nach den deutschen Festungen abgeführt.

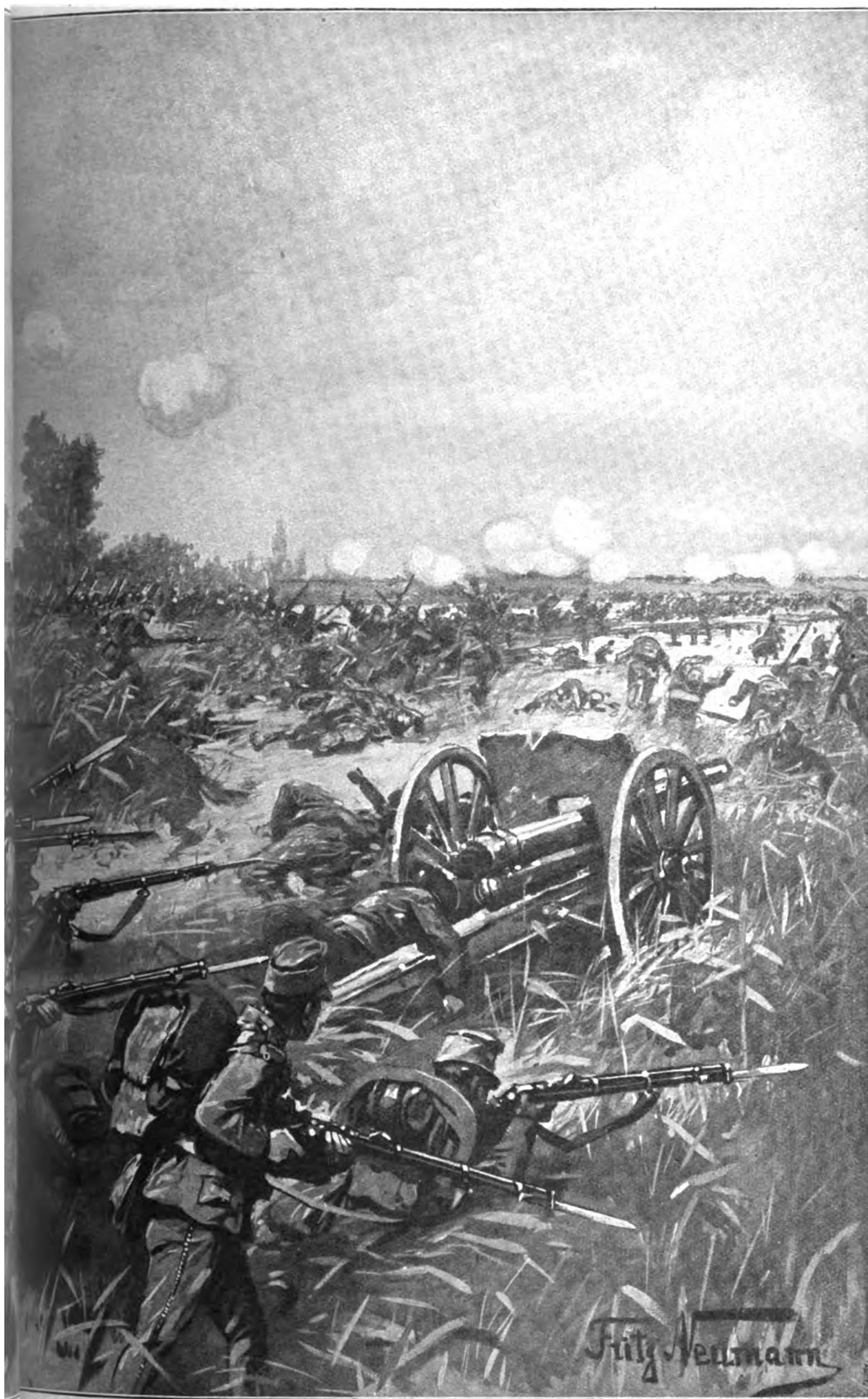
Man kann sich also nicht wundern, wenn die Leistungen im Kriege recht ungleich ausfallen. Die Armee ist eben in der Mauserung begriffen; neben Veraltetem, Unbrauchbarem, das noch nicht ganz überwunden ist, steht Neues, Ungewohntes, das sich noch nicht hat einleben können.



Nehmen wir zunächst den Soldaten. Er ist zu allen Zeiten und von allen fremden Beurteilern sehr gerühmt worden, und er besitzt in der Tat ausgezeichnete Eigenschaften. Bedürfnislos, ausdauernd, willig, gehorsam, nicht leicht zu entmutigen — ein bequemes, zuverlässiges Instrument in der Hand des Führers. Aber es fragt sich doch, ob damit schon alle, ob auch nur alle wichtigsten Eigenschaften erschöpft sind, die heute den wirklich guten Soldaten ausmachen. Jedenfalls stehen den angeführten Vorzügen gewisse Mängel gegenüber, die man nicht gering schätzen darf: Unwissenheit — 75 Prozent des russischen Volkes sind Analphabeten! — Langsamkeit, Unselbständigkeit sind die auffälligsten. Sodann ist es oft erprobt worden, daß der Russe in der Verteidigung mehr leistet als im Angriff. Er ist eben alles eher als schneidig. Auch Ordnungsliebe, Sauberkeit und Pünktlichkeit kann man ihm nicht nachrühmen. Als es sich um die Einführung des Magazingewehrs handelte, wurde das Bedenken ernsthaft geltend gemacht, ob dieses Instrument nicht zu hohe Anforderungen in bezug auf Pflege und Handhabung an die Truppen stelle. Nach manchem, was man seitdem hörte, scheint das Bedenken nicht ganz unbegründet gewesen zu sein. Daß die Schießleistungen befriedigen, ist bisher noch nicht behauptet worden. Ein wirklich guter Schütze war der Russe in früheren Zeiten jedenfalls nicht. Alles in allem dürfte die Passivität des Volkscharakters auch im Heere als ein starkes Hemmnis sich geltend machen. Im zähen Behaupten der eingenommenen Stellung sucht der russische Soldat gewiß seinesgleichen, aber im Angriffsgefecht, zumal in unebenem Gelände, ist der russische Infanterist dem deutschen oder französischen nicht entfernt zu vergleichen.

Von der Kavallerie ist wenig zu sagen. Sie ist weder gut ausgebildet noch gut bewaffnet. Nur die Garde macht eine Ausnahme. In ihr gibt es Regimenter, die glänzend beritten sind und tadellos reiten; oder vielleicht müssen wir sagen: es gab sie, denn zurzeit sind von ihnen kaum mehr als dürftige Überreste noch vorhanden, bei Tannenberg haben sie ihr Massengrab gefunden. Die Kavallerie der Linie hat weder gute Pferde noch gute Reiter. Es rächt sich da, daß der Russe von Natur gar kein Verhältnis zum Pferde hat: er pflegt es schlecht und versteht nicht mit ihm umzugehen. Vollends die Kosaken kommen als Gefechtstruppe kaum in Betracht. Diese Halbsoldaten, die im Frieden über weite Strecken Südrußlands und Sibiriens als Ackerbürger auf Staatsländereien in einer Art kommunistischer Wirtschaftsgemeinschaft leben und sich bei der Kriegserklärung plötzlich in leichte Kavallerie verwandeln, wurden schon im japanischen Kriege von sachkundigen Beurteilern nicht ganz ernst genommen. Wehrlose Volksmassen niederzureiten, Dörfer anzuzünden und dergleichen Heldentaten zu verrichten, sind sie sehr geeignet, aber fechten können sie nicht, nicht einmal aufklären, weil sie dafür zu dumm und unwissend sind. Die übrige Linienkavallerie leidet an mangelhafter Bewaffnung und Ausbildung. Nur das erste Glied hat Lanzen (wie in Frankreich); das Dragonergewehr, das der Mann über dem Rücken trägt, ist minderwertig und die Ausbildung im Schießen mangelhaft. Es ist eben nicht möglich, aus dem rohen Klotz, den der russische Rekrut darstellt, in der vorgeschriebenen Zeit einen Reiter zu machen, der auch infanteristisch in einer den modernen Ansprüchen genügenden Weise ausgebildet wäre.

Den größten Wert hat man in neuerer Zeit auf die Artillerie gelegt. Sie war früher die schwächste Seite der ganzen Armee — es gab vor 20 Jahren Batterien, die im



Probeschießen keinen Treffer erzielten — und sie ist heute, wie die Augenzeugen übereinstimmend berichten, die beste Truppe des russischen Feldheeres. Aber der deutschen Rivalin scheint sie doch nicht entfernt gewachsen zu sein. Ihr Kaliber ist kleiner — die Haubitze hat 12 Zentimeter Durchmesser gegen 15 — ihr Geschoß schwächer und unsicherer und die Feuertechnik nicht auf der Höhe. In den ostpreußischen Schlachten hat sie gegen unsere Artillerie nirgends aufzukommen vermocht.

Wer den russischen Soldaten lobte, hat stets den Ton darauf gelegt, daß er in der Hand von tüchtigen Führern Ausgezeichnetes leiste. An diesen tüchtigen Führern hat es aber im russischen Heere von jeher gefehlt und fehlt es noch heute. Der russische Linienoffizier ist entschieden minderwertig. Schlecht bezahlt, infolgedessen schon sozial untergeordnet, meist ganz ungebildet, führt er in der Mehrzahl ein ödes Kommißleben, abseits der guten Gesellschaft, nicht selten in Liederlichkeit und Laster.

Ausnahmen gibt es gewiß auch hier, einzelne Männer, die bescheiden und aufopfernd ihre Pflicht tun; aber sie bestätigen die Regel. Die Duma hat eine Wurzel des Übels richtig erkannt und auszureißen versucht, indem sie die Bezüge erhöhte. Aber die Maßregel ist erst in neuester Zeit erfolgt und kann noch keine Wirkung getan haben.

So darf man getrost sagen, daß in der russischen Armee nur die Offiziere der Garde, zu der sich die besseren Stände drängen, ungefähr dem Begriffe entsprechen, den man sich in westlichen Ländern von diesem Stande macht.

Die Übergabe der Festung Longwy.

(Hierzu die Bilder auf Seite 166 und 168/169.)

Von einem Kriegsteilnehmer, der der Übergabe der französischen Festung Longwy beiwohnte, erhalten wir die folgende Schilderung des historischen Vorgangs:

Gestern, am 26. August, erlebte ich wohl meinen größten historischen Tag, und zwar die Übergabe der Festung Longwy, die mit großer Tapferkeit seitens der Franzosen verteidigt worden war. Gegen zwölfeinhalb Uhr kam unser Hauptmann Richter zu uns, um im Auto mit einem Befehl nach Halangy zu fahren. Wir nahmen an, daß der Befehl den Sturm auf Longwy betraf. In Halangy angekommen, fuhren wir sofort beim Kommandanten vor. Während der Verhandlungen unseres Hauptmanns mit dem dortigen General kam ein Artilleriehauptmann auf einem Auto angesaust und rief schon von weitem: „Exzellenz, Longwy will sich ergeben und bittet um Verhandlungen am Wasserwerk vor der Festung!" Sofort wurden sämtliche verfügbaren Autos von Offizieren bestiegen. In unserem Auto nahm unser Hauptmann Richter und einer der drei in Halangy anwesenden Generale mit zwei Stabsoffizieren Platz. Nach einer sehr anstrengenden Fahrt kamen wir gegen zwei Uhr am Wasserwerk vor Longwy an. Gleichzeitig mit dem Aufbruch des Kommandos war der Befehl erteilt worden, die Pferde zu satteln und zwei vollständige Sanitätskolonnen in der Richtung auf Longwy vorzuschicken. Am Wasserwerk angekommen, erwarteten uns von französischer Seite ein Major und ein Sergeant, der als Dolmetscher diente. Die Verhandlungen zogen sich fast zwei Stunden hin und wurden wegen des einsetzenden Regens im Auto geführt. Die Ausfertigung des Übergabeprotokolls erfolgte in deutscher und französischer Sprache. Die Franzosen schienen von uns eine sehr schlechte Meinung zu haben, denn sie bestanden darauf, daß in das Protokoll eine Bestimmung aufgenommen werde, wonach allen gefangenen Franzosen ihr persönliches Eigentum sowie das Bargeld außer den Waffen zugesichert werden sollte. Unsere Generale versicherten dem gegenüber, daß wir doch keine Räuber seien und das persönliche Eigentum auch so achteten, eine solche

Bestimmung also überflüssig erscheine. Trotzdem wurde sie zum Überfluß mit in das Protokoll aufgenommen. Ebenso machte die Freigabe eines deutschen Ulanenoffiziers, der bei einem Patrouillenritt von den Franzosen gefangen genommen worden war, einige Scherereien. Die Übergabebedingungen waren wohl die üblichen. Die in der Festung befindlichen Soldaten, deren Zahl man auf 3300 angab, wurden Gefangene. Die Papiere der Festung bleiben bis auf weiteres in unserem Besitz. Um fünfeinhalb Uhr



Übersichtskarte des österreichisch-serbischen Kriegsschauplatzes.

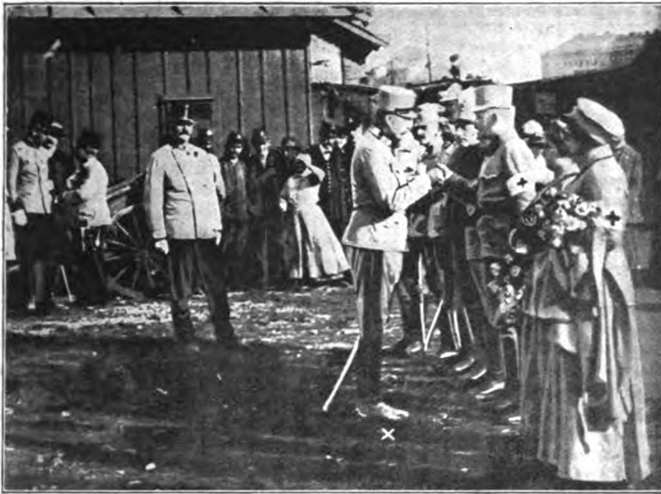
sollte die Übergabe der Festung erfolgen. Schon während der Verhandlungen rückten unsere Sanitätskolonnen mit ihren Tragbahren in die Festung ein, nachdem zuvor unsere Pioniere einen einigermaßen gangbaren Weg gebahnt hatten. Gegen 600 Verwundete wurden zunächst herausgeschafft, darunter auch sechs deutsche verwundete Ulanen und Dragoner, die von den Franzosen gefangen genommen worden waren. Die Freude der Leute, wieder deutsche Kameraden begrüßen zu können, war natürlich groß. Inzwischen waren unsere in der Nähe liegenden Regimenter heranmarschiert und hatten Aufstellung genommen, die Musik an der Spitze. Unser ganzer Stab begab sich an den Eingang zur Festung, wo die Gefangenen ihre Waffen niederlegen mußten. Den Schluß bildete der Kommandant der Festung mit seinem Sekretär und einem Diener. In Gegenwart des Kommandierenden Generals Exzellenz v. K. übergab der französische Festungskommandant unserem Hauptmann Richter seinen Degen. Nach Auswechslung einiger anerkennender Worte über die mutvolle Verteidigung wurde dem Kommandanten eröffnet, daß er uns als Gefangener zu folgen habe. Im Auto ging es nun nach ....., wo der gefangene Kommandant dem Kronprinzen übergeben werden sollte. Gegen achteinhalb Uhr trafen wir beim Oberkommando in .... ein. Hier hatten sich bereits viele Offiziere versammelt, und auch die Bevölkerung war zusammengeeilt, da die Übergabe der Festung inzwischen bekannt geworden. Bald darauf erschien auch unser Kronprinz. Nach kurzer Rede erfolgte nunmehr die Übergabe des Degens des Kommandanten und der Festungspapiere an den Kronprinzen, der mit einigen höflichen Worten dem Kommandanten den Degen zurückgab, was den französischen Kommandanten sichtlich ergriff. Unsere Regimenter und vor allem unsere Artillerie haben vor Longwy heldenmütig gekämpft.

Ein zurückgeworfener Einfall der Serben.

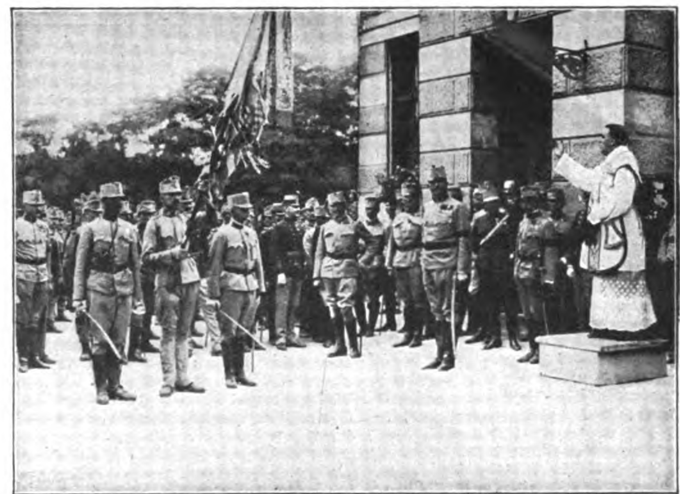
(Hierzu das Bild Seite 176/177 und die Karte Seite 178.)

Österreich-Ungarn hat mit Rücksicht auf die Lage in Galizien schon Mitte August seinen Kriegsplan ändern müssen. Zahlreiche Truppen, die ursprünglich die Aufgabe hatten, gegen Serbien vorzugehen, wurden von den südlichen Grenzen zurückgezogen und nach Galizien geführt. Dort waren Deutschland und die Monarchie durch die überraschend großen und — was noch mehr überraschte — vortrefflich ausgerüsteten Heerscharen der Russen arg gefährdet. Mit Recht hat man im Deutschen Reich diesen Entschluß des österreichisch-ungarischen Oberkommandos freudig begrüßt und ihn als ein Zeichen besonderer Treue aufgefaßt. Wußte man doch, daß die Monarchie durch die Zurückziehung der Truppen vom serbischen Kriegschauplatz auf Lorbeeren und Triumphe, die sie sonst jetzt schon längst geerntet haben würde, verzichtete, ja mehr als das, um der Bundespflicht voll zu genügen, sogar ihre südlichen Gebiete selbst einer gewissen Gefahr aussetzte.

Die Serben erfuhren bald die neue Lage der Dinge. Ihr Feind stellte, wie sie sahen, sein Vorgehen ein, ja gab sogar vielfach das schon Gewonnene wieder her, räumte freiwillig Stellungen, die er vorher mit großer Tapferkeit und manchem Blutstropfen erobert hatte. Bedenkt man, daß gleichzeitig der russisch-französische Lügenapparat vom siegreichen Vordringen der Soldaten des Zaren zu melden sich erdreistete, so wird man es begreiflich finden, daß die Serben selbst zum Angriff überzugehen sich entschlossen. Das alte Wort, daß der Hieb die beste Abwehr ist, galt für sie doppelt, denn in ihrem Lande herrschten schon damals Elend, Hunger und Krankheit, und nichts lag daher den Serben näher, als mit aller Macht herauszudrängen, den Kampf in die Gebiete der Monarchie zu verlegen, wo die Verkehrsmittel, die Straßen und Wege weit besser, die Bevölkerung reicher, die Scheunen und Vorratskammern



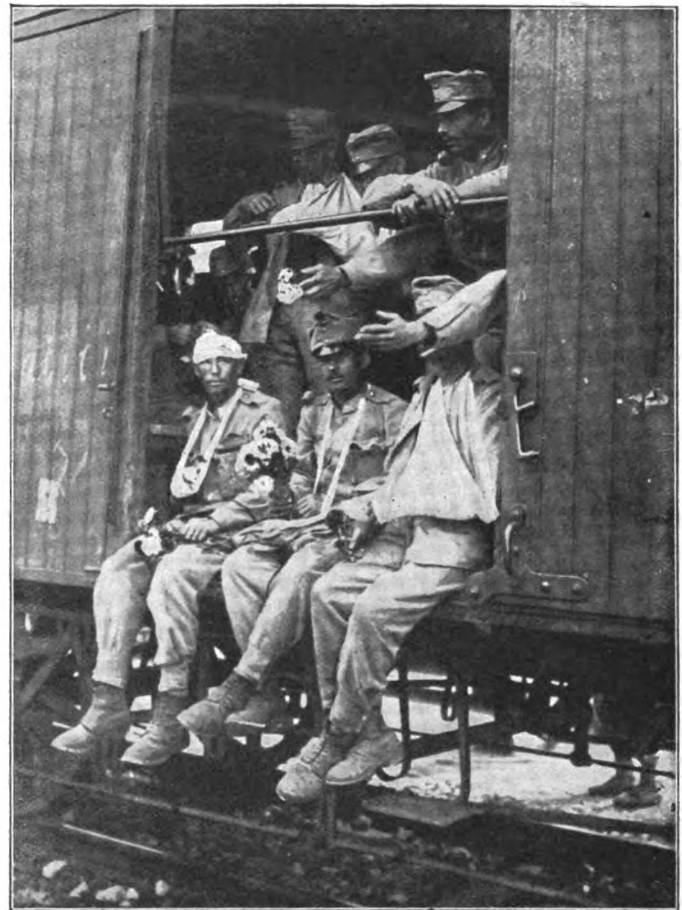
Erzherzog Franz Salvator verabschiedet sich von den Ärzten und Offizieren des Roten Kreuzes vor ihrer Abfahrt aus Wien nach dem Kriegschauplatz.



Fahnenweihe des ersten Honved-Infanterie-Regiments in Budapest.



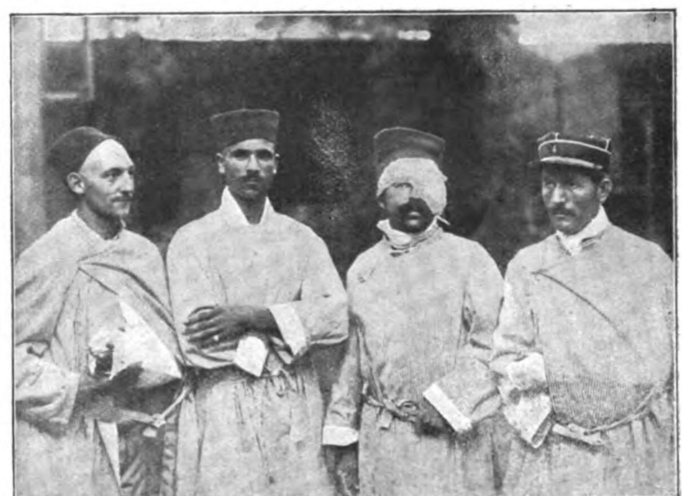
Abschied der nach Galizien fahrenden ungarischen Soldaten.



Rückkehr leichtverwundeter ungarischer Soldaten nach der Schlacht bei Lemberg.



Ankunft serbischer Kriegsgefangener in Budapest.

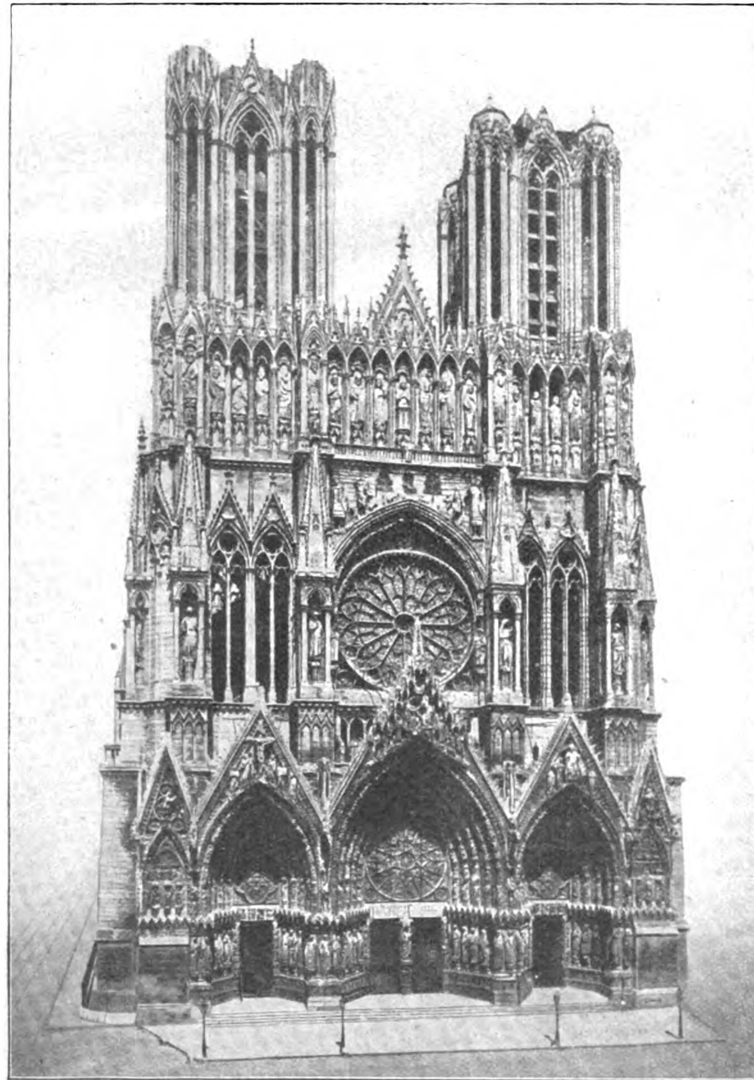


Gefangene verwundete algerische und französische Soldaten.

(Photographien von der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.)

unvergleichlich voller sind als in Serbien, dem öden Heimatland.

Die serbischen Ausfälle umfassen die ganze Linie von der Mündung der Drina in die Save bis gegen Semendria an der Donau. Nach kurzen Gefechten wurden aber die Serben stets von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgeschlagen, wobei jene zum Teil schwere Verluste erlitten. Eine außergewöhnlich große Niederlage hatten die Serben im Raume Jarak—Mitrowitza zu verzeichnen, wo die zu den besten serbischen Truppen zählende Timokdivision, die sich auch in den Balkankriegen ausgezeichnet hatte, beinahe ganz vernichtet worden ist. Die Timokdivision hatte schon in den Kämpfen bei Waljevo große Verluste erlitten. Am 5. September wagte sie trotzdem in der Stärke von über 12 000 Mann unter dem Kommando des Generals Stefanowitsch einen Vorstoß über die Save, der scheinbar gegen das von Schwaben bevölkerte südungarische Städtchen Ruma gerichtet war. Die Serben setzten bei Klenak, Jarak, Progor und Kuwinowa in kleinen Gruppen auf Kähnen über die Save, während bei Mitrowitza und Djakowo kleinere Übergänge auf Schiffbrücken erfolgten. Die österreichisch-ungarischen Truppen erhielten rechtzeitig von den Absichten der Feinde Kenntnis und verstanden es, sich im Halbkreis eine starke Stellung zu verschaffen, die bis zuletzt dem anrückenden Feind geschickt verborgen werden konnte. Da die serbischen Aufklärungstruppen bis über einen Kilometer weit auf keine Gegner stießen, wurde der Übergang der ganzen Timokdivision vollzogen. Da erfolgte aber mitten in der Nacht ein starker Zusammenstoß. Die Serben, die Feldgeschütze und Maschinengewehrabteilungen mit sich geführt hatten, wurden von der österreichisch-ungarischen Artillerie unter ein furchtbares Feuer genommen. Die Entscheidung fiel erst im Laufe des 6. September. Gegen zehn Uhr vormittags, als die Serben die Save schon überschritten hatten, wurde der Kampf von seiten der k. u. k. Truppen ernstlich aufgenommen. Zum Hauptkampf kam es gegen vier Uhr nachmittags. Ein heldenhaftes Ringen begann, und nach dreistündiger Dauer war der Kampf zugunsten der Österreicher und Ungarn entschieden. Die Niederlage der Serben war eine ungeheure; 5000 Mann wurden gefangen genommen, der Rest getötet oder verwundet. Nur wenigen war es beschieden, sich schwimmend über die Save zu retten.


Die Kathedrale von Reims.

Das Heldengrab bei Pewlingen.

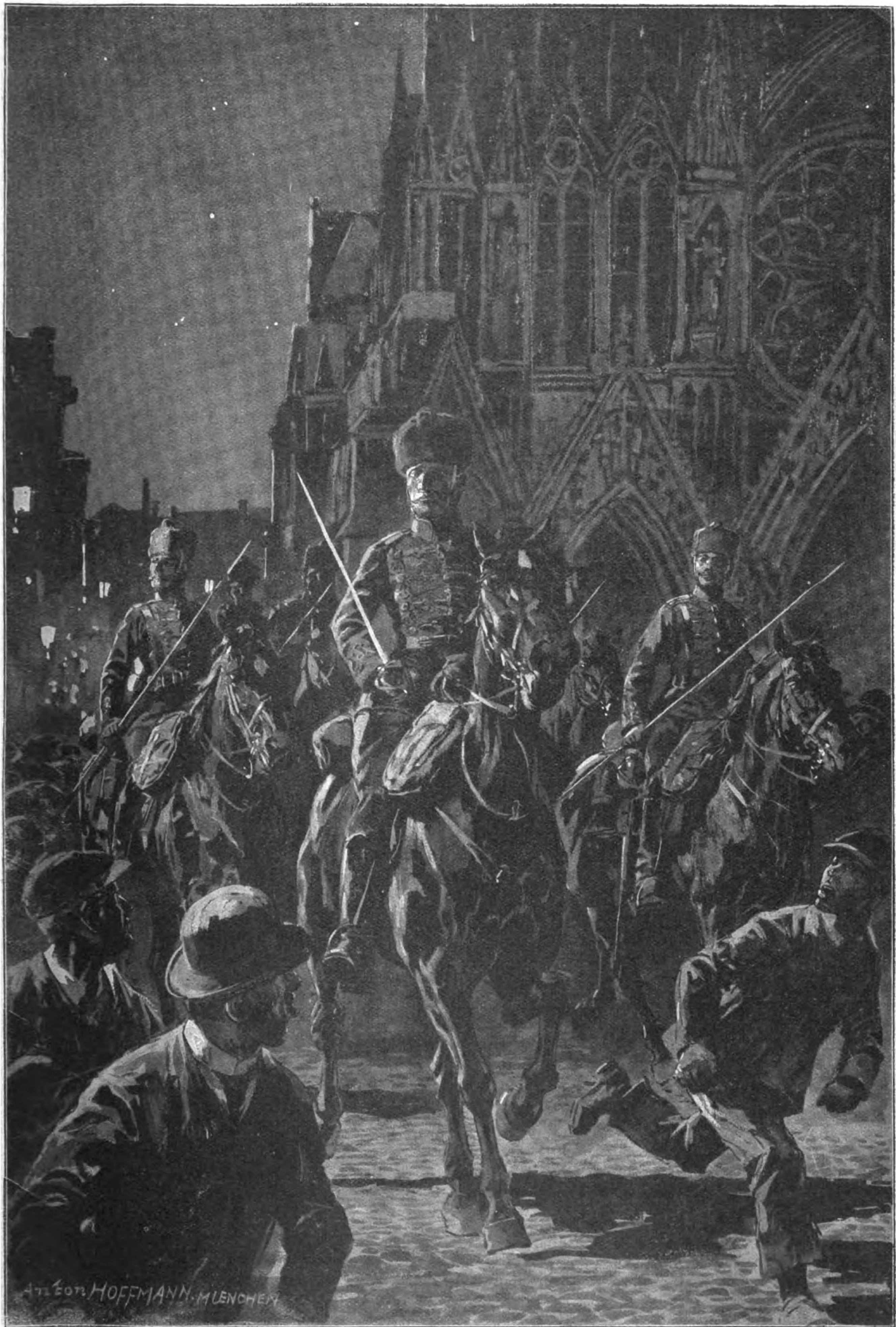
Still liegt das Lothringer Land. Drei Tage sind vergangen, seit die Schlacht über diese schmalen Höhenzüge und durch die weite Ebene wogte. Drei Tage, drei Nächte — und man merkte kaum, daß Tag und Nacht wechselten. Es ist, wie wenn das Lothringer Land sich besänne, wie wenn es jetzt dazu erwachte, die großen, starken, gewaltigen Eindrücke dieser Tage vom 19. bis zum 21. August in sich zu sammeln; dieser Tage, die es nie vergessen wird. Die Wunden, die ihm dieser Krieg schlug, werden heilen. Wo Deutschlands Söhne fielen, spielen heute Lothringer Kinder, die vergaßen, daß die Mütter weinten und daß die Greise mit erschreckten Augen in das Dunkel der Keller starrten, über die die Schlacht hinwegraste. Aber diese Kinder werden Männer sein, und die Söhne derer, die auf der Walstatt blieben, werden groß werden. Wie ein ewig kraftgebender Quell ist Deutschlands Jugend, die einmal wieder bauen wird, was dieser Sommer niedertrat. — Aber vergessen kann das Land nicht. Von Höhe zu Höhe trug der Sieger die wehenden Fahnen. Hier warf Deutschland seine starke, lachende Jugend dem Feind entgegen, und obgleich Ströme von Blut flossen: Lothringen, das vor vierundvierzig Jahren deutsche Tapferkeit zurückeroberte, Lothringen wird deutsches Land bleiben.

Als die Reiterscharen über die Felder stürmten, brausend, wie ein schwellender Waldbach, westwärts zur Grenze hin, und hintendrein die Infanterie, und unsere Batterien die donnernden Grüße über die verfolgenden Bataillone dem fliehenden Feinde nachsandten, rief's von Höhe zu Höhe: Viktoria! Und ganz Deutschland stand auf und grüßte die Tapferen, die in dreitägigem Ringen Lothringen reingefegt hatten und dann jenseits der Grenze standen, eiserner Wall, lebendige Mauer, Grenzwacht an den Hängen der Vogesenberge.

Die stille lagen in den Feldern, die Opfer dieser blutigen Tage, trug man dorthin zusammen, wo an einem der Geländerücken hin die Straße von Mörchingen aus südwestwärts zieht, Dieuze zu. Hart am Straßenrand, bei dem Dorf Pewlingen, liegt das Grab, in dem die Helden des Tages von Mörchingen, von Conthil, von Bergaville Ruhe fanden; und eingestreut in die Lothringer Lande, bei Dieuze, bei Delme, auf den Höhen, von denen man weit nach dem Westen hin und weit nach Osten sieht, sind die vielen Gräber; deutsche Jugend von der Elbe, aus Sachsen, von den bayrischen Wäldern, aus der lustigen Pfalz, aus den Tälern bei Kolmar und vom Schwarzwald, schläft hier. Im Sturm fand sie die Kugel, während sie jeden Fußbreit des Lothringer Landes wie die Löwen zurückeroberten. Siegend gaben sie ihr Blut. Deutsche Erde hat's getrunken. In deutscher Erde ruhen sie: siegende Helden, die wir segnen, und deren Deutschland nie vergessen wird.

Einmal wird dort auf der Höhe ein Denkstein stehen und auf dem Stein die Namen derer, die hier schlafen. Und aus allen deutschen Gauen werden die Pilger kommen, ein langer Zug derer, die das Beste dem Vaterland gaben: ihre Söhne! Auf dem Hügel, den ein Kreuz schmückt, liegen Blumen und schnell gewundene Kränze; Blumen, die in den bescheidenen Gärten stiller Dörfer blühten. Lothringer Kinder kommen und bringen den Toten den Gruß derer, die leben, Kinder, die wissen, daß ein jeder von denen, die schlafen, eine Mutter hatte, und die wissen, daß man Helden ehren muß und nie ihrer vergessen darf.

Während ich dort oben stand, am Grab, das im hellen



Einzug deutscher Husaren in Reims.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Licht eines sonnigen Septembertags lag, stand eine Frau am Grab; Blumen hielt sie in Händen, und Tränen, stille Tränen tropften langsam auf die Blumen herab, die sie tranken wie Morgentau. Einer, dessen Name in den Listen der Toten steht, war vor sechs Wochen fortgezogen, dem Ruf des Vaterlands folgend, das seine Männer rief. Jetzt lag er hier und schlief mit hundert Kameraden, schlief als einer der Treuen, die ihr junges Leben gegeben haben, damit Deutschlands Fahnen über die Grenze getragen werden konnten. Neben der Mutter stand ich, und als sie die Blumen niederlegte, die sie daheim gepflückt, Gruß der Heimat an ihr Kind, fanden sich unsere Hände, und dies sagte ich der Frau in Trauerkleidern: Unser sind sie, alle, die hier schlafen. Nicht Söhne vieler Mütter. Deutschlands Söhne, Deutschlands Helden. Nimmer wird ihrer vergessen werden. Blumen welken! Ihre Namen aber leuchten heller als dieses Tages strahlende Sonne! Und wenn wir einmal die Glocken hören, die den Frieden einläuten, dann werden Glockenklänge auch über dies Heldengrab gehen: Dank und Gruß an unsere Toten, an unsere tapfere Jugend, an Deutschlands Getreueste, die hier an der Westgrenze die Wacht halten für alle Zeiten.

Während wir Abschied nahmen am Grab, donnerten vom Westen her die Geschütze, deutsche Kanonen, die das eherne Lied singen von deutschen Siegen und deutschen Helden.

Reims.

(Hierzu die Bilder Seite 180 und 181.)

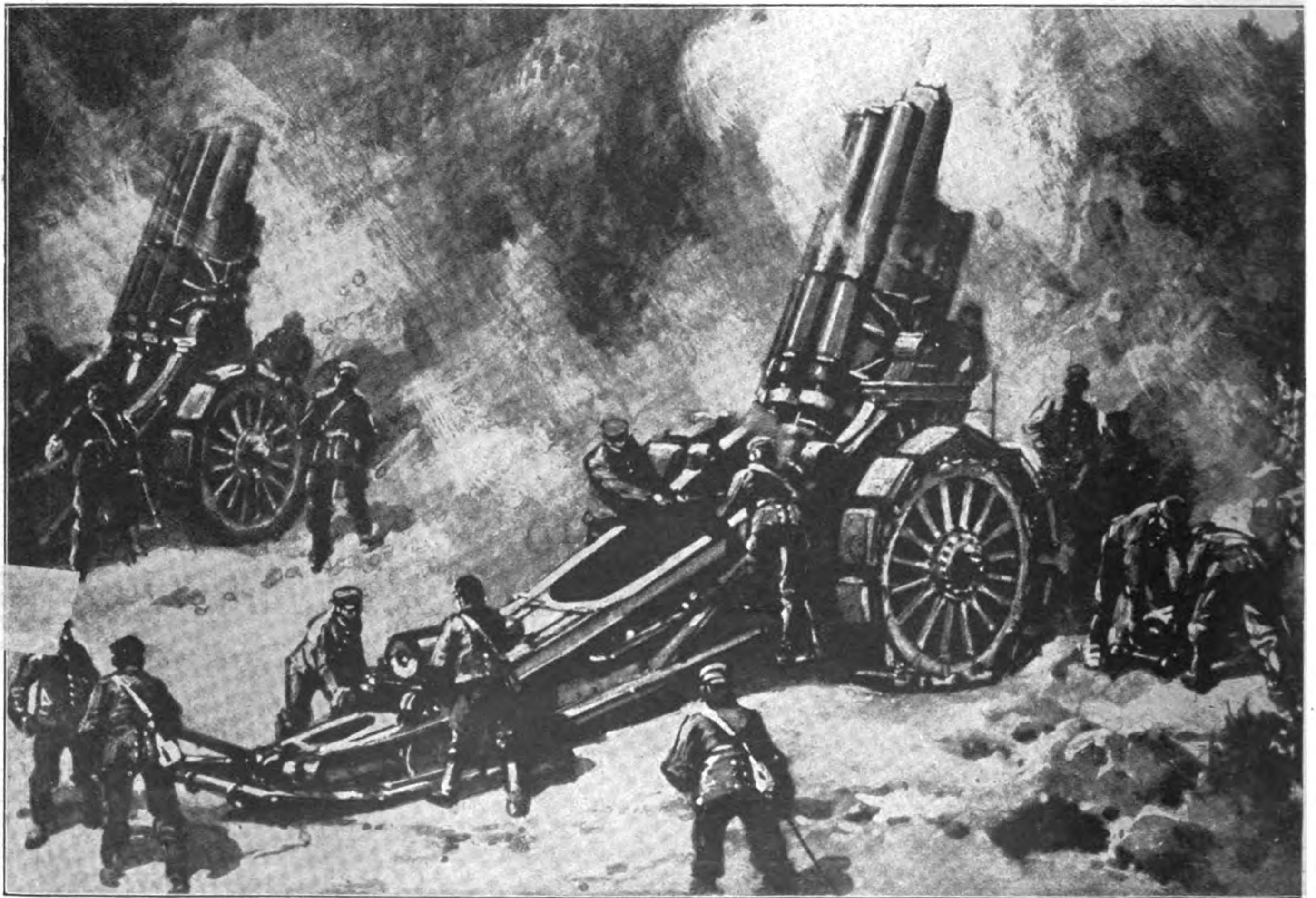
Reims, das die Franzosen durch einen weiten Fortgürtel zu einer mächtigen Festung gemacht haben, ist eine der wenigen Städte, die neben Paris in Frankreich zur Geltung kommen, denn im allgemeinen gilt: Paris ist Frankreich, die Provinz nichts. Reims war durch tausend Jahre Krönungsstadt der französischen Könige. Es hat zwar nicht viel über hunderttausend Einwohner, aber zahlreiche große Straßen und schöne Plätze, eine sehr starke Garnison, wichtige hohe Behörden, eine blühende Tuch- und weltberühmte Schaumweinerzeugung von jährlich etwa zwanzig Millionen Flaschen. Das Wertvollste sind seine zahlreichen von der Römerzeit bis heute bewahrten, zum Teil in den prächtigsten alten Gebäuden untergebrachten Kunstaltertümer, Büchereien, Handschriften usw., vor allem aber die gotische Kathedrale „Notre Dame von Reims“, die, vom 13. bis 15. Jahrhundert erbaut, eine der schönsten Kirchen der Welt ist und herrliche Schätze in sich birgt. Es ist unverantwortlich, eine solche Stadt zur Festung zu machen und all diese unersetzlichen Kulturwerte darin zu belassen, denn trotz der dem Deutschen innewohnenden beinahe religiösen Verehrung der Kunst, die ihm deren Schonung zur selbstverständlichen Pflicht macht, treten im Festungskrieg doch leicht Lagen ein, in denen dies zur Unmöglichkeit wird. Und leider ist es auch so gekommen.

Nun muß es ein merkwürdiges Zusammentreffen genannt werden, daß diese bedeutende Stadt am gleichen Tage wie 1870 von unseren Truppen betreten wurde. Es war der sächsische Husarenrittmeister v. Humbracht, der mit mehreren Offizieren und einem halben Dutzend Husaren die kecke Tat vollbrachte, nicht nur festzustellen, ob die von Landeseinwohnern behauptete Räumung der Stadt seitens der Franzosen wahr sei, sondern sogar, nachdem dies geschehen war, die Festung einfach in Besitz zu nehmen.

Gegen neun Uhr abends ritt die Patrouille durch die belebten Straßen in Reims ein, begab sich schnurstracks nach dem Rathause, erklärte dem Bürgermeister in Gegenwart der Stadtvertreter, daß die Stadt hiermit von den Deutschen genommen sei und er sich als Geisel für die Sicherheit der „Besatzung“ über Nacht im Sitzungssaale aufzuhalten habe. Während nun die Mannschaften mit den Pferden sich einquartierten, blieb der Patrouillenführer mit einem Offizier und einem Unteroffizier bei dem Bürgermeister und entsandte die zwei übrigen Offiziere zu schleunigster Meldung an Division und Generalkommando.

Unser Bild zeigt die wackeren Sachsen, wie sie im Vollmondlicht an der Kathedrale vorbeiziehen und von den Einwohnern angestaunt werden. Eine Kundmachung des Bürgermeisters hatte diese freilich schon in meisterhaft gewählten Worten darauf vorbereitet, daß deutsche Truppen im Anmarsch seien, gegen die eine würdige Haltung zu bewahren Pflicht eines jeden sei, um Unglück zu verhüten. Und man muß den Bewohnern von Reims die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich in jeder Richtung musterhaft benahmen.

Da es sich indes ergab, daß es nicht möglich war, so schnell größere Truppenmengen heranzuziehen, hielt es die



Steilfeuergeschütze der Fußartillerie, aus gedeckter Stellung feuernd.



In die Luft geworfene Panzerdecken eines Forts, die umgekehrt zurückfielen. Phot. W. Braemer, Berlin.

Patrouille für geraten, am Vormittag die Stadt wieder zu verlassen. Als dann die ganze sächsische Brigade v. Suchow anrückte und die Stadt zur Übergabe aufforderte, machte diese Schwierigkeiten. Es kam zum ersten Bombardement, das am 4. September um 8 ½ Uhr morgens begann, aber nur eine Stunde dauerte, da nunmehr auf dem nördlichen Münsterturm die weiße Fahne erschien. Der angerichtete Schaden war nicht groß, und wiederum kam man mit der Bürgerschaft gut aus.

Mit den Gefechten auf der Linie Meaux—Montmirail begann dann jener großartig gelungene taktische Rückzug des deutschen rechten Flügels auf die inzwischen meisterhaft verschanzte Linie Aisne—Oise, der sogar das Lob der englischen Presse fand. Dabei mußte auch Reims aufgegeben werden, und die Franzosen rückten wieder ein. Bei einem neuerlichen Vorstoß der Deutschen, die dabei Chateau Brimont nördlich Reims erstürmten, kam es dann zu dem großen Bombardement, das dank den Lügenmeldungen der feindlichen Presse und dem nicht minder verlogenen Protest der französischen Regierung solchen Staub aufwirbelte. Bloß aus Ingrimm darüber, daß sie die Stadt nicht mehr halten konnten, sollen die Deutschen ihre schweren Geschütze auf Stadt und Kathedrale gerichtet und beide in Grund und Boden geschossen haben. Auch hier ist die Wahrheit durchgedrungen. Die Franzosen hatten dicht neben der Kathedrale ihre Artillerie aufgestellt und einen Beobachtungsposten auf dem Münsterturm, obwohl dieser die schützende weiße Fahne trug. Da dieser Posten mit gewöhnlichem Artilleriefeuer nicht zu entfernen war, wurde er durch einen Mörserschuß verscheucht — aber nur durch einen einzigen. Der Schaden, der an dem ehrwürdigen Münster angerichtet wurde, ist trotz des Brandes, der ein größeres Baugerüst verzehrte, doch nicht so schwer, daß die Wiederherstellung ausgeschlossen wäre. Die alte Königshalle der französischen Könige ist freilich zerstört und auch die übrige Stadt nach Berichten von Augenzeugen aus neutralen Staaten arg mitgenommen. Aber befestigte Stadt bleibt eben befestigte Stadt, und wenn die Franzosen ihre Artillerie im Schutz des Münsters auffahren ließen, mußte das zu entsprechenden Gegenmaßregeln führen, was selbst ausländische Blätter anerkannten.

„Die fleißige Berta".

(Hierzu die Bilder Seite 182 bis 184.)

Wie einem Feldpostbrief zu entnehmen ist, nennen die Stückleute (Bedienungsmannschaften der Geschütze) eine unserer „42er": „die fleißige Berta". Schon im 15. Jahrhundert war es Sitte, den Stücken Namen zu geben. Eines der bekanntesten deutschen Geschütze war „die faule Grete".

Mit den „42ern" meint nun die ganze Welt die 42-cm-Haubitzen, von denen man zuerst nach dem Fall von Lüttich hörte. Sie haben dort und später vor anderen Befestigungen so rasche und gründliche Arbeit geleistet, daß sie wohl das Lob „fleißig" verdienen. Und „Berta" heißt bekanntlich die Erbin des Hauses Krupp, die einen Herrn v. Bohlen und Halbach geheiratet hat. Herr v. Bohlen erhielt aus diesem Anlaß den Namen Krupp-v. Bohlen und Halbach, so daß die Möglichkeit gewahrt bleibt, den Namen Krupp der Nachwelt in lebendigen Vertretern, nicht nur in Gestalt von Geschützen zu erhalten. So wird also Frau Berta Krupp-v. Bohlen wohl oder übel Patin der großen „Hauptbüchse" geworden sein, wie man die schwersten Geschütze unter Herzog Ulrich I. von Württemberg nannte. Daraus wurde „Haubitze", wie wir sie heute wieder nennen.

Über die Feldhaubitzen, von denen es leichte (bei der Feldartillerie) und schwere (bei der Fußartillerie) gibt, werden wir in einem späteren Artikel berichten. Angesichts der Verwendung der schweren Feldhaubitze in diesem Kriege werden voraussichtlich die Benennungen nach dem Friedensschluß geändert werden. „Feld" und „Fuß" waren überhaupt niemals glückliche Gegenüberstellungen. Die Fußartillerie hatte an Steilfeuergeschützen, das heißt solchen, die in hohem Bogen schießen, so daß die Geschosse von hoch oben herunterfallen, außer der 15-cm-Haubitze noch als schwerste Kaliber den 21-cm-Mörser und in einigen Festungen die 21-cm-Haubitze. Diese Geschütze, bei denen also das Geschoß einen Durchmesser von 21 Zentimeter an seinem zylindrischen Teil hat, waren und sind für den Festungskrieg bestimmt, und schwerere führte nur die Flotte einschließlich der von ihr bedienten Küstenwerke.

Nicht viel anders mag es auch in anderen Heeren gewesen sein, so daß die stärksten Festungswerke für genügend gehalten wurden, wenn sie der 21-cm-Mörsergranate widerstanden. Das heißt, einer andauernden Beschießung durch 21-cm-Granaten hätte, wenn diese aus nicht zu großer Entfernung stattfand, schließlich keine Festung standhalten können. Immerhin rechnete man bisher mit Wochen oder Monaten für die Bezwingung energisch verteidigter neuer Festungen.

Da schlug es denn wie eine Bombe ein, als man hörte, Lüttich sei im Sturm von unseren Truppen genommen und die starken Forts durch verhältnismäßig wenige Schüsse unserer 42-cm-Haubitzen in Trümmer gelegt worden. Nicht viel anders ging es bald darauf mit Namur. Die

beiden genannten Maasfestungen wurden vor 20 Jahren nach den Plänen des berühmten Festungsbauers General Brialmont erbaut zu dem ausgesprochenen Zweck, die belgische Neutralität zu schützen, die man damals schon durch Deutschland oder Frankreich für bedroht hielt, weil die deutsch-französische Grenze nach 1871 beiderseits so stark geschützt worden war, daß man von der einen oder anderen Seite ihre Umgehung auf dem Wege über Belgien gewärtigen zu sollen glaubte. Zusammen mit Antwerpen bildeten sie die ganze Hoffnung des belgischen Volkes, das dem persönlichen Kriegsdienst abhold war und lieber viel Geld für teuere Festungen ausgab, als eine kriegsfertige Feldarmee aufstellte. Es war daher schwer zu sagen, ob Wut oder Verzweiflung vorherrschten, als nach dem Kartenhaus der belgisch-englisch-französischen Verschwörung zum Einbruch in Deutschland nun auch noch eine Maasfestung nach der anderen wie ein Kartenhaus zusammengeblasen wurde.

Und wie ging das zu? In aller Stille hatte das Haus Krupp die 42-cm-Haubitzen hergestellt, deren Geschosse also den doppelten Durchmesser der 21-cm-Granate haben. Während jene schon zentnerschwer waren, wiegt in diesen allein die Sprengfüllung ohne das Stahlgehäuse soviel, und die Geschosse haben annähernd die Höhe eines kleinen Mannes. Auch die Treffsicherheit und die Schußweite eines Geschützes wächst außerordentlich durch Verdopplung des Kalibers. Man kann sie also weit über eine deutsche Meile vom Ziel aufstellen und doch vorzügliche Wirkung haben.

Man ermittelt zunächst mit einem leichteren Geschütz die Entfernung, wobei ein Fesselballon den Beobachter trägt, prüft sie mit einigen Schüssen, und das Zerstörungswerk beginnt. Solch schwere Geschütze haben die Schattenseite, daß sie nicht viele Schüsse aushalten; dann sind sie verbraucht und müssen zum alten Eisen wandern, obwohl ihre Herstellung sehr viel Geld gekostet hatte. Auch mit den Geschossen und dem Pulver muß man sparen, da jeder Schuß aus ihnen ein kleines Vermögen bedeutet. An Zeit rechnet man 10 Minuten für den Schuß beim Geschütz. Daher das „Einschießen", wie man bei der Artillerie das Ermitteln der Entfernung nennt, mit kleineren Stücken. Ein alter Vers sagt zwar: „Eine jede Kugel trifft ja nicht." Aber in der Herstellung genau schießender Stücke ist das Kruppwerk Meister.

Es handelt sich darum, in den Forts die Panzertürme selbst oder ihre unmittelbare Umgebung zu treffen. Die Panzertürme drehen sich, elektrisch und mit hydraulischer Kraft bewegt, rechts und links mitsamt dem in ihnen stehenden Geschütz, wenn dieses mehr Richtung nach der Seite nehmen soll. Die Höhenrichtung nimmt das Geschütz ohne Inanspruchnahme des Turmes. In jedem der größeren Werke von Lüttich und Namur waren, außer anderen, zwei so gepanzerte 21-cm-Geschütze. Wir sehen im Bild (Seite 184) die flache Kuppel aus Gußstahl auf der walzenförmigen Turmwand und das Stahlgehäuse, in dem der Turm sich dreht. Das Stahlgehäuse ist in einen mächtigen Betonklotz eingelassen. Schon früher rechnete man damit, daß der Turm unbrauchbar würde, wenn die 21-cm-Granate unglücklicherweise gerade den empfindlichen Rand träfe. Bei der 42-cm-Granate ist dies nicht mehr nötig. Wir sehen, daß eine solche in den Betonklotz eingedrungen ist, die Hohlräume, in denen die Besatzung lebt, freigelegt, die Stahlschale zerbrochen und den Turm schief gestellt hat. Die Bemannung darf man als durch den Gasdruck getötet annehmen.

Noch schrecklicher hat die Granate auf Bild Seite 183 gehaust. Wir sehen da den Kraftfahrer und den Artillerieoffizier auf dem ebenfalls mehrfach gebrochenen Stahlgehäuse des Turmes stehen, den Turm selbst aber derart herausgeworfen, daß er, das Unterste zu oberst gekehrt, uns die Maschinerie zeigt, auf der der Turm sich drehte. Das mittlere große Loch scheint die Kappe zu sein, mit der das ganze drehbare System auf dem Bolzen aufsaß. Von den beiden Zahnrädern gab das eine dem Turm die wagrechte Drehung, das andere dem Geschützrohr, das zu unterst auf dem Rücken liegend gedacht werden muß, die Höhenrichtung.

An den Panzertürmen, die wir die „edlen Teile" eines Werkes nennen können, vorbeigehende Granaten sind darum nicht verloren, soweit sie nur nicht das Werk überhaupt fehlen, und das dürfte kaum vorkommen. Sie haben dann statt der „Demontier-" eine „Demolier-" oder eine „Breschewirkung". Eine Bresche entsteht, wenn die Mauer eines Festungswerks so einstürzt und der Wall derart nachrutscht, daß die Sturmkolonnen auch ohne Leitern oder sonstiges Sturmgerät hinaufrennen können. In ähnlicher Weise wurde in anderthalb Tagen Manonviller, das mächtigste französische Sperrfort, vom Bahnhof Deutsch-Avricourt aus bezwungen.



Die mehrere Meter starke Betondeckung eines belgischen Forts, die ebenso wie die beweglichen Panzertürme durch einen Schuß der deutschen 42-cm-Haubitzen zerstört wurde. Der Schuß drang bis zur Munitionskammer durch, so daß das ganze Fort in die Luft flog.

Ein Vater seinen ausmarschierenden beiden Söhnen.

Von Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Ritter in Kleve.

Ihr ziehet aus — ein Heer von Millionen —
Das alles läßt, was es ans Leben band.
Lebt wohl! Ihr alle steht in Gottes Hand,
Es gilt den heil'gen Kampf fürs Vaterland,
Sein Dank wird Eure Todestreue lohnen.

Wohl Euch, daß Euch das Schicksal hat erlesen,
Mit Euren Brüdern in den Kampf zu ziehn.
Um Weib und Kind laßt alle Sorge fliehn,
Mit Gott voran! Er hilft, vertraut auf ihn.
Zieht hin! — Ihr seid das Liebste uns gewesen.

Zieht hin und nehmet Eurer Mutter Segen
Und Eures Vaters mit ins Feld hinaus.
Wo Ihr auch seid, Ihr wißt ein Elternhaus,
In dem sich im Gebet tagein, tagaus,
Allnachts die Hände ineinander legen.

(Schwäb. Merkur.)



Einzug der deutschen
Aufmarsch auf dem Marktplatz vor der Pari
Nach einem Originalgemälde vo



ruppen in Brüssel.

. — Links Rathaus, rechts Gildenhäuser.

Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Eine Folge der montenegrinischen Kriegserklärung an Österreich-Ungarn war die Beschießung von Antivari durch unsere Verbündeten. Am 10. August brachte der aus Antivari kommende Dampfer „Brindisi" die Nachricht, daß am Tage vorher um 8 Uhr 30 früh die Beschießung begonnen hatte. Um acht Uhr waren zwei österreichisch-ungarische Kreuzer erschienen und teilten der Funkentelegraphenstation mit, daß sie nach zwanzig Minuten die Beschießung eröffnen würden. Bald nach Ablauf der gestellten Frist begann das Bombardement, das auf die Gebäude einer Handelsgesellschaft und die funkentelegraphische Station gerichtet wurde. Am 11. August nachmittags wurde über die montenegrinische Küste die Blockade verhängt. Den Schiffen der befreundeten und neutralen Mächte wurde eine vierundzwanzigstündige Frist zum Auslaufen gewährt. Wenige Tage darauf ist nach den Meldungen italienischer Blätter ein britisch-französisches Geschwader in den Gewässern der Adria bei der Insel Zante gesichtet worden.

Wie wenig sich die Engländer aus geschlossenen Verträgen und Vorschriften des Völkerrechts machen, beweist die Erzählung des Schiffskommandanten Kapitän Grimme, der am 27. August mit dem Dampfer des Österreichischen Lloyd „Trieste", aus Kalkutta kommend, in Fiume eingetroffen war. Der Schiffskommandant erzählte, das Schiff sei am 1. August in Port Said eingetroffen, wo die englische Hafenbehörde trotz des internationalen Charakters des Suezkanals die Weiterfahrt verboten habe. Die Engländer wollten am 5. August den Marconiapparat des Dampfers entfernen und beließen ihn erst dort, nachdem sich der Schiffskommandant ehrenwörtlich verpflichtet hatte, daß er den Apparat nicht weiter benutzen werde. Den in Port Said befindlichen deutschen Schiffen wurden Schwierigkeiten bereitet und ihre Marconiapparate von den Engländern an Land geschafft. Der Dampfer „Derfflinger" des Norddeutschen Lloyd wurde an der Weiterfahrt dadurch verhindert, daß ihm ein wichtiger Maschinenbestandteil weggenommen wurde.

Am 13. August mittags sank der österreichisch-ungarische Dampfer „Baron Gautsch" auf der Fahrt von Lussin Grande nach Triest. Es wurden im ganzen 130 Personen von den Passagieren und der Mannschaft gerettet, 20 Leichen geborgen.

Man glaubte allgemein, der Dampfer sei auf eine Mine gestoßen, aber der Seeoffizier Joseph Luppi, der zweite Kapitän des gesunkenen Schiffes, erklärte mit Entschiedenheit, daß es nicht auf eine Mine aufgelaufen, sondern das Opfer eines Bombenattentats geworden sei. Er schilderte den Augenblick des Untergangs folgendermaßen: „Bis halb zwei Uhr nachmittags versah ich meinen Dienst auf der Kommandobrücke, dann wurde ich abgelöst. Ich schlief in meiner Kajüte, als gegen drei Uhr plötzlich ein dumpfer Krach ertönte und mich aufschreckte. Heißer Dampf und Rauch drangen zu mir herein. Ich eilte an Deck, erreichte aber die Kommandobrücke nicht, da aus dem Maschinenhause starker Qualm hervorbrach. Auf Oberdeck waren etwa vierhundert Passagiere, die sich alle mit Rettungsgürteln versahen. Das Schiff sank, das Wasser drang durch die offenen Kajütenfenster und füllte das Schiff in kaum vier Minuten." — Luppi rettete vierzig Personen in einem Boot. Kaum hatte er abgestoßen, so sank das Schiff und riß alle mit, die sich noch auf Deck befanden. Diejenigen, die mit Rettungsgürteln ins Wasser gesprungen und etwa zehn Meter fortgeschwommen waren, konnten gerettet werden, die anderen wurden vom Strudel hinabgerissen. Luppi gab Signale von seinem Boot aus, und bald dampften einige Torpedoboote heran, die die im Meer schwimmenden Personen aufnahmen. Bei fünfundzwanzig der Umgekommenen wurde festgestellt, daß sie durch flüssiges Naphtha getötet worden waren. Die Katastrophe ist zweifellos durch eine im Maschinenraum verborgene Höllenmaschine verursacht worden, die auch das Naphthareservoir zerriß. Zweihundert Personen wurden sogleich gerettet, mehrere wurden später noch eingebracht. Kapitän Winter und der Erste Offizier Tenze blieben bis zum letzten Augenblick auf der Kommandobrücke. Winter konnte sich retten, Tenze kam im Naphtha um.

* * *

Unsere erste große Waffentat in Belgien, die Einnahme von Lüttich, hätte uns gewiß das Recht gegeben, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten und nur unser Schwert über die Zukunft Belgiens entscheiden zu lassen. Da aber unser Krieg kein Eroberungskrieg ist, wie die deutsche Regierung bei jeder Gelegenheit betont, so hat sie, obwohl uns der Weg nach der belgischen Hauptstadt nunmehr offen stand, doch noch einmal die Hand zur Versöhnung gereicht und der belgischen Regierung das Angebot wiederholt, das sie ihr bereits vor Betreten des belgischen Bodens gemacht hatte.

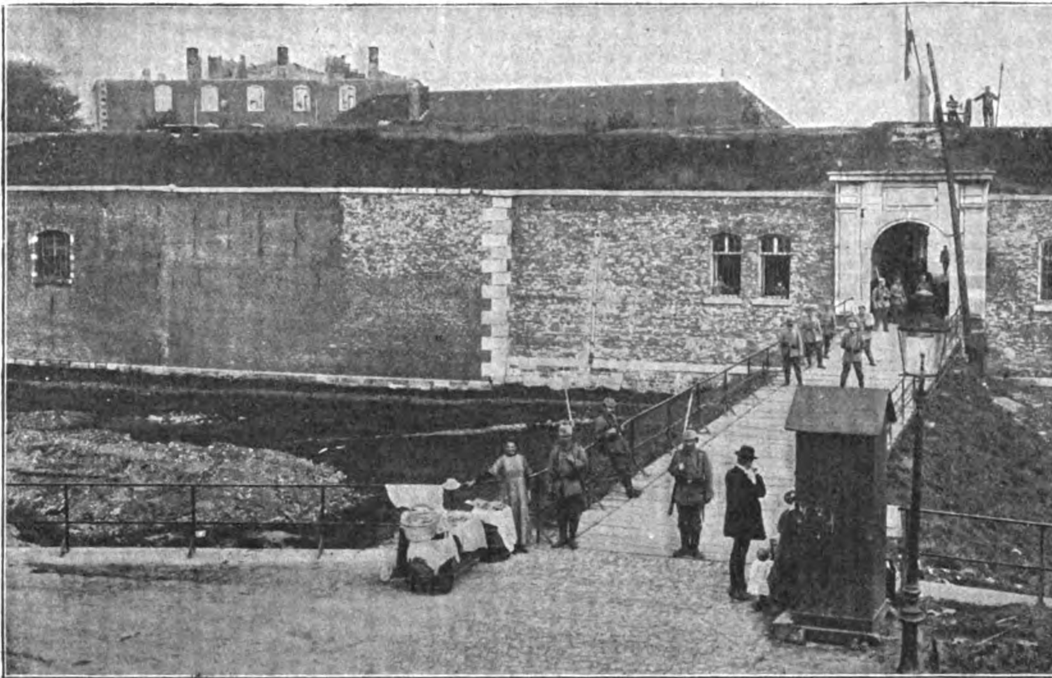
Nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 17. August lautete die von der deutschen Regierung gleich nach der Eroberung Lüttichs durch Vermittlung einer neutralen Macht an die Regierung in Brüssel gerichtete Erklärung folgendermaßen:

„Die Festung Lüttich ist nach tapferer Gegenwehr im Sturm genommen worden. Die deutsche Regierung bedauert es aufs tiefste, daß es infolge der Stellungnahme der belgischen Regierung gegen Deutschland zu blutigen Zusammenstößen gekommen ist. Deutschland kommt nicht als Feind nach Belgien. Nur unter dem Zwang der Verhältnisse hat es angesichts der militärischen Maßnahmen Frankreichs den schweren Entschluß fassen müssen, in Belgien einzurücken, und Lüttich als Stützpunkt für seine weiteren militärischen Operationen besetzen müssen. Nachdem die belgische Armee in heldenmütigem Widerstand gegen die



Phot. A. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg.

Generaloberst v. Kluck.



Die Zitadelle in Lüttich von deutschen Truppen bewacht. Phot. R. Sennecke, Berlin.

große Überlegenheit ihre Waffenehre auf das glänzendste bewährt hat, bittet die deutsche Regierung S. M. den König und die belgische Regierung, Belgien den weiteren Schrecken des Krieges zu ersparen. Die deutsche Regierung ist zu jedem Abkommen mit Belgien bereit, das sich irgendwie mit der Rücksicht auf ihre Auseinandersetzung mit Frankreich vereinigen läßt. Deutschland versichert nochmals feierlichst, daß es nicht von der Absicht geleitet gewesen ist, sich belgisches Gebiet anzueignen, und daß ihm diese Absicht durchaus fernliegt. Deutschland ist noch immer bereit, das belgische Königreich unverzüglich zu räumen, sobald die Kriegslage es ihm gestattet."

Belgien antwortete darauf kühl ablehnend:

„Der uns von der deutschen Regierung unterbreitete Vorschlag wiederholt die in dem Ultimatum vom 2. August formulierte Forderung. Getreu seinen internationalen Verpflichtungen kann Belgien nur seine Antwort auf dieses Ultimatum wiederholen, umso mehr, als seit dem 3. August seine Neutralität verletzt und ein schmerzvoller Krieg in seine Gebiete getragen worden ist und die Garantiemächte loyal und unverzüglich seinem Hilferuf entsprochen haben."

In Brüssel hat man sich wohl der Täuschung hingegeben, die deutsche Regierung werde in Erwartung der Antwort auf ihre Note die kriegerischen Operationen einstellen. Diese Hoffnung Belgiens geht schon daraus hervor, daß es längere Zeit mit der Antwort zögerte. Unsere Truppen ließen sich aber nicht im geringsten aufhalten, ja, es ist sogar möglich, daß unsere Kriegsleitung in Belgien von diesem Schritte der deutschen Regierung nicht einmal etwas gewußt hat.

Der Fall von Lüttich wurde dem belgischen Volke noch mehrere Tage verschwiegen, und die Zeitungen wußten nur von großen Siegen der Belgier und deren Tapferkeit zu erzählen, die von der französischen Regierung durch Verleihung der Militärmedaille an den König der Belgier und der Ehrenlegion an die Festung Lüttich anerkannt worden sei.

Trotz dieser angeblichen belgischen „Siege" eilten unsere Truppen rasch vorwärts auf die Hauptstadt zu. Am 19. August erreichten sie Tirlemont (flämisch: Thienen), wo sie ein Gefecht zu bestehen hatten. Sie eroberten eine Feldbatterie, eine schwere Batterie, eine Fahne und fünfhundert Gefangene. Auch diese Niederlage der Belgier wurde dem so nahen Brüssel als Sieg gemeldet. Tirlemont, eine Stadt in der belgischen Provinz Brabant im Arrondissement Löwen, ungefähr vierzig Kilometer in der Luftlinie von Brüssel entfernt, hat etwa 20 000 Einwohner. Sie ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Brüssel—Lüttich, Ramillies—Tirlemont und Tirlemont—Moll, sowie verschiedener Nebenbahnen.

Der König der Belgier muß es wohl gewußt haben, was es mit diesen belgischen Siegen für eine Bewandtnis hatte, denn zu gleicher Zeit kam die Kunde, daß er sich samt seiner Regierung nach Antwerpen zurückgezogen habe, und zwar, wie offiziell erklärt wurde, nur zur größeren Bequemlichkeit für die Regierung und trotz der großen Reihe der belgischen „Siege".

Am 20. August um Mitternacht verbreitete das Wolffsche Telegraphenbüro die lakonische Meldung: „Deutsche Truppen sind heute in Brüssel eingerückt!" Weitere amtliche Nachrichten fehlten noch längere Zeit, und nähere Einzelheiten über die Besitzergreifung Brüssels mußte man vom Reuterschen Büro erfahren. Dieses meldete aus Gent:

Ein Husaren- und ein Ulanenregiment von der deutschen Armee kamen am 20. früh vor den Toren Brüssels an. Der Bürgermeister ging zu ihnen hinaus, um mit ihnen eine



Ein Blick in das Innere der Zitadelle von Lüttich. Phot. R. Sennecke, Berlin.

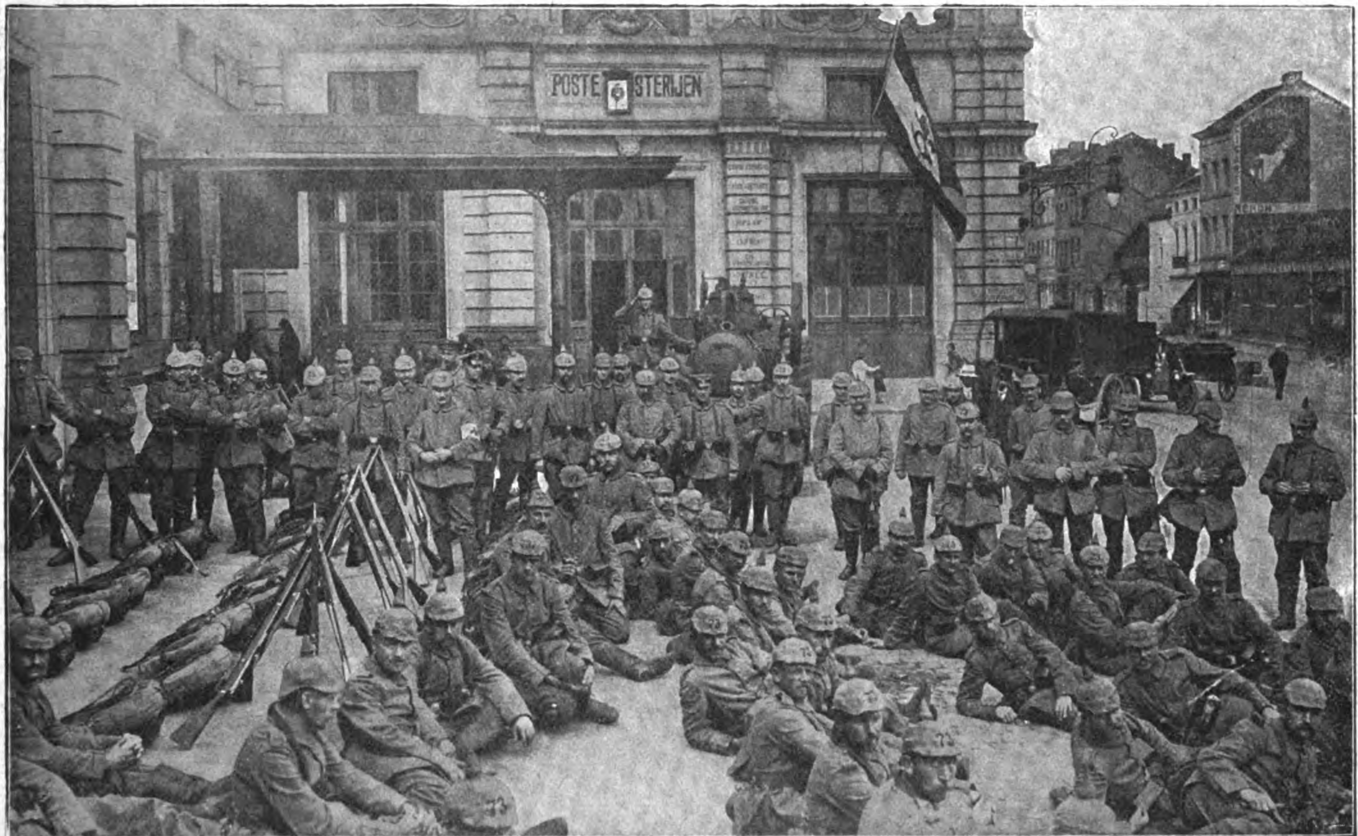
Besprechung zu führen. Nachmittags langten deutsche Offiziere im Automobil an und fuhren zum Rathaus. Die Telegraphenstationen sind geschlossen. Zahlreiche Flüchtlinge sind in Gent und Ostende eingetroffen.

Auch die „Times“ sahen sich veranlaßt, die nicht anzuzweifelnde Besetzung Brüssels durch die Deutschen in folgenden Zeilen zu schildern: „Aufklärer ritten voran, dann folgten Kavallerie, Infanterie, Artillerie und Genietruppen mit Train. Auf hundert Automobilen waren Maschinengewehre aufgestellt. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten. Die Soldaten sangen fortwährend die ‚Wacht am Rhein‘ und ‚Deutschland, Deutschland über alles‘. Die Infanterie marschierte in strammem Schritt. Die Regimenter machten, ungeachtet der Strapazen des nächtlichen Marsches, einen vorzüglichen Eindruck. Die Offiziere setzten sich später in die Kaffeehäuser, aßen, tranken und rauchten. Sie waren sehr zuversichtlich und sprachen von ihrem baldigen Einmarsch in Frankreich.“

Das holländische Büro „Dias“ meldete zu dem Einzug der Deutschen in Brüssel: „Am Donnerstag elf Uhr kamen die ersten Abteilungen deutscher Reiter durch die Löwener Straße, wo ehemals das Tor stand, in die Stadt geritten. Der Bürgermeister war ihnen entgegengegangen. Es war ein peinlicher Augenblick, als bei ihrem Eintreffen eine weiße Fahne hochgehalten wurde zum Zeichen, daß Schutz für die Stadt verlangt werde. Nachdem die Truppen angelangt waren, ritt der befehlshabende Offizier vor und sprach einige Zeit in freundlicher Weise mit dem Bürgermeister, dem er die volle Zusicherung gab, daß der Stadt kein Leid geschehen würde, wenn die Einwohner sich ruhig verhielten und nicht zu Feindseligkeiten übergingen. Einen dahingehenden Aufruf hat der Bürgermeister in den Morgenstunden anschlagen lassen. Das Volk konnte es nicht fassen, daß in so wenigen Stunden die Deutschen in der Stadt sein sollten, und war sehr niedergeschlagen. Die künstlich erhaltene Festigkeit war durch die Meldungen der letzten Tage erschöpft. Seit Mittwoch abend waren die Verbindungen der Hauptstadt mit der Provinz bis auf einige Stunden unterbrochen. Auf den großen Bahnhöfen drängten sich Tausende, die vor der Ankunft der Deutschen die Stadt verlassen wollten, während andere vom Lande eintrafen, um in Brüssel Zuflucht zu finden, denn in den Dörfern herrschte große Furcht. Nur die Bewegungen der Flüchtlinge und der militärischen Kraftwagen zeugten noch von Leben. Das Vieh war längst weggetrieben. Kurzum: nach der Einnahme von Löwen war alles auf den Einzug der Deutschen in Brüssel vorbereitet, wo am Mittwoch abend die Bewohner ihre Waffen auf den Rathäusern ablieferten. Von Löwen wurde das belgische Hauptquartier zunächst nach Mecheln, dann nach Antwerpen verlegt, wo sich die Offiziere in der langen engen Kipdorfstraße einfinden. Auf der Schelde liegen zwei Schnelldampfer der Fahrtlinie Ostende—Dover unter Dampf. Wenn die Deutschen in die Scheldestadt einziehen, soll die königliche Familie diese Schiffe zur Überfahrt nach England benutzen. Die Stadt ist von der ganzen Welt abgeschnitten.“

Wie es nach der Besetzung der belgischen Hauptstadt durch die Deutschen dort aussah, schildert der Bericht eines Brüsseler Einwohners, Victor Boin, der, mit einem Paß der deutschen Militärkommandantur in Brüssel versehen, die Stadt mit dem Rade hat verlassen dürfen und sich bis Antwerpen durchgeschlagen hat. Der Bericht lautet in wörtlicher Übersetzung: „Die Stadt befindet sich im Belagerungszustand. An allen Ecken der Straßen sind Soldaten mit geladenem Gewehr als Schildwachen aufgestellt. Die Kasernen, Bahnhöfe, Post- und Telegraphenbüros, Theater, Schulen, das Palais am Großen Marktplatz und andere öffentliche Gebäude, wie auch die Hotels sind mit Soldaten überfüllt, Einquartierung ist dagegen zunächst nur in die Bürgerhäuser der Vororte gelegt worden. Die Zeitungen erscheinen nicht mehr, nur das frühere Regierungsorgan, ‚Le Journal de Bruxelles‘, bringt auf Befehl des deutschen Militärgouverneurs wenige offizielle Mitteilungen in deutscher und französischer Sprache. Andere Zeitungen in die Stadt zu bringen, ist streng verboten.

Die Lebensmittel in der Stadt beginnen merklich knapper zu werden. Butter, Milch, Eier und Mehl werden sehr teuer. Die Stadt könnte wesentlich besser versorgt sein, wenn nicht die Bauern Angst hätten, zur Stadt zu kommen, da ihre Transporte gewöhnlich schon unterwegs von den deutschen Soldaten requiriert würden. Die Bäckereien müssen Tag und Nacht Brot backen. An die bürgerliche Kundschaft können die Bäckereien nur in beschränktem Umfange liefern, nur alte Kunden bekommen ein Brot im Tag. Von der sozialistischen Bäckerei ‚La Maison du Peuple‘ wurden von der deutschen Kommandantur 80 000 Brote verlangt, die in zwei Tagen gebacken wurden.



Deutsche Soldaten vor dem Hauptbahnhof in Lüttich.

Phot. R. Sennecke, Berlin.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Stimmungsbild aus den Straßen von Brüssel.



Fot: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Rast deutscher Soldaten in Schaerbeek bei Brüssel.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Deutsche Feldöfen auf der Grande Place in Brüssel.

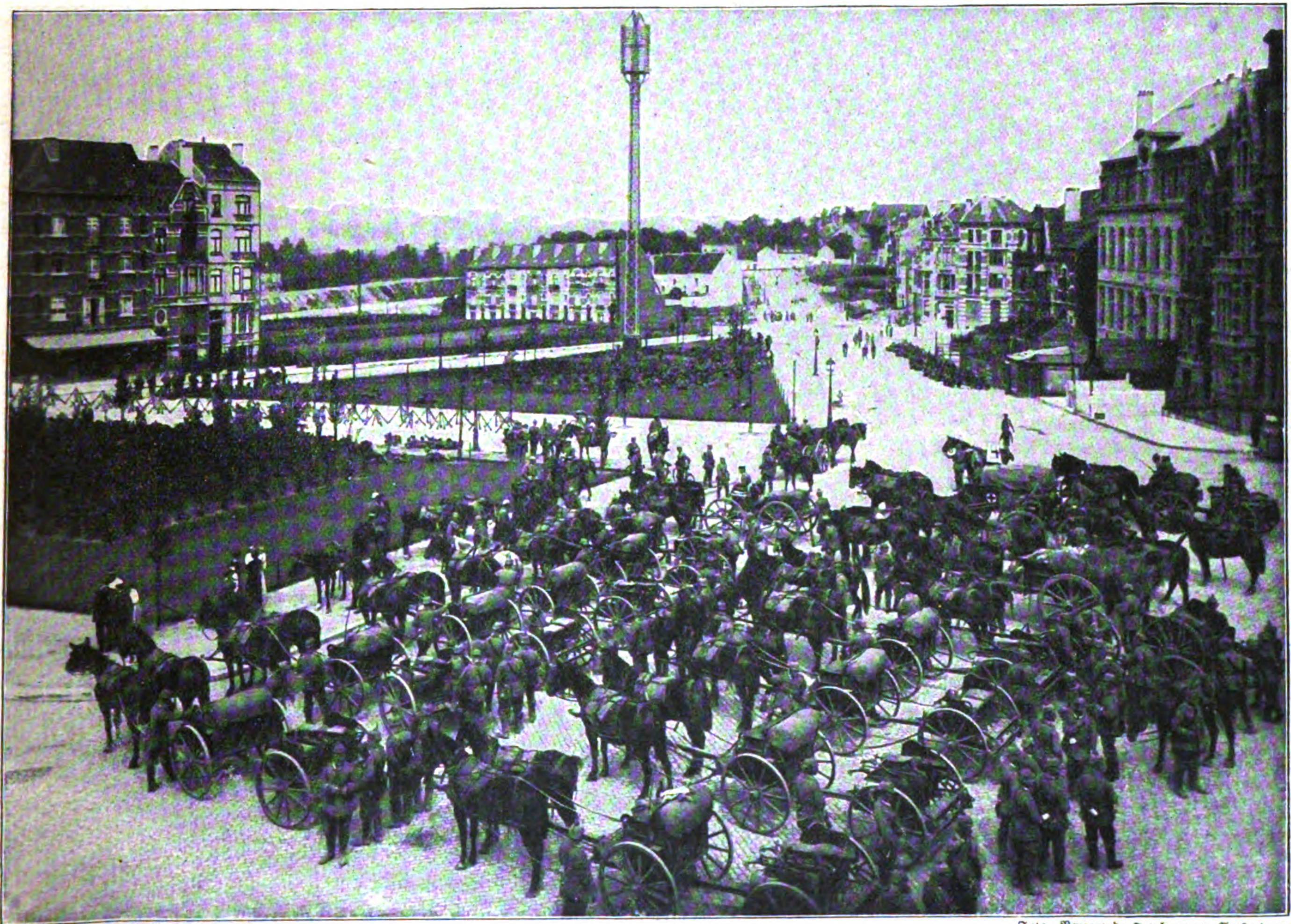


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Deutsche Maschinengewehre in Schaerbeek bei Brüssel.

Alle Lebensmittel- und sonstigen Geschäfte sind während des größten Teils des Tages geschlossen."

Die Besetzung der Landeshauptstadt Brüssel ist in erster Linie von großer moralischer Bedeutung, denn sie kommt fast der Eroberung des Landes gleich. Auch konnten gegenüber der Besetzung von Brüssel die erlogenen Siegesmeldungen unserer Feinde nicht mehr aufrecht erhalten werden. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß Brüssel eine der reichsten Städte ist, wie überhaupt ganz Belgien sich großer Wohlhabenheit und Fruchtbarkeit erfreut. Ein großer Teil unserer Truppen konnte nunmehr von dort aus versorgt und das eigene Land dadurch entlastet werden. Brüssel erhielt eine Kriegssteuer von 200 Millionen Frank auferlegt.

* * *

In den letzten Tagen des Juli und Anfang August glaubte man noch damit rechnen zu dürfen, daß Japan sich auf seiten des Dreibundes stellen und Rußland angreifen werde. Eine solche Entwicklung der Dinge schien deshalb glaubhaft, weil Japan in seinem ruhmreichen Kriege gegen Rußland so schlecht abgeschnitten hatte, daß es nicht einmal eine Kriegsentschädigung erhielt. Die europäische Diplomatie hatte zerstört, was das japanische Schwert errungen hatte. Da lag der Gedanke nicht so fern, daß die Japaner die Gelegenheit benutzen würden, um sich den entgangenen Siegespreis durch einen Angriff auf Rußlands asiatischen Besitz zu holen.

Aber schon in den ersten Tagen des August änderte sich das Bild. Alle europäischen Staaten und auch Nordamerika hatten ihre Neutralität den Kriegführenden gegenüber erklärt, nur die japanische Neutralitätserklärung war ausgeblieben. Unterm 8. August kam aus Tokio die Nachricht: „Mit Rücksicht auf das englisch-japanische Bündnis hat Japan keine Neutralitätserklärung erlassen. Seine Haltung wird von den Ereignissen auf den Meeren des fernen Ostens abhängen." Dies gab zu denken. Die Berufung auf das Bündnis mit England bedeutete ganz einfach Krieg gegen Deutschland, wenn auch nicht in Europa, so doch in den ostasiatischen Gewässern, in erster Linie gegen unsere Kolonie Kiautschou.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.
Deutsche Soldatenpatrouille auf dem Boulevard Anspach in Brüssel.

Bald darauf, das heißt um die Mitte des Monats August, verschwanden plötzlich die an deutschen Hochschulen studierenden Japaner. In München handelte es sich allein um 46 Mediziner. Auf Erkundigungen beim japanischen Konsulat in Berlin wurde diese Tatsache bestritten. Auch alle japanischen Armee- und Marineoffiziere reisten heimlich ab, und auf diesbezügliche Vorstellungen beim japanischen Botschafter in Berlin erwiderte dieser, daß die Abreise der japanischen Armee- und Marineoffiziere darauf zurückzuführen sei, daß die ganze deutsche Armee in kriegerischer Unternehmung stehe, an der fremdländische Offiziere, die zum aktiven Dienst kommandiert waren, nicht teilnehmen dürften. Dagegen blieben sowohl der Militär- als auch der Marineattaché, die zum diplomatischen Dienste gehörten, in Berlin, wie überhaupt mit Ausnahme des seit längerer Zeit beurlaubten Botschafters das ganze Botschaftspersonal sich in Berlin auf seinem Posten befand. — In Regierungskreisen wußte man bereits, was die Stunde geschlagen hatte, und bald sickerten Nachrichten durch von einem Ultimatum Japans an Deutschland. Dieses Ultimatum wurde in der Tat am 19. August überreicht und lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

„Die Kaiserlich Japanische Regierung erachtet es in der gegenwärtigen Lage für äußerst notwendig, Maßnahmen zu ergreifen, um alle Ursachen der Störung des Friedens im fernen Osten zu beseitigen und das allgemeine Interesse zu wahren, das durch den Bündnisvertrag zwischen Japan und Großbritannien ins Auge gefaßt ist, um einen festen dauernden Frieden in Ostasien zu sichern, dessen Herstellung das Ziel des besagten Abkommens bildet. Sie hält es deshalb aufrichtig für ihre Pflicht, der Kaiserlich Deutschen Regierung den Rat zu erteilen, die nachstehenden beiden Vorschläge auszuführen:

1. Unverzüglich aus den japanischen und chinesischen Gewässern die deutschen Kriegschiffe und bewaffneten Fahrzeuge jeder Art zurückzuziehen und diejenigen, die nicht zurückgezogen werden können, alsbald abzurüsten.

2. Bis spätestens 15. September 1914 das gesamte Pachtgebiet Kiautschou bedingungslos ohne Entschädigung den Kaiserlich Japanischen Behörden zu dem Zweck auszuantworten, es gegebenenfalls an China zurückzugeben.

Die Kaiserlich Japanische Regierung kündigt gleichzeitig an, daß, falls sie nicht bis zum 23. August 1914 mittags von der Kaiserlich Deutschen Regierung eine Antwort erhalten sollte, die die bedingungslose Annahme der vorstehenden von der Kaiserlich Japanischen Regierung erteilten Ratschläge enthält, sie sich genötigt sehen wird, so vorzugehen, wie sie es nach Lage der Sache für notwendig befinden wird."

Die japanische Regierung hat sich über den Erfolg ihres Schrittes keiner falschen Vorstellung hingegeben; das geht schon aus dem heimlichen Verschwinden der Japaner hervor, und auch der japanische Botschafter hatte schon längst Berlin verlassen. Dem japanischen Geschäftsträger wurde von der deutschen Regierung am 23. August vormittags folgende mündliche Antwort erteilt:

„Auf die Forderungen Japans hat die deutsche Regierung keinerlei Antwort zu geben. Sie sieht sich daher veranlaßt, ihren Botschafter in Tokio abzuberufen und dem japanischen Geschäftsträger in Berlin seine Pässe zuzustellen."

In dem Verhalten der deutschen Regierung kommt die verdiente Verachtung des hinterlistigen Japanervolkes deutlich zum Ausdruck. Sie fehlt auch nicht in dem halbamtlichen Abschiedsgruß, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" den Japanern widmete.

„Wir lassen die Herren Japaner herzlich gern ziehen, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Sie sind eine fremde Rasse, die von uns gelernt hat und noch viel lernen müßte, ehe wir sie als ebenbürtig ansehen könnten. Darum wollen wir Deutschen als Überlegene, auch, wo uns etwa noch ein kleiner Japaner begegnen sollte, ihn gar nicht beachten und uns um die japanische Botschaft überhaupt nicht kümmern.

Uns ist endgültig das Amt der Schirmer hoher einziger Kultur überlassen worden. Wir werden es führen mit dem der Verteidigung höchster Güter geweihten schneidigen Schwerte. Ein kluger Schriftsteller hat einmal gesagt: ‚Der Brite ist nur Brite ... der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein‘, und dieses Menschentum wird siegen."

In Wien wurde das Verhalten Japans mit aller Ruhe aufgenommen. Die gesamte Presse drückte die Anschauung aus, daß Japans Auftreten im fernen Osten an der allgemeinen Kriegslage weiter nichts ändere. Was jetzt mit den deutschen Kolonien und Schutzgebieten geschehe, habe nur den Charakter von Episoden und sei für den Ausgang des großen Krieges ohne Bedeutung. Die Entscheidung über die gesamte Weltlage und die Zukunft falle auf den Schlachtfeldern des europäischen Festlandes.

Bald darauf verließ auch der japanische Botschafter in Wien seinen Posten, und die diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Österreich-Ungarn wurden amtlich abgebrochen.

Bezeichnend für das hinterhältige Vorgehen der Japaner ist ein Geschichtchen, das die „Vossische Zeitung" seinerzeit mitteilte.

Sie hatte auf die erste Meldung hin, daß die Japaner Anstalten zur Abreise machten, einen ihrer Mitarbeiter zum japanischen Geschäftsträger gesandt. Dieser stellte den Vorgang als sehr harmlos dar. Er behauptete, daß es seinen Landsleuten, da der Draht mit Japan gestört sei, nicht möglich wäre, sich mit Geldmitteln zu versehen, und daß er daher denjenigen, die mit der Heimat wegen Geldsendungen in Verbindung treten wollten, geraten habe, in neutralen Ländern zu versuchen, den Anschluß an den Draht zu erreichen. Dann heißt es wörtlich: „In der Unterredung mit unserem Mitarbeiter, deren Auszug mit Genehmigung des Geschäftsträgers in der ‚Vossischen Zeitung‘ veröffentlicht worden ist, hat der japanische Diplomat ausdrücklich erklärt, daß Japan wisse, welchen Dank es Deutschland schulde, und daß ein Hauptgrundzug des japanischen Charakters die Dankbarkeit sei. Das alles geschah wenige Tage bevor der Geschäftsträger im Auftrage seiner Regierung dem Auswärtigen Amt jene freche Zumutung zustellte."

Das heimtückische Verhalten Japans gegen Deutschland ist nur der erste Schritt zu einem Unternehmen, das sich in seinen letzten Zielen gegen die Niederlassungen aller Europäer richtet. Schließlich wird auch England diese Absicht zu spüren haben, da es ein viel größerer Konkurrent Japans ist als Deutschland. Die Waffen, deren es sich demnach gegenwärtig gegen uns bedient, werden sich einst gegen Großbritannien selbst kehren. Denn die Absichten der „Allasiatischen Gesellschaft", die sich vor einigen Jahren in Tokio gebildet hat, um durch rastlose Tätigkeit den Boden zu erschüttern, auf dem die Macht Europas im fernen Osten ruht, werden durch das Vorgehen Englands nur gefördert, und der „Aufruf an alle Asiaten", den die Gesellschaft durch ganz Asien versandte und der in Europa wenig beachtet wurde, enthält alle Forderungen, mit deren Erfüllung Japan jetzt beginnen will. Die wesentlichen Sätze des Aufrufs lauten:

„Asien liegt im Mittelpunkt der Welt, und alle guten Geister des Himmels und der Erde haben in ihm ihre Wohnstätte. Durch seine Größe, seine hochragenden Gebirge und seine Flüsse, durch die Zahl seiner Einwohner und seine natürlichen Bodenschätze übertrifft es alle übrigen Erdteile. Die Zivilisation aller Zeiten hat in Asien ihren Ursprung genommen, und die größten Weisen aller Jahrhunderte sind Asiaten gewesen. So war es einst, aber in neuerer Zeit sind die Asiaten erschlafft, und gegenseitige Eifersucht hat ihren Aufschwung gehemmt. Dadurch sind die Völker des Westens in unseren Erdteil eingedrungen und schicken sich an, Asien in kurzer Zeit zugrunde zu richten. Jeder wahre Asiate muß Schmerz und Kummer darüber empfinden. Aber dabei darf es nicht bleiben, sondern die Erhebung Asiens muß sofort beginnen. Alle Asiaten sollen an diesem großen Werke teilnehmen, denn sie besitzen alle den gleichen hohen, edlen (!) und reinen Sinn, wie ihn ihre Vorväter besessen haben. Zu diesem Zweck hat sich in Tokio die ‚Allasiatische Gesellschaft‘ gebildet, die den Beitritt aller Gleichgesinnten erwartet und erbittet, um mit ihnen das große Werk der Wiederaufrichtung des alten Asien in Angriff zu nehmen."

Wir werden es gewiß noch erleben, daß England sein Bündnis mit Japan bitter bereuen wird; zunächst freilich sind wir die Leidtragenden, wenigstens soweit das Schicksal unserer Kolonie Kiautschou in Frage steht, auf welche die Japaner es abgesehen haben. Tsingtau, die Hauptstadt der Kolonie, über die wir eingehend bereits auf Seite 161 ff. berichteten, hat eine Besatzung von 2500 Mann, die im Kriegsfall allerdings verdoppelt werden sollte. Diese Verstärkung hat aber wenig zu bedeuten gegenüber einer nach deutschem Muster ausgebildeten japanischen Armee von 740 000 Mann Kriegsstärke und einer Flotte von etwa 50 Schlachtschiffen, ohne die Torpedoboote und anderen kleinen Fahrzeugen. Aber trotzdem wird den Japanern der Sieg nicht leicht werden. Unser dortiger Gouverneur Alfred Meyer-Waldeck telegraphierte am 20. August in Bestätigung der Meldung des japanischen Ultimatums:

„Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Gouverneur."

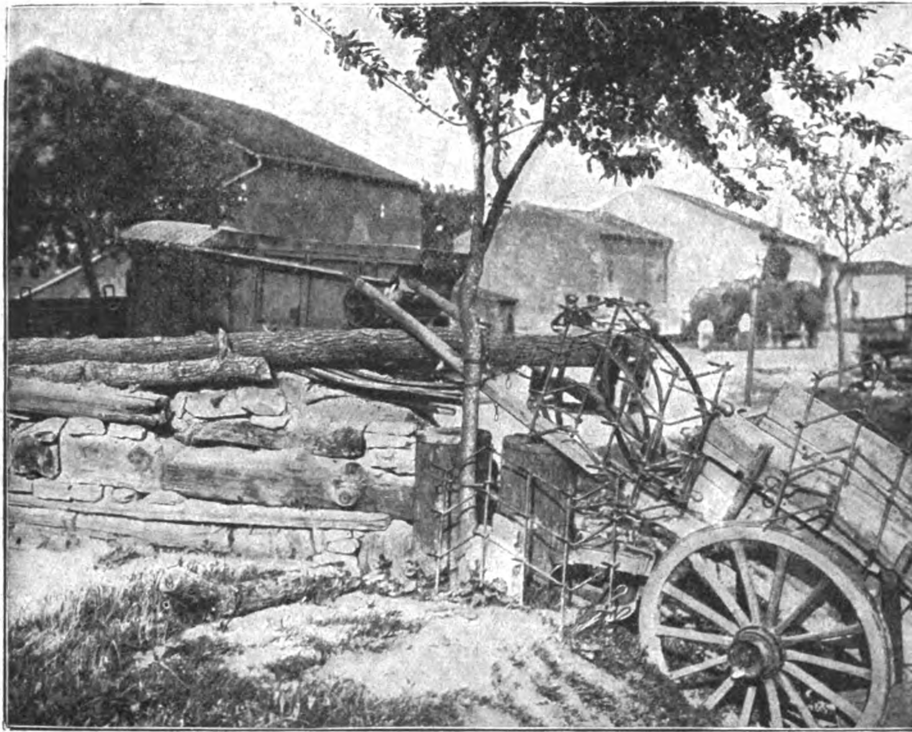
Hier hat ein Heldenkampf begonnen, der mit seiner Selbstaufopferung den größten Taten der Geschichte an die Seite treten wird. Wir selbst sind von unserer Kolonie abgeschnitten, und die Nachrichten, die wir erhalten, stammen aus sehr unsicherer Quelle.

Glänzend betätigte sich jetzt auch die österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft. Am 26. August teilte das Wolffsche Büro mit:

„Die österreichisch-ungarische Botschaft hat heute dem Auswärtigen Amte folgende Mitteilung gemacht:



Gefecht bei Tirlemont. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Eine Straßensperre hinter Gravelotte. Hofphot. H. Bensemann, Metz.

Im Allerhöchsten Auftrage ergeht an das Kommando Seiner Majestät Schiff ‚Kaiserin Elisabeth‘ in Tsingtau, sowie an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Tokio der telegraphische Befehl, daß Seiner Majestät Schiff ‚Kaiserin Elisabeth‘ in Tsingtau mitzukämpfen habe.“

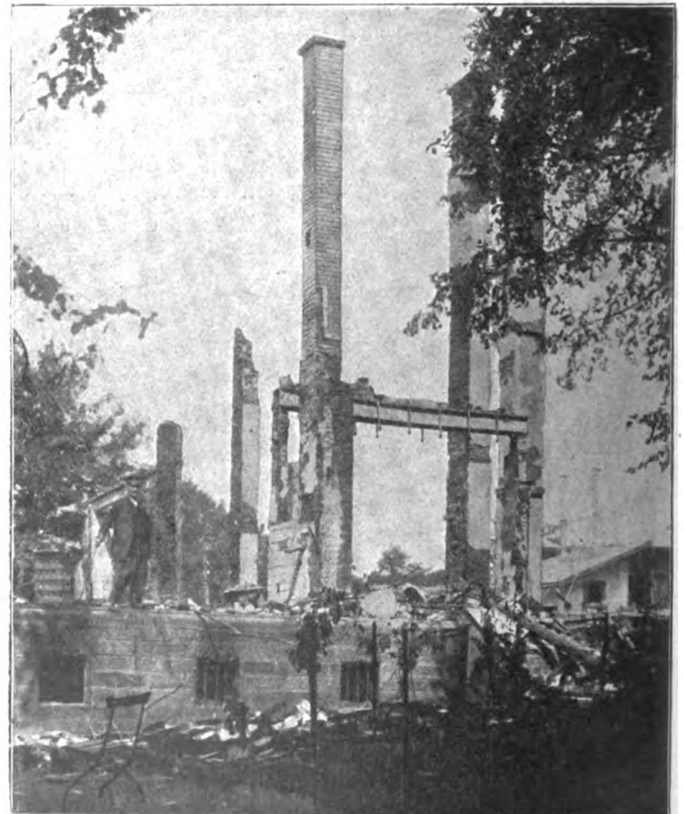
Dieser Befehl des Kaisers Franz Joseph erweckte im ganzen Reiche außerordentliche Befriedigung. Alle Blätter rühmten diese treue Waffenbrüderschaft, die wie ein Fels im Meere sich dem Anprall feindlicher Wogen fest entgegenstellte. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schrieb hierzu:

„Die Entschließung des Kaisers Franz Joseph, die Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Kaisermonarchien auch im fernen Osten durch die Tat zur Geltung kommen zu lassen, wird in Deutschland allenthalben mit großer Befriedigung begrüßt werden. Sie bekundet abermals, wie fest die Bundesgenossenschaft Deutschland mit Österreich zusammenkittet. Unserer Wehrmacht zur See in den ostasiatischen Gewässern wird es eine stolze Freude sein, Seite an Seite mit der Trägerin der österreichisch-ungarischen Kriegsflagge zu fechten, die von alters her mit Ruhm geführt wurde und dies während der kurzen Wochen dieses Kampfes von neuem bekräftigt hat.“

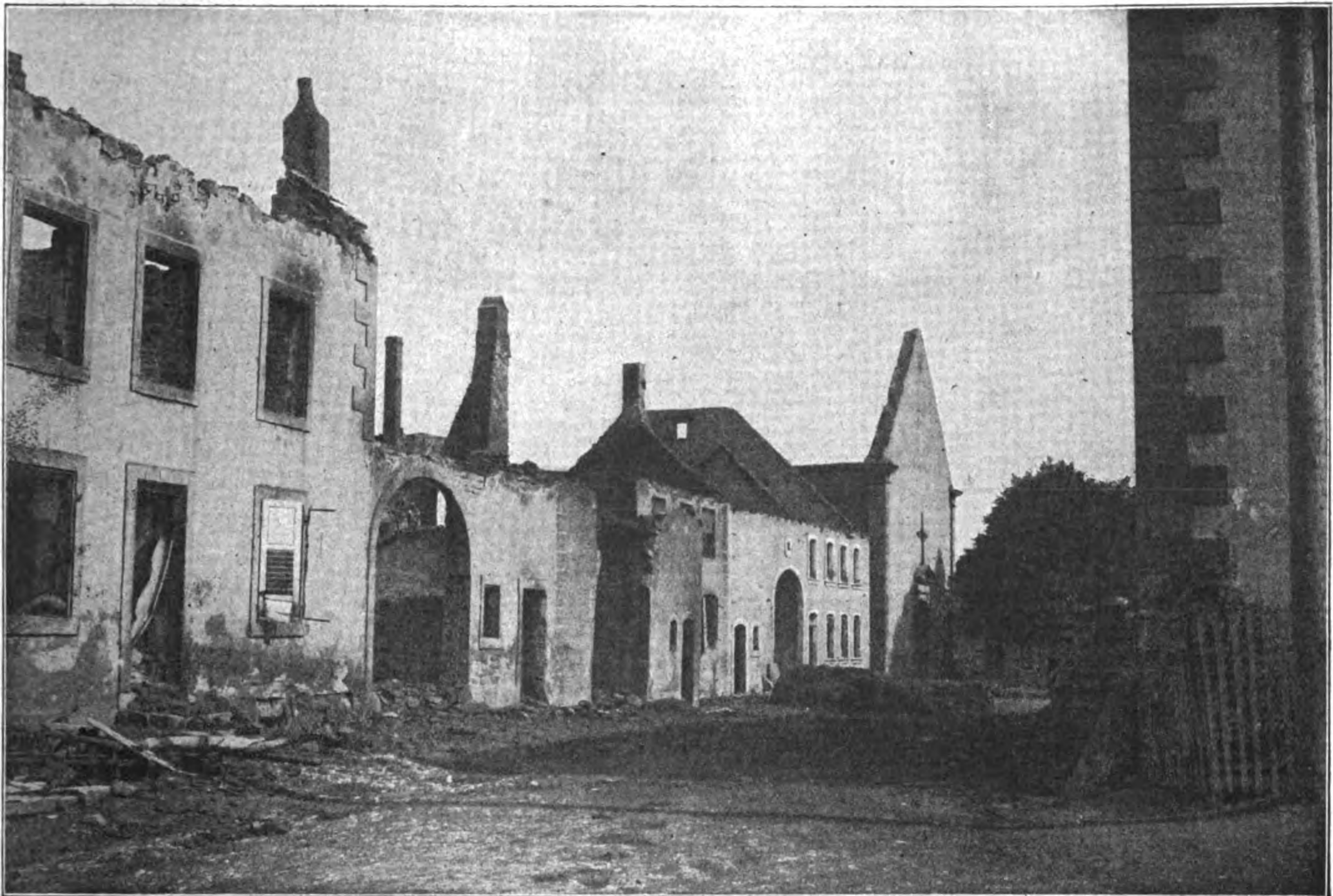
Tsingtau gleicht trotz seines fremden Namens in seinem Äußeren vollständig einer deutschen Fabrikstadt. Schon beim Anblick des prächtigen Hafenbaues erhält man einen bedeutenden Eindruck von dem, was deutsche Tatkraft im Osten geleistet hat. In der von einem Kuli gezogenen zweiräderigen Rickscha rollt man auf breiter, wohlgepflegter Chaussee der Stadt zu, zunächst durch ein Gelände, das die Gebäude des Hafenverkehrs und der Bauverwaltung trägt. Plötzlich sehen wir uns zwischen Chinesen. Wir sind in der Chinesenstadt Tapautau angelangt, wo sich gegen 30 000 Bewohner des Landes angesiedelt haben und völlig ungestört ihr gewohntes Leben führen. Die Schantungstraße von Tapautau geht ohne weiteres in die Friedrichstraße über; wir sind mitten in dem europäischen Mittelpunkt Kiautschous. Hier erblickt man nur feste, zum Teil sehr stattliche Bauten, von denen keine älter ist als 20 Jahre. Alle Straßen der Stadt sind gut gepflastert, elektrisch beleuchtet, haben Kanalisation und Wasserleitung. Tsingtau weist zwei deutlich getrennte Stadtteile auf, die eigentliche Geschäftsstadt und die Villenstadt. Auf einem Hügel, hinter dem sich der 100 Meter hohe Signalberg erhebt, liegt das Gouvernementsgebäude, das der Stadtwitz nach seiner viereckigen Gestalt „das große Tintenfaß“ getauft hat. Nicht weit davon erblickt man das von dichtem Grün umgebene Gouvernementslazarett und das große Schulhaus. Noch wichtiger für die Kultur Kiautschous ist die deutsch-chinesische Hochschule geworden, in der die deutsche zusammen mit der chinesischen Regierung eine Hochburg der Bildung errichtet hat. Ein Sitz ostasiatischer Kultur ist ferner das Gebäude der katholischen Mission, neben dem sich das Seemannshaus befindet. Unter diesem höher gelegenen Kranz der öffentlichen Bauten zieht sich den Strand entlang das Kaiser-Wilhelm-Ufer, auf dem die besten Hotels, die Deutsch-Asiatische Bank, die Geschäftshäuser der großen Handelsgesellschaften und Weltfirmen sich dehnen.

Die Einfuhr in Kiautschou betrug im Jahre 1911 36,8 Millionen Mark, die Ausfuhr 28,8 Millionen Mark. Haupterzeugnisse, die ausgeführt werden, sind Baumwolle, Straußfedern, Erdnußöl, Melonenkerne und Strohborde. 1912 wurden von den dortigen Postämtern im ganzen 2 140 000 Sendungen erledigt. Der Gouverneur Alfred Meyer-Waldeck, dessen Depesche allgemeine Begeisterung erregte, wurde am 27. November 1864 in St. Petersburg geboren. Sein Vater, Dr. F. Meyer-Waldeck, zuletzt Professor in Heidelberg, war ein bekannter Germanist und Schriftsteller. Bereits im zehnten Lebensjahre kam Alfred Meyer-Waldeck mit seinen Eltern nach Deutschland. Im Jahre 1883/84 besuchte er die Universität Heidelberg. 1887 wurde er Unterleutnant, 1890 Leutnant zur See, 1893 bekam er ein Oberkommando der Marine, 1895 wurde er der 1. Torpedoabteilung zugeteilt, 1897 bis 1899 besuchte er die Marineakademie, 1897 wurde er Kapitänleutnant, 1899 Erster Offizier des „Geyer“, 1901—05 war er dem Admiralstabe der Marine zugeteilt, 1903 wurde er Korvettenkapitän, 1905 Erster Admiralstabsoffizier beim 1. Geschwader, 1907 Fregattenkapitän, 1908 Chef des Stabes des Gouvernements Kiautschou, 1909 Kapitän zur See und 1911 Gouverneur von Kiautschou.

Mit dem jetzigen Kampfe Japans gegen Kiautschou jährt



Phot. Gombert.
Kaserne des 15. Ulanenregiments in Saarburg, in der sich die Franzosen verschanzt hatten, nach der Beschießung.



Phot. Gombert.

Ausgebrannte Häuser bei der Kirche in Bruderdorf bei Saarburg, aus denen Freischärler auf deutsche Truppen geschossen hatten.



Pho. Gombert.

Innere Ansicht der von den Franzosen verwüsteten und geplünderten alten Reichsbank in Saarburg.

sich zum zehntenmal ein Ereignis, das heute besonders erwähnenswert ist. Der japanische Admiral Kamimura hatte die russische Flotte von Wladiwostok am 9. August 1904 geschlagen und den „Rurik" zum Sinken gebracht. Die Reste des Geschwaders stoben in alle Winde und suchten sibirische oder neutrale Häfen auf. Das Linienschiff „Zesarewitsch" und drei Hochseetorpedoboote erreichten auf ihrer Flucht nach Süden Tsingtau und fanden dort einen sicheren Schutz. Dank dem Eingreifen auf deutscher Seite mußten die verfolgenden japanischen Seestreitkräfte vor Kiautschou von ihrem Opfer ablassen. Rußland erhielt nach dem Friedenschluß seine Schiffe wieder. Der „Zesarewitsch" gehört noch heute zu der kleinen Zahl seebereiter russischer Linienschiffe. Der Dank Rußlands tritt in dieser Zeit im Tun seines Verbündeten vor Kiautschou in die Erscheinung. Es hetzt im Verein mit England seinen damaligen Verfolger auf seinen Retter von 1904. Daß der ganze Raubzug mit Einschluß Japans gegen uns schon frühzeitig geplant war, zeigt eine Zeitung aus Lima vom 5. August, deren Textteil mit einer zehnzeiligen Überschrift beginnt, in der noch in besonders großer Schrift die Worte hervorgehoben sind: „Europa und Japan gegen Deutschland." Das sogenannte Ultimatum Japans an Deutschland ist am 19. August in Berlin überreicht worden, aber schon am 5. August hat man in Südamerika genau Bescheid gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Mit dem Rad auf den Schlachtfeldern von Saarburg.

Von Dr. Ernst Rosenfeld.

(Hierzu die Bilder Seite 192 und 193.)

Der Verkehr auf dem Straßburger Bahnhof war ungemein lebhaft. Auf allen Geleisen standen lange Züge mit vierzig und mehr Wagen, und die Bahnsteige vor ihnen waren überfüllt mit hin und her hastenden Menschen. Um die Erfrischungsbuden des Roten Kreuzes, die in großer Anzahl aufgeschlagen waren, drängten sich Soldaten. Mit lauter Stimme riefen die Verkäufer der Zeitungen und Extrablätter die neuesten Nummern aus. Junge Hilfsschwestern und Pfadfinder eilten mit großen Körben und mit Eimern voll Kaffee und Limonade die Züge entlang, um auch die Verwundeten, die ihre Plätze nicht verlassen konnten, zu bedenken.

Wie alle Züge in diesen Tagen war auch der, der mich nach Saarburg bringen sollte, überfüllt. Der Schaffner wies mir, der ich mit meiner Karte dritter Klasse vergebens einen Platz gesucht hatte, endlich eine Abteilung erster Klasse in einem sehr bequemen, bei Kriegsausbruch an der Grenze zurückgehaltenen französischen Durchgangswagen an.

Als der Zug hinter Zabern das schöne, waldreiche Zorntal hinankeuchte, konnte man von den Fenstern hier und da noch Reste der Sperr- und Verhauarbeiten entdecken, die die deutschen Pioniere in den ersten Augusttagen errichtet hatten. Außer diesen Spuren strategischer Vorsicht war nichts Kriegerisches zu sehen. Erst das Bahnhofgebäude von Rieding, der letzten Station vor Saarburg, wies unter der stolz wehenden Reichsflagge Zeichen des Riesenkampfes auf, der auf der ganzen Linie Metz—Saarburg am 19. und 20. August den französischen Vormarsch zum Stehen gebracht und bald in wilde Flucht verwandelt hatte. — Als ich Saarburg erreichte, war die Dunkelheit hereingebrochen.

Saarburg ist Sitz einer Etappenkommandantur und Stütz- und Sammelpunkt aller Transporte nach Blamont, der letzten Etappe vor dem Feind. Es herrscht ein nicht zu beschreibendes militärisches Leben auf der Hauptstraße, die sich vom Bahnhof durch Saarburg erstreckt und hinter der Stadt in die große Landstraße mündet, die nach Blamont führt und deren Kilometersteine die Aufschrift tragen: „Straße Nr. 1 Straßburg—Paris." Die Bürgersteige sind überfüllt von Soldaten aller Grade und Waffengattungen: Leichtverwundete, die sich hier erholen, frische Truppen, die hier im Quartier liegen und auf den Abmarsch warten, Offiziere, die mit Meldungen von der Front kommen, sich hier etwas verproviantieren, Zeitungen einkaufen und dann im Auto wieder zurück an die Front fahren. Über das holprige Pflaster rollen ewig lange Munitionskolonnen, Autos sausen laut huppend vorüber, in bäuerlichen Leiterwagen ziehen Nahrungsmitteltransporte vorbei. Durch all den Lärm hindurch hört man aber immer wieder aus weiter Ferne den Donner der Feldgeschütze rollen, die, wie es heißt, Toul beschießen.

Saarburg hat die Schrecken des Krieges viel besser überstanden, als die Nachrichten, die kurz nach der großen Schlacht durch die Presse gingen, vermuten ließen. Als die Franzosen am 18. August in Saarburg einzogen, haben sie sich, offenbar in der Hoffnung, daß Saarburg von nun an französisch bleiben werde, zurückhaltend benommen.

Geplündert und verwüstet haben die Franzosen nur die Ulanen- und Artilleriekaserne, die Post, den Bahnhof und die Reichsbank. In diesen Gebäuden haben sie allerdings in ganz unsagbarer Weise gehaust und auch Privateigentum nicht verschont. Besonders in der Reichsbank und den Mannschafts- und Offizierstuben der Kasernen ist alles in Stücke geschlagen und zertrümmert. Jeder Schrank, jeder Schreibtisch ist erbrochen und der Inhalt auf den Boden geworfen, Bilder und Bücher zerfetzt, Tapeten und Vorhänge heruntergerissen, alle Fenster, Spiegel und alles Porzellan zerschlagen.

Drei Tage und drei Nächte dauerte der Kampf um Saarburgs Besitz. Die Einwohner der Stadt haben diese Tage, während deren unaufhörlich die Kugeln und Granaten über die Stadt hinwegpfiffen, in den Kellern verbracht. Sie erzählen mit Schaudern und Entsetzen von diesen furchtbaren Stunden. Bei ihrer Flucht haben die Franzosen deutsche Beamte als Kriegsgefangene mitgeschleppt, über deren Ergehen bis heute noch keine Nachricht nach Saarburg gedrungen ist.

Der Besuch der Schlachtfelder in der Umgebung Saarburgs ist durch die Militärbehörden jeder Zivilperson aufs strengste verboten. Mir gelang es indessen auf Grund meines Ausweises als Berichterstatter, von der Etappenkommandantur einen Passierschein zu erhalten. Ich besuchte am nächsten Tag zuerst die neue Artilleriekaserne des Oberelsässischen Feldartillerieregimentes Nr. 15. In dieser Kaserne, die auf der Saarburg beherrschenden Anhöhe gelegen ist, hatten sich die Franzosen verschanzt. Sie mußte daher von den deutschen Truppen, die in weitem Halbkreis Saarburg umfaßt hielten, beschossen werden. Der Erfolg dieser Beschießung ist grauenhaft. Von der dreistöckigen Kaserne stehen nur noch Teile der Umfassungsmauern. 360 tote Franzosen wurden nach der Einnahme Saarburgs allein in dieser Artilleriekaserne gefunden.

Es war ein wunderschöner Herbsttag. Ich beschloß, nach Süden zu fahren, um Blamont zu erreichen.

Die Felder hinter Saarburg zeigen noch zahlreiche Spuren der Schlachttage. Metertiefe, trichterförmige Löcher, von den Granaten eingerissen, Schützengräben, leere Konservenbüchsen, Kochtöpfe, Kleidungsstücke, Gewehre, Feldflaschen, Patronenhülsen und hin und wieder langgestreckte Massengräber mit einfachen Holzkreuzen sprechen beredt von dem großen Ringen, das hier stattgefunden hat.

Auf dem Flugplatz in Bühl, wenige Kilometer hinter Saarburg, lagen nahe der Straße die Trümmer eines Flugzeuges. Auf meine Frage erzählte mir ein Soldat der Fliegerabteilung, daß die Maschine bei einem Erkundungsflug ins Feindesland so wirksam beschossen worden sei, daß es dem Flieger zwar gerade noch gelungen sei, den Flugplatz zu erreichen, daß aber die Maschine dann unbrauchbar gewesen sei. Nun habe man den Apparat vorsichtshalber, um ihn nicht in Feindeshand fallen zu lassen, zusammengeschlagen. „Wir haben ja genug Apparate," sagte er stolz.

Starke Spuren der Kriegsschrecken zeigte auch das Dorf Schneckenbusch, besonders in und bei der Kirche.

In Bruderdorf, wieder ein paar Kilometer weiter südlich, waren die Häuser um die Kirche herum ausgebrannt. Freischärler hatten aus ihnen auf deutsche durchziehende Truppen geschossen. Die gerechte Strafe war auf dem Fuße gefolgt. Unsere Soldaten haben aber

selbst noch geholfen, daß der Brand nicht auf die Häuser Unschuldiger übergriff.

Kurz vor Heming stieß ich auf eine Bahnwache, die eben aus der Feldküche gespeist wurde. Freundlich wurde ich eingeladen mitzuessen. So ließ ich mir denn die unter den Soldaten berühmt gewordene Reissuppe mit den großen Fleischstücken munden und verteilte als Gegengabe Zigarren und einige Zeitungen, die ich bei mir hatte.

Über Heming und Sankt Georg strebte ich nun der deutsch-französischen Grenze zu. Rechts und links der schönen Landstraße mehrten sich die Kriegsanzeichen. Als ich zum französischen Zollhaus kam, von dessen Giebel die bayrische Flagge wehte, hielt dort ein bayrischer Landwehrmann Wacht. Er führte mich in das Innere. So überstürzt war die Flucht der Franzosen gewesen, daß sie nicht einmal die Papiere der Zollbehörde mit sich nehmen konnten, die nun in wüstem Durcheinander auf dem Boden lagen. Als ich den Bayern nach der Herkunft der weißblauen Flagge fragte, erklärte er mir, daß man von der Trikolore ja nur den roten Streifen abzutrennen brauche, um die bayrischen Landesfarben zu erhalten. Ich habe später noch oft das triumphierende Weißblau von französischen Häusern winken sehen.

Blamont, das ich bald danach erreichte, zeigte ein ähnliches Bild wie Saarburg, nur kriegsmäßiger. Auf dem Marktplatz fanden sich viele Schilde, die nach den Amtsstuben der einzelnen Behörden wiesen. Da las man: „Ortspolizei, Ortskommandantur, Zur Etappenkommandantur, Zur Feldpost, Zum Lazarett.“ An der Tür der Ortskommandantur hatte die Feldgeistlichkeit einen Anschlag angebracht, in dem für den kommenden Sonntag Zeit und Ort des Gottesdienstes angekündigt war. Es gab in Blamont eine deutsche Mühle, eine deutsche Bäckerei, ja eine deutsche — Brauerei. Von Blamont machte ich einen Abstecher nach dem Dorf Domèvre. Jetzt ist es nur noch eine Trümmerstätte, über der ein abscheulicher Geruch von Brand und Verwesung lagert; als einziges Zeichen des Lebens rauschen noch die Brunnen. Auf dem Rückweg nach Blamont kam ich an Hürden vorbei, in denen nach Angabe des Kommandanten 350 Stück Rindvieh und 400 Stück Schafe zusammengetrieben waren. Der Kommandant versicherte mir, daß die Verpflegung der Truppenteile, die von Blamont aus versorgt würden, ausgezeichnet sei. In Blamont gelang es mir nicht, ein Nachtquartier zu finden. Nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Scheuer war überfüllt von Soldaten. So fuhr ich in die Nacht hinein weiter nach Igney, wo ich wenigstens auf dem Heu ein Plätzchen zum Schlafen fand.

Am nächsten Morgen gab es warmen schwarzen Kaffee aus der Feldküche. In Igney, wie in all den französischen Dörfern, durch die ich an diesem Tag noch kommen sollte, bemerkte ich fast keine Männer mehr. Was nicht zum Militärdienst eingezogen war, hatte sich beim Anrücken der Deutschen geflüchtet. Ich sah nur Frauen und Kinder. Meist waren die deutschen Soldaten die Herren der Dörfer. Es waren friedliche Bilder mitten im Krieg, denen ich begegnete. Die Soldaten



Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Ein Wagen mit Leichtverwundeten in Stenay.



Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Der deutsche Kronprinz im Gespräch mit dem Kommandierenden General des XVI. Armeekorps in Romagne-sous-Montfaucon am 29. September 1914.

benutzten den Ruhetag, um sich und ihre Kleider, Gewehre und Pferde zu putzen und der Ruhe zu pflegen. Häufig wurde ich um Zigarren bestürmt, und bald war mein allzu kleiner Vorrat zu Ende gegangen.

Als die Sonne im Mittag stand, sah ich in der Ferne von der höchsten Kuppel des welligen Hügellandes drei deutsche Flaggen wehen. Das mußte Manonviller sein. Anderthalb Stunden später stand ich vor dem Drahtverhau dieses stärksten Sperrforts Frankreichs. Ich überließ mein Rad dem Schutz eines Wachtpostens und durchschritt auf schmalem Pfade die etwa 50 Meter breite, einen geschlossenen Ring um das ganze Fort bildende Drahtsperre, die jetzt, von unseren Pionieren zerschnitten und von unseren Kanonen zerschossen, wie ein wüstes Gestrüpp von eisernen Schlinggewächsen am Boden liegt. Aber noch kann man sich eine Vorstellung davon machen, was für ein fürchterliches Hindernis für stürmende Soldaten solch ein Drahtverhau sein muß, besonders wenn der Stacheldraht, wie hier in Manonviller, mit einer so starken elektrischen Batterie verbunden ist, daß jede Berührung sofort tötet.

Unmittelbar hinter dem Verhau befindet sich der Graben. Etwa 8 Meter fällt eine senkrechte Betonmauer in die Tiefe. Vor der inneren, senkrecht ansteigenden Mauer steht ein gewaltiger Zaun von etwa 4 Meter hohen, armdicken eisernen Palisaden, die durch weit vorstehende, schräg nach unten verlaufende Widerhaken unübersteigbar gemacht waren.

Der Wachtposten, der mich durch die unterirdischen Gänge führte, erzählte mir, daß man nach der Einnahme Proviant für mehrere Monate vorgefunden habe.

Ich war froh, als ich nach mehrstündigem Aufenthalt wieder aufbrach und durch das schöne, fruchtbare Land nach Avricourt fuhr. Dort auf dem Bahnhof sah ich dann noch den Güterzug, auf dem die einzelnen Teile der beiden Mörser, die hier ihre Arbeit getan, wohlverpackt der Abfahrt zu neuer Tätigkeit für das Wohl des Vaterlandes entgegenharrten.



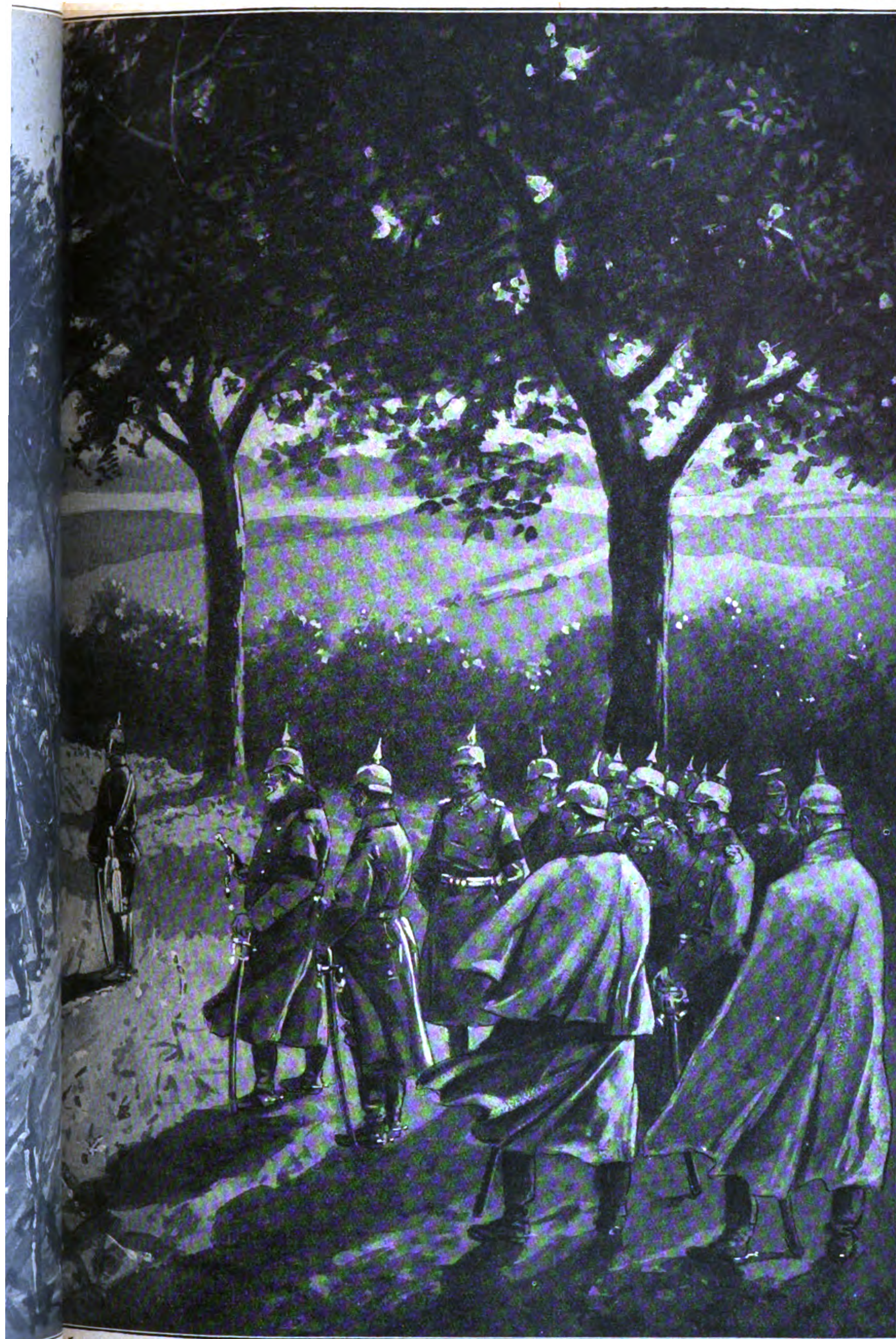
König Lud[...] seine siegrei[...] der Nähe vo[...] lins am 13. [...]
Nach der [...]

König Ludwig III. begrüßt seine Bayern.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Tage der schweren Arbeit, heißen Kampfes, Tage auch eines stolzen Sieges haben die Bayern auf Lothringer Boden erlebt. Deutschen Boden haben sie von feindlichen Truppen reingefegt. Daß dabei manch einer, des Heimat in den bayrischen Wäldern ist, mit seinem Blut den Boden tränkte: keiner weint darum! Mit diesem Blut ist der Sieg erkauft worden. Bei Château-Salins halten nun die Tapferen Wacht, Wacht an der Westgrenze des Reichs. Aber bald soll's wieder vorwärts gehen, den eisernen Gürtel zu sprengen, damit Frankreich an den Hängen der Vogesen sich gegen deutsche Kraft gegürtet hat. Die Bayern warten auf den Befehl: Vorwärts! Warten auf die Stunde, in der sie mit hunderttausendfältigem Hurra die Grenze überschreiten werden. Da fliegt die Nachricht her: Der König kommt! Über die Schlachtfelder bei Saarburg war er gefahren; still und ernst stand er mit seinem Stab an den Gräbern, in denen seine tapferen Bayern ruhen. Ehe er wieder heimwärts fährt, will er seine Truppen grüßen.

Am 13. September war's, in einer Morgenstunde. Die Sonne lachte, als der König in der Nähe von Château-Salins auf seine Bayern wartete. Die rüsteten sich wie zu festlicher Parade am Morgen des Königstages. Dann dröhnte durch den Morgen der Schritt der Bataillone. Droben auf der Höhe der König, weißhaarig; die gütigen Augen, die klugen, durch Brillengläser geschützt. Der Morgenwind spielt mit den Enden seines Mantels. Aus der weiten Ebene kommen die Tausende: Landwehrmänner, braun und bärtig, junge Freiwillige, deren Augen blitzen.



Die Binde trägt einer am Kopf noch, die eine rasch vernarbende Wunde deckt; Lehm an der feldgrauen Hose, die Stiefel bespritzt. Regiment an Regiment. Voran flattern im Morgenwind die Fahnen, zerfetzt das Fahnentuch; aber in siegreicher Feldschlacht haben sie den Tapferen den Weg gewiesen, vorwärts durch Granatenhagel und Kugelregen, vorwärts dem Feind entgegen. Die Linke hält das Gewehr geschultert; die Rechte reißt den Helm vom Haupt. Wie ein Donner der Kanonen braust der Morgengruß der Sieger dem geliebten König entgegen, der, ein wenig gebückt, mitleuchtenden Augen seine stolzen Mannen grüßt. Die wissen, daß auch ihr König ein Opfer brachte: von einer Totenbahre kommt er, auf der sein Enkelsohn lag vor wenig Tagen. Doch sie alle hebt der große Augenblick über den Schmerz empor.

Die Schlacht an den masurischen Seen.

(Hierzu Bilder und Karte Seite 198—201.)

Seinem glorreichen Sieg über die russische Narewarmee hat Generaloberst v. Hindenburg rasch einen zweiten, fast noch glänzenderen hinzugefügt, den über die Wilnaarmee, die rund 300 000 Mann zählte. Während die erstgenannte aus der Gegend von Warschau nordwärts rückte, drang die zweite aus der Linie Minsk—Wilna—Kowno nach Westen vor; offenbar wollten sich beide im westlichen Ostpreußen vereinigen und sich dann, weit über eine halbe Million stark, zwischen den Festungen Thorn, Graudenz und Danzig durchdrücken, um den berühmten „Marsch nach Berlin" anzutreten. Für den schlagfertigen General v. Hindenburg waren sie aber viel zu langsam. Er tat erst die eine in dem Seengebiet zwischen Gilgenburg und Ortelsburg ab und wandte sich dann rasch in nordöstlichem Vorstoß gegen die sogenannte Wilnaarmee, die sich im östlichen Ostpreußen eingenistet hatte.

Ihr Oberbefehlshaber, General Rennenkampf, und der russische Generalissimus, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, wohnten in Gumbinnen in einem Hotel und gedachten von dort die Eroberung Deutschlands zu leiten. Auf die Nachricht von der Niederlage der Schwesterarmee stellten sie jedoch zunächst den Vormarsch ihrer Leute ein und benutzten die ihnen bleibende Zeit, sich gut zu verschanzen und auf den drohenden Angriff vorzubereiten. Der rechte Flügel der Wilnaarmee lehnte sich an die Einmündung der Alle in den Pregel. Die Front folgte der Alle, dann der Omet bis Gerdauen und bog danach östlich über Nordenburg nach Angerburg ab, wo sie sich an den großen Mauersee lehnte. Diese Stellung war sehr gut vorbereitet und stark durch schwere Artillerie geschützt. Dazu genoß die Wilnaarmee den Ruf, die beste Rußlands zu sein, und ihr Führer Rennenkampf galt als der beste russische Feldherr. General v. Hindenburg sah sich also vor eine ungemein schwierige Aufgabe gestellt; seine Leute hatten zudem schon in schweren Schlachten gestanden, diese Russen aber waren noch frisch.

Da ihre vortrefflich befestigte Stellung nicht von der Front aus zu nehmen war und auch eine Umfassung über Wehlau hinaus wegen des dortigen vielfach moorigen Geländes nicht anging, entschloß sich General v. Hindenburg, den linken russischen Flügel allein zu umfassen und von da aus die ganze russische Aufstellung zusammenzudrücken. Entlang der Front täuschte man dem Feinde starke Truppenmassen vor; ihre wirkliche Minderzahl war allerdings durch Artilleriezuteilungen für alle Fälle genügend gestützt. Gegenüber dem linken russischen Flügel aber waren starke Bestände gemischter Truppen und auch zahlreiche Kavallerie bereitgestellt, den Gegner so nachdrücklich wie möglich zu packen und zu werfen. Das gelang auch. Die Russen wurden über Engelstein und Nordenburg zurückgedrängt;



Deutsche Truppengepäckwagen auf der Petersburger Straße in Suwalki. Photothek, Berlin.

auch ihre Stellungen bei Angerburg und die im Zentrum bei Gerdauen fielen verhältnismäßig rasch in deutsche Hände. Nun machte sich die zunehmende Umfassung des Flügels immer deutlicher dadurch bemerkbar, daß sich die weichenden russischen Regimenter mehr und mehr in nördlicher und nordwestlicher Richtung zusammenschoben, also in Gefahr gerieten, von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten zu werden. Die deutschen Truppen ließen denn auch nicht locker; mit aller Macht drückten sie nach, bis der Rückzug der Feinde in regellose Flucht ausartete. Am 14. September konnte General v. Hindenburg dem Kaiser melden: „Die Wilnaarmee, wenigstens das 2., 3., 4., 20. Armeekorps, die 3. und 4. Reservedivision und fünf Kavalleriedivisionen sind vollständig geschlagen. Die Kriegsbeute ist außerordentlich." Allerdings hatten die Russen noch den Versuch gemacht, dem General v. Hindenburg selber in die rechte Flanke zu fallen. Die sogenannte Grodnoer Reservearmee, bestehend aus dem 22. Armeekorps, dem Rest des 6. Armeekorps und Teilen des 3. sibirischen Armeekorps, rückte gegen Lyck vor. Sie wurde gleichfalls geschlagen und erlitt schwere Verluste an Toten und Verwundeten.

Die erste schöne und besonders erfreuliche Folge des Sieges war, daß auch der letzte Russe — ausgenommen die Gefangenen — von deutschem Boden verschwand; Nikolai Nikolajewitsch und Rennenkampf selber verließen Gumbinnen in Zivilkleidern Hals über Kopf. Mit Gewaltmärschen dem Feinde nacheilend, besetzten die Deutschen alsbald das russisch-polnische Gouvernement Suwalki, das unter deutsche Verwaltung gestellt wurde. Außer den Resten der geschlagenen Truppen dürften sich keine nennenswerten russischen Streitkräfte mehr im Nordosten von Suwalki befinden; vielmehr gestanden nach dänischen Zeitungsmeldungen die Russen selber zu, daß sie Truppen vom galizischen Kriegschauplatz nach Norden schaffen mußten, dort ihre Stellungen gegen General v. Hindenburg zu sichern. Die Deutschen begannen inzwischen die Belagerung der Festung Ossowiec, die so ziemlich in der Mitte des Festungsgürtels Kowno—Warschau liegt und die nach Bjelostok führende Bahnlinie deckt. Ein neuerlicher Vorstoß der erwähnten Grodnoarmee wurde Anfang Oktober bei Augustow ebenso gründlich wie bei Lyck zurückgeschlagen.



Photothek, Berlin.
Wasserträger in Suwalki.

Bericht eines bei Ausbruch des Krieges in England zurückgehaltenen Deutschen.

........, den 19. September 1914.

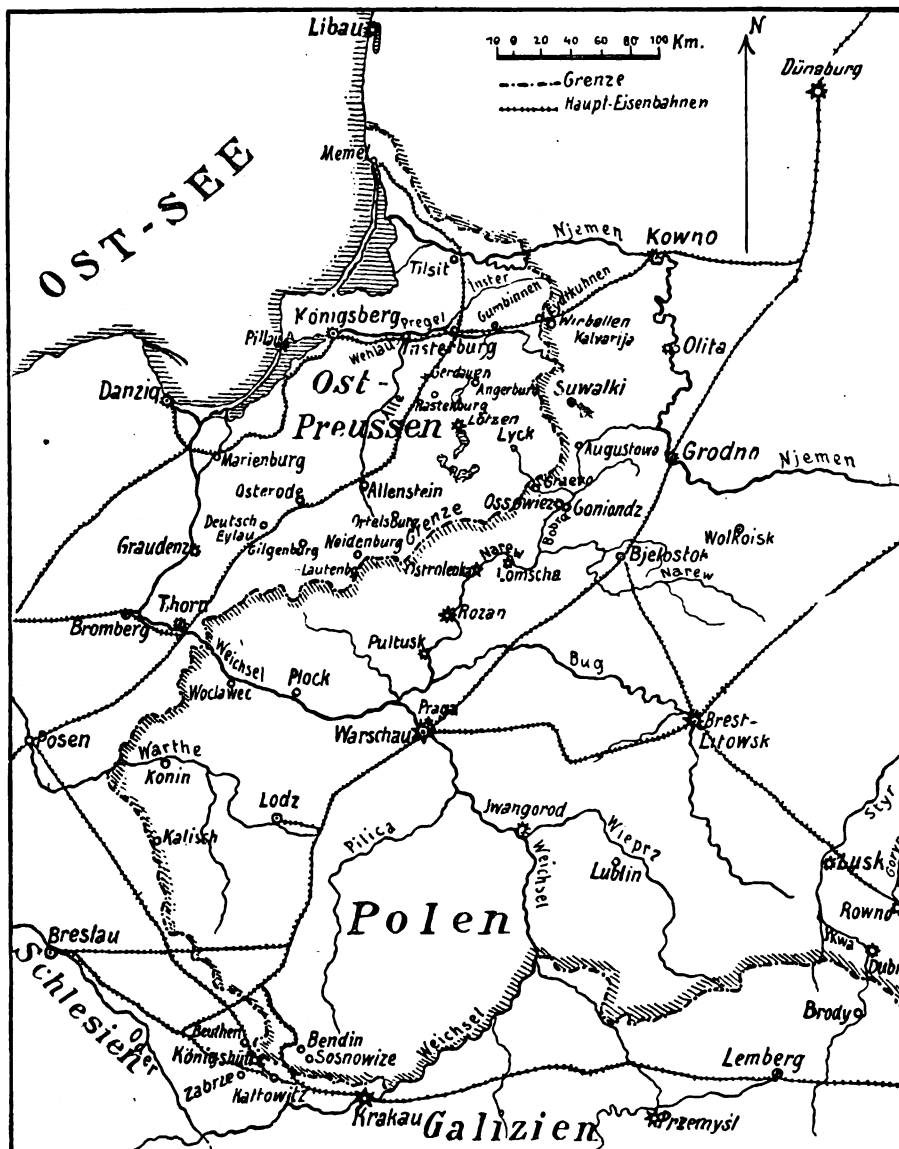
Eben komme ich nach Haus und finde Deine lieben Zeilen vor. Ich bin also wieder in der Heimat und habe bereits eine sechswöchige Kriegsgefangenschaft in England hinter mir. Unser Schiff mußte in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August zwei Stunden vor Gibraltar umkehren wegen drohender Kriegsgefahr, und besonders weil England zu dieser Stunde die Meeresenge für einfahrende Schiffe gesperrt hatte. Wir erreichten Lissabon am Abend des 1. August. Am 2. kam dann die Mobilmachung, und die wehrpflichtigen Deutschen mußten auf dem schnellsten Wege nach Hause eilen. Das war natürlich eine sehr schwierige Sache, denn wir befanden uns am ungünstigsten Punkte Europas für diesen Zweck. Der Landweg war durch Frankreich völlig versperrt und der Seeweg durch England und Frankreich nicht minder. Da kam uns unerwartete Hilfe. Am 3. fuhr ein holländischer Dampfer „Tubantia" über Vigo nach Amsterdam. Wir lösten nun eine Fahrkarte und kamen auch wirklich fort. Als wir Vigo in Spanien verließen (4. August), war zwischen England und Deutschland noch tiefer Friede. Da erschien plötzlich am 5. August auf hoher See der englische kleine Kreuzer „Highflyer", der 10 Tage später „Kaiser Wilhelm den Großen" bei Las Palmas in Grund bohrte, und nahm den Dampfer mit allem darauf als Kriegskonterbande in Beschlag: 140 Millionen Mark deutsches Kapital und alle wehrpflichtigen jungen Männer. Zu dreißig führte man uns ab in ein „Marinezuchthaus" in Plymouth, dort saßen wir in Zellen, abgeschlossen, bei Pritsche und Schiffszwieback und Tee — weiter nichts!! — etwa eine Woche lang. Dann wurden wir nach neunstündiger Bahnfahrt in Dorchester, nicht weit von Southampton, in einer alten, verlassenen Artilleriekaserne untergebracht, die selbst nach vierwöchigem Putzen noch wie ein schmutziger Pferdestall aussah. Viele sind dort erkrankt, viele sogar an Typhus gestorben. Ungefähr 400 Menschen — fast alle aus besten Ständen: Grafen, Barone,



Die Grodnoer Reservearmee wird in der Schlacht bei Lyck geschlagen.

Nach einer Originalzeichnung von R. Trache.

Majore, Millionäre usw. — hatten in diesem „Stall" Platz. Die anderen 1000 und mehr kamen zu je 12 in Zelte, die auf Rasen aufgeschlagen waren. Jeder erhielt nur zwei Decken, sonst war nichts in diesen Zelten vorhanden. Die Kost war ebenfalls grauenhaft. Kein Geschirr wurde geliefert, es gab kein Gemüse, kein Fleisch, kein Obst, nichts, oh, entsetzlich! Da haben wir uns hinter zwei uns persönlich bekannte einflußreiche englische Generale gemacht und uns so lange bei dem War-Office in London beschwert, bis wir schließlich freigelassen wurden; denn man hatte uns bereits 11 Stunden nach Kriegsausbruch gefangengenommen, während uns doch 24 Stunden völkerrechtlich zur Rückfahrt zustanden. Nach zwei weiteren Wartewochen in Plymouth gelangten wir durch die sehr minengefährdete Nordsee und den Kanal nach Amsterdam und von da nach Haus.



Schauplatz der Kämpfe im Osten an den masurischen Seen.

Generaloberst v. Kluck.

Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D.

(Hierzu das Bild auf Seite 185.)

Wenn nach langen Friedenszeiten Kriegsgewölk am Staatenhimmel emporsteigt, so ist die Frage natürlich: „Haben wir auch Führer?" In den Friedensjahren ist es fast unmöglich, diejenigen Persönlichkeiten herauszuerkennen, denen man im Kriege die Führung der Millionenheere anvertrauen könnte. Und doch sind sie da! Der Ernst des Krieges läßt sie emporwachsen aus dem Boden der Unbekanntheit. So sind dem deutschen Volk und Heer verdienstvolle Armeeführer im jetzigen Weltkrieg entstanden. Man denke an die aus dem Beurlaubtenstande zum aktiven Dienst wieder einberufenen Generale v. Zwehl, den Bezwinger von Maubeuge, v. Beseler, den Sieger von Antwerpen, und viele andere. Von den aktiven Generalen haben besonders drei das öffentliche Interesse für sich in Anspruch genommen: nächst dem General v. Emmich, dem Eroberer von Lüttich (siehe Seite 21), der Generaloberst v. Kluck, dem diese Zeilen gelten, und der Generalleutnant v. Stein, über den wir später berichten werden. Von keinem vornehmen Namen und keinerlei Begünstigung getragen, ist Generaloberst v. Kluck nicht durch den Generalstab oder das Kriegsministerium die Stufenleiter zum Armeeführer emporgestiegen: langsam im Frontdienst und in den Lehranstalten hat er seinen Weg gemacht.

Am 20. Mai 1846 zu Münster in Westfalen geboren, trat er am 13. Oktober 1865 in das Infanterieregiment Nr. 55 ein. Nach dem Feldzuge 1866, den er bei der Mainarmee mitmachte, wurde er am 16. August desselben Jahres Leutnant. Als solcher kämpfte er 1870 in den Schlachten von Colombey-Nouilly, Vionville und Gravelotte. In der ersten wurde er durch zwei Streifschüsse verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. 1872 in das 73. Infanterieregiment versetzt, wurde er im Oktober 1873 Premierleutnant, am 27. Januar 1876 Adjutant der 28. Infanteriebrigade und 1879 Hauptmann und Kompaniechef im Infanterieregiment Nr. 53. Am 30. Juli 1883 wurde er Kompanieführer an der Unteroffizierschule zu Jülich und ein Jahr später Kommandeur der Unteroffizierschule des Militärknabenerziehungsinstituts zu Annaburg. 1887 zum Major befördert, wurde er am 1. Juli 1888 Kommandeur der Unteroffizierschule Neu-Breisach, 1889 Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 66, 1893 Oberstleutnant und 1896 Kommandeur des Landwehrbezirks Berlin I. In demselben Jahre zum Obersten befördert, wurde er 1898 Kommandeur des Füsilierregiments Nr. 34, 1899 Generalmajor und Kommandeur der 20. Infanteriebrigade, 1902 Generalleutnant und Kommandeur der 37. Division. 1906 wurde er General der Infanterie und zunächst Kommandierender General des 5. Armeekorps (Posen), das er 1907 mit dem 1. (Königsberg) vertauschte. 1913 wurde er zum Generalinspekteur der 8. Armeeinspektion ernannt.

Das volle Vertrauen seines kaiserlichen Herrn hat sich Kluck erworben im Kaisermanöver 1907. Mit vollkommenster Ruhe, ohne jede Nervosität führend, wußte er seinen Gegner durch „Masken", Scheinmanöver usw. irrezuführen, während er sich selbst durch dergleichen Künste nicht irreführen ließ. Er siegte einwandfrei und verstand, wie dereinst der alte General Yorck sich ausdrückte, die vorüberschwebende Fortuna an der Stirnlocke zu fassen. Das Vertrauen des Kaisers berief ihn bei Beginn des jetzigen Weltkrieges an die Spitze der 1. Armee. Mit dieser und mit Hilfe des ihm zugeteilten, seine Bewegungen mit Aufopferung und geschickt verschleiernden Kavalleriekorps v. d. Marwitz gelang es ihm, nach schleunigstem Durchmarsch durch Belgien bei Maubeuge das englische Hilfskorps zu fassen, zu schlagen und auf St.-Quentin zurückzuwerfen, wo es, mit Teilen der französischen Armee vereint, eine erneute schwere Niederlage erlitt. Dieser Kampf gegen die verhaßten Engländer verschaffte Kluck eine Stelle im Herzen des deutschen Volkes. In seinem Siegesdrange nach vorwärts gelangte Kluck mit seiner Armee bis südlich der Marne — Montmirail und selbst Troyes erreichten seine äußersten Spitzen. Ein mächtiger Ausfall der Pariser Besatzung, den man auf 300 000 Mann schätzen darf, zwang ihn, nordwärts zurück-



Photothek, Berlin.

Deutsche Soldaten in einer russischen Droschke in Suwalki.

zugehen. Dort bildete er den rechten Flügel der deutschen Armee, der von Engländern und Franzosen dauernd zu umwickeln versucht wurde. Unter steter Ausdehnung nach Norden haben diese Flankierungsversuche des Gegners sich nach und nach bis Arras und nördlich bis zum Meere erstreckt.

Der Charakter des Generals Kluck ist bestimmt, kaltblütig, seine Auffassung nüchtern, klar, das Wesentliche erfassend, das Unwesentliche abstreifend, seine Entschlußkraft durch keinerlei Aufregung gehemmt oder in falsche Bahnen geleitet. Seine Zähigkeit, Energie, Selbstvertrauen gehen auf seine Truppen über. — Sein kameradschaftliches Wohlwollen erobert die Herzen seiner Untergebenen. Im Kreise seiner Standes- und Altersgenossen ist er mehr ein aufmerksamer und bescheidener Zuhörer, als ein Beherrscher der Unterhaltung. Er ist überall ein willkommener Gast — nur bei unseren Feinden nicht!

Die österreichisch-ungarischen Kraftfahrhaubitzen.

(Hierzu die Bilder Seite 202 und 203.)

Die deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft, die sich in diesem Krieg so glänzend bewährt hat, fand einen sprechenden Ausdruck in der Teilnahme österreichisch-ungarischen groben Geschützes an dem Festungskrieg in Belgien, wie in dem Anschluß des aus Albanien zurückgezogenen deutschen Skutaridetachements an die gegen Serbien kämpfenden Österreicher und Ungarn. Während aber inzwischen das letztere wieder in der Heimat eingetroffen ist, werden wir wohl von noch mehr Ruhmestaten der schweren Schnellfeuerhaubitzen unserer Freunde auf dem westeuropäischen Kriegschauplatz hören. Sie haben uns bei der Eroberung von Namen (franz. Namur) und Maubeuge ganz vortreffliche Dienste geleistet und dürfen sich unseren 42ern des Hauses Krupp würdig an die Seite stellen. Hervorgegangen sind sie aus den rühmlich bekannten Skodawerken zu Pilsen, einer Stahlgießerei, in der schon 1889 Schnellfeuerkanonen, von Erzherzog Karl Salvator und Major v. Dormus entworfen, hergestellt wurden. Wir dürfen unseren Verbündeten neidlos und bewundernd zugestehen, daß sie durch Verbindung des schweren Kalibers nicht nur mit der Schnellfeuereinrichtung, sondern sogar mit dem Kraftwagen in Fortschrittlichkeit entschieden den Vogel abgeschossen haben.

Man rühmt diesen schweren Kolossen eine außerordentlich rasche Feuerbereitschaft nach, die wir wohl verstehen, wenn wir die praktischen, festen Fahrgestelle betrachten, die offenbar gleichzeitig als Schießgestelle — Lafetten — dienen und alles Nötige an sich tragen bis auf den Schießbedarf, der auf weiteren Kraftwagen folgend zu denken ist. Aber auch ihre Treffsicherheit ist ganz hervorragend: waren von 78 abgegebenen Schüssen doch 75 Volltreffer.

Nach dem Benehmen Belgiens in diesem Krieg, des Staates und der einzelnen, zu schließen, hat man aus der Geschichte dort nicht viel gelernt. Wäre es anders, so hätten die Belgier die österreichisch-ungarische Artillerie als alte Bekannte begrüßen können, die sich jetzt als Vorbotin einer neuen Zeit von neuem einfindet. Das Land hat nämlich von 1713 an ein Jahrhundert der habsburgischen Krone gehört und in langer Friedenszeit damals erfreulichen Aufschwung genommen, bis es erst französisch, dann holländisch wurde, um 1831 unter dem Sachsen-Koburger Leopold, also einem Deutschen, ein selbständiges Königreich zu werden. Welche Zukunft ihm wohl der eherne Mund der österreichisch-ungarischen Brummer eingeläutet haben mag?

Krieg und Volkswirtschaft.

Von Major a. D. Schmahl.

Man pflegt den Nährstand dem Wehrstand, den Erwerbssinn dem kriegerischen Geist, den Bürgerfleiß dem Krieg gegenüberzustellen und glaubt damit unversöhnliche Gegensätze, feindliche Pole zu bezeichnen. Und doch ist es damit eine eigene Sache. Die beiden scheinen zusammenzugehören wie Mann und Weib, die ja auch Gegensätze sind. Die Geschichte warnt die Völker, über dem Erwerben von Wohlstand den kriegerischen Geist einschlafen zu lassen, denn stets kam ein anderes Volk und beraubte das reichgewordene seines Besitzes, meist auch gleichzeitig seiner Freiheit. Die Verlockung dazu war um so größer, je fühlbarer der Unterschied war, sowohl der Kriegstüchtigkeit als des Reichtums. Daß so etwas heutzutage und in Europa nicht mehr vorkommen könnte, hat sich wieder als Irrtum erwiesen. Wie wäre es, wenn wir den Lockungen des Friedenszaren und der Abrüstungsapostel geglaubt hätten?

Die treibende Kraft, die uns davor bewahrte, nennt man den Militarismus, dem man den Vorwurf machte, daß er am Mark des Volkes zehre, weil er so viel Geld koste; und es war leicht, Stimmung gegen ihn zu machen, denn zu denen, die ungern Steuern zahlen, gehören wir eigentlich alle. Wie mancher mag nun in den letzten acht Wochen im stillen denen Abbitte geleistet haben, die für größere Rüstungen eingetreten waren und vor Lässigkeit darin gewarnt hatten, besonders auch mit dem Hinweise, daß uns eine starke Flotte bitter not tue? Und wie merkwürdig! Das deutsche Volk, das dem geldfressenden Militarismus mit Haut und Haaren geopfert sein sollte, entwickelte seine Kultureinrichtungen zu einer Höhe, wie kein anderes, wurde reicher als je zuvor, so daß es den Neid aller



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Stehen gebliebene Wand eines von den Russen zerstörten Gehöftes bei Lyck.

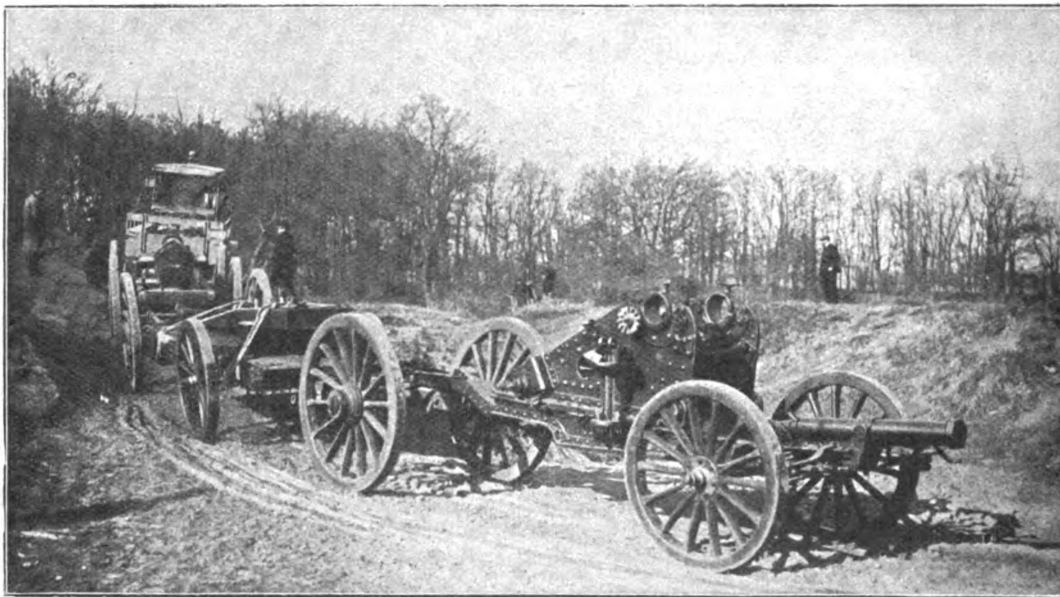
anderen erregte. Die Ursache ist darin zu suchen, daß das viele Geld im Lande ausgegeben wurde, also die eigene Wirtschaft befruchtete, und daß die kriegerischen Tugenden der Ordnung, der Beharrlichkeit, der Hingebung, der Kühnheit, der Abhärtung, und wie sie alle heißen, der Volkskraft auch im wirtschaftlichen Kampfe zugute kamen. Schließlich wirkt eine gute Kriegsrüstung den politischen Bränden gegenüber, die von Zeit zu Zeit da und dort in der Welt auszubrechen pflegen, wie in der Stadt das Bewußtsein, eine vorzügliche Feuerwehr zu besitzen. Ein blühender Handel verlangt aber vor allem: Sicherheitsgefühl.

So kam es, daß die im Laufe der 43 Friedensjahre seit 1871 angeblich dem „Moloch des kulturfeindlichen Militarismus" geopferten Milliarden eine Saat waren, aus der neben einem starken Heer die anerkannt höchste Kultur dieser Erde emporsproß und außerdem, wie sich zeigte, auch eine ungeahnte Kraft der Finanzen.

Die Erfolge der kriegerischen Rüstung stehen so vor aller Augen, daß sich ein Wort darüber erübrigt. Nur auf eines sei in dieser Richtung hingewiesen, das sich nach unserer Meinung von selbst versteht, aber bei unseren Gegnern durchaus nicht, daß nämlich die für das Heer bewilligten Gelder wirklich dorthin flossen, wohin sie gehörten, und daß mit scharfem Auge über einer sprichwörtlich gewordenen Sparsamkeit gewacht wurde. Vielleicht löst sich das Rätsel des für den Feind unerklärlichen deutschen Aufschwungs durch die einfache Formel: Pflege der Wahrheit und Unantastbarkeit. —

Das Wirtschaftsleben eines Volkes fließt nicht gleichmäßig dahin, sondern auf die sieben fetten pflegen, wie vor alters, die sieben mageren Jahre zu folgen. Wir hatten 1907 Ebbe, dazwischen Flut und jetzt wieder Ebbe. Dies kommt neben unserer besonders guten Ernte dieses Jahres als neues günstiges Moment hinzu, wenn wir aufzählen, aus welchen Gründen unsere Feinde nicht eben glücklich waren in der Wahl der Stunde, zu der sie die Brandfackel an unser Haus legten. Sie zündeten eben die Fabrik an zu einer Zeit, da das Geschäft ohnedies flau war. Hätten wir gerade mit Überschicht gearbeitet, wäre die Störung fühlbarer gewesen. Bei England kam zu seiner größeren Empfindlichkeit als Handelsstaat hinzu, daß seine Wirtschaft keine Ebbe hatte. So stieg der Zinsfuß dort sofort auf zehn Prozent, während man in Berlin mit sechs Prozent auskam. Eine Zeitlang waren sogar die Noten der Bank von England, die man früher bei unseren Geldleuten nur „mit frommem Schauder" nannte, der sichersten Bank der Welt, ohne Zahlkraft! Wechsel der besten Häuser wurden wertlos. Drei Milliarden Forderungen schweben in London in der Luft. Man mußte, ebenso wie in Frankreich, Rußland usw., gesetzlich einen Zahlungsaufschub, Moratorium genannt, bewirken. All dies gab es bei uns nicht, sondern es geht einfach seinen regelmäßigen Gang weiter. Und warum? Weil bei allem großartigen, beneideten Aufschwung unser Außenhandel doch nur etwa ein Viertel der Gesamtwirtschaft bedeutet, bei England aber mehr als drei Viertel. Wir haben genügend Fleisch und, wenn wir etwas mehr Schwarzbrot statt Weißbrot essen, auch genug Brot. Jedenfalls können wir das Notwendige von den neutralen Nachbarn beziehen und mit unseren Erzeugnissen bezahlen. Was wir über See außer den Rohstoffen für unsere Industrie bezogen, waren mehr Luxusartikel als zur Ernährung unbedingt Notwendiges.

England dagegen kann nicht vom Lande leben, denn es hat, fußend auf seiner Meerbeherrschung, die Landwirtschaft völlig verkommen lassen. Es verhungert, wenn es monatelang nichts bezieht, und da es vom Handel lebt, kann es die Lebensmittel nicht bezahlen, wenn es durch Stockung des Welthandels nichts verdient. Nun hat sich etwas Merkwürdiges ergeben: Seeherrschaft ist nicht gleichbedeutend mit Handelsbeherrschung. Selbst wenn wir unsere Bedrohung des englischen Seehandels nicht in Anrechnung bringen, ist derselbe durch diesen Weltbrand schon ohnehin vernichtet bis auf einen kleinen Rest; denn auch diejenigen Staaten, die nicht selbst im Kampfe stehen, haben fast alle ihre Zahlungen eingestellt. Und wo nichts ist, hat auch England sein Geld verloren. So rächt sich alles auf Erden.



Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ein schweres Geschütz wird durch Motorkraft befördert.

Nun noch einige Worte über die Banken. Die Russen haben so viel Geld von Frankreich entliehen, daß jetzt eine hochangesehene, der privaten „Deutschen Bank" vergleichbare Pariser Bank, der Credit Lyonnais, seine Dividende nicht bezahlen kann, ebensowenig wie die Stadt Paris die fälligen Zinsen ihrer Anleihe. Die „Deutsche Bank" dagegen steht glänzend da. Bei der „Deutschen Reichsbank" vollends strömt das Gold, das sich sonst in Kriegszeiten verflüchtigt, derart zu, daß es, in Frank ausgedrückt, gegen Ende September über zwei Milliarden betrug, während außerdem die ihr zur Aufbewahrung anvertrauten Gelder gar 2,7 Milliarden Mark erreichen. Was haben wir nicht alles ein Menschenalter zu hören bekommen! Der Militarismus führe zum Bankrott: dabei bringen die Eisenbahnen und andere Staatsbetriebe mehr ein, als die Zinsen unserer sämtlichen Staatsschulden ausmachen; wir könnten unsere Übervölkerung nicht ernähren: dabei müssen wir sogar fremde Arbeiter ins Land ziehen. Wir haben der Welt gezeigt, was eine Alters- und Invalidenversicherung ist, und in unseren Sparkassen zwanzig Milliarden gesammelt.

Jetzt stehen wir vor einer Aufgabe, die zu lösen uns unser ureigenes Talent erleichtert: die Anpassungsfähigkeit. Sie hat großenteils den Markt des Auslands erobert zum Verdruß der älteren Welthandelsmächte. Sie muß uns jetzt über die Stockung hinwegbringen, indem die vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte, denen ihre bisherige Betätigung abgeschnitten ist, ohne viel Zeit zu verlieren in neue Bahnen geleitet werden.

Der große Krieg aber, der entflammt wurde durch den Neid auf unseren wirtschaftlichen Aufschwung, hat uns erst recht gezeigt, wie stark wir auch auf diesem Gebiete sind, und die rund 4,5 Milliarden Mark, die das deutsche Volk dem Reiche in der Kriegsanleihe auf den ersten Anhieb zur Verfügung gestellt hat, bedeuten eine gewonnene Schlacht. Der Krieg, so viel Leid er bringt, wirkt wie ein Dampfpflug, der den Acker der Volkskraft aufwühlt, alle Kräfte, die verborgen schlummerten, ans Tageslicht und zu freier Entfaltung bringt und eine mächtige Zukunftssaat emporsprießen läßt.

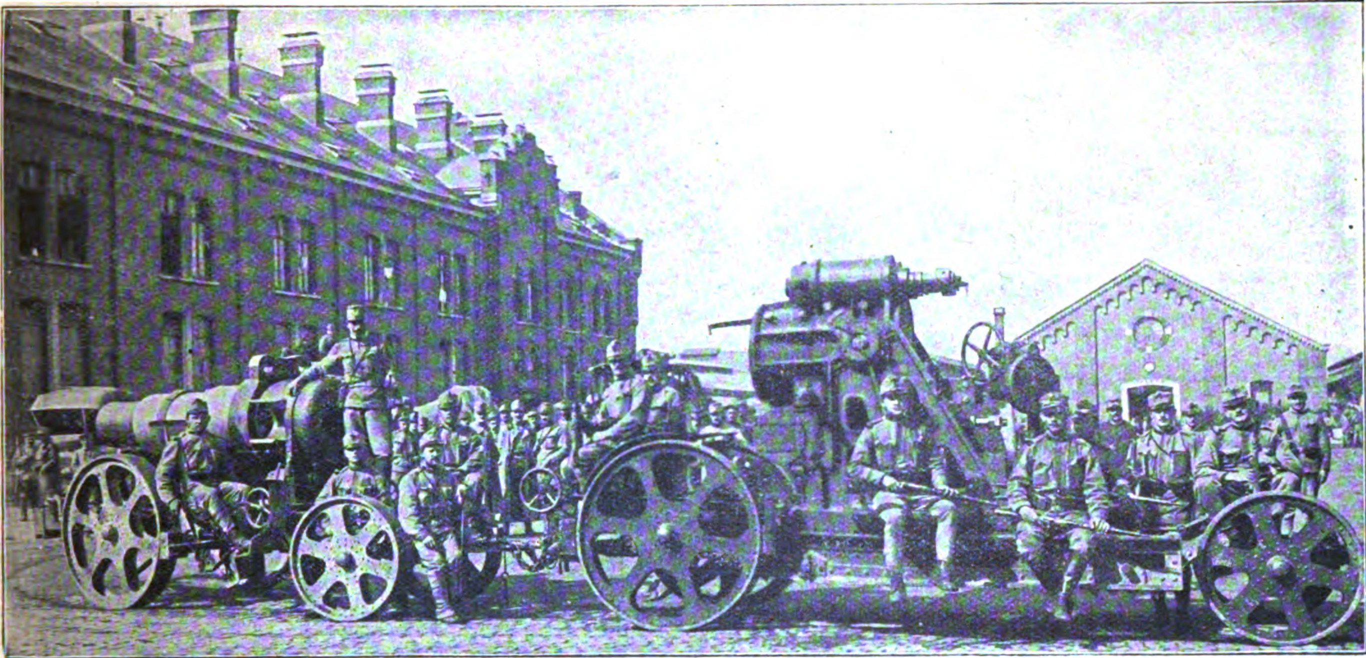


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Österreichisch-ungarische Truppen mit ihren 30,5-cm-Kanonen in Brüssel.

Hindenburg und die Masurischen Seen.

Daß der gegenwärtig wohl volkstümlichste Heerführer, der „Russenschreck“ General v. Hindenburg, seine „Schlacht an den Masurischen Seen“ nur mit Hilfe einer ganz erstaunlichen Kenntnis des Geländes auszuführen imstande war, ist seinerzeit allgemein betont worden. Die „N. W. Ztg.“ weiß über diesen Gegenstand unter anderem folgendes scherzhafte Geschichtchen zu berichten:

Hinsichtlich jenes sumpfigen Gebietes standen seit Jahrzehnten zwei militärische Ansichten einander gegenüber. Die eine, die „fixe Idee“ des Generals Hindenburg, lautete kurz folgendermaßen: „Die Russen müssen in die Masurischen Seen gedrängt werden.“ Die andere Anschauung begann damit, daß man nicht einmal in die Nähe dieser Seen kommen dürfe, und Hindenburg mußte bittere Angriffe ertragen. Er gab aber nicht nach. Schließlich ließ man ihn reden und hielt ihn für einen alten Starrkopf. Als dann eines Tages im Deutschen Reichstag der Gedanke auftauchte, die Masurischen Seen müßten ausgepumpt und aus ihnen fruchtbarer Boden geschaffen werden, hatte Hindenburg, damals kommandierender General, keine Ruhe mehr. Seine Seen, seine Sümpfe wollte man anrühren! Er reiste sofort nach Berlin, lief zu Abgeordneten, Parteiführern, Kommissionen, und als nichts mehr nutzte, ging er zum Kaiser, der ihm schließlich lächelnd versprach, daß man die Seen in Ruhe lassen werde.

Alljährlich in den Manövern hatte Hindenburg mit seinen „Weißen“ jene Seen in Ostpreußen zu verteidigen. Die „roten“ Soldaten, also die „Russen“, die gegen ihn zu kämpfen hatten, pflegten dann immer zu sagen: „Heuer gehen wir baden!“ Denn sie wußten, daß da alles Bemühen vergeblich war: das Ende blieb immer, daß Hindenburg sie in die Masurischen Seen einklemmte. Wenn abgeblasen wurde, stand die Rote Armee regelmäßig bis zum Hals im Wasser. Die Offiziere gingen nur noch in wasserdichten Uniformen zu den Hindenburgmanövern.

Auch als der General zur Disposition gestellt wurde, verbrachte er seine Sommerferien alljährlich bei den Masurischen Seen. Sein Zeitvertreib bestand darin, daß er sich in Königsberg ein paar Kanonen auslieh und sie von früh bis abends aus einer Lache in die andere schleppen ließ. Dabei maß er ab, wie tief diese oder jene Kanone in den Schlamm einsank, wieviel Pferde an manchen Übergangs-

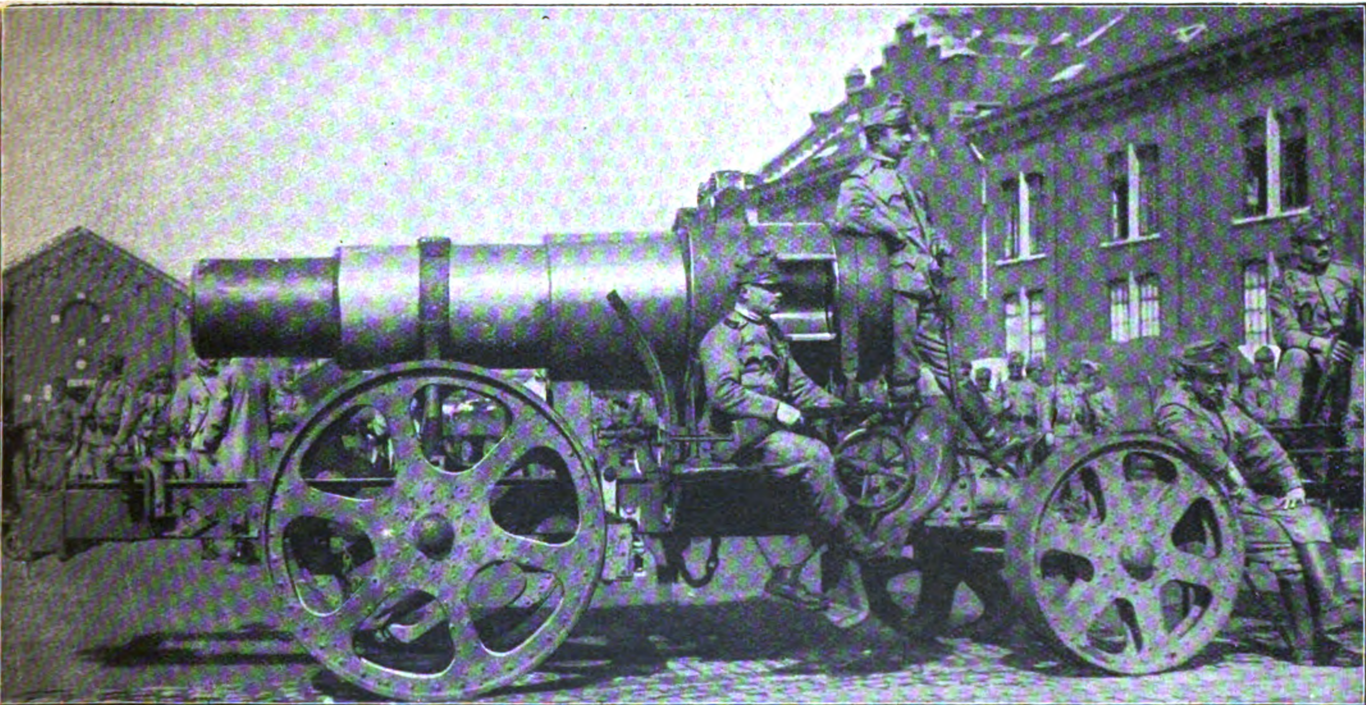


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Brüssel.

Eine der österreichisch-ungarischen Motorkanonen vor der Artilleriekaserne in Brüssel.

stellen vor die Kanone gehörten, und so weiter. Schließlich wußte er genau, welche Lache von der Artillerie durchquert werden konnte und in welcher der Feind stecken bleiben mußte. Zu Beginn des Krieges befand sich Hindenburg schon auf französischem Boden, als die Nachricht kam, daß russische Vortruppen in der Gegend der Sümpfe auftauchten. Da gab ihm der Kaiser den Befehl, daß er gehen und jetzt zeigen möge, was er könne.

Englische Kriegsgefangene.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Bei den auf unseren verschiedenen Lagerplätzen untergebrachten englischen Kriegsgefangenen kann man große Unterschiede feststellen. Es gibt recht stattliche Gestalten darunter, echte Soldaten, die bereits diesen und jenen Kolonialfeldzug mitgemacht haben; anderen Gefangenen sieht man deutlich an, daß sie nur aus Not das Soldatenhandwerk ergriffen. Alle aber sind zufrieden, durch die Gefangennahme weiterer kriegerischer Leistungen enthoben zu ein. Aber auch Abschaum der menschlichen Gesellschaft ist darunter, nämlich 120 Zuchthäusler mit halbgeschorenem Schädel; gegen Zusicherung der Freiheit und 700 Mark Handgeld haben sie sich bereitfinden lassen, an den deutschen Küsten Minen zu legen. Also wozu die Helden der „Königin Luise" mit Begeisterung und aus der Treue gegen das liebe Vaterland sich erboten, dazu muß England ehrlose Sträflinge erkaufen. Welch beschämender Unterschied für die sogenannten Vettern jenseits des Kanals!

Gekleidet sind die englischen Gefangenen meist in die neue gelblichgrüne Felduniform. Es gibt aber auch viele Schotten darunter, kenntlich an den Mützen mit kariertem Rand und dem rockähnlichen Kilt. Wo sie mit „Verbündeten" zusammengesperrt waren, gab es häufig Streit, da sie sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäuften; so mußte man sie getrennt unterbringen. Gleich anderen Gefangenen dürfen auch die gefangenen Engländer, schon aus gesundheitlichen Rücksichten, nicht müßig liegen. Sie werden zu allerlei öffentlichen Arbeiten, wie Straßenbau u. dergl. herangezogen, um die Kosten ihres Unterhalts aufzubringen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Englische Kriegsgefangene im Munsterlager.



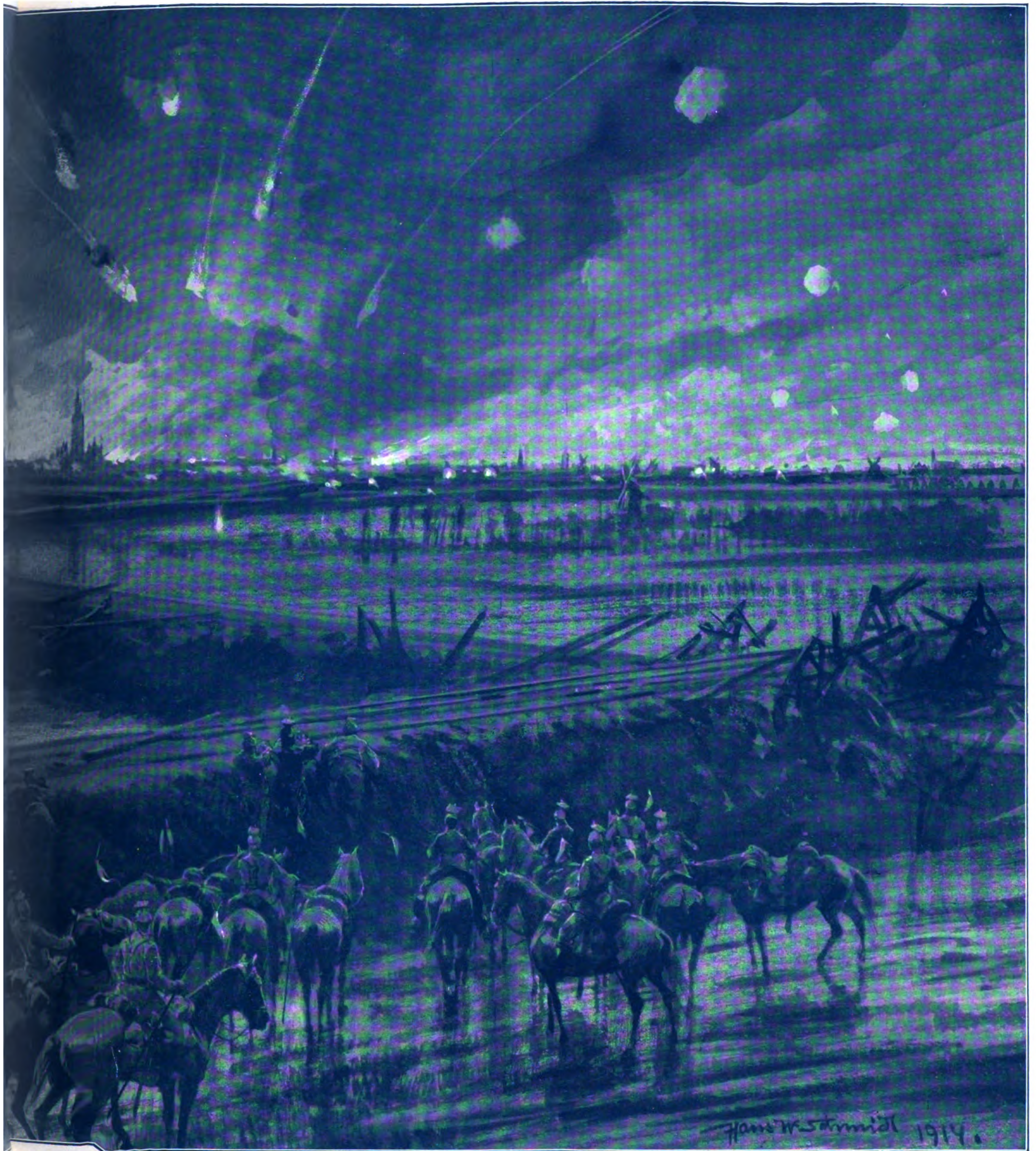
Gefangene Engländer und Franzosen im Sennelager bei Paderborn. Nach einer Originalzeichnung von Ewald Thiel.



Beschießung [illegible]

Nach einem Gemälde von [illegible]

Der Anblick ist von Westen nach Osten gegeben, von wo aus die Beschießung [illegible]
Vor der Stadt liegen die inneren Forts, von denen man die Schüsse [illegible]



… Antwerpen.

… rofessor Hans W. Schmidt

… gte und wo das Gelände von vielen sich kreuzenden Bahndämmen durchzogen ist.
… sieht. Im Vordergrund eine zur Aufklärung vorgesandte Ulanenabteilung.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Während in Deutschland das wärmste Interesse an dem heldenmütigen Kampf bestand, den die tapfere Marinebesatzung von Tsingtau gegen die japanisch-englische Übermacht bis zum Äußersten durchzukämpfen versprach, machte sich zugleich eine tiefe menschliche Teilnahme an dem Schicksal der Frauen und Kinder bemerkbar, die sich in der Kolonie befanden. Es erweckte deshalb überall ein Gefühl der Beruhigung und Genugtuung, als es zuverlässigen Nachrichten zufolge gelungen war, diese Familienmitglieder aus Tsingtau zu entfernen und nach neutralem, chinesischem Gebiet zu bringen. Bald darauf trafen sie in Schanghai ein. Seitens der Marineverwaltung wurde rechtzeitig alles veranlaßt, um die Familien mit Geldmitteln und sonst in jeder Weise zu unterstützen.

Wenn man aus den Aussagen des japanischen Gesandtschaftsekretärs Yokota im Haag einen Schluß auf die Haltung Japans ziehen will, so könnte es scheinen, daß Japan sich als Englands redlicher Bundesgenosse zur Kriegserklärung an Deutschland gezwungen gesehen habe. Jedoch beschränke sich, wie Yokota ausführte, Japans Interesse auf den fernen Osten, und Kiautschou solle bei geeigneter Zeit an China zurückgegeben werden. Zu den Vereinigten Staaten und China seien die Beziehungen seines Landes die besten, auch stehe Japan mit Rußland auf gutem Fuße. Letzteres sei dadurch sogar in den Stand gesetzt, sein Heer aus dem fernen Osten wegzunehmen, habe also dadurch freie Verfügung über eine halbe Million Streiter bekommen, die es nun gegen Deutschland und Österreich führen könne.

Wie indes die gerade aus dem fernen Osten stets besonders gut informierte „Frankfurter Zeitung“ am 13. Oktober die Sache darstellt, liegen die Dinge wesentlich anders. England wollte ein ruhiges Zuwarten Japans, bis sich die Kriegslage in Europa zugunsten des Dreiverbands gestaltet hätte; erst dann hatte es ja wieder die Hände frei, etwaige übermütige Gelüste des eigenen Bundesgenossen im Osten zu zügeln. Gerade weil aber Japan dies merkte, schlug es sofort los; ja es ist sogar durch Besetzung der Marschallinseln gegen England wortbrüchig geworden, wenn man den Wortlaut des englisch-japanischen Vertrags zum Vergleich heranzieht. Was die beiden anderen dort besonders interessierten Mächte, China und Vereinigte Staaten von Nordamerika, anbelangt, so weiß der Berichterstatter der „Frankf. Ztg.“ zu melden, daß China in Washington ein förmliches Bündnis zum Schutze gegen die japanischen Machtansprüche vorgeschlagen habe. Der philosophisch veranlagte Herr Wilson habe es aber bei ernsten Vorstellungen in Tokio und beruhigenden Gegenversicherungen bewenden lassen. Doch wird nach anderen Berichten in der amerikanischen Marine sehr fleißig gearbeitet, und so ist es wohl möglich, daß auch um die von Japan angestrebte Vorherrschaft im Stillen Ozean noch ein heftiger Krieg anhebt, in dem England durch das bloße Vorhandensein unserer Flotte mehr als halb gelähmt wäre.

Seit dem Abbruch unserer diplomatischen Beziehungen zu Japan und der Abreise des japanischen Botschafters aus Berlin trafen vom ostasiatischen Kriegschauplatz keine direkten Nachrichten mehr ein. Wir wußten also auf direktem Wege nichts über das Schicksal unserer braven Verteidiger Tsingtaus, die durch ihren Gouverneur das Gelübde ablegen ließen, daß sie diesen ihnen anvertrauten Außenposten deutscher Kultur bis zum letzten Blutstropfen verteidigen würden. Auch sollen die in Japan zurückgebliebenen Deutschen gut behandelt werden. Anscheinend auf dem Wege über das deutsch-niederländische Kabel in Ostasien traf die erste Nachricht ein.

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ vom 25. August berichtete nämlich aus Tokio: Eine besondere Ausgabe des



Hofphot. A. Kühlewindt, Photoverlag, Königsberg i. P.

Aus der Schlacht bei Sadweitschen. Das Generalkommando beobachtet im Feuer schwerer Artillerie den Fortgang der Schlacht; im Hintergrund einschlagende Granaten.



Hofphot. A. Kühlewindt, Photoverlag, Königsberg i. P.

Aus der Schlacht bei Sadweitschen.

Der Beobachtungsposten im Fesselballon meldet telephonisch dem Generalkommando, daß unser linker Flügel von einer feindlichen Batterie in der Flanke bedroht wird. Ein Ordonnanzoffizier schreibt die Meldung nieder, die dann sofort an das Generalkommando weitergegeben wird.

erst am 3. Oktober, an welchem Tage die chinesische Post von Ende Juli und Anfang August aus Tientsin und Schanghai in Berlin eintraf. Die Zeitungen, die mit dieser Post eingetroffen sind, enthalten sehr interessante Meldungen, aus denen klar hervorgeht, daß Deutschlands jetzige Gegner im fernen Osten schon am 20. Juli zum Schlagen bereit waren. Schon am 28. Juli wurde von verschiedenen Seiten gemeldet, daß die britische Ostasienflotte in Weihaiwei sich konzentriere, und am nämlichen Tage brachte die Pekinger „Gazette" aus Hankow die Nachricht, die dort ankernden britischen Kanonenboote seien von ihren Mannschaften verlassen und der Obhut einer privaten Wache anvertraut worden. Die Mannschaften seien über Schanghai nach Hongkong abgegangen. Das gleiche wurde von anderen Häfen in China berichtet, wo sich kleinere britische Schiffe befanden.

In Hongkong arbeiteten Marine und Militär mit Beschleunigung an den Befestigungen. Garnison und Flotte wurden kriegsmäßig ausgerüstet und in den Docks mit verdoppelten Wachen Tag und Nacht gearbeitet. Die

Blattes „Jamato" vom 24. August meldet, daß die japanische Flotte den Kampf um Tsingtau begonnen hat.

Bis Ende September liefen verschiedene, meist aus englischer oder japanischer Quelle stammende Mitteilungen ein, die nachzuprüfen zurzeit bei dem Fehlen einer unmittelbaren Verbindung mit Tsingtau nicht möglich ist. So zweifelhaft sie aber auch sein mögen, so ging aus ihnen doch hervor, daß es für die Japaner kein leichtes Stück Arbeit ist, unsere ostasiatische Kolonie niederzuringen. So veröffentlicht z. B. die „Daily Mail" vom 25. August eine Meldung des englischen Geschwaderchefs in Ostasien, wonach der englische Zerstörer „Kennet" bei der Verfolgung eines deutschen Torpedobootes den Batterien von Tsingtau zu nahe kam und einen Verlust von 3 Toten, 3 Schwer- und 4 Leichtverwundeten erlitt. Der Zerstörer selbst entkam.

Dem „Corriere della Sera" wurde aus London berichtet, daß eine rasche Eroberung von Kiautschou durch die Japaner nicht vorauszusehen sei. Die Japaner seien bestrebt, mit möglichst wenig Verlusten durchzukommen. Zunächst würden sie eine Reihe strategischer Punkte besetzen, so die kleine Insel Tashien außerhalb der Bucht Kiautschou. In den ersten vier Wochen hatten die Japaner nach einem Bericht der „Daily Mail" aus Tokio in den Kämpfen um Tsingtau 312 Tote gehabt und 9 Flugzeuge verloren.

Anfang Oktober lief dann eine zusammenfassende Darstellung der Kämpfe um Kiautschou durch die deutsche Presse. Auch diese Zusammenfassung gründet sich auf englische Quellen und ist nur in einzelnen Punkten etwas ausführlicher. Aus all diesen Nachrichten geht mit unzweifelhafter Sicherheit hervor, daß sich die Japaner trotz ihrer großen Übermacht bis Ende September unserer Kolonie noch nicht bemächtigen konnten, obwohl sie schon sehr früh mit ihren Kriegsvorbereitungen begonnen hatten. Von diesen Kriegsvorbereitungen erfuhren wir allerdings

telegraphische Verbindung mit Berlin war schon damals zerstört. Gleichzeitig teilte das japanische Generalkonsulat der japanischen Kaufmannschaft von Tientsin mit, zwischen China und Japan sei ein Vertrag unterzeichnet worden, wonach keinerlei Waffen und Munition mehr nach China eingeführt werden dürften.

Am 1. August zog sich die französische Flotte in Ostasien in Haiphong zusammen. In Peking meldeten am gleichen Tage (also schon am 1. August!) Extrablätter japanischer Zeitungen amtlich aus Tokio, Japan würde gemeinschaftlich mit England den Krieg führen.

Trotz der langen Vorbereitung gelang es unseren Feinden aber doch nicht so schnell, Tsingtau in ihre Gewalt zu bringen. Aus Peking wurde unterm 2. Oktober gemeldet: „Die englischen Streitkräfte unter General Barnardiston setzen mit großer Energie den Angriff auf Kiautschou fort. Die deutschen Truppen zogen sich auf Tsingtau selbst zurück, dessen Forts Tag und Nacht tätig sind; das Feuer ist besonders gegen die japanischen Stellungen gerichtet. — Deutsche Flugzeuge versuchten wiederholt, die japanischen Kriegschiffe durch Bomben zu zerstören.

Die Engländer und Japaner treffen Vorbereitungen zu einem entscheidenden Vorstoß gegen Tsingtau."

Ein Jubel aber ging durch Deutschlands Gaue und fand ein volles Echo bei unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, als am 6. Oktober auf dem Umwege über Rotterdam folgende, zweifellos aus englischer Quelle stammende Meldung verbreitet wurde:

„Beim ersten Sturm auf die Infanteriewerke von Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Geschütze und Maschinengewehre war vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde von dem österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin

Elisabeth" und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar" wirksam beschossen. Die deutschen Verluste sollen gering gewesen sein. Die Japaner warten Verstärkungen aus Japan ab."

Schon einen Tag später meldete „Reuter" aus Tokio, daß ein japanischer Minensucher beim Zerstören einer Mine vor Kiautschou gesunken ist. Neun Mann der Besatzung ertranken, während vier Mann gerettet werden konnten.

Wenn die Japaner geglaubt hatten, unser Kiautschou müsse eine leichte Beute für sie werden, um so mehr, da sie ja noch von britischen Streitkräften unterstützt wurden, so haben die Ereignisse gelehrt, daß deutsches Heldentum der größten Übermacht die Stirne zu bieten vermag. Trotzdem müssen wir aber damit rechnen, daß an einen dauernden erfolgreichen Widerstand unserer kleinen Besatzung nicht zu denken ist, wenn sie ihr Leben auch so teuer als möglich verkaufen wird. Tiefes Mitgefühl ergreift das ganze deutsche Volk, wenn es an seine Söhne denkt, die da draußen in Ostasien auf verlorenem Posten stehen und in Gewißheit ihres Unterganges kämpfen. Und um so heller erstrahlt ihr Heldenmut, wenn man erwägt, daß sie von den Ereignissen im Mutterlande nur in der Beleuchtung der englisch-französischen Lügenmeldungen Kunde erhalten.

In diesem Heldenkampfe von Tsingtau gegen das übermächtige, mit Großbritannien verbundene Japan glänzt aber noch ein Stern von hoher Bedeutung und leuchtet eine Seelengröße, wie man sie in der Geschichte der Völker kaum ein zweites Mal findet. Die Ratten verlassen das Schiff, wenn es zu sinken beginnt, und die besten Freunde werden oft untreu, wenn die Erkenntnis auftaucht, daß die Betätigung der Freundschaft doch nur gemeinsamen Untergang bringt. Da sucht oft der beste Freund noch zu retten, was zu retten ist, und das Wort in Schillers Bürgschaft: „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr!" wird oft genug als der Weisheit letzter Schluß betrachtet. Wie anders unsere österreichisch-ungarischen Waffenbrüder! Auch sie wissen, daß Kiautschou ein verlorener Posten ist, daß es dort nicht heißt: Siegen oder sterben!, sondern daß nur das Sterben das Ende dieses Kampfes sein kann. Trotzdem harrt die „Kaiserin Elisabeth" dort aus, bereit, ihr Letztes hinzugeben in treuer Waffenbrüderschaft für uns. Sie kämpft unter dem Jubel von ganz Österreich-Ungarn gemeinsam mit uns den Heldenkampf, obwohl das bittere Ende kaum zweifelhaft ist. Sie gibt damit den nur durch Habsucht und Neid verbundenen Japanern und Engländern ein hehres Beispiel edler, uneigennütziger Freundschaft, wie sie nur in deutschen und deutschfühlenden Herzen keimen kann.

Ein hervorstechendes Merkmal des gegenwärtigen Krieges ist es, daß unsere Feinde unter Hintansetzung von Anstand und Würde, Kultur und Zivilisation einzig von dem Gedanken beherrscht sind, uns um jeden Preis Schaden zuzufügen. Die Kriegführenden müßten sich doch sagen, daß das Schicksal der Kolonien vom Ausgange des europäischen Krieges abhängig ist und daß der Friedenschluß in Europa auch die Ordnung der Dinge im Kolonialbesitz herstellt. Wo finden aber vernünftige Erwägungen Raum, wenn alle Handlungen Habgier und Rachsucht zur Triebfeder haben? Dies gilt besonders von England. Die Russen fühlen sich als Beschützer des Slawentums und streben danach, alle Slawen unter ihrem Zepter zu vereinigen. Die Franzosen wollen immer noch die Niederlage von 1870/71 auswetzen. Bei diesen beiden Gegnern hat der Krieg also immerhin eine gewisse ideelle Grundlage; diese fehlt aber vollkommen bei den Engländern. Sie galten uns als germanisches Brudervolk, und nichts wäre ihnen leichter gewesen, als mit uns in Freundschaft zu leben, wobei sie ohne Krieg gewiß ein gutes Geschäft gemacht hätten. Es ist also ein sinnloses Wüten, das England heraufbeschworen hat, und zwar aus reinem Geschäftsneid, nur um einen unbequemen Nebenbuhler auf dem Weltmarkte zu beseitigen.

Hofphot. A. Kühlewindt, Photoverlag, Königsberg i. Pr.

Fesselballon als Beobachtungsstation über einem der masurischen Seen; im Vordergrund Fernsprechwagen.

Die Engländer haben sich nicht einmal zu der Erkenntnis aufzuschwingen vermocht, daß trotz des Krieges die Vorherrschaft der germanischen Rasse auf unserem Weltteile gewahrt werden müsse und das Übergewicht der weißen Bevölkerung nicht untergraben werden dürfe; denn mit ihm zugleich wäre das britische Kolonialreich gefährdet. England hat sich nicht damit begnügt, die Japaner gegen uns zu hetzen, sondern hat sich in Afrika mit allen Negerstämmen verbunden, um unseren Kolonialbesitz zu vernichten. Die Schwarzen sehen hier den Krieg feindlicher

Brüder vor sich, die sich gegenseitig zerfleischen. Für den Augenblick erscheint England in den Augen der afrikanischen Eingeborenen als das größere Volk unter den Weißen, denn es verjagt die Deutschen — mit Hilfe der schwarzen Bevölkerung. Was dies für Folgen für die Zukunft haben muß, dafür fehlt England in seiner Habgier jede Erkenntnis. Vor Jahren, als durch die Einkreisungspolitik Eduards VII. die Gefahr eines deutsch-englischen Krieges zuerst auftauchte, ist es zwischen den wichtigsten afrikanischen Kolonialmächten zu einem Gedankenaustausch darüber gekommen, ob es nicht ratsam sei, um der inneren Solidarität und der gemeinsamen Interessen willen, die uns Weiße der schwarzen Rasse gegenüber einigen, den verpflichtenden Grundsatz aufzustellen: in einem Kolonialkriege werden von keiner Seite schwarze Truppen zum Angriff auf den Gegner verwendet! Leider sprang außer einer unverbindlichen Unterhaltung nichts dabei heraus. Daß es zu keinem praktischen Abkommen kam, findet seine Erklärung darin, daß die englische Politik schon damals nicht imstande war, sich auf Rassenanstand und Rasseneinsicht zu verpflichten.

England hätte gewiß nichts verloren, sondern moralisch nur gewonnen, wenn es den Angriff auf unseren afrikanischen Besitz aufgeschoben hätte bis nach der Entscheidung in Europa. Ein in Europa unterlegenes Deutschland könnte natürlich auch seinen Kolonialbesitz nicht halten. Siegen wir aber in Europa, so wird England für das büßen müssen, was es in Afrika an uns gesündigt hat. Nur für die Zerstörung unserer Funkenstationen in Afrika kann England militärische Gesichtspunkte ins Treffen führen, alle anderen im schwarzen Erdteil gegen uns unternommenen Handlungen sind als sinnlos und für die Engländer selbst verderblich zu bezeichnen.

Um eine richtige Vorstellung von dem entfesselten Kolonialkriege insbesondere in Afrika zu erlangen, muß man die Größe des Kolonialbesitzes der einzelnen Mächte ins Auge fassen. Wir geben einige Erläuterungen zu unserer untenstehenden Karte. Der afrikanische Besitz der Mächte ist folgender:

Frankreich . .	9 160 285	qkm	32 749 590	Einw.
Großbritannien .	6 190 967	„	36 807 025	„
Deutschland . .	2 662 300	„	11 449 380	„
Belgien . . .	2 365 000	„	15 003 350	„
Italien	1 590 110	qkm	1 402 551	Einw.
Spanien . . .	560 466	„	588 611	„

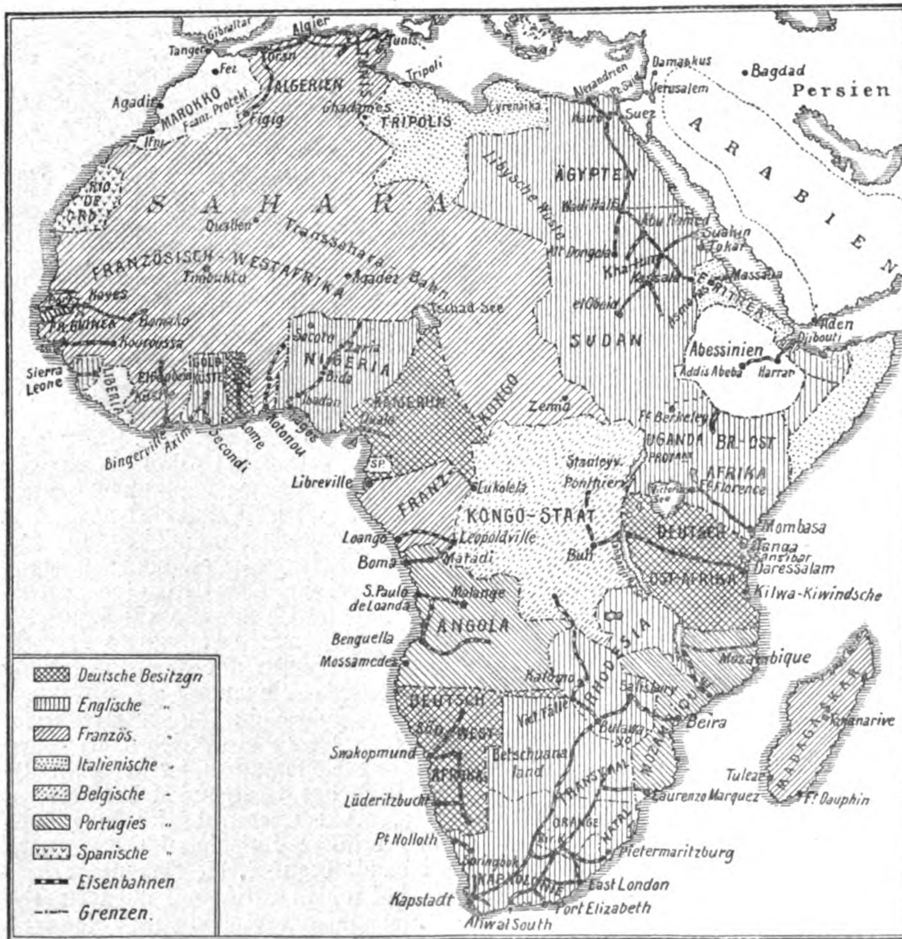
Außer diesem Kolonialbesitz europäischer Staaten hat Afrika noch einige Staaten, deren jetzige Selbständigkeit zum Teil allerdings sehr fraglich ist und die gewiß in nicht zu ferner Zeit ebenfalls in europäischen Besitz übergehen werden. Es sind dies:

Ägypten . . .	3 544 168	qkm	15 299 499	Einw.
Abessinien . . .	1 120 400	„	8 000 000	„
Marokko . . .	439 200	„	3 464 000	„
Liberia	95 400	„	1 500 000	„

Aus der ersten Tabelle ersieht man, daß Frankreich den größten Kolonialbesitz in Afrika hat; an zweiter Stelle folgt Großbritannien, und dann kommt Deutschland. Die Rangordnung nach der Größe der Kolonien verschiebt sich aber, wenn man die sogenannten selbständigen Staaten Afrikas betrachtet, die unter sehr starkem europäischem Einfluß stehen. So steht zum Beispiel Marokko unter französischem Einfluß, aber als französische Kolonie kann man es noch nicht bezeichnen. Ägypten ist eigentlich türkischer Vasallenstaat unter britischem Einfluß. Allerdings hat sich England dort im gegenwärtigen Kriege geradezu Herrschaftsrechte angemaßt, die wahrscheinlich zu weiteren kriegerischen Verwicklungen führen werden. Wenn man Ägypten zu England zählt, dann ist dieses die größte Kolonialmacht Afrikas. Aus diesen Tabellen sieht man aber auch, daß Deutschlands Kolonien von seinen Gegnern Frankreich und Großbritannien in diesem Kriege, oder richtiger gesagt: während des Krieges mühelos erdrückt werden, weil wir alle unsere militärischen Kräfte im Mutterlande gebrauchen. Doch das Schicksal dieser Kolonien wird ja auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden.

Die erste Nachricht vom Kolonialkriege traf uns am 8. August. Da wurde gemeldet, daß vor der Hauptstadt Togos, Lome, eine starke englische Truppenexpedition von der benachbarten englischen Goldküste erschienen sei. In Abwesenheit der kleinen Polizeitruppe und sämtlicher militärfähiger Weißen, die sich mit dem stellvertretenden Gouverneur zum Schutze wichtiger Stationen ins Hinterland begeben hatten, nahmen die Engländer von der Hauptstadt Besitz unter der feierlichen Zusage, die Ordnung zu wahren und das Eigentum zu schützen.

In dieser amtlichen Meldung ist nur von der Besetzung der Hauptstadt Togos die Rede; weniger leicht wurde es unseren Feinden, die Kolonie selbst in ihren Besitz zu bringen. Zu dieser Heldentat haben sich französische und englische Streitkräfte verbunden. Unfähig, in Europa ihren betrogenen belgischen Verbündeten erfolgreich beizustehen, haben die Franzosen und Engländer an der Spitze von schwarzen Soldaten ihren Mut durch die Überwältigung der kleinsten deutschen Kolonie, des zwischen dem französischen Dahome und der britischen Goldküste eingeklemmten Togo zu beweisen Gelegenheit genommen. Die Briten hatten die deutschen Behörden zur unbedingten Übergabe aufgefordert, worauf diese um kriegerische Ehren beim Abzug ersuchten und sonstige Bedingungen stellten. Das wurde ihnen verweigert; sie sollten sich bedingungslos übergeben. Nach amtlicher britischer Mitteilung sind nun am 26. August die verbündeten Streitkräfte in die Kolonie eingezogen. Die Deutschen haben sich zweifellos bis zur letzten Möglichkeit tapfer gehalten, denn die Gegner hatten verhältnismäßig viel Verluste. Von britischer Seite allein wurde für diese Heldentat ein ganzes Regiment der West-African-Frontier-Force aufgeboten, also eine richtige Kriegstruppe, keine Polizeitruppe, wie sie Togo in der Stärke von einigen hundert Mann besitzt. Es ist aller-



Der afrikanische Besitz der Großmächte.



Die „roten Teufel".

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

dings sicher, daß neben der Polizeitruppe alle wehrfähigen Deutschen für die Ehre ihres Vaterlandes mitkämpften.

Eine zusammenfassende Darstellung über das Vorgehen unserer Feinde in Afrika gab das Reichskolonialamt unterm 28. August, indem es das Wesentliche aus den englischen Nachrichten, auf die wir allein angewiesen waren, wie folgt mitteilt:

In Ostafrika haben kurz nach Ausbruch des Krieges die Engländer den Funkenturm in Daressalam zerstört. Im Innern des Landes hat nach neueren englischen Nachrichten unsere Schutztruppe die Offensive ergriffen und den wichtigen englischen Verkehrspunkt Taveta, südöstlich des Kilimandscharo, besetzt. Aus Togo, das nur von einer kleinen Schar kriegsfreiwilliger Weißer und einer schwachen Eingeborenenpolizeitruppe verteidigt wurde, ist bereits gemeldet, daß die Engländer und Franzosen einige Gebiete besetzten. Zwischen unserer Truppe und den aus Dahome und der Goldküste anmarschierenden, weit überlegenen Streitkräften fanden verschiedene Gefechte statt, in denen auf unserer Seite mit großer Tapferkeit gekämpft wurde. Aus Kamerun, das bis vor wenigen Tagen vom Feinde nicht behelligt wurde, liegen neuere Nachrichten nicht vor. Einem Eindringen feindlicher Streitkräfte in das Land dürfte die Schutztruppe erfolgreichen Widerstand entgegensetzen. Da der Funkenturm vor Kamina in Togo vor seiner Besitzergreifung durch die Engländer von unserer Truppe zerstört wurde, sind weitere Nachrichten aus Togo und aus Kamerun in nächster Zeit nicht zu erwarten. In Deutsch-Südwestafrika war bisher alles ruhig. Nach englischen Meldungen hat die Schutztruppe die Offensive ergriffen und ist von der Südostecke her in Richtung auf Upington in die Kapkolonie eingedrungen. Aus unseren Besitzungen in der Südsee liegen Nachrichten nicht vor.

Wo es den Deutschen möglich war, angreifend vorzugehen, ist es selbstverständlich auch geschehen. So sind am 30. August nach einer Meldung aus Libreville, der Hauptstadt Französisch-Kongos, die Deutschen in Belgisch-Kongo einmarschiert.

Nach einer zurzeit unkontrollierbaren Reutermeldung aus Livingstonia vom 14. September ist eine deutsch-ostafrikanische Schutztruppenabteilung am 5. September in Britisch-Nordrhodesia eingefallen und hat die Niederlassung Abercorn angegriffen. Der Angriff sei aber zurückgeschlagen worden. Am 6. September wurde wieder geschossen, ohne daß ein regelrechter Angriff erfolgte. Am 9. September eröffneten die Deutschen ein Feuer mit leichten Feldgeschützen, die durch Maschinengeschütze zum Schweigen gebracht wurden. Die Deutschen verließen ihre Stellung und befanden sich in der Nacht 15 Meilen östlich von Abercorn. Leutnant Mac Carthy machte mit 90 Mann und einem Maschinengeschütz einen nächtlichen Eilmarsch und verfolgte den Feind bis an die Grenze. — Eine weitere Reutermeldung aus Nairobi vom 12. September berichtete über Kämpfe an der Grenze von Deutsch- und Britisch-Ostafrika und Uganda: Eine deutsche Abteilung hat die Grenze von Mohoru am Viktoriasee überschritten und Karungu besetzt; sie rückt gegen Kisii vor. Eine andere deutsche Abteilung, die nach dem Tsavofluß vorgerückt war, hat mit Truppen aus Bura und Mtolo-Andei ein Gefecht gehabt; Einzelheiten sind noch nicht bekannt. In Nairobi eingetroffene englische Verwundete berichten, daß die Engländer in heftigem Feuer deutscher Maschinengewehre gestanden und einen Bajonettangriff gemacht hätten, um die Maschinengewehre wegzunehmen; der Angriff sei jedoch mißglückt.

Aus diesen englischen Mitteilungen liest man schon heraus, daß unsere ostafrikanische Schutztruppe mit großer Tapferkeit gegen die englischen Besitzungen im Norden wie im Süden vorgeht und dabei zweifellos Erfolge erzielt. Wenn man berücksichtigt, daß die Schutztruppe ohne jede Verbindung mit dem Mutterlande ist und, völlig auf sich selbst angewiesen, einen Krieg auf eigene Faust führt, muß ihr mutiges Vorgehen in der Heimat Bewunderung erregen. Nairobi ist eine befestigte englische Station in der Mitte zwischen dem Kilimandscharo und dem Kenia; Karungu ist ein englisches Fort am Ostufer des Viktoria-Nyanza-Sees, etwa 30 Kilometer nördlich der deutschen Grenze.

Nach einer Reutermeldung vom 11. September aus Blantyre (Nyassaland) beschoß der englische Regierungsdampfer „Gwendolen" am 8. September Langenburg und landete dort eine Abteilung. Der Ort wurde überrascht; es wurde kein Widerstand geleistet. Langenburg ist eine befestigte Station am Nyassasee, am Südrande der Rumbirabai.

Am 11. September meldete das Wolffsche Telegraphenbüro:

„Nach englischen Nachrichten hat in der Nähe des Songweflusses an der Grenze von Deutsch-Ostafrika und Britisch-Nyassaland zwischen deutschen und englischen Truppen ein Kampf stattgefunden, bei dem auf beiden Seiten mehrere Europäer gefallen sind. Aus gleicher Quelle wird auch von Toten und Verwundeten in Kamerun berichtet. Eine amtliche Bestätigung liegt bisher nicht vor."

Der Songwefluß mündet von Norden her in den südlichsten der beiden großen Seen, die unser ostafrikanisches Gebiet im Westen gegen den Kongostaat und Britisch-Nyassaland abgrenzen.

Am 10. September sind an verschiedenen Stellen Nachrichten aus London eingetroffen, wonach die Deutschen die Walfischbai besetzt hätten. Die englische Regierung bemerkte hierzu: Die Bai könne leicht wiedergewonnen werden, sobald die südafrikanische Regierung ihre Vorbereitungen beendigt habe, um in Deutsch-Südwestafrika einzufallen. Die Walfischbai ist eine Bucht des Atlantischen Ozeans in der Mitte der Küste Deutsch-Südwestafrikas. Seit der Eröffnung des Hafens von Swakopmund haben Handel und Verkehr der Walfischbai abgenommen. Das Gebiet wurde 1878 von den Engländern besetzt. Am 13. September wurden amtlich nach englischen Quellen wieder weitere Kämpfe aus den Kolonien gemeldet. In Kamerun sind danach drei englische Offiziere gefallen und mehrere Mannschaften verwundet worden. Einzelheiten werden über diesen Zusammenstoß merkwürdigerweise nicht berichtet, doch ist aus den Namen der gefallenen Offiziere zu ersehen, daß Truppen aus Nigeria am Kampfe teilgenommen haben.

Der britische Gouverneur von Nyassaland meldete am 14. September:

„Eine englische Streitmacht rückte am 8. September vor, um den Feind über die Grenze nach Deutsch-Ostafrika zu werfen. Die Deutschen waren 400 Mann stark. Sie zogen sich zurück und griffen Karotga an, das von 50 Mann, darunter 9 Weißen, verteidigt wurde. Nach dreistündigem Kampfe traf die englische Hauptmacht ein, die die Deutschen gegen Songwe zurückdrängte. Mehrere Deutsche wurden getötet, 3 Offiziere verwundet und gefangen genommen. Auf englischer Seite wurden 4 Europäer getötet und 7 verwundet."

Nach Rotterdam gelangte am 16. September aus Kapstadt die Meldung, daß eine Abteilung südafrikanischer berittener Infanterie ein Scharmützel mit deutschen Streitkräften hatte, die den Übergang über den Oranjefluß bei Steinkopf im Namqualand bewachen.

In Roberts-Heights hat die britische Regierung Konzentrationslager errichtet, wo sie die in dem Kolonialkriege gefangenen Deutschen und Österreicher im Alter zwischen 19 und 45 Jahren unterbringt. Wer sich noch des Burenkrieges und seiner Konzentrationslager erinnert, der wird das tiefste Mitgefühl empfinden müssen für jene, die das Unglück hatten, auf diese Weise die Brutalität Englands kennen zu lernen.

Aus Nairobi kam am 20. September die Nachricht, daß der britische Dampfer „Kawirondo" zwei deutsche Handelsboote auf dem Viktoria-Nyanza-See zum Sinken brachte. Der deutsche Dampfer „Muanza" griff am 15. September den britischen Dampfer „Winefred" an, der im Begriff war, in die englische Karungubai einzufahren. Der „Winefred" zog sich zurück, kehrte aber später zusammen mit dem „Kawirondo" zurück und traf in Karungu ein, ohne Widerstand zu finden.

An deutschen Dampfern gibt es auf dem Viktoriasee nur zwei oder drei in Muanza am Südufer des Sees beheimatete kleine Dampfpinassen von etwa je 5—6 Tonnen Gehalt. „Winefred" und „Kawirondo" dagegen sind Schiffe von 600 Tonnen, die zur Flotte der Ugandabahn gehören. Bei den zum Sinken gebrachten deutschen Handelsbooten kann es sich nur um Paddelboote Eingeborener oder um Segler von solchen, sogenannte Dauen, handeln, die sich entweder im Besitz von Eingeborenen befinden oder doch



Photothek, Berlin.

Morgenwäsche.



Photothek, Berlin.

Rasieren im Felde.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Ungewohnte Arbeit. Deutsche Soldaten beim Stopfen ihrer Socken vor einem Hause in Belgien.



Photothek, Berlin.

Abziehen des Rasiermessers am Gewehrriemen.



Photothek, Berlin

Beim Frühstück auf der Schulbank.



Photothek, Berlin.

Melken einer Kuh.

Unsere Soldaten im Felde: Wie sie sich zu helfen wissen.

von solchen geführt werden. Der heldenhafte englische Erfolg ist wirklich nicht die Kabelkosten wert; aber vielleicht wiegen in Englands Bewußtsein auch solche „Siege" jetzt schon schwer.

Aus Mailand empfing die „Frankfurter Zeitung" am 21. September die Nachricht, daß die Engländer Romansdrift, am rechten Ufer des Oranjeflusses, besetzt und die Deutschen zum Rückzug gezwungen hätten. Gleichzeitig wurde gemeldet, daß alle deutschen Funkenstationen im Stillen Ozean zerstört seien. Am 22. September erhielten wir aus englischer Quelle eine Nachricht, die besagte, daß deutsche Truppen aus Deutsch-Südwestafrika zwischen Nakob und Upington in das Kapland eingedrungen seien und sich dort verschanzt hätten. Man halte die deutschen Truppen für nicht sehr zahlreich.

In dieser englischen Meldung ist verschwiegen, daß die Deutschen gewissermaßen in der Notwehr gehandelt haben, denn schon am 21. September hatten englische Blätter berichtet, es habe ein aus Buren, Engländern und Schwarzen bestehendes Expeditionskorps den Grenzfluß Oranje überschritten und mit dem Einbruch in Deutsch-Südwestafrika begonnen. Die Herero, der kriegerische Stamm, der so lange gegen die Deutschen Krieg führte, hätten sich den Einrückenden angeschlossen, den Aufstand ausgerufen und die Fahne der südafrikanischen Union gehißt.

Am 24. September meldeten Londoner Blätter aus Nairobi vom 21. September, daß eine deutsche Truppenabteilung am 19. September in dem Voidistrikt einen Posten 20 Meilen von der Grenze angegriffen habe. Voi ist eine Station der Ugandabahn, 102 Meilen von der Küste entfernt. Zugleich endigt hier eine fahrbare Straße, die von Moschi (Deutsch-Ostafrika) herkommt. Diese Straße führt über Taveta, das von einer deutschen Truppe besetzt worden ist. Es wird also wohl dieselbe Truppe sein, die jetzt bis Voi vorgerückt ist, mit dem kühnen Ziel, die dortige Eisenbahnstation in ihre Gewalt zu bringen und so die einzige Verbindung zwischen der Küste und der Hauptstadt von Britisch-Ostafrika, Nairobi, zu unterbrechen.

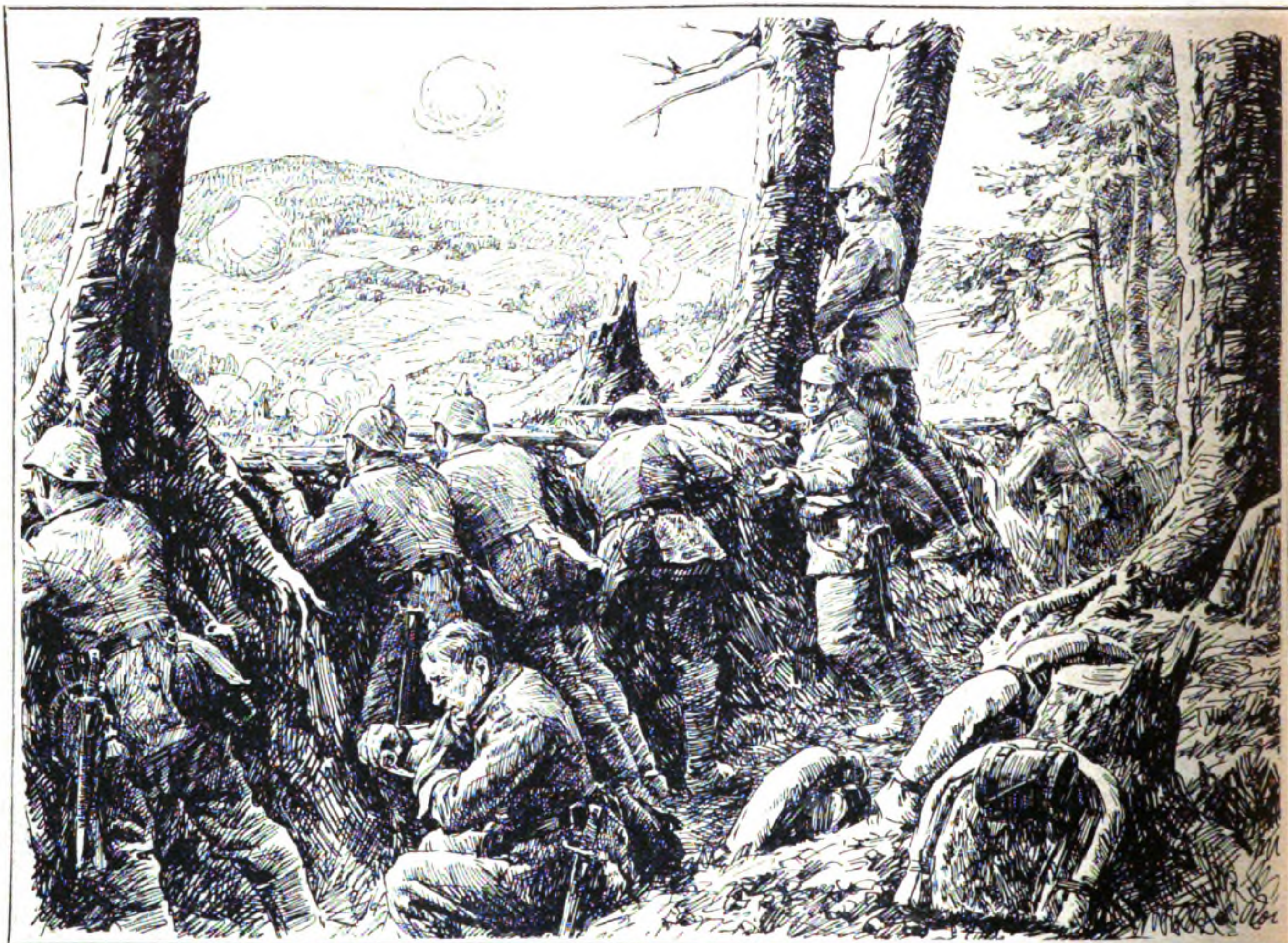
Nach einer weiteren Reutermeldung ergab sich der deutsche Posten Schuckmannsburg am Sambesi am 21. September der rhodesischen Polizeitruppe. Schuckmannsburg liegt im sogenannten Caprivizipfel von Deutsch-Südwestafrika, als äußerster Posten an der Grenze gegen Englisch-Rhodesia. Da nicht anzunehmen ist, daß die Deutschen hier auf verlorenem Posten nennenswerte Mannschaften zurückgelassen hatten, kann es sich höchstens um ein paar Mann, vielleicht farbige Polizei, handeln.

Erst am 27. September erhielten wir von Kapstadt aus Kenntnis von einem schon über acht Tage zurückliegenden anderen Gewaltstreich der Engländer. Danach wurde Lüderitzbucht von südafrikanischen Truppen besetzt. Am 19. September trafen Transportschiffe vor der Stadt ein. Offiziere mit weißer Flagge forderten die Übergabe der Stadt, aber die weiße Flagge wehte schon vom Rathaus. Die deutsche Garnison war am 18. mit einem Eisenbahnzug abgefahren. Die Deutschen ließen alles unbeschädigt zurück, außer der drahtlosen Station, die sie zerstörten. Die Engländer fanden nur wenig Lebensmittel und Geld.

Ende September wurde vom Reuterbüro gemeldet, daß die Polizeistation Rietfontein am 19. September von einer deutschen, etwa 20 Mann starken Abteilung genommen worden sei. Es handelte sich um eine ziemlich bedeutende Station, die östlich von Keetmanshoop liegt.

Augagneur teilte im französischen Ministerium am 28. September mit, daß die Mannschaft des französischen Kanonenbootes „Surprise" während der Unternehmungen gegen Kamerun und den deutschen Kongo Cocobeach besetzt habe. Cocobeach ist der frühere Name der Station Ukoko im deutschen Muniгebiet, das durch den Vertrag von 1912 von Frankreich an Deutschland abgetreten wurde.

Ferner sei eine französisch-englische Expedition, die vom englischen Kreuzer „Cumberland", dem französischen Kreuzer „Bruix" und anderen Schiffen befördert wurde, in Kamerun gelandet worden und habe Duala ohne Kampf besetzt. Daß die offenen Hafenstädte unserer Kolonien gegen überlegene



Stellung der 3. Kompanie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 121 vom 1.—11. September bei St.-Dié.
Nach einer Skizze des am Kampf beteiligten Unteroffiziers der Reserve F. Stahl gezeichnet von A. Roloff.



Der Turbinenkreuzer „Dresden“ jagt den englischen Riesendampfer „Mauretania“.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Teschinsky.

feindliche Kräfte nicht zu halten sein würden, war von vornherein anzunehmen.

Die englisch-französischen Truppen standen unter dem Befehl des englischen Generals Dobell. Außer Duala wurde auch die Missionsstation Bonaberi, gegenüber von Duala, besetzt.

Nach einer Meldung des Reuterbüros vom 2. Oktober gingen südafrikanische Truppenabteilungen auch gegen zwei deutsche Posten, von denen der eine bei einem Grasplatz in der Nähe von Lüderitzbucht, der zweite 25 Meilen nördlich von Lüderitzbucht bei Anichab stand, zum Angriff vor.

Es ließ sich wohl denken, daß unsere tapferen Südwester nicht leichten Herzens den Boden aufgeben würden, um den sie so hart gekämpft haben. Selbst die Engländer, die mit Vorliebe die Erfolge ihrer Gegner verschweigen, müssen einen deutschen Sieg in Südwest zugestehen. Nach einer Londoner Depesche aus Kapstadt fanden zwischen dem 1. Regiment südafrikanischer Scharfschützen und einer Abteilung deutscher Feldartillerie Kämpfe im Namaqualand statt. Die Deutschen begannen den Angriff mit zwei Geschützen. Britische Kanonen erwiderten das Feuer und suchten die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen. Der Angriff der Deutschen entwickelte sich aber so schnell, daß sie bald zehn Geschütze gegen die Engländer ins Feuer brachten. Es gab viele Tote und Verwundete. Im Laufe des Kampfes trat bei den Engländern Munitionsmangel ein, so daß ihre Stellung unhaltbar wurde. Die Scharfschützen taten alles, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, doch alles war vergeblich. Nachdem die Engländer alles zerstört hatten, was dem Feinde irgendwie von Nutzen hätte sein können, wurde die weiße Fahne gehißt. Die Verwundeten wurden von den Deutschen gut behandelt und die Gefallenen ohne Unterschied der Nation mit militärischen Ehren bestattet. Verschiedene englische Abteilungen machten dann den Versuch, die deutschen Stellungen wiederzuerobern, aber die Deutschen waren zu stark, und die vordringenden Engländer mußten vor dem heftigen Feuer der deutschen Maschinengewehre zurückweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht bei Soissons.

(Hierzu die Bilder Seite 215 und 216/217.)

Während die deutschen Truppen schon bis Albert und Arras vorgedrungen waren und die Front der durch ihre Dauer wie ihre Ausdehnung eine weltgeschichtliche Neuheit darstellenden deutsch-französischen Entscheidungsschlacht somit von den Vogesen bis beinahe zur Nordsee reichte, hatten sich die verbündeten Franzosen und Engländer offenbar darauf versteift, bei Soissons, auf der Linie Paris—Namur, die deutsche Front zu durchbrechen. Diese war aber gerade dort außerordentlich stark, nicht nur von Natur, auf den Höhen nördlich der Aisne, den Fluß als Hindernis vor sich, sondern der Berichterstatter der „Times" stellte auch unserer Feldbefestigungskunst, wie sie sich dort zeigte, unterm 19. September ein glänzendes Zeugnis aus. Man weiß, daß die Franzosen von jeher Meister gewesen sind sowohl in der Ausnutzung aller natürlichen Deckungen als auch in der raschen Herstellung künstlicher. Diesmal haben auch die Unsrigen die erstere tagtäglich und mit Erfolg geübt. Bei Jena 1806 waren hauptsächlich darin die Preußen und Sachsen den Franzosen unterlegen gewesen, denn diese lernten sie zur Zeit der ersten Revolution von Freiheitshelden, die in Amerika die Deckung im Gelände den Indianern abgesehen und im nordamerikanischen Freiheitskrieg ausgebildet hatten. In ihren vielen Kolonialkriegen hatten dann die Franzosen Gelegenheit, sich in der Benutzung kleiner Geländevorteile weiter zu vervollkommnen, so daß sie uns noch 1870 darin allgemein überlegen waren, wie jetzt die Alpenjäger in den Vogesen. Aber auch Feldbefestigungen stellen die Franzosen außerordentlich gewandt her. Daß wir ihnen nun auch darin mindestens ebenbürtig sind, ist sehr erfreulich, denn wir ersparen dadurch viel edles Blut. Der englische Sachverständige hat uns das Lob gewiß nicht gern gespendet!

Nachdem er noch die Tätigkeit des deutschen Geschützes „meisterhaft" genannt, berichtet er weiter, daß dieselben die ganze Nacht auf Montag den 14. September die Verbündeten mit Feuer überschütteten und von da an Tag für Tag das Tal der Aisne zu einer wahren Hölle machten. Dabei verdunkelten Regen und schwarze Wolken den Himmel, und die französische Artillerie konnte nur dadurch gegen die vorzüglichen deutschen Verschanzungen etwas ausrichten, daß sie von ihren Fliegern und aus Fesselballons durch Fernsprecher gut mit Nachrichten bedient wurde. So ging es fort bis Donnerstag den 19. September. In der Nacht vom 18. auf 19. war der Angriff der Deutschen besonders entsetzlich. „Lawinengleich stürzten sie auf die Feinde, unwiderstehlich und todesverachtend." Berichte aus Paris über Genf bezeichnen besonders die Verluste des englischen Korps als sehr schwer. Nach Rotterdam melden englische Beobachter, daß die Aisne Hochwasser führte, wodurch der englisch-französische Brückenschlag vor Soissons erschwert wurde. Die deutschen Batterien vereinigten ihr Feuer auf die Brückenstelle und vernichteten die dort befindlichen Feinde. Die schwersten Opfer aber kostete der englische Angriff denjenigen Regimentern, denen es geglückt war, auf das nördliche Flußufer herüberzukommen, um die starke deutsche Stellung an der Eisenbahn zu nehmen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eine neue französische Aeroplan-Mitrailleuse, wie solche während des jetzigen Krieges von unseren Feinden verwendet werden. Man hat diese Aufnahme als Postkarte von französischen Flugzeugen auf deutschem Gebiet abgeworfen, um die Grenzbevölkerung in Schrecken zu versetzen.

Scheinwerfer der Deutschen beleuchteten das englische Vorgehen taghell, und ein vernichtendes Geschütz- und Gewehrfeuer schlug den Engländern entgegen. Diesen Vorgang schildert meisterhaft unser Bild Seite 216/217, auf dem die englischen Sturmkolonnen sich eben anschicken, in die deutsche Geschützlinie einzubrechen, und nun durch einen kraftvollen Vorstoß des Fußvolks zertrümmert werden.

Die Stadt geht unter diesem Feuer in Flammen auf. „Es sieht aus, als ob ein Erdbeben gewütet hätte ... man geht über Schutthaufen, Fensterrahmen, Hausrat; die Dächer sind weggefegt ... Brandrauch, vermischt mit dem Rauch der Geschosse und dem Staub der stürzenden Häuser, zieht in ungeheuren Wolken durch die Straßen,

die Zurückgebliebenen unter den Einwohnern sitzen in den Kellern," schreibt der Italiener Luigi Barzini im „Corriere". „Turkos schleichen die Mauern entlang und sammeln Verwundete ..."

In dem holländischen Wochenblatt „Het Leven" aber lesen wir über das Artillerieduell von Soissons: „Es zieht über einen dahin wie ein Orkan ... man wird mit einem Schlage betäubt ... das Gebrüll der Stücke schwillt zu einem langanhaltenden Donner an, rollend, ungebrochen, wie das stetige Brausen einer stürmischen See."

Die neuen Kriegsmittel.

(Hierzu die Bilder Seite 214 und 218/221.)

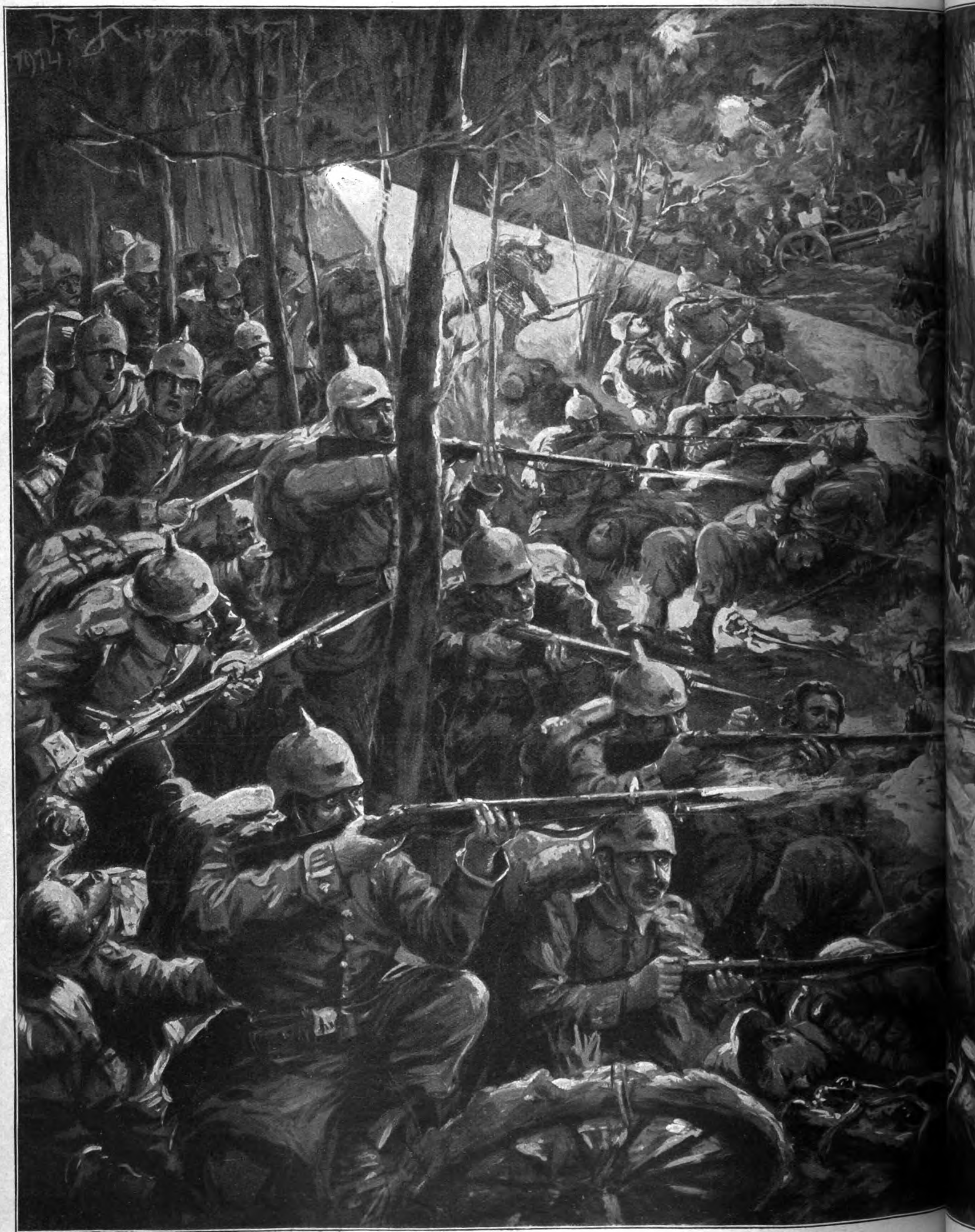
Seit hundert Jahren hat der Krieg ein anderes Gesicht bekommen. Die Fortschritte, die er machte, bezeichnen die großen Namen der Weltgeschichte: Friedrich II. von Preußen, Napoleon I., Moltke. Der moderne Krieg arbeitet mit modernen Mitteln oder mit alten Mitteln, die so vervollkommnet sind, daß man sie neu nennen muß. Der gegenwärtige Weltkrieg verwendet sie alle und in möglichster Vollendung. Bereits der Anfang des Krieges hat uns auf sie und ihre Bedeutung aufmerksam gemacht: der Kreuzer „Augsburg" hat Libau bombardiert, die Hafenanlagen in Brand geschossen und Minen gelegt, und wenige Stunden danach war die Meldung hierüber auf funkentelegraphischem Wege beim Admiralstab in Berlin eingetroffen. Hier hat man gleich zwei der neuen Kriegsmittel: Mine und Funkentelegraphie.

Es gibt im Krieg zur See vielleicht kein anderes Mittel, das so unheimlich wäre und wirkte wie die Mine. Anfänglich hat man die Minen zumeist oder fast ausschließlich zur Verteidigung gebraucht. Man legte sie vor den eigenen Küsten, Häfen und Flußmündungen, um diese gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe zu schützen. Dadurch, daß man sie möglichst weit vorlegte, verhinderte man auch das Beschießen von seiten der gegnerischen Fahrzeuge. Heute verwendet man die Minen auch beim Angriff. Schiffe, mit Minen ausgerüstet, fahren an die feindliche Küste und sperren die dortigen Häfen und Flußmündungen. Noch mehr, man legt Minenfelder auf hoher See in unmittelbarer Verbindung mit den Bewegungen und dem Vorgehen der Schlachtflotte. Man verfolgt dabei einen doppelten Zweck: entweder legt man das Minenfeld heimlich und versucht den Feind durch geschicktes Manövrieren auf das Minenfeld zu ziehen, damit seine Schiffe auf die Minen auflaufen und zerstört werden, oder man legt es offen, so daß der Gegner die Lage des Feldes erkennt und dadurch von dem Befahren eines bestimmten Seegebietes abgehalten und in eine taktisch ungünstige Lage gebracht wird, die dann durch die eigene Schiffsartillerie geschickt ausgenutzt werden muß, so daß hier nach dem treffenden Wort eines Fachmanns die Mine gleichsam ein Hilfsmittel für die Steigerung der artilleristischen Wirkung wird. Heute haben alle Schlachtflotten Minendampfer mit einem großen Vorrat von Minen und mit trefflichen Vorrichtungen zu ihrem schnellen Auslegen. Außer diesen eigenen Minendampfern verwendet man zum Auslegen der Minen auch Torpedo- und Unterseeboote, diese letzteren vorzugsweise, um Minen unbemerkt vom Gegner zu legen. Man unterscheidet drei Arten Minen: Beobachtungs-, Streu- und Treibminen. Die beiden ersten sind verankert. Mit dem Land verbindet sie ein Kabel, durch das ein elektrischer Strom geleitet werden kann. Beobachtet die Landstation ein feindliches Schiff über der Mine oder dem Minenfeld, so bedarf es nur eines Drucks auf den elektrischen Apparat, den Strom nach der Mine zu leiten und diese zu entzünden. Die Entzündung der Streumine erfolgt beim Aufstoßen des Schiffes auf sie. In den über der eigentlichen Mine hervorragenden Glasröhren ist eine chemische Lösung, die beim Zersplittern der Röhren auf ein Trockenelement trifft, wodurch ein elektrischer Strom entsteht, der die Mine zur Entzündung bringt. Die Minen, die jetzt mit 100 Kilogramm Schießwolle geladen sind, sind stets in bestimmter Tiefe unter der Wasserfläche, was durch eine selbständige Tiefeneinrichtung bewirkt wird.

Beim Krieg zu Land fallen an den Mitteln, mit denen er arbeitet, die ganz hervorragenden Verbesserungen auf, die sie seit den letzten vier Jahrzehnten erfahren haben. Die Handfeuerwaffen haben eine ganz erstaunliche Entwicklung erlebt. Wenn das preußische Zündnadelgewehr von 1870 dem französischen Chassepotgewehr von 1866, das



Eingegrabene deutsche Artillerie im Feuer. Nach einer Originalzeichnung von Willy Moralt.



Nachtangriff in der Schlacht bei … gegen d…

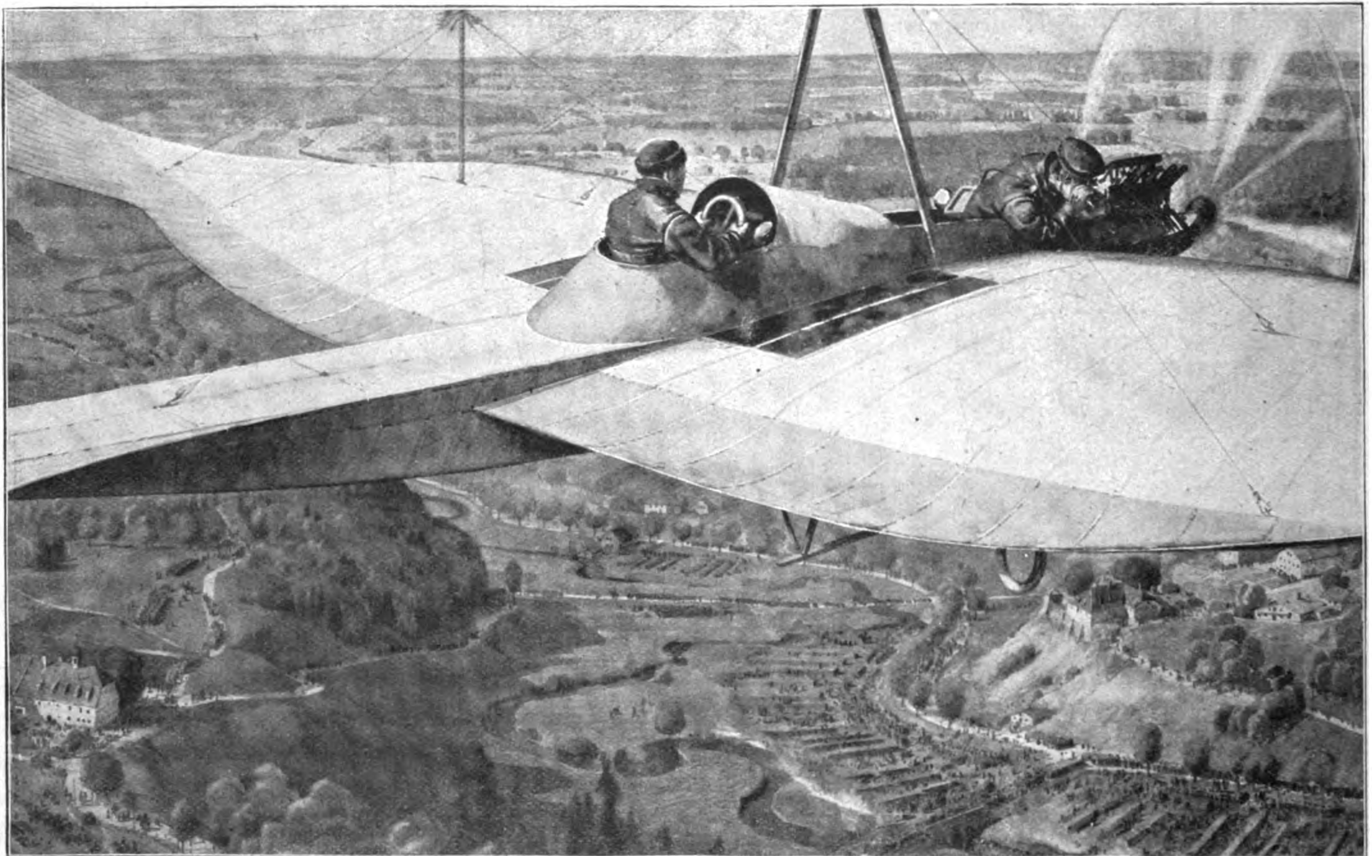
Nach Berichten von Augenzeugen … von Fr. Ki…



...oissons gegen die Engländer.
...zeichnet von Fr. Kienmayer.

bei einer Geschwindigkeit von 420 Metern eine Schußweite von 720 Metern und eine Höchstleistung von 10 Schuß in der Minute aufwies, nur wenig überlegen war — es gab 12 Schuß in der Minute — so trägt das deutsche Mausergewehr 4000 Meter weit und ermöglicht bei einer Geschwindigkeit von 900 Metern 25 Schuß in der Minute. Das Kaliber ist seit hundert Jahren von 13 Millimeter auf 5 Millimeter verringert worden. Weit größere Wirkungen aber lösen die gleichfalls sehr verbesserten Maschinengewehre aus, die die russischen Soldaten im japanischen Krieg in Haß und Wut Gießkannen des Teufels nannten. Das in den meisten Ländern gebrauchte Maximmaschinengewehr ermöglicht 400—500 Schuß in der Minute, die vollkommeneren sogar 600, ein französisches System, wie behauptet wird, gar 800 Schuß. Ein einziges solches Maschinengewehr würde also, ganz abgesehen von der weit größeren Schußweite und Durchschlagskraft, 80 Infanteristen von 1870 ersetzen. Einer ähnlichen Entwicklung kann sich die schwere Artillerie rühmen. Im gegenwärtigen Kriege spielt sie die größte Rolle: bereits die im Verband des nur zu Lande und Wasser geführt, er hat sich auch die Luft erobert. In dem Flugzeug hat man eines der neuesten Kriegsmittel gefunden. Alle Staaten haben es sich mehr oder minder zu eigen zu machen gesucht, aber die deutschen Luftschiffe sind am besten und am ausdauerndsten und erzielen, wie man im Osten und Westen des Kriegschauplatzes sieht, die größten Wirkungen — gleichviel, um welche Systeme es sich handelt, ob um Zeppelin, Parseval, Schütte-Lanz oder andere. Die Luftfahrzeuge erfüllen Aufgaben zweifacher Art: sie leisten die wertvollsten Aufklärungsdienste betreffs der Größe und Marschrichtung feindlicher Truppen, dann aber vermögen sie auch im Angriff sehr wirksam vorzugehen.

Ein Wettbewerb in allen Staaten hat die Luftfahrzeuge mit jedem Hilfsmittel moderner Technik versehen. Seit sechs Jahren sind alle Militärluftschiffe mit funkentelegraphischen Apparaten ausgerüstet. Die Nachrichtenübermittlung aus und nach den Luftfahrzeugen möglichst rasch und sicher zu gestalten, war das allgemeine Ziel. Die mannigfachsten Systeme wurden erprobt. Eine Luftschiff-



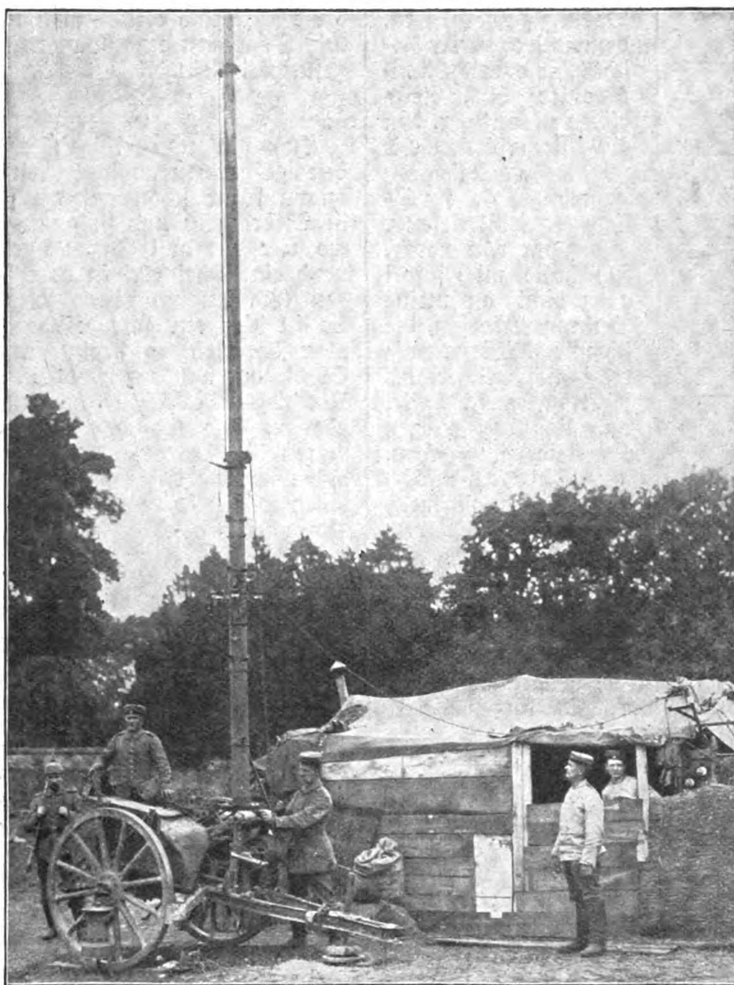
Deutscher Militärflieger im Aufklärungsdienst. Nach einem Gemälde von M. Zeno Diemer.

Heeres stehende Feldhaubitze erwies sich als ausgezeichnetes Geschütz von herrorragender Wirkung. Österreich-Ungarn hat in den Motorbatterien — 30,5-cm-Batterien (siehe die Bilder Seite 202/203), deren jede aus zwei Geschützen besteht und durch einen Kraftwagen befördert wird — gleichfalls hervorragende Geschütze, wenn sie auch an Wirkung sich nicht mit unseren „großen Brummern" vergleichen lassen. Das von ihnen beschossene Lütticher Fort wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, in dessen Mitte sich ein 50 Meter großer und 30 Meter breiter Trichter befand. Auf eine Entfernung von 12 Kilometern hatte man vom anderen Maasufer gegen das Fort aus zwei 42-cm-Geschützen gefeuert. Ihre Geschosse sind ungefähr 1 Meter lang und wiegen gegen 14 Zentner (siehe Seite 201). Neu in der Kriegsgeschichte ist es, dem Feldheer zur ständigen Verwendung Geschütze schwersten Kalibers zuzuteilen. Gegen sie sind selbst Befestigungen modernster Art wehrlos, und wieder einmal ist der stets zwischen Befestigung und Geschoßwirkung herrschende Wettstreit zugunsten dieser entschieden worden.

Wie hier Deutschland voran ist, so auch auf dem Gebiet der Luftschiffahrt. Denn der moderne Krieg wird nicht station besteht aus Sender, Empfänger und Antenne, sowie dem „elektrischen Gegengewicht", das die Gondel und das Metallgerüst des Luftschiffes bildet; als Stromquelle dient eine Wechselstrommaschine, die bei 3000 Touren in der Minute 500 Watt leistet; sie wird von dem Motor des Luftschiffes entweder durch Ketten oder durch ein entsprechendes Vorgelege angetrieben und beansprucht etwa 2 Pferdestärken. Das Hörempfangsystem, eine Spezialtype für Luftschiffe, ist zum Empfangen von Wellen von 600 bis 1400 Metern eingerichtet; die einzelnen Teile sind in einem Kasten untergebracht. Auf dem Kasten ist auf vier Porzellanisolatoren ein Haspel mit einem 200 Meter langen Luftdraht aus Phosphorbronzelitze angebracht, der, am unteren Ende eine Kugel tragend, über Leitrollen nach unten abgelassen wird. Die wenig Raum beanspruchende Luftschiffstation hat eine Reichweite von 250 Kilometern und wiegt gegen 125 Kilogramm.

Die drahtlose Telegraphie hat gleich allen anderen modernen Kriegs- und Kriegshilfsmitteln eine rasche Entwicklung durchgemacht; ihre Aufgabe war, zwischen Küste und Schiff und zwischen Schiffen untereinander Funkentelegramme zu übermitteln. Ihre Vervollkommnung zeigt sich in den

großen Reichweiten zwischen den einzelnen Stationen und in der einwandfreien Zeichenübertragung und Verständigung. Man kann heute mit Überbrückung von 8200 Kilometern Telefunkendepeschen von Südwestafrika über Togo nach Nauen bei Berlin senden. Es hat allen Anschein, als würde mit der Zeit im Heer der Fernsprechbetrieb und die drahtlose Funkentelegraphie den eigentlichen Telegraphenbetrieb mit Leitungen und Morseapparaten ersetzen. Man hat natürlich schon eine leistungsfähige Funkenstation für das Heer geschaffen; diese sogenannte Kavalleriestation kann auf drei Pferden befördert und in einer Viertelstunde betriebsfertig aufgebaut werden. Sender und Empfänger sind in einer Ledertasche untergebracht, alle Einzelheiten übersichtlich angeordnet und liegen nach Abheben der Deckkappe frei. Der Empfänger läßt sich auf alle Wellen zwischen 300 und 1800 Metern mit Hilfe eines Stöpselschalters und Variometers abstimmen. Zur Hochführung der Luftdrähte dienen Teleskopmaste, die Erdung erfolgt durch auf der Erde ausgespannte Drähte, die beim Transport aufgespult werden. Die Reichweite der Kavalleriestation, die nur eine Bedienung von zwei Mann erfordert, beträgt in ebenem Gelände bei Tag 100 Kilometer, nachts 150 Kilometer.



Phot. Grohs, Berlin.

Unsere Feldtelefunkenstation in Feindesland.

Feldpostbrief aus den Vogesen.

(Hierzu das Bild auf Seite 212.)

11. Sept. 1914. 10 Kilometer nordöstlich St..., gegen S... zu.

Mein lieber Hans!

Gestern nacht hatten wir Stellungswechsel hierher, wo wir nach schwerem Marsch durch gebirgiges Gelände um ein Uhr ankamen. In der Ferne gegen Epinal zu hört man das Donnern schwerer Geschütze. Bei S... überschritten wir um fünf Uhr morgens die Grenze. In S., der letzten deutschen Stadt, hatten die Franzosen unheimlich gehaust, hauptsächlich natürlich in den Häusern der Deutschen. Wider alles Völkerrecht haben sie Frauen und Kinder der Zollbeamten mitgenommen und im Zollamt alles ohne Ausnahme kurz und klein geschlagen. Die Kirche benutzten sie als Stall, und nicht genug das, sie verunreinigten sie auch sonst noch in nicht wiederzugebender Weise. Von uns wurde eine verlassene Villa eines Franzosen einzig und allein nach Eßbarem durchsucht. Unsere Soldaten verhalten sich mustergültig und bezahlen alles; nur in den Häusern, die von den Bewohnern aus Furcht verlassen worden sind, werden sämtliche Eßwaren geholt. Für uns Artilleristen fällt natürlich nichts mehr ab, weil vor uns Kavallerie und Infanterie kommt und wir zudem nie in Ortschaften oder Städten liegen, sondern die Nacht immer in Stellung sind.

Am 24., 25. und 26. August regnete es, was herunter konnte, dabei war es auch recht kalt; Du kannst Dir denken, was es da für ein Vergnügen ist, nachts draußen zu sein. Wohl zieht man ein Zelt über Geschütz- und Munitionswagen, da haben aber die acht oder neun Mann nur noch dürftig Platz; morgens ist man dann immer ganz durchfroren. Dabei hatten wir am 26. August den ganzen Tag keine Feldküche zu sehen bekommen, sie war in dem schweren Boden nicht mehr mitgekommen. Am Donnerstag, 27. August, machten wir gegen neun Uhr morgens einen Stellungswechsel zur Verfolgung des über St. D. zurückgehenden Feindes. Einen Kilometer über D. gegen St. D. zu fuhren wir fast offen auf und begannen das Feuer gegen zurückgehende Infanterie, die sich in den ersten Häusern von St. D. teilweise aufhielt. Wir hatten uns noch nicht recht verschanzt, als wir schon Artilleriefeuer und zwar etwas von der linken Seite her bekamen. Nachdem das feindliche Feuer von anderen Batterien zum Schweigen gebracht war, schossen wir weiter auf den Eingang von St. D. und eine Batterie rechts davon im Wald, die sich in kurzer Zeit verzog. Jede freie Minute benutzten wir natürlich, um unsere

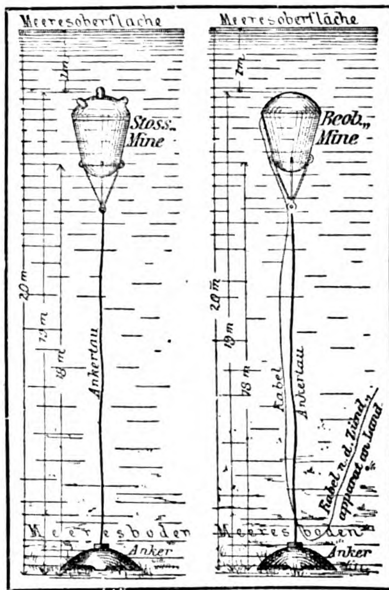


Legen einer Feldtelegraphenleitung durch serbisches Militär.



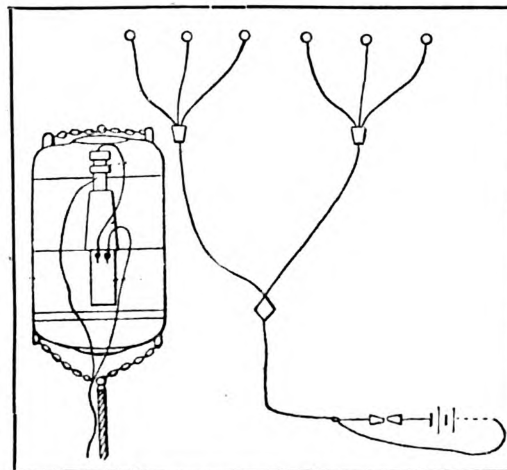
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eine deutsche Feldtelephonleitung.



Verankerte Minen.

Deckung zu verbessern, denn unser zweites Geschütz, an dem ich Richtkanonier bin, stand etwas zu weit vor. Um ein Uhr erhielten wir plötzlich nochmals ganz überraschend furchtbares Artilleriefeuer und zwar von vorne. Ich hatte mich sofort ganz dicht an meine Deckung geworfen, die ich mir glücklicherweise recht tief, tiefer als sonst, gemacht hatte, und ließ den ganzen Hagel über mich gehen. Die Schrapnelle fühlten wir im allgemeinen wenig; sie zersprangen zu hoch, und bei der flachen Flugbahn auf der kurzen Entfernung konnten wir nicht beschädigt werden, denn die Schrapnelle wirken nur schräg vorwärts. Das scheinen die drüben aber auch beobachtet zu haben, denn nach einer ganz kurzen Pause kamen Granaten. Die ersten lagen hundert Meter zu weit, die nächsten fünfzig Meter zu weit; ich wußte, nun brechen sie an der Entfernung nochmals fünfzig Meter ab, dann haben sie uns. Diesen Gedanken hatte ich kaum gegen unseren Leutnant ausgesprochen, als ich plötzlich durch einen furchtbaren Druck noch weiter in den Boden gedrückt wurde; ich sah dann noch eine Flamme und dachte nur: jetzt bist du weg. Noch einige kamen dann auf uns zu, zum Glück davor und dahinter. Dann hörten sie plötzlich auf. Unsere Haubitzenabteilung, die seitwärts hinter uns verdeckt stand, hatte sie endlich entdeckt am Aufblitzen der Schüsse. In kürzester Zeit waren sie für immer zum Schweigen gebracht. Die Infanterie brachte die zwei Batterien (sieben von acht Geschützen) abends ins genommene St. D. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit fuhren wir oberhalb dem Hof La Roche bei St. D. nochmals zur Verfolgung auf. Eine französische Feldbatterie hatte anscheinend schon erwartet, daß auf dem Berg über La Roche Artillerie zur Verfolgung auffahren würde, denn wir hatten noch nicht zehn Schuß abgegeben, als wir in der von den Franzosen gewohnten Weise überschüttet wurden, aber ohne Erfolg, davor und dahinter schlugen die Granaten ein, ohne einen Mann zu verletzen. Spät in dieser Nacht brachten wir unsere Geschütze ohne Bespannung wieder ins Tal und bezogen bei La Roche Biwak.



Galvanische Schlagmine. Schema der Lage der galvanischen Strömung.

Nach „Bloch, Der Seekrieg".

Das war ein denkwürdiger Tag gewesen, dieser Donnerstag, 27. August, den ich in meinem Leben nicht vergesse. Vorher und nachher bekamen wir noch sehr oft Feuer in die Batterie, aber nie mehr so furchtbar und mit der Genauigkeit jener beiden Gebirgsbatterien. Das singende „bhs—bhs—bhs" der Infanterie ist liebliche Musik gegen das heulende Sausen „sss—sss—sss" der Artilleriegeschosse und das harte Krachen der krepierenden Granaten. Wann ich das Infanteriegeschoß „bhs—bhs" höre, ist es vorbei, es tut nichts mehr; das Artilleriegeschoß höre ich aber kommen, man kann die letzte Flugstrecke hören und muß denken: kommt es jetzt zu dir? Wenn die französische Infanterie so gut wäre wie ihre Artillerie, dann stände es wohl etwas schlimmer für uns. Wie man hört, soll die französische Infanterie im Feuergefecht gar nicht schlecht sein und es meisterhaft verstehen, jede Deckung im Gelände auszunutzen, aber wenn sie die Bajonette sehen und die Sturmhurras der Unserigen hören, dann können sie nicht widerstehen, sie lassen die Waffe und alles fallen und laufen oder ergeben sich. Die Schwaben und Bayern sollen besonders im Sturm gefürchtet sein.

Petit-M., 14. September.

Ich bin nun einige Tage nicht mehr zum Schreiben gekommen, wir hatten große Märsche nordwärts, waren sogar schon auf deutschem Boden (in Lassenborn in Lothringen) und sind nun schon wieder südlich in P., wo wir vor drei Tagen durchmarschiert sind. (Anscheinend ein Scheinrückzug oder so was.) Am Sonntagmorgen (30. August) zogen wir das erstemal durch St. D. Es ist dies ein ganz netter Industrie- und Handelsplatz, aber bös sah es darin aus. Aus- und Eingänge der Stadt waren bös zerschossen. Ja, ja, das ist der Krieg! Um dieses Städtchen herum kämpften wir nun bis 11. ds. abends, bald südlich, bald östlich, dann wieder westlich; waren die Franzosen in einem Tal zurück, kamen sie im anderen wieder herein. So ging es fort. Einige Male lagen wir mehrere Tage in einer Stellung, so bei D., wo wir so heftig beschossen wurden, im gleichen Loch vier Tage. Einige Male verließen wir die Stellung auf einige Stunden, nachts kehrten wir aber immer wieder zurück. Dieser Kleinkrieg in den gebirgigen Vogesen nimmt einen schwer mit und wird einem verleidet, weil man gar keinen Erfolg sieht (wenigstens keinen für uns sichtbaren).

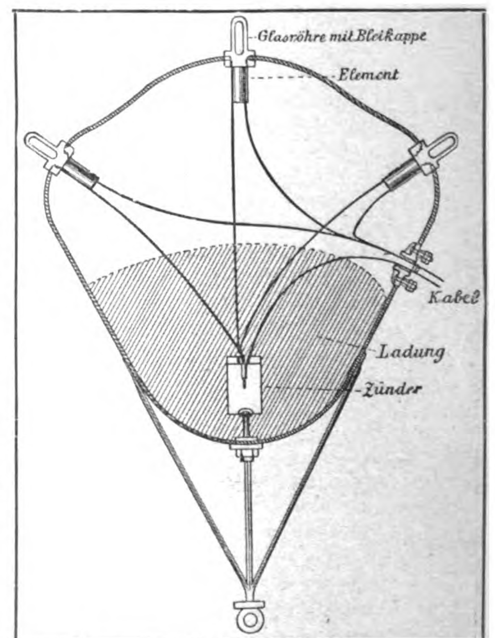
Grüße alle Bekannte herzlich von mir, vor allem Mutter, Fritz, Eckles.

Dein Jakob.

Dampferjagd auf hoher See.

(Hierzu das Bild Seite 213.)

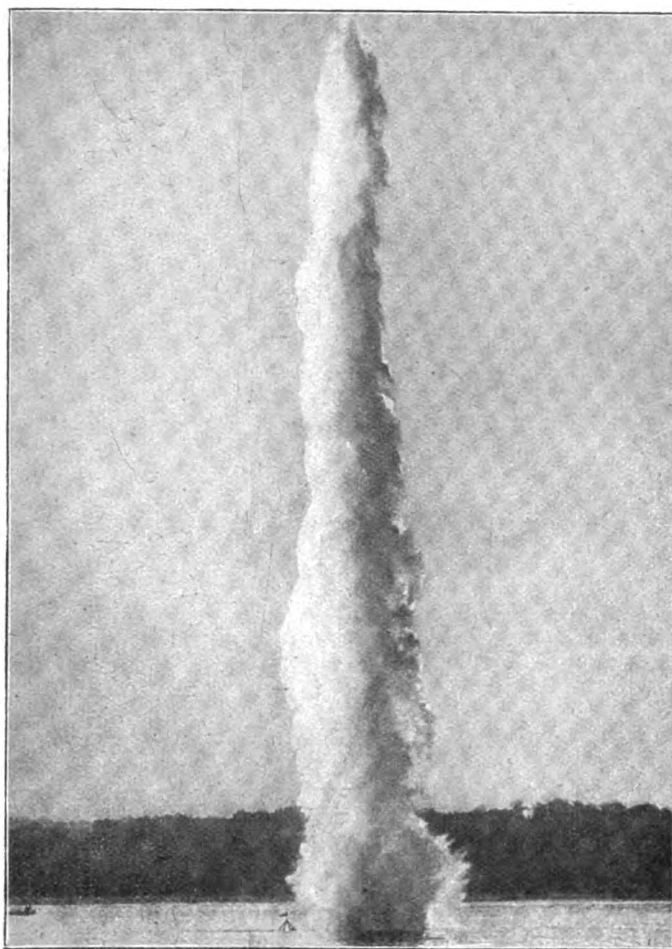
Der Kampf der Kriegschiffe gegeneinander ist nur die eine Seite des Ringens zur See. England hat von jeher auch die andere mindestens ebensosehr in Betracht gezogen, nämlich die Lahmlegung des feindlichen Handels. Aber die Kehrseite der Medaille für England ist die, daß zugleich der Seehandel überhaupt fast ganz aufgehört hat. Denn da die englischen Kriegschiffe auch nach Willkür auf neutralen Schiffen eine Menge Güter für Kriegskonterbande erklären, ist deren Verkehr ebenfalls stark behindert, ja bedroht. Nun lebt England zu vier Fünfteln vom Übersee- und Vermittlungshandel; dazu hat es gerade in Deutschland seinen besten Kunden verloren, denn nicht weniger als ein Fünftel unserer gesamten Einfuhr im Wert von fast elf Milliarden Mark kam aus England. Schließlich sind wichtige neutrale Ausfuhrgebiete, zum Beispiel Südamerika, besonders Brasilien, durch den europäischen Krieg in solche Geldschwierigkeiten geraten, daß auf Barzahlungen von dort keine Aussicht besteht. Ob das der englische Handel auf die Dauer aushalten kann, darf bezweifelt werden. Die weitere Schwierig-



Die gebräuchlichste Art der Seeminen.

keit endlich ist die, daß unsere Kreuzer draußen ehrlich Gleiches mit Gleichem vergelten und englische Schiffe versenken, wo immer sie ihrer habhaft werden. Dadurch wird die Verschiffung für die englischen Reeder von Tag zu Tag kostspieliger und gefährlicher; ja, es treten in ihren Kreisen schon deutliche Zeichen gründlicher Mißstimmung auf und der wachsenden Unlust, ihre wertvollen Fahrzeuge noch weiter der Wegnahme durch unsere schnellen Auslandskreuzer auszusetzen.

Von dieser Tätigkeit unserer Kreuzer auf hoher See erfahren wir, da alle direkten Verbindungen abgeschnitten sind, nur auf Umwegen. Die Taten der „Goeben" und „Breslau" im Mittelmeer stehen uns noch erfreulich in Erinnerung. Am 24. August soll nach amerikanischen Berichten ein deutscher kleiner Kreuzer in den westindischen Gewässern mit 14 englischen und französischen Kriegschiffen ein Gefecht bestanden und eines davon zum Sinken gebracht haben. Die „Leipzig" versenkte in den chilenischen Gewässern den englischen Dampfer „Elsiwe", auf der Höhe von Peru den Dampfer „Bankfield", der 6000 Tonnen Zucker für Liverpool an Bord führte. Ferner hat der kleine Kreuzer „Dresden" an der brasilianischen Küste den englischen Dampfer „Homwoot" vernichtet. Der Riesendampfer „Mauretania" entkam ihm leider nach aufregender Jagd mit knapper Not in einen kanadischen Hafen; immerhin hat dessen Besatzung ein paar schlimme Tage hinter sich, die ihr das Wiederauslaufen vergällen dürften. Sodann ist der englische Hilfskreuzer „Oceanic" zerstört, der Dampfer „Bowes Castle" durch unseren Kreuzer „Karlsruhe" versenkt, der geschützte Kreuzer „Glasgow" in südamerikanischen Gewässern zusammengeschossen worden. Des weiteren wurde noch die Vernichtung der englischen Dampfer „Hyades", „City of Winchester", „Kuipara" und „Nyanza" gemeldet. Ein deutscher Kreuzer, wahrscheinlich die „Nürnberg", hat das Kabel zwischen Kanada und Australien zerschnitten, ein anderer in Australien ein englisches Unterseeboot vernichtet. Auf Teneriffa wurden Mitte Oktober die Mannschaften von 13 Dampfern gelandet, die der Kreuzer „Karlsruhe" auf dem Atlantischen Ozean versenkte. Der englische Handel im bengalischen Meerbusen wurde völlig lahmgelegt durch die „Emden", die bis zum Kriegsausbruch dem Kreuzergeschwader in Tsingtau angehörte; auf deren glorreiche Erfolge werden wir demnächst noch ausführlich zurückkommen.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Die Wirkung von Minen.

Die tapferen Bosniaken.

(Hierzu das Bild Seite 222.)

Schon bald nach der Okkupation Bosniens und der Herzegowina wurde die Bevölkerung dieser Länder auch zum Militärdienst Österreich-Ungarns herangezogen. Zuerst wurden nur bosnische Bataillone aufgestellt; jetzt bilden die Rekruten aus diesen Gebieten, die ja seit 1908 ein Bestandteil der Monarchie sind, wenn auch ihr staatsrechtliches Verhältnis noch nicht endgültig geregelt ist, vier Infanterieregimenter und ein Feldjägerbataillon. Diese Truppen haben in den letzten Jahren in zahlreichen Garnisonen innerhalb der Monarchie gelegen und sind überall als „Bosniaken" ungemein beliebt und populär geworden. Entsprechend dem schönen, starken Menschenschlag dieser jüngsten Teile des alten Habsburgerreiches sind die Soldaten aus Bosnien und der Herzegowina fast durchweg prächtige, kräftige, hoch und stramm gewachsene Männer, die sich durch Tapferkeit und Ordnung auszeichnen. Die Mannschaft trägt ausnahmslos den Fes und Pantalons mit hohen Tuchgamaschen. Diejenigen Offiziere, die sich zum Islam bekennen, haben ebenfalls das Recht, statt der sonst üblichen Kappe den Fes zu tragen.

Vor der Mobilmachung standen die vier Infanterieregimenter in Wien, Graz, Budapest und Triest, das Feldjägerbataillon in Bruck an der Leitha. Unser Bild zeigt eines dieser Regimenter, das gerade auf den Bahnhof marschiert, um sich auf den Kriegschauplatz zu begeben.

Die bosnisch-herzegowinischen Truppen haben seither an den Kämpfen gegen die Russen und Serben hervorragenden Anteil gehabt. Mehrere Bataillone haben sich insbesondere nördlich von Lemberg ausgezeichnet, wo es in den von Russen besetzten Schützengräben geradezu zum Handgemenge kam. Die Bosniaken griffen mit den Händen zu, zogen die Russen aus den Gräben und machten sie zu Kriegsgefangenen. Von den Kämpfen an der Drina erzählte ein verwundeter bosnischer Infanterist jüngst dem Redakteur eines Serajewoer Blattes: „Am 1. August kam unsere Abteilung an die Drina bei Visegrad. Als am 2. August der Vormarsch der serbischen Armee gemeldet wurde, wurde eine Patrouille an die Grenze gesandt. Zwei Mann und ich gingen gegen einen Wald neben dem Dorfe Drinjac, nächst dem Berg Trepnas. Plötzlich sahen wir eine serbische Patrouille von achtundzwanzig Mann vor uns. Die Leute trugen Zivilkleider, waren aber bis an die Zähne bewaffnet. Als wir sie bemerkten, waren wir nur dreißig Schritte von ihnen entfernt. Beim Anblick des Feindes schlug mir das Herz vor Freude stärker. Der Gefreite kommandierte ‚Feuer', und wir gaben eine Salve ab; dann aber stürmten wir drei gegen achtundzwanzig! Wir waren gleich im Handgemenge. Ich wollte meinen letzten Tropfen Blutes hergeben für meinen geliebten Kaiser und meine liebe Heimat. Ich fühlte in mir dreifache Kraft; mit der bloßen Faust drang ich auf die Serben ein, und jeder, den meine Faust traf, sank nieder. Ich schoß dann wieder und habe im Kampfe vier Serben erschossen, sieben verwundet und drei gefangen genommen. Noch aber war die große Übermacht vor uns; da kam Hilfe: zwölf Mann eilten im Sturmschritt her und halfen mir, meine drei Gefangenen dem Kommandanten zu übergeben, da ich selbst verwundet worden war. Ich hatte einen Schuß und einen Bajonettstich im linken Arm. Beide Wunden durchbohrten den Arm. Trotzdem blieb ich noch von acht bis elf Uhr in den Reihen, bis ich wegen Blutverlustes zusammenbrach. Unsere Sanitätsoldaten trugen mich fort." Der brave Mann wurde von seinem General reich beschenkt und für eine kaiserliche Auszeichnung vorgeschlagen.

Der Fall von Antwerpen.

(Hierzu der Plan auf Seite 84, sowie die Bilder auf Seite 223, die Kunstbeilage und eine farbige Beilage in einem späteren Heft.)

Mit der Bezwingung der Hoffnung Belgiens, des mächtigen Antwerpen, hatte Seine Majestät der Kaiser

den General der Infanterie v. Beseler beauftragt, der, zuletzt Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, seit 1911 zur Disposition gestellt war.

Zur Verstärkung der Besatzung waren neben Franzosen auch Engländer hinzugezogen. Über deren Ankunft berichtete ein Augenzeuge: „Gegen 8 Uhr befand ich mich auf dem Zuckersteg, der großen Fläche bei der Schelde, und wohnte der Ankunft von Truppen bei, die ganz regelrecht vor sich ging. Wieder kamen einige Kraftwagen mit Engländern, und abermals machten die guten Antwerpener ihrem bedrängten Gemüt Luft mit dem Rufe: Hoch die Engländer! und Albions Söhne sprachen den Zuschauern Mut zu. So und soviel Mann von ihrem Heere — es mag ja wahr sein, und ich verrate lieber keine Kriegsgeheimnisse — seien unterwegs, all with big guns, sagten sie, und einige Bootsarbeiter, die sie verstanden, verdolmetschten die frohe Botschaft an die Menge: Alle mit großen Kanonen! und dann brachen die Leute abermals in Hochrufe auf die Engländer aus. Allein gegen 8 Uhr begann der Kanonendonner wieder, und man konnte selbst von den Staden der Schelde den Widerschein der Feuerglut wahrnehmen. So nahe war die Artillerie der Deutschen noch nicht gewesen."


Einrückendes bosnisches Regiment auf dem Weg zum Bahnhof.

Am 26. September wurde gegenüber der Südfront von Antwerpen von den Bautrupps unserer schweren Artillerie mit den Erdarbeiten begonnen, die der Aufstellung schwerer Stücke vorangehen müssen. Am 27. trafen dann die Eisenbahnzüge mit dem Baugerät ein; gegen sie ließen die Verteidiger nachts vier schwerbeladen daherrasende Züge ohne Führung los, um sie zu vernichten, nachdem ein Flieger tags zuvor unsere Ausladемaßnahmen entdeckt hatte. Unsere Eisenbahnkompanie aber brachte die Ungetüme, bevor sie schaden konnten, einfach zur Entgleisung. Am 28. September waren die 42er schußbereit, obwohl uns die Achtung der holländischen Neutralität verhinderte, die gerade Eisenbahnlinie Köln—Aachen—Maastricht—Antwerpen zu benutzen, und uns nötigte, alle Züge über Lüttich zu leiten. Immerhin gestattete uns der Besitz von Lüttich und Namur, das schwere Belagerungsgerät über zwei Linien: Lüttich—Löwen—Mecheln und Namur—Brüssel heranzuführen. Da für eine neuzeitliche Belagerung vor allem das Eisenbahnnetz maßgebend ist, so lag nichts im Wege, Antwerpen aus der Richtung Brüssel—Mecheln anzugreifen.

Auf diesem Wege trat uns zunächst das Fort Waelhem (spr. Walhem) nördlich Mecheln entgegen. Wenn sich dieses auch heldenmütig verteidigte, wie man überhaupt die Zähigkeit der Belgier, denen angeblich 30 000 bis 40 000 Engländer zur Seite standen, nur anerkennen kann, so waren doch schon am 4. Oktober so viele Forts des äußeren Gürtels in einer Breite von 13 Kilometer gefallen, daß das Feuer auf die veraltete südöstliche innere Fortlinie, besonders Fort IV und V, eröffnet werden konnte. Damit stand unser grobes Geschütz nur 18 Kilometer von den wichtigsten Punkten der Stadt entfernt. Am 7. Oktober fiel das Fort Broechen auf der Ostfront, und um den Besitz der von diesem Werk auf das obengenannte Fort Waelhem fließenden Nethe mit ihren sumpfigen Ufern wurde schon die Nacht hindurch bei Mondschein erbittert gekämpft, wobei dem Feinde, Belgiern und Engländern, 4 schwere Batterien, 52 Feldgeschütze und viele Maschinengewehre im offenen Feld abgenommen wurden. Auch erschien in diesen Kampfnächten gewöhnlich ein Zeppelin über der hartbedrängten Stadt und vermehrte durch seine Bombenwürfe noch die Angst der Bevölkerung.

Da die Engländer dem König der Belgier nicht erlaubt hatten, die Festung zu übergeben, mußte zur Beschießung geschritten werden. Nachdem die wackeren deutschen Pioniere die kalten Fluten der ungefähr in der Linie der äußeren Südostforts fließenden Nethe durchschwommen und die vom Feind immer wieder zerstörten Brücken endgültig geschlagen hatten, so dem General v. Beseler, dem allverehrten langjährigen Chef ihrer Waffe, den glänzenden Beweis ihrer Dankbarkeit für den hohen Stand ihrer Ausbildung zollend, ging das grobe Geschütz auf das nördliche Ufer über und beschoß mit den inneren Forts gleichzeitig die Stadt selbst.

Man hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, daß uns Antwerpen nur als rauchender Trümmerhaufen in die Hände kommen würde, nachdem der letzte Verteidiger gefallen wäre. Statt dessen vernahmen wir, daß sich die Stadt ziemlich unversehrt seit dem Nachmittag des 9. Oktober bereits in deutschem Besitz befinde, König und Königin im Auto verschwunden seien und der Kommandant sowie die Besatzung den Festungsbereich verlassen hätten. Unsere berechtigte Siegesfreude wurde dadurch noch gesteigert, daß, wie bereits erwähnt, auch englische Truppen in Antwerpen tätig waren und den Belgiern die Leitung der Verteidigung entwanden.

Eine Armee von mehr als 200 000 Mann mit zahlreichem schweren Geschütz wurde durch den Fall von Antwerpen, das jetzt ein deutscher Hafen in drohender Nähe Londons geworden ist, zur Verwendung gegen den linken Flügel der englisch-französischen Heeresstellung im Nordwesten frei.

Die Schlacht bei Sadweitschen.

(Hierzu die Bilder Seite 205/207.)

Am 20. August, einem schwülen und dunstgeschwängerten Sommertage, waren die Russen von Osten längs des Pissaflüßchens und südlich von Angerburg her bis gegen die Eisenbahn- und Poststation Sadweitschen gekommen. Der Ort liegt an der von Szirgupönen nach Gumbinnen führenden Landstraße, und in Gumbinnen sah man dem Verlauf des Tages mit Bangen entgegen. Von Stallupönen aus hatte sich die Nachricht rasch verbreitet, daß auch die russische Garde an der Schlacht teilnehme. Gardehusaren hatten im Städtchen Schirwindt ihre Visitenkarte abgegeben. Nach russischer Gefechtsart begannen die Geschütze ihre eherne Sprache. Ihre Wirkung blieb hinter den Erwartungen zurück. Ein Teilnehmer erklärte, daß die russischen Kanonenschüsse dumpf und matt, die deutschen aber hell und scharf ertönten.

Unsere wackeren Ostpreußen waren in der Schlacht bei Sadweitschen wirklich zu Löwen geworden. Kein Kommando vermochte ihrem Ungestüm zu wehren. Mitten im Kugelregen gingen sie mit gefälltem Bajonett zum Sturme vor. Uns liegt aus der Schlacht bei Sadweitschen oder Schlacht bei Gumbinnen, wie sie nach der Nähe der Regierungshauptstadt genannt wird, ein Brief eines Jägers zu Pferde vor, der in kurzen Worten die verzweifelte Gegenwehr der Russen kennzeichnet. Jener Reiter gehörte der Kavalleriedivision an, die zwei russische Kavalleriedivisionen warf und 500 Gefangene machte.

Die von Szirgupönen nach Sadweitschen führende Landstraße war mit Kriegsgerät und kämpfenden Kolonnen dicht besät. In diesem blutigen Ringen wurden die beiden Söhne des Großfürsten Konstantinowitsch, die Großfürsten Johann und Oleg, schwer verletzt. Der letztere ist gegen Mitte Oktober seinen Verletzungen erlegen. Bei Sadweitschen ruht auch der aus dem russisch-japanischen Kriege rühmlichst bekannte General Samsonow im kühlen Schoß der Erde.


Hofphot. Höffert.
General v. Beseler, leitete den Angriff auf Antwerpen.

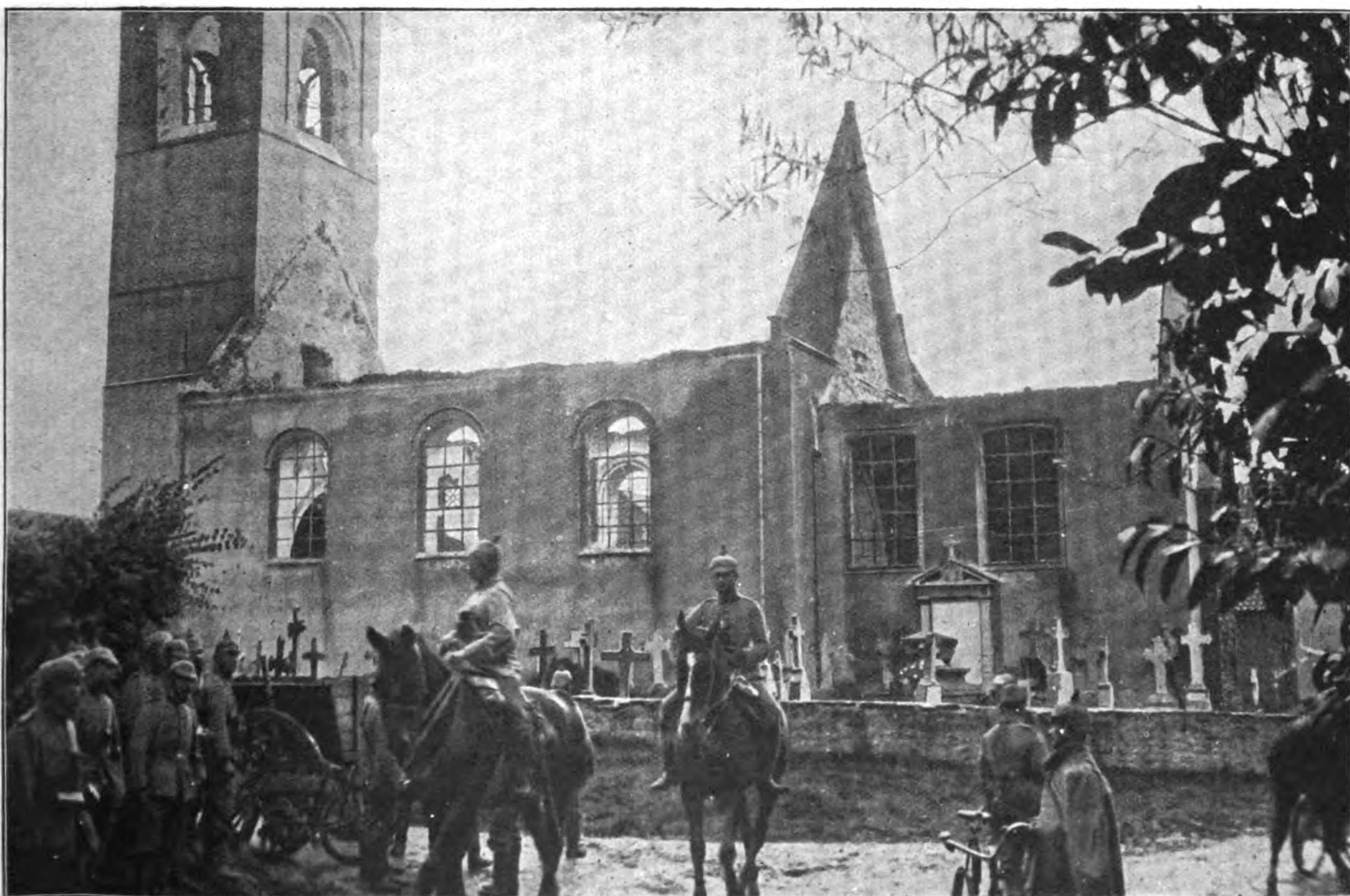
Das Generalkommando des I. Armeekorps konnte angesichts des großen Sieges bei Sadweitschen nicht umhin, den heldenmütigen Kämpfern seine Anerkennung auszusprechen. War doch nicht bloß der überlegene Feind zurückgeworfen worden, sondern er hatte noch dazu 8000 Gefangene und zahlreiche Batterien verloren, von denen einige später in Königsberg als Siegestrophäen vorgeführt wurden.

Durch die glänzenden Waffenerfolge der deutschen Truppen war indessen die Kraft des Gegners noch keineswegs gebrochen. Alsbald setzten russische Kavalleriemassen über die Angerapp, und andere Heeresteile marschierten gegen Insterburg. Noch wollte Rennenkampf nicht die Überlegenheit der deutschen Truppen anerkennen. In seiner Kurzsichtigkeit hielt er sogar am 23. August, einem Sonntage, im nahen Städtchen Angerburg in einer einberufenen Bürgerversammlung eine ebenso hochtrabende wie unwahre Ansprache, deren Schluß lautete: „Wir wollen mit den preußischen Soldaten Krieg führen und nicht mit der Bevölkerung. Wir möchten gern kämpfen mit den preußischen Soldaten; aber wir sehen sie nicht. Ich weiß nicht, ob sie so wenig tapfer oder so schwach sind."

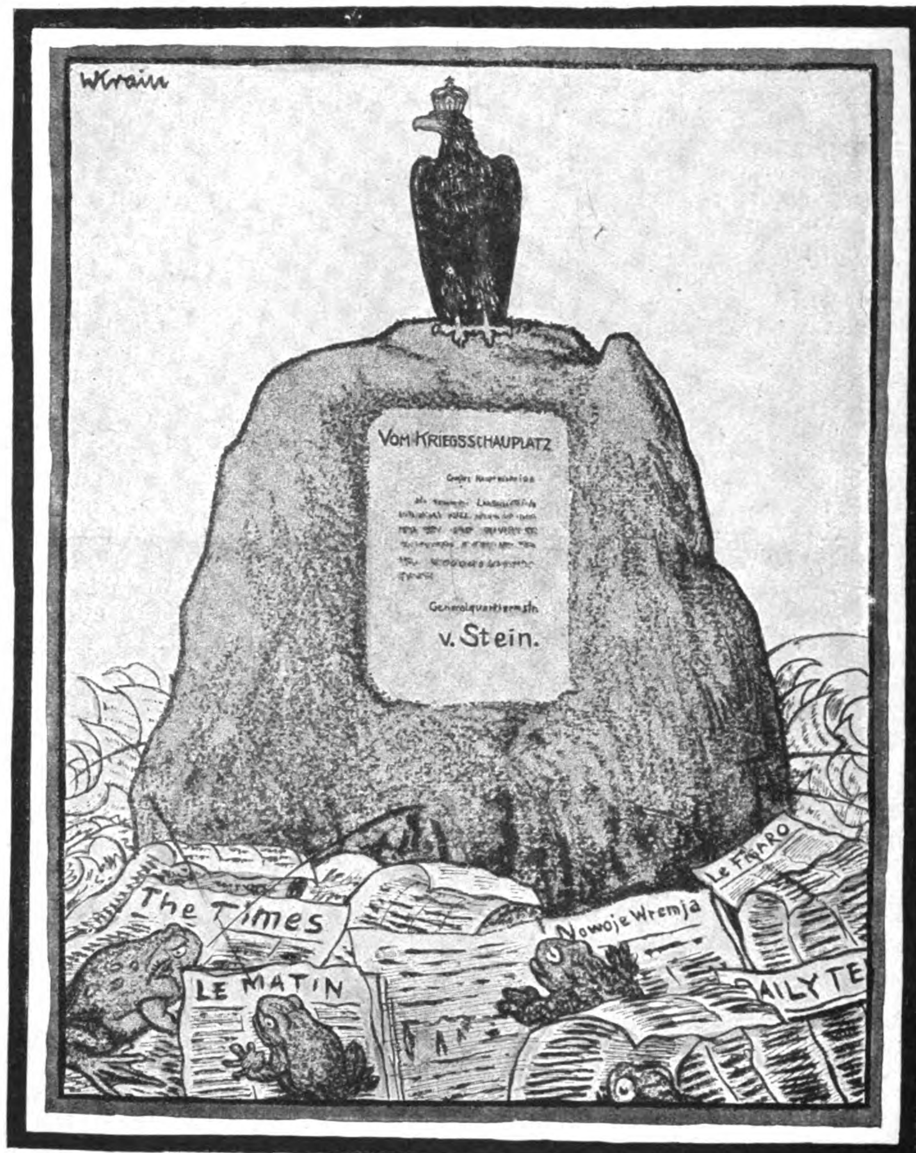
Die Tapferkeit der preußischen Truppen erkannte der Wackere erst, als er nach dem Zusammenbruche der russischen Narewarmee in Insterburg in bürgerlicher Kleidung fliehen mußte und seine Stiefel vergaß.

Generalleutnant v. Stein,

dessen Bild wir im nächsten Heft Seite 225 bringen, war bis zum Beginn des jetzigen Krieges gleich manchem anderen unserer schon geschilderten Feldherren in vielen Kreisen des deutschen Volkes so gut wie unbekannt. Zum Generalquartiermeister ernannt, hatte er dem deutschen Volke die amtlichen Nachrichten von den verschiedenen Kriegschauplätzen mitzuteilen. Er hat dies Amt mit vollendeter Wahrheitsliebe ausgeübt, aber in so lakonischer Form, daß der berechtigte Nachrichtenhunger des deutschen Volkes oftmals nicht auf seine Rechnung gekommen ist. Generalleutnant v. Stein wurde durch seine Berichte vom Kriegschauplatz bald eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten. Zahllose Gedichte feierten ihn, obwohl er mehr für die Prosa als für die Poesie gemacht zu sein scheint. Sein


Phot. Boedecker, Berlin.
Zerstörte Kirche vor Antwerpen.

militärischer Werdegang ist in Kürze folgender: Geboren 13. September 1854 zu Wetterstedt (Sachsen) als Sohn eines Predigers, trat er 1873 bei dem Feldartillerieregiment Nr. 3 ein. 1875 wurde er Leutnant, besuchte danach die Kriegsakademie, 1886 erfolgte seine Ernennung zum Premierleutnant, im Jahre 1888 wurde er zur Dienstleistung beim Generalstab kommandiert. 1890 trat er als Batteriechef ins Feldartillerieregiment Nr. 7 und kam 1894 in den Generalstab der 34. Division. 1896 wurde er zum Major im Großen Generalstab und 1901 zum Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 33 befördert. 1903 Abteilungschef im Großen Generalstabe; 1905 Oberst. 1908 wurde er mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Oberquartiermeisters beauftragt, 1910 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und Oberquartiermeister, 1912 zum Generalleutnant und Kommandeur der 41. Division (Deutsch-Eylau). 1914 wurde er Oberquartiermeister im deutschen Hauptquartier. Mit allen Feinheiten des Generalstabsdienstes vertraut, von ganz hervorragender Klugheit und von stürmischer Tatkraft, ist Generalleutnant v. Stein bei den Entschließungen der obersten Heeresleitung mitbestimmend gewesen. Wenn er jetzt mit der Führung eines Armeekorps betraut worden ist, mithin die weithin sichtbare Stellung des Generalquartiermeisters einem anderen hat überlassen müssen (General v. Voigts-Rhetz) — wenn er somit zurzeit in das chaotische Wirrsal der modernen Millionenschlachten untergetaucht ist, so ist doch mit aller Bestimmtheit zu erwarten, daß er zu geeigneter Zeit wieder auftauchen wird. Nach aller Voraussicht steht ihm noch eine glänzende militärische Laufbahn bevor.



Mag ringsum noch so stark die Lüge sein: Die Wahrheit siegt, sie ist — von Stein!
Nach einer Zeichnung des „Kladderadatsch".

Der Honvedhusar.

Ein Reiterlied aus Österreich-Ungarns großer Zeit.

(Nach einem Erlebnis.)

Von **Kurt Robitschek**, k. u. k. Infanterieregiment Nr. 88.

(Hierzu das Bild Seite 209.)

Nach der Schlacht bei Krasnik wurde in eines der Feldspitäler ein Honvedhusar gebracht, der in einem Tüchlein Erde verwahrt hatte. Seine Mutter hatte ihm diese mitgegeben, damit er im Falle einer tödlichen Verletzung auf ungarischer Erde sterben könne.

Fern der Heimat, an dem Dnjestr,
Nah der Feinde mächt'gem Stand,
Lagern unter kahlen Bäumen
Söhne aus dem Ungarland.
Ritten heut die „roten Teufel"
Die Attacke wie der Sturm,
Bis der letzte Feind geflohen,
Sich verkrochen wie ein Wurm.
Träumet neben seinem Pferde
Janos von der Heimatwelt;
Achtzehn Jahre, halb ein Knabe,
Aber schon ein ganzer Held:
Reite, Husar, reit in den Tod!
Färb Feindeserde blutigrot.
Reite, Husar, reit in die Welt!
Ungar muß leben und sterben als Held!

Hat die Mutter ihm gegeben
Als ein heilig Amulett
In ein Tüchlein Heimaterde,
Daß er stets auf ihr sich bett'.
Unter seinen Kopf das Bündlein
Legt der Janos jede Nacht,
Und so träumt auf Heimaterde
Janos von der Pußta Pracht;
Träumt von lust'ger Geigen Klingen,
Wenn zum Tanz der Tschardasch winkt
Und des braunen Mädels Auge
Leuchtend ihm in Liebe blinkt:
Reite, Husar, reit in den Tod!
Färb Feindeserde blutigrot.
Reite, Husar, reit in die Welt!
Ungar muß leben und sterben als Held!

Weiter ziehen die Husaren,
Halten sich wie festes Erz,
Bis die tück'sche Feindeskugel
Janos trifft ins junge Herz.
„Eljen! Sieg!" tönt seine Stimme,
Bis das Pferd ihn nicht mehr trägt...
Sinkt zur Erde... Mutters Bündel
Unter seinen Kopf er legt.
Und so stirbt auf Heimaterde
Für den König lächelnd er,
Und der Wind trägt in die Pußta
Des Husaren Heldenmär:
Reite, Husar, reit in den Tod!
Färb Feindeserde blutigrot.
Reite, Husar, reit in die Welt!
Ungar muß leben und sterben als Held!



Tätigkeit einer Sanitätskolonne auf dem Schlachtfelde.

Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von Fritz Bergen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

So leicht, wie sich England die Wegnahme unserer afrikanischen Besitzungen gedacht haben mag, wird sie ihm nicht. In dem auf Seite 214 bereits erwähnten Gefecht an der Grenze des Randfontein- und des Warmbaddistriktes hatten die Engländer nach einem Telegramm des Colonel Grant 16 Tote, 43 Verwundete, 8 Vermißte und 35 Gefangene verloren. Einem Kapstädter Bericht von Reuters Büro zufolge, den die „Kölnische Zeitung" veröffentlichte, nahm das Gefecht folgenden Verlauf:

„Eine kleine Wasser- und Ausspannstelle, die sich für unsere Vorstoßlinie als wichtig erwies, wurde von einer Schwadron besetzt in der Annahme, daß der Feind sich zurückgezogen habe. Eine Abteilung der Transvaaler reitenden Artillerie und eine weitere Schwadron berittener Infanterie wurden ausgesandt, um die kleine Besatzung zu verstärken. Die eingenommene Stellung war von vornherein gefährlich für jede kleine Streitmacht, die sich dort befand. Auf der anderen Seite war das Wasser auf der Stelle für unseren Vormarsch unentbehrlich. Die Wasserstelle ist von Klippen umgeben, der Zugang geht durch einen engen Paß. Es liegt auf der Hand, daß der Feind, der die Umstände kannte, die Falle freigab und sich zurückzog. Kaum hatten zwei unserer Geschütze ausgespannt, da begann auch schon der feindliche Angriff: ein Geschütz wurde auf einer Erhöhung in Stellung gebracht, von wo aus der Kessel, in dessen Mitte sich das Wasserbecken befand, bestrichen werden konnte. Unsere Geschütze erwiderten sofort das Feuer und brachten den Gegner einen Augenblick zum Schweigen, allein die Deutschen dehnten ihren Angriff sehr bald aus. Der Zugang, der die Straßen nach der Station zu beherrschte, wurde genommen und nicht weniger als zehn Geschütze, die Sprenggranaten abfeuerten, wurden von den Angreifern in Tätigkeit gebracht. Aus allen Himmelsrichtungen beschossen, benahmen sich unsere Kanoniere hervorragend tapfer, wofür die Tatsache spricht, daß jeder Mann von den Bedienungsmannschaften entweder getötet oder verwundet wurde. Nur der befehlführende Offizier, Leutnant Adler, blieb unversehrt. Es ging nun auf die Mittagstunde. Mittlerweile wurden entschlossene Versuche unternommen, um die kleine Besatzung zu befreien. Der Feind jedoch, der etwa 2000 Mann stark war, hatte eine zu günstige Aufstellung, um einen Vormarsch zum Entsatz zuzulassen. Kurz nach zwölf Uhr entschlossen sich unsere Kanoniere, deren Schießvorräte zu Ende gingen und deren Lage unhaltbar wurde, ihre Geschütze unbrauchbar zu machen, was sie unter den an Heftigkeit und Genauigkeit immer noch zunehmenden Feuer der Deutschen besorgten, die die Absicht erkannten und vereiteln wollten. Unsere Infanterie, meist vom 1. Regiment, ließ es sich angelegen sein, das feindliche Feuer zu schwächen.

Unterdessen wurde alles vernichtet, was dem Feind irgendwie von Nutzen sein konnte. Als das geschehen war und alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben werden mußte, steckte die tapfere kleine Abteilung von Briten und Afrikanern die weiße Flagge auf. Auf die Deutschen hatte der Kampf und die schweren Verluste, die sie selbst erlitten, einen derartigen Eindruck gemacht, daß der General (!), der sie befehligte, persönlich den britischen Obersten zu der Genauigkeit des Artilleriefeuers und dem tapferen Widerstand, den seine Leute leisteten, beglückwünschte. Alle Verwundeten wurden gut behandelt und einer von ihnen durfte nach unserem Lazarett zurückkehren. Die Deutschen begruben unsere Gefallenen vor den ihrigen, und zwar mit allen Kriegsehren. Gefangene Kameraden der Toten durften der Leichenfeier beiwohnen. In dem Hauptlager war der Ernst der Lage schnell erkannt worden, man hatte auch keine Mühe gespart, um den Ersatz der Streitkräfte durchzuführen, allein der Feind erwies sich dafür als zu stark. Die Schwadronen unter den Rittmeistern King und Davidson erlitten Verluste unter dem schweren Maschinengewehrfeuer, das sie empfing, als sie versuchten, einen zweiten Zugang zu dem Talkessel zu durchbrechen."

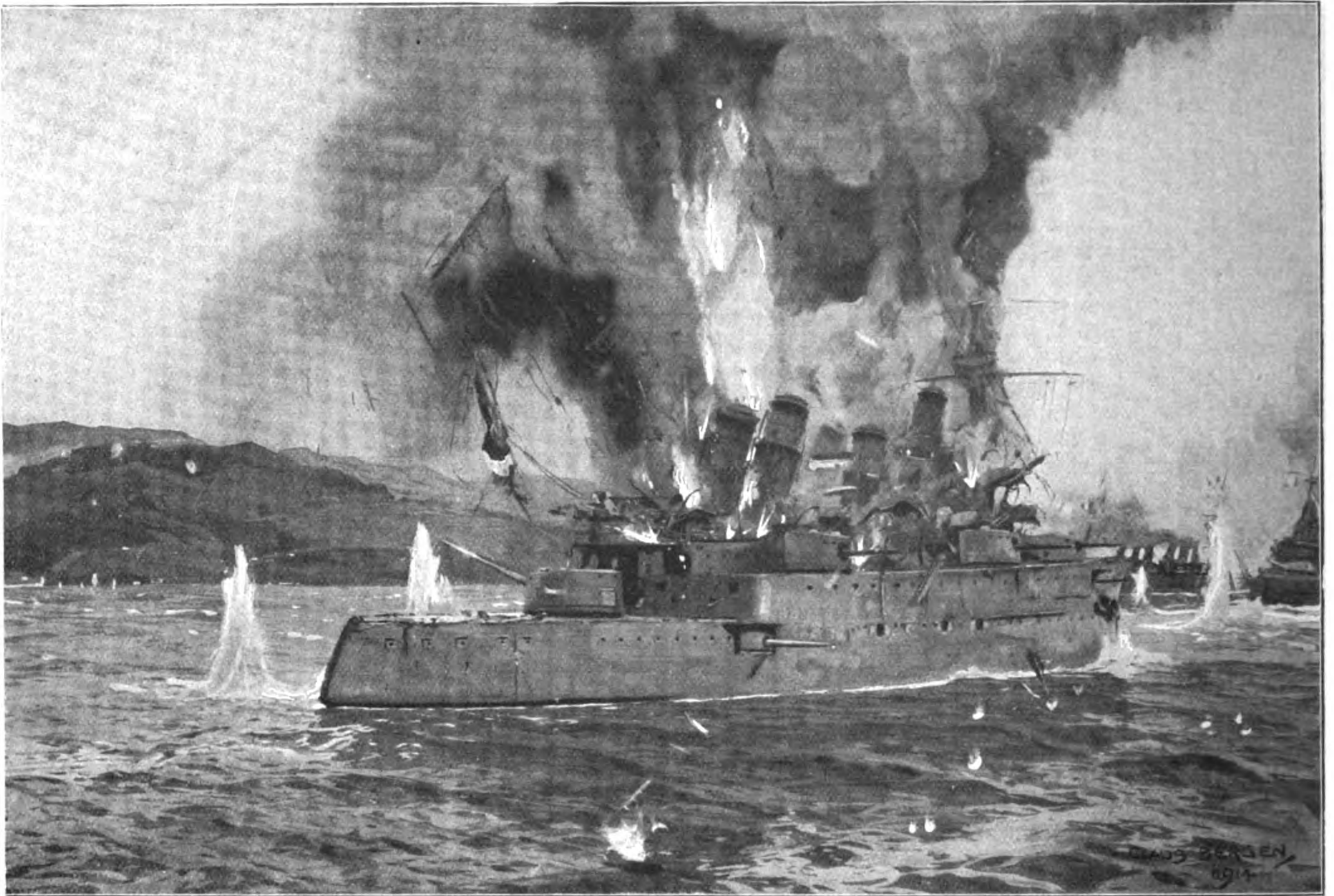


Generalleutnant v. Stein. Phot. H. Herrmann, Berlin.

Ob die Angaben über das Kräfteverhältnis richtig sind, entzieht sich vorerst der Beurteilung. Manches ist natürlich einseitig geschildert. Aber auch diese Darstellung zeigt den Südafrikanern, daß sie es mit entschlossenen Gegnern zu tun haben, die unser südwestafrikanisches Schutzgebiet tatkräftig zu verteidigen wissen.

In einer Anfang Oktober vom britischen Kolonialministerium veröffentlichten amtlichen Mitteilung heißt es: „An der englisch-deutschen Grenze des ostafrikanischen Protektorats herrschte im September eine bedeutende Regsamkeit, da der Feind zahlreiche Versuche unternahm in das britische Gebiet einzudringen und die Ugandabahn abzuschneiden. Indessen wurden alle Versuche zurückgewiesen. Nur eine Grenzstation wird von einer kleinen deutschen Abteilung gehalten. Die normale Truppenbesetzung des ostafrikanischen Protektorats und des Ugandaprotektorats ist seit Ausbruch des Krieges durch bedeutende Abteilungen indischer Truppen, sowie berittener und nicht berittener östlicher Abteilungen verstärkt worden. Hinsichtlich der militärischen Lage wird keine Befürchtung gehegt."

Auf deutscher Seite meldete der Gouverneur von Kamerun siegreiche Gefechte von Anfang September gegen Engländer und Franzosen.



Untergang eines französischen Kriegschiffes bei Cattaro. Nach einer Originalzeichnung von Claus Bergen.

Nach diesem Telegramm wurde an zuständiger Stelle angenommen, daß Engländer und Franzosen an den beiden nördlichen Einbruchstellen der nigerischen Grenze Vorstöße in unsere Kolonie Kamerun versucht haben. Es sind dies der Eintritt des Benue und des Croßflusses in nigerisches Gebiet.

Gegen Ende September meldete der Pariser „Excelsior" aus Johannesburg, daß zwischen den deutschen Truppen und den Engländern bei Upington in Betschuanaland Kämpfe stattgefunden hätten. Man befürchtete den Vormarsch der Deutschen auf Kimberley.

Upington liegt am Oranjefluß, der im Süden unser Schutzgebiet von der Kapkolonie abgrenzt, und zwar etwa 150 Kilometer stromaufwärts von unserer südöstlichen Grenzecke aus. Hier sind unsere Südwester zuerst auf die Engländer gestoßen. Mit welcher Genugtuung werden sie die niederträchtigen Kappolizisten aufs Korn genommen haben, in Erinnerung an die Tage, da dieselben Kappolizisten die Hottentotten, die wir in den Oranje gejagt hatten, in englischen „Schutz" nahmen und uns zur Einstellung des Kampfes zwangen. Nachher haben sie dann diese halben Banditen mit englischen Gewehren bewaffnet uns wieder über die Grenze geschickt.

Upington! Wie klingt uns dieser Name ins Ohr! War's nicht in Upington, wo während des Hottentottenaufstandes unser damaliger Kapstädter Generalkonsul Jacobs mit einem Viehtransport zur Verpflegung unserer Truppen, für den man ihm in Kapstadt ein Sündengeld abgenommen hatte, anlangte und Rast machte, und wo von betrunkenen Kappolizisten die schwarzweißrote Flagge von seinem Zelte herabgerissen und verhöhnt wurde! Ja, wer von diesen Kappolizisten bei Upington jetzt sein Leben ließ, der büßte dort alte Blutschuld Englands und seiner gewissenlosen Staatsmänner.

Und weiter nach Kimberley? Nach Cecil Rhodes' Diamantenstadt? Kimberley! Wie haben wir Deutschen vor fast 15 Jahren im Herzen mitgejubelt, als der alte Cronje, der Burengeneral, vor Kimberley lag und Cecil Rhodes, den Diamantenkönig, mitsamt allen Diamantenherren fangen wollte. Und ein Weheschrei ging durch Deutschland, als Cronjes Kriegsruhm dann zusammenbrach und sein Zug auf Kimberley bei Paardeberg ein unrühmliches Ende fand. Ein seltsames Zusammentreffen: Unsere Südwester reiten durch die Steppe der Kalahari jauchzend auf Kimberley, denn es geht endlich, endlich gegen die Engländer, gegen die Engländer, die uns seit einem Menschenalter in Südwest heimlich und offen bekämpfen!

England schien zu merken, daß es mit seiner Macht in Südafrika nicht allzu glänzend bestellt sei, und es verschaffte sich deshalb einen Helfershelfer in General Botha, dem einstigen Burengeneral, der zur Zeit des Burenkrieges als Bittender für sein Volk nach Deutschland kam und damals Schwüre ewiger Dankbarkeit leistete für die moralische und materielle Unterstützung, die wir den Buren in ihrem schweren Kampfe gegen England zuteil werden ließen. Im gegenwärtigen Kriege hat aber Botha seine Dankespflicht gegen Deutschland vergessen; denn am 11. September beantragte er im Parlament, den König Georg zu ersuchen, dem König der Belgier die Bewunderung und das Mitgefühl für das belgische Volk auszudrücken, und erklärte gleichzeitig, da das Reich sich im Kriegszustande befinde, stehe auch Südafrika im Kriegszustande mit dem gemeinsamen Feinde.

Man täte aber dem Burenvolke unrecht, wollte man annehmen, daß es ebenso denke wie Botha. Gleich nach dessen Erklärung ist General Beyers, der Oberbefehlshaber der südafrikanischen Miliz, von seinem Posten zurückgetreten, weil er nicht gegen die Deutschen kämpfen wollte. Dieser Rücktritt Beyers versetzte die Regierung in eine schwierige Lage. Es besteht eine starke Opposition gegen feindliche Maßnahmen gegen Deutsch-Südwestafrika, namentlich in der Oranjekolonie, dem Transvaalbezirk, dem Bezirk Lichtenburg und den Grenzbezirken der Kapkolonie. Die Buren sind treue britische Untertanen, halten aber die Maßnahmen gegen Deutsch-Südwest für unpolitisch, unweise und überflüssig.

Aufsehen erregte auch die Begründung, die Beyers für seinen Rücktritt gab. Er sagte: „Es muß der Regierung bekannt sein, daß die große Mehrheit der Holländisch redenden Bevölkerung Südafrikas den Beschluß rügt, daß wir die Grenze überschreiten sollen, und daß zwei neulich in Pretoria abgehaltene Versammlungen von Kommandanten davon ein beredtes Zeugnis ablegten. Es heißt, daß England sich am Kriege beteiligt, um der Gerechtigkeit willen, zur Ver-

teidigung der Unabhängigkeit kleiner Völker und zur Hochhaltung der Verträge, aber die Tatsache, daß drei Minister aus dem englischen Kabinett treten, beweist, daß es sogar in England eine starke Minderheit gibt, die von der Gerechtigkeit eines Krieges mit Deutschland nicht zu überzeugen war. Die Geschichte lehrt uns schließlich, daß jedesmal, wenn es den Interessen Englands entspricht, jenes Land bereit ist, kleine Völker zu schützen. Aber leider kennt die Geschichte auch Beispiele, daß dasselbe Reich die heiligen Rechte auf Unabhängigkeit kleiner Völker verletzte und Verträge nicht achtete. Zum Beweise dafür brauche ich nur daran zu erinnern, wie es die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republiken, des Oranjefreistaates verletzte und wie wenig die Konvention im Zandrivier geachtet wurde. Es heißt, daß der Krieg gegen den Barbarismus der Deutschen geführt wird. Ich habe vergeben, aber nicht vergessen alles, was an Barbarismus im südafrikanischen Kriege in diesem unserem eigenen Lande verübt wurde."

Dies mußte sich England von seiner eigenen Kolonie sagen lassen. Dazu kam noch, daß es in der ganzen islamitischen Welt, soweit sie unter Englands und Frankreichs Joch stand, bedenklich gärte.

Ende August erhielt das englische Kolonialministerium aus Neuseeland eine Depesche des Gouverneurs, derzufolge Apia in Deutsch-Samoa nach Belagerung durch eine englische Expedition am 23. August besetzt worden sei.

Damit haben die Engländer ihrem — „Ruhmeskranze" einen neuen Zweig eingeflochten. Nicht genug damit, daß sie in Mittelafrika und in Togo den Schwarzen das Bild eines Kampfes zwischen Angehörigen der weißen Rasse bieten, auch in Samoa gelüstete es sie nach billigen Lorbeeren.

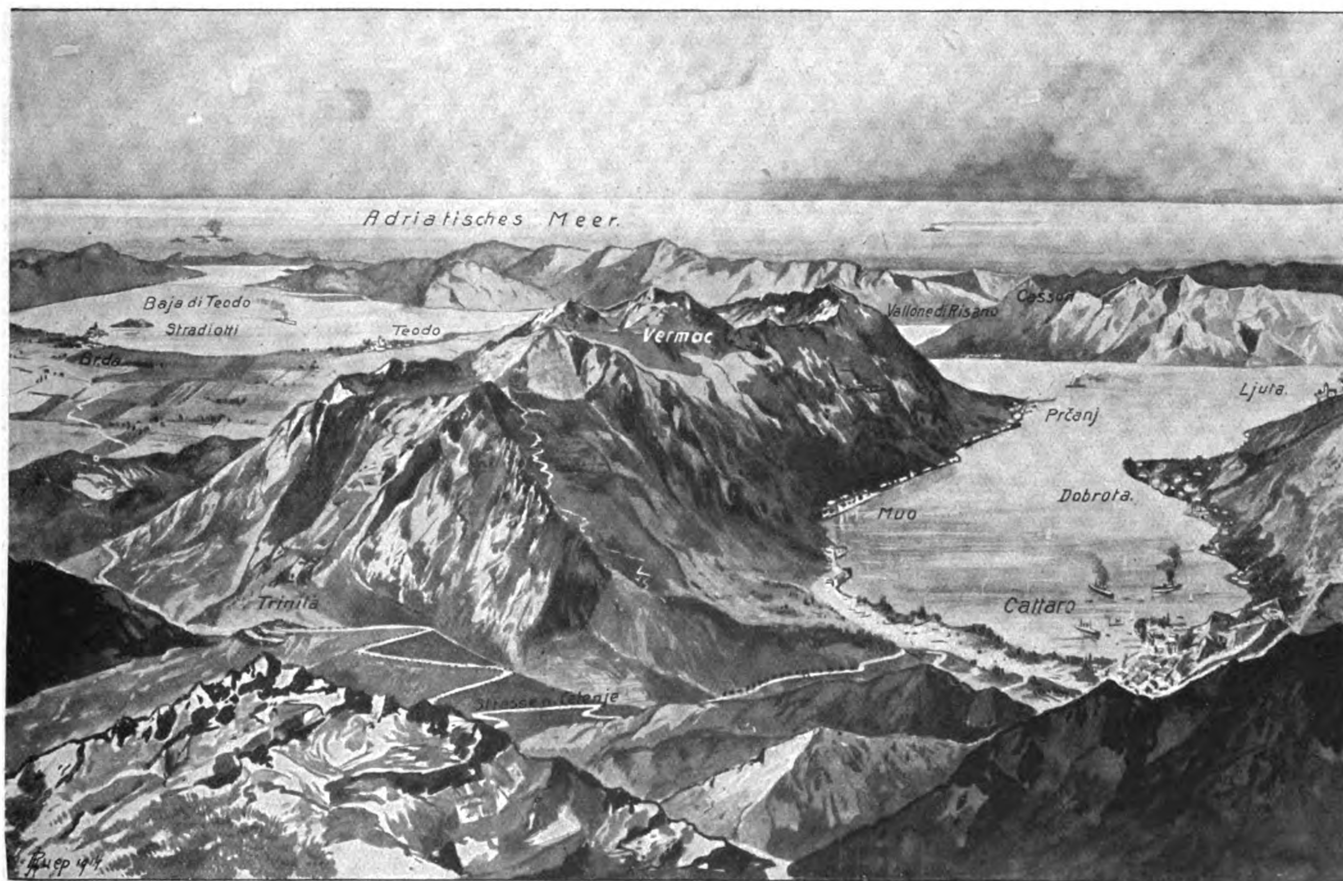
Apia ist der Sitz unserer Regierung in Samoa. Diese Kolonie kam 1900 in deutschen Besitz. Sie hat eine Fläche von 2600 Quadratkilometern und (1910) 38099 Einwohner. 1912 hatte die Kolonie eine Ausfuhr von 5 Millionen Mark bei gleicher Einfuhr. Der deutsche Gouverneur von Samoa wurde am 29. August als Gefangener nach den Fidschiinseln gebracht, und die Engländer haben dann auf Samoa eine vorläufige Verwaltung eingerichtet.

Der erste deutsche Gouverneur von Samoa ist Dr. Solf gewesen. Anläßlich der nunmehrigen Besetzung Samoas durch die Engländer richtete er einen Brief an den Direktor der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg, Otto Riedel, worin er seiner besonderen Trauer über den Verlust dieser Inseln Ausdruck gibt, aber auch versichert, daß sie wieder in unseren Besitz gelangen werden. Dr. Solf schrieb unter anderem:

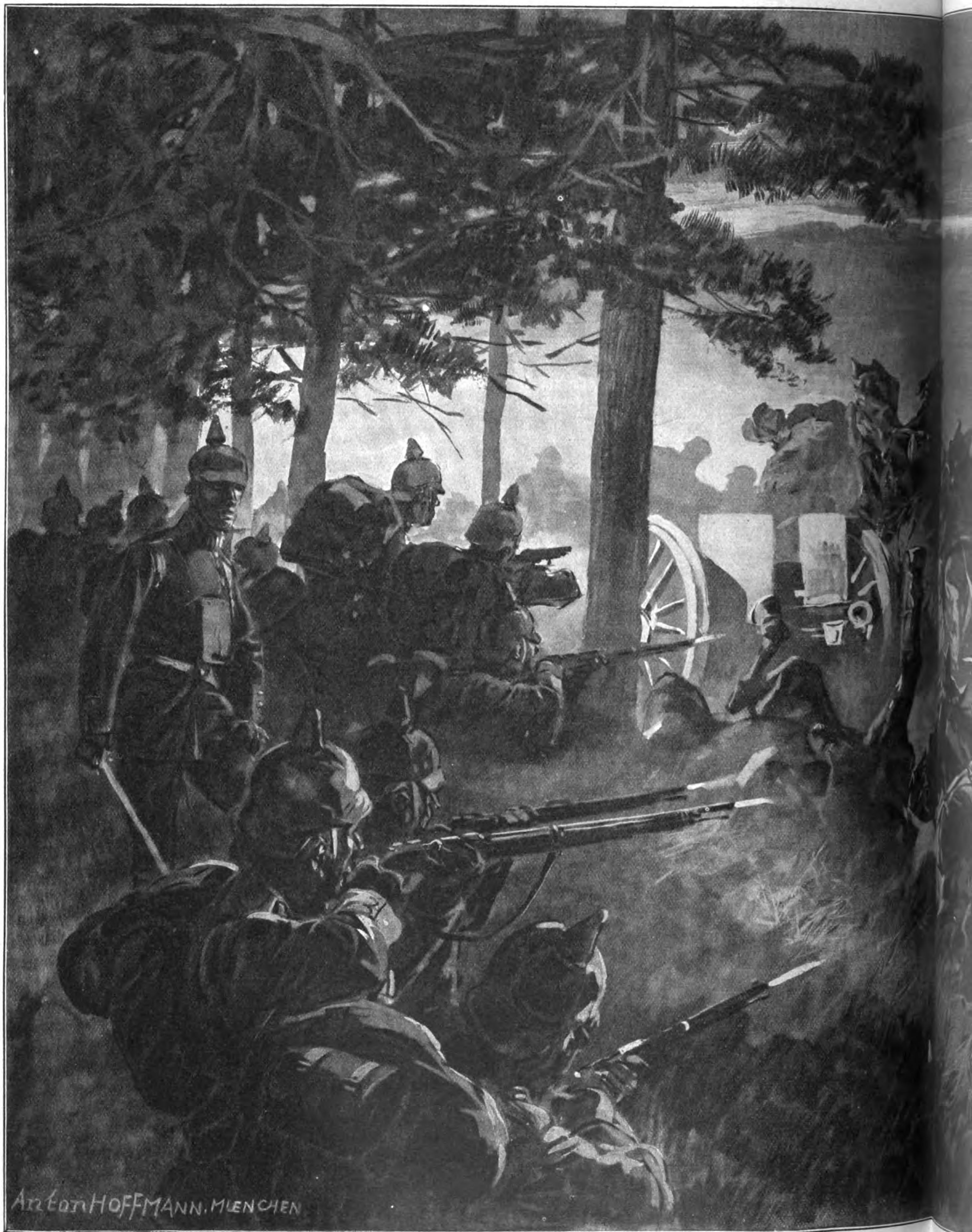
„Daß das Geschick Samoas mir persönlich besonders nahegeht, dessen brauche ich Sie nicht zu versichern. Niemand weiß besser als Sie, wie sehr mir die Perle der Südsee, dieses Kleinod unter unseren deutschen Schutzgebieten, im Laufe einer mehr denn zehnjährigen Gouverneurtätigkeit ans Herz gewachsen ist. War es mir doch vergönnt, auf diesem vielumstrittenen und von drei Nationen heißbegehrten Inselreich die deutsche Flagge zu hissen, und habe ich doch, wie auch Sie, und eine lange Zeit mit Ihnen, die besten Jahre meines Lebens dort zugebracht und darangesetzt, auf den Inseln Frieden zu stiften, eine geordnete Verwaltung einzuführen und Samoa einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung näherzubringen. Und jetzt, da nach jahrelanger mühseliger Arbeit das Feld bestellt und die Zeit der Ernte gekommen ist, soll sie von schnöden, wehrlose Ansiedler überfallenden Eindringlingen eingeheimst werden. Zum Glück wird das Geschick unserer Kolonien nicht in Afrika und in der Südsee, sondern auf den Schlachtfeldern Europas entschieden, und bei den bisherigen Erfolgen unserer Waffen hege ich felsenfestes Vertrauen, daß es uns gelingen wird, schließlich auch unsere schlimmsten Feinde, die Engländer, niederzuringen."

Selbstverständlich hielten die Engländer überall Umschau, wo sie glaubten, ohne Gefahr etwas von unseren Besitzungen wegnehmen zu können, und da konnte ihnen auch Deutsch-Neuguinea in Australien nicht entgehen. Am 1. April 1899 ging der Besitz der Neuguinea-Kompanie in die Hände des Reiches über. Das deutsche Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea umfaßt jetzt außer Kaiser-Wilhelms-Land den Bismarckarchipel, die Inseln Bougainville und Buka in den Salomoninseln, die Marianen außer Guam und die Karolinen. Sitz des Gouverneurs des Schutzgebietes ist jetzt Herbertshöhe im Bismarckarchipel. Sitz des Landeshauptmanns war anfangs Finschhafen, dann Friedrich-Wilhelms-Hafen.

Am 12. September gab der englische Kolonialminister von einem Telegramm des Admirals Patey Kenntnis,



Die Bucht von Cattaro.



Leutnant d. R. Matthes erobert mit seinem Zuge eine fei[illegible] Batterie b[illegible]

Nach einer Originalzeichnung [illegible]



...liche Batterie bei Rongiville in der Nähe von St. Dié.

...n Professor Anton Hoffmann.



Lublin. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

worin mitgeteilt wurde, daß am selben Morgen Herbertshöhe besetzt worden sei. Der Feind war nicht darauf vorbereitet, bot jedoch kräftigen Widerstand. Die Funkenstation wurde vernichtet, und die Engländer mußten 7 Kilometer durch den Wald vordringen, wo an verschiedenen Stellen Minen gelegt waren. Die Engländer verloren ihren zweiten Kommandanten; auch zwei Matrosen sind tot, drei verwundet. Auf deutscher Seite gab es keine Toten oder Verwundeten.

Ferner teilte die englische Admiralität am 26. September mit, daß sie von Admiral Patey ein weiteres Telegramm erhalten habe des Inhalts, daß Friedrich-Wilhelms-Hafen, der Sitz des Landeshauptmanns von Deutsch-Neuguinea, von australischen Truppen besetzt worden sei, ohne daß diese bewaffneten Widerstand fanden. Der Feind war offenbar in Herbertshöhe versammelt gewesen, wo Kämpfe stattgefunden hatten. In Friedrich-Wilhelms-Hafen wurde die britische Flagge gehißt und eine Garnison eingerichtet.

Das Amsterdamer „Handelsblad" machte, wie am 1. Oktober mitgeteilt wurde, in Soerabaya (Java) den Versuch, über Amerika Nachrichten aus deutscher Quelle zu erhalten, jedoch ohne Erfolg, da die Engländer das deutsch-amerikanische Kabel durchschnitten. England besetzte die Insel Jap, wo das deutsch-holländische Kabel mündet, so daß der gesamte Telegraphenverkehr auf das Reutersche Büro angewiesen ist. Jap ist eine der wichtigeren deutschen Inseln in den westlichen Karolinen. Es hat besondere Bedeutung als Knotenpunkt zweier Kabellinien. Von diesen führt die eine nach Menado auf der holländischen Insel Celebes und von dort nach Schanghai, die andere nach der amerikanischen Insel Guam und von dort nach San Franzisko. England hat also den Kabelverkehr der Vereinigten Staaten mit Niederländisch-Indien durch die Besetzung von Jap unter seine Kontrolle gebracht.

Eine amtliche japanische Meldung aus Tokio vom 7. Oktober teilt mit: Eine (japanische) Marineabteilung besetzte Jaluit, den Sitz der Regierung der Marschallinseln, widerstandslos. Für die englischen Kaufleute wurde die Einfuhr freigegeben. Die Marineverwaltung erklärt, die Landung sei eine rein militärische Handlung gewesen. Eine dauernde Besetzung sei nicht beabsichtigt. Die Marschallinseln sind eine deutsche Inselgruppe im westlichen Teile des Stillen Ozeans. Am 15. Oktober 1885 wurde auf dem ganzen Archipel die deutsche Flagge gehißt. Der einzige Handelsartikel der Inselgruppe ist die Kopra.

Man sieht: in der Mehrzahl der Fälle sind es billige Lorbeeren, mit denen sich unsere Gegner schmücken. Wo sie auf stärkere Abteilungen unserer Schutztruppen stießen, da holten sie sich auch blutige Köpfe. Es ist zu erwarten, daß der Stand der Dinge für uns besser ist, als aus den vorstehenden Mitteilungen hervorgeht, weil die Engländer in ihren Nachrichten gewiß alles unterdrücken, was sie in ein ungünstiges Licht setzen könnte. Wenn wir wieder Verbindung mit unseren Kolonien haben, so wird sich gewiß zeigen, daß die Engländer auch in den Kolonien schwerere Arbeit mit uns hatten, als sie jetzt zugeben. Dem deutschen Standpunkt, daß sich das Schicksal der deutschen Kolonien auf Europas Schlachtfeldern entscheide, schließt sich auch die „Morning Post" an, indem sie schreibt: „Alle Veränderungen in den Kolonien hängen von dem Kriege in Europa zu Lande und zur See ab. Die Verbündeten beherrschen das Meer und können alle deutschen Kolonien besetzen, aber der dauernde Besitz dieser Kolonien hängt von dem Sieg der Verbündeten zu Lande in Europa ab, denn ohne einen solchen kann Deutschland nicht gezwungen werden, die Friedensbedingungen der Verbündeten anzunehmen. Das Schicksal der Kolonien kann nicht als entschieden angesehen werden, bevor die englische Flotte die deutsche Schlachtflotte besiegt hat."

* * *

Auf Seite 134 haben wir bereits der Schlacht bei Krasnik Erwähnung getan, die unter der Führung des Generals der Kavallerie Viktor Dankl den österreichisch-ungarischen Heeren einen vollen Sieg brachte. So hoch dieser Erfolg anzuschlagen ist, so bedeutet diese Schlacht (23. bis 25. August)



Lemberg. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.



Der Kriegschauplatz in Galizien und Russisch-Polen.

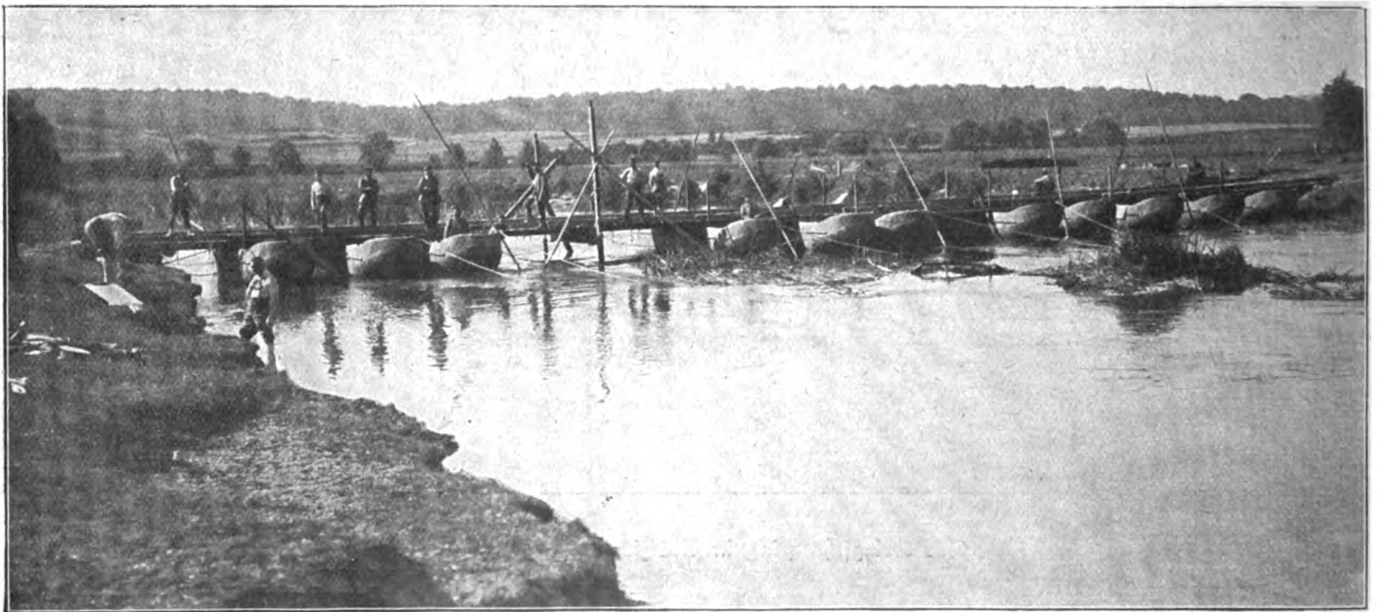


Divisions-Brückentrain im Anmarsch.

doch nur eine einzelne Begebenheit in dem ungeheuren Aufmarsch beider Heere.

Es ist begreiflich, wenn die Sieger ihre Waffentaten im hellsten Glanze erstrahlen lassen. Wenn aber sogar der Besiegte seinem Gegner die verdiente Anerkennung zollt, so ist ein Zweifel an der Leistung des letzteren nicht mehr möglich. Unter diesem Gesichtspunkte verdient der Bericht eines verwundeten russischen Offiziers über die Kämpfe bei Krasnik Beachtung, der von der „Nowa Reforma" veröffentlicht worden ist. Der Russe schildert seine Erlebnisse wie folgt:

„In der Nacht vom 28. August erhielt ich den Auftrag, die rechts von Opol liegende, mit Wäldern durchzogene Anhöhe zu besetzen und mich dort zu verschanzen. Unsere Abteilung bildete die Vorhut der hinter uns marschierenden Truppenmassen. Unterwegs meldeten unsere Vorposten, daß die österreichische Armee gegen Opol anmarschiere. Es dauerte nicht lange und schon begann der Kampf, doch hatten wir dabei keinen großen Schaden. Am rechten Flügel befand sich unsere Kavallerie. Nachdem dort die Kämpfe immer heftiger wurden, erhielten wir den Auftrag, diesem Flügel zu Hilfe zu eilen. Unsere Abteilung entwickelte sich in zweiter Linie. Der Aufmarsch erfolgte in vollster Ruhe und Ordnung, bis plötzlich einige österreichische Schrapnelle in unsere Reihen einschlugen, die einige Offiziere und Soldaten töteten; trotzdem gingen wir vorwärts und erreichten auch ohne besonders große Verluste unsere Stellungen. Um das gegen unsere Flanken gerichtete Feuer zu hemmen, entwickelte sich unsere Linie zum Teil nach rechts, zum Teil nach links; auch konnte sie einige kleine österreichisch-ungarische Abteilungen zurückwerfen. Doch waren unsere Leute durch das schnelle und heftige Feuer der feindlichen Maschinengewehre gezwungen, zurückzuweichen. Inzwischen erhielten wir Verstärkung durch eine Brigade, die die Fliehenden aufhielt. Wir konnten uns von neuem entwickeln, und nun kam es zu einer blutigen Schlacht. Nach einiger Zeit erhielten wir die Nachricht, daß uns ein ganzes russisches Korps vom Krasniker See zu Hilfe komme. Die Kampflust unserer Truppen hob sich, mörderisch tobte die Schlacht, als plötzlich der Kampf auf österreichisch-ungarischer Seite seinen Höhepunkt erreichte. Über meiner Abteilung platzten sechs feindliche Schrapnelle, die fürchterliche Verheerungen anrichteten. Trotzdem gingen wir mit Todesverachtung gegen den Feind; plötzlich erschien in unseren Flanken österreichisch-ungarische Kavallerie, die unsere erschöpften Truppen angriff. Wir wehrten uns so gut es ging. Als aber die österreichisch-ungarische Infanterie eintraf, die von allen Seiten gegen uns ein mörderisches Feuer begann, konnten wir uns nicht anders helfen, als in den benachbarten Wald zu flüchten. Unser Re-



Von unseren Pionieren errichtete Schiffbrücke.



Übergang über die Meurthe.

Nach dem Bericht eines Mitkämpfers gezeichnet von A. Roloff.



Baccarat nach der Räumung seitens der Franzosen. Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

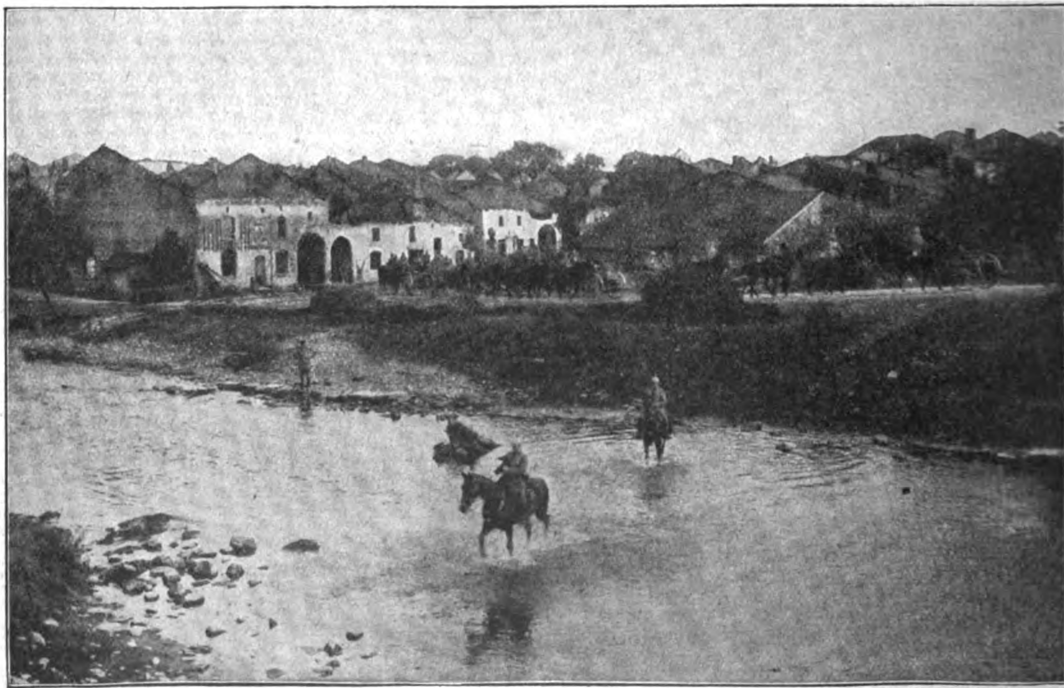
gimentskommandant wurde getötet, sein Adjutant verwundet. In meiner Abteilung wurden fast sämtliche Offiziere getötet oder verwundet, desgleichen über drei Viertel der Mannschaft vernichtet. In diesem Augenblick traf bei unserer Brigade unsere zersprengte Kavallerie, gemischt mit Artillerie und flüchtender Infanterie, ein. Wie ich später erfuhr, waren es zersprengte Teile des uns zur Hilfe entsandten Korps, das während des Anmarsches von den österreichisch-ungarischen Truppen geschlagen wurde. Unter diesen Umständen war ein Vormarsch für unsere Brigade unmöglich, weshalb diese umkehrte und sich hinter die brennenden Häuser und Gehöfte zurückzog. Doch kaum hatten wir unsere Deckungen eingenommen, als Unmassen flüchtender russischer Soldaten bei uns eintrafen, die eine fürchterliche Unordnung in unsere Reihen brachten. Den Flüchtenden auf dem Fuße folgte die österreichisch-ungarische Infanterie, die abermals ein mörderisches Feuer auf uns eröffnete. In dieser Lage war an ein weiteres Wehren nicht mehr zu denken, und wir traten unseren Rückzug an, der damit endete, daß die Reste unserer Brigade gefangen genommen wurden. Nicht besser ging es den anderen Korps. Ich sah in der Gefangenschaft einige Generale und viele Offiziere. Ich muß gestehen, daß die Attacken eurer Soldaten jene der Japaner übertreffen. Die Schlacht haben wir vollständig verloren, doch auch unsere Feinde müssen gestehen, daß wir keine Feiglinge waren."

Was die österreichisch-ungarische Kriegsleitung gewiß schon vorher wußte, daß die Schlacht bei Krasnik nur der Anfang eines großen Ringens war, wurde am 26. August allgemein bekannt. General Dankl sah sich nach seinem Siege von einer neuen russischen Armee, die aus der Gegend von Cholm kam, angegriffen. Da die Russen zugleich einen konzentrischen Angriff in der Richtung auf Lemberg unternahmen, und zwar im Raume von Rawa-Ruska—Kamionka-Strumiowa—Zolkiew, sowie von Zloczow her (denn sie waren bereits 60—70 Kilometer in Galizien eingedrungen), so war es klar, daß man es mit einem wohlüberlegten Vorgehen der Russen zu tun hatte. General Dankl, der mit seiner Armee den linken Flügel der Österreicher und Ungarn bildete, vermochte sich nicht nur des neuen Feindes zu erwehren, sondern ihn auch von Lublin abzudrängen und ihn bis hinter Krasnostaw gegen Grubieszow zu drücken, das heißt 60—80 Kilometer abseits von der Grenze in Polen, also zum Teil hinter den Rücken der in Galizien kämpfenden Russen.

Östlich der Armee des Generals Dankl rückte zwischen dem Wieprz und dem Bug eine zweite österreichisch-ungarische Gruppe vor, die kurz nach dem Siege von Krasnik die Gegend von Zamosc erreichte. Sie trat in der Folge mit starken russischen Kräften ins Gefecht, die zwischen dem Wieprz und dem Bug versammelt worden waren und aus dem Raume von Cholm anmarschierten.

Während sich diese Ereignisse auf dem westlichen Flügel abspielten, gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, den im Raume Rawa-Ruska—Zolkiew beschäftigten Teil des russischen Zentrums zurückzuwerfen. Die Russen gingen nun teils in der Richtung auf Grubieszow, teils gegen Radziechow zurück. Dadurch entstand in der russischen Schlachtlinie eine große Lücke, in die starke österreichisch-ungarische Kräfte einrückten; von diesen griff ein Teil aus dem Raume von Belz in den Kampf ein, der zwischen dem Wieprz und dem Bug ausgefochten wurde.

Dadurch, daß die mit ihrem linken Flügel vereinigten Österreicher gegen Cholm, Wladimir-Wolynski, Kowl und Luck vorrückten, wurde eine Umgehung des noch in Galizien fechtenden linken Flügels der Russen vollzogen. Diesen linken Flügel der Russen suchten die Österreicher und Ungarn inzwischen festzuhalten, indem sie sich hier in Stellungen, die von Natur aus schon zur Verteidigung geeignet, zudem aber stark befestigt waren, auf die Abwehr beschränkten. Den Österreichern kam bei ihrem Vorhaben



Zerstörtes Franktireurdorf an der Meurthe. Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

zugute, daß im Rücken ihrer Linien durch vorhandene Eisenbahnen die Ergänzung von Munition und Proviant sowie der Nachschub von Verstärkungen erfolgen konnte, während die Russen hierbei in der Hauptsache auf ihre Trainfuhrwerke angewiesen waren.

Um einen Begriff von dieser Riesenschlacht zu erhalten, muß man sich vergegenwärtigen, daß sich etwa eine Million Streiter gegenüberstanden. Daß es den Russen möglich war, in so kurzer Zeit nach der Kriegserklärung den Österreichern und Ungarn eine so große Armee entgegenzuwerfen, ist neben vielem andern ein Beweis dafür, daß sie sich schon lange vorher für den Krieg gerüstet hatten.

Alle diese Unternehmungen und ihre Erfolge faßt ein Wiener amtlicher Bericht vom 2. September folgendermaßen zusammen:

Die einwöchige, erbitterte Schlacht im Raume Zamosc—Tyszowcze führte gestern zum vollständigen Siege der Armee Auffenberg. Scharen von Gefangenen und bisher 160 Geschütze wurden erbeutet. Die Russen befinden sich im Rückzuge über den Bug. Auch bei der Armee Dankl, die nun Lublin angreift, sind ununterbrochen Erfolge zu verzeichnen. In Ostgalizien ist Lemberg noch in unserem Besitz, gleichwohl ist dort die Lage gegenüber dem starken und überlegenen russischen Vorstoß sehr schwierig.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes
Hoefer, Generalmajor.

Zamosc ist eine Stadt von 15 000 Einwohnern. Sie liegt an der Topolniza, etwa 40 Kilometer nördlich der galizischen Grenze, westlich von Lemberg. Tyszowcze liegt etwa 25 Kilometer südöstlich von Zamosc, ebenfalls noch auf russischem Gebiet, 30 Kilometer westlich vom Bug. Lublin ist die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements und mit etwa 50 000 Einwohnern nach Warschau und Lodz die drittgrößte Stadt Russisch-Polens. Es liegt etwa 70 Kilometer nordwestlich des Schlachtfeldes Zamosc—Tyszowcze.

Der allgemeine Bericht über das achttägige Ringen wurde nachträglich durch viele Einzelschilderungen beleuchtet. Alle stimmen darin überein, daß diese außergewöhnlichen Leistungen der Genialität der österreichisch-ungarischen Heerführer zu verdanken seien. Die k. u. k. Armeen wurden durch diesen Erfolg aus einer gefährlichen Lage befreit. Auffenberg war der Held, dem man Anerkennung und Dank zollte. Mit unerschütterlicher Ruhe nahm er mit seinen mährischen Regimentern die Deckungen des Feindes. Den mährischen Linientruppen zur Seite stand niederösterreichische Landwehr.

Den Mittelpunkt der achttägigen Kämpfe bildete das Ringen um Komarow. Komarow liegt auf dem halben Wege zwischen Zamosc und Tyszowcze. In Komarow übten die Russen einen starken Druck auf die österreichisch-ungarische Front aus, die bis Labunje eingedrückt wurde; aber gerade diese Unternehmung gereichte ihnen zum Verderben, was ihr General Plehwe, ein Verwandter des ehemaligen russischen Ministerpräsidenten, bald merkte. Hier leisteten gerade die Slawen, nämlich die deutschböhmischen und tschechischen Regimenter, stärksten Widerstand.



Batterie Galopp! Artillerie zum Angriff vorgehend. Nach einem Originalgemälde von Professor P. F. Messerschmitt.

Nördlich von Czesniki griffen rechtzeitig die Niederösterreicher ein, um den schwer kämpfenden Deutschböhmen und Tschechen Hilfe zu bringen. Der Sieg wurde vollständig, als von beiden Seiten der Huczwa neue Kräfte anrückten. Westlich der Huczwa kamen die Oberungarn, geführt vom General der Infanterie Boroevics, und östlich Erzherzog Joseph Ferdinand mit den Salzburgern, Oberösterreichern und Tirolern. Beide bedrohten die Rückzugslinie des Feindes in breiter Front. So sehr auch die Russen in ihrem Selbsterhaltungstriebe mit vollster Kraft kämpften, so scheiterten doch alle ihre Gegenangriffe. Die von ihnen angelegten Befestigungen fielen in die Hände der Österreicher und Ungarn. Südöstlich von Tyszowcze, auf den Schanzen hinter den Drahthindernissen der befestigten Dörfer, schlug die Armee Auffenbergs die Russen endgültig und jagte sie nach Osten und Nordosten davon. Es war ein schwieriger Rückzug. Die russische Nachhut mußte auf den Höhen westlich und südlich von Komarow alle Kräfte aufbieten und den Ort selbst auf das zäheste verteidigen, wollte sie das Gros nicht untergehen lassen. Bisher war die Westgruppe

der Deutschböhmen und Tschechen von Plehwe immer noch bedrängt gewesen. Sie stießen nun waghalsig vor. Boroevics, auf dem linken Flügel der Südfront fechtend, nahm unterdessen den Feinden in heftigem Ansturm einen Stützpunkt nach dem anderen weg. So kam es zum überstürzten Rückzug der Russen. Die Energie des Erzherzogs Joseph Ferdinand, sein Schlag auf Tyszowcze, vollendete die Katastrophe für den Feind. Nun reifte Auffenbergs Saat. Er erntete mit vollen Armen: an die 20 000 Gefangene, 200 Geschütze, Maschinengewehre, auch die Geheimakten des 19. Warschauer Korps wurden erbeutet.

Ein Wiener Fleischermeister, der bei der Armee Auffenberg den Vormarsch mitgemacht hat, erzählt über die Einnahme der russischen Stadt Zamosc: „Seit 27. August dauerten die Kämpfe in der Richtung auf Zamosc fast ohne Unterbrechung bis zum 29., an welchem Tage wir die eroberte Stadt besetzten. Wir hatten trotz unausgesetzten Feuers der russischen Artillerie in wiederholten Sturmangriffen die Stellungen genommen, die vor diesem Ziel lagen, wobei wir von unserer Artillerie in mustergültiger Weise unterstützt wurden. Am 29. kam es zum Sturm auf Zamosc selbst, und mit unserer braven Musikkapelle an der Spitze waren Sturm und Einmarsch in die nunmehr eroberte Stadt ein zusammenhängendes Ganzes. Mit klingendem Spiel zog die Musik voran und wir, als ginge es zur Burgwachablösung, hinterdrein. In Zamosc blieben wir zwei Tage und marschierten dann in der Richtung auf Isbica weiter. Auf dem Weg dahin standen wir fortwährend unter dem Feuer der russischen Geschütze und Maschinengewehre. Ich erhielt einen Schuß durch die rechte Hand, verband mir sie selbst und blieb bei meiner Kompanie. Aber schon nach einer Viertelstunde wurde ich durch ein Schrapnell am Fuß verletzt und mußte mich mit mehreren Schicksalsgenossen in ein Bauernhaus zurückziehen, wo auch Sanitätsmannschaft eintraf und uns Verbände anlegte. Die Russen, die bemerkt hatten, daß sich in diesem Bauernhaus feindliches Militär befinde, eröffneten nun ein Feuer gegen unseren Aufenthaltsort, sie schossen jedoch zu weit, und wir konnten bequem am Fenster stehen und ungefährdet zuschauen, wie ihre Granaten im Umkreise niedergingen. Dann fuhr unsere Artillerie auch hier auf und bald verstummten die russischen Kanonen. Bei unserer Kompanie hatten wir wohl einige Verluste, doch die Artillerie verlor, obwohl sie über vier Stunden im Feuer stand, nicht einen einzigen Mann. Unsere Musik wurde zwei- oder dreimal durch die russischen Salven zersprengt, sammelte sich jedoch immer wieder, und ihre Klänge feuerten das Bataillon an. Die Schlacht endete mit der Erbeutung von zahlreichen Gefangenen und Kanonen sowie mehreren Maschinengewehren." (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Über die Meurthe.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu die Bilder Seite 232—235.)

Aus seiner Bereitstellung auf den Höhen nördlich der Veroluette wurde das Regiment am 24. gegen Mittag vorgeholt. In dem Dörfchen Neherci trafen wir die Feldküchen der Infanterie. Das sind ganz famose Fahrzeuge. Wie kleine Dampfmaschinen sehen sie aus mit ihren Kesseln, aus deren Ventilen der Dampf zischt. Morgens kocht darin ein köstlich warmer Kaffee und mittags eine treffliche Suppe mit Fleisch und Kartoffeln. Mit einer Unbekümmertheit fahren diese „Kriegsfahrzeuge" auf dem Gefechtsfelde herum, als sei es ausschließlich und allein für sie da. Aber mittags hat die im Gefecht liegende Kompanie ihr warmes Essen. Und man kann unwidersprochen behaupten, daß ohne die Feldküchen solche Leistungen, wie sie unsere Infanterie hinter sich hat, unmöglich wären.

Uns armen Artilleristen hat man leider keine zugeteilt, und so sind wir öfters darauf angewiesen, die Wohltätigkeit der Infanterie anzurufen, die im Überfluß hat. Ein unnachahmlicher Stolz zeigt sich dann auf den bärtigen Gesichtern der alten Küchenfeldwebel, wenn man ihre Suppe über den grünen Klee lobt. Aber heute ist keine Zeit zu noch so flüchtigem Imbiß. Es geht plötzlich vor. Ein Gegenstoß hat eingesetzt. Stäbe galoppieren über das Feld, Meldereiter sausen auf schweißflockigen Pferden. Die Batterien werden vorgeworfen bis dicht hinter die Schützenlinien. In dem Kommandoruf der Batteriechefs schwingt ein Ton, als wolle er jeden einzelnen persönlich treffen; ein eiserner, klingender Ton, der diesen vielgestaltigen Körper zusammenfaßt, zusammenschweißt zu einer Einheit, zu schlagbereiter Waffe in des Führers Hand.

In jedes Herz greift der Ruf, in dem übermenschliches Wollen bebt, spannt den Willen, strafft den Körper. — „Batterie Galopp!" — Die Pferde werfen die Leiber, strecken sich in den Geschirren. Mit einem Sprung setzt Geschütz hinter Geschütz an. Die Pferde schnauben, die eisenbeschlagenen Räder donnern über die Steine. Die nachgerissenen Geschütze hüpfen und springen. Hoch wirbelt der Staub. „Batterie Galopp!" — und hinein in die krachende, lärmende Brandung da vorn. Es ist ein Augenblick, wie er in Gefechtstagen und -stunden nur für kürzeste Zeitspannen eintritt, ein Höhepunkt, in dem zwei Willen mit äußerster, verzweifeltster Kräfteanspannung gegeneinander ringen ...

Und es rauscht und es singt. Wie unsichtbare Mücken durchschwirren die Infanteriegeschosse die Luft. Über dir, neben dir ihr pfeifendes Singen. Gib acht! sie stechen dich tot, wenn sie dich treffen. Weiße Wölkchen am Himmel! Die Luft zerreißt. Und unten am Boden aufspritzende Erde, aufgewühlte Trichter. Krach auf Krach — das Feuer der Batterien, der Regenschauer des Infanteriefeuers, und zur Seite rasselt das Uhrwerk der Maschinengewehre ab. Teck, teck, teck, tekkk: ein schauerlicher Wecker. Der Tod ging über das Feld. Die Batterie dort am Waldrand, die uns mit Feuer überschüttete: verlassene Trümmer. Die Schützenlinie vor uns, hat sie den Kommandoruf nicht gehört? Starr bleibt sie liegen. Wir gehen vor. Hinter uns bleibt der Jammer ...

Die Franzosen haben Baccarat geräumt und sind über die Meurthe zurück. Wir können ihnen erst morgen folgen. Zwar sind die Brücken in der Stadt noch unversehrt; allein zu häufig war bisher heimtückischer Überfall der Zivilbevölkerung, als daß man wagen könnte, bei einbrechender Dunkelheit Truppenkolonnen durch den Ort zu senden, ehe dieser völlig gesäubert ist. So muß der Divisionsbrückentrain vor, um in der Nacht Kriegsbrücken über den Fluß zu schlagen.

Es ist ein taufrischer Morgen. Wir reiten den Wiesengrund hinunter. Träge fließt das grünlich-trübe Wasser. Darauf schwimmen schwer und plump die breiten Pontons. Mit langen Stangen stemmen die Pioniere die verankerten Boote gegen die Strömung. Unter dem Hufschlag dröhnt der Bohlenbelag. „Dépt. Meurthe et Moselle" steht auf allen Wegweisern. Die erstere wäre gewonnen. Wann ziehen wir über die zweite?

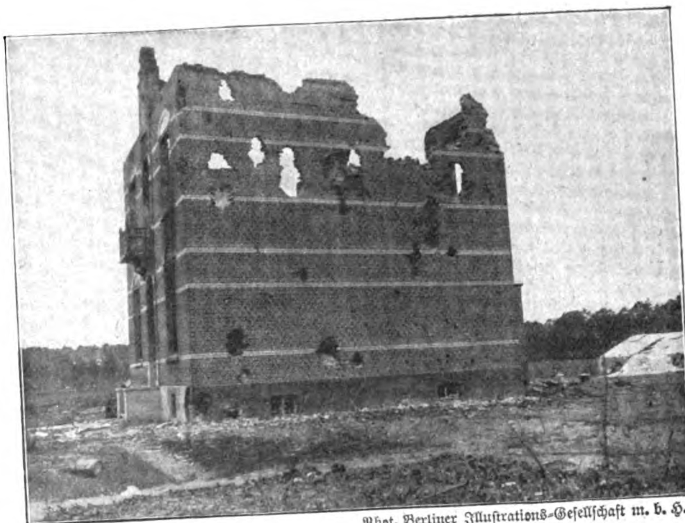
In früher Morgenstunde haben die Franzosen einen Angriff versucht. Beim Gewehrputzen im Biwak überfielen sie ein vorgeschobenes Regiment. Jetzt tobt der Weitkampf. Wir kommen gerade rechtzeitig, die Unserigen durch einige Batterien zu stützen. Im Gefecht sind Niederbayern aus der Gegend von Passau. Dieser schöne Landstrich ist berühmt durch den Mut und die Unerschrockenheit seiner Bewohner. Einer nennt eine phantastisch hohe Ziffer von Regimentsangehörigen, die sich durch besonders kühne Leistungen hervorgetan haben sollen. — „Ja, die Bayern," meint der General lächelnd, „von denen hat ein jeder sein feststehendes Messer in der Tasche, einschließlich des Regimentskommandeurs." Aber sie gehen auch los wie der Teufel. Eine Kompanie ist zum Sturmangriff gekommen und hat den Feind mit dem Bajonett geworfen. Das ist ihr aller Wunsch: Ran an den Feind, dem Franzmann an die Kehle. Der aber schießt lieber aus dem Hinterhalt.

Überfall mit Unterstützung verräterischer Landeseinwohner: das ist der Franzosen liebste Taktik. Immer wieder werden Einwohner dabei erwischt, wie sie mit dem feindlichen Heere gemeinsame Sache machen, ihm Spionendienste leisten. Die sonderbarsten Methoden müssen zur Nachrichtenübermittlung dienen. Da liegt der Ver-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Straße in Mecheln.
Die Belgier schossen auf die Stadt, um unsere Truppen zu vertreiben. Links die Kathedrale, die nur leicht beschädigt ist, rechts das Gildehaus.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Von feindlichen Granaten zerstörtes Haus.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Unsere Blaujacken als Feuerwehrleute bei den Aufräumungsarbeiten und dem Löschen in den Vororten Antwerpens.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Die Wirkung der Geschosse bei einer Villa in der Nähe von Vilvorde in Belgien.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Die Wirkung von Schrapnellen.
Die Eisenbahnschienen haben sich unter der Wucht des Schusses vollständig verbogen.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Ein zerschossener Panzerturm, der zur Deckung feindlicher Kanonen diente und von einem Schuß unserer schweren Geschütze vollständig abgedeckt wurde.
Unser Bild zeigt den zerschossenen Panzerturm in der Festung Maubeuge.

dacht nahe: auch der bei unserem Standort laufende Windmotor mag ein Signal sein. Der Verdacht wächst, als sich herausstellt, daß die Abstellvorrichtung zerstört ist. Surrend dreht sich das Windrad. Doch wozu war man früher Ingenieur. Die Leiter geht's hinauf, um den durchgefeilten und in die Höhe geschnellten Sperrdraht wieder einzufangen. Sſſſ pfeifen die Kugeln. Sie können nicht hindern, daß innerhalb einer Viertelstunde die Maschine steht.



Österreichisch-ungarisches Automobil im Dienste der Verpflegung auf dem russischen Kriegsschauplatz.

Am Abend wird in Baccarat requiriert. Bei dem raschen Vorgehen können die Lebensmittelwagen nicht immer folgen. Da muß das Land den Krieg ernähren, soweit es geht. — Auch in Baccarat wurde heute morgen gekämpft. Häuserreihen sind zusammengeschossen, andere brennen. Auf der großen Brücke über die Meurthe, nahe dem Hotel du Pont, liegen viele gefallene Franzosen hinter- und nebeneinander. Ein Maschinengewehr muß sie erfaßt und hingemäht haben wie reifes Korn.

Unweit der Brücke liegt ein schattiger Park mit uralten Bäumen, ein entzückendes Schloß. In eiliger Flucht haben es die Bewohner verlassen. Jetzt weiden die Pferde zwischen den blutroten Rosen. Hungrige Soldaten haben Küche und Keller nach Trink- und Eßbarem durchsucht.

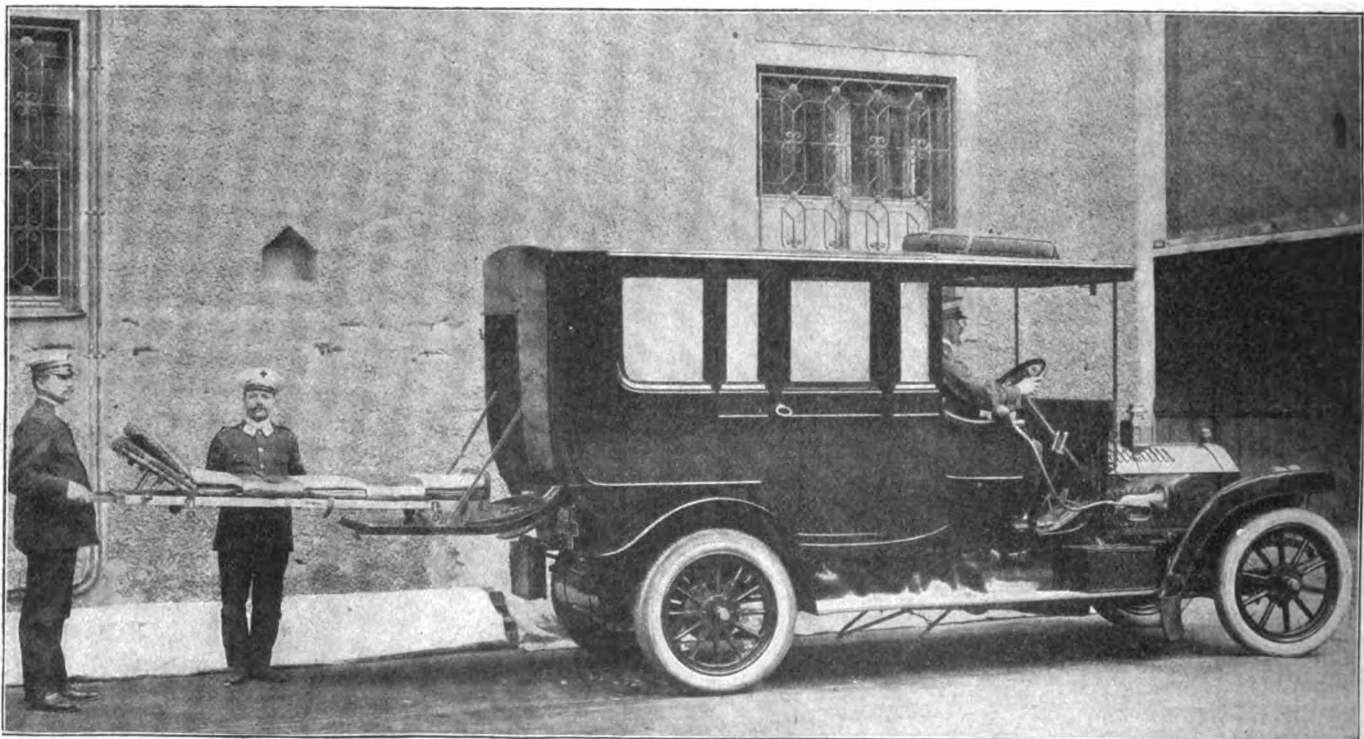
Das Spielzimmer, das neben der Treppe liegt, ist unversehrt, als hätten seine kleinen Bewohner es eben erst verlassen. In ihren Bettchen schlafen Puppen, in einer Ecke sitzt ein großer Teddybär mit verwunderten Augen, und auf dem Teppich mitten im Zimmer liegt ein Haufen Soldaten. Es sind schöne große französische Bleisoldaten mit roten Hosen und blauen Mänteln. In dichten Reihen hinter- und nebeneinander liegen sie da — wie die draußen auf der Brücke.

Ein Seekampf vor Cattaro.

(Hierzu die Bilder Seite 226 und 227.)

Die Bocche di Cattaro macht den Besucher erstaunen und erschauern. Beim Eintritt ein Wechsel pflanzengrüner Gestade, weiter zurück im Becken eine Masse nackter Felsabstürze. Hier leuchtende farbensatte Uferlandschaften, aus denen altersgraue Mauern und Firste hervorlugen, dort kulissenartig sich zusammenschiebende rissige Felsenschründe, an denen kein Pflänzchen Fuß zu fassen vermag und einzelne Gehöfte und kleine Dörfer wie Geiernester kleben. In dieses eigenartige azurne Seebecken voll leuchtender Kraft, wechselnd mit beängstigender Starrheit und Abgeschlossenheit, führt nur eine Einbuchtung, und diese wieder ist ein zangenartiges Aneinandertreten zweier Halbinseln, die nur drei Einfahrten, eine breitere und zwei ganz schmale, gestatten. Dazu treten noch zwei Scoglien (Felseneilande), die dicht vor den Einfahrtstraßen liegen. Punta d'Ostro, dem Reisenden, der sich dem dalmatinischen Gestade nähert, von weither sichtbar, liegt auf dem südlichsten Punkte der aus Norden vorgestreckten Halbinsel. Hat man diesen in die blaue Adria vorgeschobenen befestigten Punkt hinter sich, dem militärisch übrigens längst nicht mehr die frühere Bedeutung zukommt, so ist man in der ersten Bucht, an die sich noch vier andere reihen, die schließlich in eine sackartige Wassergasse mit der Stadt Cattaro im äußersten Zipfel endigen. Hier ist der Felseneinschnitt so tief, man möchte sagen, fast senkrecht, daß selbst im Sommer die Mittagsonne nur wenige Stunden hindurch die Stadt und das über ihr thronende Fort San Giovanni bescheint.

Wer vermöchte in diese letzte, düstere Felsenbucht von


Sanitätsautomobil, geöffnet.

der See her einzudringen, solange tapfere österreichisch-ungarische Artilleristen in den Strandbatterien stehen, die von der modernen Befestigungskunst in dieser Felsenwelt geschaffen wurden? Hindurch durch den gewundenen, oft ganz engen Wasserweg, der durch zahlreiche Befestigungswerke und Forts geschützt ist?

Ein Geschwader der französischen Flotte, das zaudernd der Einfahrt der Bocche sich näherte, hat es schon draußen auf offener See erfahren.

Am 18. September bombardierten, wie der Telegraph meldete, österreichisch-ungarische Kriegschiffe den montenegrinischen Seeplatz Antivari. Währenddem fingen sie eine drahtlose Depesche an die montenegrinische Heeresleitung ab, worin letztere aufgefordert wurde, am nächstfolgenden Tag einen allgemeinen Angriff auf den letzten Beckenabschnitt zu unternehmen, der gegen montenegrinische Einfälle von der Landseite her minder gut geschützt ist; sie selber, die Franzosen, würden von der See her angreifen. Am 19. tauchten wirklich 3 kleinere und 15 große französische Kriegsfahrzeuge vor Punta d'Ostro, also vor der Einfahrt auf, die bei nebligem Wetter bis auf 6 Kilometer an das Gestade herankamen. Die Österreicher wollten die feindlichen Schiffe auf Minen fahren lassen. Doch machte der Feind plötzlich halt; die Sache schien ihm mit einem Male nicht recht geheuer, und er begann zu wenden. In dem Augenblick, als die französischen Schiffe ihre Breitseite zeigten, löste die Feste Kobila einen Signalschuß, worauf sofort die vier Batterien der Forts Lustica und Mamula, die beide auf steilen Felsenklippen am äußersten Eingang der Bocche liegen, Salven abgaben. Die Wirkung blieb nicht aus. Schon die erste Salve vernichtete ein französisches Kriegschiff, das von nicht weniger als 24 Granaten getroffen wurde, wobei alle sechs Schornsteine mit der Kommandobrücke in die Luft flogen. Eine Feuersäule stieg aus der See auf und als sich der Rauch verflüchtigte, war die Stelle, wo vorher der Franzose gestanden hatte, leer. Zwei andere französische Kriegschiffe erlitten schwere Beschädigungen, die übrigen verschwanden schleunigst. Die Franzosen hatten zwei Treffer erzielt, wodurch auf österreichisch-ungarischer Seite ein Mann schwer und einer leicht verwundet wurde.

Kriegsanitätswesen.

(Hierzu die Bilder auf Seite 238—241 und die Kunstbeilage.)

Die deutsche Kriegsanitätsordnung, die unsere heutige Kriegsanitätsrüstung regelt, ist im besten Sinne des Wortes modern hinsichtlich der Versorgung der Verwundeten und Kranken, wie hinsichtlich der Gesundheitspflege. Sie gewährt der freiwilligen Krankenpflege den weitest zulässigen Raum zur Unterstützung des amtlichen Sanitätsdienstes. Der rein ärztliche Beistand wird durch die Wissenschaft bestimmt und ist überall derselbe, wo Kranke seiner bedürfen. Die Organisation aber hat sich den Bedingungen des Heeresdienstes anzupassen. Sie ist verschieden, je nachdem sie im Operationsgebiet, das heißt vorn bei der fechtenden Armee, oder im Etappengebiet, das heißt auf den Verbindungslinien der Armee zur Heimat, oder drittens im Heimatgebiet in die Erscheinung tritt.

Die Leitung des Kriegsanitätswesens im Felde hat ihre Spitze im Großen Hauptquartier, und zwar in dem Chef des Feldsanitätswesens. Das ist in der Regel der Generalstabsarzt der Armee. Bei den Oberkommandos der Armeen sind Armeeärzte, bei den Generalkommandos der Armeekorps Korpsärzte, bei den Infanterie- und Kavalleriedivisionen Divisionsärzte in den leitenden Stellen. Als wissenschaftlicher Berater der behandelnden Ärzte in den Lazaretten wird bei jedem Armeekorps ein beratender Chirurg angestellt, gewöhnlich ein Professor der Chirurgie, dem der Rang eines Generalarztes beigelegt wird. Aus der Sanitätsausstattung der Truppen sind die Verbandpäckchen erwähnenswert, deren jeder Angehörige des Heeres zwei bei sich führt. Sie enthalten in sehr zusammengedrängter Form etwas antiseptisch zubereitetes Verbandmaterial und eine Binde, eingenäht in eine undurchlässige Hülle, und werden im Futter des Rockschoßes getragen. Ihr Nutzen hat sich im Kriege bewährt. — Für die auf Märschen vorkommenden Kranken, die nicht bei der Truppe verbleiben können, sind Krankensammelpunkte bestimmt; auch werden unter truppenärztlicher Fürsorge Ortslazarette eingerichtet, wenn ein Ort längere Zeit belegt bleibt.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Leichtverwundete werden durch Mitglieder des Roten Kreuzes zum Lazarett geführt.

Entspinnt sich ein Gefecht, so werden von den Ärzten der Truppen und mit dem Material ihrer Sanitätswagen Truppenverbandplätze eingerichtet, die man in Geländevertiefungen, möglichst nahe der Feuerstellung, aber doch möglichst gedeckt vor Infanteriefeuer, anzulegen sucht. Jede Kompanie hat vier eigene Krankenträger, die die Genfer Armbinde tragen, dazu Krankentragen. Der Dienst auf den Hilfsplätzen ermöglicht natürlich nur eine einstweilige Versorgung. Die verbundenen Verwundeten werden nach dem Kampf auf Land- oder leeren Lebensmittelwagen in das nächste Feldlazarett übergeführt; bei Rückzügen bleiben die Verwundeten unter dem Schutze des Genfer Abkommens auf ihrer Stelle liegen mit dem nötigsten Sanitätspersonal und Material. Nimmt der Kampf an Umfang zu, so treten die Sanitätskompanien in Tätigkeit, drei bei jedem Armeekorps. Sie stehen unter dem Befehl von Offizieren; 224 Krankenträger und 8 Krankenwagen für je 4 liegende Verwundete sind bestimmt, die Verwundeten aufzusuchen und der Hilfe auf dem Hauptverbandplatze zuzuführen, der von den Ärzten und dem Sanitätspersonal der Kompanie eingerichtet wird. Die Ausrüstung an Instrumenten und Verbandmitteln ist sehr reichlich, namentlich ist zur Durchführung einer weitgehenden erhaltenden Chirurgie ein großer Vorrat von Schienen und Gips zu feststellenden Verbänden bei den Verletzungen der Gliedmaßen vorgesehen. Der Hauptverbandplatz wird möglichst gedeckt vor Infanterie- und Artilleriefeuer gern in Gehöften angelegt; die Versorgung der Verwundeten und die operative Tätigkeit der Ärzte gestatten kein Arbeiten im Freien. Nötigenfalls werden Zelte aufgeschlagen, die die Sanitätskompanie bei sich führt; zu weiterer Unter-

kunft zahlreicher Verwundeter dienen in Ermanglung von Dach und Fach die Zeltbahnen der Gefallenen und Verwundeten, aus denen die Krankenträger geräumige Verwundetenzelte aufzubauen lernen. Nach außen wird der Hauptverbandplatz durch die National- und die Genfer Flagge, das Rote Kreuz im weißen Felde, gekennzeichnet; nachts durch eine rote Laterne. Der Dienst der Krankenträger wird heute durch die ausgedehnte Feuerwirkung bis über zweitausend Meter und die Dauer der Kämpfe sehr erschwert. Es ist unter solchen Umständen erklärlich, daß die Nacht eifrig mitbenutzt wird, um Verwundete zu bergen; die Sanitätskompanien sind daher mit reichlichem Erleuchtungsgerät versehen. An jedem Verwundeten wird ein Wundtäfelchen befestigt. Die darauf enthaltenen Angaben erleichtern den folgenden Ärzten die Arbeit und ersparen den Verwundeten überflüssige Untersuchungen und Verbandwechsel. Nach der Schlacht bricht die Sanitätskompanie den Hauptverbandplatz ab und folgt ihrer Division, sobald alle versorgten Verwundeten den Feldlazaretten zugeführt sind. Leichtverwundetensammelplätze nehmen diejenigen Verwundeten auf, die ohne Schaden alsbald weiter zurückgeschafft werden können. Die erste Lazarettpflege die Kranken mit dem nötigsten Personal und Sanitätsmaterial unter dem Schutze der Genfer Konvention zurück, während sich das übrige Personal mit den Fuhrwerken der Armee anschließt.

Das Etappengebiet hat für die Verbindung des Heeres mit der Heimat, für den Nachschub von Ersatzmannschaften, Munition, Verpflegung, Bekleidung, Sanitätsmaterial die größte Bedeutung. Es kann sehr weite Ausdehnung gewinnen, wie im jetzigen Kriege, wo große Truppenmassen erforderlich sind, um die Etappenstraße und die an ihr liegenden Magazine zu decken; großartige Vorkehrungen werden nötig, um die zur Feldarmee durchpassierenden Truppen wie die von ihr zurückströmenden Krankentransporte unterzubringen und zu verpflegen. Für das Sanitätswesen beginnt im Etappengebiet die ruhigere ärztliche Behandlung nichttransportabler Kranker in feststehenden Kriegslazaretten. Anderseits befinden sich hier die Formationen für das Krankentransportwesen, den Nachschub an Sanitätsmaterial und für die praktische Durchführung der Maßnahmen, die zum Gesundheitschutz des Heeres dienen. Neben dem amtlichen Personal findet die freiwillige Krankenpflege hier einen weiten und verantwortungsreichen Wirkungskreis.



Ein deutscher Verwundetentransport in Conflans (Französisch-Lothringen). Hofphot. H. Bensemann, Metz.

wird von den Feldlazaretten geleistet. Deren gibt es zwölf bei jedem Armeekorps. Sie sind für die Lagerung von zweihundert Kranken ausgerüstet, können zur Not aber mehr aufnehmen. Unter den Fahrzeugen eines Feldlazarettes befindet sich auch ein Krankenwagen mit Tragen.

Die Lazarette stehen unter dem Befehl von Chefärzten. Bei Gefechten werden sie in der Nähe des Schlachtfeldes, möglichst in Ortschaften errichtet. Dort werden geeignete Räumlichkeiten, wie Vergnügungslokale, Schulen, Villen und so weiter, mit den Geräten eingerichtet, die vom Lazarett mitgebracht werden. Andere Ausstattungsgegenstände, wie zum Beispiel Feldbettstellen, sollen nach vorhandenen Zeichnungen am Standort angefertigt werden. Der Dienst vollzieht sich nach ähnlichen Grundsätzen wie im Friedensbetriebe. Leitender Gesichtspunkt bleibt, die Kranken so bald wie möglich beförderungsfähig herzustellen, damit das Feldlazarett frei wird und seinem Armeekorps folgen kann. Das ist nicht immer durchzuführen; eingerichtete, am Standort verbleibende Feldlazarette treten deshalb unter den Befehl der Etappenbehörden, wenn die Armee weiter vorrückt. Bleibt diese längere Zeit in einer Gegend, beispielsweise bei Belagerungen, so können Feldlazarette monatelang in Tätigkeit bleiben. Dann kommt auch eine Erweiterung durch Baracken und Zelte in Frage. Bei rückgängigen Bewegungen bleiben

Jeder Etappeninspektion ist ein Etappenarzt (Generalarzt) als leitender Arzt beigegeben. Ihm zur Seite steht als wissenschaftlicher Berater ein Gelehrter aus dem Fach der Gesundheitspflege: der beratende Hygieniker, zu dessen Ausstattung ein vollständiges Laboratorium gehört. Außerdem tritt hier ein Kriegslazarettdirektor (Oberstabsarzt) in Tätigkeit; ihm fällt die Beaufsichtigung der errichteten Lazarette zu. Die Kriegslazarette, größere stehende Anlagen, sind dazu bestimmt, Feldlazarette abzulösen, können sich aber auch direkt einrichten. Sie werden mit Ärzten und anderem Sanitätspersonal aus den Kriegslazarettabteilungen besetzt; das Material entnehmen sie den für diesen Zweck reich ausgestatteten Etappensanitätsdepots. Die größten Lazarette liegen am Etappenhauptort; kleinere werden an allen wichtigen Orten der Etappenstraßen eingerichtet. Treten ansteckende Krankheiten auf, so werden von dem Kriegslazarettpersonal abseits der Hauptverkehrswege Seuchenlazarette eröffnet. Sie unterscheiden sich dadurch von den anderen Krankenanstalten, daß sie niemals Kranke in andere Lazarette abgeben, sondern jene erst dann entlassen, wenn keine Gefahr einer Weiteransteckung mehr besteht. Die wichtigste Formation im Etappengebiet ist die Krankentransportabteilung, der die außerordentlich umfangreiche und schwere Aufgabe zu-

fällt, die beförderungsfähigen Kranken und Verwundeten in die Heimat zu überführen. Die hierzu bestimmten Kranken werden von den Feld-, Kriegs- und Etappenlazaretten nach Krankensammelstellen gebracht; dabei helfen Begleittrupps der freiwilligen Krankenpflege. Gewöhnlich gehen die Transporte zur Bahn auf Landwagen; doch kommen auch Automobile und Feldbahnwagen in Betracht, wo solche gerade zur Verfügung stehen. Die Verteilung der Transporte auf die Eisenbahnen oder Wasserstraßen und ihre Zuweisung an die heimatlichen Reservelazarette wird von den Linienkommandanturen vermittelt, die von den Heimatlazaretten regelmäßig über die freien Lagerstellen Nachricht erhalten. Den Krankentransportabteilungen stehen Lazarettzüge und Hilfslazarettzüge zur Verfügung. Sie werden in der Heimat vorbereitet und nach dem Kriegschauplatz geschickt. Außerdem werden am Etappenhauptort aus Güterwagen Hilfslazarettzüge zusammengesetzt; das Gerät dazu wird in den Etappensanitätsdepots mitgeführt. Beide Arten von Zügen sind für liegende Kranke bestimmt. Endlich werden Personenwagen zu Krankenzügen für sitzende Kranke zusammengestellt. In den Lazarettzügen, die ein ständiges Sanitätspersonal haben und unter Chefärzten stehen, findet eine vollständige ärztliche und ökonomische Pflege der Beförderten statt; eigene Küche erlaubt die Beköstigung zu jeder Zeit und an jedem Ort. Die Hilfslazarett- und Krankenzüge dagegen sind mit ihrem ärztlichen und Verpflegungsdienst auf die Haltestellen an den Etappenwegen angewiesen, die telegraphisch von der Ankunft der Transporte benachrichtigt werden.


Leiterwagen zum Fortschaffen von acht Schwerverwundeten. Phot. Th. Looz, Coblenz.

Im **Heimatgebiet** sind die Kriegsministerien die leitende Stelle. Der Dienst vollzieht sich im allgemeinen nach den Friedensvorschriften; ein stellvertretender Korpsarzt steht in jedem Armeekorpsbezirk an der Spitze des Sanitätswesens. Ihm ist ein fachärztlicher Beirat unterstellt, dazu ein Reservelazarettdirektor. Beide haben daheim die gleichen Amtspflichten wie die beratenden Chirurgen und Kriegslazarettdirektoren bei der mobilen Armee. Zur Krankenbehandlung dienen die Garnisonlazarette, die den Namen Reservelazarette annehmen; außerdem die Vereinslazarette der freiwilligen Krankenpflege. Übernachtungs-, Verband- und Erfrischungsstationen sorgen an Bahnhöfen und Wasserstraßen für die durchkommenden Krankentransporte. Hinsichtlich des ärztlichen Personals wird auf die nicht mehr für die Armee in Betracht kommenden Zivilärzte und auf das Pflege- wie Trägerpersonal der freiwilligen Krankenpflege in weitem Umfang zurückgegriffen. Der Vermittlung von Nachrichten über Gefallene, Verwundete, Kranke und Gefangene dient das Zentralnachweisbureau im Kriegsministerium.

Einige Besonderheiten bietet der Dienst bei den kranken Kriegsgefangenen. Infolge der Erfahrungen, die wir 1870 mit der Übertragung der Pocken durch die Gefangenen nach Deutschland machten, hat man jetzt die Bestimmung getroffen, daß ansteckend kranke Gefangene nicht in das Inland überführt werden dürfen. Außerdem werden alle Gefangenen der Schutzpockenimpfung unterzogen. Im Anschluß an die Gefangenendepots werden eigene Kriegsgefangenenlazarette errichtet. Sie müssen grundsätzlich unter militärischer Leitung stehen.


Tätigkeit der freiwilligen Sanitätskolonne bei Ankunft Verwundeter.

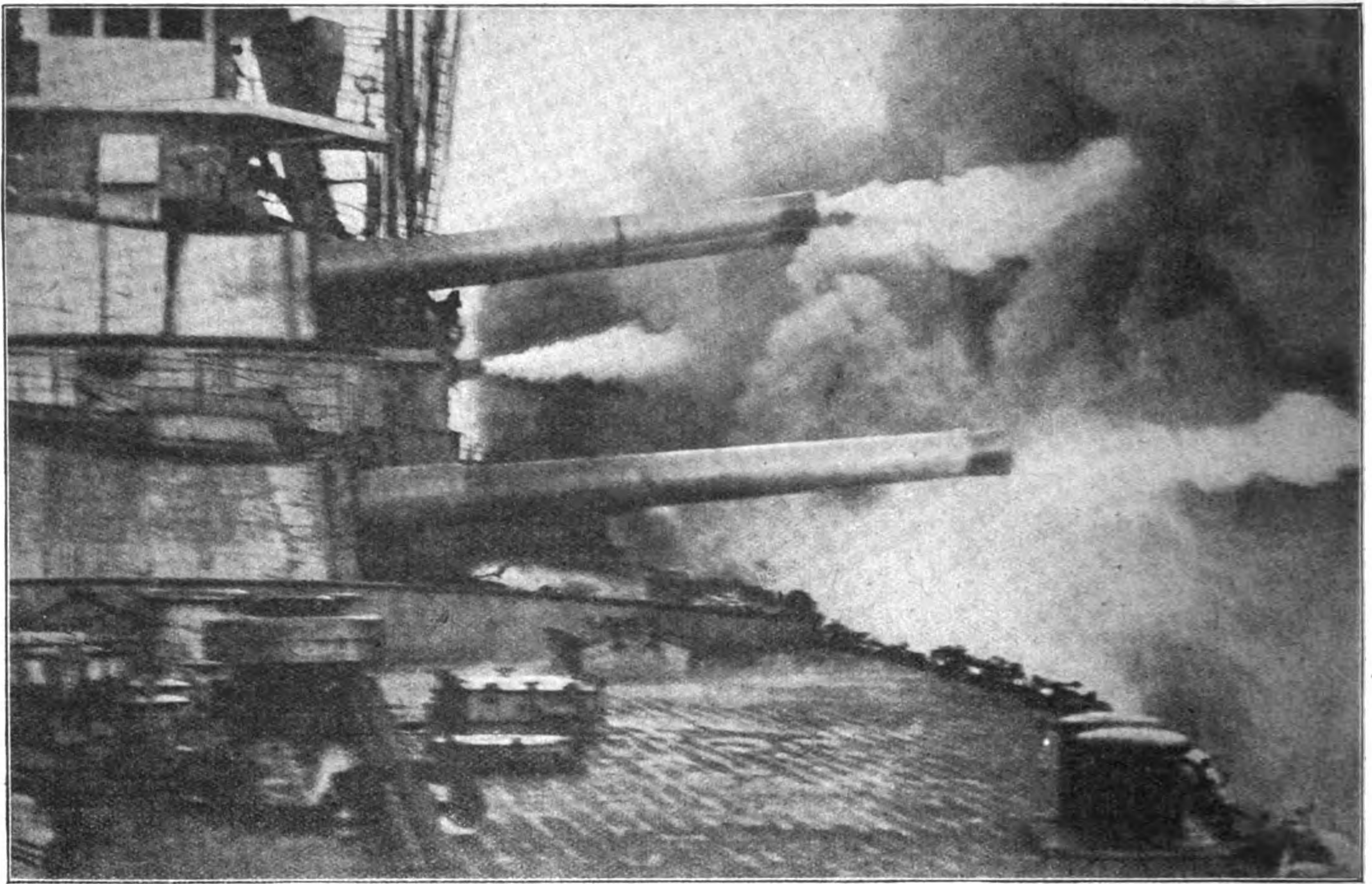
Ein Schwabenstreich.

(Hierzu das Bild Seite 228,229.)

Am 5. September teilte das stellv. Generalkommando mit: Leutnant d. R. Matthes hat in der vergangenen Nacht mit seinem Zuge eine feindliche Batterie vernichtet und 6 Geschütze, 13 Munitionswagen, sowie viele Pferde erobert. — Einem uns freundlichst zur Verfügung gestellten Briefe entnehmen wir folgendes darüber:

5. September.

„Gestern, den 4. September, hatte ich mit meinem Zug von 50 Mann einen Ausgang von Rongiville besetzt. Ein anderer Ausgang, 400 Meter von mir entfernt, war von einem anderen Zug be-



Abfeuern einer Breitseite von einem englischen Flaggschiff. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

setzt. Der Rest der Kompanie lag 300 Meter rückwärts im Dorf gedeckt. Zunächst wurde auf meine Stellung mit Granaten geschossen, so daß ich mich hinter einen Waldabhang weiter rechts der Straße zurückziehen mußte. Die Straße wurde verbarrikadiert, dabei wurde von Infanterie geschossen. Ungefähr 20 Mann lagen dann hinter der Barrikade zum Schutz des ruhigen Zuges, der an einer Sägemühle aufgestellt war. Auf einmal höre ich hinter mir von dem Wald herab Wagenfahren und Reiten. Ich beobachte mit einigen Mann, und siehe da: feindliche Artillerie fährt an. Es war neun Uhr abends, dunkel, und ich wartete, um sicher zu sein und ja nicht auf eigene Kolonnen zu schießen, bis die Artillerie auf ungefähr 20 Schritt vor mir fuhr. Sodann hatte ich meinen Zug in Stellung und kommandierte Feuer. Der Erfolg war Erbeutung von 6 Kanonen, 13 Munitionswagen und 34 lebenden Pferden. Der Batteriechef war gefallen und die Bedienungsmannschaft, soweit sie nicht ebenfalls gefallen war, geflüchtet.

Nach einer Stunde kam die Kompanie und das Bataillon. Alles war erstaunt und gratulierte. Meine Lage war sehr kritisch. Wehe, wenn die Artillerie eher von mir beschossen worden wäre, sie hätte kehrt gemacht und uns in Grund geschossen mit einem Geschütz. Die ganze Beute mußte ich in der Nacht noch nach St. D.. bringen. Es waren die Geschütze, die uns schon seit drei Tagen das Tal sperrten. In Eile, bin auf exponiertem Posten." — Der Held erntete von seinem Brigadier und dem Divisionär großes Lob und wurde für seine Tat mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse ausgezeichnet; ersteres wurde ihm persönlich vom General v. Stein, damals noch Generalquartiermeister, an die Brust geheftet.

Kriegseindrücke in Ostfrankreich.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt der Landwehr, zurzeit im Felde.

Im folgenden möchte ich einige persönliche Beobachtungen über die Franzosen nächst dem deutschen Grenzgebiet mitteilen.

Beim Überschreiten der französischen Grenze fiel uns das Fehlen jedes Grenzpfahles oder Zollhauses auf; ich gehe vielleicht nicht ganz fehl in der Annahme, daß die Franzosen diese sichtbaren Zeichen der Völkerscheidung bei ihrem Einfall in deutsches Gebiet absichtlich entfernt haben, weil sie von dem Wunsche ausgingen, den Rhein als neue Grenze festzusetzen. Doch möchte ich selbst an dieser Bescheidenheit einer beabsichtigten Gebietserweiterung Frankreichs zweifeln; denn mir ist von Franzosen glaubwürdig versichert worden, sie hätten bestimmt erwartet, einige Tage nach Kriegsbeginn in Straßburg und 14 Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten in Berlin einziehen zu können. Ein einwandfreier Beweis hierfür scheint mir die Erscheinung zu sein, daß von uns in den Tornistern verwundeter Alpenjäger Paradeuniformen gefunden wurden und daß diese armen, verblendeten Leute mit dem Trost in den Kampf geschickt wurden, binnen kurzer Zeit in Berlin als Sieger prunken zu können. Offiziere hatten auch Extragarnituren, Extrasäbel und dergleichen bei sich. Alles in allem: man kann dieselbe Täuschung der französischen Volksseele feststellen wie im Jahre 1870. Der Bevölkerung wurde vier Tage nach der Mobilmachung weisgemacht, die Russen seien bereits in Berlin eingerückt! Dienstmädchen gebildeter Herrschaften in einer französischen Stadt zeigten mir einen Schein, den sie acht Tage vor der Mobilmachung hatten unterschreiben müssen (es handelt sich um deutsch-elsässische Mädchen, die französische Offiziersfamilien um guten Lohn anlocken, um auf bequeme Art Deutsch lernen zu können) und der folgenden Inhalt hatte: Sie hätten sich als französische Bürger zu betrachten, dürften nichts unternehmen, was im Fall eines Krieges gegen die Sicherheit des französischen Staates verstoßen würde, und dürften kein einziges Wort Deutsch mehr sprechen!

Was die schon mehrfach erörterte Tatsache betrifft, ob die französische Regierung den Krieg von längerer Hand vorbereitet hat oder nicht, so glaube ich einen ganz wertvollen Beitrag zu dieser Frage liefern zu können. Zunächst kann ich berichten, daß mir von einem höheren deutschen Beamten im deutschen Vogesenteil, Reserveoffizier, in seinem Beruf unabkömmlich, an dessen Worten ich nicht den geringsten Zweifel hegen kann, Ende August folgendes erzählt wurde: In der zweiten Hälfte des Juli habe er auf im allgemeinen wenig begangenen Pfaden der deutschen Hochvogesen französische Artilleristen beobachtet. Diese Beobachtung ist von dem betreffenden Herrn an die maßgebende Stelle weitergegeben worden. Als die Sache untersucht wurde, war von den Herren Franzosen

nichts mehr zu entdecken. Es dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß es sich um Auskundschaftung guter Artilleriestellungen gehandelt hat, und dies dürfte sich mit dem Vorhandensein beherrschender Stellungen der französischen Artillerie in unseren blutigen Vogesenkämpfen decken.

So überzeugend diese Einzelheiten an sich scheinen, sie werden noch überboten von folgendem. Ein bei St. Dié kämpfender deutscher Offizier hat mir erzählt, daß ihm von französischen Zivilisten fest versichert worden ist, sie seien bereits am 15. Juli gezwungen worden, auf den beherrschenden Anhöhen hinter der Stadt Schanzarbeiten zu verrichten und Schützengräben aufzuwerfen. Daß Derartiges nicht auf Erfindung beruht, beweisen die dort oben angetroffenen Befestigungen, die im Friedenszustand nicht vorhanden sein sollen. Man konnte mit Sicherheit an verschiedenen Anzeichen erkennen, daß das Alter der Schanzarbeiten nicht über ein Vierteljahr einzuschätzen ist; anderseits waren sie völlig mit Gras überwachsen, können also nicht erst kurz vor dem Eintreffen und Stürmen unserer Truppen als Rückzugsdeckung errichtet worden sein.

Die von mir geschilderten Erscheinungen, wie sie in ähnlicher Art bereits anderweitig bekannt gemacht wurden, sind meiner Ansicht nach, soweit sie aus glaubwürdiger Quelle verbürgt werden, doch als Beweise einer planmäßigen Rüstung zum Kriege gegen uns von seiten Frankreichs aufzufassen. Die Geschichte wird derartiges Material objektiv zu sichten haben. Freilich objektive Wissenschaft und im besonderen Geschichte — das gibt es ja in der Welt nicht überall. Ich habe in den französischen Orten L. H. O. und St. D. in Schulen, die wir als Hauptverbandplatz einrichteten, in Geschichts- und Geographiebüchern gestöbert und dort schon in Lehrbüchern für Elementarschüler grobe Fälschungen gefunden. Unter anderem ist auf den politischen Tafeln der Atlanten Elsaß-Lothringen niemals als zu Deutschland gehörig eingezeichnet, sondern die deutsche Grenze am Rhein gezogen, während die Reichslande in einer den französischen Departements „Meurthe et Moselle" oder „Vosges" ähnlichen Farbe gemalt sind; auch ist die Bezeichnung „Allemagne" getrennt von Alsace-Lorraine eingetragen. Der begleitende Text ist genau so gefälscht; desgleichen die Entstehungsgeschichte des Siebziger Krieges und die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen. Schon die kleinen Kinder von zehn Jahren müssen lernen, daß Elsaß-Lothringen einmütig auf die Befreiung vom deutschen Joche warte und daß es Pflicht jedes französischen Bürgers sei, seinen Brüdern im Elsaß zu helfen gegen den Raubstaat Deutschland. — Dies berichte ich fast wörtlich.

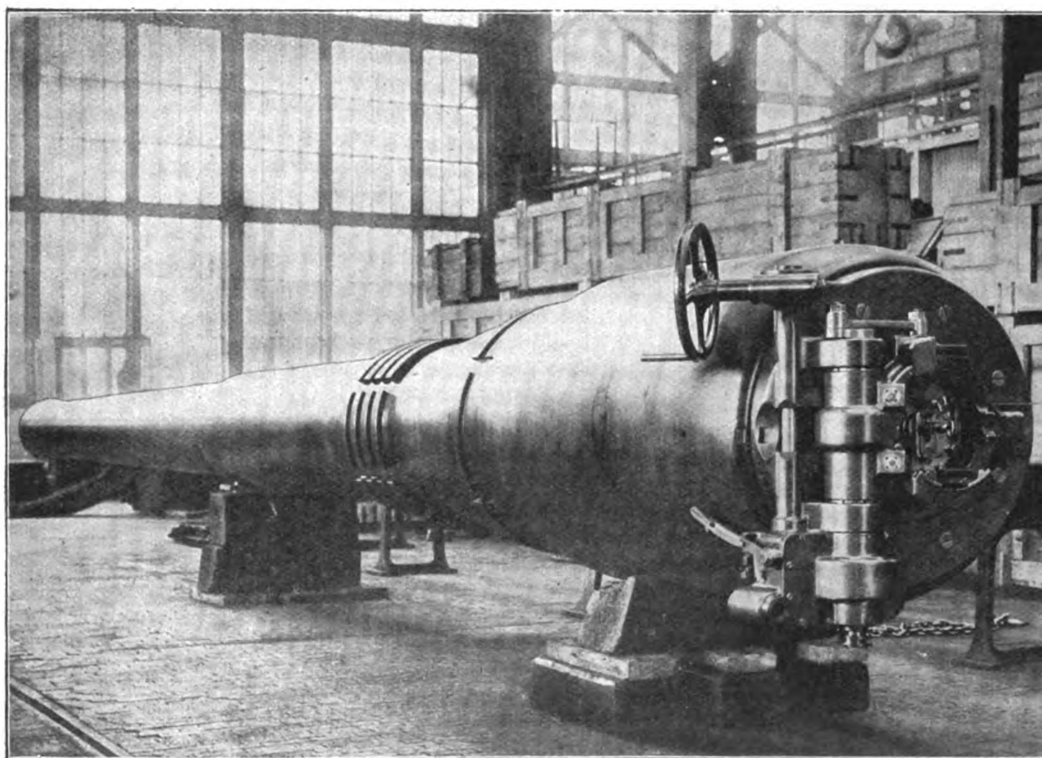
Wir sehen, durchgehend durch das ganze Land, dieselbe moralische Brunnenvergiftung und Verleumdungsucht! Kann es da wundernehmen, wenn das Volk an den Schwindel glaubt, so lange, bis sein Glaube durch die Ereignisse überrannt wird? So bekamen wir überall, wo wir hinkamen, von französischen Bürgern im Gespräch das gleiche Lied zu hören: „Mais, vous avez commencé." Allgemein wird geglaubt, unsere „feigen" Truppen hätten, um sich gegen französische Kugeln zu schützen, ihren Infanteriekolonnen gefesselt elsässische Frauen und Kinder vorausgeschickt, damit im Fall eines Angriffs zunächst die Unschuldigen getroffen würden. Diese Maßnahmen sollten einen wirksamen feindlichen Angriff verhindern. Ein altes Sprichwort sagt: „Was ich denk' und tu, trau' ich andern zu." Das trifft auch fast wörtlich auf unsere Feinde zu. —

Man mag die unmittelbare Veranlassung zum Weltkrieg im serbischen Königsmord und moskowitischen Machthunger erblicken, man mag die Anmaßung und Geldgier des verlogenen Brudervolkes jenseits des Kanals beschuldigen — der Hauptschuldige ist unser alter Erbfeind Frankreich. Dort laufen die Fäden zusammen, die es fertig brachten, uns mit Feinden zu umringen. Das nach Revanche, nach Gloire, nach der Vormachtstellung im festländischen Europa dürstende Frankreich hat mit seinen Milliarden die Slawen in Wallung gegen uns versetzt und eine von uns gewollte ehrliche Verständigung mit unserem englischen Nebenbuhler hintertrieben. Diese Wahrheit könnte man geradezu mathematisch beweisen. Zwar wird Frankreich im jetzigen Zeitpunkt den Krieg gegen uns wohl kaum gewollt haben, der Termin wird ihm verfrüht gekommen sein, und es ist fast tragisch, daß lediglich Bündnisverträge das Nachbarvolk zwangen, jetzt mehr der Not zu gehorchen als der Hoffnung auf Gewinn und Ruhm. Aber man lasse sich bei uns in Deutschland durch solche Tatsachen nicht zu falscher Sentimentalität, Großmut und Schonung verleiten. Die Tage der Abrechnung und Neugestaltung sind gekommen; Recht und Sicherheit müssen uns werden!

Von wie leidenschaftlichem Haß der Franzose gegen uns beseelt ist, möge ein einfaches Beispiel zeigen. Welche deutsche Mutter vermöchte ihre Kinder, nachdem ihr Gatte oder ein Sohn im Kampfe fürs Vaterland gefallen, „im Haß gegen diese dicken Bäuche" zu erziehen? So las ich wörtlich im Briefe eines französischen Ingenieurs an seine Frau in Ostfrankreich — die Post fiel in unsere Hände — der seiner Frau diesen Wunsch ans Herz legte für den Fall, daß er nicht lebend zurückkehre oder Frankreich nicht siege.

In einem anderen Brief — nach seinem Inhalt handelte es sich um einen Offizier — war zu lesen, daß die Truppen nach dem Vormarsch von Gérardmer im Elsaß in der Gegend der Sch. in einem Gehölz gelagert hätten, bei gutem Wetter im Monat August (!), und statt der Fichtenstämme das Holz aus den deutschen Hotels, wie Tische, Stühle und Betten, zum Feueranmachen und Kochen verwendet hätten. Der Ton, mit dem dies beschrieben wurde, war durchaus schadenfroh und gehässig. Aus ihm spricht die bewußte Lust am Vandalismus.

Wie steht es überhaupt mit der Bildung unserer Nachbarn? Ich beabsichtige nicht, hierüber des längeren abzuhandeln, sondern nur, einiges Mitteilenswerte aus meinen persönlichen Eindrücken wiederzugeben.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Zum Einsetzen in die Lafette fertiges Rohr einer englischen Schiffskanone.
Der Preis einer solchen Kanone beträgt etwa 200 000 Mark.

So nahm es mich wunder, daß ich kaum gebildete Frauen angetroffen habe, die Deutsch sprechen, lesen oder verstehen konnten. Zunächst hielt ich das für eine abgekartete Geschichte und nahm an, daß sich die Damen aus Grimm über die Störung ihres gewohnten Lebens dumm stellten; indessen habe ich mich tatsächlich von ihrer Unbildung überzeugen müssen. In St. D. war ich mit meinen Kameraden bei zwei Damen einquartiert; die eine, außerordentlich begütert, Besitzerin eines schönen Landhauses mit mehreren Besuchszimmern und großem Garten, war eine vornehme Erscheinung, etwa Anfang der Vierziger, unverheiratet. Sie verstand wirklich nicht eine Silbe Deutsch, was unter anderem einwandfrei aus einer mündlichen Beschwerde hervorging, die sie wegen der Einquartierung von mehreren Herren an unsere Vorgesetzten richtete. Die zweite Dame, eine Kapitäns- (Hauptmanns-) Frau, mit der man sich französisch über alles mögliche unterhalten konnte und über deren Gastfreundschaft ich mich in keiner Weise zu beklagen hatte, ging auf kein Wort Deutsch ein. Sie war in der unglücklichen Lage, seit drei Wochen über das Ergehen ihres Mannes nichts zu wissen, der in der großen Schlacht bei Metz—Saarburg mit seinen Chasseurs gegen uns gekämpft hatte. Als sie unsere Zeitungen sah, die wir mit der württembergischen Feldpost erstaunlich rasch nachgeschickt erhielten, erregte dies ihren lebhaften Neid, und sie drang in mich, ihr Nachrichten über das Schicksal der französischen Waffen mitzuteilen. Ich reichte ihr stumm die Zeitung zum Lesen hin. Sie wußte nichts damit anzufangen. Hätte sie Deutsch zum mindesten lesen können, dann würde ihre Neugierde zweifellos ein erkünsteltes „Sichdummstellen“ überwunden haben. So erbarmte ich mich ihrer und gab ihr, mit dem Finger die Zeitungsdepeschen unterstreichend, ein klares Bild von der Bedeutung und Zahl der deutschen Erfolge in Ost und West. Der Schreck war nicht gering, was la pauvre France anbetraf. Indessen schienen ihr die 90 000 Russen keinen Eindruck zu machen; ihre Gegengründe waren diese: Erstens seien doch die Russen schon in Berlin — dies glauben die betrogenen Franzosen seit Kriegsbeginn und lassen sich von der vorgefaßten Meinung nicht abbringen — und zweitens habe Rußland ja fünf Millionen Streiter, da könne eine solch verschwindende Gefangennahme nicht allzuviel bedeuten. Letzten Endes müßten wir von der Überzahl doch erdrückt werden. — Da es mir nicht gelang, meine Nachbarin zu belehren, verabschiedete ich mich höflich mit einem: „Nous verrons!“



Phot. Jos. Boehlmann, München.

Zerschossene Silbermünzen aus dem Brustbeutel eines Gefreiten.
Die Geldstücke retteten dem Getroffenen das Leben.

Englische Schiffsgeschütze.

(Hierzu die Bilder Seite 242 und 243.)

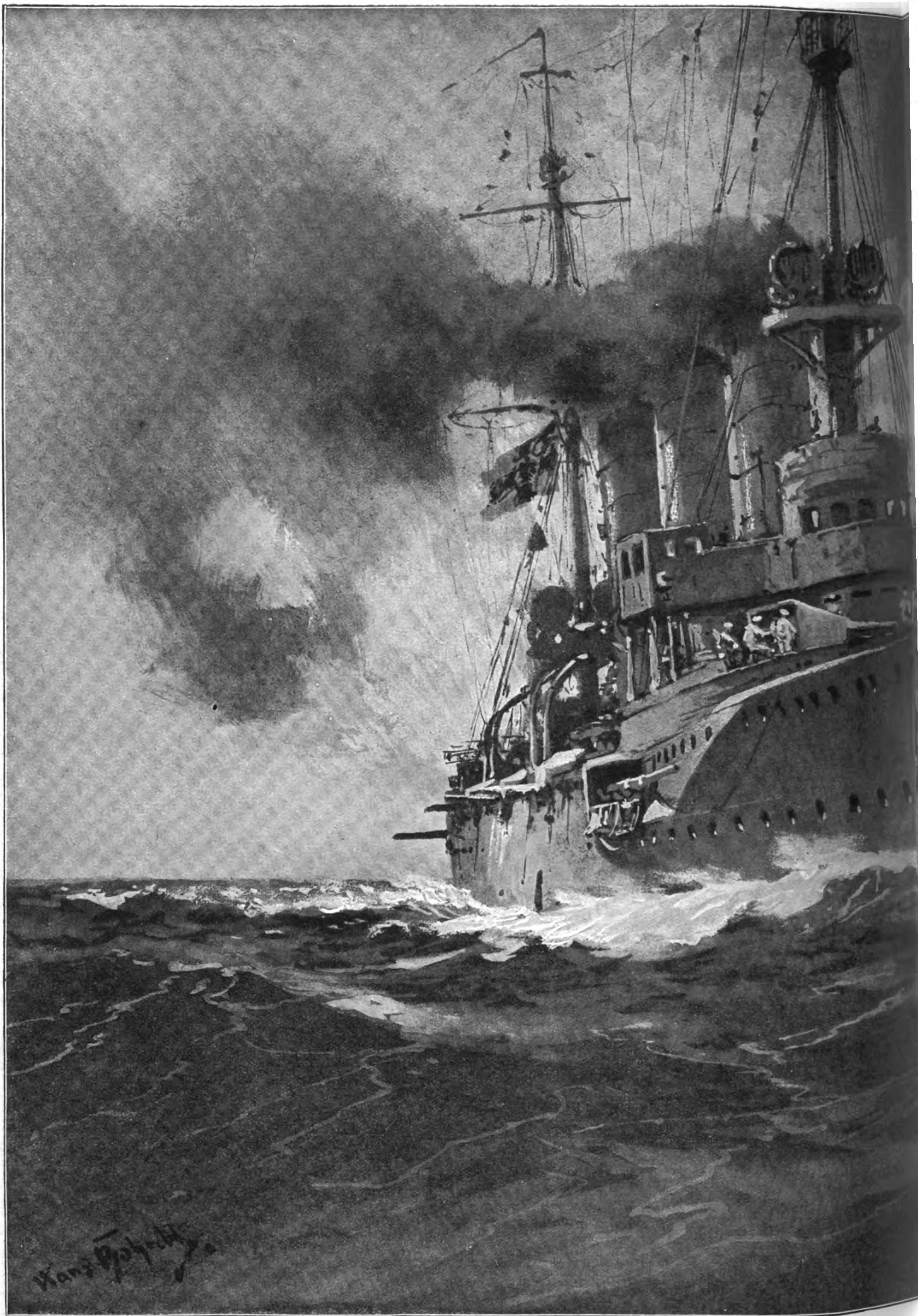
Die Hauptwaffe einer Flotte ist ihre Artillerie, die überall und jederzeit verwendet werden kann! An erster Stelle stehen die großkalibrigen Geschütze, weil sie gegen Panzerschiffe, die mächtigsten Kampfkräfte, selbst auf sehr erhebliche Entfernungen die stärkste Wirkung ausüben. Im Gegensatz zu den verhältnismäßig kurzen Mörsern der Landartillerie haben die Schiffsgeschütze eine gewaltige Länge, die durch das Erfordernis bedingt ist, Geschosse kolossalen Gewichts in flacher Flugbahn auf weit entfernte, mit sehr starkem, senkrechtem Panzer versehene Ziele zu feuern, um diesen zu durchschlagen. Der hierzu nötigen großen Wandstärke der Granaten wegen muß man sich zur Erzielung einer Sprengwirkung im Schiffsinnern mit einer geringeren Sprengladung begnügen. Gegen schwach oder gar nicht gepanzerte Ziele benutzt man dünnwandigere Granaten mit größerer Sprengladung.

Welche Abmessungen solche Kanonen haben, veranschaulichen unsere Bilder englischer Schiffsgeschütze, mit denen die unsrigen im Laufe dieses Krieges wohl noch öfter donnernde Zwiesprache halten werden! — Auf dem einen Bilde (Seite 243) sehen wir das zum Einsetzen in die Lafette fertige, etwa 17 Meter lange Rohr eines derartigen Geschützes. Der dicke, in den Lagern der Bodenfläche ruhende senkrechte Bolzen und die mit Handrad versehene Spindel dienen zum Tragen und Schwenken des Verschlusses, der aus einer von hinten in das Ladeloch einzuführenden Schraube besteht. Ihr Gewinde, wie das zugehörige Muttergewinde im Rohr ist an mehreren Stellen weggeschnitten, so daß es zum Schließen des Verschlusses nach dessen Einführung nur einer Teildrehung bedarf. Das Abfeuern erfolgt mittels elektrischer Zündung.

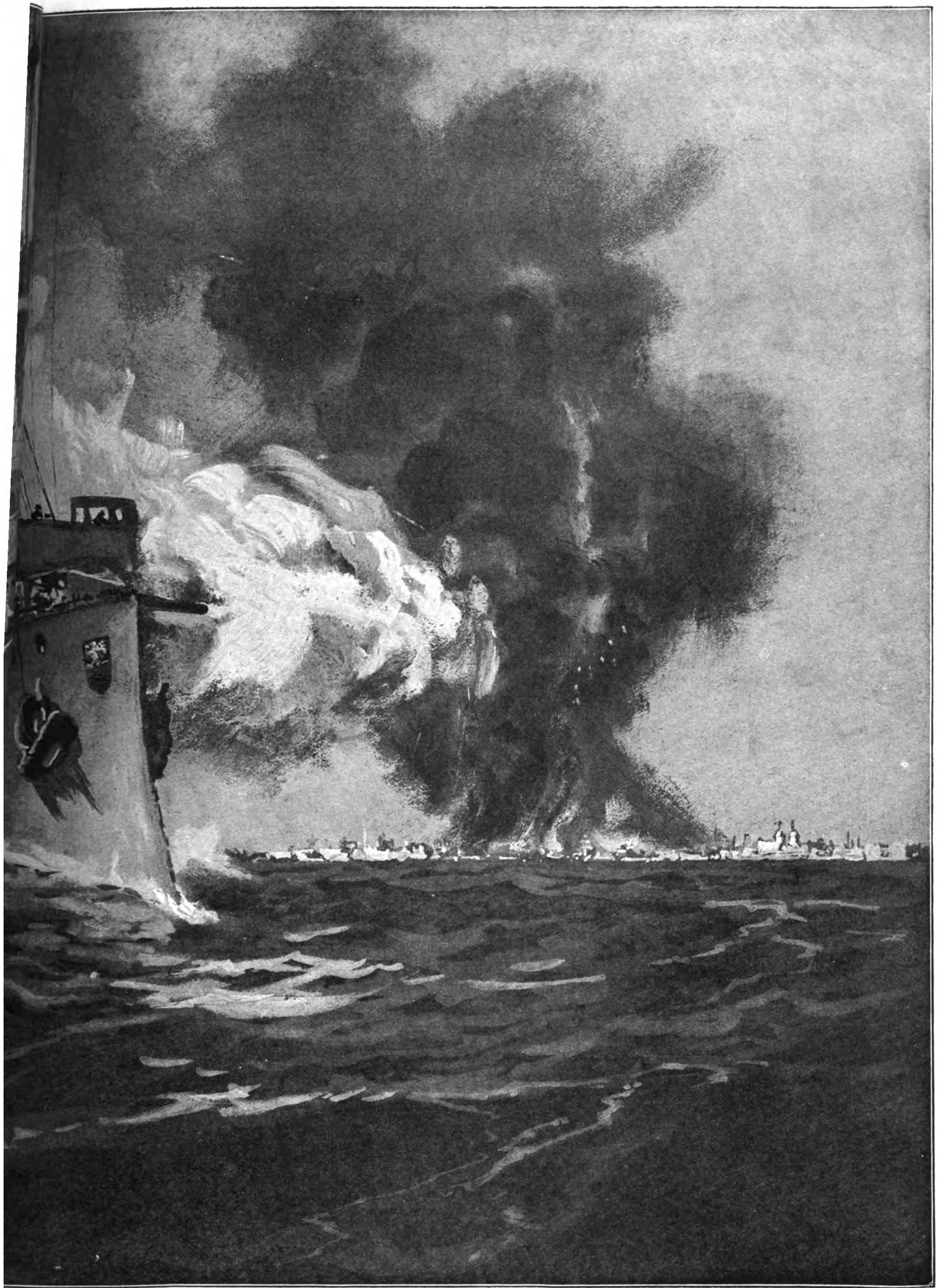
Die englischen Schiffsgeschütze wurden in den letzten Jahrzehnten nach dem sogenannten Drahtsystem gebaut, bei dem ein Drahtband um einen Kern gewickelt wird. Die an diese Herstellungsart vielfach geknüpften hohen Erwartungen sind nicht nach jeder Richtung hin erfüllt worden. Jedenfalls ist die Schußzahl, die ein solches Geschütz aushält, erheblich geringer als diejenige, die ein Mantelring-Geschütz verträgt, bei dem eine Anzahl gegossener Ringe über den Kern gestreift werden.

Auf dem anderen Bilde (Seite 242) ist das Abfeuern einer Breitseite aus den Geschützen eines englischen Schlachtschiffes dargestellt. Wie mächtig der Krach und wie gewaltig der Rückstoß auf das Schiff dabei ist, kann man sich kaum vorstellen! Man bedenke, daß zehn solcher Geschütze, die bis zu 34,3 Zentimeter Kaliber haben und mit etwa 200 Kilogramm Pulverladung ein Geschoß von 635 Kilogramm herausschleudern, zugleich losgehen! —

Trifft eine solche Lage ein Schiff günstig, dann sind die auf diesem angerichteten Verheerungen gewaltige. Das Geschoß fliegt mit etwa 800 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde aus der Mündung und durchschlägt nahe derselben einen Panzer von 120 Zentimeter Stahl. Ein solches Geschütz kann etwa anderthalb Schuß in der Minute abfeuern und sein Geschoß auf 2700 Meter einen Panzer von 65 Zentimeter Stahl durchschlagen. Die größte Panzerstärke der neuesten englischen Schlachtschiffe beträgt etwas mehr als 30 Zentimeter Stahl. Wir haben erst in den letzten Jahren auf unseren neuesten Linienschiffen ähnlich starke Kaliber aufgestellt. Unser größtes Schiffsgeschütz hat 20 Meter Länge, etwa 86 Tonnen Rohrgewicht und verfeuert mit 279 Kilogramm Pulverladung Geschosse von 760 Kilogramm mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 900 Meter in der Sekunde. Die Durchschlagskraft nahe der Mündung ist 127 Zentimeter Stahl. Die Mündungsarbeit beträgt 31 380 Metertonnen gegenüber 26 000 des englischen Vickers-38-Zentimeter. Man ersieht hieraus, daß unsere Schiffsgeschütze den englischen gleichen Kalibers überlegen sind. Dafür, daß mit ihnen auch getroffen werden wird, bürgt die hervorragende Ausbildung unseres Marinegeschützpersonals.



Der deutsche kleine Kreuzer
Nach einer Originalzeichnun



Emden“ beschießt Madras.
n Professor Hans Bohrdt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

In der Zeit vom 23. bis 29. August waren die Russen auch in der Bukowina eingebrochen, aber blutig zurückgeschlagen worden. Es waren die in Bessarabien versammelten russischen Streitkräfte, die längere Zeit in Ungheni am Pruth gegen Rumänien in Bereitschaft standen, die sich nun gegen die Grenze der Bukowina in Bewegung setzten und dort einfielen. Am 22. August traf die Vorhut dieser etwa 20 000 Mann starken russischen Streitkräfte in Nowosielica ein. Sonntag frühmorgens konnte man bereits den Kanonendonner hören und von erhöhten Punkten der Stadt Czernowitz mit freiem Auge den Kampf beobachten, da das Schlachtfeld bloß eine Meile in der Luftlinie entfernt war. Nach dreizehnstündigem erbittertem Kampfe warfen die wackeren Truppen, ganz besonders der österreichische Landsturm, den an Zahl überlegenen Feind über die Reichsgrenze zurück. Die Österreicher und Ungarn machten 800 Gefangene, erbeuteten 4 Maschinengewehre, zahlreiches Kriegsgerät, auch Musikinstrumente und 100 000 Patronen. Die russischen Infanterieregimenter, die unter Befehl des Generals Pawlow kämpften, erlitten so starke Verluste, daß die sie verfolgenden österreichischen Truppen nur mit großer Mühe über das vor ihnen liegende Leichenfeld (siehe auch Seite 160 und das Bild Seite 156/157) stürmen konnten. Die Zahl der russischen Verwundeten und Toten betrug 3000. Das russische Infanterieregiment Nr. 47 wurde fast vollständig aufgerieben. Bezeichnend für den Geist im russischen Heere ist die Gewohnheit der Soldaten, beim Herannahen der stürmenden Feinde das Gewehr wegzuwerfen und mit erhobenen Händen um Schonung zu bitten. Die Gefangenen sagten übereinstimmend aus, sie seien sehr zufrieden, in Gefangenschaft geraten zu sein. Sie teilten ferner mit, daß ihnen schon fünf Tage vor dieser Schlacht das Brot ausgegangen sei. Der Oberst habe die Mannschaft damit vertröstet, daß er auf den bevorstehenden Marsch nach Czernowitz hinwies, wo sie reichliche Entschädigung erhalten sollten. Die auf russischer Seite in dieser Schlacht kämpfenden Regimenter waren aus Ukrainern, Polen und Juden zusammengesetzt. Die Kriegsgefangenen erzählten, die ganze Mannschaft dieser Truppen sei von der russischen Polizei mit Peitschenhieben zu den Truppenkörpern getrieben worden. Die Gefangenen sagen ferner aus, in ganz Rußland seien Trauerfahnen gehißt worden. Im Regimentsbefehl habe es geheißen, die Österreicher hätten die Zarinmutter ermordet, und Rußland müsse deshalb einen Rachefeldzug gegen die Monarchie unternehmen.

Anfang September wurde ein von deutscher und österreichisch-ungarischer Seite verfaßtes Manifest mit folgendem Wortlaut durch deutsche Luftschiffer über die Städte Russisch-Polens hinuntergeworfen:

„Der Augenblick der Befreiung vom russischen Joch ist gekommen. Wir kommen als Freunde und bringen euch Freiheit und Unabhängigkeit, für die eure Väter soviel gelitten haben. Erhebt euch! Denkt an eure ruhmvolle Vergangenheit! Verbindet euch mit den Heeren Deutschlands und Österreich-Ungarns!"

Das Manifest trug die Unterschriften des deutschen und des österreichisch-ungarischen Armeeoberkommandos.

Einen Umschwung in der bisher so günstigen Lage brachten die Kämpfe östlich von Lemberg. Am 27. August stießen die zur Abwehr des dortigen weitaus überlegenen feindlichen Einbruchs bestimmten Kräfte in der Richtung Busk auf den Gegner. Trotz einiger Erfolge konnten die beiderseits der Zloczower Chaussee vorgehenden Armeeteile gegen den namentlich auch an Artillerie weit überlegenen Feind nicht durchdringen. Am 28. August setzten die Russen den Angriff auf die östlich von Lemberg kämpfenden Armeeteile fort. Am Nachmittag war ein Zurücknehmen hinter die Guilalipa und in den engeren Raum östlich und nördlich Lemberg nicht mehr zu umgehen, zumal auch die österreichisch-ungarische südliche Flanke aus der Richtung Brzezany



Im eroberten Fort Wavre St. Catherine vor Antwerpen. Soldaten auf den erbeuteten belgischen Geschützen. Phot. Boedecker, Berlin.

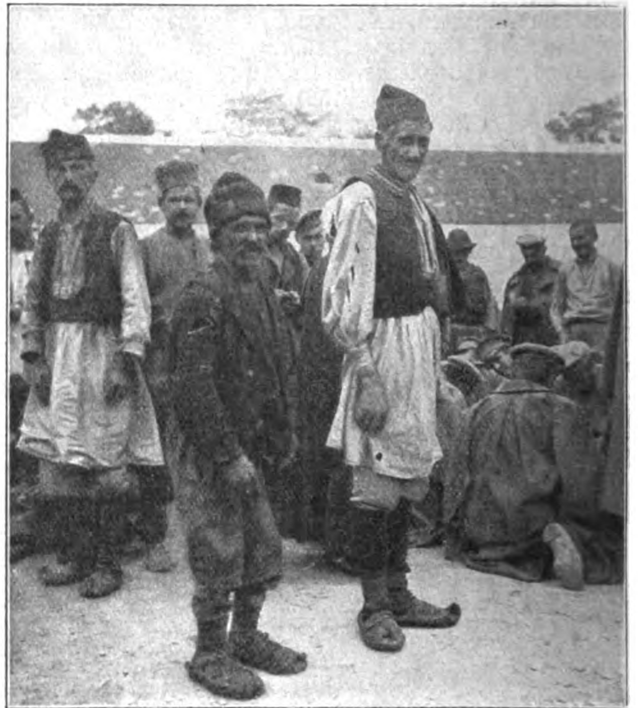

Serbische Bauern von der bosnischen Grenze, wo Spionage im größten Umfang getrieben wurde.

bedroht wurde. Die rückgängige Bewegung vollzog sich in voller Ordnung, ohne daß der offenbar gleichfalls sehr mitgenommene Feind wesentlich nachdrängte. Am 29. August griffen die Russen an der ganzen Front erneut an und schoben ihre Kräfte aus dem Raume nordöstlich Lemberg gegen Süden vor. Tags darauf steigerte sich dieser Angriff zu größter Heftigkeit. Insbesondere von Przemy-slany und Firlejow her vermochte der Feind immer neue Kräfte einzusetzen, denen gegenüber die österreichisch-ungarischen Truppen nach vergeblichen Versuchen, sie durch Vorstöße neuer, in dem Raume westlich Rohatyn versammelter Heeresteile zu entlasten, gegen Lemberg und Mikolajow weichen mußten. In allen diesen Kämpfen erlitten die österreichisch-ungarischen Truppen hauptsächlich durch an Zahl weit überlegene, auch aus modernen schweren Geschützen feuernde feindliche Artillerie große Verluste.

Die von den k. u. k. Truppen erzielten Erfolge in der Bukowina, in Ostgalizien und Russisch-Polen hatten auf der über 400 Kilometer langen Gefechtsfront keine Entscheidung bringen können. Das Gros der österreichisch-ungarischen Armee war nicht zahlreich genug, um der russischen Überschwemmung dauernd Widerstand zu leisten, und es mußten deshalb Mittel und Wege gefunden werden, die es ermöglichten, einerseits Verstärkungen heranzuziehen, anderseits strategisch vorteilhafte Stellungen einzunehmen, um der russischen Übermacht zu begegnen. So entschloß sich die österreichisch-ungarische Kriegsleitung aus strategischen Gründen zu einer Gebietsräumung. Am 3. September wurde aus Petersburg gemeldet: Die Armee des Generals Ruzsky nahm heute früh Lemberg ein. Die Armee des Generals Brussilow besetzte die Stadt Halicz.

Es ist erklärlich, daß diese Mitteilung nach den vorangegangenen Erfolgen der österreichisch-ungarischen Armee in den weitesten Kreisen überraschend wirkte. Der Laie sieht in einem Rückzug eine Niederlage. Dieser Schluß war hier durchaus falsch, wenn auch nicht bestritten werden kann, daß der Rückzug angetreten wurde, um einer Niederlage vorzubeugen. Diese Gebietsräumung war nichts weiter, als die Vorbereitung zu einem neuen Aufmarsch mit verstärkten Kräften in besseren Stellungen. Vom österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier wurde die Lage folgendermaßen dargestellt:

„Militärisch wird der Ausfall der ersten Kampfphase in Galizien dahin beurteilt, daß sie der vorausgesehenen Wahrscheinlichkeit entspricht. Man hat im Zentrum zwar nicht die Schlacht, aber Zeit gewonnen, um die weiteren Maßnahmen reifen zu lassen. Die Gebietsräumung hat nur eine vorübergehende und vorbereitende Bedeutung. Von der Tapferkeit der Auffenbergschen Armee werden verschiedene Einzelheiten bekannt. Die Mannschaften einer Automobilkolonne verteidigten stundenlang einen Brückenkopf gegen angreifende Kavallerie, bis Verstärkung kam. Die Gesamtzahl der beteiligten russischen Kräfte wird auf 700000 Mann geschätzt.“


Gefangene serbische Komitatschi (Freischärler) in einem österreichisch-ungarischen Gefangenenlager.

Über die verdienstvollen Führer der österreichisch-ungarischen Armeen berichteten wir schon auf Seite 102.

Die Deutschen waren im Anfang des Krieges gegen die Russen siegreich gewesen, und die russischen Niederlagen bei Stallupönen und Gumbinnen, wo viele tausend Gefangene gemacht wurden, bildeten das Ende eines ununterbrochenen Siegeszuges. Gegen die große russische Übermacht konnte aber die lange Grenze auf die Dauer nicht gehalten werden, so daß ein Teil von Ostpreußen zunächst aufgegeben werden mußte. Plötzlich, am 24. August, zogen sich die deutschen Truppen aus Ostpreußen zurück, und mit demselben Tage, nach der siegreichen Schlacht bei Krasnik, begann der Vormarsch der Österreicher und Ungarn bei Lublin und damit wieder ein Siegeszug der k. u. k. Waffen, während dessen Ostpreußen von den Russen besetzt und zum Teil verwüstet wurde.


Von Österreich-Ungarn eingebrachte serbische Gefangene.

Serben in österreichisch-ungarischer Gefangenschaft.

Wie die Russen während der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit in Ostpreußen gehaust haben, ist in unserem Artikel Seite 158 schon geschildert worden. Die Feder sträubt sich, alle die Schandtaten zu beschreiben, die die Russen vorzugsweise in Dörfern und einzelstehenden Gehöften verübt haben. Nachdem alles ausgeplündert, und was nicht verzehrt oder mitgenommen werden konnte, verunreinigt, verbrannt oder sonstwie unbrauchbar gemacht worden war, fielen sogar Frauen, Kinder und Greise der Bestialität der Kosaken zum Opfer.

Etwas mehr Mannszucht wurde in den größeren Städten Ostpreußens geübt, weil hier meist höhere russische Offiziere einquartiert waren. Freilich konnte man auch hier das Verhalten des Feindes nicht mit deutschen Kriegsitten vergleichen.

In der freundlichen, von wohlhabenden Bürgern bewohnten Stadt Insterburg waren die Russen zwei Wochen lang. Sie haben hier nicht so wild gehaust wie an anderen Orten. Der General Rennenkampf und der Großfürst Nikolai, die beide im Dessauer Hof Quartier nahmen, haben hier auf Ordnung gehalten, und außer einzelnen Ausschreitungen einiger Offiziere und Soldaten und der Plünderung mehrerer Geschäfte hat die Stadt nicht allzuviel Schlimmes zu erdulden gehabt. Das ist nach dem Zeugnis der Insterburger besonders der entschiedenen Haltung des Stadtrats Bierfreund zu verdanken, der nach der Flucht des Oberbürgermeisters von General Rennenkampf zum Gouverneur der Stadt ernannt wurde und sich in dieser schwierigen Lage ausgezeichnet bewährt hat. Die von diesem Manne unterzeichneten Maueranschläge zeigen in ihrem Wortlaut eine erfreulich männliche Haltung gegenüber den Gewalthabern der Stunde. Gleich in der ersten Ankündigung stehen die Worte: „Insterburg ist von der russischen Armee besetzt. Solange diese Besetzung dauern wird ..." Diese Hindeutung auf die Vergänglichkeit der Russenherrschaft hat dem tapferen Insterburger Stadtrat nichts geschadet, ebensowenig wie die vernünftige Vorsicht, mit der er die zuweilen seltsamen Erlasse, die er als Gouverneur zeichnen mußte, immer nur als Befehle des Generals Rennenkampf bezeichnet, ohne sich selbst irgendwie mit ihrem Wortlaut zu belasten. Von diesen Anschlägen verdienen einige Erwähnung. Da ist zuerst ein Aufruf des Generals Rennenkampf, der hier im Wortlaut wiedergegeben sei. Er lautet:

Gestern, am 4./17. August, überschritt das kaiserlich russische Heer die Grenzen Preußens, und mit dem deutschen Heer kämpfend, setzt es seinen Vormarsch fort.

Der Wille des Kaisers aller Reußen ist es, die friedlichen Einwohner zu schonen.

Laut der mir erteilten Vollmacht gebe ich folgendes bekannt:

1. Jeder von den Einwohnern dem russischen Heere geleistete Widerstand wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechts und Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch nur der kleinste Anschlag auf das russische Heer verübt oder den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindliche Haltung zuschulden kommen lassen, so wird auch der kleinste, dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden. Die Ortschaften werden geschont und das Eigentumsrecht wird gewahrt bleiben.

(gez.) General Rennenkampf.

Nach dieser wohlwollenden Verheißung kam ein Erlaß finanztechnischer Art: der Großfürst Nikolai befahl, daß der Rubel von jetzt an 2 Mark 50 Pfennig gelten solle (Wert sonst 2 Mark 16 Pfennig); wer dies nicht anerkennen wollte, mußte 3000 Mark Geldstrafe bezahlen und wurde außerdem sofort verhaftet.

Der Gouverneur Stadtrat Bierfreund ermahnt seine „lieben Mitbürger", alle diese Prüfungen geduldig zu ertragen, den Sol-



Eingedeckter Unterschlupf, aus dem die Russen von den österreichisch-ungarischen Truppen vertrieben wurden.

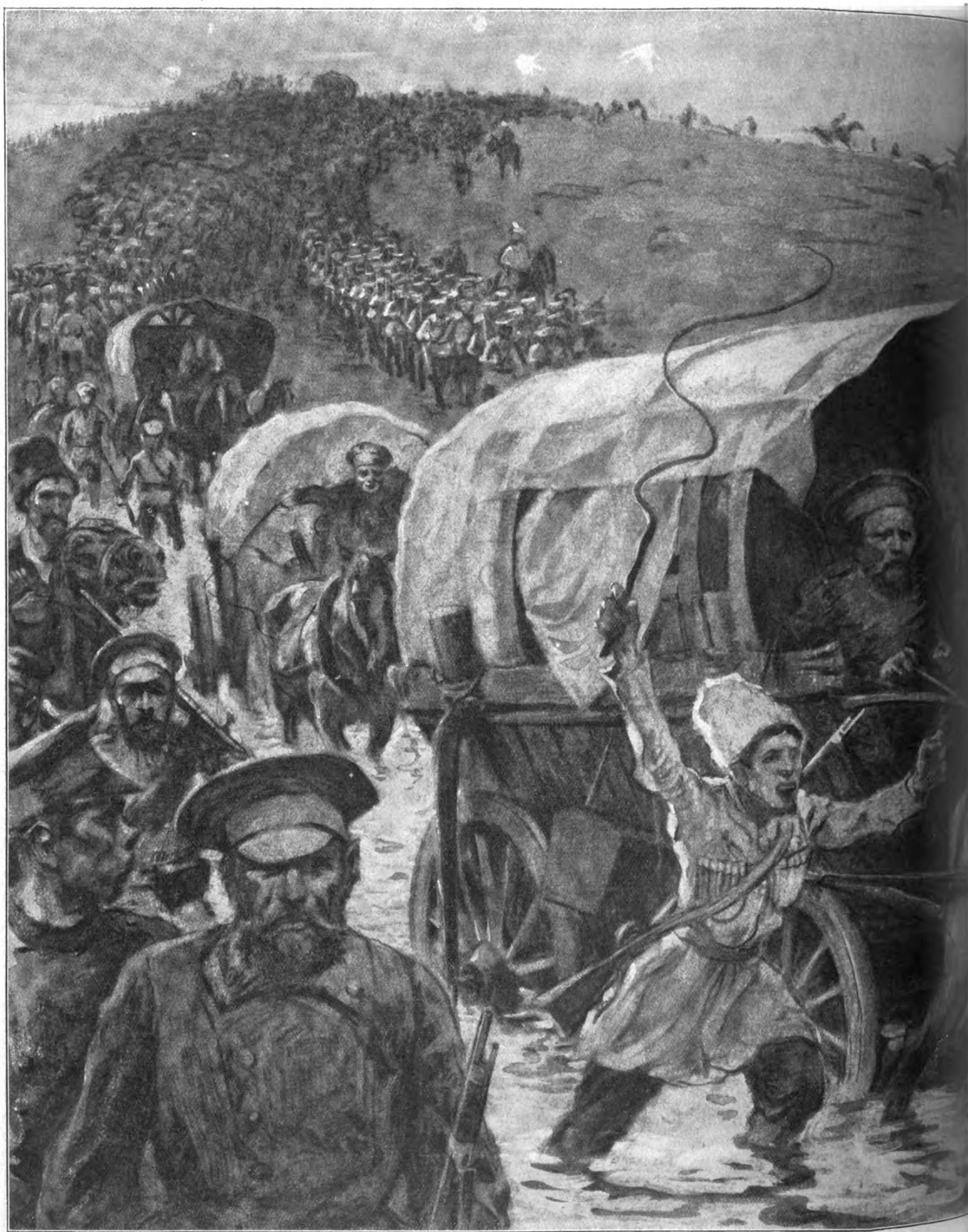


Gefangene Russen beim Brettspiel in einem österreichisch-ungarischen Gefangenenlager.



Halb in die Erde gegrabenes russisches Feldlager.

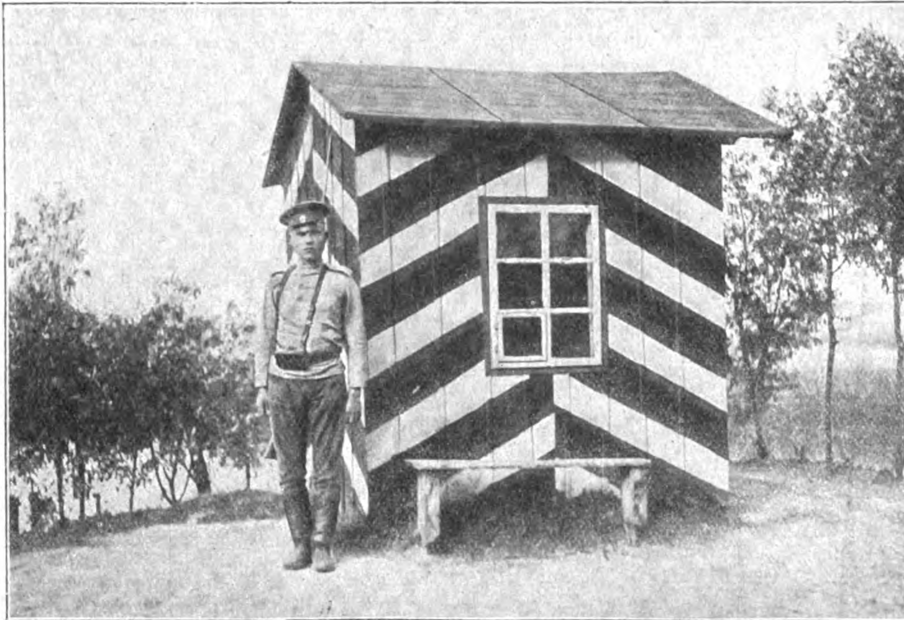
Bilder vom russisch-polnischen Kriegschauplatz.



Rückzug russischer Kolonnen über die
Nach einer Originalzei



ukowinische Grenze bei Nowosielica.
ung von Georg Hänel.


Russischer militärischer Grenzposten. Phot. C. Hünich, Charlottenburg.

tun hatten, bis ein Adjutant zurückkam und der Rückzug begann. Am Sonnabend fuhr eine deutsche Radfahrerpatrouille in Insterburg ein, und der Stadtrat Bierfreund ließ ein neues Plakat anschlagen, in dem er — diesmal ohne jeden Unterton! — mit Freude und Dankbarkeit die Befreier begrüßte.

Auch in Tilsit wird man lange der Russenherrschaft gedenken. Am Montag, dem 20. August, morgens achteinviertel Uhr kamen die ersten Russen nach Tilsit. Es waren ungefähr 50 Mann und 20 Offiziere. Sie kamen vom Bahnhof herauf die Reitbahnstraße und zogen vor das Haus des Oberbürgermeisters Pohl. Die Offiziere verlangten von der Stadt Brot und Hafer und zogen dann die Königsberger Landstraße hinauf. Die Stadt stand den Feinden offen. Am nächsten Tage, in den Nachmittagstunden, kamen dann mehr Russen. Sie ritten bis zum Bahnhof, wo sie alle Telegraphendrähte durchschnitten. Dann ging's auf die Post. Auch hier wurden alle Drähte durchschnitten. Briefe, die auf der Post waren, wurden von den Russen vernichtet und das Postgebäude zerstört. Die Kasernen erhielten russische Posten, wie auch die Post und die Luisenbrücke. Die russische Flagge wurde auf dem Rathause und den Kasernen gehißt. Die Zeitungen wurden unter russische Zensur gestellt. Sie zeigten zu jener Zeit vielfach lange weiße Streifen; denn der russische Zensor war sehr genau. In die Stadt hinein und hinaus durfte man nur während der Zeit von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends, ebenso durfte man sich nur während dieser Zeit auf der Straße zeigen. Dann erweiterte der russische Kommandant mit Rücksicht auf die friedliche Gesinnung der Einwohner die Ausgehzeit von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends. Alle Waffen mußten abgeliefert werden. Der Rubelzwang wurde auferlegt und der Wert des Rubels auf 2 Mark 86 Pfennig festgesetzt; später wurde der Kurs auf 2 Mark 50 Pfennig herabgesetzt. In den letzten Tagen wurde den am Rande der Stadt wohnenden Einwohnern verboten, länger als bis neun Uhr Licht zu brennen, ebenso den Bewohnern der oberen Stockwerke in der ganzen Stadt. Später wurde den genannten Häusern überhaupt verboten, nach Eintritt der Dunkelheit Licht anzuzünden, denn nach russischer Meinung konnte man auf diese Weise dem „Pruß" Nachricht und Zeichen geben. Dann wurden von Zeit zu Zeit verschiedene Straßen abgesperrt, und überall ertönte das russische „Paschol!" oder „Stoi!" („Geh weiter!" oder „Steh!"). Allenthalben glaubte man, die Russen würden die Kaserne und die Post unterminieren und

daten höflich zu begegnen und ihnen keine hohen Preise abzuverlangen. Er weist auf einige Geschäfte hin, die „zwangsmäßig ausverkauft" wurden durch Aufbrechen der Türen und Ladenkästen. Solche „zwangsmäßige Ausverkäufe" sind an einigen Türen durch die Unterschriften des Generals Rennenkampf oder des Kommandanten Merinowsky bescheinigt.

Schlimmer wurde es, als angeblich auf einige Flugzeuge vom Dach der Maschinenfabrik von Brasch in der Bahnhofstraße mit einem Revolver geschossen worden war. Den Flugzeugen war zwar nichts geschehen, aber die Fabrik wurde niedergebrannt. Sie steht als Ruine zwischen stattlichen Häusern.

Noch ein anderer Vorfall trug nicht wenig dazu bei, die Gemüter der Einwohner zu beängstigen. Bei einer Explosion des Wasserwerkes wurde außer sieben Insterburger Bürgern auch ein russischer Major, ein Freund des Generals Rennenkampf, verletzt. Die Bürger erlagen ihren Verletzungen, der Russe blieb am Leben. Dennoch behauptete der General Rennenkampf, daß es sich um ein Dynamitattentat gegen die Russen handle, und ließ achtzehn Insterburger durch Kosaken gefangennehmen mit der Drohung, sie alle zu erschießen, wenn der Major nicht mit dem Leben davonkomme. In dem Anschlag, der dies verkündet, spürt man einen kräftigen Unterton der Empörung in den Worten, mit denen Stadtrat Bierfreund die „sieben deutschen Toten" um den „einen verwundeten Russen" stilistisch gruppiert. Die achtzehn Geiseln von Insterburg sind mit dem Leben davongekommen. Der Nachmittag aber, an dem die Entscheidung über den Erfolg der ärztlichen Behandlung erwartet wurde, war nichts weniger als angenehm für die Männer, die als Gefangene im Rathaus saßen und warteten.

Der letzte Anschlag, der erwähnt werden soll, lautet kurz und deutlich dahin, daß „alle Zivilpersonen, auch Mitglieder der Bürgerwehr und des Roten Kreuzes, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters sofort erschossen werden, wenn sie sich von acht Uhr abends bis fünf Uhr früh auf den Straßen aufhalten". Um diesen Befehl zu verstehen, muß man das Datum lesen: der 7. September. Die deutsche Armee war im Anrücken, und die Russen packten ihre Sachen. Niemand sollte ahnen, was sich vorbereitete. Das war am Montag. Am Mittwoch und Donnerstag reisten die Generale und die Offiziere ab, so daß, wie die Insterburger erzählen, am Freitag die Soldaten führerlos in den Straßen umherzogen und nicht wußten, was sie zu


Erbeutete russische Feldküchen. Photothek, Berlin.



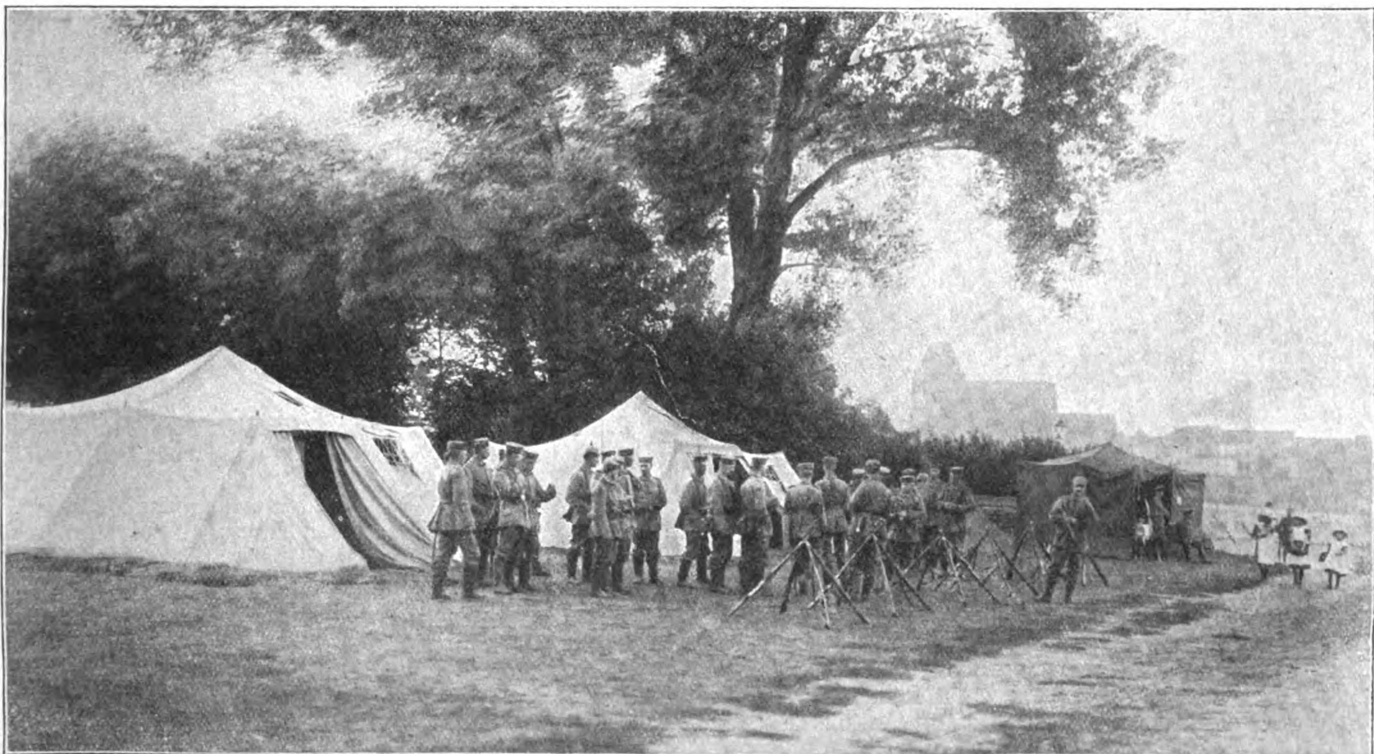
Phot. Kunstanstalt Stengel & Co., G. m. b. H., Dresden.

Insterburg, das die Russen zwei Wochen lang besetzt hielten. Partie an der Angerapp.

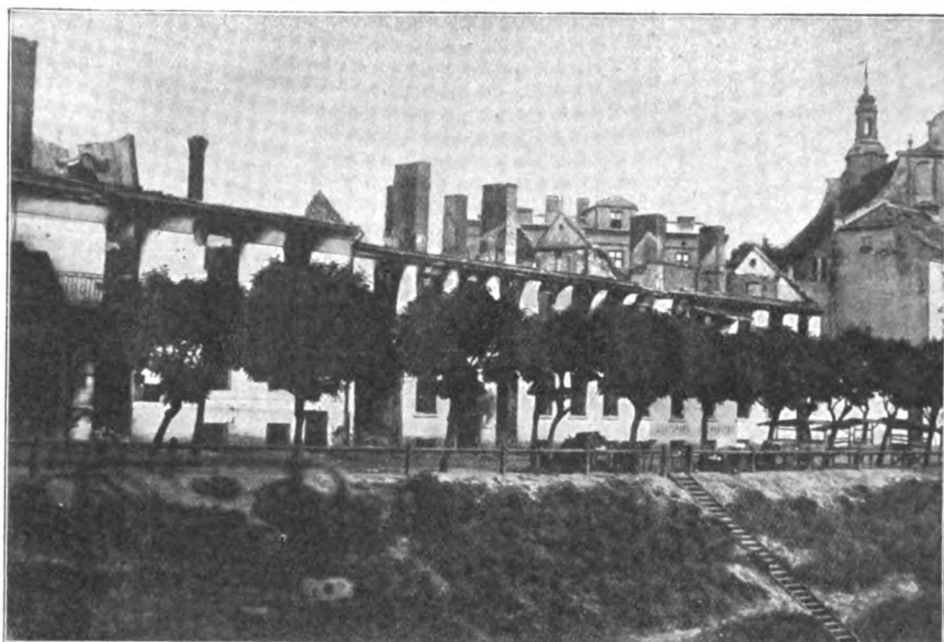
bei einem Rückzuge in die Luft sprengen. Das war aber nicht der Fall. An den Brücken dagegen haben sie lange gearbeitet, und es lag in ihrer Absicht, sie zu zerstören, was aber durch die deutschen Truppen im letzten Augenblick verhindert wurde. In den letzten Tagen mußten alle Fahrräder abgeliefert werden. Dann sollte Haussuchung nach Fahrrädern gehalten werden. Inzwischen nahten die deutschen Truppen.

Die Tilsiter Niederung, der fruchtbare Landstrich, der sich von Tilsit bis Labiau und zum Kurischen Haff erstreckt, ist zwei Wochen hindurch, während des Russeneinbruchs, fast vollständig von allem Verkehr abgeschnitten gewesen. Ein anschauliches Bild von den dortigen Zuständen während jener Zeit gibt der folgende Brief, den eine Dame an ihre in Charlottenburg weilenden Verwandten gerichtet hat. Der Brief lautet:

„Endrejen, 16. September 1914. Seit den letzten Tagen des August sind wir hier von jedem Verkehr abgeschnitten, es ist weder Verbindung mit Königsberg noch mit Tilsit, kein Briefträger geht mehr, jeder muß selbst in Skaisgirren nachfragen, ob Briefschaften für ihn da sind, Zeitungen sieht man überhaupt nicht mehr. Die Postsachen werden von hier aus auf dem Wasserwege befördert, und ich weiß nicht, ob dieser Brief überhaupt in Deine Hände gelangen wird. Kurt hat sich am 20. August, als der Landsturm einberufen wurde, in Labiau gestellt und ist gar nicht mehr zurückgekommen. Ich hörte, daß alle gleich zur Ausbildung weiterbefördert worden sind. Das war sehr gut, denn ein paar Tage später waren die Russen hier und nahmen alle Männer unter sechzig Jahren als Gefangene mit. In unserer Nähe ist es zweimal zum Gefecht gekommen; das letztemal war der Kanonendonner sechs Tage lang zu hören. Unser Dorf selbst hat Gott sei Dank nicht gelitten. Es kamen hier nur mehrere Male kleine Ab-



Deutsche Infanterie in einem Kriegslager an der russischen Grenze. Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.


Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.
Ostpreußische Trümmerstätte nach dem Abzug der Russenhorden.

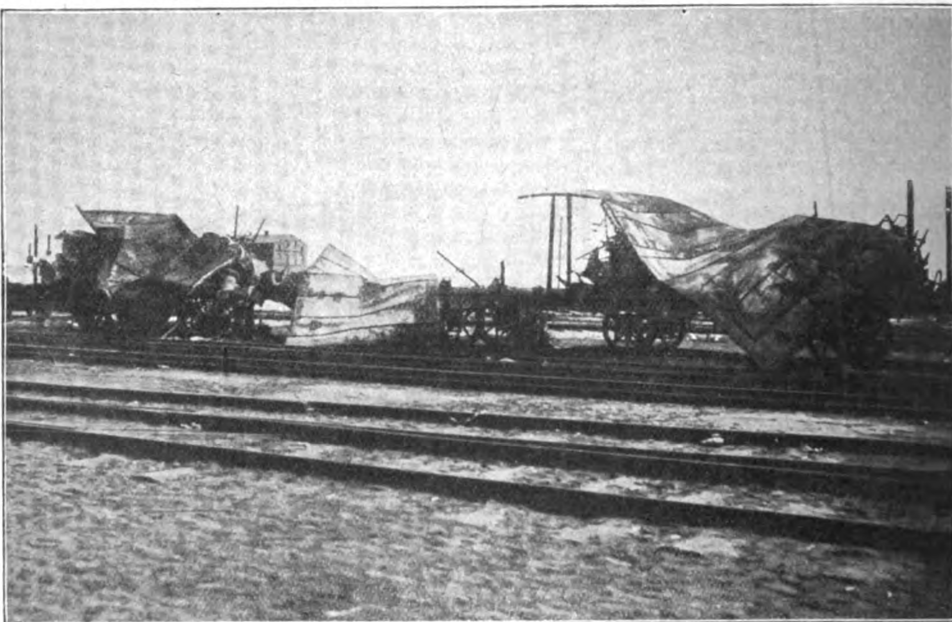
Die Möbel wurden zerschlagen und in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt, feine Wäsche als Toilettepapier benutzt, die Betten und Matratzen zerrissen und verstreut. Es ist ein schauderhafter Anblick.

Jetzt sind sie Gott sei Dank fort, hoffentlich auf Nimmerwiedersehen. Ach, das war eine Freude, als am 11. unsere Soldaten einrückten! Nun wird es auch bald wieder bessere Postverbindung geben."

Die Russenherrschaft in Ostpreußen lastete wie ein Alp auf dem ganzen deutschen Volke. Wenn auch Siegesnachrichten vom westlichen Kriegschauplatz einliefen, man konnte sich ihrer nicht so recht von Herzen freuen; war doch ein beträchtlicher Teil des deutschen Bodens von russischen Horden besetzt. In der amtlichen Meldung vom 24. August hieß es: „Die auf dem östlichen Kriegschauplatz ge-

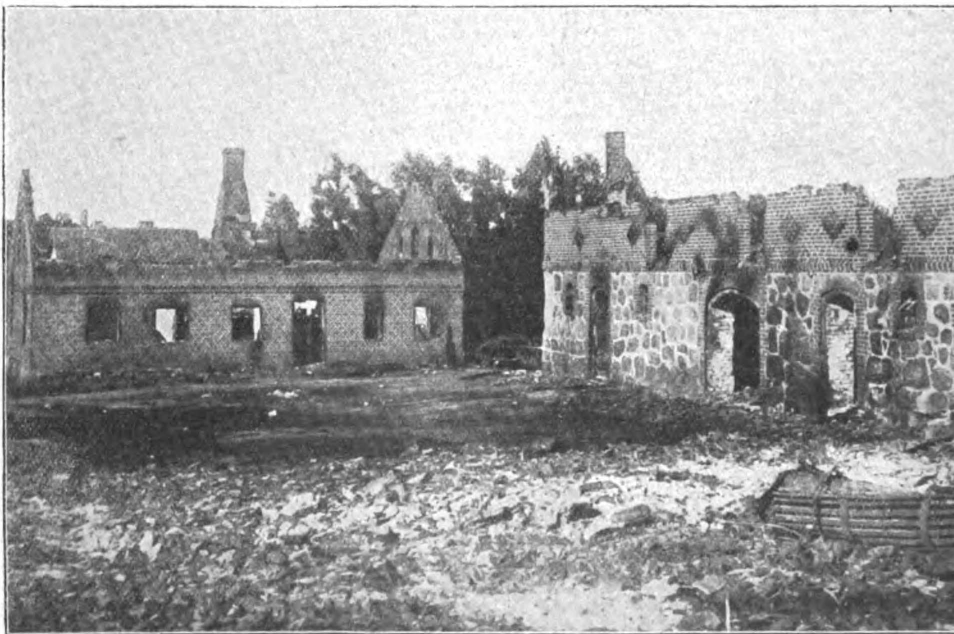
teilungen durch, die Lebensmittel und Hafer forderten und dann wieder abzogen; aber die Aufregung ist doch groß, und jeder hat das Notwendigste gepackt, um im Notfall schnell fort zu können. Das große Gut Lehmbruch haben die Russen in Brand gesteckt, es ist vollständig abgebrannt.

Die Greueltaten, die von den russischen Horden in unserem Kreise verübt worden sind, spotten jeder Beschreibung. Viele Dörfer sind von ihnen niedergebrannt worden, weil die Leute nichts mehr herzugeben hatten. In Heinrichswalde haben die Russen das Krankenhaus und das Gerichtsgebäude in Brand gesteckt. Auch in Skaisgirren haben sie furchtbar gehaust. Der größte Teil der Einwohner war schon vorher geflohen; diese haben aber jetzt den größten Schaden, denn die Russen haben jedes Haus, das verlassen war, gewaltsam geöffnet und alles zerstört.


Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.
Ein durch die Russen in Brand gesteckter und vernichteter deutscher Güterzug an der Ostgrenze.

troffenen Maßnahmen mußten zunächst durchgeführt und in solche Bahnen geleitet werden, daß eine neue Entscheidung gesucht werden kann. Diese steht unmittelbar bevor." Wie lange würde es dauern, bis diese unmittelbar bevorstehende „neue Entscheidung" eintrat? Kaum waren fünf Tage verflossen, da verkündeten auch schon Extrablätter:

Thorn, 29. August. Der vom Generalquartiermeister in seiner Veröffentlichung vom 24. August als bevorstehend angekündigte neue Entscheidungskampf hat begonnen. Als Einleitung erfolgte die Besetzung der Grenzstadt Neidenburg durch starke russische Kräfte. Die Russen plünderten die Stadt gründlich und bombardierten sie dann von den nahen Höhen. Den meisten Bürgern Neidenburgs, das etwa 6000 Einwohner hat, war es gelungen, über Hohenstein nach Allenstein zu fliehen. Das 20. Ar-


Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.
Ruinen eines von den Russen in Brand gesteckten ostpreußischen Rittergutes bei Tannenberg.

meekorps griff energisch in den Kampf gegen den russischen Gegner ein. Die „Allensteiner Zeitung" konnte mit amtlicher Genehmigung darüber melden: Unser tapferes 20. Armeekorps steht seit 24 Stunden im Feuer mit einem an Kräften weit überlegenen Gegner. Dank der Tapferkeit unserer Truppen und Führer ist es den Russen trotz ihrer gewaltigen Übermacht nicht gelungen, unsere Stellungen zu nehmen. Der Kampf hat sich dann zu einer Riesenschlacht auf der Linie Gilgenburg—Neidenburg—Ortelsburg entwickelt, mit etwa 50 Kilometer Frontlänge. Hierüber teilt Landrat Hagemann in Marienburg der „Marienburger Zeitung" mit, daß zwei russische Armeekorps aufgerieben worden seien.

Diese verheißungsvolle Nachricht, die sich in den Vormittagsstunden des 29. August verbreitete, war kaum noch in weitere Kreise gedrungen, als schon neue Extrablätter Bestimmteres über die herrliche deutsche Waffentat, die im ganzen Volke großen Jubel hervorrief, meldeten. Die Nachricht lautete:

Amtlich wird bekanntgegeben: Unsere Truppen in Preußen unter Führung des Generalobersten v. Hindenburg haben die vom Narew vorgegangene russische Armee in der Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilgenburg und Ortelsburg geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Noch größer war die Freude, als tags darauf die folgende Meldung veröffentlicht wurde:

Berlin, 30. August. Bei den großen Kämpfen, in denen die russische Armee in Ostpreußen bei Tannenberg, Hohenstein und Ortelsburg geworfen wurde, sind nach vorläufiger Schätzung über 30 000 Russen mit vielen hohen Offizieren in Gefangenschaft geraten.

Eine Ergänzung dieser Meldung brachte Paul Lindenberg, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts", durch folgende Zeilen:

Die Russen wurden durch die deutschen Truppen von drei Seiten gefaßt und in die Sümpfe und Seen Masurens geworfen.

Aber noch war uns eine größere Überraschung zugedacht. Schon am 30. August traf folgende Meldung ein:

Im Osten ist der gemeldete Sieg der Armee des Generalobersten v. Hindenburg von weitaus größerer Bedeutung, als zuerst übersehen werden konnte. Obwohl neue feindliche Kräfte über Neidenburg eingriffen, ist die Niederlage des Feindes eine vollständige geworden. Drei Armeekorps sind vernichtet. 60 000 Gefangene, darunter zwei kommandierende Generale, viele Geschütze und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen. Die noch im nördlichen Ostpreußen stehenden russischen Truppen haben den Rückzug angetreten.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Aber damit noch nicht genug. Es schien, als ob der Himmel uns für die schwere Russenzeit reichlich entschädigen wollte, denn schon einen Tag später kam folgende Nachricht:

Berlin, 1. September. Amtlich wird gemeldet: Nach weiteren Mitteilungen des Hauptquartiers ist die Zahl der Gefangenen in der Schlacht bei Gilgenburg—Ortelsburg noch größer gewesen, als bisher bekannt. Sie beträgt 70 000 Mann, darunter 300 Offiziere. Das gesamte Artilleriematerial der Russen ist vernichtet.

Eine Armee, die das gesamte Artilleriematerial verloren hat, wie es in vorstehender Meldung heißt, ist überhaupt nicht mehr vorhanden. Die bis zum 1. September bekannt gewordenen Verluste der Russen entsprachen aber noch nicht der vollen Wirklichkeit, und schon schrieb daraufhin die „Kölnische Zeitung":

Drei Armeekorps sind vernichtet, das heißt 136 000 Mann außer Gefecht, tot, verwundet, zersprengt und gefangen. So hoch man den Heldenmut unserer Offiziere und Soldaten anschlagen muß, gebührt doch das Hauptverdienst an diesem riesigen Erfolg der strategischen Leitung auf deutscher Seite, die unser Vorgehen derart anzulegen und durchzuführen verstanden hat, daß ein solches Ergebnis zustande kam. Die russische Armee, die geschlagen wurde, scheint sich in dem Raume hinter der Narewlinie gesammelt zu haben, die von den Festungen und Übergangssperren Ossowez, Lomtscha, Pultusk und Nowo-Georgiewsk gesichert ist. Als die nördlich davon hinter dem Njemen und dem Raume um Wilna aufmarschierte Armee gegen Gumbinnen sich in Bewegung gesetzt hatte, ging auch die südliche vor und fand die Deutschen westlich von Ortelsburg zur Gegenwehr bereit. Dort erfolgte der entscheidende Schlag.

Eine weitere amtliche Meldung besagte dann:

Im Osten ernten die Truppen des Generalobersten v. Hindenburg weitere Früchte ihres Sieges. Die Zahl der Gefangenen wächst täglich, sie ist bereits auf 90 000 Mann gestiegen. Wie viele Geschütze und sonstige Siegeszeichen noch in den preußischen Sümpfen stecken, läßt sich nicht übersehen. Anscheinend sind nicht zwei, sondern drei russische kommandierende Generale gefangen. Der russische Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Hat man jemals eine schnellere Wendung des Geschicks erlebt als hier in Ostpreußen?

Wieder war dem deutschen Volke ein Nationalheld entstanden. Er hieß Generaloberst v. Hindenburg. In Hütte und Palast schwärmte man von dem Befreier Ostpreußens, dessen kurzes Lebensbild wir auf Seite 63 bereits gebracht haben.

Generaloberst v. Hindenburg hat die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst. Militärisch war ihm die schwerste Aufgabe gestellt, da die russischen Truppen nicht nur stark überlegen, sondern auch von zwei Seiten in Ostpreußen eingedrungen waren.

Der Kaiser richtete an ihn auf die Meldung von der Vernichtung der russischen Narewarmee am 1. September folgendes Telegramm:

„Ihr Telegramm von heute hat mir eine unsagbare Freude bereitet. Eine Waffentat haben Sie vollbracht, die



Erkundungsfahrt nach Rußland auf einer Tenderlokomotive. Photothek, Berlin.

nahezu einzig in der Geschichte dasteht und Ihnen und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm sichert und, so Gott will, unser teures Vaterland für immer vom Feinde befreien wird. Als Zeichen meiner dankbaren Anerkennung verleihe ich Ihnen den Orden Pour le mérite und ersuche Sie, den braven unvergleichlichen Truppen der Armee für ihre herrlichen Taten meinen kaiserlichen Dank auszusprechen. Ich bin stolz auf meine preußischen Regimenter."

Kaiser Franz Joseph verlieh dem siegreichen Führer des deutschen Ostheeres das Großkreuz des St.-Stephans-Ordens sowie das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration.

Der Verlauf der Schlacht war nach amtlicher Darstellung kurz folgender:

Die Russen rückten in mehreren Kolonnen gegen Allenstein; schwächere deutsche Kräfte wichen frontal vor ihnen zurück und verleiteten die Russen, ihnen in das Seengebiet zu folgen. Hierauf griffen an den Flügeln der deutschen Frontgruppe vorgehende stärkere deutsche Kräfte Flanke und Rücken der Russen an, die unter den ungünstigsten taktischen Verhältnissen, die man sich vorstellen kann, zum Entscheidungskampfe gezwungen wurden. 90 000 Russen wurden gefangen, drei von fünf Korps vernichtet.

Ein bei Tannenberg mitkämpfender Offizier gab eine anziehende Schilderung der Schlacht, aus der wir folgendes entnehmen:

Es war eine furchtbare Schlacht, zwölf Tage lang haben wir gekämpft, täglich den uns an Zahl weit überlegenen Feind energisch angegriffen, ihn geschlagen und geschwächt. Hierbei wurden wir von den Russen teilweise umgangen, und diese Umgehung der Russen haben wir durch gewaltige Nachtmärsche wiederum umgangen, so daß wir am nächsten Tag den Feind im Rücken anfaßten. Dieser floh dann entsetzt. Diese Taktik haben wir neun Tage lang befolgt, dann hatten wir den Feind eingeschlossen. Was wir während dieser Tage ausgestanden haben an Hunger, Durst und Schlaflosigkeit ist ganz unbeschreiblich. Zwölf Tage sind wir nicht aus den Kleidern gekommen. Kriegskavaliere waschen sich nicht — essen auch nicht, sind glücklich, wenn sie hungern und dürsten dürfen. Unsere Truppen haben ganz Unmenschliches geleistet. Diese gewaltige dreitägige Schlacht gegen den an Zahl weit überlegenen Feind haben wir nur gewonnen durch unsere strenge Manneszucht, durch Ausharren in der Feuerstellung, durch fortwährenden bis auf das Äußerste getriebenen Widerstand.

Mit Aufbietung unserer ganzen Willenskraft haben wir Offiziere die Mannschaften zu immer neuem Ringen angefeuert, und so gelang es uns, durch geniale Führung und Zähigkeit der Truppen den Feind zu vernichten. Es war eine gewaltige Schlacht. Sie begann mit dem Kampf der Artillerie. Das war kein Gefunke: ein Brummen und Sausen, ein Krachen und Stöhnen durchheulte die Luft. Die russische Artillerie schießt ganz gut, nur nicht andauernd und gründlich genug. Im Anfang bekamen wir nur Salven und Schnellfeuer, die Granaten pfefferten uns an, zischten um uns herum.

Unsere Artillerie ist im Einschießen ruhig, aber dafür um so gründlicher; es dauerte bei uns länger, bis wir uns richtig eingeschossen hatten, aber dann wurde losgeblüchert! Unsere Geschütze haben verheerend gewirkt und für die Infanterie das Feld frei gemacht. Schon nach einem Tage war die russische Artillerie zum Schweigen gebracht, am zweiten Tage haben wir dann die Wälder in Brand geschossen, in denen sich nach Fliegermeldung die Russen versteckt hielten, und am dritten Tage um acht Uhr morgens kam der große Moment. Die ganze deutsche Artillerie schwieg Punkt acht Uhr morgens, und die Infanterie setzte zum Sturm ein. So etwas muß man erlebt haben. Vor Rührung und Begeisterung sind mir die Tränen die Wangen heruntergelaufen. In Kompanien, mit flatternder Fahne ging die Infanterie im Hurra vor. Das Bajonett aufgepflanzt, hinein in die feindlichen Schützengräben! Heran an den Feind! Unaufhaltsam war unsere Infanterie, sie ist unbesiegbar. Solche Sturmangriffe vollbringt kein anderes Volk — das ist unser Drill, unsere Manneszucht, die Energie der Führer, unser nationales Eigentum.

Schon nach einer Stunde ergab sich der Feind — floh nach allen Richtungen und lief dann immer wieder in die Sturmkolonnen unserer Infanterie hinein. Ungefähr 90 000 Gefangene haben wir gemacht. Ich selbst bin vom Schicksal verschont geblieben, bin unverwundet. Was die gefürchteten Kosaken anbetrifft, so ist das eine für moderne Kriegstaktik ziemlich unbrauchbare Bande. Zur großen Aufklärung sind sie gänzlich untauglich. Die Kosaken sind eine Horde Reiter, die nur Städte und Dörfer, die nicht verteidigt werden, anbrennen und sengen können. Sie haben furchtbare Gewalttaten verübt. —

Ist es ein Zufall, daß die Karte wenige Kilometer von dem heiß umstrittenen Gilgenburg entfernt den Namen Tannenberg zeigt, wo einst die Blüte der deutschen Ritterschaft im Kampfe um unsere Ostmark verblutete? Denselben blutgedüngten Boden haben unsere wackeren Ostpreußen jetzt mit restloser Aufopferung ihres Lebens geschirmt gegen das Hereinbrechen der moskowitischen Flut. Rauchende Dörfer und das von der Blut- und Raubgier der Kosaken mißhandelte Landvolk, das aus den zerstörten Wohnstätten und vor den entmenschten Soldaten des Zaren flüchtete, waren beredte Zeugnisse dafür, was unserem Vaterlande bevorstand, wenn der deutsche Widerstand erlahmte, wenn der Deich durchbrochen wurde. Drei Tage lang hat die Schlacht zwischen Gilgenburg und Ortelsburg gewütet.

Wegen der Nähe des geschichtlich berühmten Tannenberg wurde sie in den späteren Berichten und Besprechungen als Schlacht bei Tannenberg bezeichnet, und sie wird unter diesem Namen in der Geschichte fortleben. (Fortsetzung folgt.)


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.
Fregattenkapitän v. Müller, Kommandant der „Emden".

Illustrierte Kriegsberichte.

Der deutsche Kreuzer „Emden".

(Hierzu die Kunstbeilage und das obenstehende Bild.)

Als das japanische Ultimatum kam, dachten wir mit begreiflicher Sorge an unser ostasiatisches Kreuzergeschwader, strichen es wohl gar mit einem stillen Seufzer schon von der Flottenliste; denn wenn es, wie wir vermuteten, an der Verteidigung unserer blühenden Niederlassung Kiautschou teilnehmen sollte, mußte es der übermächtigen japanischen Flotte voraussichtlich unterliegen. Aber unsere Marine-

leitung vermied es klug, die schönen Schiffe in der Weise zu opfern; man sandte sie vielmehr hinaus auf den weiten Ozean, dort dem feindlichen Handel nach bestem Können Abbruch zu tun. „Gneisenau" und „Scharnhorst" haben am 22. September Papeete auf der französischen Insel Tahiti bombardiert. Die „Nürnberg" machte die pazifische Küste von Nordamerika unsicher, die „Leipzig" die von Südamerika (siehe Seite 220). Am unangenehmsten aber gestaltete sich für unsere Feinde die Tätigkeit der „Emden" unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Karl v. Müller. Wahre Husarenstücke zur See sind's, die sie geleistet hat; sogar einem Teil der englischen Presse haben sie schrankenlose Bewunderung abgenötigt.

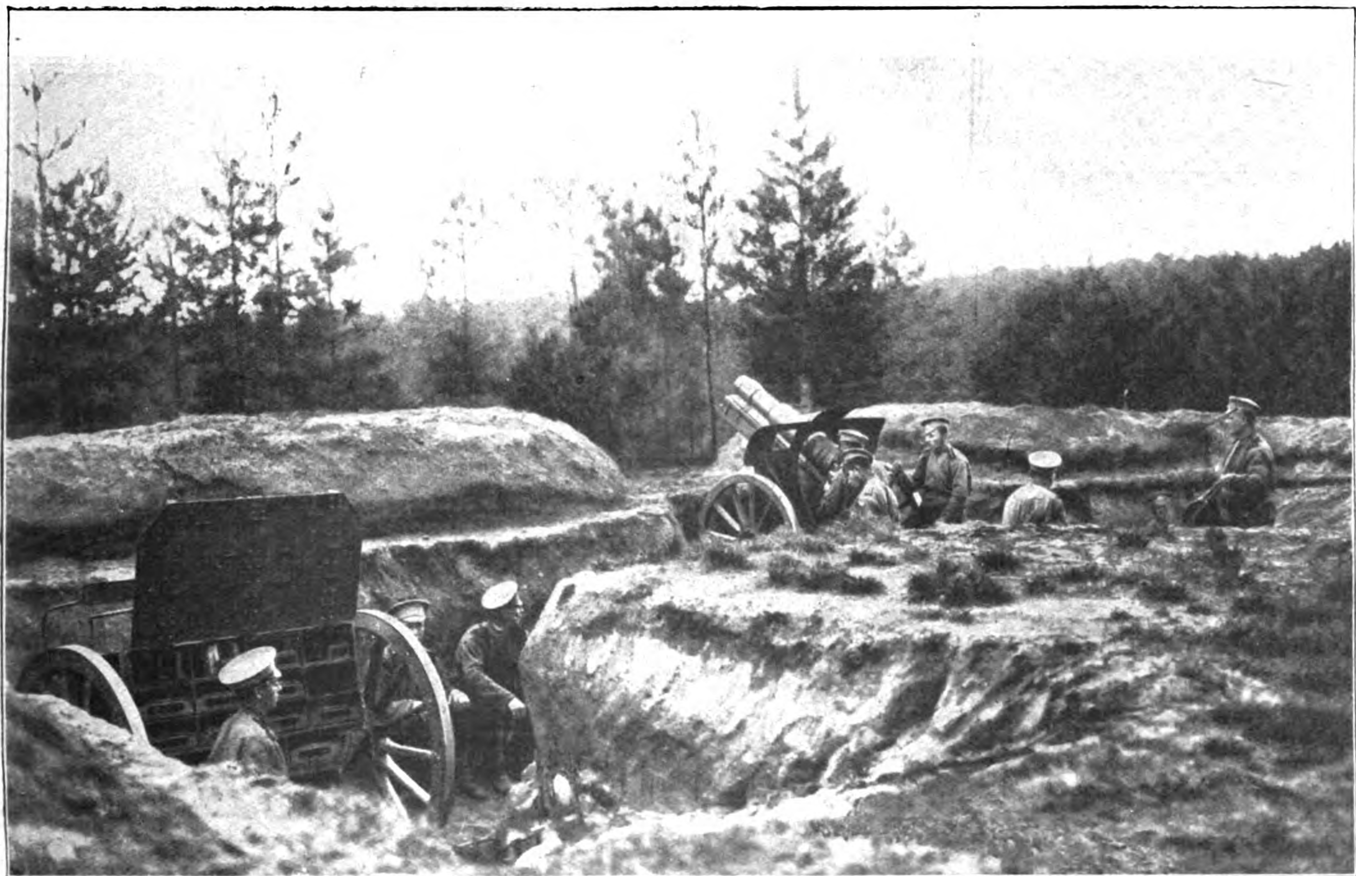
Nachdem die „Emden" gleich nach ihrer Ausreise aus dem Hafen von Tsingtau die japanische Schiffahrt beunruhigt hatte, verschwand sie zunächst von der Bildfläche, bis die Engländer plötzlich ihre Anwesenheit im Golf von Bengalen verspürten. Der englische Reuterbericht darüber lautet: „Die Offiziere und Mannschaften der von dem deutschen Kreuzer ‚Emden' in der Bai von Bengalen versenkten britischen Schiffe sind am Nachmittag hier angekommen. Sie äußerten sich anerkennend über die ihnen von den deutschen Offizieren erwiesene Höflichkeit. Der Streifzug des Kreuzers ‚Emden' begann am 10. September. An diesem Tag griff er den Dampfer ‚Indus' an, der durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht wurde, und nahm seine Besatzung auf die ‚Emden' über. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle drahtlosen Nachrichten auf, die die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und kannte infolgedessen die Lage sämtlicher Schiffe in der Bai. Am 11. September sichtete die ‚Emden' den Dampfer ‚Lovat', übernahm seine Besatzung und versenkte ihn. Der Dampfer ‚Kabinga' wurde in der Nacht zum 12. September genommen und zwei Stunden später ebenso der Dampfer ‚Killin'. Während der Nacht wurden drei andere Schiffe gesichtet, jedoch nicht verfolgt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutschen den Dampfer ‚Diplomat', der später versenkt wurde. Dann wurde der italienische Dampfer ‚Laruano' angehalten und untersucht, aber am selben Tag wieder freigelassen. Auf seinem Rückweg nach Kalkutta warnte dieser Dampfer mehrere andere Schiffe, die zurückfuhren und so der Kaperung entgingen. Am 14. September nahm die ‚Emden' den Dampfer ‚Trabboch' und versenkte ihn durch eine Mine. Die Besatzung sämtlicher erbeuteter Schiffe wurde dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kalkutta zu fahren. Der durch diesen gelungenen Streifzug verursachte Schaden wird auf 20 Millionen geschätzt." Am 24. September tauchte die „Emden" vor Madras auf, bombardierte den Hafen und die allerdings nicht gerade bedeutenden Befestigungsanlagen und schoß zwei große Öltanks in Brand. Am 30. verlor die englische Handelsflotte durch sie im Indischen Ozean noch die Dampfer „Tymeric", „King Lud", „Riberia", „Foyle" und ein Kohlenschiff. Dann erschien, wie unter dem 23. Oktober gemeldet wurde, der kühne deutsche Kreuzer in der Arabischen See und machte dort eine gute Beute, die an Tonnengehalt den Wert der von ihm in der Bucht von Bengalen gemachten Beute noch übertrifft. Die Emden versenkte diesmal 5 Schiffe, darunter ein ganz neues der British East India Co., ein großes mit Kautschuk und Zinn beladenes Schiff der Holt Line und ein wertvolles Baggerschiff. Sie beschlagnahmte ferner das mit Kohlen beladene Schiff „Exford", um ihren Kohlenbedarf immer wieder ergänzen zu können, und versenkte auf der Reede von Pinang den russischen Kreuzer „Schemtschug" sowie einen französischen Torpedobootszerstörer.

Der Kampf des 1. bayrischen Armeekorps bei Rommelfingen und Rieding.

(Hierzu das Bild Seite 256/257 und die Skizze Seite 258.)

Nach dem kühnen Einbruch ins französische Gebiet, bei dem das 1. Armeekorps für sich allein unter glücklichen Gefechten bis über Blamont-Badonviller vorgekommen war, mußte das Armeekorps auf Befehl der höheren Führung hinter die Saar ausweichen, wo zunächst eine entscheidende Verteidigung gegen die französische Übermacht geplant war. Das Armeekorps zog hierbei die französischen Heeresvorhuten nach sich, denen die Massen des großen französischen Vorstoßes nach Lothringen folgten. So kam das Armeekorps am 18. August wieder nach Saarburg, wo es vor zehn Tagen ausgeladen worden war. Schweren Herzens mußte man sich entschließen, die Stadt zunächst aufzugeben, da die von dem Armeekorps einzunehmende Stellung nördlich und östlich der Stadt lag.

Schon am 19. morgens erschienen zwei feindliche



Russische Haubitzen in der Schanze.

Phot. Stern & Schiele.

Kavalleriedivisionen bei Saarburg; sie zeigten sich in massierten Formationen vollkommen ungedeckt im Gelände. Einige Schüsse unserer schweren Artillerie, die mitten in ihre Reihen gingen, brachten sie sofort zum Auseinanderstieben. Die Infanterie der Franzosen schob sich am Nachmittag des 19. und in der Nacht zum 20. allmählich heran; Saarburg und die Waldungen westlich Saaraltdorf füllten sich mehr und mehr mit starker feindlicher Infanterie. Wie sich später herausstellte, befanden wir uns dem ganzen 8. und einem Teil des 13. französischen Armeekorps gegenüber.

Der Befehl für das 1. Armeekorps hatte gelautet, seine Stellung zwischen Rommelfingen und Rieding entscheidend zu verteidigen. Da traf in der Nacht vom 19. zum 20. der freudigst begrüßte neue Befehl ein, der den allgemeinen Angriff auf der ganzen Front für den 20. elf Uhr vormittags anordnete.

Schwierig mußte ja dieser Angriff sein — über das freie Gelände vor der eigenen Stellung mußte man nun selbst vorstürmen. Aber der Feind war endlich einmal in Massen und in greifbarer Nähe vor dem 1. Armeekorps; hier gab es daher bei jedem Angehörigen des Armeekorps nur den einen Gedanken: „Drauf, koste es, was es wolle."

Seit dem Morgengrauen des 20. bekämpften sich die beiderseitigen Artillerien mit großer Heftigkeit. Dumpf dröhnten unsere und die feindlichen schweren Geschütze auf der eigenen Front und bei den Nachbarkorps; zahlreiche helle Sprengwölkchen und dunkelbraune Rauchentwicklungen zeigten im einzelnen, wohin sich die Wirkung der Artillerie richtete.

Die Infanterie, die in den Schützengräben unter dem heftigsten Feuer der französischen Batterien lag, und die rückwärtigen Teile der Infanterie, die, gewandt im Gelände sich deckend, die Umformung aus der Verteidigung zum entscheidenden Angriff vollzogen, erwarteten mit Sehnen die Stunde des Angriffs.

Das Armeekorps hatte sich inzwischen zum Angriff gruppiert, ohne daß der Feind es bemerkte. Es sollten vorgehen:

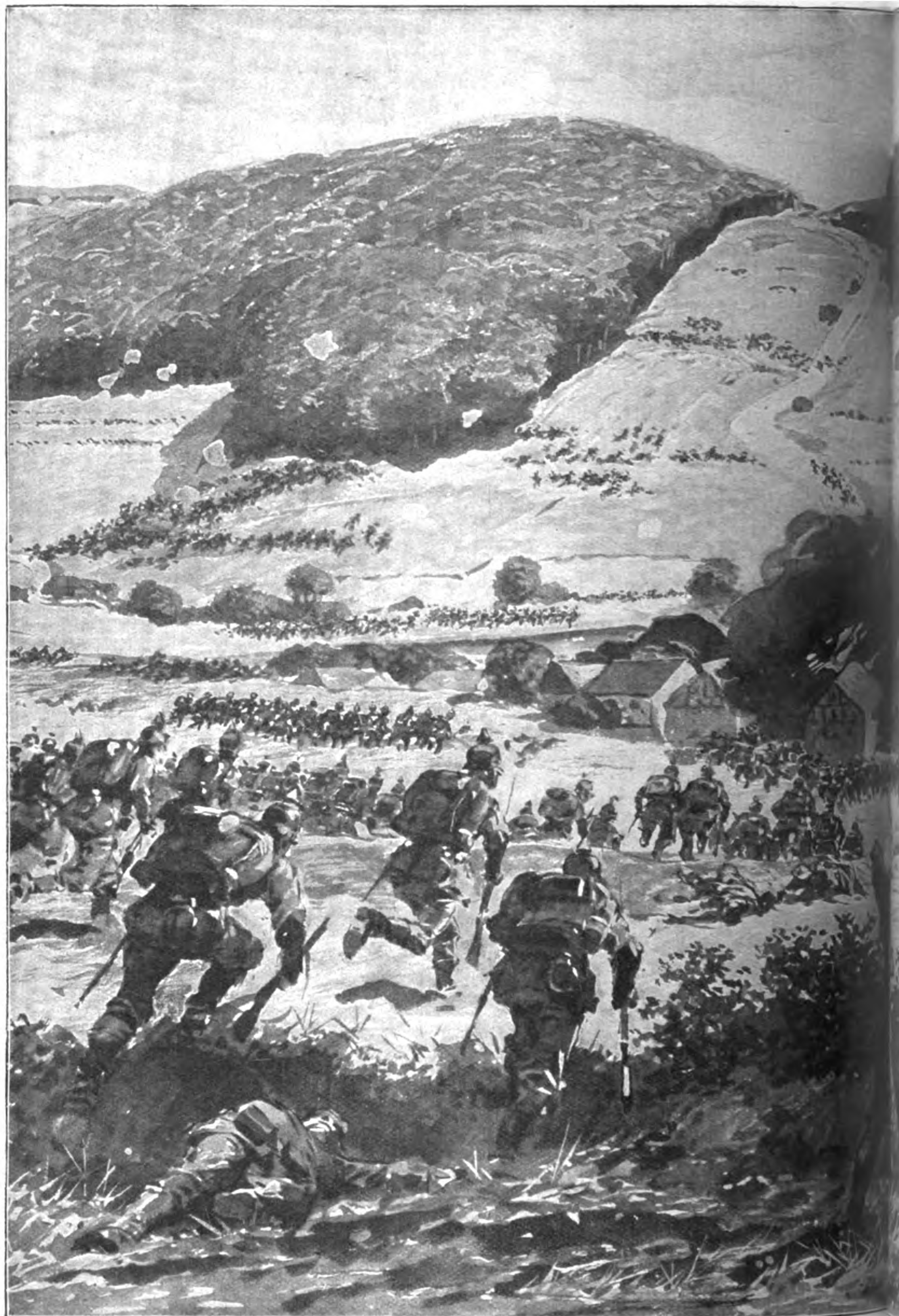
Rechts 2. Infanteriedivision: 4. Infanteriebrigade von Oberstinzel (15. Infanterieregiment) auf Zittersdorf und Saaraltdorf (12. Infanterieregiment) auf Hof. 3. Infanteriebrigade zunächst Korpsreserve nördlich Hilbesheim.

Links 1. Infanteriedivision: 2. Infanteriebrigade, rechts 16., links 2. Infanterieregiment vom Tinkelsberg gegen Hof—Saarburg, 1. Infanteriebrigade beiderseits Rieding vor bei gegen Saarburg und Höhen dicht östlich davon.

Die Artillerie blieb zunächst in ihren Stellungen: die 2. Feldartilleriebrigade auf den Höhen nordöstlich Oberstinzel—Saaraltdorf, die 1. Feldartilleriebrigade auf dem Tinkelsberg und nördlich Rieding; dahinter die schweren Batterien: II./1. Fußartillerieregiment (schwere Feldhaubitzen) und II./3. Fußartillerieregiment (Mörser) südlich Hilbesheim, III. Fußartillerieregiment Nr. 18 (Mörser) südlich Rauweiler.

Die Pioniere befanden sich teils bei der Infanterie, teils bei der Artillerie; die Kavallerie stand bei der Artillerie. Der Ballon der Feldluftschifferabteilung war bei Kirchberg hochgegangen. Seinen guten Beobachtungen war zum großen Teil das sichere Schießen der schweren Artillerie zu verdanken. Das Generalkommando stand am **Kastelwalder Hof.**

Es ist elf Uhr vormittags geworden — wie auf einen Schlag beginnen die vorderen Linien **vorzubrechen**, und sofort entbrennt die Schlacht zur höchsten **Heftigkeit**. Auch



Das 1. bayrische Armeekorps in der Schlacht bei Rommelfingen und Rie...

Das 1. bayrische Armeekorps hatte den Befehl, seine Stellung zwischen Rommelfingen und Rieding entscheidend zu verteidigen ... überzugehen. Das Bild zeigt das Scheitern des französischen Angriffs und das Vorgehen unserer Truppen gegen die Höhen ... wurden an ...



Nach einer Skizze von K. Bogler gezeichnet von Professor Anton Hoffmann.

der Nacht vom 19. zum 20. August traf der Befehl ein, am kommenden Tage zum allgemeinen Angriff auf der ganzen Linie vestlich Saaraltdorf. Das in der Talmulde gelegene Dorf brennt bereits mehrfach. Das französische 8. und 13. Armeekorps ...ge geworfen.

beim linken Nachbarkorps, den Badenern, geht nun ein Höllengefechtslärm los, und man sieht weithin an den Sprengwolken der Artillerie, wie die Linien verlaufen. Die französische Infanterie, die nördlich Saarburg und in den Waldungen westlich Saaraltdorf—Finstingen sich mit Massen bereitgestellt hat und zum Teil im Abkochen begriffen ist, wird durch den Angriff völlig überrascht. Die eigene Feldartillerie, die den Infanterieangriff durch Beschießen der Waldränder usw. vorbereitet hatte, wie später festgestellt wurde, gegen die französische Infanterie, die sich in den Waldungen eng zusammengeschart hatte, furchtbare Wirkung. Die schwere Artillerie des Feldheeres wirkt verheerend gegen jede erkennbare feindliche Batterie; sie wird auch gegen massierte Infanterie eingesetzt, wo wenig Schüsse genügen, ganze Kompanien niederzulegen. Die neue Waffe des Feldheeres—die schwere Artillerie — hat sich glänzend eingeführt. Immerhin aber ist die Gegenwirkung des feindlichen Infanterie- und Maschinengewehrfeuers eine derartige, daß der eigene Angriff nur langsam vordringt. Gegen fünf Uhr abends sind Dolvingen, die Waldungen westlich Saaraltdorf sowie der Südrand von Saarburg genommen; der Feind ist überall im Zurückweichen. Abends hat die 2. Infanteriedivision, der auch die 3. Infanteriebrigade wieder zur Verfügung gestellt wurde, die Gegend von Lang—Zittersdorf, die 1. Infanteriedivision die Höhen bei Hof (2. Infanteriebrigade), Saarburg und die Höhe des Rebenberges (1. Infanteriebrigade) in Händen. In Saarburg selbst kämpft das Infanterie-Leibregiment noch gegen zurückgebliebene Teile des Feindes, die den eindringenden Sieger aus Häusern, Türmen usw. mit Maschinengewehren befeuern. Mit Einbruch der Dunkelheit versucht der Feind noch einen Gegenstoß gegen den linken Flügel der 1. Infanteriedivision zwischen Saarburg und Bühl; der Angriff wird von der 1. Infanteriebrigade glänzend abgewiesen. Die 1. Infanteriedivision hält sich nachts bei Hof, in Saarburg und am Rebenberg; die 2. Infanteriedivision gelangt auf der Verfolgung nachts zwei Uhr noch bis Gondrexange. Im großen und ganzen aber läßt der Gefechtslärm während der Nacht nach.

Am Abend des Schlachttages hat man das Gefühl, den Feind geworfen zu haben. Die Größe des Erfolges wird jedoch erst in den nächsten Tagen klar, als man die Verluste des Feindes, die zahlreichen Gefangenen und die Zahl der genommenen Geschütze — 31 — überblickt. Die Geschütze wurden beinahe sämtlich durch die bayrische Artillerie zerstört, die Bedienungen fielen im Kampf oder liefen davon. Das 8. und das 13. französische Armeekorps sind durch die Schlacht bei Saarburg und durch die sich anschließenden Verfolgungsgefechte bis zur Meurthe schwer geschädigt und in ihrem Halte erschüttert. Es ist dies durch zahlreiche Tagebuchnotizen von französischen Verwundeten und Toten übereinstimmend festgestellt.

Dem großen Erfolge, der erreicht wurde, entsprechen die Verluste des Armeekorps in den Tagen vor und nach Saarburg. Verluste bis zu 25 und sogar 50 Prozent ertrugen die Truppen ohne Wanken. Dieser opfermutigen Tapferkeit der Truppe ist in erster Linie der Sieg zu verdanken, dessen Tragweite als durchschlagender Anfangserfolg gar nicht voll genug gewürdigt werden kann.

Das Verhalten der Truppe war über alles Lob erhaben; wie auf dem Exerzierplatz vollzogen sich die Vorwärtsbewegungen und das Feuern. Kein Mann blieb zurück. Alles ging vorwärts, vorwärts. Wahre, echte



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Deutsche Matrosen auf dem Durchmarsch durch Brüssel.

besonders geübt. Es gelang ihnen bald, die feindlichen Fahrzeuge durch mehrere Volltreffer zurückzuschlagen; dabei wurde eines der Schiffe kampfunfähig gemacht. Ein um so bemerkenswerterer Erfolg, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, die erforderlichen schweren, weittragenden Geschütze heran und in Stellung zu bringen. — Die Seesoldaten dürften etwaigen Landungsversuchen des Feindes an der belgischen Küste im Rücken unserer Feldarmee ein klägliches Ende bereiten, während die Matrosen in den besetzten Häfen wertvolle Dienste bei der Bemannung genommener Seefahrzeuge zu leisten berufen sind. Es steht zu hoffen, daß unsere Blaujacken dem Feinde auch zu Lande noch weiterhin manchen Streich spielen werden.

Tapferkeit durchglühte die Truppen. Heldenhaft benahmen sich die Verwundeten; man hörte kein Stöhnen, kein Wimmern; ohne Klage, aufrecht und selbstbewußt, gingen die marschfähigen Verwundeten zum Verbandplatz, ruhig erwarteten die nicht marschfähigen die Abholung durch die Sanitätsmannschaften.

Wer diese Truppen sah am Morgen und Abend des ersten großen Schlachttages, dem mußte es warm ums Herz werden, der mußte stolz und dankerfüllt sich sagen: „Hier haben echte Soldaten, hier haben ganze Männer für Kaiser und König, für das Vaterland, für ihre Ehre gekämpft."

Die Teilnahme unserer Marine am Landkriege.

(Hierzu die Bilder Seite 253 und 259.)

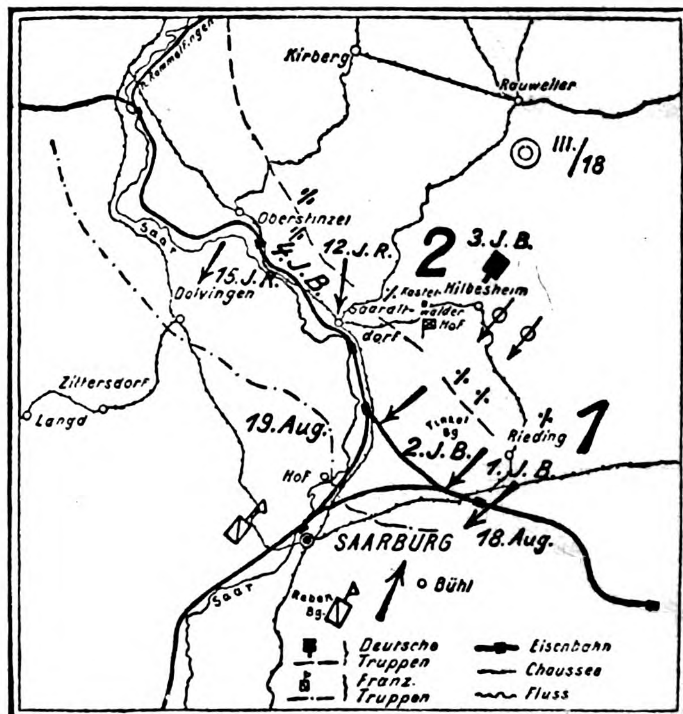
Die am Landkrieg in Belgien mit Auszeichnung beteiligte Marinedivision setzt sich in erster Linie zusammen aus den über den Bedarf starken Kriegsformationen der Matrosenartillerie und der Seebataillone. Letztere bilden innerhalb der Marinedivision gewissermaßen die Infanterie die Matrosenartilleristen, die sonst die Befestigungen der Kriegshäfen besetzen, die schwere Artillerie, während zugeteilte Matrosen mit Feldgeschützen und Maschinengewehren die Feldartillerie darstellen.

Mit welcher Freude diese Mannschaften in den Kampf gezogen sind, läßt sich bei dem Tatendrang, der unsere Marine beseelt, sowie dem Wunsche, am siegreichen Vordringen der Armee teilzunehmen, leicht vorstellen. Und wie hat sich die Marinedivision geschlagen! Berichteten schon Armeeoffiziere aus Brüssel über den vorzüglichen Eindruck, den die dort durchziehenden Marinemannschaften gemacht hätten, so herrscht jetzt, nach ihrer Teilnahme am Kampfe um Antwerpen, allgemein nur eine Stimme des Lobes über ihre hervorragenden Leistungen! Schwere Blutopfer haben sie dort gebracht. Diese waren aber nicht umsonst. Eine besondere Freude wird ihnen der Umstand bereitet haben, daß sie gerade gegen gleichartige Teile der englischen Marine kämpfen und dieselben schlagen konnten! Auch in den weiteren, an die Kanalküste fortgetragenen Gefechten haben unsere „Mariner" gezeigt, was sie gelernt haben, und daß sie zu Lande ebenso mutig vorzugehen verstehen wie die Flottenmannschaften.

Die Rolle unserer Matrosenartilleristen in den Kämpfen um die Küstenplätze ist von besonderer Bedeutung gegenüber den feindlichen Schiffen, die von der See her auf unsere Truppen feuern, um deren Vormarsch aufzuhalten; denn gerade im Beschießen von Schiffen ist die Matrosenartillerie

Aus der Nordmark des Reiches.

In der Nordmark des Reiches, in Schleswig-Holstein, gibt es noch immer etwa 141 000 Einwohner, deren Muttersprache das Dänische ist. Das heißt nicht die dänische Sprache, die im Königreich Dänemark, auf den Inseln, gesprochen wird, sondern das sogenannte Plattdänisch, ein eigenartiges Patois, mit vielen Anklängen an die plattdeutsche, deutsche und englische Sprache. Bei den Reichstagswahlen werden auch noch immer etwa 14 000 dänische Stimmen abgegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Leute, die so stimmen, im Herzen dänisch gesinnt sind; als aber am 1. August 1914 in der sechsten Abendstunde von allen Kirchen die Glocken ertönten und der gespannt aufhorchenden Bevölkerung die Kunde von der Mobilmachung brachten, da war es fast, als ob die nationalen Gegensätze vollständig verschwunden wären. Überall in der



Die Stellungen der deutschen und französischen Truppen in der Schlacht bei Saarburg. (Zum Artikel Seite 255.)

Nordmark brach eine Begeisterung sich Bahn, wie man sie bei den kühl und nüchtern denkenden Schleswig-Holsteinern kaum je erlebt hatte. Wie ein elektrischer Funke ging es durch das ganze Volk, überall der jubelnde Wille, den Krieg, den man uns in so frevelhafter Weise aufgezwungen, mit allen Kräften durchzuführen. Auch die dänisch Gesinnten machten in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl kein Hehl aus ihrer Entrüstung über das russische Ränkespiel. In der ewig denkwürdigen Reichstagsitzung vom 4. August stimmte auch der Vertreter des ersten schleswig-holsteinischen Wahlkreises, der dänische Abgeordnete Hansen, für alle Vorlagen der Regierung.

Die Mobilmachung, die am 2. August begann, zeigte aufs deutlichste, daß die Hoffnung unserer Gegner, die dänisch gesinnten Nordschleswiger würden sich nicht stellen, elend zuschanden wurde. Es war in jenen Tagen fast, als ob es keine Dänen mehr gäbe in der Nordmark. Fehler nicht, daß man nicht ein Auge zudrücken könnte." Und er überreicht dem Freudestrahlenden ein Attest, daß er tauglich sei. Der eilt damit in die Kaserne und hat auch das Glück, sofort genommen zu werden. Der Vater drückt ihm schweigend die Hand, er hat es nicht anders erwartet; in den Augen der Mutter glänzt zwar eine Träne, doch blickt auch sie voll Stolz auf ihren Jungen. Nur die alte Großmutter, deren Mann noch 1864 auf Seite der Dänen mitgekämpft hat, ist außer sich. Aufgeregt läuft sie von einer Nachbarin zur anderen und klagt: „Nu denken Se bloß de verdreihte Jung! He kunn frie komen und will doch mit!"

Natürlich gibt es unter den 141 000 dänisch gesinnten Nordschleswigern auch immer noch eine Schar unbelehrbarer Fanatiker, die von ihrem Haß nicht lassen können. Aber das sind ganz vereinzelte Ausnahmen, die gar nicht mitzählen, die auch bei ihren Stammesgenossen keinen An-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ein warmes Frühstück auf Feldwacht vor Antwerpen. Offiziere und Mannschaften vom Seebataillon und der Marinedivision.

Ebenso freudig wie die Deutschen strömte auch die dänischsprechende nordschleswigsche Landbevölkerung zu den Fahnen. Unter den Klängen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles!" marschierten die jungen Leute durch die Straßen, um sich in den Kasernen zu stellen. Überraschend groß war die Zahl der Freiwilligen; nicht nur bei dem Heere, nein, auch bei der Marine in Kiel mußten viele Tausende der sich freiwillig Meldenden wieder zurückgeschickt werden, weil der Bedarf längst gedeckt war.

Wie die Nordschleswiger wirklich gesinnt waren, zeigt die folgende kleine, buchstäblich wahre Geschichte. Ein junger Mann kommt zum Arzt, um sich auf seine Militärtüchtigkeit untersuchen zu lassen. Der Arzt erklärt nach eingehender Untersuchung: „Ja, es wird nicht schwer fallen, Sie frei zu kriegen. Die Brust ist etwas schmal, die Augen sind nicht besonders gut; ich kann Ihnen also mit gutem Gewissen eine Bescheinigung ausstellen, daß Sie untauglich sind." — „Ums Himmels willen nicht!" ruft der Jüngling verzweifelt; „ich wollte doch so gerne mit!" — „Na," erwiderte der Arzt, „so groß sind die klang finden. Bei Beginn der Mobilmachung hatte die Militärverwaltung im Interesse der Landesverteidigung sich zu Maßnahmen gegen verschiedene der anerkannten Führer der Dänenpartei genötigt gesehen. Eine Anzahl von Leuten wurde in Schutzhaft genommen, dänische Zeitungen, wie die „Flensborg Avis", mußten ihr Erscheinen einstellen. Angesichts der vortrefflichen Haltung der Gesamtbevölkerung wurden diese Maßnahmen jedoch bald wieder rückgängig gemacht, und jetzt können auch die im Felde stehenden dänischsprechenden nordschleswigschen Soldaten die Kunde von den deutschen Siegen in ihrer Muttersprache lesen. Jedenfalls hat der Verlauf der Mobilmachung in der Nordmark nicht nur unseren Militärbehörden, sondern auch der Bevölkerung das denkbar günstigste Zeugnis ausgestellt.

Wenn die Schleswig-Holsteiner auch kampfesmutig ins Feld gezogen sind, so haben sie doch weder gegen die Russen noch gegen die Franzosen Haß gehegt. Nur eine Stimme der Entrüstung herrscht dagegen über das Verhalten Englands. Schleswig-Holstein hat mehr als

andere deutsche Länder enge Beziehungen zu England gehabt. Es hat stets einen regen Handel mit ihm getrieben, viele schleswig-holsteinische Kaufleute und Kapitäne haben englische Frauen, man hat bisher fast nur englische Kohle in der Nordmark gebrannt. Aber jetzt herrscht ein Zorn gegen das perfide Albion, der kaum überboten werden kann.

Beim Vormarsch über Montfaucon.

(Hierzu die Bilder Seite 260 und 261.)

Von einem Marsche unserer Truppen im Maastal und seitlich nach Montfaucon, nordwestlich von Verdun, gibt ein uns zur Verfügung gestellter Feldpostbrief eines Teilnehmers, der mittlerweile leider auch gefallen ist, ein anschauliches Bild. Wir entnehmen ihm das Folgende:

Meine Lieben! Längst wollte ich Euch wieder einmal einige Zeilen senden. Weiß ich doch, daß Mutterchen in steter Sorge um mich bangt, und sie vor allem soll wissen, daß ihr Ältester gesund und munter ist. In den letzten Tagen fand ich aber keine Zeit dazu, denn wir marschieren und marschieren mit Siebenmeilenstiefeln hinter dem geschlagenen Feinde her. Zuerst das wunderschöne Maastal entlang, in dem zu beiden Seiten des still dahinfließenden Flusses immer wieder malerische Dörfer und Städtchen auftauchten. Schöne Bilder, eins ums andere; so recht Plätzchen, wie sie sonst der ruhebedürftige Sommerfrischler sucht. Dazwischen auch einmal eine romantische Burg oder eine altertümliche Zitadelle, was alles der Landschaft eine reizvolle Abwechslung gibt. Aber alle diese Ortschaften sind menschenleer und verlassen. Überall vor und hinter den Dörfern und entlang der Durchmarschstraße die Spuren, daß unsere Regimenter kurz gerastet und abgekocht haben.

Etwa 10 Kilometer südlich von Stenay trafen wir auf Truppen, die die Festung Montmédy belagerten und sie nehmen sollten. Einige wackere Schwaben, mit denen wir in Berührung kamen, wußten manches Interessante zu erzählen, denn ihre Aufgabe war rasch erfüllt. Montmédy soll nämlich eine Festung mit etwas veralteten Schanzen sein, zu deren Widerstandsfähigkeit ihr Kommandant allem Anschein nach wenig Vertrauen hatte. Er mochte wohl auch schon etwas davon gehört haben, wie es seiner um vieles stärkeren Nachbarfestung Longwy ergangen war; daß dort unsere braven Fußartilleristen diesen Platz unter einen Granatenhagel setzten, dem nichts zu widerstehen vermochte. So entschloß er sich, Montmédy preiszugeben. Zur Ehre des Kommandanten sei gesagt, daß die Württemberger übereinstimmend bestätigten, wenige Granaten hätten genügt, die ganze Herrlichkeit dieser Festung über den Haufen zu schießen.

Unterhalb Dun verließen wir das Maastal. Wir schwenkten rechts ab und marschierten auf Montfaucon zu. Schon gegen Abend, es war etwa sechs Uhr, hörte man von fernher gewaltigen Kanonendonner. Auf schweißtriefenden Rossen kamen einige Adjutanten nacheinander dahergesprengt, die offenbar Befehle nach hinten zu bringen hatten. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Weisung, die eine Straßenseite freizuhalten, und schon stürmten einige Feldbatterien an uns vorüber, daß der Staub in dichten Wolken aufflog und die Erde unter unseren Füßen erzitterte. Es schien da vorn recht heiß herzugehen, und wir machten uns darauf gefaßt, ebenfalls teilzunehmen. Im Eilschritt ging es weiter. Der Kommandeur mit seinem Stabe hatte sich an die Spitze des Regiments begeben.



Vom westlichen Kriegschauplatz: General v. Goßler während der Schlacht bei Montfaucon.

Nach einigen Kilometern — es war mittlerweile schon etwas dämmerig geworden — sahen wir, daß der Himmel geradeaus immer mehr sich rötete. Der Donner der Kanonen nahm zu, aber kurz vor Einbruch der Dunkelheit verstummte er fast plötzlich. Sollte man unserer, die wir alle darauf brannten, an den Feind heranzukommen, für heute nicht mehr bedürfen?

Die Nacht deckte allmählich ihre dunklen Schatten über die Erde, dafür aber leuchteten uns einige riesige Brandfackeln, offenbar in Montfaucon, das unser nächstes Marschziel sein sollte.

Endlich erreichten wir die ersten Häuser, die in der Tat lichterloh brannten. Ich werde den schauerlich-schönen Anblick mein Leben lang nicht vergessen, wie wir durch die prasselnden Feuersäulen in einer zum Ersticken durchqualmten Luft hindurchmarschierten. Nur vorwärts, um aus dieser Hölle so bald wie möglich wieder herauszukommen! Selbst ein großer Gefangenentransport, der uns mitten im

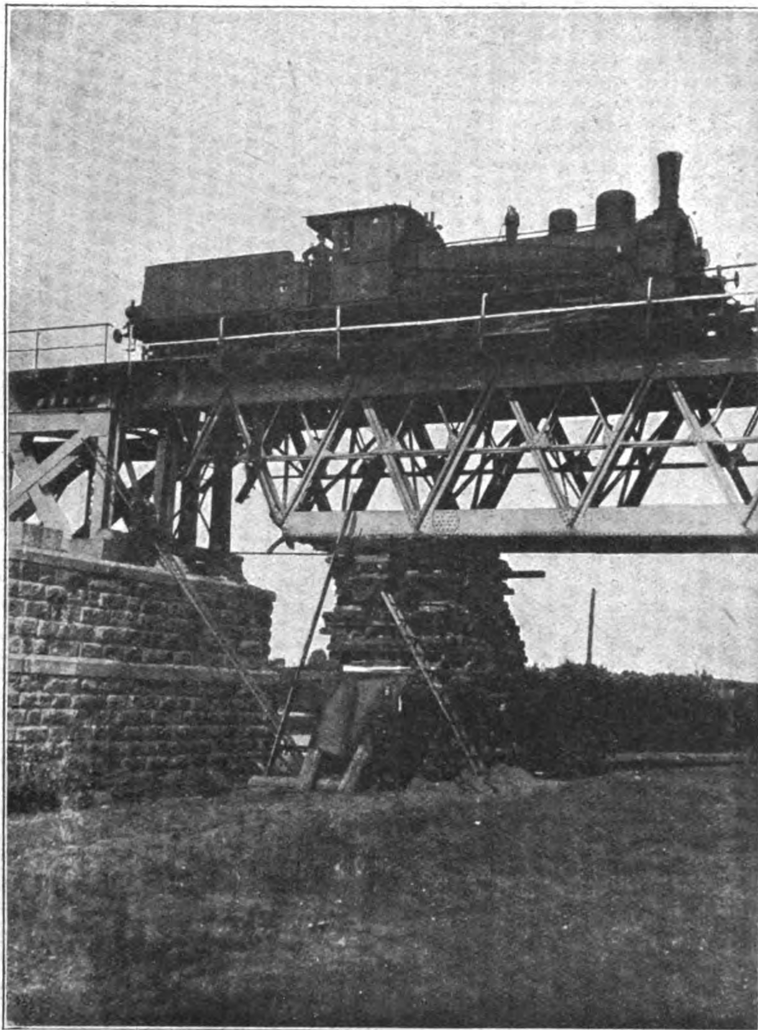


Durchzug deutscher Truppen durch Montfaucon.

Nach dem Bericht eines Teilnehmers gezeichnet von Otto von der Wehl.

Städtchen aus einer Seitenstraße langsam entgegenschlich, hatte für uns in diesem Augenblick nicht das mindeste Interesse. Endlich waren wir durch und gelangten nach kurzer Zeit in das Dorf Septsarges, wo wir unsere braven Sanitäter in voller Arbeit fanden. Wir biwakierten, und ein guter Teil unserer Leute dachte nicht mehr ans Zeltaufschlagen; sie warfen sich todmüde, wie sie gingen und standen, auf die zum Glück trockenen Ackerfurchen.

Anderen Tages, beim Morgengrauen, zogen wir weiter, über ein Schlachtfeld, das nachts über nur zum kleinen Teil aufgeräumt werden konnte. Hier und dort sahen wir bereits Verbandplätze aufgeschlagen, wo Freund und Feind in dicht gelagerten Gruppen auf die erste ärztliche Hilfe warteten . . .



Phot. R. Gufchmann, Berlin.
Von deutschen Pionieren wiederhergestellte Eisenbahnbrücke bei Piwianowice.

Der Pionier in Feindesland.

(Hierzu die Bilder Seite 262 und 263.)

Die Bemühungen der Gegner, das Vordringen unserer Truppen, das Heranführen des Schießbedarfs und der Mundvorräte durch die Zerstörung von Bahnstrecken, Brücken und Durchfahrten im eigenen Lande zu stören oder zu unterbinden, hat dank der Tätigkeit unserer Pioniere nirgends den erwarteten Erfolg gehabt. Während früher der Festungskrieg mit Sprengen, Minenlegen, Hinwegschaffen der Sturmhindernisse usw. einen großen Teil der Tätigkeit des Pioniers in Anspruch nahm, tritt dieses zerstörende Element seiner Tätigkeit infolge der neuerdings so ganz veränderten Taktik des Festungsangriffs jetzt sehr hinter der wiederaufbauenden, schöpferischen Arbeit zurück. Dementsprechend ist auch eine Arbeitsteilung in der Weise eingetreten, daß schon zu Friedenszeiten die Arbeiten des Festungskrieges, das Sprengwesen und der Minendienst sechs Bataillonen besonders zugewiesen sind, während die übrigen siebzehn im Kriegsbrückenbau unterwiesen wurden. Die Leistungen im letzteren waren denn auch vorzüglich und verdienen, wie einer unserer Kriegsberichterstatter gesagt hat, ein besonderes Ehrenblatt in der Geschichte dieses Krieges.

Es hat den Belgiern und Franzosen wenig geholfen, daß sie die Maasbrücken von Visé an der belgisch-holländischen Grenze bis nach Due und weiter in Französisch-Lothringen hinein gesprengt haben, ebensowenig wie den Russen die Vernichtung ihrer Flußübergänge in Polen genützt hat. Der Vormarsch unserer Truppen ist dadurch höchstens um Stunden aufgehalten worden. In allen Fällen wurden entweder schnell neue Brücken gebaut, die auch den raschen Übergang der schwersten Geschütze erlaubten, oder es wurden, wo dies anging, die gesprengten wieder hergestellt. Das zu beidem nötige Material, Pontonbrückenbestandteile oder eiserne Schienen und Träger, wird gewöhnlich mitgeführt, nicht selten aber auch aus der Umgebung der Baustelle beschafft. Die neu herzustellenden Brücken werden je nach der Verschiedenheit des Ufergeländes und des Baumaterials ganz verschieden gebaut und stellen der Geistesgegenwart und Findigkeit der Erbauer oft das beste Zeugnis aus. Unsere Abbildungen zeugen ebenfalls dafür. Auf der einen sehen wir die wiederhergestellte Eisenbahnbrücke von Piwianowice. Der gesprengte Pfeiler ist wieder aufgebaut und die Brücke selbst soweit ergänzt, daß sie wieder befahren werden kann. Nicht ganz so leicht wird die Wiederherstellung der auf der zweiten Abbildung sichtbaren gesprengten Maasbrücke bei Visé gewesen sein, da der inmitten des Flusses zerstörte Pfeiler zwei Brückenjoche mit heruntergerissen hat. Doch am Ufer sehen wir schon unsere Braven geschäftig dabei, auch diese Lücken mit Holz und Eisen auszufüllen. Wir werden demnächst noch in einem besonderen Artikel eingehend die Tätigkeit unsrer Pioniere behandeln und zeigen, wie sie in diesem Kriege der früher nicht immer richtig bewerteten Truppe Anerkennung und Ehre in hohem Maße eingetragen hat.

Was kostet ein Weltkrieg?

Ungefähr fünf Wochen nach Ausbruch des Krieges konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Kohlenpreise für die Tonne ganz unverhältnismäßig gestiegen seien und daß möglicherweise die italienische Schiffahrt ganz eingestellt werden müsse. Diese Mitteilung machte ein Deutscher, der mit einem italienischen Dampfer aus Argentinien kam und in der Lage war, von einer Reihe durch den Krieg für die argentinischen Deutschen hervorgerufener Schäden zu berichten. England war so — vorsichtig gewesen, bereits vor der Kriegserklärung das deutsche Kabel zu zerschneiden. Sofort trat in Argentinien ein Moratorium ein; sämtliche Banken wurden geschlossen, nirgendwo war mehr Geld auf Kreditbrief zu bekommen, die Deutschen liefen mit Tausendmarkscheinen von Wechselstube zu Wechselstube, niemand nahm die Scheine an. Hier hat man ein drastisches Beispiel für die Fernwirkung des Krieges. Der Geldschein, der tags zuvor noch glatt mit Gold eingelöst wird, ist über Nacht, wie es scheint, wertlos geworden. Man nimmt ihn überhaupt nicht oder wenn, nur zu einem Teil des vollen Betrags.

Krieg und Kapital, das ist ein Kapitel für sich. Ein Unterkapitel davon ist: Kriegskosten. „Was kostet ein Weltkrieg?" Das ist heute eine der zeitgemäßesten Fragen, eine Frage, mit deren Beantwortung sich schon seit einigen Jahren Theoretiker wie Praktiker beschäftigt haben. Man kann darauf natürlich nur mit einem „Ungefähr" und „Vielleicht" erwidern, aber auch das ist schon lehrreich und interessant.

Man weiß, daß der Krieg seit hundert Jahren bedeutend verwickelter geworden ist, daß die Mittel, mit denen er seine Ziele verfolgt, sehr kostspielig sind, daß er wie alles seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts um das Vielfache teurer geworden ist. Auch der sonst allen militärischen Dingen Fernstehende weiß, wie durch Eisenbahn, Luftschiff, Mine, Funkentelegraphie, um nur einige der neuen Kriegsmittel zu nennen, sich das Gesicht des Krieges ver-

ändert hat. Er ist moderner und damit teurer geworden. Es werden heute schon ganz andere Massen ins Feld geführt. Man denke nur an die Schlacht in Lothringen, wo nach amtlichen Meldungen mehr als 8 französische Armeekorps, also gegen 310 000 Mann, mit ungefähr 900 Geschützen mindestens ebenso starken deutschen Streitkräften gegenüberstanden. Vorher ist noch nie eine solche Zahl von Streitern aufeinandergetroffen. Daß solche Massen von Menschen und Tieren gewaltige Mengen von Nahrung verbrauchen, liegt auf der Hand.

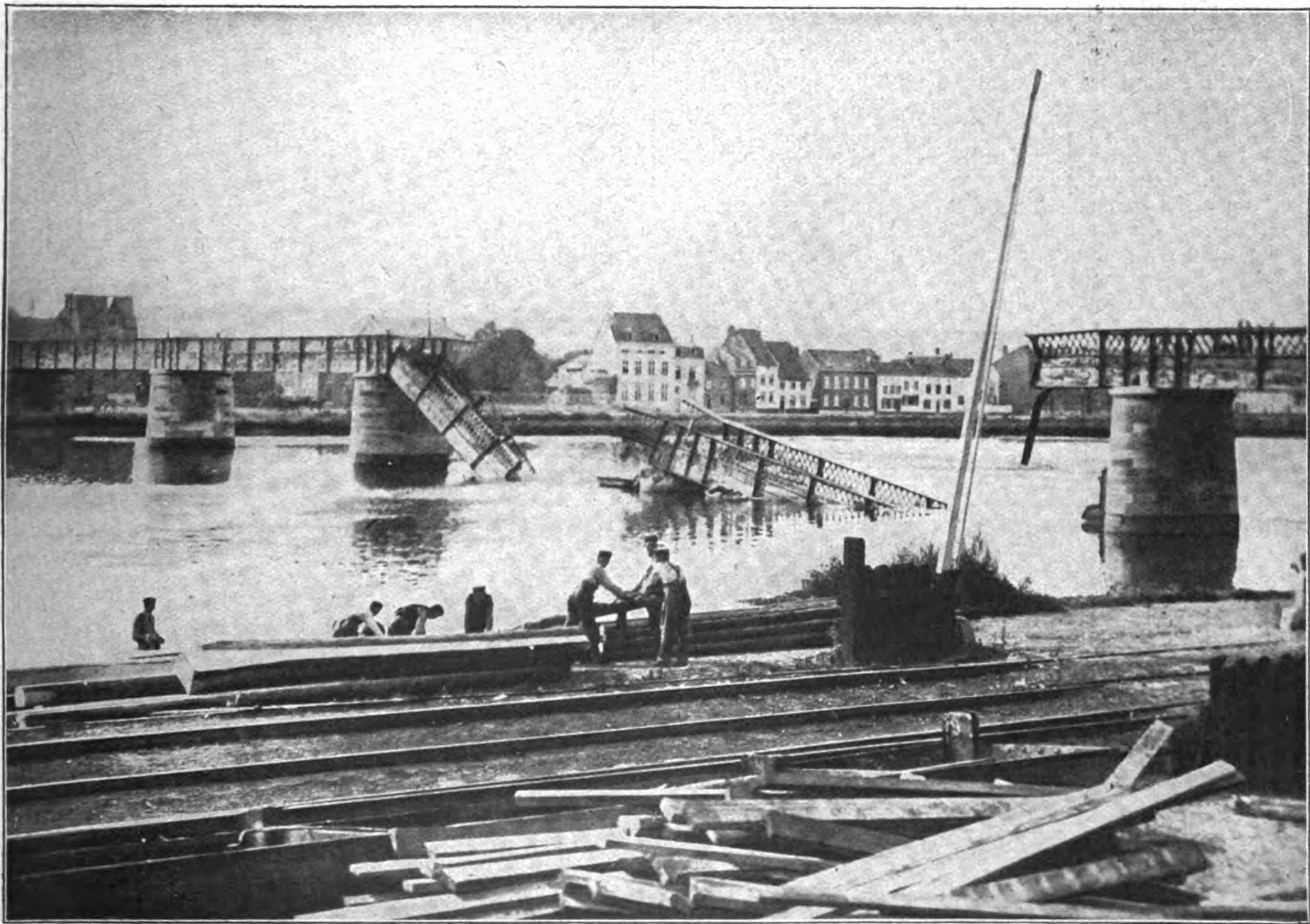
Die im Felde stehenden Millionen wollen aber nicht nur ernährt, sondern auch gelöhnt werden. Es ist bekannt, daß die Löhnung während des Kriegs erhöht wird. Sie geht aber schon während des Friedens in viele Millionen. Nach dem Etat von 1913/14 betrugen die Ausgaben für die Verwaltung des Reichsheeres 1368,7, für die Marine 480,3 Millionen. Aber nicht nur das eigene Heer ist zu unterhalten und zu löhnen, es kommen die Kriegsgefangenen hinzu. Für sie wird täglich ein Verköstigungsgeld von 60 Pfennig für den Mann gewährt, außerdem 10 Pfennig als Brotgeld. Für diesen Preis muß der Kommandant eines Kriegsgefangenenlagers die Verpflegung liefern. Dreihunderttausend Kriegsgefangene kosten demnach im Tag 210 000 Mark, im Monat 6 300 000 Mark. Zu diesen Ausgaben für Verpflegung und Löhnung kommen, um nur kurz davon zu sprechen, jene für Munition. Ein Torpedo kostet 12 000 Mark, ein Schuß aus den 42-cm-Mörsern wird auf 36 000 Mark berechnet. Was aber wird an Munition gebraucht! Ein italienischer Fachmann, Giorgio Molli, hat den Verbrauch an Munition für die Schlacht bei der Kintschoenge im Russisch-Japanischen Krieg annähernd festgestellt und gefunden, daß russischerseits nicht weniger als 736 185 Kartuschen für Gewehre und Mitrailleusen, 7780 Schüsse aus den Belagerungsgeschützen und dazu eine nicht ermittelte Anzahl von Schüssen der Feldgeschütze abgefeuert wurden, während die Japaner rund 4 Millionen Kartuschen für Gewehre und Mitrailleusen verschossen und 40 149 Kanonenschüsse abgaben, darunter 3749 Granaten und 36 000 Schrapnelle, wozu noch 6100 Geschosse der Schiffsgeschütze kamen.

Die Summe der einem Staat durch den Krieg erwachsenden Mehrausgaben zerfällt in die direkten Kriegskosten, wie Ausgaben für Mobil- und Demobilmachung, Aufmarsch der Truppen, Verpflegung des erhöhten Mannschaftsstandes, Kriegsentschädigung u. a., und in die indirekten Kriegskosten, wie Verlust an Arbeitskräften, Schädigung der Industrie, Zerstörung von Eigentum, zeitweilig verminderte Steuerkraft u. a. Der Krieg zieht das ganze Land in Mitleidenschaft. Vom ersten Kriegstag an müssen ungeheure Mittel flüssig gemacht werden. Die 120 Millionen, die wir im Juliusturm zu Spandau hatten, waren ein kaum in Betracht fallender Betrag. Es wurde gleich anfangs eine Forderung von 5 Milliarden Mark erhoben und bewilligt. Wie weit aber werden wir mit diesen 5 Milliarden reichen?

Die Beantwortung dieser Frage ergibt sich aus der anderen, was die großen Kriege der letzten Jahrzehnte gekostet haben.

Das Jahr 1870 hat uns an Ausgaben für das Militär 1550 Millionen Mark gebracht, Frankreich aber nur 1088 Millionen Mark. Unsere Kriegsentschädigung von 4 Milliarden Mark (5 Milliarden Frcs.) hat das aber wieder wettgemacht. Was wir an Geld, an direkten Kriegskosten mehr aufwandten, sparten wir an Mannschaft. Darin war unser Verlust geringer als der des Feindes. Die Franzosen verloren durch Tod, Verwundung und Gefangenschaft an Offizieren 21 500, wir 6247, an Mannschaften jene 702 000, wir 123 400. Diese Zahlen sprechen für sich. — Erheblich höher waren schon die Kosten des Krieges gegen die Buren und des Russisch-Japanischen Krieges.

Ein besonderes Kapitel bildet der Materialschaden, der den Staat an seiner Wehrmacht trifft, wobei besonders wieder Festungen und Flotten in Betracht kommen. Jeder kennt die hohen Summen, die dabei in Frage stehen. Um ein Beispiel aus unseren Tagen zu nehmen, verweisen wir auf unseren Artikel über den Kreuzer „Emden" (Seite 254). Der von den Engländern versenkte Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" hat 25 Millionen Mark gekostet, wurde aber letzthin nur noch mit wenigen Millionen Mark bewertet, da seine Leistungsfähigkeit infolge seines Alters beträchtlich gesunken war. Der Verlust an Materialschaden



Phot. A. Grohs, Berlin.

Pioniere beim Bau einer durch belgische Soldaten zerstörten Brücke bei Visé.


Ein erbeuteter französischer Munitionswagen.
Nach einer Aufnahme vom Kriegsschauplatz.

zur See ist ein bei weitem größerer als der zu Lande. Torpedos und Minen, ganz zu schweigen von den Verlusten in einer großen Seeschlacht, versenken viele Millionen in den Meeresgrund. Ein englischer Finanzmann hat ausgerechnet, daß England, wenn es durch irgend einen Zufall seine Flotte einbüßte, für ihren Wiederaufbau mindestens 2000 Millionen Mark ausgeben müßte.

Der englische Finanzmann Crammond nimmt bei einem Gesamtvermögen Englands von 160 Milliarden eine Wertherabsetzung durch den Krieg um 10 Prozent an, also um 16 Milliarden.

Dann kommt noch der ungeheure Verlust hinzu, den der Handel tragen muß: ihn berechnet Crammond auf 2 Milliarden Mark. Ein Weltkrieg von nur einjähriger Dauer würde den Handel um mindestens 10 Milliarden schädigen. Summen, von denen wir uns keine klare Vorstellung mehr machen können, wir, die wir schon von dem Riesenvermögen eines Mannes wie Rockefeller kein Bild mehr zu gewinnen vermögen, und das sind doch nur — 1300 Millionen Mark.

Aber auch die neutralen Staaten werden durch einen Krieg wie den gegenwärtigen in Mitleidenschaft gezogen. So entstehen der Schweiz aus der Mobilisation ihrer Miliz Kosten von rund einer Million täglich.

Toul.

(Hierzu die nebenstehende Skizze.)

Auf der geraden Linie Straßburg—Paris, den großen Eisenbahnstrang zwischen diesen Städten sperrend, liegt die starke Festung Toul auf dem linken Ufer der Mosel an einer Stelle, wo der Fluß nur auf kaum einen halben Tagemarsch an die Maas herantritt, am Rhein-Marne-Kanal. Eine weitere bedeutende Eisenbahnlinie führt von Toul einerseits über Verdun—Sedan—Namur nach Brüssel und Antwerpen, anderseits über Dijon und Lyon nach dem Mittelländischen Meer. Bei der großen Bedeutung der Eisenbahnen für unsere Kriegführung würde schon die Beherrschung der genannten Linien, besonders aber diejenige der Linien Straßburg—Avricourt—Lunéville—Nancy und Châlons an der Marne—Paris den Wert erklären, den man in Frankreich auf die Behauptung dieses Platzes legt. Toul hat aber weiter noch die militärgeographische Eigentümlichkeit, daß es durch seine Lage den Übergang der Verteidigungslinie der Mosel zu derjenigen der Maas bildet; denn südlich Toul liegt die Mosel auf französischem Gebiet, während sie nördlich sehr bald deutsch wird und in die Schlagweite von Metz gerät. Da springt also bei Toul das Landesverteidigungssystem Frankreichs von der Mosel ab und reicht der Maas die Hand. Die letztere fließt hier fast genau südnördlich und ist durch eine Reihe von Sperrforts gedeckt, deren nördliches Ende Verdun ist. Diese noch stärkere Festung, di: also als nördlicher Kopf der Sperrfortlinie Toul—Verdun bezeichnet werden kann, sperrt dann ihrerseits die Eisenbahn Metz—Verdun—Paris und andere.

Toul, in früheren Zeiten deutsch, ist seit 1648 französisch. Im Jahre 1870 versuchte man erst einen Handstreich, der, ohne Belagerungs- oder auch nur Sturmgerät unternommen, mißlang; nachdem man aber am 10. September Belagerungsgeschütz hatte in Tätigkeit treten lassen, ergab sich die Festung am 23. September. Seitdem wurde sie mit großem Kostenaufwand verstärkt und besonders durch einen weiten Kranz selbständiger Forts zu einem „befestigten Lager“ umgebaut, wie man diese vorbereiteten Riesenschlachtfelder zu nennen pflegt.

Im Norden liegt, kaum 2 Kilometer vom Mittelpunkt der Stadt, das Fort St. Michel, östlich auf 5 Kilometer Fort Gondreville und südöstlich Fort Villey. Zwischen diesem und der Stadt erst die Redoute Chaudeney und halbwegs zur Stadt Redoute Dommartin. Südlich auf 4 Kilometer Fort Tillot und westlich davon Schanze La Haye; südwestlich auf 6 Kilometer Fort Domgermain und in zweiter Linie Redoute Justice; westlich auf 4,5 Kilometer Fort Ecrouves. 3 Kilometer nördlich von diesem bildet die Batterie Bruley den Anschluß an das 7 Kilometer nordwestlich von Toul schon als Sperrfort geltende Panzerfort Lucey und weiter maasabwärts Jouy, Gironville und Lionville.

Im Süden, weit gegen Vaucouleurs vorgeschoben, liegt auf 8,5 Kilometer Fort Blénod, östlich von Toul Fort St. Vincent und Frouard. Dieses beherrscht bei Frouard an der Mosel die Gabelung der Eisenbahn südlich nach Nancy und nördlich nach Metz.

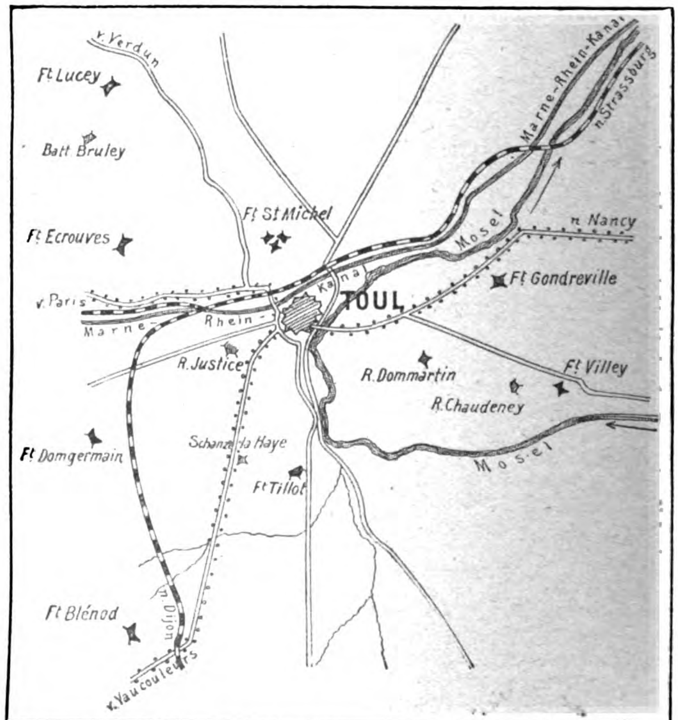
Landsturmmanns Abschied.

Gib mir den letzten Kuß!
Was wir einander waren,
Wir haben's recht erfahren,
Weil ich nun scheiden muß.

Doch, Mutter, wenn ich geh',
Sollst du nicht drum verzagen,
Sollst es wie andre tragen,
Dein Weinen tut mir weh.

So denke du daran:
Müßt' ich mein armes Leben
Der lieben Heimat geben,
Ist's auch für dich getan.

Ludwig Thoma (im „Simplicissimus“).



Die Festung Toul mit ihren Forts.



Leutnant Mayer von den reitenden Jägern fällt als erster deutscher Offizier auf seinem Patrouillenritt in den Vogesen.

Nach einer Originalzeichnung von Hans Stubenrauch.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Von Anfang August an waren immer mehr Franzosen über die Grenze nach Elsaß-Lothringen eingedrungen. Wenn wir sie auch in verschiedenen Gefechten zurückschlugen und bei Mülhausen und Lagarde in größeren Schlachten bedeutende Erfolge errangen, so reichte dies alles nicht hin, um die Reichslande vom Feinde vollständig zu säubern. Wir waren damals in der ersten Zeit des Krieges nicht in der Lage, überall genügend starke Besatzungen zurückzulassen, und oft genug kehrte der geschlagene Feind wieder zurück, wenn die Deutschen den Rücken gewendet hatten. So ist Mülhausen wiederholt von den Franzosen besetzt gewesen, und wenn ihre Herrschaft sich auch immer nur auf eine sehr kurze Zeit erstreckte, so genügte diese doch, um die Bevölkerung auf das unerhörteste zu drangsalieren. Wie sich die Franzosen als Herren eines Ortes benahmen, beweist der nachstehende Maueranschlag, der nach Abzug der Franzosen in einer Stadt des Oberelsasses gefunden wurde:

Bekanntmachung.

Hiermit wird benachrichtigt, daß Patrouillen alle Häuser und Keller der Ortschaft durchsuchen werden.

Im Falle, daß deutsche Verwundete oder irgendwelche deutsche Soldaten darin versteckt aufgefunden würden, so würden die Hausbesitzer, die es den französischen Militärbehörden nicht sogleich gemeldet hätten, sofort erschossen werden.

Niedermorschweiler, am 20. August 1914.

Der Kommandierende General
Vautier.

Diese fortwährenden Plänkeleien und Grenzgefechte konnten natürlich nicht das letzte Ziel der deutschen Kriegführung sein. Etwas Großes mußte geschehen. Schon um die Mitte August wußte man allgemein, daß eine große Schlacht in Vorbereitung sei, und als die Spannung bereits aufs höchste gestiegen war, wirkte die amtliche Meldung vom 21. August wie eine Erlösung. Sie lautete:

„Unter Führung des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme gestern in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erkämpft. Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde unter schweren Verlusten geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschütze sind ihnen abgenommen worden.

Der gesamte Erfolg läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen größeren Raum einnimmt, als in den Kämpfen von 1870/71 unsere gesamte Armee in Anspruch nahm. Unsere Truppen, beseelt von unaufhaltbarem Drange nach vorwärts, folgen dem Feinde und setzen den Kampf auch heute fort."

Am 22. August meldete das Wolffsche Telegraphenbüro weiter: „Die von unseren Truppen zwischen Metz und den Vogesen geschlagenen französischen Kräfte sind gestern verfolgt worden. Der Rückzug der Franzosen artet in Flucht aus. Bisher wurden mehr als 10 000 Gefangene gemacht und mindestens 50 Geschütze erobert. Die Stärke der geschlagenen feindlichen Kräfte wurde auf mehr als acht Armeekorps festgestellt."

Dieser Sieg, den die Deutschen unter Führung des bayrischen Kronprinzen am 20. und 21. August über die Franzosen davontrugen, bedeutete den vorläufigen Abschluß mehrtägiger Kämpfe, die auf einer über 100 Kilometer breiten Linie in den Tagen vom 17. bis 20. August stattfanden. Bei Mülhausen zurückgeworfen, versuchten die Franzosen zwischen Metz und den Vogesen, ja sogar



Deutsche Soldaten verteilen Brot an die arme Bevölkerung Mechelns. Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

durch die Vogesen hindurch, einen mächtigen Vorstoß mit mindestens acht Armeekorps in der Stärke von über 400000 Mann. Ihre Aufgabe war, gegen Straßburg unter Umgehung von Metz vorzugehen. Unterstützt wurde sie von kleineren Vorstößen durch das Oberelsaß und über die Vogesenpässe. Drei volle Tage dauerte die Schlacht, die in einer Länge von 50 Kilometern begann. Am Ende des Ringens war die Front bis auf 100 Kilometer angewachsen. Das Ergebnis der Schlacht war panikartige Flucht des Kerns der französischen Streitkräfte auf den Festungsgürtel Toul—Epinal, um dort Stützpunkte zu erhalten. Das Überschreiten des Rhein-Marne-Kanals bereitete erhebliche Schwierigkeiten, zumal die deutschen Streitkräfte dem Feind bei Tag und Nacht keine Ruhe gönnten. Die französischen Soldaten warfen Gewehre, Säbel und Tornister weg, um leichter vorwärts zu kommen. Der Anfang der Schlachtlinie wird durch die Orte Saarburg—Dieuze und Delme bezeichnet, ein Schlachtfeld, das nahezu jeder deutsche Offizier aus den Kriegspielen kennt und auf dem er sich wie zu Hause bewegt. So konnte Schlag auf Schlag erfolgen. Der von den Franzosen besetzte Donon wurde im Sturm genommen. Eine Ortschaft nach der anderen fiel in deutsche Hände. Kein Rückzug war es mehr, sondern ein kopfloses Fliehen, von dem die französische Armee ergriffen wurde. Vor Jahren schon konnte man von unterrichteter Seite hören, welche französischen Truppenteile in das Oberelsaß einbrechen würden und wie lange man sie dort lassen werde. Es ist genau auf den Tag und Mann so gekommen, nur ist der Erfolg der deutschen Waffen noch größer, als man ihn in Rechnung gestellt hatte. Die deutschen Soldaten haben sich noch wackerer geschlagen, als man annehmen konnte.

Die Bedeutung der Lothringer Schlacht wird besonders durch eine Äußerung des Generalfeldmarschalls von der Goltz beleuchtet. Diese Auslassung ist um so bedeutungsvoller, als sie gleich nach der Schlacht erfolgte, die darin enthaltenen Schlußfolgerungen und Voraussagungen aber später vollständig eingetroffen sind. Sie lautet:

„Die einleitenden Kämpfe an der Ost- und Westgrenze haben die Überlegenheit unserer Truppen an innerem Werte bewiesen. Die große Lothringer Schlacht fügt den Beweis hinzu, daß wir auch im Gebrauch der Massen und in ihrer Führung überlegen sind.

Jetzt kam gerade dieser Sieg uns allen in der Heimat überraschend; denn unsere Blicke waren auf Namur gerichtet. Die große französische Offensive nach Lothringen schon in diesen ersten Kriegstagen war unerwartet. Als Frankreich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann, seine Ostgrenze durch einen Festungs- und Fortgürtel zu schützen, geschah es zu Zwecken der reinen Verteidigung. An der starken befestigten Linie sollte Deutschlands Ungestüm sich verbluten. Allmählich stieg das Selbstgefühl der 1870 und 1871 besiegten Armee mehr und mehr. Sie faßte den Angriff wieder ins Auge; seit Jahren schon hat dieser Gedanke ganz die Oberhand gewonnen. Die großen Fortschritte der französischen Flieger sollten die Ausführung besonders fördern; die Wiederberufung des dritten Jahrgangs unter die Fahnen die hinreichend starken und stets schlagfertigen Mittel dazu bereitstellen.

Auf kräftige Gegenangriffe der Franzosen wurde bei uns also gerechnet. Allein manche Vorteile der festen Grenzlinie leuchten doch zu sehr ein, als daß man von Hause aus auf ihre Benutzung verzichten dürfte. Deshalb neigte man bei uns dazu, den Angriff aus derselben heraus auf einen etwas späteren Zeitpunkt zu verlegen, wo wir zum mindesten schon mit einem Teil unserer Kräfte vor den französischen Werken gebunden waren.

Ein besonderer Grund muß das frühe Heraustreten veranlaßt, vielleicht erzwungen haben. Einstweilen läßt er sich freilich nur aus der Betrachtung der allgemeinen Lage vermuten.

Es steigt die Vermutung auf, daß der frühzeitige Einbruch in Lothringen ‚mit starken Kräften' im Interesse des linken, in dem französisch-belgischen Grenzgebiet kämpfenden Flügels geschah. Dies läßt den Rückschluß zu, daß es auch dort für die Franzosen nicht günstig stehe, und es dämmert für uns die Hoffnung, bald auch von daher gute Nachricht zu erhalten.

Der französische Vorstoß nach Lothringen ist unter großen Verlusten gescheitert. Das geschlagene Heer wird der hinter ihm liegenden befestigten Grenzstellung bei Lunéville und Nancy zueilen. Ob es nach der Niederlage imstande ist, diese noch hinreichend zäh zu verteidigen, erscheint zweifelhaft, wenn, wie die Nachrichten angeben, der Sieger auf dem Fuße folgt. An Tatkraft und neuer Angriffslust wird es dieser nicht fehlen lassen.

Die erste schlimme Erfahrung mit dem Gegenangriff kann bei den Franzosen nicht ohne allgemeine Nachwirkung bleiben. Abgesehen davon, daß die Besiegten zunächst nichts weiter für die Entlastung des anderen Flügels zu tun vermögen, wird sie auch lähmend auf die gesamte, bis jetzt sicherlich aktiv gedachte Verteidigung im allgemeinen wirken.

So war es denn tatsächlich ein erster großer und folgenreicher Sieg, den unser tapferes Heer erfocht, und er ist von doppeltem Werte, weil er dem tüchtigsten unserer Gegner abgerungen wurde."

Es läßt sich denken, daß die Siegesbotschaft von der Schlacht bei Metz im ganzen Deutschen Reiche und im deutschfreundlichen Auslande lauten Jubel hervorrief.

Der Kaiser gedachte der tapferen Sieger in Lothringen in folgender Ansprache vor den versammelten Truppen im Hauptquartier:

„Kameraden! Ich habe Sie versammeln lassen, damit wir uns gemeinsam des Sieges freuen, den unsere tapferen Kameraden in Lothringen errungen haben. Deutsche Truppen aller Stämme haben in tagelangem Ringen mit Opferfreudigkeit, Mut und unerschütterlicher Tapferkeit den Feind siegreich zurückgeschlagen unter Führung des bayrischen Königsohnes. Unsere Truppen waren vertreten in allen Jahrgängen, aktive Soldaten, Reserve und Landwehr. Sie alle zeigten denselben Schneid, dieselbe Tapferkeit, das gleiche Gottvertrauen und rücksichtslose Draufgehen. Dafür haben wir vor allem unseren Dank zu richten an Gott, den Allerhöchsten. Ich gedenke in Ehre der Gefallenen, die ihr Herzblut verspritzt haben, wie wir es nachmachen wollen. Sie haben es getan in unerschütterlichem Gottvertrauen. Noch viele blutige Kämpfe stehen uns bevor. Wir wollen dem Feind gründlich ans Leder. Wir kämpfen für eine gute und gerechte Sache. Wir wollen und wir müssen siegen. Unseren tapferen Kameraden, die uns vorangegangen sind zum Siege, ein dreifaches Hurra!"

Des großen Führers, der uns diesen herrlichen Sieg errungen hat und der Ansprache, die er an seine Truppen hielt, haben wir bereits auf Seite 135 gedacht. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der bayrische Kronprinz mit einem Heere, das aus allen deutschen Stämmen bestand, den Feind geschlagen hat.

Als ältester Sohn des Prinzen Ludwig von Bayern und dessen Gemahlin Maria Theresia wurde Kronprinz Rupprecht am 18. Mai 1869 in München geboren. Schon mit siebzehn Jahren, am 8. August 1886, wurde er zum Offizier des Infanterieleibregiments ernannt. Im Jahre 1893 wurde er Rittmeister im 1. schweren Reiterregiment, welches Kommando er dann mit dem eines Kompaniechefs im Infanterieleibregiment vertauschte. Im Jahre 1899 wurde er Oberst und Kommandeur des 2. Infanterieregiments Kronprinz und 1900 Generalmajor und Kommandeur der 7. Infanteriebrigade. Im selben Jahre vermählte er sich mit Marie Gabriele, Herzogin in Bayern, einer Tochter des Herzogs Karl Theodor, die ihrem Gatten drei Söhne schenkte. Seit zwei Jahren ist Kronprinz Rupprecht Witwer. Im Winter 1902/03 unternahm er mit seiner Gemahlin und seinem Vetter Georg eine längere Reise, die ihn nach Indien, Japan, China und den Vereinigten Staaten führte. Nach seiner Rückkehr wurde er Generalleutnant, 1904 Kommandeur der 1. Division in München. Im selben Jahre erschien in München ein umfangreiches Werk aus der Feder des Kronprinzen: „Reiseerinnerungen aus Ostasien". 1906 wurde Kronprinz Rupprecht zum Kommandierenden General des 1. Armeekorps und in dieser Stellung zum General der Infanterie ernannt. Er steht à la suite des bayrischen Infanterieregiments, bei dem er seine erste militärische Ausbildung erhalten hatte, ferner des preußischen Leibkürassierregiments Großer Kurfürst Nr. 1 und des 2. Seebataillons. Als Sohn einer österreichischen Erzherzogin machte ihn Kaiser Franz Joseph auch zum Oberstinhaber des österreichisch-ungarischen Infanterieregiments Nr. 43. Bei Ausbruch des Krieges war er als Generaloberst Inspekteur der 4. Armeeinspektion in München.

Der König von Bayern zeichnete den Kronprinzen durch das Großkreuz des militärischen Max-Joseph-Ordens aus, das er ihm durch den Kriegsminister mit einem eigenhändigen Handschreiben überreichen ließ, und der Kaiser verlieh ihm am 23. August das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse.

Zahllos und ergreifend sind die Einzelbilder aus dieser großen Schlacht. Auf Seite 40 haben wir bereits die Eindrücke eines Offiziers wiedergegeben. Hier sei noch der Darstellung einer Krankenschwester Raum gegönnt, die das Glück hatte, den Deutschen Kaiser auf dem Schlachtfelde zu sehen. Sie schreibt:

„Es raucht noch von Blut und Pulverdampf — das Schlachtfeld um Metz. Menschen und Pferdeleiber, zerstörte Geschützteile, aufgewühlte, umhergeschleuderte Erd- und Rasenfetzen, überall Ausrüstungsgegenstände — ein einziges, furchtbares Tohuwabohu.

Gestöhn und schwache Hilfeschreie klingen über die Ebene, und schon — kaum daß das Ersatzbataillon wie die wilde Jagd hinter dem fliehenden Feinde daherstürmt — tauchen Gestalten auf, erst vereinzelt, dann mehr und mehr: Kinder der Barmherzigkeit sind es, die Rote Kreuzbinde um den Arm. Tragbahren und Automobile nähern sich, man beginnt die Verwundeten zu sammeln, die Toten zu sondern.

Die Sonne, die über Tags so heiß gebrannt, geht mit blaßrotem letzten Leuchten im Westen zur kurzen Rast; von ferne dringt ein Trompetensignal herüber — wie Appell und Abendfrieden klingt es. Da taucht seitwärts ein Reitertrupp auf, einfach, feldgrau, ermüdet und bestaubt, die blitzenden Schärpen der Generale sind verhüllt, abgeblendet. Kaiser Wilhelm II. ist es, inmitten seines Stabes.

Der Kaiser hebt sich im Sattel und überschaut mit großem, traurigem Blick das wüste Feld, dann legt er die Hand über die Augen, als ob die letzten Strahlen der Sonne ihn geschmerzt hätten — noch will kein Siegesjubel aufkommen, noch bluten die Wunden zu frisch.

Doch da — halt! Am Wegesrande erhebt sich mühsam ein Verwundeter, blutig Gesicht und Hals. Die Uniform beschmutzt — mit der Hand rüttelt er einen neben ihm hockenden Franzosen am Arm, dessen Beinkleider Generalstreifen zieren und deutlich hört man ihn sagen: ‚Auf! auf!‘ Die Hände des Gefangenen sind mit einem Lederstreifen zusammengebunden. So mit der Linken des Franzosen Arm packend, mit der Rechten krampfhaft einen zerschossenen Fahnenschaft mit der Trikolore vor sich haltend, steht der Verwundete stramm vor seinem Kaiser. ‚Du hast gute Beute gemacht, mein Junge! Wie heißt du?‘ ‚Emil Richter, Majestät,‘ kommt die etwas zitternde Antwort. Der Kaiser reicht ihm die Hand mit festem Druck, dann wendet er sich zu seiner Begleitung und bittet, Hilfe zu holen, der Mann sei anscheinend schwer verletzt.

Ein Adjutant sprengt davon — und schon ist der Brave in die zitternden Knie gesunken, eben neigt sich der Oberkörper, und mit dem Gesicht auf der erbeuteten Fahne liegt er regungslos. Der gefangene französische Offizier starrt vor sich hin. Ein Automobil jagt heran, ein Arzt und sein Gehilfe springen heraus. Man hebt den Bewußtlosen hinein, setzt den Franzosen zum Chauffeur, der Kaiser legt grüßend die Finger an den Helm — dann ist er in einer Staubwolke mit seinem Stabe verschwunden."



Rast im Straßengraben. Oben auf der Straße: Die Feldküche in Tätigkeit. Phot. Boedecker, Berlin.

Eine weitere Folge der Lothringer. Schlacht vom 21. August war die nachstehende Siegesmeldung:

Berlin, 23. August. (W. T. B.) Die Truppen, die unter der Führung des Kronprinzen von Bayern in Lothringen siegten, haben die Linie Lunéville—Blamont—Cirey überschritten. Das XXI. Armeekorps zog heute in Lunéville ein. Die Verfolgung beginnt reiche Früchte zu tragen. Außer zahlreichen Gefangenen und Feldzeichen hat der an und in den Vogesen vorgehende linke Flügel bereits 150 Geschütze erbeutet. —

Unsere Fortschritte auf dem westlichen Kriegschauplatz enthüllten immer neue Bilder von Tapferkeit, heldenhaftem Vorstürmen auf den Feind und nachdrücklichster Ausnützung des Sieges durch Verfolgung des geschlagenen Feindes. Die siegreiche Armee des Kronprinzen von Bayern hatte die Linie Lunéville—Blamont—Cirey bereits überschritten, das XXI. Armeekorps war in Lunéville eingerückt — in Lunéville, wo man unseren Offizieren vom Z IV seinerzeit so übel mitgespielt hat.

Gleichfalls vom 23. August wurde amtlich weiter gemeldet:



Phot. Frankl, Berlin.
Wachtposten am Abhang des Donon.



Phot. Frankl, Berlin.
Patrouille im Klein-Auto auf dem Donon.

„Die zu beiden Seiten von Neufchateau vorgehende Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg schlug heute eine über den Semois vorgedrungene französische Armee vollständig und befindet sich auf der Verfolgung. Zahlreiche Geschütze, Feldzeichen, Gefangene, darunter mehrere Generale, sind in ihre Hände gefallen.

Westlich der Maas gehen unsere Truppen gegen Maubeuge vor. Eine vor ihrer Front auftretende englische Kavalleriebrigade ist geschlagen.

Generalquartiermeister v. Stein."

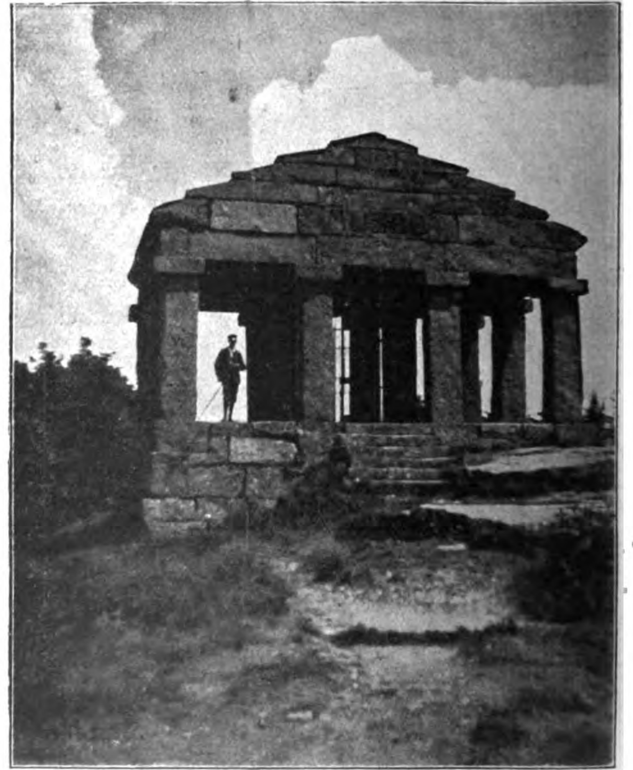
So wurden uns im Siegeslaufe unserer Truppen allmählich die Führer genannt, deren Namen lange als Geheimnis gehütet worden waren. Der Name des Generals v. Emmich, des Eroberers von Lüttich, war der erste, dann kam der Kronprinz Rupprecht von Bayern und nun Herzog Albrecht von Württemberg (siehe Bild Seite 274).

Dieser wurde am 23. Dezember 1865 geboren und im Jahre 1883 in die württembergische Armee eingestellt. Den aktiven Heeresdienst begann er im Jahre 1885 während der großen Herbstübungen vor Kaiser Wilhelm I. und König Karl. Ursprünglich Kavallerist, wurde der Herzog vorübergehend auch zur Artillerie kommandiert. Bei der Infanterie stand er mehrere Jahre in den Stellungen eines Kompaniechefs und eines Bataillons- und Regiments-

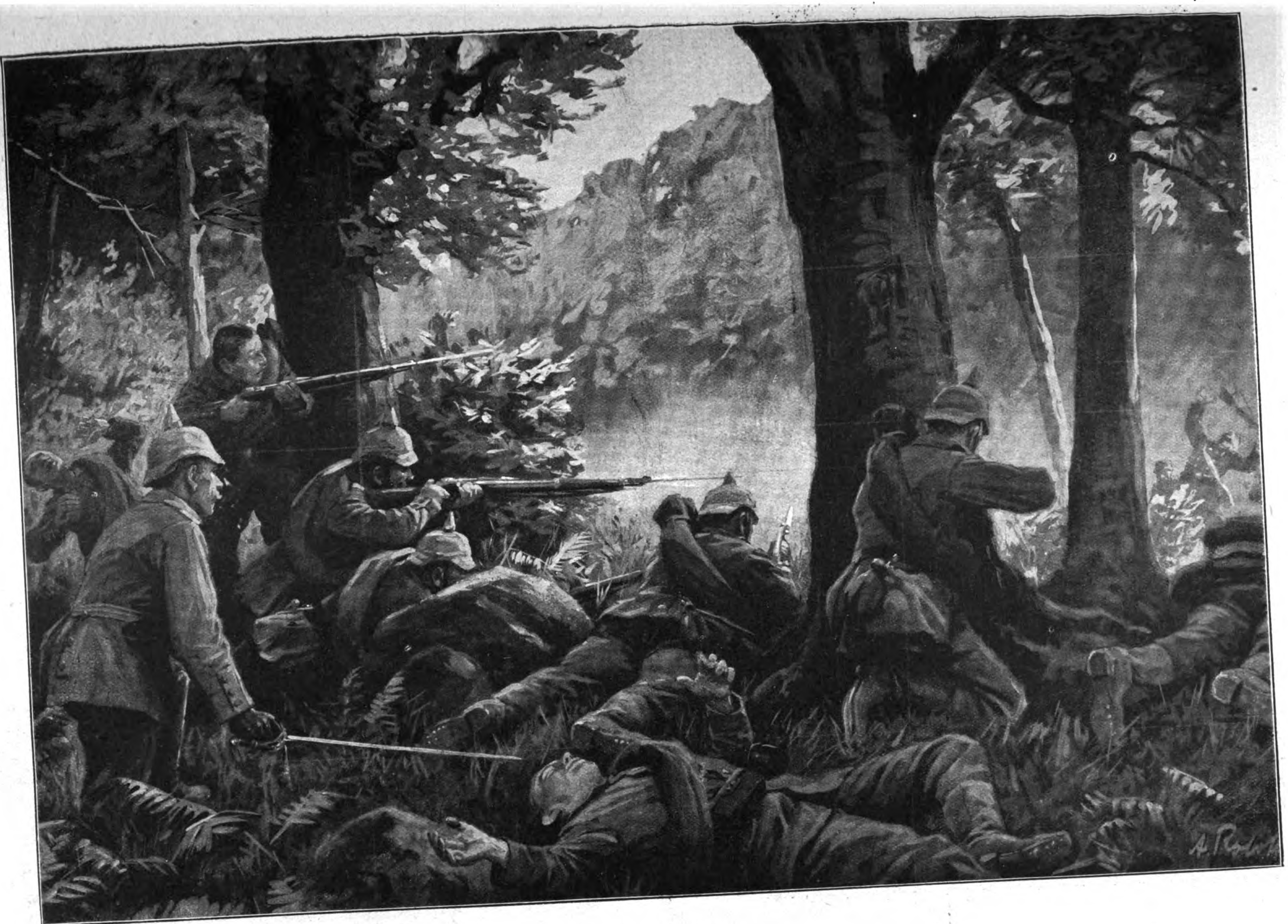


Grandfontaine bei Schirmeck mit Gipfel des Donon im Hintergrund.





Der Tempel auf dem Gipfel des Donon.



Kampf um den Donon.
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

kommandeurs. Er ist der erste württembergische Offizier, der vom Major unmittelbar zum Oberst befördert wurde. 1898 wurde er als Kommandeur einer Gardekavallerie-brigade in Potsdam nach Preußen kommandiert und verblieb dort bis zum Jahre 1901, um dann an die Spitze der Stuttgarter Division zu treten. Von dort wurde er als Kommandierender General des XI. Armeekorps nach Kassel berufen, später in gleicher Eigenschaft an das XIII. Armeekorps nach Stuttgart. Im März 1913 wurde er zum Generalinspekteur der 6. Armeeinspektion ernannt.

Am 24. August richtete der Kaiser an den König von Württemberg folgendes Telegramm:

„Mit Gottes gnädiger Hilfe erfocht Albrecht mit seiner herrlichen Armee einen glänzenden Sieg. Du wirst mit Mir dem Allmächtigen danken und auf den Sieger stolz sein. Ich verlieh Albrecht soeben das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse. Gott segne weiter unsere Waffen und unsere gute Sache. (gez.) Wilhelm."

Aber auch der deutsche Kronprinz blieb nicht zurück, und bald leuchtete sein Name unter den glorreichen Führern auf den Schlachtfeldern des Westens. Nördlich Metz hatte er am 22. August mit seiner Armee zu beiden Seiten von Longwy vorgehend den gegenüberstehenden Feind siegreich zurückgeworfen. Dies war die Feuertaufe unseres zukünftigen Herrschers.

Die Freude über die letzten großen Siege an der Westgrenze teilte in vollem Maße auch unser greiser Bundesgenosse Kaiser Franz Joseph, der an den Deutschen Kaiser am 24. August folgende Depesche sandte:

„Sieg auf Sieg! Gott ist mit Euch und wird es auch mit uns sein! Allerinnigst beglückwünsche Ich Dich, teurer Freund, die jugendlichen Helden, Deinen lieben Sohn, den Kronprinzen, sowie Kronprinz Rupprecht von Bayern und das unvergleichlich tapfere deutsche Heer. Worte fehlen, um auszudrücken, was Mich und mit Mir Meine Wehrmacht in diesen weltgeschichtlichen Tagen bewegt. Herzlichst drückt Deine starke Hand Franz Joseph."

Die Schlachtfelder, auf denen der deutsche Kronprinz die Feuertaufe empfing, bilden ein großes Landgebiet, das durch die Orte Diedenhofen, Longwy, Montmédy und Verdun bezeichnet und durch den tiefen Einschnitt der Chiers in einen nördlichen und südlichen Teil zerlegt wird. Am 22. August rückte der deutsche Kronprinz mit seiner Armee beiderseits Longwy vor, das den Vormarsch nicht aufhalten konnte, während die französische Armee aus der Richtung der durch die beiden Festungen Verdun und Montmédy gebildeten Linie im Anmarsche war. In der ungefähren Linie Virton—Audun-le-Roman kam es zum Zusammenstoß. Diese Linie liegt vorwärts des von uns damals eingeschlossenen Longwy, das bereits von Nordwesten unter Feuer genommen war. Unsere Armee war an diesem ersten Schlachttage siegreich und warf den rechten Flügel der Franzosen hinter den Crusnesabschnitt zurück, während sie den linken französischen Flügel auf die Höhen in der Gegend von Longuyon abdrängte. In dieser Stellung standen die Franzosen am 23. August, als sie von uns erneut angegriffen und über die Linie Virton—Bellancourt—Beuveille—Mercy-le-bas-Landres unter schweren Verlusten auf ihrer ganzen Front geworfen wurden. Während am 24. August der linke Flügel der Franzosen hinter dem Chiersabschnitt Longuyon—Montmédy Widerstand leistete, gingen aus der Gegend östlich von Verdun starke Kräfte gegen den linken Flügel der deutschen Armee vor. Dieser Vorstoß wurde durch den Einsatz von Reserven der Armee des Kronprinzen und das Vorgehen von Kräften aus Metz erfolgreich zum Stehen gebracht. Der deutsche Angriff ging darauf auf der ganzen Linie vorwärts, so daß an diesem Tage die ganze französische Armee hinter den Othainabschnitt geworfen und von hier am 25. August durch erneuten Angriff bis hinter die Maas, nördlich Verdun gejagt wurde. Die östlich vorwärts der Maas und nördlich Verdun von den Franzosen vorbereiteten Stellungen hinter dem Loison, der Theinte und der Côte konnten die Franzosen nicht mehr besetzen. Damit war das große Ringen an dieser Stelle entschieden. Die Franzosen zogen sich, wie durch unsere Flieger festgestellt wurde, in aufgelösten Haufen hinter die Maas zurück. Unsere Armee überschritt, unaufhaltsam in der Verfolgung vordrängend, die Maas.

Die Festung Longwy wurde schon mehrfach von preußisch-deutscher Seite erobert; zuletzt im Januar 1871. Die Festung liegt nahe der belgischen Grenze im französischen Departement Meurthe-et-Moselle, ist Knotenpunkt der französischen Ostbahn und hat etwa 8000 Einwohner. Nach fünftägiger Beschießung durch die deutsche Artillerie war nur noch eines der französischen Geschütze gebrauchsfähig. Die vorher von der Zivilbevölkerung geräumte Stadt Longwy-Haut ist im buchstäblichen Sinne in Trümmer geschossen worden. Dabei waren noch nicht einmal unsere schwersten Kaliber tätig. Die Beschießung der Festung kam den Franzosen vollkommen überraschend. Aber schon der erste Schuß war ein voller Treffer und tötete einen Offizier und zehn Mann. Dann ging es Schlag auf Schlag. Einzelne Granaten durchschlugen drei Stockwerke der Kasematten. Als die Deutschen auf Sturmstellung herangekommen waren und der französische Kommandant, Oberstleutnant Darche, nur noch ein brauchbares Geschütz hatte, übergab er die Festung mit 3700 Mann, worüber wir des näheren bereits auf Seite 177 berichteten. Kronprinz Wilhelm ehrte das echt soldatische und heldenmütige Verhalten des Kommandanten dadurch, daß er ihm den Degen beließ. Unsere Artilleriestellung befand sich bei der Beschießung ungefähr 8 Kilometer nordwestlich von Longwy hinter dem Wald. Als die Zidatelle von Longwy besichtigt wurde, fand man massenhaft Infanteriegeschosse mit abgefeilter Spitze und Dumdumpatronen. Dort fiel den Deutschen auch eine Maschine in die Hände, mit der Dumdumgeschosse hergestellt wurden. Nach diesem Fund gab der Kronprinz den Befehl, daß der Degen, der dem Kommandanten ehrenhalber belassen worden war, ihm wieder abgenommen werden solle. Etwa zwanzig Gefangene, die nur aus alten Männern und halbwüchsigen Burschen bestanden, wurden abgeführt, weil sie Verwundete in unerhörter Weise verstümmelt hatten. Für das französische Volk ist es eine Schmach, in dieser der Zivilisation hohnsprechenden Weise Krieg zu führen. In Südwestafrika sind während des Aufstandes der Herero und Hottentotten keine schlimmeren Scheußlichkeiten verübt worden, als in diesem Kriege von Angehörigen der „grande nation", die sich stets mit ihrer Kultur brüstete.

* * *

Selbstverständlich haben sich unsere braven Truppen nach der Eroberung von Lüttich und der Besetzung von Brüssel nicht auf ihren Lorbeeren ausgeruht, sondern es wurde sofort ein neues Ziel in Angriff genommen, die Festung Namur, die außer Antwerpen noch den einzigen befestigten Platz in Belgien bildete. Namur liegt von Lüttich und von Brüssel etwa 50 Kilometer, von Maubeuge etwa 22 und von Paris rund 250 Kilometer entfernt und ist wie Lüttich von Außenforts umgeben.

Am 23. August erfuhren wir, daß Namur bereits seit dem 21. beschossen wurde. Fester schloß sich die eiserne Umklammerung, mit der der Feind nach dem Plane unseres Generalstabes im Westen gefaßt werden sollte. Während eine unserer Armeen die belgische Hauptmacht über Brüssel nach Antwerpen drängte, versuchte der andere große Teil unserer in Belgien stehenden Truppen den Einmarsch nach Frankreich von Norden her zu erzwingen.

Über die Einnahme der Forts wurde folgendes berichtet:

„Gleich nach Beginn der Beschießung (21. August) richtete unsere Artillerie ihre Angriffe auf Fort .... Aus dem Fort fielen nur wenige Schüsse. Die Einschießung unserer Artillerie war so vortrefflich, daß kein Schuß fehlging. Sobald unser Feuer einsetzte, verstummten die feindlichen Geschütze, und es fiel kein Schuß mehr. An diesem Tage wurden nur wenige Schüsse auf das Fort abgegeben, die lediglich den Zweck des Einschießens hatten. In der Nacht von Freitag auf Samstag versuchte die Besatzung des Forts einen Ausfall, der aber mißlang. Deutsche Patrouillen gingen bis dicht vor das Fort, das durch Laufgräben, Minen und Stacheldraht stark befestigt war. Sonntag, den 23. August, in aller Frühe begann die deutsche Artillerie das Fort zu beschießen. Am Nachmittag gingen die Truppen im Sturmangriff vor. Als die Deutschen etwa 150 Meter vor dem Fort feste Stellung genommen hatten, wurde dort die weiße Fahne gehißt. Ein Teil der Besatzung suchte zu entfliehen, wurde aber von unseren Truppen unter Feuer genommen, worauf er sich ergab. Neun schwere



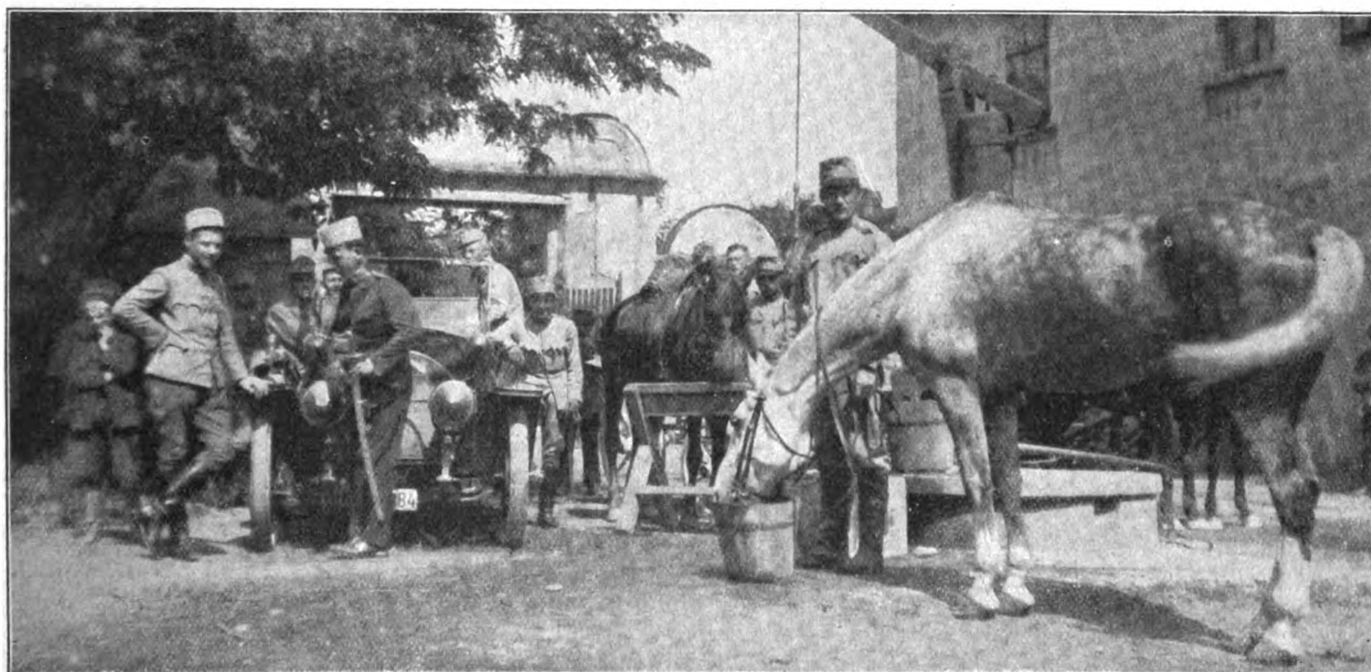
Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Feldbäckerei.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Feldmetzgerei.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Raststation an der russischen Grenze.

Aus dem Lagerleben der österreichisch-ungarischen Truppen.

Geschütze, einige leichtere und die ganze Munition, sowie die sonstigen Waffen fielen den Deutschen in die Hände."

Auf ganz eigentümliche Weise eroberten wir das Fort Malonne. Es fiel durch einen Handstreich des Leutnants von der Linde am 24. August in unsere Hände. Wir lassen diesen selbst erzählen:

„Ich mußte auf 500 Meter Entfernung auf ungedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Überall starrten mir Schießscharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, und wenn das nicht, so konnte ich auf eine stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzeln vortreten. Wir untersuchten sie. Die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant übergab mir seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer heran käme. Neben dem Kommandanten nahm ich 5 Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren schon geflohen. Ich ließ nun meinen Zug nachkommen. Die Gesichter der belgischen Offiziere hättet Ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich



Durchziehende Infanterie vor Dieuze am Bergaviller Torhaus. Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

der vielen Minen, die ringsherum lagen, treten. Von allen Offizieren, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten, wurde ich ausgesucht. Ich nahm von meinem Zug nur vier Mann mit, und im Gänsemarsch näherten wir uns dem Fort. Heran konnte ich selbst nicht, weil die Brücke über den großen Wassergraben zurückgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stehe und das Feuer sofort eröffnet würde, wenn noch eine Minute mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das holte die belgische Flagge herunter, und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer französischen Leibbinde eine deutsche Fahne und hißten sie. Vorher hatten wir den Weinkeller geöffnet und ließen beim Aufziehen der Fahne ein paar Sektflaschen knallen. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeschossen war, besetzt halten. Ich erbeutete vier schwere 21-cm-Kanonen und eine Anzahl kleinerer Kaliber, über 100 Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere tausend Gewehrpatronen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Musson, Baranzy, Signeulx.

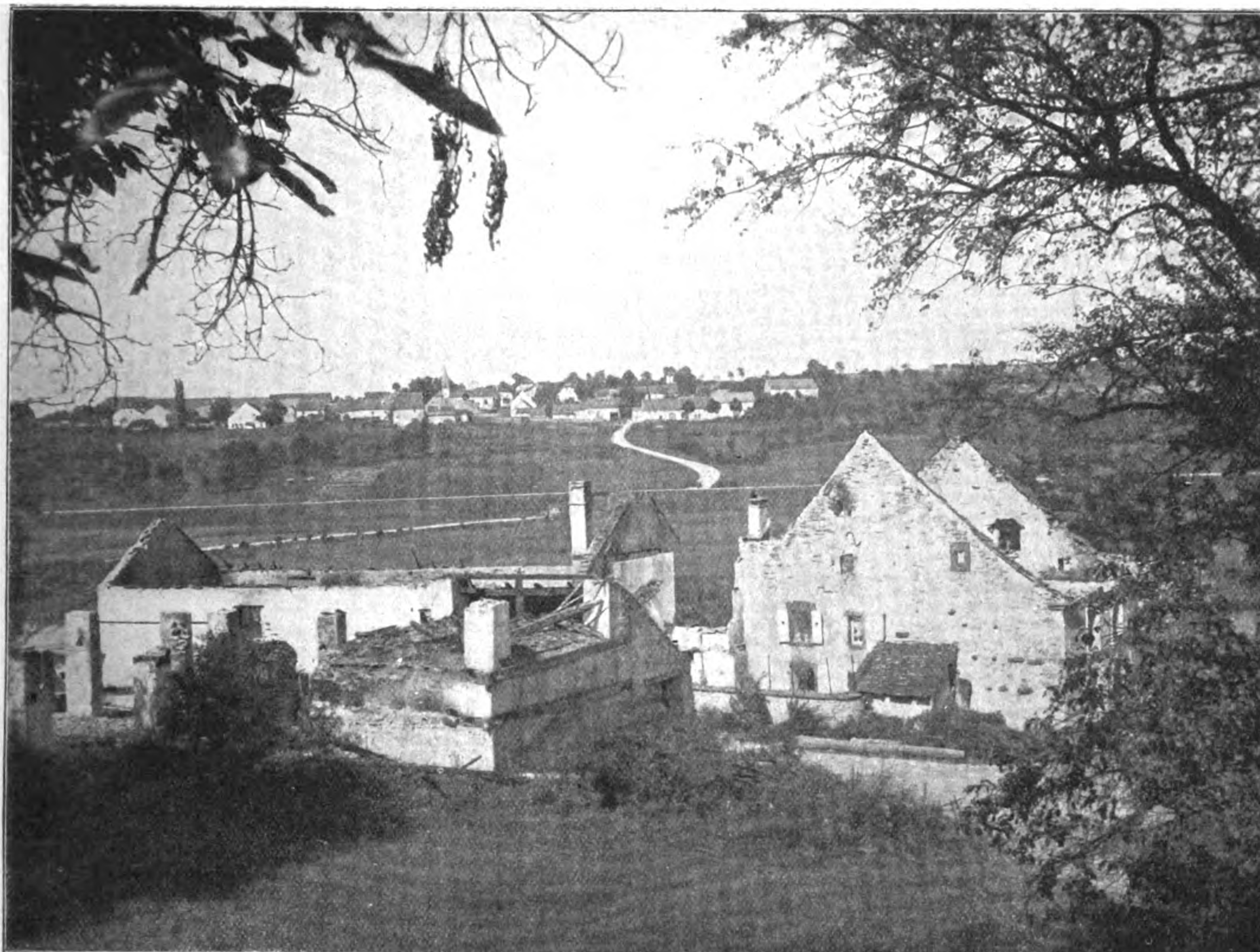
(Hierzu das Bild Seite 275 und die Wegeskizze Seite 274.)

Am 22. August — es mag vier Uhr morgens gewesen sein — erhielten wir in unseren Vorpostenstellungen den Befehl: Regiment Kaiser Friedrich (7. Württ.) Nr. 125 sammelt sich in Rachecourt, wo unsere Kompanie um sechs Uhr morgens anlangte.

Unsere Stimmung war nicht gerade die beste. Wie oft hatten wir uns in letzter Zeit als freiwillige Patrouillen, als Feldwache, Vorpostenkompanie gemeldet! Alle Mühe war bisher noch umsonst gewesen. Keine Rothose hatten wir auch nur zu Gesicht bekommen.

Doch wie leuchteten unsere Augen auf, als wir nun erfuhren: „Feindliche Kolonne hat gestern von St. Mard kommend Latour erreicht. Der Gegner wird angegriffen, wo man ihn findet." Obwohl wir einen beschwerlichen Nachtmarsch mit nur zwei Stunden Nachtruhe hinter uns hatten, waren Hunger und Müdigkeit wie weggeblasen.

Noch dampften die Wälder und Täler. Nebelmassen lagen wie dichte Schleier über den Hügeln. Möglichst geräuschlos zogen wir querfeldein. Die Bataillone waren entfaltet. Ernst wurden unsere Gedanken. Doch wir waren voll Siegeszuversicht. Alles drängte neugierig auf den Feind vorwärts. Langsam senkten sich die Nebel. Aus der Richtung, aus der unsere Kolonnen heranmarschier-



Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

Nach der Schlacht von Dieuze—Saarburg.

Auf der Höhe das Dorf Oberstinzel. Dahinter die bayrische Artillerie-Stellung, von wo aus die Saareckmühle an dem von den Franzosen besetzten Walde in Brand geschossen wurde.



Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

Nach der Schlacht von Dieuze—Saarburg.

Blick von der Höhe von Oberstinzel auf die Waldungen in der Richtung Dieuze. Diese waren weithin von Franzosen besetzt. Die Höhen — Saarburg-Finstingen — hielten bayrische Infanterie und Artillerie, die nach dem Gefecht siegreich vordrangen. Im Vordergrund eine deutsche Artilleriescheinstellung, markiert durch Wasserleitungsröhren.


Phot. Schleißky-Ströhlein, Frankfurt a. M.

Herzog Albrecht von Württemberg und General v. Schenck während eines Gefechtes.

ten, war am blaugrauen Morgenhimmel eine feuerrote Wolke zu sehen. „Das ist das Tor nach Walhall!" sagte einer. — An der Straße Halanzy—Musson hielten wir vorläufig als Deckung der Maschinengewehrkompanie. Dicht vor uns lag Musson, fast versteckt in kornbestandenen Hügeln. Unser Regiment rückte über die links sich anschmiegende Höhe vor. Sehnsüchtig lauschten wir dem ununterbrochenen scharfen Knattern des Gewehrfeuers vor uns. Von dort kam plötzlich ein Radfahrer mit Meldung: „In Musson Franktireurs, das Dorf ist zu säubern."

Leutnant der Reserve Tost (gefallen bei Somaisne) mit einigen Gruppen stürmt hinein. Aus allen Häusern knattern Schüsse auf die kleine Schar. Sie bitten um Verstärkung. Leutnant der Reserve Volz (gefallen bei Longuyon) und Leutnant Boleg (gefallen bei Pretz) eilen mit einem Zuge zu Hilfe.

Wir Zurückbleibenden können es nicht fassen. Bisher waren die Belgier stets freundlich gewesen. Der Gedanke, auf Zivilbevölkerung schießen zu müssen, widerstrebte uns allen. Da brachten zwei Musketiere auch schon einen alten Bauern mit weißem Haar. Er hatte mit seiner Frau auf unsere Offiziere aus der Tür herausgeschossen. Man hatte seinen Bau gestürmt, wobei sein Weib einen Kopfschuß erhielt. Ihn selbst zog man aus seinem Versteck hinter dem Ladentisch. Wir sollten ihn richten. Sein Heim brannte lichterloh. Bedauernswerter, verhetzter Alter! Mit der Waffe hatte er sein Leben verteidigen wollen, und hatte es doch gar nicht nötig gehabt. Nun wurde die vorgefundene Waffe die Ursache seines Todes.

Der Rest unserer Kompanie rückte links hinauf auf die Höhe. Unser tapferer Hauptmann Freiherr von Hügel (verwundet bei Pretz) weit voraus. Zu unseren Füßen lag die Kirche mit Kirchhof. Eine herrliche Aussicht über die Äcker und Felder bis zum Kirchturm von Baranzy im Hintergrund tat sich uns auf, trotz des trüben Wetters.

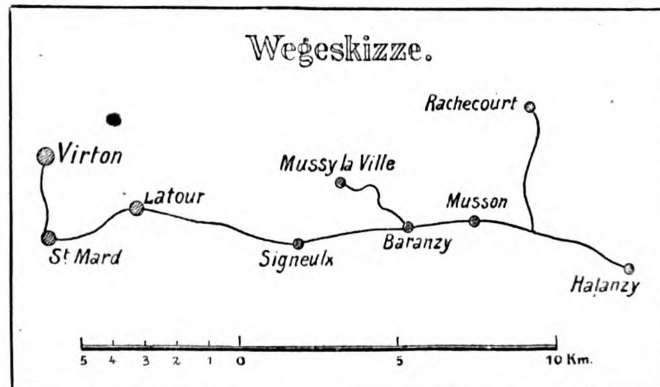
Vereinzelte Schüsse umpfiffen uns. Surrend gingen Querschläger über uns weg. Aus Musson hörte man Revolver- und Gewehrschüsse. Jedes Haus, aus dem geschossen wurde, ging in Flammen auf. Seine Bewohner wurden niedergeschossen. An der Friedhofecke saß als erster Verwundeter des Regiments Hauptmann Mayer und ließ sich seinen Fußschuß verbinden, den er durch Franktireurs auf dem Friedhof erhalten hatte. Leutnant Berger (verwundet bei Somaisne) sollte mit seinem Zug den dicht mit Bäumen bestandenen Kirchhof säubern, was nach einer kleinen Schießerei mit einem halbwüchsigen Burschen bald geschehen war.

Doch kaum war der Zug weiter vorgegangen in der Richtung auf den dunkeln Wald, als eine Seitenpatrouille aus dem Kirchturm prasselndes Feuer erhielt. Unsere Schützenlinie wurde von rückwärts beschossen und konnte gerade noch in Stellung gehen. Die Fenster des Turmes waren in weiße Wölkchen gehüllt. Es sollen neben Zivilisten und französischen Infanteristen auch Maschinengewehre in luftiger Höhe aufgestellt gewesen sein, die unserem Zuge in der kurzen Zeit einer Viertelstunde zehn Prozent Verluste beibrachten.

Hinter uns war Baranzy ebenfalls in Flammen aufgegangen, wo die anderen Kompanien schon im Gefecht standen. Sie waren wie schwarze Punkte anzusehen, und ihre Unterstützungen wie Ameisenhaufen.

Inzwischen hatte Hauptmann Freiherr von Hügel die Reste unserer Kompanie auf der im Vordergrund liegenden Höhe eingesetzt. Unsere Maschinengewehre erwiderten das feindliche Feuer. Unsere Artillerie fuhr daneben auf. Zischend fuhren ihre Geschosse durch den krachenden Kirchturm. Doch kaum hatten sich die Sprengwolken verzogen, als wieder und immer wieder ein rasendes, verzweifeltes Schnellfeuer aus den Fenstern knatterte. Allmählich wurde es dann aber doch still im durchlöcherten Kirchturm.

Und weiter ging es vor nach Baranzy. Wir schoben ein in die vorderste Schützenlinie. Die Truppenverbände vermischten sich. Bald erhielt man feindliches Feuer von den Wäldern jenseits der Straße, bald aus der Richtung von Mussy-la-Ville. Mit „Sprung — auf, marsch-marsch" ging es immer vorwärts, bis es Abend wurde. Wir hatten Signeulx erreicht und andere Truppenteile Mussy-la-Ville! Wir hatten 11 Kilometer Boden gewonnen und mutig den Gegner geworfen. Furchtlos und treu, wie unsere Väter bei Villiers und Champigny.



Zum Artikel Musson, Baranzy, Signeulx

Die Offizierfernpatrouille der Kavallerie.

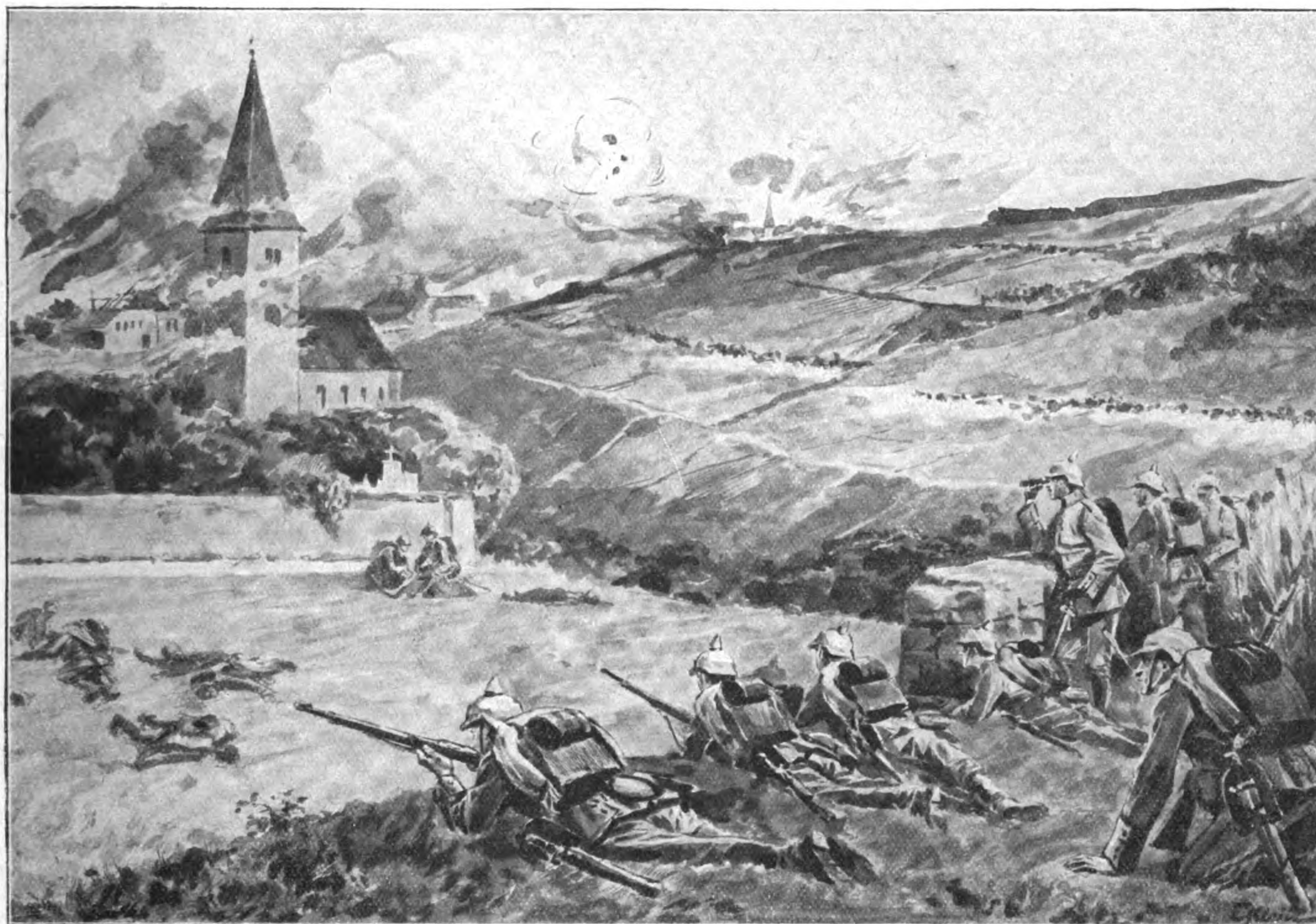
Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

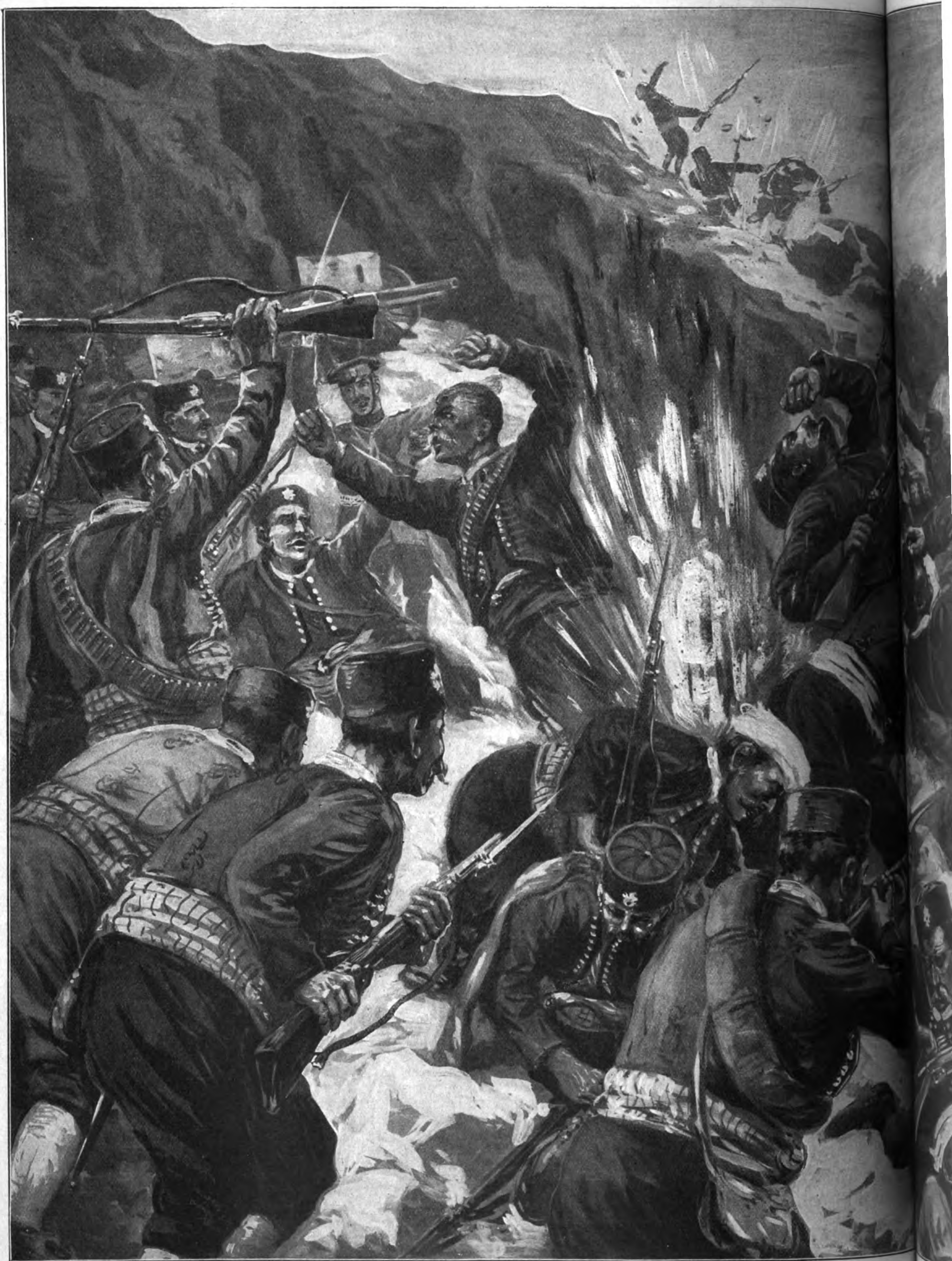
Wer in diesen Zeitläuften ernst die langen Verlustlisten durchmustert, wird bei den Kavallerieregimentern häufig die Angabe finden: ein Leutnant, soundsoviel Mannschaften tot, verwundet, gefangen. Diese Mitteilung bedeutet fast immer den tragischen Ausgang einer Offizierpatrouille. Die Gefahren, die sie laufen, reichen an die der Flieger und der Unterseeboote heran. Die Führung erfordert wie bei diesen Mut, Entschlossenheit, Verwegenheit, Kaltblütigkeit, Geschicklichkeit und Erfahrung. Eine einzelne dieser Eigenschaften genügt nicht, sie müssen sich vereint in einer Persönlichkeit verkörpern. Die Patrouillen werden in den modernen Kriegen sehr weit vorgetrieben, bis zu 100 Kilometer; ihre Haupttätigkeit entwickeln sie in einer Gefahrzone, wo meilenweit kein Angehöriger des eigenen Heeres zu finden ist. Ihre Aufgaben sind so vielgestaltig, daß eine selbst allgemeine Aufzählung sich verbietet. Die hauptsächlichsten sind die Erkundung marschierender oder ruhender feindlicher Heeresteile, von Festungen und befestigten Feldstellungen, von rückwärtigen Verbindungen, Eisenbahnen, Tunneln, Flußläufen, Straßen, Brücken — auch Zerstörung dieser mit den Kavalleriesprengpatronen — von Telegraphen- und Telefunkenstationen, von Stimmung und Haltung der Bevölkerung; ferner das Ergreifen von Gefangenen und tausenderlei anderes.

Oft müssen mehrere Aufträge von einer Patrouille ausgeführt werden. Der Führer sieht sich, nachdem er seinen Auftrag erhalten, zunächst die Karte an, erwägt den ungefähren Weg, den er nehmen will, und weiht seine Begleitmannschaften, soweit ihm das wünschenswert erscheint, ein. Diese bestehen meist in einem hierzu besonders geeigneten Unteroffizier, der die Patrouille weiter zu führen hat, wenn der Leutnant fällt, und etwa sechs bis zwölf Reitern. Bei längerer Dauer des Krieges melden sich dazu fast immer Freiwillige, besonders wenn der Offizier beliebt und als Führer geachtet ist. Rasch geht die Patrouille vorwärts, besonders anfänglich, wo sie noch im Sicherheitsbereich der eigenen Truppen ist. So lange dies der Fall ist, benutzt sie die großen Straßen. Bei der ersten Sichtung des Feindes wird sie diese aber meist verlassen. Zwischen dem Führer und seinen Leuten herrscht ein vertrautes Verhältnis. Diese dürfen und sollen leise sprechen, ihre Wahrnehmungen mitteilen. Letztere sind oft verblüffend und bei längerer Dauer des Feldzuges meist Zeugnis außerordentlicher Sinnesschärfe und verständnisvollster Schlußfolgerung.

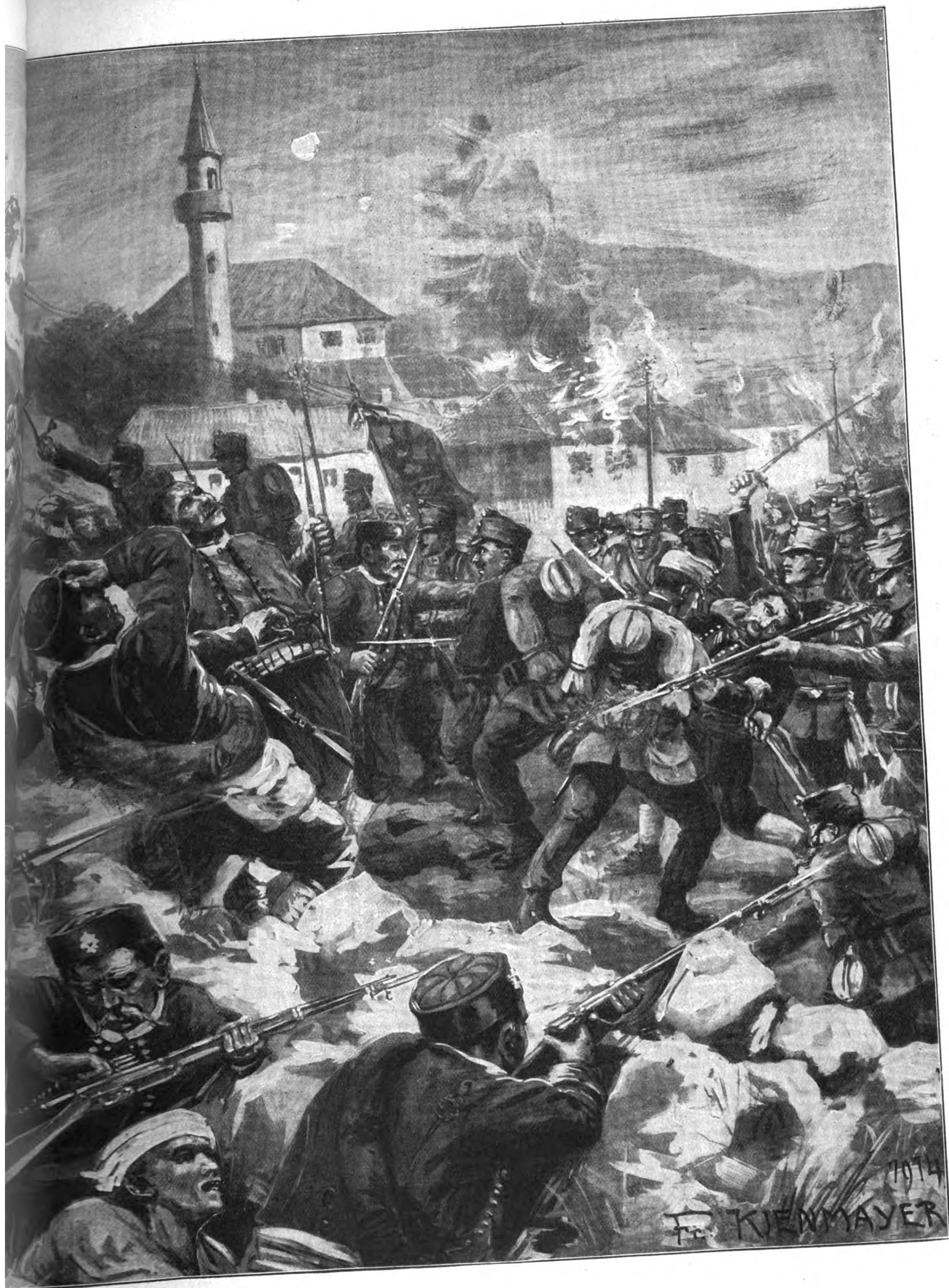
Die Patrouille geht sprungweise vor — das heißt sie durchmißt einen Raum, wo sie sichtbar werden könnte, in schneller Gangart, hält dann, lauscht und äugt, wie das Wild, wenn ihm Gefahr droht. Und diese droht wirklich von allen Seiten. Zunächst ist es meist feindliche Kavallerie, die vermieden werden muß — denn wird man mit ihr handgemein, so hört das Beobachten auf. Man kann nicht zu gleicher Zeit sehen und fechten. Bei den „Sprüngen" reitet die Patrouille nie auf einem Haufen, sondern auseinandergezogen, damit sie nicht durch die Salve eines versteckten Feindes auf einmal aufgerieben werden kann. Der Offizier und zwei Leute reiten an der Spitze, die anderen folgen an den Rändern des Weges, in den Straßengräben, nie auf der Straße selbst, meist auf der rechten Seite, denn die feindlichen Gewehre haben den Drall (Laufwindung) nach rechts und die Geschosse gehen auf weitere Entfernungen meist links vorbei. Jede Minute bringt neue Eindrücke, neue Überlegungen. Während des Haltens der Patrouille werden gern hochragende Bäume erklettert, Kirchtürme in Feindesland wegen der zweifelhaften Haltung der Bevölkerung aber vermieden. Das Gebaren der letzteren ist zu beobachten. Zeigen die Leute eine freche Zuversicht, so ist der Feind in der Nähe — sind sie demütig und unterwürfig, so ist er es nicht. Stehen Windmühlen falsch gegen den Wind, flammen Feuer auf, so sind es fast immer Zeichen für den Feind. Die Patrouille hat diese Zeichen wohl zu beachten. Wird sie von feindlichen Patrouillen oder Eskadronen gejagt, so muß sie, wenn sie noch frische und gut eingesprungene Pferde hat, schwieriges Gelände aufsuchen — der Feind wird dann meist die Verfolgung aufgeben. Ist ein Zusammenstoß mit feindlichen Patrouillen



Gefecht bei Musson—Baranzy. Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.



Vernichtung einer monte[...] Brigade bei
Nach Schilderung von Augen[...]



Brigade bei Foča.
net von Fr. Kiennmayer.

unvermeidlich, dann im Marsch-Marsch drauf los. Dem Kühnen gehört die Welt. Dies hat die Patrouille des Prinzen Friedrich Karl von Preußen gezeigt, der mit drei Ulanen zwanzig feindliche Reiter in den nächtlichen Straßen von Lüttich angriff und gefangennahm. Die Nähe feindlicher starker Marschkolonnen wird durch den Staub oder bei Regenwetter durch das eigentümliche summende Geräusch bemerkbar, das sie verursachen. Bei der Breite der heutigen Anmarschfronten in mehreren oder vielen Kolonnen kann die Patrouille selten daran denken, sie von der Flanke zu beobachten. Sie muß deren Anfänge vielmehr von vorn beobachten, sie auf sich zukommen lassen von einem Punkt aus, der möglichste Übersicht gestattet. Der Führer muß dabei die Gaben eines Generalstabsoffiziers entwickeln, aus der Zusammensetzung des feindlichen Heeresteils schließen, ob es eine Vorhut, ein Seitendetachement oder ein Armeekorps ist.

Die Marschrichtung ist oft sehr schwer zu bestimmen. Dabei ist unausgesetzte Aufmerksamkeit nach rückwärts geboten. Die Patrouille bleibt, solange sie über Meldereiter verfügt, am Feinde bis zur Dauer einer Woche. Im Inlande, wo die Führung der Patrouille unendlich viel leichter ist als in Feindesland, sind Telegraph, Telephon usw. eine große Erleichterung für das Rückwärtssenden der wichtigen Meldungen. In Feindesland muß dies durch Meldereiter geschehen. Diese haben die schwierigste Aufgabe zu bewältigen. Ohne Karte, auf müdem Pferd, oft auf bedeutende Entfernungen sich durch eine fanatische Bevölkerung, oft durch vom Feinde besetzte Landstriche zu schleichen, erfordert kluge Helden. Von ihren Taten kommt zunächst selten Kunde in das Vaterland. Nur zu Beginn des Krieges erfuhren wir von einer solchen von schneidiger Entschlossenheit zeugenden Tat, als Leutnant Mayer von den reitenden Jägern seine Patrouille in der Richtung auf Belfort vorführte. Leider geriet er in einen Hinterhalt. Als einer der ersten starb er den Heldentod. Mit ihm sank die Begleitmannschaft dahin. Nur ein Jäger entkam, der die Kunde von dem Überfall überbrachte.

Der Sieg über die Montenegriner bei Foča.

(Hierzu das Bild Seite 276/277.)

Die Montenegriner, die sich als Freunde und Bundesgenossen Serbiens ebenfalls bewogen gefühlt hatten, in den europäischen Weltkrieg einzugreifen, wären gewiß längst schon niedergerungen worden, wenn Österreich-Ungarn sich nicht genötigt gesehen hätte, alle einigermaßen entbehrlichen Truppen vom montenegrinischen wie vom serbischen Kriegschauplatz zurückzuziehen und nach dem von den Russen besetzten Galizien zu senden.

So sind längs der bosnisch-herzegowinischen Grenze und im südlichsten Zipfel von Dalmatien, in der Krivosci, in der Bocche und bis hinunter über den Fortgürtel, der östlich San Stefano oben auf den Höhen liegt, nur wenige Gebirgsbrigaden in Tätigkeit. Dies ist der montenegrinischen Heeresleitung natürlich nicht verborgen geblieben, und so ist es verständlich, daß die Gernegroße der wilden Crnagora, die übrigens sehr tapfere Krieger sind, sich wiederholt verlocken ließen, in die Herzegowina und Bosnien einzubrechen, was ihnen dank der Tapferkeit der österreichisch-ungarischen Grenztruppen, freilich noch stets recht übel bekommen ist.

Schon auf Seite 79 haben wir darüber berichtet, daß die Montenegriner sich sogar an die Belagerung der herzegowinischen Grenzfeste Bileca wagten, aber unter schweren Verlusten in die Flucht geschlagen wurden. Sie erneuerten die Kämpfe auf der Linie Korito—Kobula—Pleva, doch auch hier endete ihr Vorgehen mit einem vollständigen Zusammenbruch. Offenbar spielt an der bosnisch-herzegowinischen Grenze auch der Verrat eine Rolle, da sich die Montenegriner über die Stärke der jeweils vorhandenen österreichisch-ungarischen Truppen immer gut unterrichtet zeigen. Die Tatsache, daß zu Anfang Oktober nur ganz geringe Grenzschutztruppen am äußersten nördlichen Zipfel Montenegros vorhanden waren, ermunterte die finsteren Söhne der Schwarzen Berge, es auch hier mit einem Vorstoß zu versuchen, der sengend und plündernd durch eine ganze Brigade unternommen wurde — bei dem sprichwörtlichen Selbstvertrauen, das den montenegrinischen Krieger beseelt, ohne Zweifel in der Absicht, in der Richtung auf Serajewo tief in Bosnien vorzudringen. Aber sie kamen nicht weit. Schon bei Foča, einem malerisch am Fuße des Crni Vrh in einem Bergkessel gelegenen Städtchen, das von alters her durch seine vollendeten Erzeugnisse — Handschars (geschwungene kurze Säbel mit langem Knochengriff) und Silberfiligranarbeiten — berühmt ist, stellten sich der Brigade schnellgesammelte österreichisch-ungarische Grenztruppen entgegen. Es kam zu einem hitzigen Gefecht, in dem die Montenegriner fürs erste standhielten; ja sie vermochten sich sogar in günstigen Stellungen zu verschanzen. Als aber die Österreicher ihre Artillerie ins Treffen führten, mußte der Feind die Feldbefestigungen räumen. Ein Infanterieangriff, bei dem das gefällte Bajonett eine Rolle spielte, machte dann auch diesem Einbruch auf bosnisches Gebiet ein Ende. Die Reste der Brigade, die schwere Verluste erlitt, wurden wieder über die Grenze zurückgetrieben.

Es sind tapfere Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee, die da unten im äußersten Süden der Doppelmonarchie unter recht erschwerten Umständen und gewöhnlich gegen eine Übermacht fechten. Die Kämpfe in jenem unwirtlichen, felsigen Grenzgelände sind durch die Eigenschaften des Gegners zudem zu einer Art fortgesetzten Bandenkriegs geworden, der stets in Atem hält und an Offiziere wie Mannschaften außerordentliche Anforderungen stellt; sie haben oft recht harte Aufgaben unter den schwierigsten Verhältnissen zu bewältigen.

Am Donon.

(Hierzu die Bilder Seite 268 und 269.)

Am 20. v. M. lagen wir auf einer Höhe nahe Schirmeck in einer starken Bereitstellung. Den Tag zuvor hatten wir die Franzosen völlig geschlagen. Es hieß jedoch, daß sie mit starken Kräften wieder anrückten. Sie kamen aber nicht, und wir waren froh, daß wir in der blanken Sonne etwas ruhen konnten.

Inzwischen war bekannt geworden, daß bei Saarburg eine große Schlacht im Gange sei. Ein Teil unseres Korps sollte auch noch herangezogen werden. Das hieß für uns einen kolossalen Gewaltmarsch. Auf stillen Vogesenpfaden, so schmal, daß nur immer ein Mann hinter dem anderen gehen kann, zogen wir — ich war gerade Spitzenführer — wieder gen Schirmeck. Im Tale kamen wir in Artilleriefeuer, das aber keinen Schaden tat. Als die Nacht einbrach, waren wir gerade am Fuße des kleinen Donon, und den hatten die Franzosen tüchtig besetzt und zur Verteidigung eingerichtet.

Der Donon, der große und der kleine, sind zwei Vogesengipfel, bewaldet bis zur Höhe und über 1000 Meter hoch. Der Anstieg ist außerordentlich steil. Zwei Regimenter wurden vorgezogen, und die stürmten noch in der Nacht mit dem Bajonett und warfen den Feind aus seinen Verschanzungen hinaus. Da wir nicht weiter konnten, wurde Rast gemacht. Man legt sich rechts und links der Straße auf den Waldboden, und in ein paar Minuten ist die ganze Truppe in tiefstem Schlaf bis auf die angesetzten Posten. Am frühen Morgen kommt von der Feldküche heißer Kaffee, aber Brot oder sonst etwas zu essen, das ist schon lange nicht mehr möglich, und die Bagage ist weit weg. Es geht auch so.

Mittlerweile erhebt sich auf dem Donon ein lebhaftes Schießen. Der Regimentskommandeur gibt der Spitzenkompanie, und das sind wir, den Auftrag, zur Aufklärung auf den von eigenen Truppen besetzten Donon vorzugehen. Mein Kompaniechef, der infolge eines kranken Beines nicht mehr recht gehen kann, kommt den steilen Berg nicht hinauf und übergibt mir die Kompanie. Der Aufstieg ist fürchterlich, aber unaufhaltsam geht es hoch, denn die oben sind in harter Bedrängnis. Endlich, endlich sind wir oben, und da hockt in einer Bodenfalte ein Offizier mit einem Häuflein, der mir sagt, es sei unmöglich, sich zu halten: feindliche Maschinengewehre, die man nicht sehen könne, rasierten den ganzen Kamm, und überlegene feindliche Infanterie sei im Anmarsch.

Dennoch besetze ich mit der ganzen Kompanie den Gipfel, erhalte wohl lebhaftes Feuer, bin aber nicht imstande, auch nur das mindeste vom Gegner zu sehen. Der



Phot. Frankl, Berlin.

Eine Flüchtlingswohnung im Freien in der Nähe von Antwerpen.



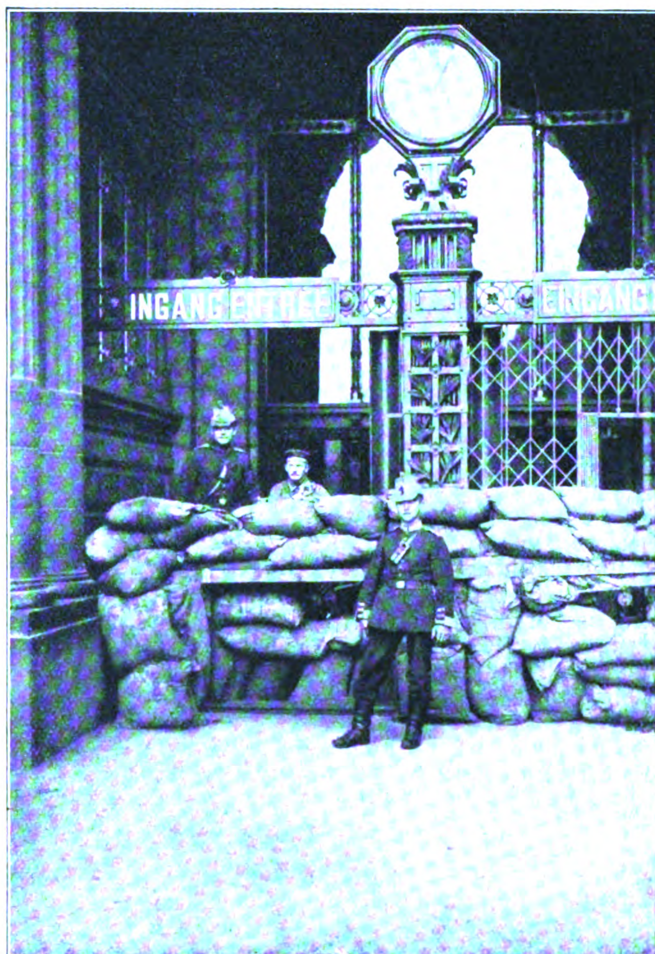
Phot. Frankl, Berlin.

Erste Ankunft des neutralen Zuges von Eschen aus Holland, mit dem die ersten belgischen Flüchtlinge wieder zurückkamen.



Phot. Frankl, Berlin.

Zerstörtes Haus in Berchem bei Antwerpen.
Die Wirkung einer 18-cm-Granate.



Phot. Frankl, Berlin.

Der verbarrikadierte Hauptbahnhof in Antwerpen.
Hinter den Säcken stehen zwei Maschinengewehre.

Berg fällt vor uns geradeso steil ab wie die Rückseite, und ist mit Bäumen und Buschwerk so dicht bedeckt, daß der Feind sich ungesehen bis auf drei Schritt heranarbeiten kann. Rechts und links herunter den Hang höre ich eigene Truppen in schwerem Feuer. Da ich nicht allzusehr beschossen werde und zudem gar nichts vom Feinde sehe, so eröffne ich auch kein Feuer, richte mich aber zu einem derben Empfang ein. Und wirklich, jetzt rückt der Gegner an, deutlich hört man seine Kommandos und hört die Äste knacken, kaum dreißig Schritte vor unserer Front. Denen pfeift aber ein eiserner Hagel entgegen, ein so rasendes Schützenfeuer, daß mir um meine Munition angst wird. Ein Pfiff mit der Schützenpfeife — und das Feuer stoppt auf der ganzen Linie. Großartig, die Feuerleitung klappt wie auf dem Übungsplatz. Die Truppe ist trotz der die Nerven aufs äußerste spannenden Lage völlig ruhig und in der Hand des Führers.

Jetzt kommt mir der Gedanke, daß, so gut ich die Kommandos des Feindes höre, er auch mich hört. Und so lasse ich, während ich in Wirklichkeit keinen Mann mehr zur Verfügung habe, ein „ganzes Bataillon" teils einschieben, teils links, teils rechts verlängern. Die Flügelzugführer merken sofort meine Absicht und schreien und kommandieren wie toll darauf los. Dann zur Bekräftigung wieder einen Hagel den Berg hinunter, daß denen hinter Baum und Busch Hören und Sehen vergeht. Und wirklich, jede Lust zum Angriff scheint ihnen vergangen zu sein. Nirgends hört man mehr ihren Ruf „en avant!" Nur etwas kräftiger feuern sie den Hang hinauf.

Ich stehe einen Augenblick auf, um an den rückwärtigen Hang zu gehen, ob nicht endlich Verstärkung kommt, denn die Gefahr des Überranntwerdens von einem entschlossenen Gegner ist noch groß. Und zu meiner großen Freude sehe ich es unten am Hange wimmeln wie Ameisen. Wie ich zurücktrete, kracht keine sechs Schritte vor der Front aus einem Busch ein Schuß mir am Ohr vorbei. Hat sich doch so ein Feind angeschlichen! Er blieb danach aber nicht lange mehr am Leben.

Als nun die Verstärkung eingetroffen ist, will ich mit meinen Mannen auch zum Sturme vorgehen, denn ich höre rechts und links von mir, daß unsere Truppen stürmen.

„Zwölfte Kompanie — marsch!" Wir sollten nicht weit kommen. Kaum haben wir einen kleinen Rand am Hange vor uns erreicht, so prasselt ein derartiges Maschinengewehrfeuer auf uns, daß wir sofort in Stellung gehen müssen. Von einer Feueraufnahme kann gar keine Rede sein. Ich weiß nicht, sind die Maschinengewehre vor uns oder seitlich, nah oder ferner; ich höre nur einen fürchterlichen Geschoßeinschlag und ein leises Stöhnen durch die Schützenlinie, während mich selbst ein Geschoß nach dem anderen trifft. „Volle Deckung", und da verkriecht sich jeder hinter Baum und Busch, hinter einem Felsblock oder in eine Bodenfalte. Da pfeift's wieder heran, und wieder gilt es mir und diesmal von oben in die linke Brustseite. Ich bleibe bei voller Besinnung und fühle, wie mich mein Feldwebel von hinten faßt, hinter einen Felsblock zieht und dort verbindet.

Schmerzen fühle ich wenig, nur der Atem geht sehr rasch und stoßweise, da ja jetzt der rechte Lungenflügel allein den Luftbedarf decken und deshalb mit doppelter Tourenzahl arbeiten muß.

Inzwischen geht der Kampf mit begeisterter Heftigkeit weiter. Stundenlang liege ich, während von Zeit zu Zeit mein wackerer Feldwebel erscheint und meldet, daß Verstärkung über Verstärkung eintreffe und daß es vorangehe. Ich höre noch, wie die Unsrigen auf der ganzen Linie erfolgreich mit dem Bajonett vorgehen, als die Krankenträger erscheinen, die der Feldwebel hergeschickt hat.

Nun konnte ich ruhig abtreten, meine Arbeit war getan und der Rest vorerst zu nichts mehr zu gebrauchen.

Die Schlacht bei Kirlibaba.

Beim Stellen und Vertreiben der russischen Kräfte, die den Flüssen Visso und Isa entlang eingebrochen waren, ist, wie Nikolaus Farago, der Kriegsberichterstatter des „Az Est" berichtet, unserer von der südöstlichen Grenze der Bukowina gegen Jacobenyn und Kirlibaba aufmarschierenden Truppe eine wichtige Rolle zugefallen. Dieser Aufmarsch erzielte zwei sehr bedeutende Erfolge. Kirlibaba liegt an der Grenze östlich von Rumuly, schon auf bukowinaer Gebiet. Wie sich herausgestellt hat, wollte auch in dieser Gegend eine russische Kolonne ungarischen Boden betreten.

Der eine Erfolg des erwähnten Aufmarsches war, daß bei Kirlibaba die zum Einbruch bereite feindliche Abteilung gestellt und von unseren Soldaten gänzlich geschlagen wurde. In der nur kurze Zeit währenden Schlacht wurden unsere Truppen von Gendarmerieoberst F. befehligt, einem hervorragenden Offizier, der schon als Oberstleutnant von der Armeeleitung mit einem Regimentskommando betraut worden war. Oberst F. ließ auf einem für unsere Stellung sehr günstigen Bergabhang unsere Geschütze in guter Deckung so aufstellen, daß sie für den Feind völlig unsichtbar waren. Der steile Abhang setzt sich dort in einer engen Schlucht fort.

Gegenüber, auf einer Anhöhe, ungefähr hundert Schritt von unseren Geschützen entfernt, ließ der Kommandant alte verdorbene Mörser unterbringen, hinter denen unsere Infanterie in einer von der Natur äußerst begünstigten Deckung lag. Vom Gegner aus gesehen, standen somit zuerst die alten schlechten Mörser, hinter ihnen befand sich die Infanterie, und weiter davon standen die Geschütze.

Der Feind, der während seines Vormarsches nur kleinen, Vorpostendienst versehenden Abteilungen begegnete, drang ohne Widerstand in der Richtung gegen unsere Batterie vor, da unsere Vorposten den Befehl erhalten hatten, nach ein bis zwei Schüssen in scheinbarer Flucht den Rückzug anzutreten. Als der Feind, der geglaubt hatte, schon am nächsten Tage in Siebenbürgen zu sein, die bezeichnete Linie erreichte, begannen die Mörser zu feuern. Die Russen haben diese wertlosen Waffen sofort bombardiert. Nach einer etwa zwanzig Minuten dauernden Beschießung stellten die Mörser, ebenfalls auf vorher erteilten Befehl, das Feuern ein, was bei den Russen die Meinung erweckte, daß sie unsere Batterie vernichtet hätten.

Mit Siegesjubel stürmten sie nun unsere Mörser, doch in dem Augenblick, als sie zu ihrer Verblüffung erkannten, daß sie nur wertloses Spielzeug erbeuteten, erdröhnten auch schon von der nachbarlichen Anhöhe unsere bereits eingestellten wirklichen Geschütze, und gleichzeitig mit diesen eröffnete unsere Infanterie das Feuer. Das Ganze währte nur einige Minuten. Der größte Teil der Russen lag tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde, die anderen retteten sich in wilder, panikartiger Flucht.

So gelang es denn an diesem Orte, den erneuten Einbruch der Russen zu vereiteln, und nach Besetzung durch hinreichend starke Schutztruppen wird ein Einbruch auch für die Folge unmöglich sein. Dies der erste Erfolg unseres Einschreitens, das damit aber noch nicht seinen Abschluß fand. Nach dem Niederwerfen der Russen zog unsere Truppe gegen Westen, so lange gegen das Vissotal vorrückend, bis sie auf dem linken Flügel mit dem aus dem Rumulytal nordwärts vordringenden Truppenkörper, der die in Besztercze-Naszod eingebrochenen Russen mit eiserner Ausdauer vor sich her gejagt hatte, Fühlung nehmen konnte.

Die Vereinigung beider Truppen hat dem Eindringen der Russen nach Siebenbürgen völlig Einhalt getan. Der Feind mußte schleunigst die Flucht ergreifen, um sich noch rechtzeitig zu der bei Körösmezö im Rückzug befindlichen Hauptmacht schlagen zu können. Da die Flucht der Russen in Unordnung und panikartig erfolgte, konnten sie ihre zur Vorbereitung des Durchbruchs vorgeschobenen kleineren Truppenabteilungen nicht rechtzeitig sammeln, so daß diese teils gefangengenommen wurden, teils in der Wildnis des Gebirges zugrunde gegangen sein werden.

Die Schlacht von Dieuze.

(Hierzu die Bilder Seite 272 und 273.)

Saarbrücken, den 24. August.

Der Hauptschlag, durch den die acht französischen Armeekorps zwischen Metz und den Vogesen zurückgeworfen wurden, so daß sie dank einer rücksichtslosen Verfolgung sich auflösten und auf ihre Hauptstützpunkte zurückfluten mußten, erfolgte am Donnerstag, den 20. August. Wir hatten, so berichtet unser Gewährsmann, in der Nacht vom 19. auf den 20. August in Schützengräben gelegen, jeden Augenblick eines französischen Angriffs gewärtig. Obwohl von Zeit zu Zeit Schüsse gewechselt wurden, gingen die Franzosen nicht vor. Da kam gegen fünfeinhalb Uhr auf unserer Seite

der Befehl zum Angriff auf die französischen Stellungen westlich und östlich von Dieuze. Die Franzosen hatten gegenüber von Burg-Altdorf eine Vorstellung am Monacker Walde nordwestlich von Vergaville eingenommen. Sie wurden hier von unseren Truppen unter starkes Feuer genommen, das sie lebhaft erwiderten. Unter der Wucht unserer Maschinengewehre ließ das französische Gewehrfeuer indessen bald nach, und unsere Leute drangen trotz des Hindernisses, das der hochstehende Hafer auf den Feldern bot, mit ungestümer Tapferkeit gegen den Feind vor, sich immer wieder zu Zügen und Kompanien zusammenschließend und den Angriff vorwärts tragend. Während des Vorgehens fiel es uns auf, daß aus einigen Häuschen in den Weinbergparzellen nördlich des Monacker Waldes, in denen sich angeblich Verwundete befinden sollten, ein heftiges Flankenfeuer kam. Unsere Truppen machten diesem schändlichen Treiben ein rasches Ende, erschossen die Insassen und legten die Häuser in Trümmer. Den rechten Flügel des Feindes eroberten die deutschen Truppen durch einen glänzenden Bajonettangriff. Die Franzosen kamen ins Wanken, wichen und flüchteten rennend auf ihre Hauptstellung zu. Die mit französischen Gefallenen bedeckten Äcker legten Zeugnis davon ab, welch grausige Ernte hier der Tod gehalten hatte. Alles drängte nun auf die Hauptstellung zurück, aus der ein verdecktes mörderisches Artilleriefeuer unsere tapferen Truppen aufzuhalten versuchte. Aber vergebens! Vorwärts ging es mit unwiderstehlicher Gewalt, die Höhen hinauf, und unter diesem Stoße und dem tatkräftigen deutschen Artilleriefeuer mußte der Feind seine Hauptstellung räumen. Er tat es auf der ganzen Linie; denn von Vergaville bis Dieuze waren die Straßen wie übersät mit gefallenen Franzosen, mit Lebelgewehren und Tornistern, die die Flüchtenden weggeworfen hatten, um in ihrem Laufe unbehindert zu sein. Wagenladungen von französischen Patronen bedeckten hier den Boden. Wie wir schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung Maulesel gefunden hatten, die noch mit Maschinengewehren und anderem Material bepackt waren, so fielen uns auch in der Hauptstellung des Feindes Batterien, darunter solche allerschwersten Kalibers, in die Hände, deren Pferde noch nicht einmal ausgespannt waren, sondern erschossen im Geschirr an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Vergaville bis Geblingen war mit Rothosen bedeckt, was den Schluß zuläßt, daß auch auf dem Rückzuge dem Gegner schwere Verluste beigebracht worden sind. Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und erschoß sich bei unserem Nahen selbst. Die Franzosen ließen sich zu Hunderten gefangennehmen und baten flehentlich um ihr Leben. Wie wenig Widerstandskraft die Franzosen trotz ihres so viel gerühmten „Elans" besaßen, kann durch mancherlei Tatsachen bewiesen werden. Aus einem Bahnhofgebäude zum Beispiel haben drei Gruppen unserer Leute, die stark in der Minderheit waren, eine französische Besatzung von mehreren hundert Mann herausgeholt. Die Franzosen eröffneten aus dem Gebäude heraus zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen ein Feuer, steckten dann aber bald, als sie sahen, daß sich unsere Leute in ihrem Vorgehen dadurch nicht abschrecken ließen, auf etwa 100 Meter eine weiße Fahne heraus, um sich zu ergeben und ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutschen Truppen von einem Heldenmute beseelt, der die glänzendsten Leistungen hervorbrachte. Auch links von uns ging, wie wir beobachteten, das Gefecht schnell voran, der Feind flüchtete auf Dieuze zurück, um von dort den Rückzug auf Lunéville anzutreten. In den Kämpfen bekam man den Eindruck, daß die französischen Verwundeten ganz planmäßig auf unsere Truppen schießen, die sich ihnen nähern. Eine ganze Anzahl deutscher Krieger hat auf diese Weise das Leben eingebüßt, darunter auch ein Oberst. Nach diesen trüben Erfahrungen ist man dazu übergegangen, die französischen Verwundeten, bevor man sie versorgt, erst daraufhin zu untersuchen, ob sie noch im Besitz von Waffen sind.



Was die belgischen Soldaten in Antwerpen zurückgelassen haben. Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.
Bekleidungsstücke und zertrümmertes Hausgerät liegen in wirrem Durcheinander auf den Straßen.

Moderne Festungen.

(Hierzu die Bilder Seite 282—284.)

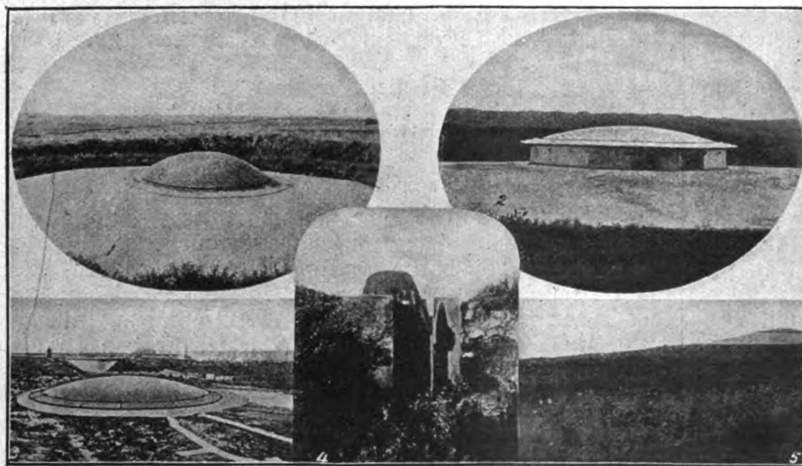
Die Festungen in Belgien und Frankreich waren in diesem Kriege eine große Rolle zu spielen berufen. Belgien war im Norden ja das Durchmarschland für Frankreich wie für Deutschland. Die französische Republik bot in dem befreundeten Nachbarland alles auf, um es zu kräftigster Rüstung und Abwehr zu veranlassen, und Belgien folgte, der Sicherung der ihm garantierten Neutralität mißtrauend, in allem ihren Ratschlägen. Es setzte für den Kriegsfall seine Hoffnung auf ein englisches Hilfskorps und vor allem auf das Festungsdreieck Antwerpen, Lüttich und Namur. Namur, stets als starke Stütze betrachtet, erhielt durch den ausgezeichneten Ingenieur Brialmont eine 1888 begonnene, 1892 vollendete neue Befestigung mit einem Gürtel von 9 Panzerforts. Lüttich, Mittelpunkt eines stark entwickelten Industriebezirks und durch die Maasregulierung eine der schönsten Städte Belgiens, umgibt ein Gürtel von 12 neuen Forts; er hat die Form einer Ellipse



mit 6 bis 9 Kilometer Entfernung und Zwischenräumen von 3,5 bis 6,5 Kilometer. Für beide Gürtel — der von Lüttich hatte eine Ausdehnung von 50 Kilometer, der von Namur eine solche von 41 Kilometer — waren 212 Wallgeschütze berechnet, die in zusammen 171 Panzerkuppeln aufgestellt wurden, wozu noch gleichviel Beobachtungspanzer für die 21 Werke kamen. Wichtiger aber als Lüttich und Namur ist Antwerpen. Brialmont schuf in dem Jahrzehnt von 1860 an für die Stadt eine glänzende Befestigung, damals ein Wunderwerk. Aber die Befestigung veraltete schnell und trotz aller von Brialmont vorgenommenen Modernisierungen entsprach die Gesamtanlage nicht mehr den Anforderungen der Gegenwart. Der Hafen mußte vergrößert werden, die Stadt dehnte sich aus. Das Jahr 1910 brachte die Vollendung des inneren Gürtels, zwei Jahre später bestellte man Panzertürme in heimischen Werken für die äußere Verteidigungslinie der Stadt. Die beiden an der unteren Schelde geplanten Werke ließ man unausgeführt, bis der Hafenplan endgültig festgestellt war. Das zeugte klar dafür, daß Belgien selbst Antwerpen als englischen Brückenkopf betrachtete; noch deutlicher kam diese Auffassung zum Ausdruck, als Holland Vlissingen neu befestigen wollte: Belgien erklärte seine Neutralität dadurch für bedroht und suchte die Großmächte für Offenhaltung der Schelde zu gewinnen.

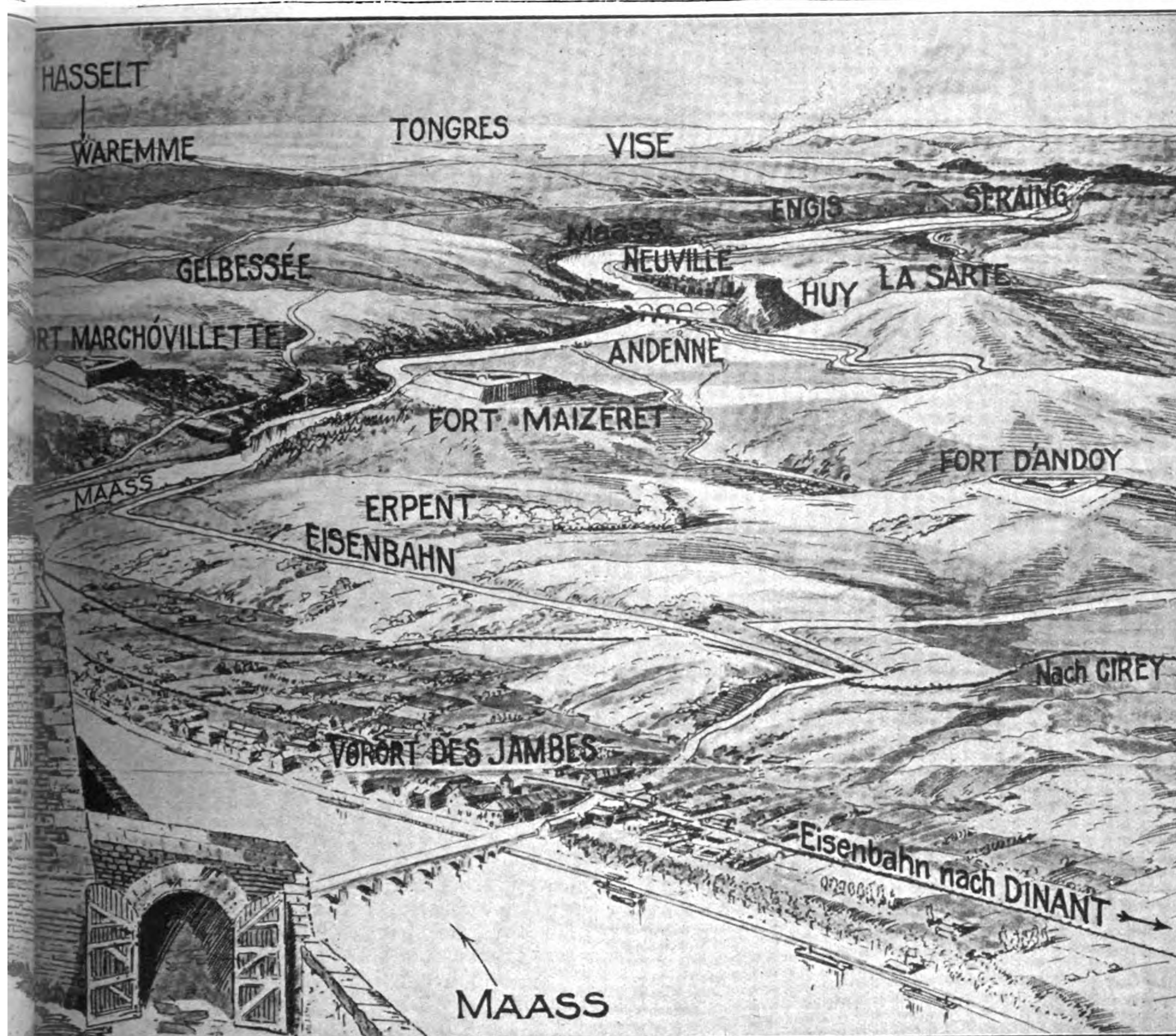
Das Festungsdreieck in Belgien gehört zu den Maasbefestigungen, die nach dem Krieg von 1870/71 die Franzosen zu verstärken sich mit allem Eifer angelegen sein ließen. Bald nach dem Frieden ging die französische Regierung daran, ihre neue, damals ungedeckte Ostgrenze besser gegen einen Einfall zu schützen: Der alte, noch von Vauban erbaute dreifache Festungsgürtel hatte zwar im Krieg eine bedeutende Rolle gespielt und namentlich den Nachschub nach Paris ganz wesentlich erschwert, aber es war, wie man einsah, der lange Widerstand dieser ganz veralteten Plätze nur dem Mangel an Belagerungsartillerie bei den Deutschen zuzuschreiben. Ein neuer Festungsgürtel sollte daher zu dem Zweck entstehen, die Deutschen, denen man einen Vorsprung in der Mobilmachung unbedingt einräumte, so lange aufzuhalten, bis die eigene Armee versammelt war. Dafür mußte der Festungsgürtel möglichst nahe an der Grenze liegen und so angelegt sein, daß er die feindlichen Anmarschlinien auf weite Strecken sperrte. Hierfür reichten nach französischer Auffassung einzelne starke Festungen wie bei uns keineswegs aus; es war vielmehr eine Reihe von Werken nötig, die aus Festungen und kleinen Sperrbefestigungen bestehen sollte, die aber rein defensiver Natur und nur ausnahmsweise imstande sind, gegen einen regelmäßigen Angriff sich zu wehren. So kam denn auch Manonviller, das stärkste französische Sperrfort, schnell in deutschen Besitz.

Frankreich hat alle in sein Land einführenden Eisenbahnen und die wichtigsten Kunststraßen durch einzelne Sperrforts, wie namentlich an der Ostgrenze durch die zwischen den starken Gürtelplätzen Verdun, Toul, Epinal und Belfort als Flügel der Zentralstellungen liegenden Sperrfortlinien gesperrt. Es sind meist starke Einheitsforts, die aber mit gruppenartigen Außenstellungen versehen sind, im ganzen 56 kleinere Plätze und Sperrforts, davon 32 an der Ost-



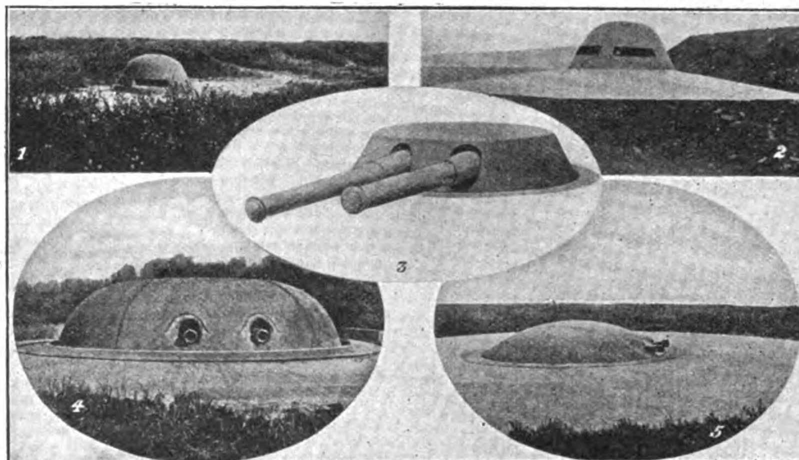
Versenkbare Panzertürme in den belgischen Forts:
1. Panzerkuppel mit Schnellfeuergeschützen, die zum Verschwinden eingerichtet sind. 2. Panzerturm in Schußbereitschaft. 3. Panzerturm mit möglichst geringer Angriffsfläche. 4. Vorpostenhaus im Festungsgelände. 5. Fort mit Panzerturm, aus der Ferne gesehen.

Der Fort... Namur, der... aus einem ... Panzer...
Die Einnahme...

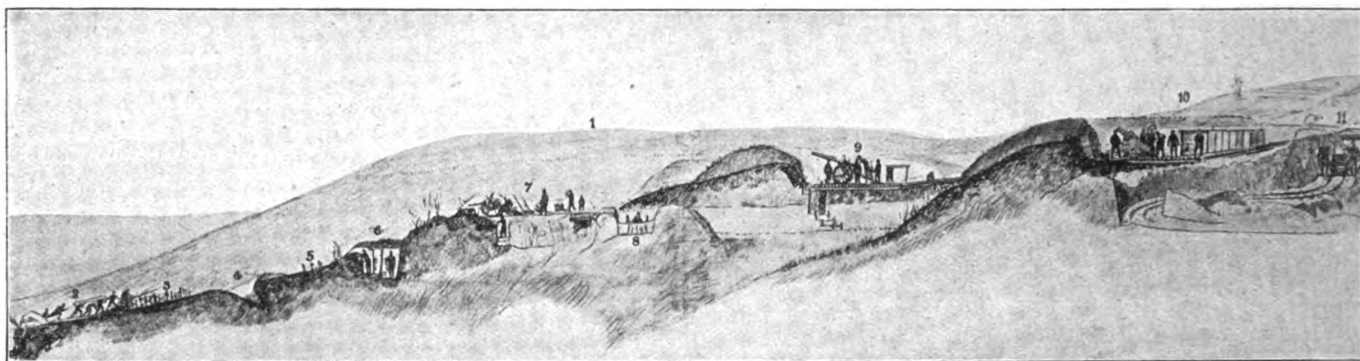


grenze. Als nächste günstige Abschnitte für die Kette von Festungswerken boten sich die Flußläufe der oberen Mosel und der mittleren Maas. An ihnen wurden die beiden Gruppen Belfort—Epinal und Toul—Verdun in der Art gebaut, daß die großen, bedeutend erweiterten Festungen unter sich durch eine dichte Kette von Sperrforts verbunden waren, die alle Verkehrslinien sperrten. Eine so ausgedehnte Festungsanlage im Osten, deren 70 Kilometer breite Strecke Epinal—Toul die eigene Feldarmee ausfüllen sollte, machte nach Ansicht der Franzosen einen Einmarsch im Osten unmöglich. Aber sie fürchteten eine Umgehung im Norden durch Belgien und darum wurde noch eine dritte Befestigungsgruppe aus den verstärkten Festungen von Lille und Maubeuge und einigen kleineren Sperren gebildet. Auch die Lücke zwischen Verdun und Maubeuge wurde noch durch die Sperrforts Hirson und Les Ayvelles im Sambre- und Maastal ausgefüllt, während das Chierstal durch die beibehaltenen alten Plätze Longwy und Montmédy gedeckt schien. Als letzte Linie und Hauptstützpunkt sollte endlich die Festung Paris dienen, die, durch einen neuen, weiter vorgeschobenen Fortgürtel zu einer Riesenfestung gemacht, jede Einschließung wohl von selbst ausschloß, nachdem die im Norden drohende Gefahr durch die indes entstandene Maasbefestigung Namur—Lüttich wesentlich gemindert schien. Die Befestigungen von Paris umfassen die Departements Seine und Seine-et-Oise ganz, sowie einen Teil von Seine und Marne; sie bedecken eine Fläche von 19 Quadratmeilen mit einem Durchmesser von 48 Kilometern von Osten nach Westen und 37 Kilometern von Norden nach Süden; der Gesamtumfang des Festungsgürtels beträgt 140 Kilometer. Armiert sollen die Werke angeblich mit über 7000 Geschützen sein. Die einzelnen Werke haben eine verschiedene Stärke, Besatzungen von je 1200 bis 1600 Mann und eine Armierung von je 24 bis 60 Geschützen. Die Batterien und Redouten sind kleinere geschlossene Werke mit bombensicheren Unterkunftsräumen, die Besatzungen bis zu je 200 Mann und meist je 6 Geschütze aufweisen. Geschickt angelegte Gürtelbahnen vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Werken.

Wenn wir uns nun unserem östlichen Nachbar zuwenden, so bemerken wir, daß das Befestigungssystem gegen Deutschland einen rein defensiven Charakter hat, während das gegen Österreich-Ungarn mehr im Sinne der Offensive angelegt ist: hier im Süden gegen Galizien zu haben wir das Festungsdreieck Luzk — Dubno — Rowno als Stützpunkt für die Feldarmee. Einige Festungen, wie Bender und Bobruisk, sind ganz aufgegeben, andere, wie Dünaburg und Kiew, zu festen Depotplätzen gemacht worden. Im Norden finden wir eine stark befestigte Hindernislinie. Die an das brückenkopfartig vorspringende Festungsdreieck Brest-Litowsk, Warschau, Iwangorod nördlich sich anschließende Verteidigungslinie lehnt sich an die Weichsel an mit Nowogeorgiewsk und Segrske, sichert mit Pultusk, Roschau, Ostrolenka und Lomsha, dem Narew folgend, den Eisenbahnknotenpunkt Bjelostok durch die Bahnsperre Goniondz und beherrscht den Njemen mit Grodno, Olita und Kowno. Auch Rußland hat mit großen Kosten seine Befestigungen erbaut, verstärkt, modernisiert. Aber auch sie haben nur einen bedingten Wert; man kann



Versenkbare Panzertürme in den belgischen Forts:
1. Ein durch Buschwerk versteckter Geschützturm. 2. Panzerturm. 3. 22-cm-Festungsgeschütze in einem drehbaren Panzerturm. 4. 22-cm-Festungsgeschütze in Panzerung und Betoneindeckung. 5. Drehbarer Panzerturm mit Schnellfeuergeschützen.



Durchschnitt eines zwischen zwei belgischen Forts gelegenen Zwischenwerkes mit den Verteidigungsmaßnahmen und den Hindernissen, die die deutschen Truppen im Sturm zu nehmen hatten.

1. Ein Fort von der Seite gesehen. 2. Sturmkolonne mit Wurfbrücken zur Überwindung der Drahthindernisse. 3. Ausgedehntes Drahthindernis. 4. Elektrische Mine, aus der der anstürmende Gegner während des Überschreitens mit einem Steinregen überschüttet wird. 5. Zweites kleines Drahthindernis. 6. Infanterie-Feuerstellung mit Eindeckung und schußsicheren Unterständen. 7. Feldgeschütze in ausgebauter Batterie mit Schutzräumen und Munitionsdepots. 8. Flankierendes Maschinengewehr in gedeckter Stellung. 9. Feldhaubitzstellung. 10. Stellung der Belagerungsgeschütze. 11. Verbindungsgraben mit Zufuhrgraben.

sie hinsichtlich ihrer Stärke und Ausrüstung nicht mit den französischen Befestigungen vergleichen, und sie würden erst recht nicht den Geschossen der großen Mörser zu widerstehen imstande sein.

Diesen großen festländischen Mächten gegenüber nimmt in der Befestigungsfrage England eine besondere Stellung ein. Hier hat zunächst die Flotte die Sicherung der Landesgrenzen zu besorgen und darum ist das Verteidigungssystem — es handelt sich naturgemäß nur um ein solches — ganz ihrer Verwendung und ihren Bedürfnissen angepaßt. Da das Inselreich lange nur Frankreich als Gegner fürchtete, beschränkte es seine Verteidigungsanlagen auf die Südküste Irlands und Englands, wo vor allem die großen Kriegshäfen in der Bai von Cork und in der Milfordbai, Cork-Queenstown und Pembroke-Milford, in Betracht kommen, die den St. Georgskanal sperren; dann an der Kanalküste Plymouth, Portsmouth mit der Insel Wight und Dover und an der Themsemündung in der Zufahrt zu London Sheerneß—Chatham—Gravesend. Außer Dover sind sie alle zugleich große Arsenale und Depotplätze und die wichtigsten, wie Chatham, Portsmouth und Plymouth, auch Landbefestigungen. Dann, als die Isolierung des Staates immer mehr hervortrat, hat man auch die Häfen an der Ost- und Westküste Englands und Schottlands befestigt und die im Süden, wie Dover und Portland, verstärkt, ebenso auch den Kanal von Bristol, den Firth of Forth, die Insel Grain bei Sheerneß und die Befestigungen der Kanalinseln, während man an der irischen Küste Bearehaven an der Bantrybai zu einem Marinestützpunkt schuf. Trotz all dieser sehr kostspieligen und umfangreichen Befestigungen beziehungsweise Verstärkungen ist und bleibt Englands Hauptfestung die Flotte.

Von der Ostgrenze Galiziens.

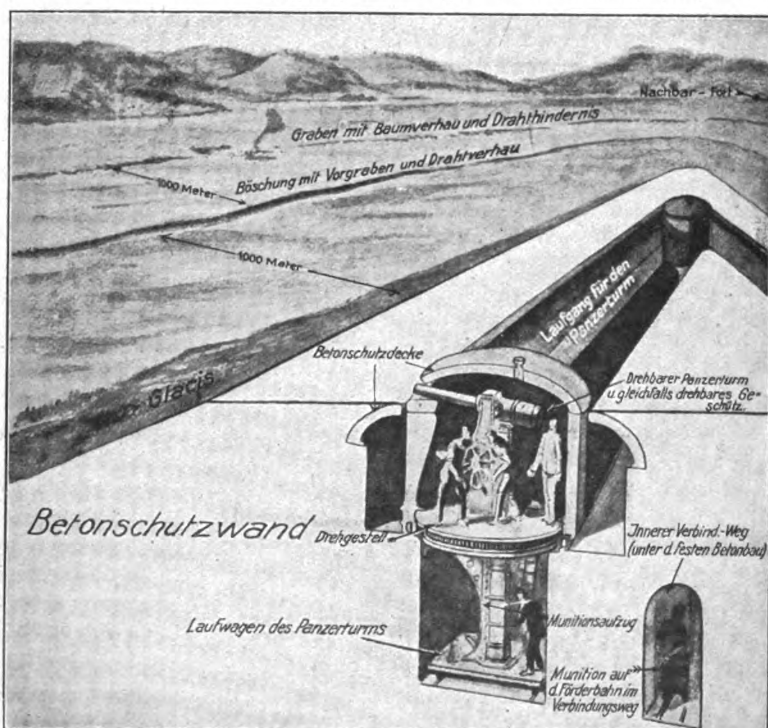
Ein tapferer Infanterist.

Der Infanterist Julius Reif des österreichisch-ungarischen Landwehrinfanterieregiments Nr. 31 zeichnete sich im Gefecht bei Suchodol auf dem nördlichen Kriegschauplatz, das am 24. August stattfand, dadurch aus, daß er die Mannschaft der dritten Kompanie, der er angehört, zunächst durch Worte aneiferte, gleich darauf aber durch sein Beispiel, indem er ganz allein im feindlichen Feuer vorsprang und wie im Fluge die von den Russen eingeschlagenen Distanzpflöcke, die das Einschießen des Gegners erleichtern sollten, herausriß. An der Spitze seiner nacheilenden Kameraden stürmte er die feindliche Stellung, die von der russischen Übermacht mit schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen geräumt wurde. Reif wurde in der eroberten Stellung sofort zum Korporal ernannt.

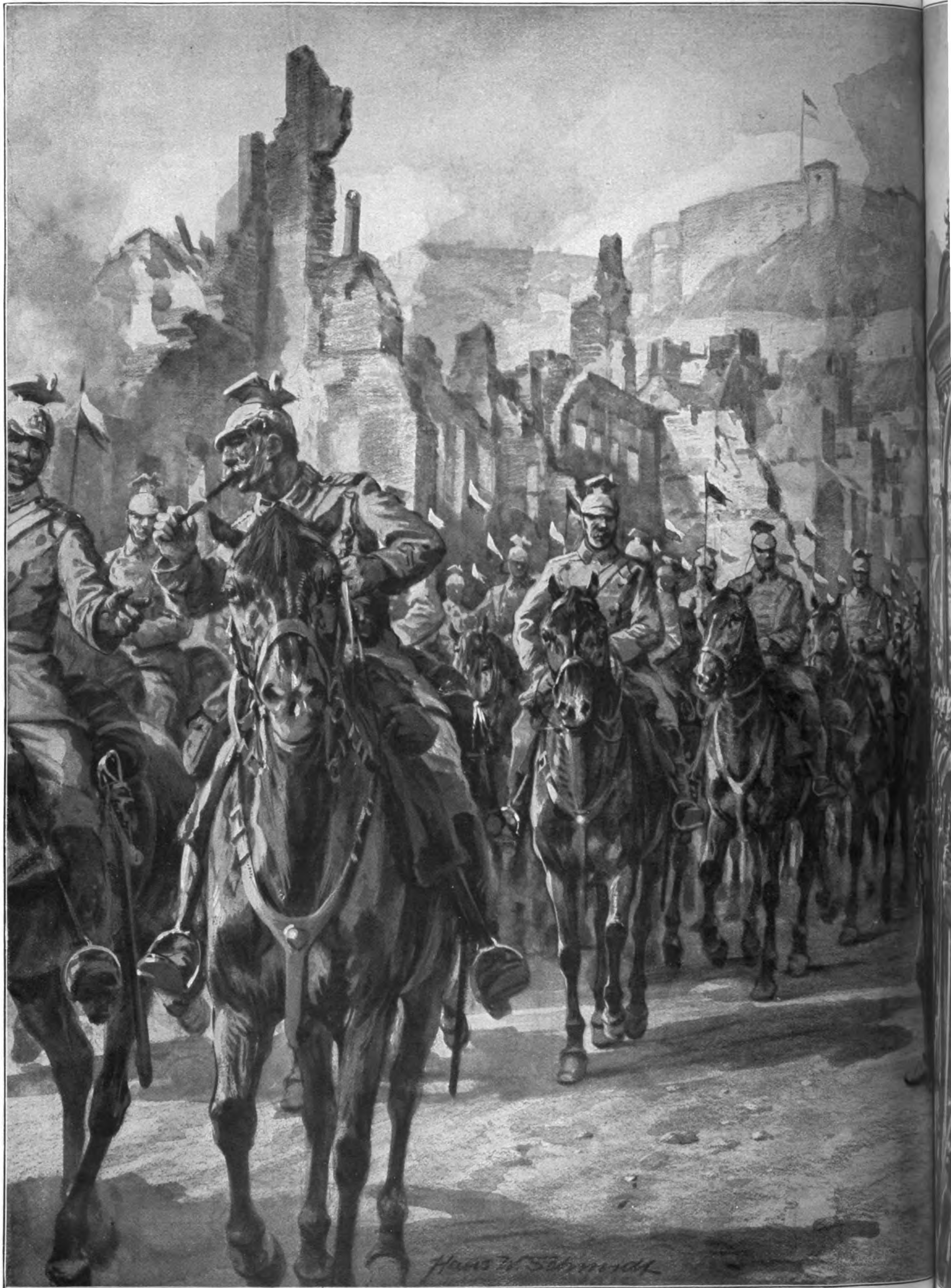
Drei Tage später harrte der neue Korporal mit seinen zwölf Mann trotz heftigen Artillerie- und Gewehrfeuers in einer gegen das feindliche Feuer vollständig ungedeckten Stellung aus, während die übrige Mannschaft derselben Kompanie, fünfmal vorgeführt, unter dem Geschoßhagel jedesmal zurückflutete.

Am 28. August, führt der Bericht des Regimentskommandos weiter aus, brachte der mit einem Zugkommando betraute Korporal seinen Zug, etwa fünfzig Mann, taktisch richtig mit unvergleichlichem Mut gegen die feindliche Stellung vor und trug auf diese Weise wesentlich zur Zurückdrängung des Feindes bei. Im Verlaufe des Gefechts bemerkte er an einer Waldblöße einen Trupp Russen, der mit Verstärkungen etwa hundert Mann erreichte und sich anschickte, unsere vorrückenden Truppen von der Flanke anzugreifen. Reif brachte seinen Zug auf etwa siebzig Mann und stürmte auf den etwa dreihundert Schritte entfernten Gegner los. Er selbst stach den feindlichen Kommandanten mit dem Bajonett nieder. Als die Russen die Aufforderung zur Übergabe mit Feuern beantworteten, erwiderte die Abteilung Reifs in gleicher Weise. Die Hälfte des Feindes fiel, der Rest entfloh. Bald darauf bemerkte der Korporal auf einer nahen Anhöhe vier russische Maschinengewehrabteilungen, die unsere Truppen beschossen. Reif ließ die etwa vierzig Mann starke Bedeckung durch sieben seiner Leute aus der Flanke beschießen und stürmte mit den übrigen geradeaus die Höhe, erbeutete die Maschinengewehre und nahm die ganze Bedeckungsmannschaft gefangen.

Er wurde dafür sofort zum Feldwebel befördert und dürfte sowohl die silberne als auch die goldene Tapferkeitsmedaille, die höchsten militärischen Auszeichnungen für Mannschaften, erhalten.



Durchschnitt eines Panzerforts von Lüttich mit drehbarem Panzergeschütz.
Ein solches Panzerfort galt bisher wegen seiner Beton- und Panzereindeckung wie auch infolge der ausgedehnten Drahthindernisse und hohen Böschungen im Vorfeld als uneinnehmbar.



Nach der Belagerung der Festung Nam

Nach einem Gemälde von



…Besetzung durch deutsche Truppen.

…ns W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Am 25. August verkündeten Extrablätter die frohe Nachricht: „Von der Festung Namur sind fünf Forts und die Stadt in unserem Besitze. Vier Forts werden noch beschossen. Der Fall der Festung scheint in Kürze bevorzustehen.“ Schon einen Tag später kam die amtliche Meldung: „Von Namur sind sämtliche Forts gefallen!“ Diese Festung fiel also am selben Tage wie Longwy.

Ein Berliner, der als Oberleutnant der Reserve mit seinem aktiven Regiment den Sturm auf diese belgische Festung mitmachte, schilderte seine Erlebnisse bei diesem Heldenkampfe folgendermaßen:

„... Als die Nacht anbrach, wurde uns klar, daß an ein Quartier in diesem Flecken nicht zu denken war, sondern daß es galt, eine starke Verteidigungslinie am Dorfrand auszubauen. Die ganze Nacht wurde an Schützengräben gearbeitet, Drahtverhaue hergestellt und abwechselnd im Schützengraben geruht. Die ersten Nachtpatrouillen gegen den Feind traten ihren Gang an, die Parole wurde ausgegeben.

Plötzlich tauchen drei riesige Scheinwerfer aus den drei vor uns liegenden Forts von Namur im Dunkel der Nacht auf und beleuchten mit unheimlicher Ruhe unsere Stellungen. Jetzt ging es erst richtig los. Hinlegen, wenn der Lichtstrahl kommt. Ssss ... bum, Ssss ... bum, Ssss ... bum sangen die Granaten hüben und drüben in ununterbrochener Folge, denn schon am Nachmittag hatten die Batterien sich eingeschossen. Hinter uns im Dorfe schlugen sie vielfach ein, und wir waren froh, nicht in dem großen Gutshof, wie erst beabsichtigt war, die Nacht verbracht zu haben, denn dieser war mit Granatstücken reichlich bedacht worden. Vor uns waren schon einige Dörfer von unseren trefflichen Belagerungsgeschützen, denen die stürmisch begrüßten Österreicher mit ihren Motorbatterien zur Seite standen, in Brand geschossen. Helle Flammen ringsum verkündeten das Ergebnis unseres Geschützdonners. Dazu vielfaches nächtliches Schießen von Patrouillen oder kleinen Infanterieabteilungen auf beiden Seiten. An den Geschützdonner gewöhnt sich alles trotz des großen Getöses, weil man das Summen des Geschosses auf der ganzen Flugbahn hört und immer das Gefühl hat, daß die Geschosse hoch über den Köpfen hinweggehen. Wenn man hinter dem Geschütz steht, kann man die Flugbahn sogar verfolgen. Infanteriefeuer ist viel beunruhigender, einmal die große Masse der ganz unsichtbaren Geschosse, und dann das unheimliche Pst ... Pst ... Pst ... dicht über den Köpfen.

Am folgenden Tage hatten wir unsere Stellung noch immer besetzt, aber wesentlich schwächer, da der Feind offenbar keinen ernsten Vorstoß wagte und wir daher den größeren Teil unserer Truppen ruhen lassen konnten. Man hörte in der Hauptsache nur noch einigen Geschützdonner. Die Erwiderungen aus den feindlichen Forts wurden sichtlich dünner. Der Tod hielt schon seine Ernte in den furchtbaren Massengräbern, wie man solche Forts gegenüber unseren Geschützen — von den 42-cm-Mörsern, die in Tätigkeit waren, ganz zu schweigen — mit Recht bezeichnen kann. Solche Erscheinungen beleben die siegreiche Truppe ganz bedeutend. Als wieder die Nacht hereinbrach, reckten bereits die Scheinwerfer in den feindlichen Forts nicht mehr ihre Hälse aus. Die Forts waren in der Hauptsache schon nach dem achten bis zehnten Treffer Trümmerhaufen, und unsere Artillerie schoß auf andere Ziele. Manches Dorf war noch zu zerstören. Vereinzelt sauste vom Feind eine Granate zu uns herüber. Dann ging es am folgenden Tage für uns auf der ganzen Linie vorwärts. Auch die Artillerie schob sich weit vor und spie unaufhörlich weiter Verderben. Schon hißten die Forts die weiße Fahne. Bis zum Abend hatte unsere Infanterie sich dicht vor Namur wieder eingegraben. Die Türme, die Zitadelle von Namur grüßten bereits herüber, und abermals tobte am Tage ein furchtbarer Artilleriekampf; denn um einen solchen handelte es sich in erster Linie bei der Belagerung. Aus anderer Richtung suchten uns Granaten und Schrapnelle aus Namur selbst zu erreichen. Leider traten hier auch die ersten größeren Verluste für uns ein. Eine Kompanie besonders stand mitten im feindlichen Schrapnellfeuer. Die Leute fielen in Mengen, ehe die Züge auseinandergetrieben werden konnten. Die Krankenträger eilten mit ihren Tragbahren hin und her. Der Verbandplatz wurde vorgelegt und bekanntgegeben. Wir waren mitten in einem heftigen Kampf.

Die Nacht, die abermals in Schützengräben verlebt wurde,



Phot. Frankl, Berlin.

In den Vogesen: Eine bayrische Infanteriekolonne mit französischem Schlachtvieh, das zum Ziehen des Wagens benutzt wird.



Phot. Franz Otto Koch.

Fuhrkolonnen auf dem Markt in Goldap, im Hintergrunde eine abrückende Fuhrkolonne.

war taghell erleuchtet. Überall brannten die Dörfer lichterloh. Als ich am nächsten Morgen einige Stunden Ruhe in einem Hause suchte, zitterte es durch die Artilleriegeschosse derartig in allen Fugen, daß an Schlafen nicht zu denken war. An diesem Tage wurde hauptsächlich von unserer Artillerie mit Schrapnellen auf lebende Ziele geschossen. Unaufhörlich platzten sie in der Luft, am Waldesrand und streuten ihren Kugelregen wohlgezielt herunter. In manchem Walde haben Hunderte von toten und verwundeten Belgiern und Franzosen gelegen. Eine Granate ging kaum 10 Meter neben mir nieder, riß ein Loch, in dem vier Mann Platz finden konnten, krepierte aber zu meinem Glück nicht in dem weichen Rübenboden, sonst wären wir alle in Stücke gerissen.

In diesem Augenblick erscheint ein feindlicher Flieger. Frech zieht er seine Kreise, kaum 300 Meter über uns, um unsere Aufstellung zu erkunden. Hunderte von Gewehren überschütten ihn sofort mit einem Kugelregen. Auch die Schrapnelle platzen davor, dahinter, darunter. Leider trifft kein Geschoß richtig. Unbeschädigt entkommt er mit seiner Meldung nach Namur. Es sollte ihm aber dennoch nichts nützen, wie die nächsten Tage lehrten. Dann verlassen wir wieder unsere so schön ausgebauten Stellungen, um bald zum letzten Sturm gegen Namur auszuholen. Vorwärts müssen wir, vorwärts! ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein', denkt ein jeder nach dem, was wir bisher erlebten.

In Marschkolonnen mit Spitze marschiert das Bataillon eine Schlucht entlang. Da erfolgt ein heftiges Feuer von oben, vom angrenzenden Berg auf uns herab. Vielleicht ist es der letzte Widerstand. ‚Mit Gruppen rechts schwenkt marsch!' dröhnt es durch die Luft. Mitten im Feuer stürmt das Bataillon den Berg mit großer Mühe. Falle, wer falle, hinauf müssen wir. ‚Seitengewehr pflanzt auf!' schallt es jetzt. Die Hornisten blasen, und unaufhaltsam brechen unsere Linien durch den Wald. ‚Hurra!' tönt es durch die Luft, und das kann der Feind nicht ertragen. Er flieht. Niemand ist mehr da, der sich unseren Bajonetten stellt, aber von rechts, von links, von hinten schießen sie wieder. Weiter geht's mit erhöhter Aufmerksamkeit. Bald zeigte sich, daß sich viele Feinde tot stellten und dann von hinten meuchlerisch weiterschossen. Um diese Leute war's jetzt aber geschehen. Auch die Hände erhoben die Belgier, wie um sich zu ergeben, und wenn wir auf sie zukamen, ergriffen sie schnell das Gewehr, um weiterzuschießen. Eine Kugel war eigentlich zu schade für diese ‚Helden'.

Und weiter ging der Vorstoß über Drahtverhaue mit nie geahnter Fixigkeit hinweg. Durch das letzte Dorf. ‚Schüsse aus diesem Hause', schwirrt es durch die Luft. Die Fenster gingen in Stücke, und im nächsten Augenblick standen die Gardinen und Scheunen in Flammen.

Aus war der Kampf, der Sieg unser! Wir standen auf der Straße von Namur. Die Zitadelle der Stadt zeigte die weiße Flagge. Inzwischen war die große Maasbrücke von der Besatzung gesprengt, gerade als ein Parlamentär darauf war, aber die Pioniere zeigten schnell, was sie vermochten. Leider verzögerte sich der Einzug noch einen ganzen Tag, teils durch die Brückenarbeiten, teils deswegen, weil die Zitadelle trotz der weißen Flagge noch weiter schoß. Wir waren gezwungen, diese Burg erst ganz zum Schweigen zu bringen. Dann brauchten wir die weiße Flagge nicht mehr.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, an dem wir uns erst alle als ‚richtige Soldaten' fühlten, sammelten sich zunächst die Truppen vor Namur. Gar mancher fehlte leider, aber es ergab sich, daß in unserem Angriffsabschnitt 4200 Gefangene gemacht waren, darunter auch Franktireurs, von denen die Wälder durchseucht waren. Die Säuberung des Geländes von diesen Schandbuben bildete für manche Kompanie einen Sonderauftrag. Während eine Kompanie die Masse der Gefangenen an Belgiern und Franzosen, teils verwundet, auch viele Offiziere darunter, auf freiem Feld während der Nacht scharf bewachte, zog bald darauf das Gros unserer Truppen in gehobenster Stimmung in Namur ein. Anderen Truppenkörpern war dieser glanzvolle Siegespreis schon etwas früher vergönnt gewesen, weil diese weiter vorgeschoben standen. Jetzt endlich winkte wieder ein wohlverdientes Quartier. Freudig nimmt ein jeder die außerordentlichen Strapazen des Krieges in den

Kauf, wenn es solche Lorbeeren zu ernten gibt. Jeder einzelne fühlt sich bei diesem Einzug als Sieger. Strammen Schrittes geht es die Straßen entlang. So war es schon bei dem Durchzug durch andere belgische Städtchen gewesen. Die Bewohner schauen verdutzt und meist in ihr Schicksal ergeben diesem Schauspiel zu. Es mußte so kommen, kann man auf diesen Gesichtern lesen."

Nach Londoner Blättern soll der Fall Namurs den Belgiern einen Verlust von 14 000 Mann ausschließlich der Verwundeten verursacht haben. Die Besatzung und das Verteidigungsheer hätten 24 000 Mann betragen. Der Fall Namurs wurde dem Zaudern des belgischen Generals Michel zugeschrieben, der auf dem einen Ufer der Maas so lange gezögert habe, bis die Deutschen an dem anderen Ufer ihre schweren Geschütze aufgestellt hatten.

Das in Namur erscheinende Blatt „L'ami de l'ordre", das während der Belagerung und der darauffolgenden Besetzung der Stadt durch die Deutschen kurze Zeit sein Erscheinen eingestellt hatte, erschien sogleich wieder, nachdem die Deutschen die Ordnung hergestellt hatten. Der ganze Text umfaßte nur eine Seite. Eine Mitteilung an der Spitze des Blattes besagt: „Auf Verlangen und unter Aufsicht des Platzkommandanten wurde das Erscheinen des ‚L'ami de l'ordre' wieder aufgenommen. Die vorliegende Ausgabe ist unter dem Zwang der Umstände verkürzt infolge der Schwierigkeiten, die es uns machte, einen Teil unseres seit Sonntag früh zerstreuten Personals zu sammeln und infolge des Mangels an Gas, der den Satz und die Herstellung der Formen behinderte. Die Redaktion spricht die Hoffnung aus, die ‚begründete Neugier der Mitbürger bald zufriedenstellen zu können'."

In einem Überblick wird festgestellt: „Seit Sonntag früh ist die Lage unseres Landes vollkommen verändert. Die Entscheidung der Waffen hat unsere Stadt und unsere Provinz in die Hände der Deutschen gegeben." Der Hergang der Eroberung wird dann zusammenfassend dargestellt. Danach drangen die Deutschen zuerst in den Raum zwischen den Forts von Cognelée—Marchevelette—Maizeret ein. Der Generalstab der Festung hatte Namur fünf Uhr morgens verlassen. Um elf Uhr folgte der Generalstab der 4. Division nach, nachdem er den belgischen Truppen befohlen hatte, in der Stadt nicht zu kämpfen, damit diese nicht zerstört werde. Mittags strömten die von den Deutschen zurückgedrängten französischen und belgischen Truppen aufgelöst durch die Straßen. Ihr Rückzug wurde vom Feuer der Forts gedeckt. Die Belgier sprengten mehrere Brücken über die Maas und die Sambre. Die deutsche Artillerie bombardierte die Zitadelle, und die bei Champion aufgestellten schweren Geschütze spieen Schrapnelle und Granaten. Nach kurzer Pause fing um halb vier Uhr die Kanonade wieder an. Diesmal zog sie die innere Stadt in Mitleidenschaft, und auf der Straße wurden einige Personen getötet. Bald erfolgte dann die Verkündigung der Übergabe von Stadt und Festung. Die deutschen Truppen zogen ein und besetzten den großen Platz. (Siehe die Kunstbeilage.)

* * *

Der Krieg Österreichs gegen Montenegro kann nicht als ein besonderer Krieg betrachtet werden, sondern nur als eine Begleiterscheinung des Krieges gegen Serbien. Dieser ist es, der die Montenegriner auf den Plan lockte. Gegen die Montenegriner allein hatten die Österreicher nur selten größere Kämpfe auszufechten, immerhin gab es ein solches Gefecht gegen die Söhne der Schwarzen Berge am 30. August. Von diesem Kampfe erhielt die Welt nur durch folgenden, Anfang September erlassenen Befehl des österreichisch-ungarischen Generalkommandos Kenntnis:

„Die im Grenzraum von Avtovac stehende 3. Gebirgsbrigade hatte schon vor kurzer Zeit einen schneidigen Einbruch auf montenegrinisches Gebiet unternommen, der von vollem Erfolg gekrönt war. Nach kurzer Ruhe unternahm diese tapfere kleine Schar am 30. August von neuem einen Vorstoß gegen die vor Bilek stehenden, an Zahl überlegenen montenegrinischen Streitkräfte. In mehreren Angriffen der unter dem Kommando des Generalmajors Heinrich v. Pongracz stehenden tapferen Brigade gelang es, die Montenegriner unter großen Verlusten zurückzuwerfen,



Etappenstraße auf dem Kriegsschauplatz. Phot. Benninghoven, Berlin.
Auf der linken Seite Gepäckkolonne, rechts marschierende Infanterie. Die Mitte der Straße ist für den Autoverkehr freigehalten.

ihnen ein schweres Geschütz abzunehmen und die hart bedrängte Grenzbefestigung Bilek völlig zu befreien.

Ich betrachte es als Ehrenpflicht, diese von Heldenmut und Opferfreudigkeit zeugenden Taten der tapferen Gebirgsbrigade allen Kommandos und Truppen sofort mit dem Beifügen bekanntzugeben, daß ich selbstverständlich nicht ermangelt habe, diese Ruhmestaten unserer Kameraden im Süden Seiner Majestät alleruntertänigst zu melden.

(gez.): Erzherzog Friedrich,
General der Infanterie."

Bilek ist ein Städtchen in der Herzegowina an der montenegrinischen Grenze und an der Trebinjcica gelegen; es ist ein strategisch wichtiger befestigter Grenzort (siehe auch die Kartenskizze Seite 178) gegen Montenegro an der Straße nach Stolatz.

Die in der Linie Avtovac—Lipnik und südwärts stehende 3. Gebirgsbrigade begann am 30. August den Angriff gegen die im Raume Bilek stehenden feindlichen anderthalb Brigaden, die sich zu einem allgemeinen Vorgehen gegen die befestigten Stellungen von Bilek anschickten, auf die die Montenegriner an den drei vorausgegangenen Tagen bereits ein Bombardement aus schwerem Feldgeschütz mit geringem Erfolg unterhalten hatten. Generalmajor Pongracz befahl allgemeinen, in Front geführten Angriff.

In den ersten Morgenstunden eröffneten die österreichisch-ungarischen Truppen den Kampf gegen den in Überzahl befindlichen Feind, der von serbischen und russischen Offizieren geführt wurde. Den Oberbefehl über die Montenegriner führte Brigadier Vukotic, der als einer der besten montenegrinischen Offiziere gilt. Die von den k.u.k. Truppen mit großem Schneid eingeleiteten Gefechte warfen zwar die Montenegriner im ersten Ansturm aus den durch Erdbefestigungen geschützten Stellungen. Es gelang aber dem mit Tapferkeit kämpfenden Feind, sich wieder zu sammeln und Gegenstöße zu unternehmen. Die österreichisch-ungarischen Truppen warfen jedoch am Abend des zweiten Kampftages den Feind von neuem im Bajonettsturm, wobei ihre Gebirgsartillerie den Montenegrinern sehr schwere Verluste zufügte. Ein am dritten Kampftage unternommener letzter Versuch der Montenegriner, die vorgehenden k. u. k. Truppen aus den neuen Stellungen wieder zu verdrängen, endete mit einem vollständigen Zusammenbruch der Angreifer, die unter Zurücklassung schwerer Geschütze und zweier Gebirgskanonen sich fluchtartig zurückzogen, ohne die Verwundeten mitnehmen zu können.



Eingreif… der Schl… Norde… Nach einer …

150 Montenegriner wurden abgeschnitten und gefangen genommen. Die Zahl der gefallenen Montenegriner war sehr groß. Die österreichisch-ungarischen Verluste waren verhältnismäßig gering. —

Eine bedeutende Schlacht hatten die Österreicher und Ungarn gegen die Serben am 6. September auszufechten, von der das Pressebüro der Landesverteidigung folgende erste Meldung gab:

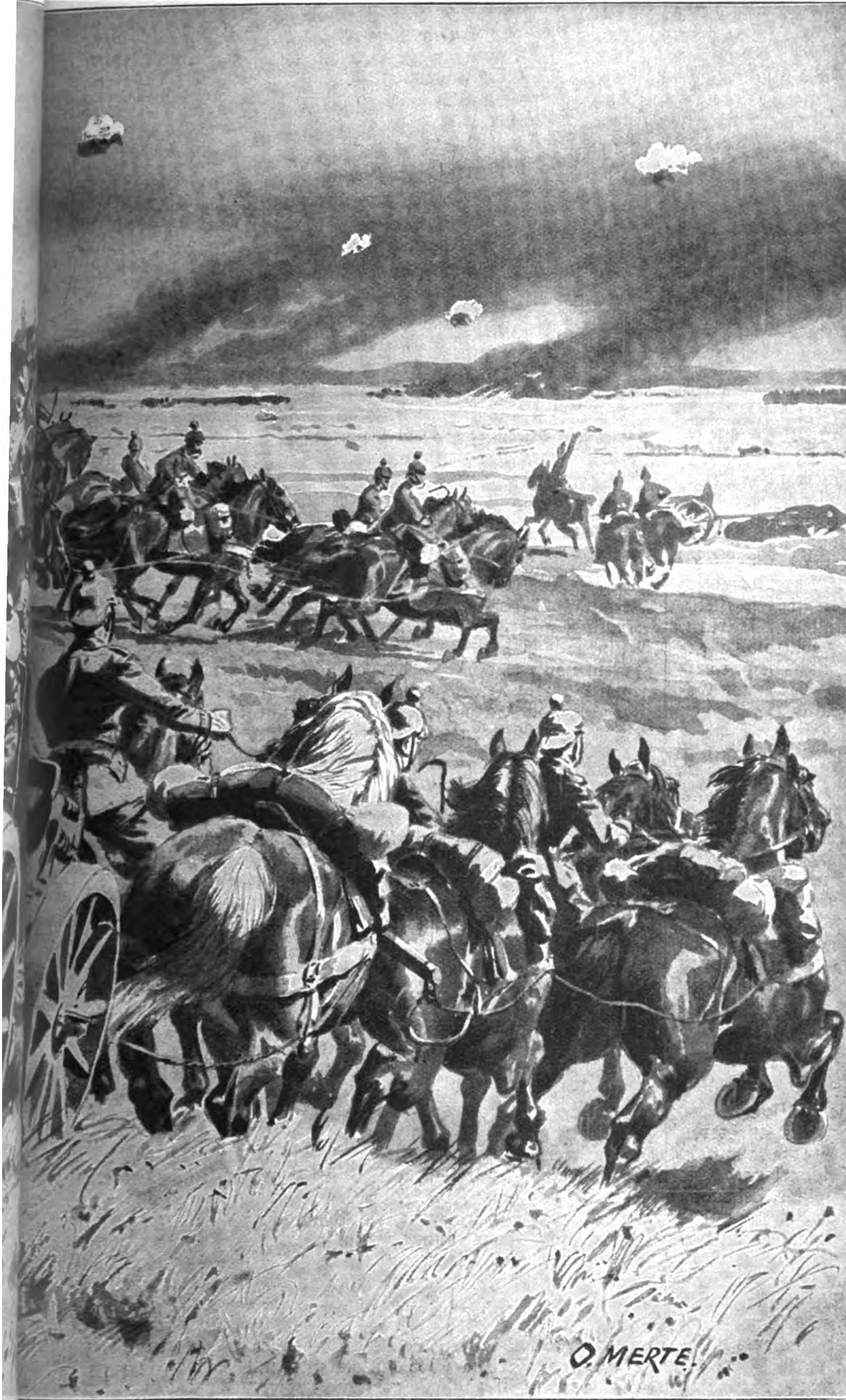
„Gestern, am 6. September, wurde die serbische Timokdivision, die die Save bei Mitrowitza überschritt, gleich von den österreichisch-ungarischen Truppen gesprengt.

Alles, was nicht gefallen ist, wurde gefangen genommen. Bisher wurden 5000 Mann gefangen und viel Kriegsmaterial erbeutet.

Frank, General der Infanterie."

Über diese Schlacht haben wir bereits auf Seite 178 einen kurzen Bericht gegeben. Hier mögen nun noch einige weitere Einzelheiten folgen und zwar nach dem Bericht eines Mitkämpfers:

„Der Kampf begann in der Nacht vom 5. auf den 6. September um halb ein Uhr nachts. Zuerst war es



ferner Kanonendonner, dem wir als etwas Alltäglichem nicht viel Bedeutung beilegten. Gegen halb vier Uhr früh war auch das Feuer von Maschinengewehren vernehmbar, doch wurde auf österreichisch-ungarischer Seite auch jetzt noch nicht ernst angegriffen. Erst gegen halb zehn Uhr vormittags, als die Serben die Save schon überschritten hatten, nahmen wir den Kampf ernstlich auf. Schon bei seinem Beginn zeichneten sich einzelne unserer Offiziere durch bewundernswerte Ausdauer aus. So brachte ein Offizier, der schon verwundet war und sich nur mühsam mit Händen und Füßen vorwärtsbewegen konnte, den weiter rückwärts liegenden Truppen eine für die Kampfführung wichtige Meldung über die Stärke und den Aufmarsch der serbischen Truppen.

Eine verhältnismäßig kleine Abteilung der unten liegenden österreichisch-ungarischen Armee ging zuerst ins Gefecht, trug das Feuer bis auf 200 Schritt an den Gegner heran und hielt dort trotz der Übermacht der Serben mit Aufopferung in zähestem Kampfe bis vier Uhr nachmittags den Gegner zurück.

Nach vier Uhr nachmittags kam Verstärkung, die nun mit den Serben den Hauptkampf aufnahm. Wieder ein heldenhaftes Ringen, das dank der Hingabe unserer Truppen nach dreistündiger Dauer zu unseren Gunsten entschieden war. Gegen sieben Uhr abends verstummte das serbische Feuer allmählich, da unsere Truppen immer weitere Verstärkungen erhielten. Der Kampf dauerte noch in den Abendstunden kurze Zeit fort, bis der Rest der Serben genötigt war, sich bedingungslos zu ergeben, wodurch uns 5000 Serben als Gefangene in die Hände fielen.

Die Serben ergaben sich keineswegs, wie es in den Berichten hieß, ohne weiteres. Von einem Schwenken der weißen Tücher haben wir, die wir im Felde standen, wenigstens nichts bemerkt. Es muß als alleiniges Verdienst unserer Truppen hingestellt werden, daß diese elfstündige Schlacht mit einem so schönen Erfolge der Unseren endete. Unsere Truppen haben, vom Offizier angefangen bis zum letzten Mann, einen Heldenmut und eine Ausdauer bewiesen, wie man sie selten finden wird. Es war ein sehr schwerer Kampf, in dem sich die Serben ehrenvoll benommen haben, und man würde ihnen unrecht tun, wollte man ihre Kampfesweise verurteilen."

Das im vorstehenden Bericht den Serben gezollte Lob wird wesentlich beeinträchtigt durch die Aussagen eines anderen Mitkämpfers, der die Serben nur als Räuberbande betrachtet und auch versichert, daß sie Dumdumgeschosse gebrauchen. Von dieser Schlacht erzählt er noch weiter, daß von den 5000 Gefangenen jeder einzeln entwaffnet werden mußte, da die österreichisch-ungarischen Truppen einen solch engen Kreis um sie geschlossen hatten, daß sie nicht schießen konnten. 7000 Serben wurden in die Save gedrängt, so daß diese sich staute und eine rote Färbung zeigte. Aus einem anderen uns vorliegenden Bericht lassen wir noch einige Einzelheiten aus dem Endkampf auf der Savebrücke folgen: Kaum hörten wir den Lärm und das Getrampel der Flüchtenden auf der Brücke, vor deren Eingang eine serbische Batterie stand, als wir auch schon zur Hand waren. Auf ungefähr 120 Schritt schossen wir in die dichten Haufen hinein, so daß sie zu Dutzenden zusammenstürzten. Im Nu hatten wir die serbischen Geschütze gegen die Brücke gewendet und auf die flüchtenden Serben abgefeuert; zum Glück waren viele von den Serben selbst bereitgestellte Schrapnelle vorhanden. Die auf der Brücke in Massen sich drängenden Feinde konnten nicht durch, da die Ein- und Ausgänge verstopft waren; die meisten fielen oder sprangen in die Save und ertranken. Hunderte wurden zusammengeschossen; das Flußufer war

derart mit Leichen bedeckt, daß man dort nicht gehen konnte: in Haufen lagen sie neben- und übereinander. Es war etwa elf Uhr nachts.

Der Mond trat aus dem Gewölk und beschien mit seiner bleichen Silberhelle die schauerlich schöne Szenerie, deren Eigenart durch die glutroten Flammen der explodierenden serbischen Munitionswagen noch erhöht wurde; die herauszischenden Raketen fuhren wie Leuchtballen über das glitzernde Wasser und ließen alles noch deutlicher erkennen. Mittlerweile versuchten serbische Abteilungen an einer flußabwärts befindlichen Stelle auf Flößen herüberzukommen, um uns in den Rücken zu fallen. Die schlaue Absicht der Serben wurde aber vollständig vereitelt; alle wurden sie erschossen, oder sie ertranken. —

Kurz nach dieser vernichtenden Niederlage drangen reguläre serbische Truppen und größere Banden von Komitatschi an mehreren Stellen gleichzeitig in Syrmien und in den Banat ein. Syrmien wird von der Donau und Save, beziehungsweise den Komitaten Pozsega, Verovititz, Bács-Bodrog und Torontál, sowie von Bosnien und Serbien begrenzt und umfaßt ein Areal von 6810 Quadratkilometer. Die Serben überschritten im Westen bei Obrenovatz-Progar, Pravo-Novoselo-Kupinovo und Oresac-Grabovac die Save, um in Syrmien einzufallen, darunter auch mehrere tausend Mann, die bisher bei Belgrad gestanden hatten. Die Gesamtzahl der in Syrmien eingedrungenen serbischen Truppen wurde mit etwa 15000 Mann angegeben, mit Einschluß der Freischärler. Ihr Vormarsch wurde sofort vom k. u. k. Aufklärungsdienst festgestellt. Man ließ aber die in Syrmien eingefallenen Serben, ebenso wie es mit der Timokdivision bei Mitrowitza geschehen war, unbehelligt einmarschieren und den Übergang vollenden. Die feindlichen Truppen, die leichtes Geschütz und Maschinengewehre mitführten und bei denen sich auch eine Regimentsmusik befand, setzten sich in zwei Abteilungen in der Richtung gegen India in Marsch. Die Serben wurden in einer ähnlichen Lage wie bei Mitrowitza—Ruma von den österreichisch-ungarischen Truppen gestellt. Es entwickelte sich ein Kampf, der auf der ganzen Linie mit großer Hartnäckigkeit geführt wurde. Als die k. u. k. Truppen die von Peterwardein anrückenden Verstärkungen einsetzen konnten, nahm der Kampf einen raschen, für den Feind ungünstigen Verlauf. Besonders durch die Artillerie unserer Verbündeten erlitten die Serben furchtbare Verluste. Ein Teil wurde von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten. Alle Versuche, die Linien der österreichisch-ungarischen Truppen zu durchbrechen, scheiterten an deren bewunderungswürdigen Haltung. Das Ergebnis des Einfalls war eine völlige Niederlage der Serben, die Tausende an Gefallenen und Gefangenen verloren.

Ein weiterer serbischer Angriff erfolgte seitens der im Raume von Vilikoselo in der Stärke einer halben Division versammelten serbischen Truppen. Diese eröffneten am [illegible]ber gegen ein Uhr mittags aus mehreren [illegible]atterien von der serbischen Grenze aus ein [illegible]ment gegen die offene Stadt Pancsova. Die [illegible]-ungarischen, in geringer Zahl hier stehenden Beobachtungstruppen zogen sich bei Beginn der Kanonade zurück, nachdem sie festgestellt hatten, daß die Serben den Übergang über die Donau unter dem Feuer ihrer Batterien durchführen wollten. Nach einem kurzen Scheinwiderstand ließ man befehlgemäß die serbischen Abteilungen den Übergang über die Donau vollziehen. Das Bombardement gegen Pancsova, das mit wechselnder Heftigkeit zwei Stunden lang fortgesetzt wurde, richtete dort geringen Schaden an. Es wurde eine Anzahl Gebäude in Trümmer gelegt, ein Brand, der an einer Stelle ausbrach, konnte jedoch rasch gelöscht werden. Inzwischen hatten die Serben, etwa 7000—8000 Mann stark, den Übergang vollzogen und rückten, leichte Artillerie mit sich führend, gegen Pancsova vor. Sie waren, wie immer, von Freischärlern begleitet, die die Vorhut bildeten. Während ein Teil der Serben sich gegen die Stadt Pancsova wandte, setzte ihre Hauptmasse den Marsch in der Richtung Dolovo fort. Dort wurden die Serben vom Gegner gestellt und zum offenen Kampfe gezwungen. Sie zeigten sich auch diesmal den österreichisch-ungarischen Truppen nicht gewachsen und wurden nach kurzem Artilleriegefecht im Bajonettkampf über den Haufen geworfen. Damit waren nun die serbischen Angriffsversuche verlustreich zusammengebrochen. Ganze Scharen der Serben wurden zu Gefangenen gemacht, fast ihre ganze Artillerie erbeutet. Ein kleiner Rest ging über die Donau zurück, wobei wieder Hunderte ums Leben kamen. Ein Monitor beschoß die Fliehenden und zerstörte die serbischen Batteriestellungen gegenüber von Pancsova. Die in Pancsova selbst eingedrungenen Serben fanden in der Mehrzahl den Tod.

Ein österreichischer Teilnehmer am Kampfe entwarf in der „Neuen Freien Presse“ folgendes packende Bild von der Zurückweisung dieser serbischen Einbruchsversuche:

„Diesen Bericht, der den Ruhm meines braven Regiments und der Infanteriedivision, der es angehört, kurz darstellen soll, schreibe ich in dem Schilf eines tiefen Grabens, geschützt gegen die sengende Sonne Syrmiens. Von Süd und West tönt Kanonendonner, Dörfer brennen rings am Horizont; längst achten wir nicht mehr solcher Bilder. Das Regiment liegt mit der Division in einer Lauerstellung. Düster und ernst ist die Stimmung der braven Mannschaft und der Offiziere. Denn manche der Kameraden sind vorgestern gefallen, verblutet oder verwundet auf dem Felde der Ehre. Aber die Opfer waren nicht vergeblich: das Regiment hat den Tag gerettet und zum Erfolg am nachhaltigsten beigetragen.

Seit zwei Tagen lagern wir in einem reichen syrmischen Dorfe mit über 60 Meter breiter Hauptstraße, öde wie alle Dörfer hier. Vom Gegner keine Spur. Am Saveufer steht zur Sicherung kroatische Honved. Das Regiment wird sich hier von den serbischen Kämpfen erholen. Der Meinung ist wohl auch das Divisionskommando, denn für Sonntag, acht Uhr früh, ist zu Ehren der Gefallenen eine Festmesse angesetzt.

Um neun Uhr kommt der Abmarschbefehl nach Norden gegen Ruma. Das Regiment wird alarmiert und sammelt sich auf dem Alarmplatz. Plötzlich, um halb zehn Uhr vormittags, kommen zwei Honvedsoldaten, die zwei Verwundete schleppen. Sie melden atemlos, daß gegen zwei Uhr nachts nur sechs Kilometer von uns entfernt große Abteilungen von Serben mit Artillerie und Maschinengewehren über die Save gegangen seien. Die Feldwachen seien überwältigt, die Hauptposten, nachdem sie ihre Munition verschossen, meist getötet oder gefangen genommen worden. Die Verwundeten bestätigen die merkwürdige Meldung.

Das Regimentskommando entschließt sich darauf kurz, das Regiment vor der Westfront des Ortes mit der Front nach Südwest in Gefechtsstellung zu bringen und die über die Save gekommenen Serben anzugreifen. Nachrichten- und Gefechtspatrouillen werden ausgesendet. Wir liegen indes in gespannter Erwartung vor der Front in etwa vier Kilometer Ausdehnung. Denn es muß ein großer Raum gesichert werden, da wir die Kräfte nicht kennen, nicht überflügelt werden dürfen und schließlich auf das Eingreifen der anderen Truppen unserer Division hofften, die sofort verständigt wurden.

Um elf Uhr beginnt das Vorgehen über die weite Ebene, die stellenweise mit hohem Kukuruz, der Roß und Reiter überragt, bepflanzt ist. Die springenden weißen Wölkchen der Schrapnelle zeigen uns, daß die serbische Artillerie uns bereits aufs Korn nimmt. Sie werden zahlreicher, die Sprengpunkte niedriger, und schon fallen auch zahlreiche Granaten mit schrecklichem Gedröhne vom jenseitigen Saveufer in und vor unsere Schwarmlinien. Doch unaufhaltsam dringt unsere Infanterie vor trotz des heftigen Gewehrfeuers, das nun beginnt. Die an der Straße sehr gut eingegrabenen Serben überschütten uns mit Gewehrfeuer, das, da es meist zu hoch geht, in unseren Reserven aufräumt.

Aber unaufhaltsam vorwärts dringt unser Regiment, obwohl oft ganze Schwarmlinien auf dem glacisartigen Gelände gefällt werden und viele Offiziere fallen. Die zahlreichen Verwundeten strömen zurück auf die drei Hilfsplätze, die zum Teil im feindlichen Feuer arbeiten. Von dort werden sie auf Wagen in die Schule des Ortes, die inzwischen eingerichtet worden ist, und in zahlreiche Häuser gebracht.

Trotz der großen Verluste und obwohl unsere Haubitzdivision, die hinter einem Heuschober am Südende des Ortes aufgestellt ist, gegen die wie immer unsichtbar eingegrabene serbische Artillerie nur wenig wirken kann, geht das Regiment bis auf 300 Schritt an den Feind heran.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Algerische Schützen.



Indische Reiterei auf dem Marsch.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Turko und Franzose im Gefangenenlager zu Friedrichsfeld.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Zwei in englischen Diensten stehende indische Offiziere.



Phot. Kester & Co., München.

Einmarsch eines kanadischen Rifleregiments in London.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Schwarze Senegaltruppen.

Fremdländische Hilfstruppen auf dem westlichen Kriegschauplatz.

Wunder der Selbstlosigkeit und Tapferkeit werden im Kugelregen verrichtet. Ein verwundeter Offizier bleibt noch eine Stunde trotz großen Blutverlustes in der Schwarmlinie, geht dann eine Stunde weit in den Ort, sammelt die Munitionstragtiere und Wagen und führt sie persönlich in die Gefechtslinie. Ein Offizierbursche geht hinter die eigene Schwarmlinie ins feindliche Feuer, schultert einen Unteroffizier, der am Fuße verwundet ist, und trägt ihn zur Verwundetenträgerpatrouille.

Solcher Heldentaten ließen sich noch viele berichten, denn beinahe jeder, der in einem solchen Feuer aushält, ist ein Held. Das Regiment hat gegen mehr als eine dreifache Übermacht an Infanterie und an Artilleriefeuer sich allein bis sechs Uhr abends gewehrt. Erst da kommt das Bruderregiment und geht gegen die linke Flanke des Gegners vor. — Die Brigade stößt bei Eintritt der Dunkelheit mit Teilen eines Infanteriebataillons in der rechten Flanke mit gefälltem Bajonett vor, und der Rest des Gegners, der noch eingeschlossen ist, bittet um Gnade. Nur wenige Schüsse fallen. Dann sieht man, daß die Floßbrücke der Serben zerschossen ist und viele Serben und einige Geschütze in der Save versinken, nachdem erstere versucht hatten, das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Ungefähr 4700 Gefangene, 8 Maschinengewehre und 4 Geschütze sind in unseren Händen, zahlreiche serbische Verwundete und Leichname decken das Feld.

Doch hat auch unser Regiment viel Herzblut vergossen."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

In der Etappe.

(Hierzu die Bilder Seite 285—287.)

Eine Etappe hat die wichtige Aufgabe, den Verkehr zwischen der Front und der Heimat aufrecht zu erhalten; sie ist Sammel- und Speisebecken zugleich.

Das wichtigste für die fechtende Truppe ist Munition; Gewehr und Kanone wollen fleißig gespeist werden, um dem Feinde ihre heißen Grüße senden zu können. Deshalb kommen endlose Reihen von Munitionskolonnen vom Schlachtfeld herein, um neuen Schießvorrat zu holen; bespritzt bis oben rollen die schweren Wagen einher, gezogen von prächtigen schweren Pferden und geleitet von ernsten Landwehrleuten, bei denen der Kriegsvollbart und die scharfen Gesichtszüge sich zu einem kräftigen, eindrucksvollen Bilde vereinen.

An der Ladestelle warten Landsturmleute, um die hohlen Leiber der Lastautos mit Granaten, Schrapnellen und Patronen zu füllen.

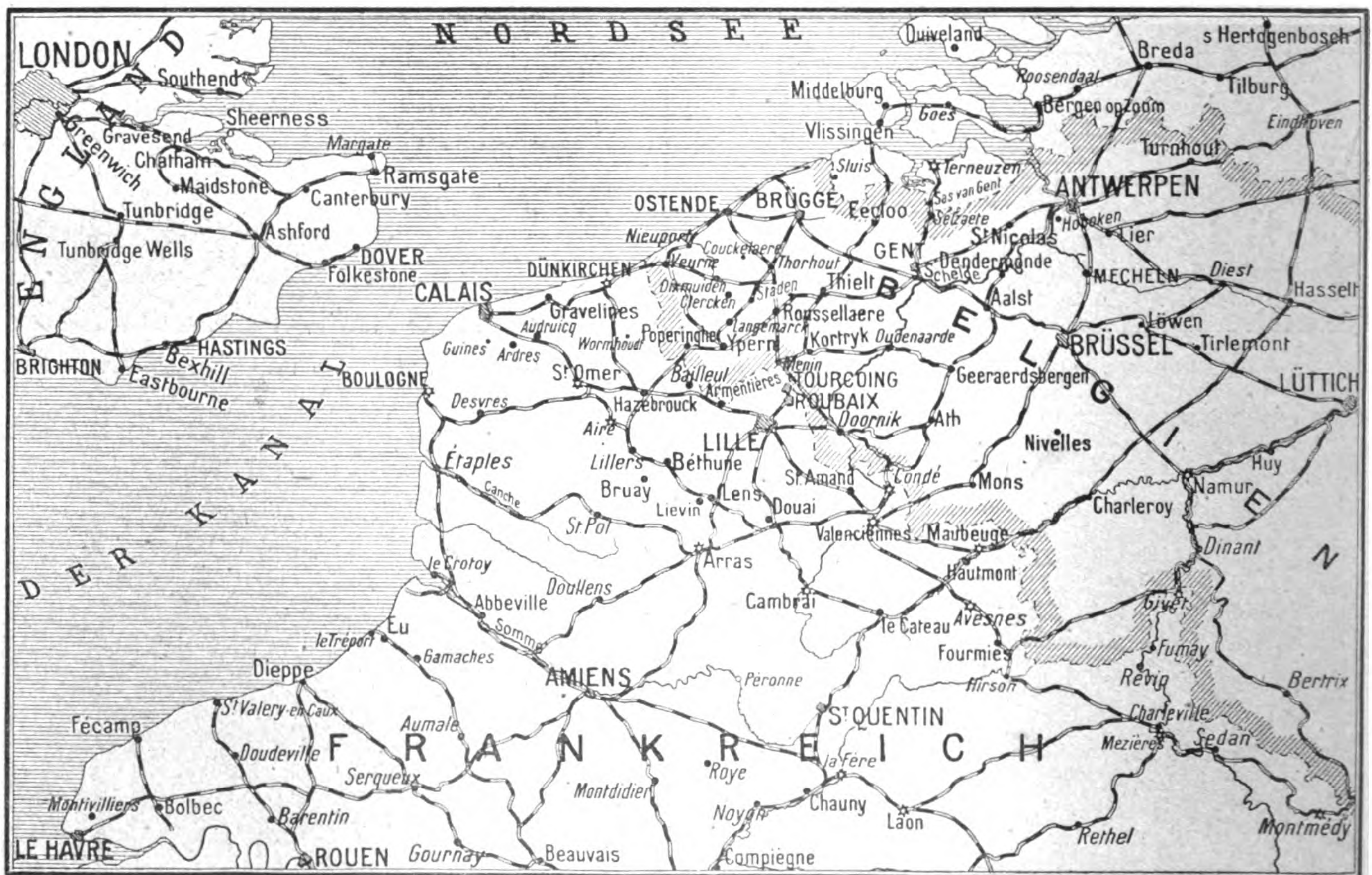
Auf der anderen Seite der Straße holpern Leiterwagen und andre Fuhrwerke mit Blahen bedeckt heran, die aus den Feldbäckereien und Depots Kommißbrot, Konservenfleisch und Suppeneinlagen, vielleicht auch einige Fässer Bier unseren an der Front stehenden Soldaten zuführen.

Dazwischen rattern und knattern leichte Autos zu den Güterwagen, auf denen noch die Aufschrift prangt: „Löwenbräu, Spatenbräu — München". Aus diesen Wagen kommt aber jetzt kein bayerisches Bier, sondern Lysol, Karbol, Verbandzeug und Tragbahren. Dies alles nehmen die leichten Autos auf und bringen es an die Verbandplätze.

Hochbepackt sieht man auch die verschiedenen Feldpostautos. Neben und zwischen diesen Wagenreihen müssen aber zur Front marschierende und reitende Truppen sich durchwinden. Entsteht dann, wie es leicht geschieht, eine Stockung oder ein Zusammenstoß, so entwirren einige kräftige soldatische Kosenamen oder ein Witzwort hinüber und herüber rasch den Knäuel von Menschen, Pferden und Wagen und retten die verwickelte Lage.

Oder der blutige Ernst des Krieges bringt die Kolonnen sofort zum Halten; es tritt plötzlich eine feierliche Stille ein: man läßt einen Zug von langsam schreitenden oder hinkenden Gestalten an den Wagen vorbei. Es sind Verwundete, bleichen Angesichts, mit Binden an Kopf oder Arm; sie gehen zum Lazarettzug, der sie in die Heimat bringen soll.

Schwerverwundete werden zum Bahnhof gefahren. Hier treffen sie auch wohl mit französischen Gefangenen zusammen, die ins Innere des Landes abgeführt werden



Der Kriegschauplatz in Belgien und Nordwestfrankreich.



Angriff deutscher Kavallerie bei Hazebrouck am 10. Oktober 1914.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.



Deutsche Vorhut in St. Amand auf dem Vormarsch nach Lille. Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

sollen. Jetzt naht sich eine lange Reihe von eroberten französischen Kanonen dem Bahnhof. Bayrische Landsturmleute (München I) mit der schwarzen Mütze und dem goldenen Kreuz darauf ziehen zerschossene, zerbeulte Kanonen oder noch mit Schrapnellen gefüllte Protzen zur Güterrampe, von wo sie als Siegesbeute nach den Hauptstädten verteilt werden.

Auf einmal sieht man eine Bewegung unter den Offizieren, Soldaten, Verwundeten am Bahnhof; Zeitungen kommen zur Verteilung, die man begierig erhascht, um sie später ebenso begierig zu lesen; nichts ist ja dem Soldaten willkommener, als wieder einmal von der Welt da draußen etwas zu erfahren.

So lebhaft geht es in einer Etappe zu, und so vielseitig sind ihre Vermittlungsdienste zwischen Heimat und Front.

Die Reiterschlacht bei Lille.

(Hierzu die Bilder Seite 293—295 und die Karte Seite 292.)

Die französisch-englischen Versuche, unseren rechten Flügel auf dem westlichen Kriegsschauplatze zu umgehen, sind dank der guten Führung, der Ausdauer und Tapferkeit unserer Truppen alle kläglich gescheitert. Sie haben durch das immer weiter nach Norden sich richtende Ausgreifen des Feindes nach und nach dahin geführt, daß sich der nordwestliche Flügel der riesigen Schlachtfront bis an das Gestade der Nordsee ausdehnte. Das hat eine ganz neue Lage geschaffen, die nach dem Fall der Festung Antwerpen dadurch noch verwickelter wurde, daß die Trümmer der englisch-belgischen Besatzungsarmee über die beiden Häfen Ostende und Dünkirchen nach Nordfrankreich zu entkommen trachteten, was unsere Truppen, die diesen Resten dicht auf den Fersen blieben, nur teilweise zu verhindern vermochten. Während nun auf der ganzen übrigen Front die Möglichkeiten moderner Feldbefestigungskunst in Geltung traten, so daß weder in der Mitte, noch auf unserem linken Flügel entscheidende Erfolge erzielt wurden, waren unsere Truppen am äußersten rechten Flügel in unaufhörlicher Bewegung, die, da der Feind hier überall in die Verteidigungsstellung gedrängt wurde, schließlich zur Bildung einer langgestreckten Schlachtfront zwischen Nieuport—Dixmuiden—Ypern und südlich davon bis La Bassée führte.

In Voraussicht alles dessen setzte aber unsere Armeeleitung zuvor schon starke Streitkräfte gegen Lille in Bewegung, und hier, westlich dieses umstrittenen Platzes, kam es schon vor den Kämpfen entlang dem Yserkanal zum Schlagen. Unter diesen Zusammenstößen sind zwei Reiterschlachten besonders bemerkenswert, über die das Deutsche Hauptquartier sich nur kurz ausließ: „Westlich Lille ist von unserer Kavallerie am 10. Oktober eine französische Kavalleriedivision völlig, bei Hazebrouck eine andere französische Kavalleriedivision unter schweren Verlusten geschlagen worden."

Ein Italiener, der französische Korrespondent des „Mattino", hatte Gelegenheit, den Anmarsch unserer Truppen zu beobachten. Er hatte sich wenige Tage zuvor in Lille aufgehalten, um sich in eigener Person davon zu überzeugen, ob ein in Paris verbreitetes Gerücht, man sei in der nordwestlichen Ecke Frankreichs im Begriff, ein neues französisches Heer zu bilden, auf Wahrheit beruhe; seine Mitteilungen brachten auch manche Anerkennung, und die ist aus dem Munde eines offenbar nur wenig deutschfreundlich Gesinnten wertvoll. In Lille hörte er, daß in dem benachbarten Tournai eine deutsche Ulanenpatrouille erschienen sei, nachdem bereits in St. Amand die Vorhut anrückender deutscher Streitkräfte eingetroffen war. Zahlreiche Flüchtlinge waren in Lille eingetroffen, die von den dortigen Zeitungen wegen ihrer unbesonnenen Flucht heftig getadelt wurden. Der Italiener konnte nun der Lockung nicht widerstehen, sich nach Tournai zu begeben, um sich die gefürchteten Ulanen einmal anzusehen. Dort angekommen, fand er den Platz frei. Während er sich in einer Fahrradhandlung mit dem Ankauf eines Rades befaßte, kam plötzlich draußen auf der Straße eine Patrouille von vier Ulanen, die Lanzen über den Sattel gelegt, vorübergeritten. Der Führer erkundigte sich mit

vorgehaltenem Revolver bei einem Einwohner über den Weg nach Lille. Gleich darauf fand der Korresrondent zwanzig deutsche Radfahrer vor der Kathedrale stehen und an der Brücke über den Kanal mehrere abgesessene Ulanenposten. Während er sich diese nun in Muße betrachtete, nahten, so erzählt er, plötzlich ungeheure Reitermassen. Zuerst Ulanen, auf jungen, kräftigen Pferden, dann, wie es schien, die Totenkopfhusaren. Sie würdigten die Volksmenge in den Straßen keines Blickes — und immer neue Schwadronen rückten heran. Dann folgten bayrische Chevaulegers, endlich, die „Wacht am Rhein" singend, Infanterie. Ihre Haltung und die sichere Ruhe ihres rhythmischen Schrittes gefielen ihm außerordentlich. Er vermutet, daß er ein ganzes Armeekorps beobachtet habe, das, von Mons kommend, nach Li le vorging, und daß er Zeuge eines Vorstoßes von größter Bedeutung geworden sei. Er beschloß nun, in der deutschen Linie zu bleiben, und rühmt dann in einer zweiten Mitteilung das must. rh fte Benehmen der deutschen Soldaten, die man in Frankreich und sonst im Auslande als Barbaren zu bezeichnen beliebe.

Der Italiener hat offenbar die Truppen gesehen, deren Kavallerie wenige Tage später westlich Lille und bei Hazebrouck auf französische Reiterei stieß, und so gründlich mit ihr aufräumte. Es war jedenfalls wieder einmal eine schneidige deutsche Reitertat, die dem Feinde sehr herbe Verluste beifügte. Besteht doch die französische Division aus drei Kavalleriebrigaden zu je zwei Regimentern, jedes zu vier Eskadronen gerechnet. Jeder Kavalleriebrigade ist eine Maschinengewehrkomp nie zugeteilt, außerdem eine berittene Telegraphen-, eine S ppeur- und eine Radfahrerabteilung, ungerechnet die Ambulanz. Es sind also die Träger von fast 9000 Säbeln, die unsere schneidigen Reiter westlich Lille und Hazebrouck in offenbarer Begegnungsschlacht mit stürmischer Wucht in die Pfanne gehauen haben.

Die Schlacht bei Wehlau—Allenburg—Nordenburg—Angerburg.

(Hierzu das Bild Seite 288/289.)

Die von General v. Rennenkampf geführte russische Wilna- oder Njemenarmee war in der Richtung des Pregels über Gumbinnen und Insterburg vorgedrungen, überall Schrecken verbreitend. „Die Menschen flogen vor ihr her, wie wenn der Wolf die Herde scheucht," könnte man in Anlehnung an das Dichterwort sagen. Diese zweite russische (Wilna-)Armee hatte Tapiau erreicht und beschossen, wobei am meisten die Umgebung des Marktes litt. Nicht einmal die Besserungs- und Landespflegeanstalt mit rund 500 Kranken ward verschont. Die auf dem Turme der Anstalt wehenden Fahnen des Roten Kreuzes dienten den Russen vielmehr als — Zielscheibe. Elf Kranke wurden bei der Beschießung getötet, mehrere verletzt.

Die Hauptmasse der Russen stand zwischen Wehlau—Allenburg—Gerdauen—Nordenburg—Angerburg. Diese Linie wurde unter geschickter Benutzung der Bodenverhältnisse und der natürlichen Hilfsmittel zur Verteidigung eingerichtet; Rennenkampf hatte also offenbar nicht die Absicht zu weiterem Vordringen. Seine Stellung aber wollte er mit Macht halten, was aus den herbeigebrachten schweren Belagerungsgeschützen hervorgeht, die zur Belagerung preußischer Festungen bestimmt waren. Sehr deutlich ist durch die bezeichnete, etwa 60 Kilometer lange Luftlinie die Aufmarschrichtung des Feindes gegeben.

Über die Operationen des deutschen Angriffsheeres gibt der Bericht des stellvertretenden Generalkommandos des 17. Armeekorps in der Zeit von Mitte August bis Mitte September 1914 ein übersichtliches Bild. Danach ging das Korps nach kurzer Ruhe und Ergänzung der Munition am 4. September wieder in nordöstlicher Richtung vor, um im Verein mit anderen Kräften durch die Engen der Masurischen Seen den linken Flügel der inzwischen erheblich verstärkten russischen Njemenarmee anzugreifen. Die starken Stellungen, die der Feind zum Schutze seines schon eingeleiteten Rückzuges an den Seeengen nordöstlich Lötzen mit großem Geschick tagelang ausgebaut hatte, wurden am 8. und 9. September nach wirksamer Beschießung durch Feld- und schwere Artillerie im Sturm genommen. Der Feind ging überall nach hartnäckiger Verteidigung zurück. In einem dieser Gefechte nahm die erste Kompanie des Danziger Infanterieregiments Nr. 128 eine russische Batterie im Sturm.

In der weiteren Verfolgung brach das 17. Armeekorps auch am 10., 11. und 12. September den Widerstand des Feindes überall, wo dieser seinen Rückzug noch in verstärkten Stellungen zu decken suchte. Hierbei kam es wiederholt zu nächtlichen Bajonettkämpfen.

Bei allen diesen Kämpfen waren Truppen von der Südgrenze bei Soldau, aus Königsberg und aus anderen Orten zusammengezogen worden. Die Südgrenze hatte nur die notwendigsten Kräfte behalten, um einem etwaigen neuen Vordringen des Feindes von Mlawa her zu begegnen. Unsere Heeresleitung ging am 10. September zwischen Nordenburg und Angerburg gegen die russische Haupt-



Deutsche Vorposten tränken ihre Pferde in St. Amand.

Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



armee zu dem so oft bewährten Flankenangriff über. Den russischen rechten Flügel bei Wehlau—Allenburg schützten die Moorgegenden des Frischingflusses und andere natürliche Hindernisse vor Überraschungen; der linke Flügel war gegen drohende Umklammerungen durch das 22. (finnische) Armeekorps gedeckt.

Am Donnerstag den 10. September herrschte in der Morgenfrühe lebhafter Wind. Zwischen den Städten Drengfurt und Angerburg tobte der Kampf besonders scharf. Immer neue Rauchsäulen stiegen zum Himmel. Der Wind fegte sie zur Erde nieder. Über der Walstatt erschienen kleine, wolkenartige Gebilde, die Schrapnelle, die einen Augenblick am unteren Rande schwarz erschienen und dann ihren vernichtenden Inhalt herniederschütteten. In einem Soldatenbriefe heißt es darüber: „Wir rückten mit der Bahn nach Nordenburg und nachher in Märschen bis zwischen Darkehmen und Goldap, wo wir auf den Feind stießen. Das erste tödliche Ringen begann um sieben Uhr früh auf der ganzen Linie und währte bis drei Uhr morgens am nächsten Tage. Dann mußten wir uns zurückziehen, da der Feind viermal stärker war. Später aber blühten uns die Rosen."

Sehr eindrucksvoll schildert ein deutscher Offizier die große Bedrängnis seines Bataillons in jener für uns siegreichen Entscheidungsschlacht:

„Es war nach hartem Ringen bereits die zweite Stunde nachmittags; seit früh fünf Uhr tobte der Kampf. Stundenlang pfiffen uns die Kugeln um den Kopf, und fast alle Pferde und Mannschaften meiner nächsten Umgebung liegen in ihrem Blute, auch mein braver Rappe, den ich gestellt bekommen habe. Unser Bataillon ist bis zur letzten Reserve eingesetzt und hat sich bis auf 200 Meter an den Feind herangelassen, der aber zäh und fest in seiner Verschanzung festhält und uns ein mörderisches Feuer entgegenhagelt. Unsere Schützenlinie wird beängstigend dünner, einer nach dem anderen sinkt blutend nieder und haucht sein braves Leben aus. Mit dem Oberstleutnant, dem Kommandeur, liege ich im Hagel der Geschosse, 50 Meter zurück, zur Not gedeckt; die Artillerie, unsere einzige Rettung, liegt 1000 Meter zurück. Der Feind jagt immer neue Verstärkungen in seine Schützenlinie, und immer dichter hageln die Geschosse. Hilfe tut dringend not; unser braves Bataillon ist am Verbluten, und immer stärker drängt der Feind. Da fällt der Blick des Kommandeurs auf mich und mein gesundes Pferd. Er sagt mir nichts; aber ich verstehe ihn ohne Worte. Ein kurzer Händedruck, ein kurzes Lebewohl, und durch ein ohrenzerreißendes Granat- und Gewehrfeuer jage ich zurück, die ersehnte rettende Artillerie vorzureißen ... Wie ich die Batterie erreichte, weiß ich nicht. Mit Gottes Hilfe gelang es mir aber, unversehrt die Stellungen zu erreichen und drei Batterien nach vorwärts zu reißen. Noch einmal in rasendem Tempo zurück durch dasselbe Feuer, und glücklich gelangte ich zu meinem Bataillon. Mit donnerndem Gepolter raste unsere Artillerie heran, und nun ging's mit Hurra drauf los. Reihenweise fielen die Russen, zu Haufen lagen ihre Toten; scharenweise flüchteten sie aus unser Schrapnellfeuer aus ihren Verschanzungen, und kaum waren sie sichtbar, so knallten unsere Schützen sie nieder ... Rings brannten die Dörfer und herrlichen Güter. Blutigrot war der Himmel gefärbt. Dann erst deckte barmherzig das Dunkel der Nacht das grausige Schlachtfeld."

Nun konnten die Ostpreußen endlich erleichtert aufatmen. Knapp und klar wie immer berichtete der Generalquartiermeister v. Stein am 13. September über die Sachlage wie folgt: „In Ostpreußen ist die Lage hervorragend gut. Die russische Armee flieht ‚in vollster Auflösung'. Bisher hat sie mindestens 150 Geschütze und 20 000—30 000 unverwundete Gefangene verloren."

Selbst die russische Heeresleitung konnte die Niederlage nicht beschönigen; daß aber zwei große Armeen geradezu vernichtet sind, wissen in Rußland nur wenige.



Eroberung einer Fahne bei Zamosc.

(Hierzu das Bild Seite 296/297.)

Die Schlacht, die in dem großen Raum Zamosc—Tyszowcze vom 25. August bis 1. September tobte und über die wir eingehend bereits auf Seite 116 berichteten, war bis dahin eine der größten, die je auf dem Festlande Europas ausgefochten wurde. Es kennzeichnet den gegenwärtigen Weltkrieg, daß diese glänzende Waffentat, die mit dem vollständigen Sieg der Armee des Generals v. Auffenberg über die Russen endete, heute durch noch längere und blutigere Schlachten bereits in zweite Linie rückt. Sie wird aber für alle Zeiten ein Glanzpunkt unter den Heldentaten der österreichisch-ungarischen Heere bleiben. Scharen von Gefangenen, über 200 Geschütze und viele Maschinengewehre fielen in die Hände der Sieger. Unter dem reichen erbeuteten Kriegsmaterial fanden sich auch mehrere russische Fahnen. Unser Bild zeigt die Eroberung einer solchen. Ein blutiger Kampf ging diesem Triumph voraus. Die Russen verteidigten ihr militärisches Heiligtum mit ungemeiner Tapferkeit. Aber ein unerwarteter Schrapnellschuß brachte furchtbare Verwirrung in ihre Reihen. Einige wendeten sich, um zu fliehen. Der Fähnrich hielt seine Zier hoch, aber schon hatte ein tapferer österreichischer Infanterist sich bis zu ihm durchgearbeitet und versetzte ihm mit dem Gewehrkolben einen wuchtigen Schlag. Die Russen beginnen zu wanken. An der Spitze der Seinen stürmt der österreichische Hauptmann vor. Die Russen fliehen, ihre Fahne aber gelangt in den Besitz ihrer heldenhaften Verfolger.

Fremdländische Hilfsvölker unsrer Gegner.

(Hierzu die Bilder Seite 291.)

Es ist keine neue Erscheinung, daß die Feinde, gegen die wir um Ehre und Freiheit unseres Vaterlandes ringen, in ihren europäischen Kriegen auch Eingeborenentruppen aus ihren Kolonien zur Hilfeleistung heranziehen. Schon im Kriege von 1870/71 knüpften die Franzosen an ihre aus Kabylen und Negern gebildeten Turkoregimenter die größten Hoffnungen, die sich aber keineswegs erfüllten. Damals fehlte es nicht an englischen Stimmen, die sich voll Entrüstung dagegen wendeten, daß man „Wilde" gegen Europäer in den Kampf brachte. Aber schon 1877, als die Russen Konstantinopel bedrohten, holte der Brite selber indische Truppen nach dem Westen, ebenso 1882 in den ägyptischen Unruhen, und im Jahre 1900 sogar gegen die für ihre Unabhängigkeit streitenden Buren!

Etwa drei Jahre dürfte es her sein, daß angesehene französische Militärschriftsteller in verschiedenen Blättern die Forderung aufstellten, das durch den Geburtenrückgang in Frankreich drohende zahlenmäßige Zurückbleiben der französischen Armee hinter der deutschen bei einem ausbrechenden europäischen Krieg durch Heranziehen von Senegalschützen, also Negern, auszugleichen. Ein großer Teil gerade der liberalen englischen Presse wandte sich damals wiederum entrüstet gegen solche „barbarische, menschenunwürdige" Pläne; lebten doch in jener Zeit viele in die politische Hexenküche von Sir Grey und Genossen nicht eingeweihte Engländer der Meinung, daß ein freundlicher Ausgleich mit Deutschland möglich sei, und fürchteten deshalb, daß ihre eigenen Landsleute unter Umständen gegen jene Neger kämpfen müßten. Jetzt aber, da es gegen den Deutschen geht, ist jede Hilfe recht, jeder europäische Rassenstolz dahin. Englische wie französische Zeitungen berichten in einem wahren Freudenrausch immer wieder von den wunderbaren Eigenschaften dieser — übrigens vielfach sehr gegen ihren Willen herbeigeholten — Hilfstruppen, seien es nun indische Gurkha, Sikh, Afridi und Pathan oder afrikanische Neger, Madegassen, Berber und Neger, deren Gesamtheit der nicht im mindesten durch sie eingeschüchterte deutsche Soldatenhumor kurzweg „Hagenbecks Völkerschau" benannt hat.



Drei Brüder, die sich freiwillig beim Feldartillerieregiment Nr. 76 meldeten und nicht nur bei der gleichen Batterie, sondern sogar beim gleichen Geschütz als Fahrer dienen.

Was die Zahl anbelangt, so schwanken die Angaben sehr beträchtlich. Es konnte natürlich nur ein Teil herangezogen werden; auch sollen sich die Mohammedaner, also die Afridi und Pathan, sowie die aus Nordafrika stammenden Anhänger des Islams als nicht völlig zuverlässig erwiesen haben. An Eingeborenentruppen überhaupt hat Frankreich 4 Regimenter Tonkinesen, 1 Regiment Anamiten, 3 Regimenter Madegassen, 7 Regimenter und 6 Bataillone Senegalschützen, 2 Regimenter und 2 Bataillone Äquatorialafrikaner, 9 Regimenter eingeborene Schützen aus Nordafrika, sämtlich Infanterie, ferner 68 Batterien eingeborene Artillerie und sonstige kleinere Abteilungen. Die Engländer haben an indischen Truppen 133 Bataillone Infanterie, 39 Bataillone Kavallerie, 13 Batterien Artillerie und kleine Abteilungen für andere Dienstzweige; auch in ihren sonstigen Kolonial- und Einflußgebieten, wie Ägypten, Nigeria, Zentral- und Ostafrika, Njassa, Somaliland usw., haben sie Eingeborenenbataillone gebildet. Die militärischen Formationen in Kanada, Australien und Südafrika dagegen, die auch gegen uns kämpfen sollen, bestehen aus Angehörigen der weißen Rasse und sind nach dem Milizsystem aufgebaut.

Bei Montigny.

(Aus einem Feldpostbrief.)

Landstuhl, den 21. September 1914.

Meine Lieben!

Am Freitag abend hatten wir als Spitze unserer Brigade das Dörfchen Br. östlich Dun s. M. erreicht. Wie immer hatte unsere stolze elfte Kompanie die Ehre, Vorposten zu stellen.

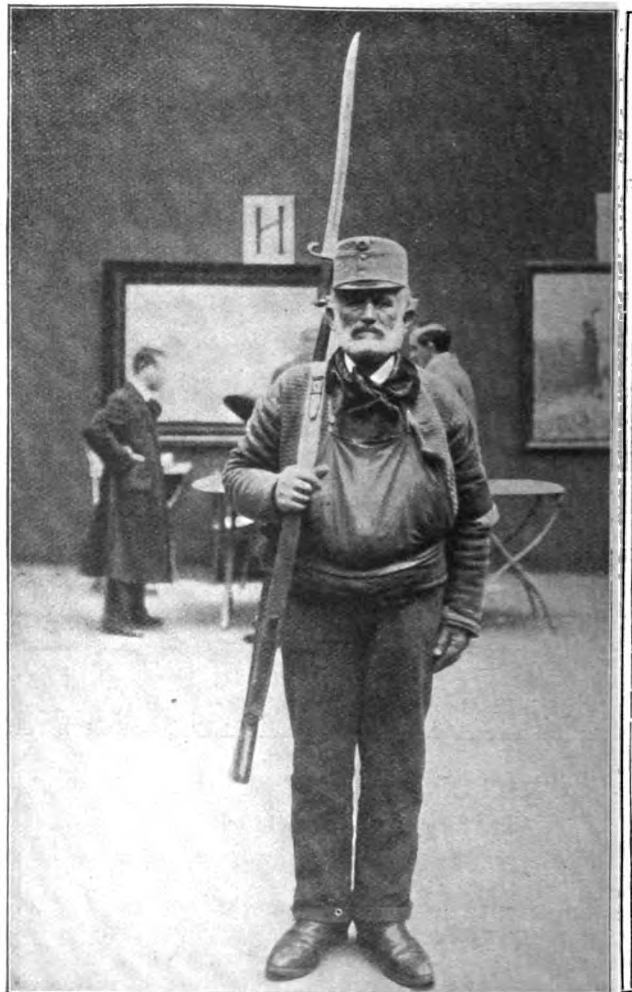
Es war durch Kavalleriepatrouille gemeldet worden, daß die Gegend bis zur Maas frei sei. Die Elfte marschierte also getrost noch etwa 5 Kilometer vor, in einen schönen Wald hinein, stellte zwei Feldwachen und einen Unteroffizierposten aus und begab sich, nach Einteilung der Patrouillen für die Nacht und nachdem gegessen war, zur Ruhe. Ich glaube aber nicht, daß einer von uns trotz unendlicher Müdigkeit die Augen geschlossen hätte, wenn er eine Ahnung der Wahrheit gehabt hätte. Tatsächlich stellte sich am kommenden Morgen heraus, daß 3000 versprengte Franzosen mit einigen Maschinengewehren sich in demselben Walde ganz in unserer Nähe aufhielten. Und in diesem fürchterlichen Wespennest hatten wir Hundert sorglos geschlafen!

Am anderen Morgen dann, als dichte Nebel jede Aussicht verschleierten und plötzlich von allen Seiten die Kugeln pfiffen, wurde uns klar, wo wir eigentlich geschlafen hatten. Aber inzwischen kam Verstärkung und besonders unsere Maschinengewehre; nun atmeten wir wieder auf. Und als die Nebelschleier sich langsam verzogen, da hatten wir uns schön eingerichtet im Waldrand.

Und da kommen sie auch schon „vom Walde hernieder“, in hellen Haufen, teilweise mit, teilweise ohne Gewehre, mit und ohne Tornister, wie immer! Und als sie in hellen Haufen und Kolonnen im Tal sich vorwärts wälzten, da legten wir und unsere Maschinengewehre los. In wenigen Augenblicken bedeckten 500 Franzosen den rotgefärbten Grund. Die übrigen 2000—2500 zogen vor, sich gefangennehmen zu lassen. Wir hatten fast keine Verluste!

Klug geworden durch diese Lehre, gingen wir nun mit der allergrößten Vorsicht weiter gegen die Maas. Glühend brannte die Sonne auf uns hernieder, als wir uns in ganz losen Schützenlinien, Mann von Mann 10 Schritte Zwischenraum, Linie von Linie 100 Meter Abstand, gegen Sassey an der Maas in Bewegung setzten. Alle Augenblicke erwarteten wir Feuer in unseren Reihen von einem Berg, der sich in der Ferne, jenseits der Maas, erhob und von dem man wußte, daß er stark befestigt war. Doch kein Schuß fiel, so daß wir alle an eine Falle glaubten, in die man uns locken wollte.

Doch weiter ging's, Schritt für Schritt, in der glühenden Sonne. Unaufhaltsam lief mir ein „Brünnlein“ vom Kinn auf die Patronentaschen; Hemd, Unterhose, Waffenrock und Hosen, alles durch und durch zum Auswinden naß. Wie Schlingen legten sich mir die Kartoffelkräuter und Bohnenranken, Disteln und Getreide um die Füße, daß ich kaum



Der älteste Bürgergardist in Budapest, der 73jährige Fuhrmann Ludwig Weiß.

In Budapest bildete sich unter der Führung des Grafen Andrassy eine „Bürgergarde“, die nach einer kurzen militärischen Ausbildung den Wachdienst über öffentliche Bauten, Brücken, Krankenhäuser usw. zu versehen hat. Die Budapester Bürgergarde oder, wie sie amtlich genannt wird, das „freiwillige Wachkorps“ setzt sich aus militärdienstfreien Bürgern der ungarischen Hauptstadt zusammen, die sich freiwillig melden und den Dienst freiwillig versehen. Die erste, bereits ausgebildete Truppe hat im Oktober einige wichtige Wachposten übernommen. Zweck der Bürgergarde ist, durch Übernahme des Wachdienstes dem aktiven Militär zu ermöglichen, sich auf dem Kriegschauplatz zu betätigen.

vorwärts kam und ganz zornig wurde; dazu der schwere Tornister, und immer wieder die Brille, über die der schmutzige Schweiß lief, putzen! Und so 8 Kilometer weit und dabei immer den durchschossenen Finger in acht nehmen; es war furchtbar hart. Da fiel ich lang hin, jetzt versank ich bis zu den Knien in einem Stück Sumpf; aber abends acht Uhr stehen wir an der Maas, todmüde und doch voll gespannter Erwartung der Dinge.

Eine große steinerne Brücke vor uns zum Dorfe S. war gesprengt, wir mußten also in Pontons hinüber. Wir legten uns hin und warteten auf den angemeldeten Brückentrain. Um einviertel zwölf Uhr in der Nacht kam er dann. Uns war die größte Ruhe anempfohlen worden, denn man hatte keine Ahnung, ob das jenseitige Ufer besetzt war; wir flüsterten daher nur, aber das Abladen und Zuwasserbringen der riesigen Pontons aus Aluminium ging doch nicht so still vonstatten.

Es war Sonntag morgen, den 30. August 1914, um



Russischer Angriff auf einen österreichisch-ungarischen Proviantzug auf der Bahnlinie Lemberg—Grodek wird von einem k. u. k. Infanterieregiment mit dem Bajonett abgewiesen.

Nach Berichten eines Augenzeugen gezeichnet von L. Tuszynski.

dreiviertel ein Uhr, als mein Hauptmann, mein Major und noch 16 Mann, darunter auch ich, das erste Ponton füllten und abstießen, dem Ungewissen, vielleicht dem Tode entgegen. Lautlose Stille, nur das Geräusch der Ruder, dann ein Ruck, leise von Mann zu Mann weitergegeben: Aussteigen! Jetzt das Geräusch vieler Schuhe auf Aluminium, dann wieder Stille. Lautlos entfernte sich unser Ponton, und da lagen wir 16 Mann mit lautklopfendem Herzen hart am abschüssigen Ufer, als die ersten „über" der Maas. Und nicht lange dauerte es, da lag das ganze III. Bataillon am Ufer; lautlose Stille herrschte, die Offiziere waren um den Major versammelt und redeten leise.

Und während unsere braven Pioniere hinter uns, am anderen Ufer, schon mit dem Aufschlagen der Brücke begannen, pflanzten wir das Seitengewehr auf, und lautlos ging's dem verhängnisvollen Dorf, das gespensterhaft vor uns im Dunkel lag, entgegen, ein Bataillon von ungefähr 600 Mann. Kein deutscher Soldat hatte noch den Ort betreten. Fest umkrampften wir unsere Gewehre, entschlossen, beim ersten Schuß unser Leben teuer zu verkaufen. Doch hindurch ging's durchs Dorf, ohne Zwischenfall den Berg hinauf, vorbei an verlassenen, stark befestigten Stellungen des Feindes. Müdigkeit spürten wir nicht. Was wäre aus uns geworden, wenn der Feind seine Stellungen und das Dorf nicht verlassen gehabt hätte! Wir würden wohl alle auf dem Grunde der Maas für immer schlummern.

Und noch war's nicht ganz Tag, da war die Brücke fertig und die Brigade, sowie ein ganzes Kavalleriekorps drüben. Nun waren wir abgelöst und fühlten uns sicher.

Gegen drei Uhr nachmittags endlich kam die Feldküche — wir hatten unser Essen verdient.

Noch hatten wir nicht ganz abgegessen, da kam die Meldung, daß zwei feindliche Divisionen im Anmarsch seien. Sofort richten wir uns zum Abmarsch, und noch sind wir nicht fertig, so beginnt auch schon das Schießen. Doch die Franzosen kommen zu spät. Wir sind drüben und bleiben, das steht in allen fest.

Wir sind hinter dem linken Flügel unserer Brigade und beginnen Deckungsgräben gegen Artilleriefeuer auszuheben. Schon pfeifen die Kugeln um unsere Köpfe, Granaten und Schrapnelle „singen" rechts und links. Fünfzig Meter von uns fliegt eine feindliche Granate mitten in einen Schützengraben der 119er Grenadiere. Doch es wird Nacht, und das Schießen hört auf. Eine Nacht im engen Deckungsgraben, das heißt zu einer Kugel zusammengerollt, zubringen. In kurzer Zeit schlafen einem Arme und Beine ein, die vom Schwitzen vollständig durchnäßte Kleidung wird wieder kalt, und die Zähne klappern zusammen. Und den ganzen folgenden Tag mußten wir aushalten, während ununterbrochen Granaten pfiffen. Gegen Abend gab's dann einen tollkühnen Angriff einen furchtbar steilen Berg hinan. Mancher Tapfere sinkt hin und färbt den französischen Boden mit seinem Blut. Mit äußerster Anstrengung nehmen wir einen vollbesetzten, befestigten Wald, stoßen durch, werden jedoch wieder in der Richtung auf Montigny zurückgezogen. Hinunter geht's wieder den eroberten Berg, und was wir nun sehen, spottet jeder Beschreibung.

Es ist inzwischen Nacht geworden; im Hintergrunde brennt taghell Montigny, so daß wir ziemlich deutlich sehen

können. Es war wieder einmal mit Maschinengewehren aus den Häusern auf das soeben angekommene Ersatzbataillon des Regiments Nr. 125 aus Stuttgart geschossen worden; die ersten Toten hatte das gekostet. Und dafür hatte man Montigny angezündet an allen Ecken und Enden. Und nun kommen wir an einem Trauerzug vorüber, der wohl in seiner Furchtbarkeit einzig dasteht. Man hatte die Bewohner von Montigny zusammengetrieben, und diese Leute wurden nun, von deutschen Soldaten eskortiert, von ihrer brennenden Heimat ins nächste Dorf geführt.

Wenn unsere Landsleute das sehen könnten, die in ihren unversehrten Häusern ihrer täglichen Arbeit nachgehen können, die weiter keine Sorgen um Hab und Gut zu haben brauchen, erst dann könnten sie verstehen, was die deutschen Soldaten leisten. Und sie würden ihnen viel, viel dankbarer sein!

Ein österreichisch-ungarischer Proviantzug bei Lemberg.

(Hierzu das Bild Seite 299.)

In heldenmütiger Weise haben sich die österreichisch-ungarischen Truppen wochenlang in und um Lemberg gehalten, obwohl aus strategischen Erwägungen schon zu Anfang des Krieges diese Stadt insofern als verloren galt, als man wußte, daß man sie aus höheren taktischen Gründen, wenn es einmal gelungen sein würde, die Russen in ihre Umgebung zu locken, werde räumen müssen. Nachdem die österreichisch-ungarischen Truppen Lemberg am 3. September verlassen hatten, zogen sie sich südwestlich und stellten sich an der Bahnlinie nach Grodek auf, um hier einen neuen Angriff der Russen zu erwarten. Dieser wurde dann nach tapferer Gegenwehr in einer vieltägigen Schlacht glücklich zurückgeschlagen, nachdem viele Tausende von Russen zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren.

Eine Einzelheit dieses Kampfes wird von unserem Künstler festgehalten: das Bild zeigt, wie ein österreichisches Infanterieregiment mit den Bajonetten gegen einen russischen Angriff vorgeht, der sich auf einen Proviantzug auf der Bahnlinie Lemberg—Grodek richtete.

Untergang des englischen Kreuzers „Hawke".

(Hierzu das Bild Seite 301.)

Am 15. Oktober nachmittags versah der englische geschützte Kreuzer „Hawke" mit seinem Schwesterschiff „Theseus" in der nördlichen Nordsee Wachdienst, als plötzlich vor ihnen das Periskop (Sehrohr) eines Unterseebootes sichtbar wurde. Kurze Zeit darauf entsandte letzteres bereits den ersten Torpedo auf den Kreuzer „Theseus", dem es jedoch durch geschicktes Manövrieren gelang, der furchtbaren Gefahr zu entrinnen: der Torpedo ging, sein Ziel verfehlend, seitlich vorbei, und der „Theseus" suchte mit Volldampf das Weite. Um so besser traf der zweite deutsche Torpedo den Kreuzer „Hawke". Er drang bis in den Maschinenraum, wo eine furchtbare Explosion erfolgte, durch die bereits ein großer Teil der Mannschaft ums Leben kam. Das Fahrzeug zeigte sofort starke Schlagseite, und nach wenigen Minuten, nachdem man vergeblich versucht hatte, die Boote auszusetzen, mußten die Offiziere schon den Befehl ausgeben: „Jeder denke an sich selbst!" Die Überlebenden, darunter der Offizier Sydney Austin, der schon den Untergang der „Hogue" miterlebt hatte, berichteten ihren Rettern, daß zwischen dem Torpedoschuß und dem Verschwinden des Kreuzers höchstens vier Minuten verstrichen seien. Fünf Stunden nach der Katastrophe nahm der norwegische Fischdampfer „Modesta" aus einem Boot die wenigen Überlebenden auf, nämlich 49 Mann und einen, nach anderen Berichten drei Offiziere, die er später dem englischen Fischdampfer „Ben Rinnes" übergab.

Der vernichtete Kreuzer „Hawke" lief am 11. März 1891 von Stapel, war also einer der ältesten englischen Kreuzer. Trotzdem können wir mit dem Erfolg des deutschen Unterseebootes — es war dasselbe U 9 und die gleiche Besatzung, die wenige Wochen zuvor schon drei andere englische Kreuzer vernichtet hatte (siehe Seite 140) — sehr zufrieden sein; die große Entfernung von der deutschen Küste, wo dieser Angriff stattfand — südöstlich von Aberdeen — ist ein neuer glänzender Beweis für die von den Feinden nie geahnte Seetüchtigkeit dieser deutschen Fahrzeuge. Die Stimmung in London war denn auch beim Eintreffen der Unglücksnachricht sehr gedrückt. Der Kommandant des U 9 aber, Kapitänleutnant Weddigen, hat für diese neue Heldentat vom Kaiser den Orden Pour le Mérite erhalten.

Die Tätigkeit unserer Pioniere.

Von Oberstleutnant a. D. Frobenius.

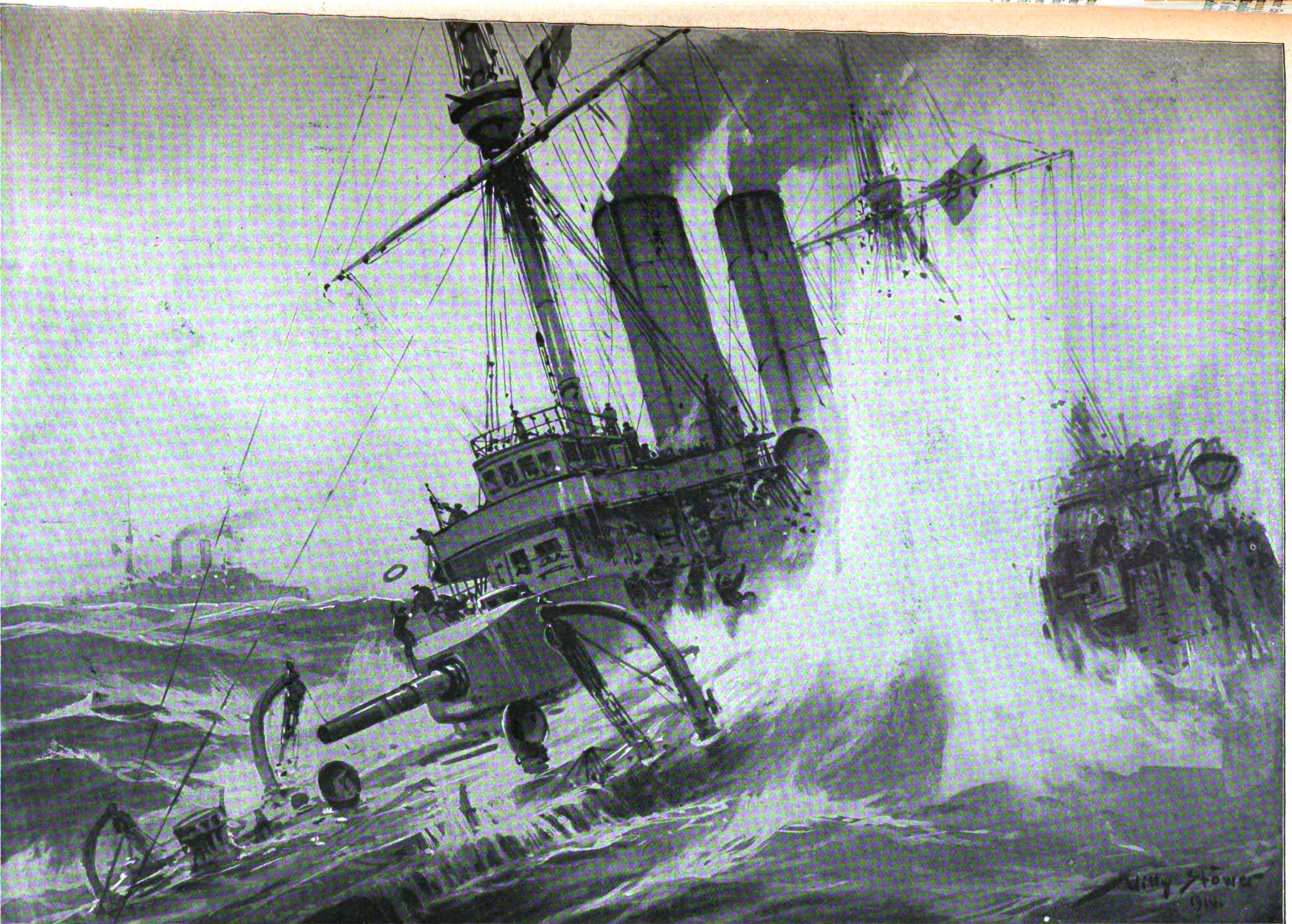
(Hierzu die Bilder Seite 302—304.)

Die Bezeichnung „Pionier" hat im Sprachgebrauch schon längst die Bedeutung „Bahnbrecher", „Wegebahner" angenommen, und dem entspricht auch die hauptsächliche Aufgabe nicht nur der Pioniere im besonderen, sondern der ganzen aus ihnen hervorgegangenen technischen Waffe mit ihren verschiedenen, unter der Bezeichnung „Verkehrstruppen" zusammengefaßten Zweigen. Wir haben in der Entwicklung unserer „vierten Hauptwaffe" seit unserem letzten Kriege einen gar gewaltigen Schritt vorwärts getan: 1870/71 mußten noch alle technischen Aufgaben, welcher Art und welchen Umfangs sie auch sein mochten, von den paar Pionierbataillonen (in jedem Armeekorps deren eins) gelöst werden. Die Notwendigkeit, die durch die fortschreitenden technischen Wissenschaften und Erfindungen in Masse dargebotenen neuen Hilfsmittel für Heer und Kriegführung nutzbar zu machen, hat nach dem Kriege eine Arbeitsteilung, die Aufstellung technischer Sonderformationen herbeigeführt. Aber ihre Tätigkeit, soweit sie auch in den einzelnen Zweigen voneinander verschiedenen Sonderaufgaben gewidmet ist, hat doch — mit alleiniger Ausnahme der Luftschiffer — eins gemeinsam: das Bahnen des Weges, sei es für den Vormarsch der Truppen, die Beförderung ihrer Bedürfnisse oder die Vermittlung von Befehlen und Nachrichten; ihre Friedensausbildung muß deshalb ein richtiges Ineinandergreifen, eine etwa nötig werdende gegenseitige Unterstützung aller Teile gewährleisten.

An der Spitze der Marschkolonne, bei der Vorhut, marschiert der Pionier, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich dem schnellen Vorwärtsdringen etwa bieten. Und die mit gefällten Bäumen und tiefen Durchstichen gespickten Straßen in Belgien haben die Richtigkeit dieser Anordnung bestätigt. An der Spitze der Truppen sind aber auch Pioniere eingeteilt, wenn es im Gefecht gilt, über Gräben und Sümpfe, durch Hecken und Mauern den Kameraden den Weg zu bahnen, wenn künstliche Hindernisse, wie Stacheldrahtzäune oder Verhaue, der stürmenden Truppe im besten Feuerbereich des Gegners Halt gebieten. Und wo gar breitere Flußläufe zur Anwendung künstlicher Hilfsmittel nötigen, da zieht der Pionier seine Kriegsbrückentraine heran, da setzt er im Ponton die ersten Truppen ans andere Ufer, möglichst überraschend, wenn es sein muß, aber auch im Feuer des jenseits bereitstehenden Feindes. Da schlägt er die Kriegsbrücke für die nachrückende Hauptmasse der Truppen, und da baut er auch nachher eine feste Brücke für den ständigen Verkehr, um sein Brückengerät für neue Aufgaben wieder verfügbar zu haben. Die Truppen marschieren weiter, nachdem sie das Hindernis überwunden haben, aber der Pionier muß erst seine Brücke wieder abbrechen, womöglich noch die feste Brücke erbauen und dann sehen, wie er die Marschkolonne wieder einholt, sich seinem Verband wieder einordnen kann. Deshalb hat der Pionier die größten Marschleistungen zu verzeichnen.

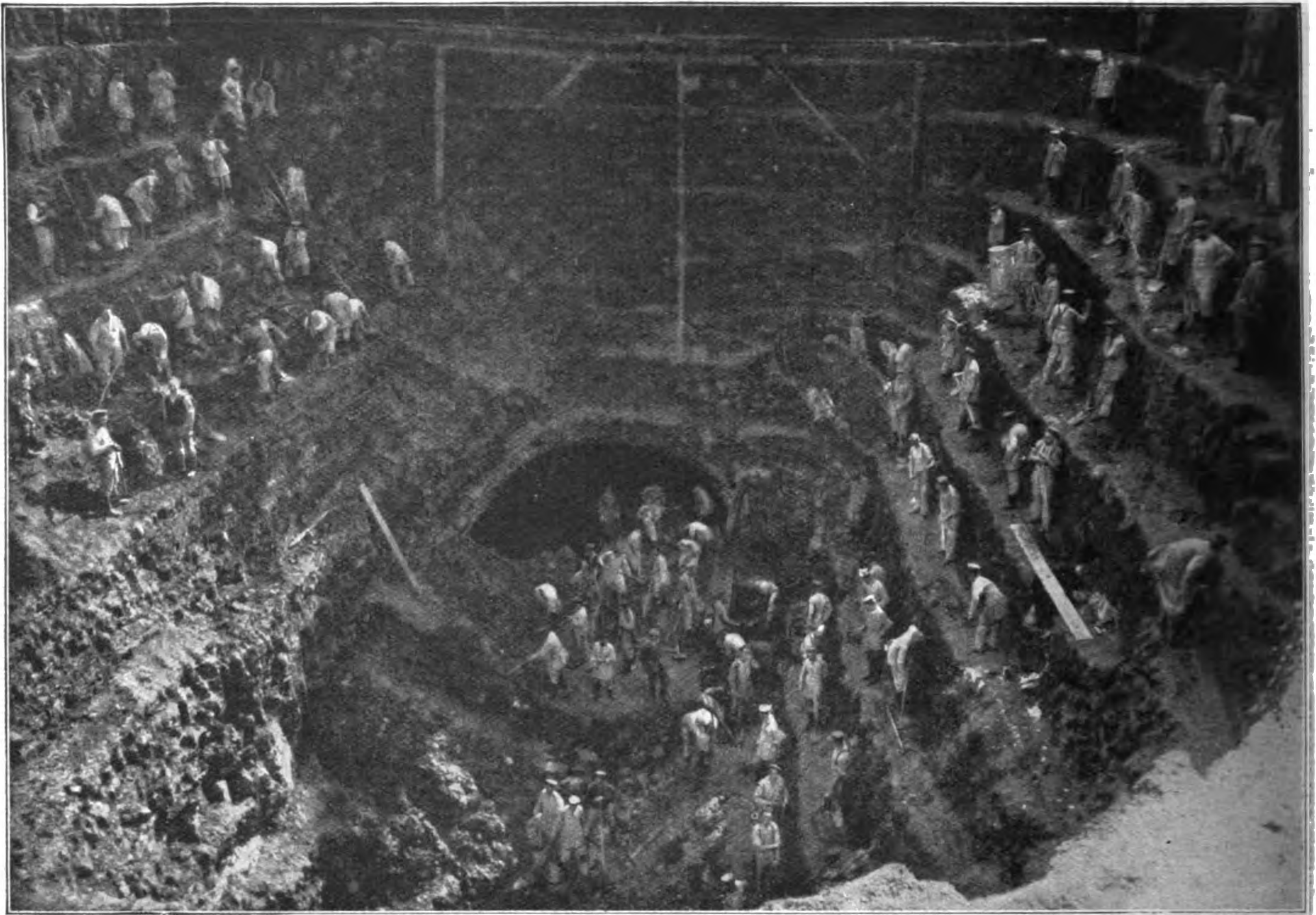
Noch größere Aufgaben als der Bewegungskrieg stellen dem Pionier der Festungs- und der Stellungskrieg, welch letzterer sich ja dem Festungskrieg sowohl bezüglich der Kampfmittel (schwere Geschütze) wie der Deckungsmittel (tiefe Schützengräben mit Einbauten) und der Zeitdauer immer mehr genähert hat, wie sich im jetzigen Kriege noch mehr als im russisch-japanischen gezeigt hat. Neben der Herstellung besonders widerstandsfähiger Deckungen, wie die Abbildung Seite 302 unten sie erkennen läßt, kommt hier namentlich die Verstärkung durch künstliche Hindernisse für die Pioniere in Frage.

Die Hindernisse, die der weichende Gegner uns in den Weg wirft, bestehen hauptsächlich in Zerstörung der Kunstbauten im Zuge von Straßen und Eisenbahnen. Hier haben nun Eisenbahner und Pioniere Hand in Hand zu arbeiten. Die Brücken der belgischen Maas waren, wie berichtet wird, fast alle durch die Belgier zerstört. Sind die



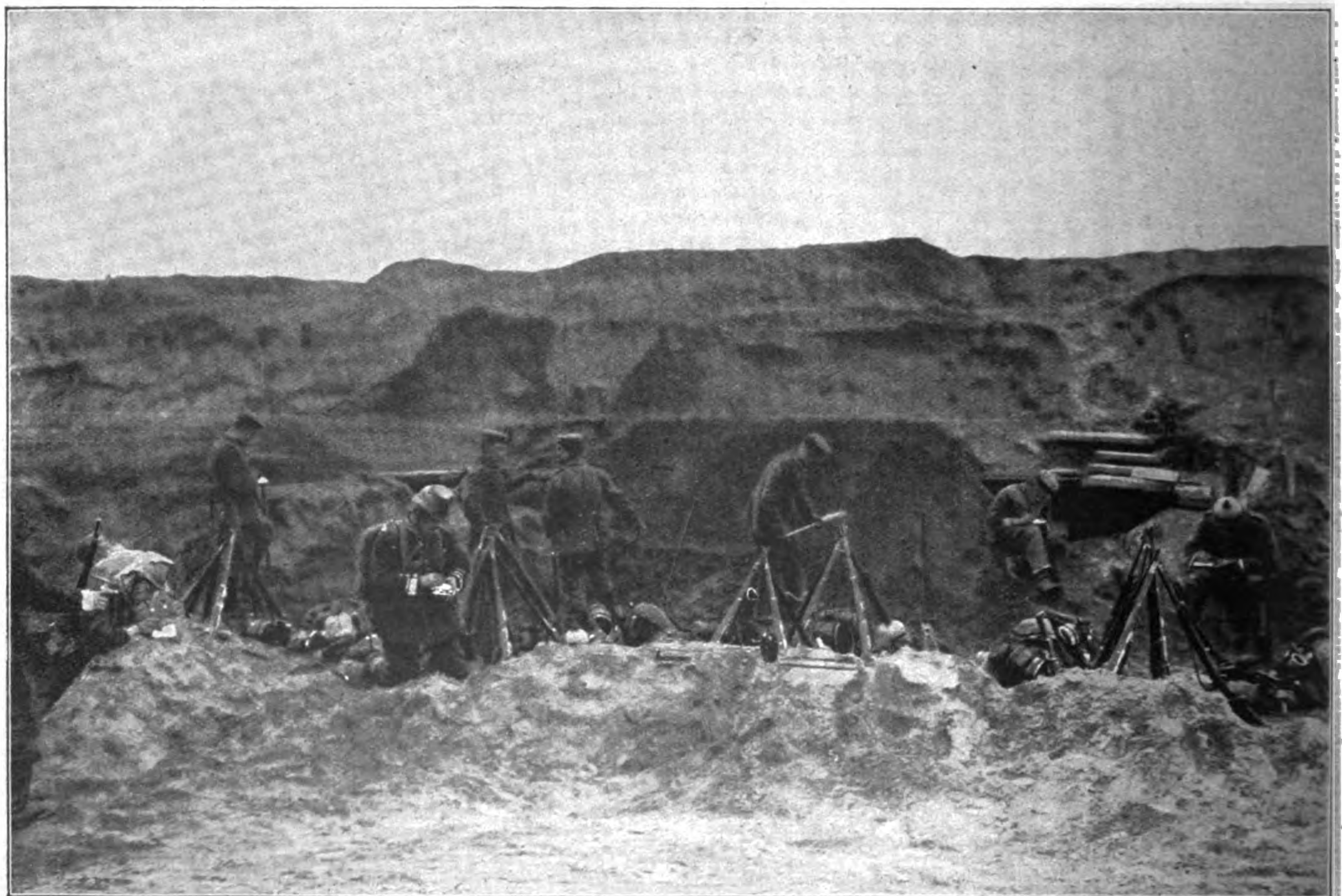
Der englische Kreuzer „Hawke" wird von einem deutschen Unterseeboot in den Grund gebohrt.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



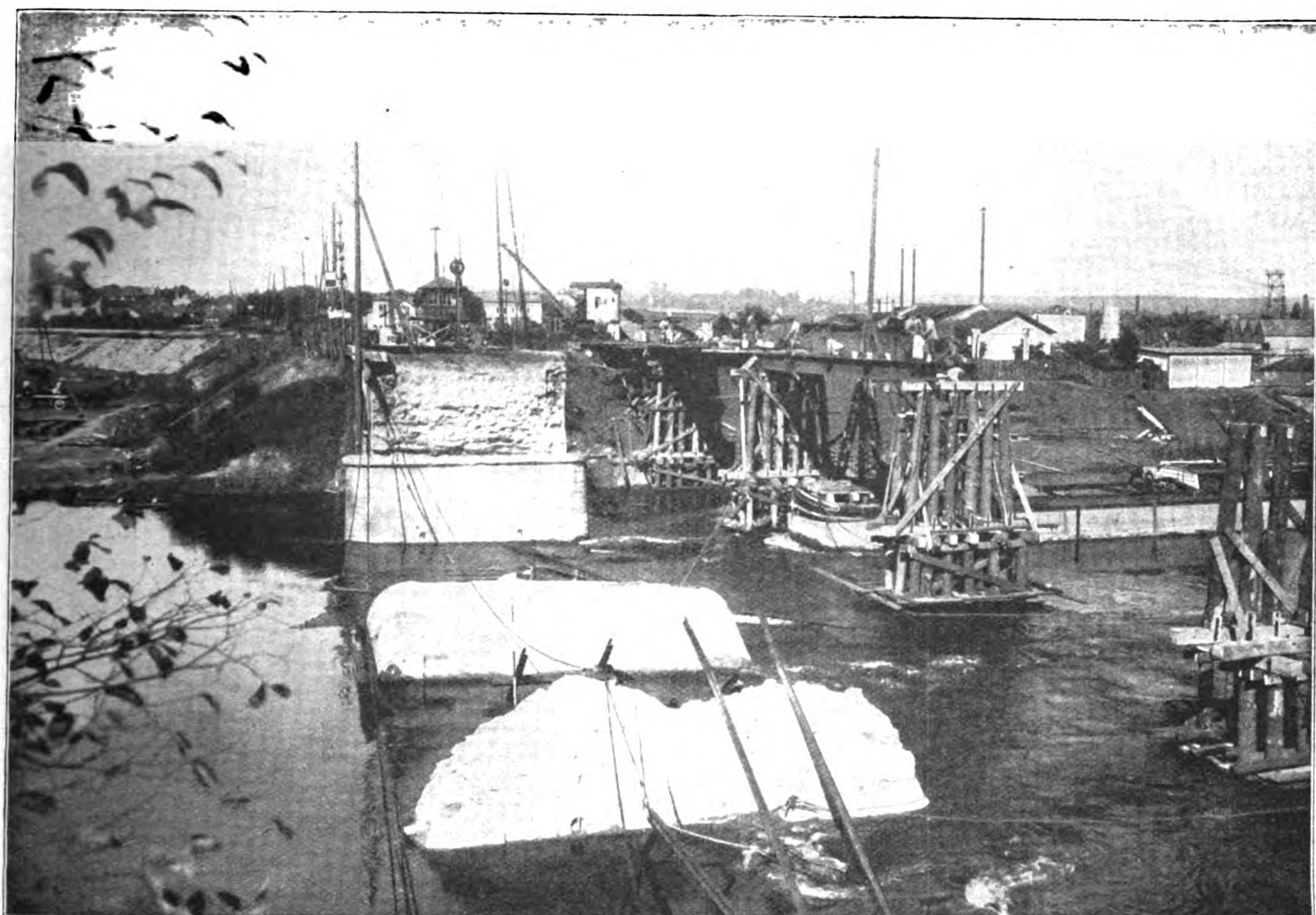
Phot. Benninghoven, Berlin.

Wiederherstellung eines zerstörten Tunnels durch unsere Truppen.



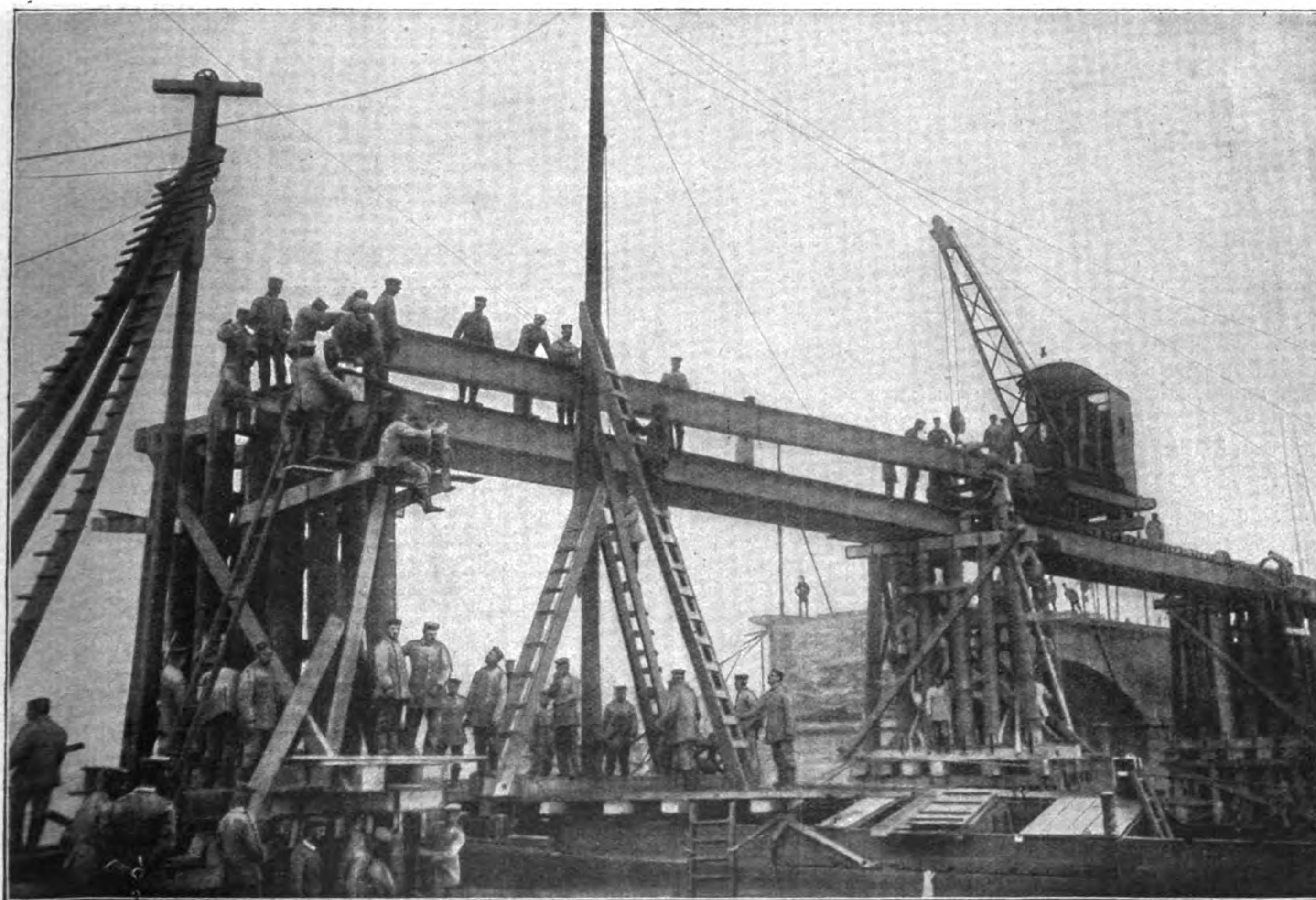
Phot. Benninghoven, Berlin.

Aufschütten von Befestigungen bei Lierre. Im Vordergrund Feldpostbriefe **schreibende Soldaten.**



Phot. Benninghoven, Berlin.

Errichtung der hölzernen Brückenpfeiler.



Phot. Benninghoven, Berlin.

Eiserne Brückenträger werden mittels Dampfkran über die Holzpfeiler gelegt.

Deutsche Pioniere beim Neubau einer durch die Belgier zerstörten Eisenbahnbrücke.

Brückenpfeiler bei der Sprengung ganz oder teilweise noch erhalten geblieben, so werden sie bei der Wiederherstellung durch die Pioniere nutzbar gemacht. Häufig aber geht ein Neubau in Holzkonstruktion schneller vonstatten, und darauf kommt alles an. Dann werden mächtige Pfahljoche in den Flußgrund gerammt, die den neuen Oberbau, die Fahrbahn zu tragen haben. Ist aber eine hohe Lage des Oberbaus über der Wasserfläche unbedingt geboten, wie häufig bei Eisenbahnbrücken, so müssen die Holzpfeiler in kräftiger Konstruktion erhöht werden, bevor die Eisenträger des Oberbaus aufgebracht werden, wie dies die beiden Abbildungen auf Seite 303 zeigen.

Muß schon bei solchen umfangreichen Brückenbauten die Eisenbahnertruppe unter Umständen die Hilfe der Pioniere in Anspruch nehmen, so noch viel mehr bei Wiederherstellung zerstörter Tunnel. Gewöhnlich handelt es sich hier um die Verschüttung eines Portals durch Sprengung, und man greift meist zur Aufräumungsarbeit. Dann handelt es sich in der Regel um einen tiefen Einschnitt in den Berg, also um Förderung der Schutt- und Bodenmassen auf bedeutende Höhen. Wie die Abbildung (Seite 302 oben) zeigt, versieht man die beiden Grabenwände mit Stufen, von deren einer zur anderen der Boden geworfen werden muß. Stößt aber die Wiederherstellung auf besondere Schwierigkeiten, wie bei dem zerstörten Tunnel von Nanteuil im Jahre 1870, oder wird die Eisenbahn durch ein schwer zu überwindendes Hindernis, wie eine Festung, gesperrt, dann ist unter Umständen eine Umgehungsbahn schneller herzustellen (siehe obenstehende Abbildung).

Wie einerseits das Bahnbrechen, so ist anderseits auch das Bahnunterbrechen Aufgabe des Pioniers. Nicht nur, wenn die Kriegslage die Armee zum Rückzug nötigt und dem nachdrängenden Feinde Hindernisse in den Weg zu legen sind, sondern auch bei günstiger Kriegslage, um die Verbindungen im Rücken oder in der Flanke des Gegners zu unterbinden, sind solche Zerstörungen häufig zweckmäßig, aber für die Ausführenden mit größten Anstrengungen und Gefahren verknüpft. So erhielt am 10. Januar 1871 Hauptmann Neumeister den Auftrag, die Eisenbahn Tours—Le Mans zu unterbrechen, mußte sich in einem Marsch von 23 Kilometern durch die feindliche Stellung durchschleichen, nach Erledigung seiner Aufgabe denselben Marsch zurückmachen und dann mit seinen 7 Pionieren und 32 Jägern noch den zweitägigen Marsch seiner Division erledigen, das heißt in 36 Stunden 105 Kilometer marschieren. Einen ähnlichen Auftrag erhielt kürzlich ein Pionierleutnant in Lothringen: die Eisenbahn Verdun—St. Mihiel an acht Stellen zu zerstören. Er mußte mit 8 Pionieren und einer Infanteriebedeckung die feindliche Stellung zwischen den Forts Troyon und Camp des Romains durchbrechen, sich durch die versumpfte Niederung und das mit Schlingpflanzen gefüllte 50 Meter breite Bett der Maas durcharbeiten und denselben Weg rückwärts machen. Glücklich löste er die Aufgabe, deren Schwierigkeit daraus erhellt, daß ein zweiter, mit einem ähnlichen Auftrag entsandter Pionieroffizier nicht zurückkehrte, also wahrscheinlich in den Schlingpflanzen der Maas seinen Tod fand.

So wird von dem Pionier — sei es, daß er an der Seite der Kameraden anderer Waffen, sei es, daß er bei einem Sonderauftrage seine Pflicht zu erfüllen hat — größte Leistungsfähigkeit und Findigkeit gefordert, vor allem aber der richtige Blick für die militärische Lage und der selbstbewußte Soldatengeist. Und diese Tugenden sind ihm in vollstem Maße zu eigen.



Unsere Pioniere beim Bau einer Umgehungsbahn. Phot. A. Grohs, Berlin.

Penny und Blut.

Sie saßen beieinander,
Der Deutsche und der hagre Lord;
Der sog an seinem Whisky
Und führte laut das große Wort:
„Bis zu dem letzten Penny
Werden wir kämpfen, merkt's euch gut!"
Der Deutsche sagte langsam:
„Wir bis zum letzten — Tropfen Blut."

Es schwieg der Herr aus London,
Und alle andern blieben stumm.
Er wandte sich im Kreise —
Ein Lächeln wanderte ringsum.
Das sagte still: wir wissen
Genau — und sind drum guten Muts —
Was schwerer wiegt: ein Penny
Oder ein Tropfen deutschen Bluts . .

Ihr seid zwar gute Krämer,
Doch diesmal stimmt die Rechnung nicht:
Gold gilt nicht viel in Zeiten,
Wo Eisen alle Nöte bricht!
Nur zu, vielliebe Vettern,
Zum großen Kampf auf blauer Flut —
Ihr bis zum letzten Penny,
Wir bis zum letzten Tropfen Blut!

Paul Enderling.



Aushebung des Landsturms in einem ungarischen Dorfe.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Kienmayer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Nach der Zurückweisung des serbischen Einbruchsversuchs verfolgte die österreichisch-ungarische Armee die fliehenden Serben über die Drina. Am 15. September wurde Waljewo (siehe hierzu die Übersichtskarte des österreichisch-serbischen Kriegschauplatzes Seite 178) genommen und nach starken Verlusten der Serben besetzt. Ein Teil der österreichisch-ungarischen Truppen, der bei Swornik über die Grenze gegangen war, vereinigte sich bei Waljewo mit anderen Gruppen, die von Bjelina aus in Serbien eingedrungen waren. Vor der völligen Vertreibung der Serben aus Syrmien kam es noch zu zwei großen Schlachten bei Djakovo und Altpazua (Stara Pazova), wo die Serben wiederum unter schweren Verlusten geschlagen wurden. Die k. u. k. Artillerie und Maschinengewehre hielten in den serbischen Reihen furchtbare Ernte. Der Feind verlor ungefähr 3000 Gefallene, 7000 Gefangene, sowie zahlreiches Kriegsmaterial. Bei Altpazua endete der Kampf mit der wilden Flucht des Feindes gegen die Save, wobei eine große Anzahl Serben den Tod in den Wellen fand.

Nach diesen Schlachten war Syrmien von den Serben vollständig gesäubert; der Führer der Serben soll Generalissimus Putnik gewesen sein. Über den Drinaübergang berichtete ein österreichischer Offizier folgendes:

„Das Tal der Drina lag noch in dichtem Nebel, als unsere Truppen über die Kriegsbrücke, die eine Kompanie Pioniere mit Benutzung einer Insel auf das serbische Ufer geschlagen hatte, den Übergang begannen. Die serbische Artillerie schoß infolge des dichten Nebels ziellos, während unsere Geschütze, als der Nebel hochging, die Serben mit Schrapnellen überschütteten und ein serbisches Gehöft, das den Feinden als Stützpunkt diente, zusammenschossen. Unsere Infanterie ging unter dem Feuer der eigenen Artillerie gegen ein jenseits der Drina liegendes Dorf vor. Als wir die Stellungen des Feindes ausgekundschaftet hatten, wurde der Gegner mit Schrapnellen beschossen und zog sich fluchtartig in die Berge zurück, und auch die serbische Artillerie jagte davon. Ein Geschütz mußte sie zurücklassen. Um fünf Uhr nachmittags war die ganze serbische Seite besetzt und das Dorf in den Händen der Österreicher. Abends ging eine Reihe von serbischen Dörfern in Flammen auf, während die Österreicher den Feind vor sich hertrieben. Der Übergang hatte für die Österreicher verschwindend kleine Verluste zur Folge, während viele Serben und Komitatschi fielen oder gefangen genommen wurden."

Am 23. September wurde in Wien folgende amtliche Meldung bekannt:

„Soeben eingelangte Nachrichten vom Balkankriegschauplatze lassen erkennen, daß nunmehr die beherrschenden Höhen westlich Krupanj (Jagodnja, Biljeg, Crni vrh), um die tagelang erbittert gekämpft wurde, sämtlich in unserem Besitze sind, und daß hier der Widerstand der Serben gebrochen wurde.

Daß während dieser Kämpfe des Gros unserer Balkanstreitkräfte es einzelnen serbischen oder montenegrinischen Banden gelingen konnte, in solche Gebiete vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unumgänglich nötigen Sicherheitsbesatzungen zurückgeblieben sind, kann beim Charakter des Landes niemanden überraschen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor."

Bei dem ungemein schwierigen Gelände trug der Angriff, der mit starken Kolonnen auf den von West nach Ost führenden Höhenlinien erfolgt war, den Charakter eines langsamen methodischen Vorwärtsschreitens; jede Übereilung in den ausgedehnten Waldungen des unwegsamen Gebietes hätte wegen der Gefahr von Hinterhalten den Erfolg gefährden können. Dem mußte natürlich Rechnung getragen werden.



Generaloberst v. Bülow. Phot. E. Bieber, Hofphot., Berlin.

Das österreichisch-ungarische Vordringen führte schließlich an den mächtigen Wall, der durch die Höhen Jagodnja (900 Meter), Crni vrh (890 Meter) und Biljeg (705 Meter) gekennzeichnet ist. In mehrtägigem hartnäckigen Ringen wurden diese Höhenstellungen von den heldenmütig kämpfenden k. u. k. Truppen erobert. Die Kämpfe erinnern an das gewaltige Ringen zwischen den Bulgaren und Serben im zweiten Balkankrieg, an der Zletovska und Bregalnica zwischen Kotschana und der Straße Küstendil—Kumanowa, nur daß die Geländeschwierigkeiten diesmal noch größer waren.

Bald darauf wurde weiter amtlich gemeldet:

„Am 28. September nachmittags ist nach mehr als vierzehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während deren unsere Truppen die Drina und Save neuerdings überschritten haben, auf dem südöstlichen Kriegschauplatz eine kurze Pause eingetreten. Unsere Truppen stehen sämtlich auf serbischem Gebiet und behaupten sich vorerst in den blutig errungenen Stellungen gegen unausgesetzte, hartnäckige Angriffe. Diese enden stets mit bedeutenden Verlusten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgesamt vierzehn Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist bedeutend, ebenso die der Überläufer. Die Nachrichten über einen serbisch-montenegrinischen Vorstoß nach Bosnien sind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das Gebiet an der Sandschakgrenze hervorgerufen worden.

Maßregeln zur Säuberung dieses Gebietes wurden unverzüglich getroffen. Potiorek, Feldzeugmeister."

Ein weiterer Einfall der Serben auf kroatisches Gebiet am 28. September endete abermals mit einer schweren Niederlage der Serben. Die k. u. k. Armeeleitung hatte diesen Vorstoß der Serben planmäßig herausgefordert, um sie auf österreichisch-ungarischem Boden fassen zu können, was auch vollständig gelang. Die Niederlage war eine vollständige; die Serben verloren hier Tausende von Verwundeten, Toten und Gefangenen. Nur wenige erreichten wieder das serbische Ufer.

Die Montenegriner kamen immer wieder über die bosnische Grenze. Es war weniger Kampflust, als der Hunger, der sie auf österreichisches Gebiet trieb, wo sie hofften, plündern zu können, während die gesamte montenegrinische Bevölkerung bitterste Not litt. Ihre unbedeutenden Vorstöße wurden von den k. u. k. Truppen stets leicht zurückgeworfen. Ende September gelang es einer Patrouille von sechs Mann, auf montenegrinischem Boden eine Abteilung von 150 Montenegrinern, bei denen sich wie gewöhnlich auch ihre Weiber befanden, bei Nacht zu überraschen. Mit den Montenegrinern sind auch französische Soldaten gefangen genommen worden, die wahrscheinlich zu dem französischen Skutaridetachement gehört hatten.

Am 2. Oktober erschien folgende weitere amtliche Meldung:

„Unsere in Serbien befindlichen Truppen stehen seit zwei Tagen im Angriffskampf.

Bisher schreitet unser Vorgehen gegen den überall in stark verschanzten, mit Drahthindernissen geschützten Stellungen befindlichen Gegner zwar langsam, aber günstig fort.

Mit der Säuberung der von serbischen und montenegrinischen Truppen und Freischärlern beunruhigten Gegenden Bosniens wurde nachdrücklich begonnen.

Hierbei wurde gestern ein vollständiges serbisches Bataillon umzingelt, entwaffnet und als kriegsgefangen abgeführt.

Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Honveddivision ist ein neuer Beweis der lebhaften serbischen Phantasie. Diese Division befindet sich — wie die Serben sich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten — in bester Verfassung in der Gefechtsfront und hat, ebenso wie bei Wischegrad, auch an den Kämpfen der letzten Woche rühmlich Anteil genommen. Potiorek, Feldzeugmeister."

Sodann erfuhr man amtlich unterm 5. Oktober:

„Die im östlichen Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zwangen, in dieses abseits der Hauptentscheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu entsenden.

Die erste dort eingeleitete Unternehmung hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden.

Zwei montenegrinische Brigaden, die ‚Spuzka' unter dem Befehl des Generals Vukovic und die ‚Zetska' unter General Rajevic, wurden nach heftigen zweitägigen Kämpfen vollkommen geschlagen und auf Foca (Fotscha) zurückgeworfen.

Sie befinden sich in panikartigem Rückzuge über die Landesgrenze.

Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende in Bosnien erbeutete Vorräte, mußten sie zurücklassen.

Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefallene eigener vorgesandter Patrouillen, darunter ein Fähnrich, in einem bestialisch verstümmelten Zustande aufgefunden.

Bei der im nördlichen Abschnitt eingeleiteten Unternehmung wurde ein vollständiges serbisches Bataillon von einem k. u. k. Halbbataillon gefangen genommen.

Potiorek, Feldzeugmeister."

Wie man sieht, ist der Krieg im Süden der österreichisch-ungarischen Monarchie nur ein ewiges Hinüber- und Herüberströmen von Banden, ein Hinüber- und Herüberschießen, so daß es selbst bei Aufwendung größerer Truppenmassen nur schwer möglich war, reinen Tisch zu machen. Ein stärkeres Truppenaufgebot an den bosnischen und österreichisch-serbischen Grenzen hätte übrigens nur dann Zweck, wenn diese Truppen, nachdem sie das Land vom Feinde gesäubert haben, als Wacht an der Grenze belassen werden könnten. Dies wäre aber auch nur ein ständiger Krieg. Serben und Montenegriner sind einer Herde hungriger Wölfe zu vergleichen, die man zum Teil erlegt, während der andere Teil die Flucht ergreift, aber so bald als möglich wieder umkehrt, wenn der Verfolger den Rücken kehrt. Ein solcher Krieg muß zur gänzlichen Vernichtung des montenegrinischen und des serbischen Volkes führen, wenn die beiden Gegner so wahnwitzig sind, in ihrer offenbaren Schwäche noch weiter sich dieser Taktik zu bedienen, der leider auch so mancher brave Soldat der Donaumonarchie zum Opfer fallen wird. Lassen wir nun eine weitere amtliche Meldung vom 8. Oktober folgen:

„Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem bereits gemeldeten, gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolge gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die über Wischegrad kampflos eingedrungenen serbischen Kräfte.

Ihre nördliche Kolonne ist von Srebrenitza gegen Bajna-Basta bereits über die Drina zurückgeworfen, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde.

Die auf die Romanja Pianina (zwischen Serajewo und Wischegrad) vorgegangene Hauptkraft unter dem Kommando des gewesenen Kriegsministers General Mylos Bozanovic wurde von eigenen Kräften in einem zweitägigen Kampfe vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der von uns geplanten Gefangennahme.

Ein Bataillon des 11. Regiments des zweiten Aufgebots wurde gefangen genommen, mehrere Schnellfeuergeschütze erobert. Potiorek, Feldzeugmeister."

Zu diesen Mißerfolgen im Felde gesellt sich nun die verzweifelte innere Lage Serbiens. Mitte September gaben die Serben ihre Verluste auf 25 000 Mann an, in Wirklichkeit waren es wohl bedeutend mehr. Schrecklich war schon damals die Hungersnot im Lande, und die serbische Regierung hatte sich, um ihr zu steuern, mit in Bulgarien ansässigen griechischen Lebensmittelhändlern in Verbindung gesetzt, um Lieferungen zu erhalten. Die bulgarische Regierung hat aber trotz des Eingreifens Rußlands die Ausfuhr der Ladungen nicht zugelassen, weil damit das durch die Neutralität bedingte Ausfuhrverbot verletzt worden wäre. Alle größeren Orte Serbiens waren schon Mitte September mit Verwundeten überfüllt, und Krankheiten richteten sowohl in der Armee wie in der Bevölkerung Verheerungen an.

Ferner wurde aus Nisch berichtet, daß die Moral der serbischen Armee, soweit sie überhaupt vorhanden gewesen war, vollständig zerrüttet sei. Auch mit den Gesundheitsverhältnissen sei es übel bestellt. Bis zum 20. September seien 12 000 Cholerafälle im Heere festgestellt worden, und täglich stürben 200—300 Soldaten. — Die staatlichen Banken seien von Waljewo, Gornji-Milanovac und Kragujevatz nach Nisch übergesiedelt. In einigen Artillerieregimentern hätten die Mannschaften gemeutert und die eigenen Kanonen zerstört. Der serbische Ministerpräsident Paschitsch berief am 17. September die Führer aller parlamentarischen Parteien zu einer Konferenz. Er wies auf die Notwendigkeit hin, daß in diesem Augenblick eine aus allen Parteien gebildete Regierung an der Spitze des Landes stehe, und forderte die Parteiführer auf, die bisher vergeblich angestrengte Bildung eines großen Koalitionskabinetts zu ermöglichen. Die Konferenz verlief ergebnislos, da einzelne Führer erklärten, erst mit ihren Parteiausschüssen beraten zu müssen. Die Versuche Paschitschs, das Kabinett durch Aufnahme von Parlamentariern aller größeren Gruppen zu stärken, mußten aufgegeben werden, da auf keiner Seite Neigung bestand, dem Kabinett Paschitsch die Verantwortung für die mißliche Lage Serbiens abzunehmen. Namentlich die Fortschrittspartei sah, daß das vollständige Ende der gegen Österreich-Ungarn gerichteten Politik des Herrscherhauses und Paschitschs hereingebrochen war. Diese Ansicht wurde auch im Lager der Sozialdemokraten und von vielen Jungradikalen geteilt.

In Nisch trafen täglich große Sendungen von in russischer Sprache erscheinenden Soldatenzeitungen ein, die ausschließlich Nachrichten über fortgesetzte russische, französische und englische Siege enthielten.

Am 28. September meldete das k. k. Telegraphenkorrespondenzbüro, daß, Nachrichten aus Monastir zufolge, in der gebirgigen Gegend von Dibra ein albanischer Auf-



Phot. Frankl, Berlin.

Schwieriges Überschreiten der von den Belgiern zerstörten Eisenbahnstrecke bei Merxem.



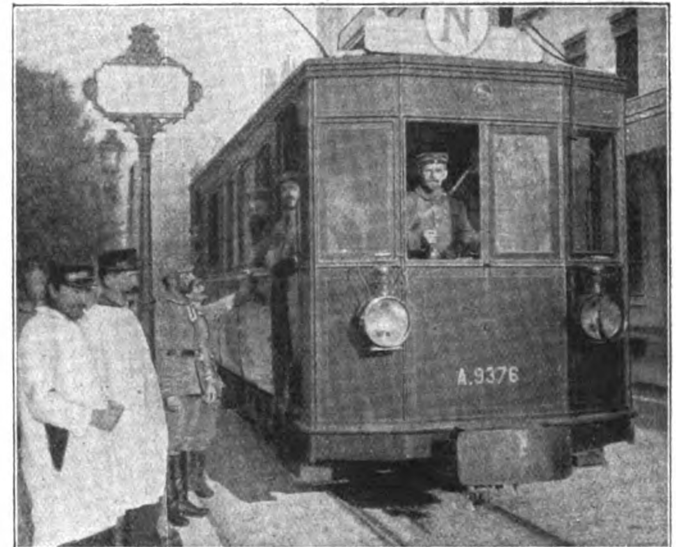
Phot. Frankl, Berlin.

Die Feldpoststelle in Antwerpen.



Phot. Frankl, Berlin.

In Merxem bei Antwerpen halfen unsere Marinesoldaten, die daselbst den Überwachungsdienst ausübten, den Flüchtlingen in jeder Weise und trugen ihnen bis zu den Wagen das schwere Gepäck.



Phot. Frankl, Berlin.

Die neue elektrische Bahn Brüssel—Antwerpen, die hauptsächlich dem Verwundetentransport dient.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Die telegraphische Verbindung zwischen Antwerpen und Brüssel wird von den Deutschen wiederhergestellt.

Das Bild wurde in dem ganz zerstörten Dorfe Waelhem aufgenommen.



Phot. Frankl, Berlin.

Bewohner von Berchem bei der Wiederherstellung ihrer zerstörten Wohnungen; ein Zeichen, daß sie sich unter dem Schutz der Deutschen geborgen fühlen.



Deutsche Artil... zwingt die englische ... an der belgischen Küs... zum Rück... zug

Nach einer Origin... von Georg ...

stand ausgebrochen sei, wobei die Serben vertrieben wurden. Am selben Tage kamen hundert neue Flüchtlinge aus Istip in Strumitza an. Sie erzählten schreckliche Dinge. Die Stadt Istip wurde von serbischen Truppen eingeschlossen, die gewaltsam Leute fortführten und in die serbische Armee einreihten. Zwischen der Gendarmerie und der Bevölkerung kam es zweimal zu Zusammenstößen mit Gewehrfeuer. Hunderte von Familien, deren Oberhäupter nach Bulgarien geflüchtet waren, wurden verhaftet. Die Bevölkerung der Stadt und des Bezirks war grausamen Untersuchungen ausgesetzt.

Bemerkenswert ist hier die Auslassung eines Belgrader Universitätsprofessors, der in einem im Belgrader „Trgovinski Glasnik“ erschienenen Artikel „Wohin steuern wir?“ etwa folgendes ausführte:

„Die nationalen Barrikaden, die unser Land beschützten, sind niedergerissen und zertrümmert. Die schuldigen Staatsmänner unseres Landes fliehen in Angst und Schrecken vor dem Urteilsspruch und Strafgericht des serbischen Volkes. Die Dämmerung beginnt — die Stunde der Ernüchterung naht. Die russische Politik, die Serbien in diese ver-



. ie zwingt
tte an der
zum Rück-

eichnung von
el.

zweifelte Lage gehetzt und durch ihre Zweideutigkeit uns in unserem unsinnigen Ehrgeiz gegenüber der österreichisch-ungarischen Nachbarmonarchie bestärkt hat, ist heute gänzlich bankrott geworden. Diese Politik ist für uns zum Verhängnis geworden. Hand aufs Herz. Kann es jemanden in unserem Lande geben, der wirklich daran glaubt, daß Rußland uns die Freiheit bringen will, wenn im russischen Reiche selbst die Völker unter der Knute zusammenbrechen und viele Tausende in Sibirien schuldlos verelenden? Wer vermag ernstlich zu glauben, daß die Russen in unser Land Kultur tragen werden, solange bei ihnen zu Hause der finsterste Absolutismus herrscht?

Heute sieht wohl jeder Serbe ein, daß wir eine Wahnsinnstat begangen haben, als wir uns dem alles unterjochenden Zarismus in die Arme geworfen. Viele Schicksalsschläge haben das serbische Volk im Lauf der Zeiten getroffen; wir konnten uns erholen. Aber wird es auch aus der furchtbaren Lage, in die wir gegenwärtig geraten sind, noch eine Rettung geben? In der Seele des serbischen Volkes ist jede Hoffnung erstorben."



Transport eines Flugzeuges. Phot. Hohmann, Berlin.

Am 8. Oktober wurde bekannt, daß die serbische Regierung von Nisch nach Üsküb übergesiedelt sei. Der König hatte sich schon am 5. Oktober in ein kleines Dorf zurückgezogen, um seine Tage in Entsagung im Jaslievicagebirge zu verbringen. Das Sofioter Blatt „Dnevnik" meldete auch, daß der König über nichts mehr unterrichtet sei und auch für nichts mehr Interesse zeige und daß seine Abdankung bevorstehe. Meutereien wurden von verschiedenen serbischen Regimentern gemeldet. Besonders zügellos erwies sich das 17. Infanterieregiment, das den Brigadekommandanten Budonowcz, der sich gerade bei dem Regimente aufhielt, sowie den Oberst dieses Regiments, Malevics, und viele andere Offiziere erschoß. Die gegen das meuternde Regiment entsandten Mannschaften konnten nichts ausrichten.

Schließlich sei noch die Aussage eines Advokaten aus Belgrad wiedergegeben, der in der serbischen Armee als Offizier gedient hatte und verwundet in österreichische Gefangenschaft geraten war. Der Offizier sagte: „Ich war in der letzten Zeit dem Oberkommando zugeteilt und kann auf Grund amtlicher Mitteilungen angeben, daß die Zahl der serbischen Toten und Verwundeten 60 000 Mann übersteigt. In der Armee herrschen außer Cholera die Ruhr und der Hungertyphus in furchtbarer Weise. In der serbischen Armee kämpfen jetzt alle Männer von 16—56 Jahren, aber auch viele Weiber. Die Mannschaften erhalten seit dem 15. September keine Löhnung mehr, die Offiziere die Hälfte des Kriegssoldes. In der Bevölkerung herrscht Hungersnot. Für den König und Paschitsch ist die Stimmung im ganzen Lande gefährlich."

So hat Serbien nur noch die Wahl zwischen einem Ende mit Schrecken oder einem Schrecken ohne Ende.

* * *

Unsere kriegerischen Taten im Westen waren bisher ein einziger Siegeszug. Es gab fast keinen Tag, der nicht neue große Siegesnachrichten brachte, und ein Extrablatt von Siegesmeldungen jagte das andere. Die kurze Zeit der Russenherrschaft in Ostpreußen war der einzige Wermutstropfen, der die allgemeine Freude störte. Aber auch diese Leidenszeit ging vorüber. Eine neue Welt tat sich vor allen auf, als am 27. August vom westlichen Kriegschauplatz folgende Meldung verbreitet wurde:

„Das deutsche Westheer ist neun Tage nach Beendigung seines Aufmarsches unter fortgesetzten siegreichen Kämpfen in französisches Gebiet von Cambrai bis zu den Südvogesen eingedrungen. Der Feind ist überall geschlagen und befindet sich im vollen Rückzuge. Die Größe seiner Verluste an Gefallenen, Gefangenen und Trophäen läßt sich bei der gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder in zum Teil unübersichtlichem Wald- und Gebirgsgelände noch nicht annähernd übersehen. — Die Armee des Generalobersten v. Kluck hat die englische Armee bei Maubeuge geworfen und sie heute südwestlich Maubeuge unter Umfassung erneut angegriffen. — Die Armeen des Generalobersten v. Bülow und des Generalobersten Freiherrn v. Hausen haben etwa acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas in mehrtägigen Kämpfen vollständig geschlagen und verfolgen sie jetzt östlich Maubeuge vorbei. Namur ist nach zweitägiger Beschießung gefallen. Der Angriff auf Maubeuge ist eingeleitet. Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg hat den geschlagenen Feind über den Semois verfolgt und die Maas überschritten. Die Armee des deutschen Kronprinzen hat eine befestigte Stellung des Feindes vorwärts Longwy genommen und einen starken Angriff aus Verdun abgewiesen. Sie befindet sich im Vorgehen gegen die Maas. Longwy ist gefallen. — Die Armee des Kronprinzen von Bayern ist bei der Verfolgung in Lothringen von neuen feindlichen Kräften aus der Stellung von Nancy und aus südlicher Richtung angegriffen worden. Sie hat den Angriff zurückgewiesen. Die Armee des Generalobersten v. Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen nach Süden fort. Das Elsaß ist vom Feinde geräumt. — Aus Antwerpen haben vier belgische Divisionen gestern und vorgestern einen Angriff gegen unsere Verbindungen in Richtung auf Brüssel gemacht. Die zur Abschließung von Antwerpen zurückgelassenen Kräfte haben diese belgischen Truppen geschlagen. Dabei wurden viele Gefangene gemacht und Geschütze erbeutet. Die belgische Bevölkerung hat sich fast überall an den Kämpfen beteiligt. Daher sind strengste Maßnahmen zur Unterdrückung des Franktireur- und Bandenwesens angewandt worden. Die Sicherung der Etappenlinien mußte bisher den Armeen überlassen bleiben. Da diese aber für den weiteren Vormarsch die zu diesem Zweck zurückgelassenen Kräfte not-

wendig in der Front brauchen, so hat Seine Majestät die Mobilmachung des Landsturms befohlen. Der Landsturm wird zur Sicherung der Etappenlinien und zur Besetzung von Belgien mit herangezogen werden. Dieses unter deutsche Verwaltung tretende Land soll für die Heeresbedürfnisse aller Art ausgenutzt werden, um das Heimatgebiet zu entlasten.

Der Generalquartiermeister v. Stein."

War je, solange die Menschheit gegeneinander ringt, ein solches Schauspiel erlebt worden? In ungeheurer Breite dehnt sich die deutsche Front im Westen — Kronprinz Rupprecht von Bayern, die Generale v. Kluck, v. Bülow, v. Hausen, Herzog Albrecht von Württemberg, der deutsche Kronprinz, General v. Heeringen — sie alle, die unsere Heere befehligen, sind Sieger geblieben in einem beispiellosen Ringen gegen die französische Verzweiflung, die gerade bei einem so ehrliebenden und tapferen Volke zur Aufopferung des letzten Mannes und des letzten Blutstropfens führen muß.

Von Belfort aus bis nach Antwerpen hatte sich der Schauplatz dieses Ringens ausgedehnt. An zahlreichen Stellen hat der Gegner den Durchbruch versucht — aber gleich von eisernem Willen beseelten Mauern setzten deutsche Männer sich dem Anprall entgegen.

Wieder treten eine Reihe neuer Namen an das Ohr des deutschen Volkes und der ganzen Welt, Namen von Männern, die zeigen, was deutsche Kraft und Tüchtigkeit vermag. Nur ganz allmählich lernten wir unsere Führer in diesem Kampfe kennen. Der deutsche Kronprinz, Kronprinz Rupprecht von Bayern, Herzog Albrecht von Württemberg, v. Hindenburg und v. Emmich nicht zu vergessen, das waren die einzigen Namen, die man bisher als Führer des ungeheuren Heeres kannte, und nun tauchten wieder vier deutsche Helden empor, denen wir nicht nur große Siege, sondern auch die Freiheit unseres Volkes, den Sieg in diesem Weltkrieg mit zu danken haben werden.

Einige kurze Lebensabrisse dieser verdienten Männer aus kundiger Feder finden unsere Leser auf Seite 200, 266, 319; weitere werden in späteren Heften folgen.

Die Eroberung von Longwy und Namur haben wir bereits geschildert (Seite 177 und 270). Schon am 28. August folgte eine weitere Siegesmeldung:

„Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen hatten, ist nördlich Saint Quentin vollständig geschlagen. Sie befindet sich im vollen Rückzuge über Saint Quentin. Mehrere tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen. Südöstlich Mezières haben unsere Truppen unter fortgesetzten Kämpfen in breiter Front die Maas überschritten. Unser linker Flügel hat nach neuntägigen Gebirgskämpfen die französischen Gebirgstruppen bis in die Gegend östlich Epinal zurückgetrieben und befindet sich in weiterem siegreichen Fortschreiten. Der Bürgermeister von Brüssel hat dem deutschen Kommandanten mitgeteilt, daß die französische Regierung der belgischen die Unmöglichkeit eröffnet habe, sie irgendwie offensiv zu unterstützen, da sie selbst völlig in die Defensive gedrängt sei. Der Generalquartiermeister v. Stein."

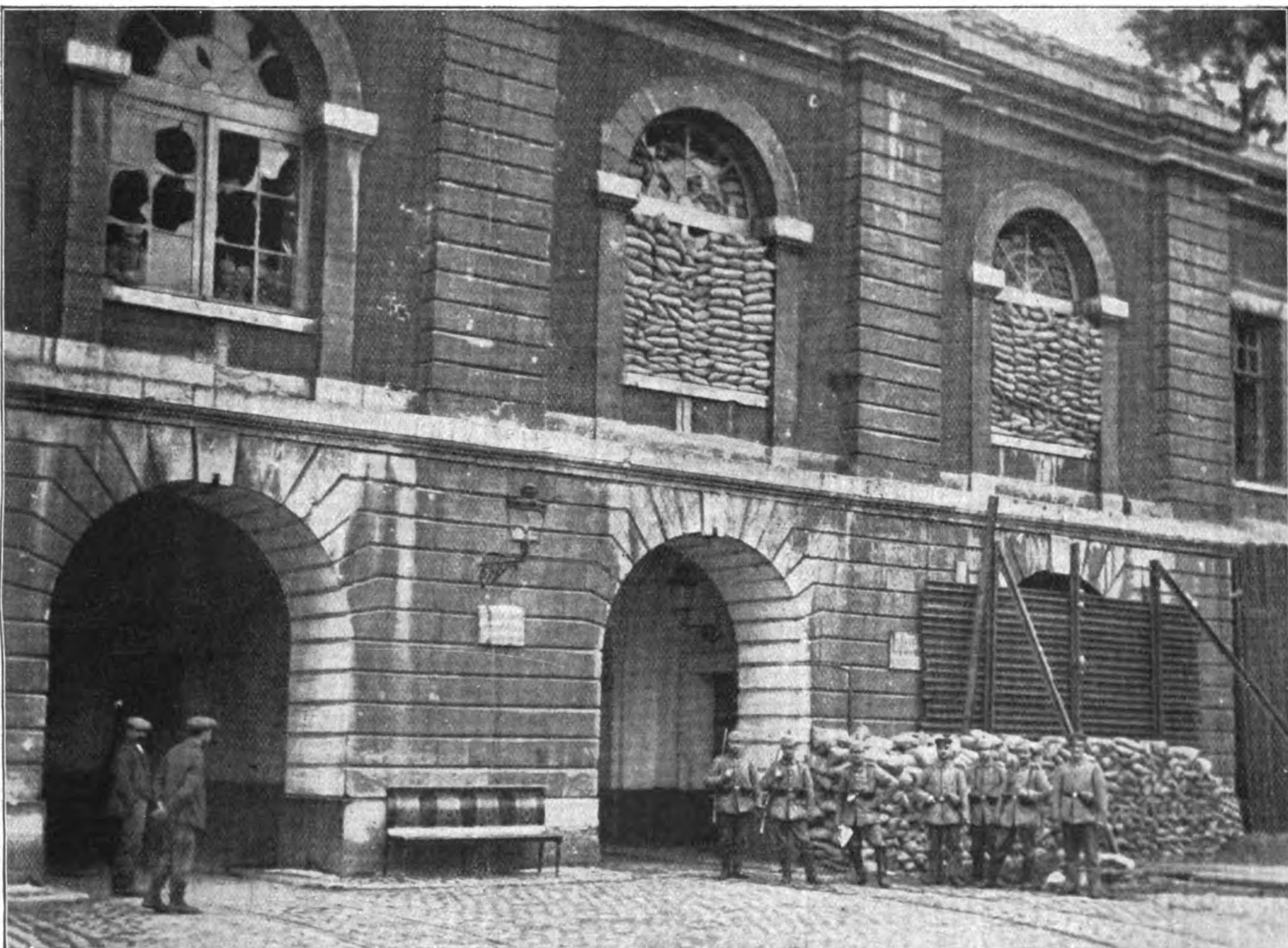
Nachträglich wurde bekannt, daß die Armee Bülow in der Schlacht bei Saint Quentin gegen vier französische Armeekorps und drei Reservedivisionen gekämpft hatte. Die Schlacht war heiß und dauerte fast zwei Tage. Alle Waffen hatten in diesen Kämpfen an Tapferkeit und Ausdauer miteinander gewetteifert. Reich war die Beute: 6 Fahnen, 59 Geschütze, 55 Maschinengewehre, 6800 Waffen, 10800 Gefangene waren in unsere Hände gefallen.

Ein Bild von der Verfolgung des Feindes nach der Schlacht bei Saint Quentin gibt der nachstehende Feldpostbrief:

„Liebe Eltern!

Mit diesen Zeilen will ich versuchen, Euch eine Schilderung der für uns siegreichen Schlacht von Saint Quentin zu geben. Ihr könnt Euch denken, daß es unmöglich ist, all die persönlichen Eindrücke und augenblicklichen Ereignisse und Empfindungen auf dem Papier wiederzugeben und zu schildern.

Nachdem wir am 28. August nachmittags ohne große Schwierigkeiten die Oise überschritten hatten — die Brücke



Die Kaserne in Maubeuge, deren Fenster zum Teil noch mit Sandsäcken verbarrikadiert sind. Phot. Let Leven.

war natürlich gesprengt — und den Feind zurückgeworfen hatten, wobei viele Gefangene gemacht wurden, setzten wir, meine Kompanie in zweiter Linie, die Verfolgung des Gegners fort bis spät in die Nacht hinein. Ich erhielt dann den Auftrag, mit meinem Zug zur Bedeckung unserer Maschinengewehre zurückzubleiben. Das Dorf, das wir verlassen hatten, brannte an allen Ecken und Enden — ein schaurig-schöner Anblick in finsterer Nacht. Den Rest der Nacht verbrachte ich auf der Landstraße, von zwei Uhr an im Getreidefeld.

Am 29. morgens führte ich meinen Zug zur Kompanie zurück, jeder erhielt einen Schluck warmen Kaffee, Brot gab es nicht. In allernächster Nähe wurde ein Schützengraben ausgehoben. Es kam die Meldung, daß der Feind links von uns auf Höhen und im Dorf sich befinde und ein Bahnwärterhaus besetzt habe.

Befehl: ‚Regiment greift an!‘

Ich ging mit einem halben Zug, Anschluß nach links an die neunte Kompanie haltend, vor. Immer mehr links schwenkend, gingen wir vor und hörten bald ein heftiges Gewehrfeuer. Hinter der Höhe lasse ich meine Leute in Deckung gehen und krieche mit meinen Entfernungsschätzern vor, um den Feind festzustellen. Kaum hatten wir die Höhe erreicht, als auch schon rechts und links und über uns die feindlichen Geschosse pfiffen. Vom Gegner war nichts zu erkennen. Ich glaubte ihn zuerst auf der gegenüberliegenden Höhe auf 1000 Meter Entfernung zu sehen, doch hatte er sich, wie ich bald erkannte, im Getreide- und Rübenfeld auf dem Abhang der Höhe großartig versteckt. Sofort lasse ich in Stellung kriechen und das Feuer eröffnen. Jetzt beginnt auch schon das Artilleriefeuer, das lebhafter und stärker zu werden drohte. Ich gehe weiter vor und mache den ersten Sprung, die ersten Verluste durch Artilleriefeuer treten ein. Es folgt bald der zweite Sprung in eine Mulde hinein, immer drohender wird das Granaten- und Schrapnellfeuer! Im Marsch-Marsch erreicht die ganze Linie die zweite Höhe. Während wir laufen, macht der Gegner kehrt und verläßt unter schweren Verlusten seine Stellung. Beim dritten Sprung fühle ich plötzlich einen hammerartigen elektrischen Schlag an meiner linken Hand, gerade in dem Augenblick, als ich meinen Leuten die vor uns liegende Stellung zeigte. Ich wußte, was geschehen war — das Blut spritzte meterweit — ich fiel. Mein Entfernungsschätzer, Gefreiter Reservist Schlegel, unterband sofort die Wunde. Ein feindliches Geschoß hatte meine linke Pulsader gestreift und durchschnitten. Durch den festen Verband wurde ein weiterer Blutverlust vermieden, die Schmerzen gelindert. Im ersten Augenblick fühlte ich mich natürlich etwas ermattet, zumal es rechts und links, vor uns, hinter uns donnernd krachte. Von unseren Leuten war nichts mehr zu sehen, sie waren dem Feind auf den Fersen gefolgt. Mein Gefreiter, der sich so rührend kameradschaftlich um mich bemüht hatte, wollte mich nicht allein lassen. So krochen wir hinter eine Kornmiete, um gegen Granatsplitter gesichert zu sein.

Lange lag ich hier, ab und zu versuchte ich einzuschlafen, um unter Umständen nicht wieder aufzuwachen, da Schrapnelle und Granaten in meiner allernächsten Nähe niedersausten. Da das Feuer immer furchtbarer wurde, lief ich ungefähr 80 Meter vorwärts zu zwei anderen Verwundeten des Regiments! Diesen und einem Franzosen, der schwer verwundet war, gab ich Kaffee aus meiner Feldflasche. Vor Dankbarkeit wollte mich der Franzose umarmen, zeigte mir das Bild seiner Frau und bat mich um meine Adresse, um mir zu schreiben.

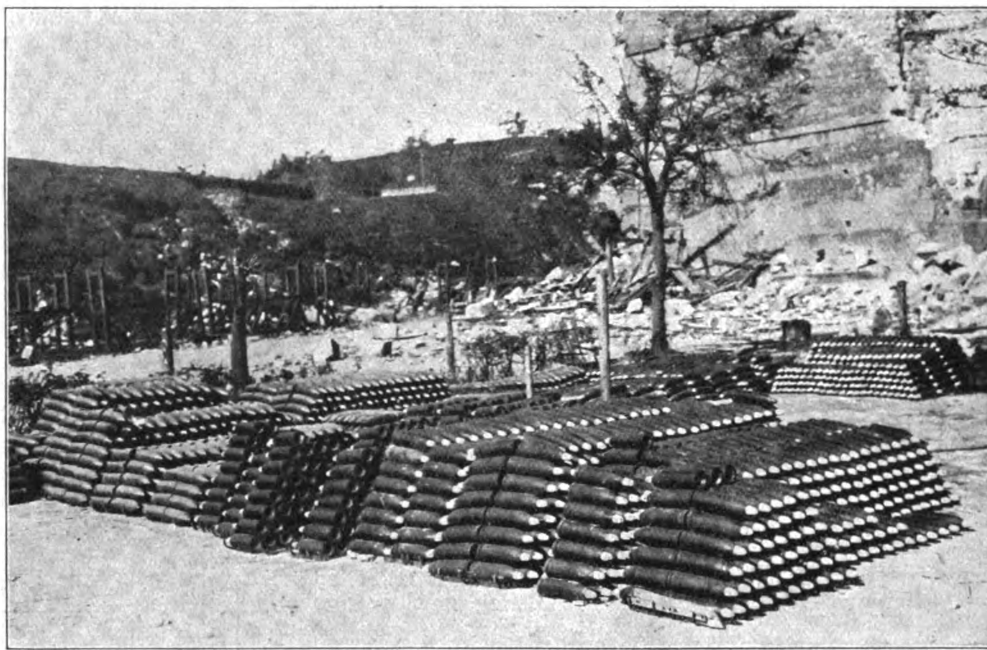
Gegen drei Uhr nachmittags begab ich mich mit vielen anderen Verwundeten nach rückwärts durch das immer noch wütende Granatfeuer zum Truppenverbandplatz und fuhr von hier mit Wagen zum Feldlazarett.

Der weitere Verlauf der Schlacht war für uns äußerst günstig gewesen. Sieg auf Sieg! Franzosen immer im Rückzug; sobald wir einen Sprung machen, kneifen sie aus ihren Verstecken aus.

Am Sonntag, 30. August, in aller Frühe, fing das Schlachtgetöse — das Donnern — von neuem an. Über Einzelheiten weiß ich nichts; erfahren wir später. Jedenfalls ist durch die Schlacht am 29. und 30. August bei Saint Quentin die Entscheidung für den weiteren Verlauf des Krieges gefallen.

Diesen Brief schreibe ich auf der Veranda einer Villa zwischen Laon und Reims. Beide Festungen haben sich ohne weiteres ergeben! In zwei bis drei Tagen hoffe ich bestimmt, auf irgendeine Art und Weise zum Regiment zurückzukommen und wieder fechten zu können. Ein Verbandwechsel wurde hier in einem französischen Hospital von einer Schwester vorgenommen. Der Arzt war sehr zufrieden und sagte, ich hätte Glück gehabt. Elf französische Armeekorps sollen jetzt eingekesselt sein. Sieg auf Sieg! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

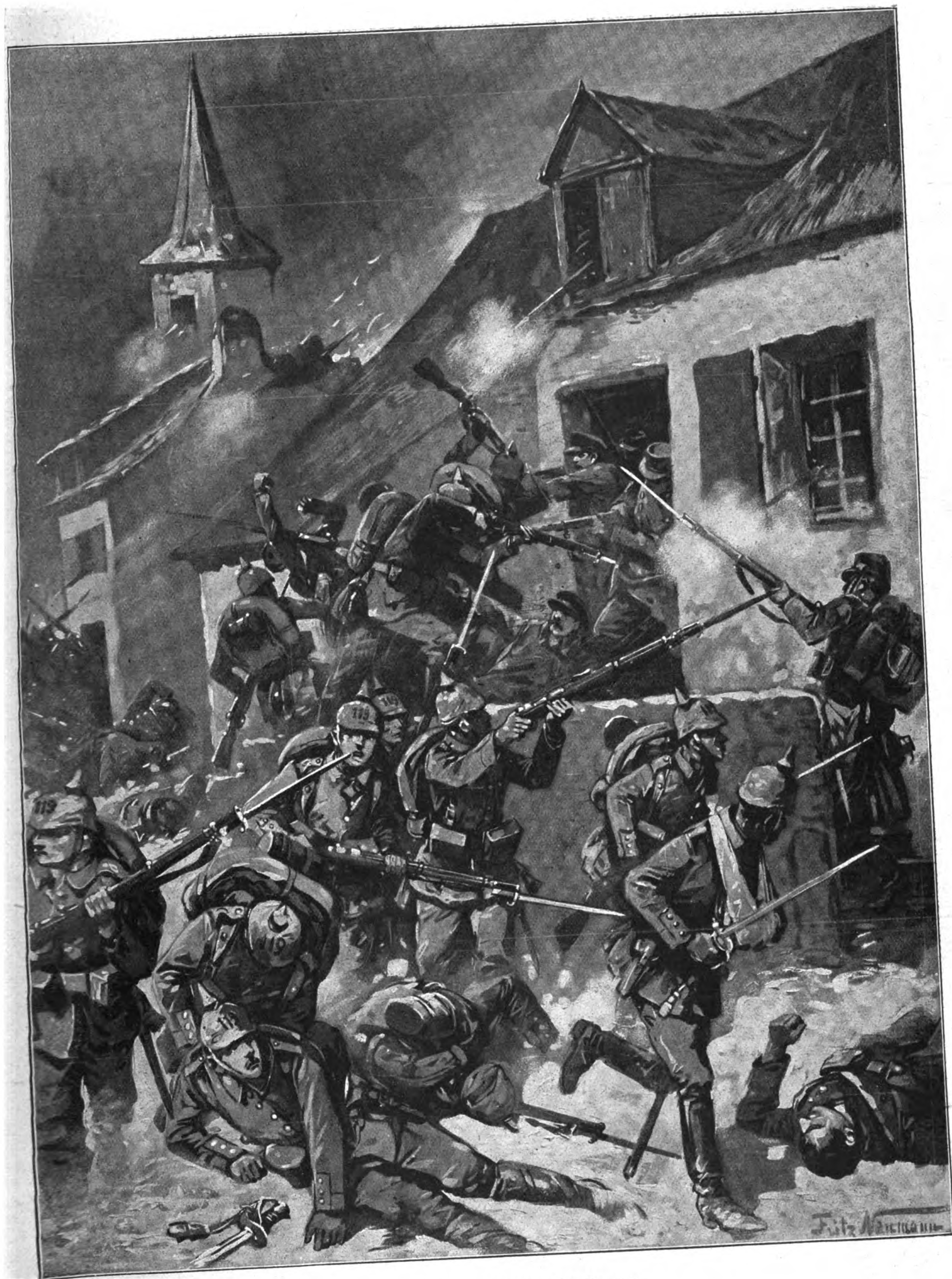

Phot. A. Grohs, Berlin.
Das Innere der Festung Longwy, in der ein großer Bombenvorrat von den Franzosen zurückgelassen wurde.

Illustrierte Kriegsberichte.

Zu den Kämpfen bei Longwy.

(Hierzu die Bilder Seite 312—315.)

Die bedeutungsvollen Schlachten in Lothringen, die sich in den Tagen vom 18. bis 23. August abspielten, stützten sich in ihrem rechten Flügel auf das Vorgehen des deutschen Kronprinzen, der mit seiner Armee teilweise durch Luxemburg auf die französische Festung Longwy vorgerückt war. Der französische Angriff setzte zunächst bei Mülhausen ein, wo er zweifellos verfrüht erfolgte. Hier wurden die Franzosen bald wieder zurückgeschlagen und auf die Grenze zu in die Vogesen abgedrängt. Gestützt auf den ausgedehnten Festungsgürtel, der sich von Belfort über Toul und Verdun erstreckt, erfolgte dann der Durchbruchsversuch der Franzosen auf der Linie Saarburg—Lauterfingen—Dieuze—Delme, der in den Kämpfen auf den



Aus den Kämpfen bei Longwy.

Nach der Schilderung eines Teilnehmers gezeichnet von Fritz Neumann.


Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Longwy am 27. August 1914 nach der Belagerung.

Französische Arbeiter aus Longwy-Bas sind unter deutscher Bewachung mit den Aufräumungsarbeiten beschäftigt.

lothringischen Schlachtfeldern in den Tagen vom 18. bis 22. August unter der Führung des Kronprinzen von Bayern glänzend zurückgeschlagen wurde. Inzwischen war auch die Armee des deutschen Kronprinzen im Anschluß an die Bewegungen der Armee des bayrischen Kronprinzen in der Richtung auf Longwy vormarschiert und im Tale der Chiers und den benachbarten Höhenzügen auf starke feindliche Kräfte gestoßen. Am 22. August entwickelte sich hier unter Führung des deutschen Kronprinzen die große Schlacht bei Longwy. Zu beiden Seiten von Longwy, die Festung selbst noch in einen Belagerungsring einschließend, im Tale der Chiers und auf den Höhenrücken von Romain-Cosnes vorgehend, griffen die deutschen Truppen den Feind mit einer unwiderstehlichen Tapferkeit an. Der Ansturm war hier so gewaltig, daß die Franzosen an verschiedenen Stellen in voller Auflösung aus ihren befestigten Feldstellungen zurückgeworfen wurden. Von einem Teilnehmer an den Kämpfen wird die Schlacht unter anderem wie folgt geschildert:

„In der glühenden Augustsonne gingen wir gegen einen bis an die Nasenspitze verschanzten Feind vor. Die Franzosen hatten in dem kupierten Gelände ausgedehnte Feldbefestigungen angelegt. In dem Wiesengrund, den wir zu passieren hatten, waren langausgedehnte Wolfgräben angelegt, die mit Heu und Gras überdeckt waren. Als wir in Schützenlinie 2000—2500 Meter vorgegangen waren, erhielten wir plötzlich Feuer. Die Geschosse drangen von allen Seiten auf uns ein. Ein Haferfeld versperrte uns die Aussicht, so daß wir die feindlichen Schützen nicht sehen konnten, die sich auf unsere Stellung eingeschossen hatten. Wir mußten teilweise stehend schießen, was natürlich sehr unangenehm war. Doch mit Hurra ging es vorwärts, und bald war auch diese Stellung genommen. Am Dorfrande war eine feindliche Batterie aufgefahren, die von einer Abteilung der Unseren im Sturm genommen wurde. Dann ging es mit Hurra in das Dorf hinein. Hier hatten sich die Franzosen in den Häusern verschanzt. Sie schossen aus den Fenstern und Türen auf uns. (Der Zeichner hat diese Szene in dem Bilde auf Seite 313 festgehalten.) Es gab erbitterte Einzelkämpfe, bis wir den Feind aus dem Dorfe hinausgetrieben hatten. Auf der Höhe von Romain sahen wir die feindlichen Linien zurückfluten."

So weit die Schilderung des Mitkämpfers. Der Tag brachte den glänzenden Sieg des deutschen Kronprinzen, der am nächsten Tage, 23. August, seinen energischen Vorstoß fortsetzte. Die zur Verfolgung des Feindes vorgeschickte Kavalleriedivision fand das Gelände mit fortgeworfenen Gewehren, Tornistern und sonstigen Ausrüstungsgegenständen der Franzosen wie übersät ... Der Sieg war ein vollständiger und glänzender, er gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß diese Schlacht mit der Anlehnung an die Kämpfe weiter südlich in Lothringen die größte war, die bis dahin die Kriegsgeschichte zu verzeichnen hatte. Sie dehnte sich auf der Linie von Longwy bis nach Mülhausen aus, auf der sich wohl an die zwei Millionen Streiter auf beiden Seiten befanden. Der Kaiser verlieh dem deutschen Kronprinzen für sein siegreiches Eingreifen bei Longwy das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse. Von den zurückbleibenden Truppen wurde dann der Angriff gegen die Festung Longwy fortgesetzt. Die Festung selbst überragt die Stadt gleichen Namens, die eine Einwohnerschaft von etwa 9000 Seelen zählt. Die Festungsanlagen rühren noch von dem berühmten Festungsbaumeister Vauban her. Die Lage ist vortrefflich, sie beherrscht das Tal der Chiers sehr gut. Noch im Feldzuge von 1870/71 machte der Platz unseren Truppen viel zu schaffen; dauerte die Belagerung damals doch vom 5. September bis zum 26. Januar. Diesmal war der Widerstand nur von kurzer Dauer, denn bereits drei Tage nach der Schlacht bei Longwy mußte sich die Festung der Belagerung durch den deutschen Kronprinzen ergeben (siehe auch Seite 177). Unter der Beschießung hatten auch Teile der Stadt zu leiden, weil aus den Häusern auf unsere Truppen geschossen wurde. Unser Bild auf Seite 314 zeigt die Wirkung der deutschen Beschießung des unteren Stadtteiles, der in einen Trümmerhaufen verwandelt worden ist. Zerborstene Mauern, zusammengestürzte Dächer und ausgebrannte Häuser zeigen die Zerstörung, die der eherne Schritt des Krieges in seinem Gefolge hat. Besonders stark ist die Gegend am Wasserwerk mitgenommen. Am 26. August ergab sich der Kommandant der Festung dem deutschen Kronprinzen, der damit die erste französische Festung in dem Kriege von 1914 erobert hatte. Etwa 3500 Mann Franzosen und das gesamte Festungsmaterial fielen in unsere Hände. Nach dem Einzuge der Deutschen wurde sofort die Ordnung wieder hergestellt. Wir sehen auf unserem Bilde, wie unter deutscher Bewachung französische Arbeiter mit der Aufräumung der Zerstörung beschäftigt sind. Heute ist ganz Longwy in deutschen Händen und bildet als Lazarettplatz und Stützpunkt für unsere Truppenbewegungen einen wichtigen Platz.

Die Einberufung der ungarischen Landwehr und des Landsturms.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Auch im südlichen Ungarn, wo man den politischen Vorgängen jenseits der Donau und der Save immer schon die größte Aufmerksamkeit zuwendete, war man voll Erwartung, was geschehen würde, als Österreich-Ungarn nach dem Morde von Serajewo die strafende Hand erhob. Da fielen endlich die Würfel, wie sie nach den Umständen fallen mußten. Noch am selben Tage sprengte ein Husarenkorporal, geleitet von einem Eskadrontrompeter, durch die Dorfgassen. Vor dem Hause des Dorfältesten wurde abgesessen und Alarm geblasen. Die altgedienten Leute kennen das Signal, und flink eilte alt und jung auf den schmetternden Ruf herbei; man ahnte wohl, was kommen würde. Kaum hatte eine erst nur kleine Zahl der Dorfbewohner sich um den Unteroffizier versammelt, da entfaltete er ein amtliches Schreiben — es war der erwartete Mobilmachungsbefehl. Nicht endenwollende Eljenrufe erschollen schon nach Verlesung der ersten Zeilen, die ja bereits hinreichend erkennen ließen, was der König und das Vaterland forderten. Das bedeutete den Krieg, den Krieg nicht nur gegen das anmaßende kleine Serbien, sondern auch gegen Rußland, dem die Madjaren da unten in den Tiefländern der Theiß und im Banat als unmittelbare Nachbarn der Balkankönigreiche so vieles schon aufs Kerbholz schreiben mußten.

Und diese Männer, jung und alt, die nun freudig und begeistert dem Rufe ihres greisen Königs folgten, sind in ihrer Gesamtheit auch zahlenmäßig sehr beachtenswert. Nach der Staatsverfassung der Donaumonarchie zerfallen die Landwehr und der Landsturm in je zwei nach den beiden Reichshälften geteilte Gruppen. Sie führen in Österreich die Bezeichnung k. k. Landwehr und k. k. Landsturm; in Ungarn k. ungarische Landwehr und k. ungarischer Landsturm. Außerdem unterscheidet man bei der Landwehr den Aktivstand, den nichtaktiven Stand (in Ungarn Reserve der Landwehr) und die Ersatzreserve der Landwehr.

Die k. ungarische Landwehr besteht aus 28 Landwehrinfanterieregimentern zu 3 oder 4 Bataillonen, jedes Bataillon zu 4 Kompanien. Einzelne Regimenter haben noch Reservekaders für Neuformationen. Im Mobilmachungsfall werden noch einzelne Ersatzkompanien aufgestellt. Je zwei Regimenter bilden schon im Frieden eine Infanteriebrigade.

Die ungarische Landwehrkavallerie besteht aus 10 Landwehrhusarenregimentern. Die Gliederung eines Regiments setzt sich aus 2 Divisionsstäben, 6 Eskadronen en cadre, 1 Ersatz- und Pionierzugkader zusammen. Die Regimenter sind im Frieden in der Regel in demjenigen k. ungarischen Landwehrdistrikt dauernd untergebracht, aus dem sie sich ergänzen, und in 4 Kavalleriebrigaden vereinigt. Der Ersatzkader befindet sich stets im Regimentsstabsquartier.

Der k. ungarische Landsturm gliedert sich in 28 Landsturminfanterieregimenter und 10 Landsturmhusarendivisionen. In jedem Landsturmbezirk sind schon im Frieden Vorbereitungen zur Aufstellung eines Landsturminfanteriebataillons des ersten und in einigen Bezirken auch des zweiten Aufgebots getroffen. Ein Landsturminfanterieregiment gliedert sich in den Regimentsstab und 3—4 Bataillone, jedes zu 4 Kompanien. Es wird außerdem auch ein Ersatzbataillon aufgestellt zu so vielen Ersatzkompanien, als das Regiment Bataillone zählt. Eine Landsturmhusarendivision besteht aus dem Regimentsstab und 3 Eskadronen. Wie tapfer sich die Ungarn zu schlagen wissen, hat auch der Gegner anerkannt. Ein russischer Offizier, der seinerzeit den japanischen Krieg mitmachte und jetzt verwundet in einem ungarischen Truppenspital liegt, sagte u. a.: „Sie haben nicht halb so viel Verwundete, als wir Russen Tote betrauern. Wenn wir glaubten, daß der Feind gezwungen ist, sich unserer Übermacht zu ergeben, gehen diese ungarischen Soldaten trotz unseres Kugelregens unter fürchterlichem Geschrei mit dem Bajonett gegen uns vor. Diese Aktionen sind so fürchterlich, wie sie die Japaner nie gewagt haben. Der russische Soldat wird durch dieses ihm ungewohnte Geschrei so irr, daß die Offiziere ihn kaum verhindern können, sich zu ergeben oder die Flucht zu ergreifen."

Deutsch-französische Schützengrabenkorrespondenz.

Ähnlich wie serbische und österreichische Soldaten Briefe miteinander tauschen, in denen sie sich gegenseitig zur Übergabe auffordern, so können jetzt, da die Schützengräben der Gegner im Westen so dicht aneinander sind, auch unsere Feldgrauen mit den Rothosen in Korrespondenz treten. Einen solchen Briefwechsel, der dadurch noch wertvoller ist, daß Richard Dehmel ihn führte, sendet der Dichter der „Frankfurter Zeitung" aus dem Feldlager im Süden von Noyon.

Der erste Brief wurde von einer der deutschen Patrouillen bei Morgengrauen in der Nähe des französischen Schützengrabens, etwa 50 Meter davon entfernt, an einen Baum geheftet und lautete in deutscher Übersetzung:

„Tapfere französische Soldaten! Ihr vergießt Euer Blut nutzlos für diese scheinheiligen Engländer, die die ganze Welt betrügen, ohne Euch zu nützen. Sie liefern



Der große Marktplatz in Longwy mit erbeuteten Geschützen. Phot. A. Grohs, Berlin.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Kundgebung vor dem Gebäude des Festungskommandos in Przemysl nach glücklich überstandener Belagerung.

Der Festungskommandant und Verteidiger der Stadt, Exzellenz v. Kusmanek, bringt ein dreifaches Hoch auf den Kaiser aus.

Frankreich dem Beil aus, wie vorher schon Belgien, und Ihr müßt hier bleiben und Hungers sterben. Wir haben Antwerpen genommen, nahezu 300 000 Russen gefangen und sind Sieger auf der ganzen Linie. Das ist die Wahrheit, allen englischen Lügen zum Trotz. Kommt herüber zu uns, Ihr werdet freundschaftlich behandelt werden. Mit allen zehn Fingern werdet Ihr bei uns zu essen bekommen und nichts von uns zu befürchten haben. Wir haben nur Mitleid mit Euch. Wißt Ihr denn nicht, daß wir Munition und Lebensmittel noch für Jahre haben? Wer von Euch während der nächsten beiden Tage mit einer weißen Fahne oder einem anderen weißen Zeichen, natürlich ohne Waffen, zu uns herüberkommt, wird gastlich aufgenommen werden. Dieses Versprechen bekräftigen mit ihrem Ehrenwort Manitius, preußischer Offizier — Dehmel, deutscher Dichter."

Einige Tage später fand eine Patrouille folgendes Schreiben (in deutschen Buchstaben!) an demselben Baum angenagelt (wortgetreue Abschrift):

„Antwort an den
Brief von den Herrn Offizier Manitius und Dehmel.

Die Nachrichten, die Sie uns geben, sind schon alt. Wir kennen die Ernehmung Anvers seit einer Woche. Wir kennen auch, daß die Russen, nachdem sie in Rußland zurückgekommen sind, ihre große Heere zusammelt haben und gegen eure 24ten westlichsten Armeekorps jetzt siegreich ins Deutschland ziehen. Von den österreichischen Soldaten sagen wir nichts, sie zählen nicht. Ich glaube, daß Sie unsere Freunde, die Engländer, verlügen, welche sich an unsern Seiten sehr mutig für die Freiheit und die Glücklichkeit der Völker schlagen. Jene die, der französische Soldat hungrig, sagen, sind Lügner. Sie kennen, unglücklicherweise, die zahlreiche Reichheiten unserer schönen Frankreich. Ich wiederhole, Sie sind verloren. Ganz Europa ist gegen Deutschland und wir sollen siegen, um Ihr Kaiser zu töten, und Ihnen die Freiheit geben. Sie sind elende Sklaven. Seien Sie frei; Ihr Kaiser muß fallen; das deutsches Reich ist verloren. Kommen Sie mit uns.

Unterschrift (ohne Namen).

Ein französischer Soldat, der deutsche Studenten gekennt hat und sie von der kaiserlichen Macht befreien will."

Dem Brief lag eine reichhaltige Speisekarte bei, datiert „le 19 octobre", und auf dem Rand stand in der Handschrift des Briefschreibers:

„Das ist eine gewöhnliche Mahlzeit der französischen Offiziere, die deutsche Offiziere freundlich einladen."

Auf diese echt gallische Großsprecherei wurde von deutscher Seite (am 25. Oktober) folgender Bescheid erteilt, und zwar wieder an den Baum der Vermittlung geheftet, diesmal aber natürlich in deutscher Sprache:

„Verehrte Kriegskameraden von
der Gegenseite!

Wir danken Euch für die gastfreundliche Einladung und werden uns erlauben, ihr Folge zu leisten, sobald wir in Paris eingezogen sind. Solange wir im Felde liegen, speist der deutsche Offizier grundsätzlich kein anderes Menü als die übrigen Soldaten; unsere Feldküche ist sehr leistungsfähig. Über ‚Freiheit und Gleichheit' machen wir nicht viel Worte; wir beweisen sie lieber durch die Tat, soweit es menschenmöglich ist. Hoffentlich bringt Euch dieser Krieg die gleiche Freiheit und Ordnung und Einigkeit, deren wir uns nach vierzig glücklichen Friedensjahren unter unserem Kaiser erfreuen. Das unglückliche Frankreich aufrichtig bedauernd Manitius und Dehmel."

Leider konnte der nächtliche Waldpostverkehr nicht noch weiter fortgesetzt werden, da die Kompanie der deutschen Truppe am nächsten Tage aus jener Gegend nach einem anderen Schützengraben verlegt wurde.

Belagerung und Entsatz von Przemysl.

(Hierzu die Bilder Seite 316 und 317.)

Glänzende Einzelsiege hatten die österreichisch-ungarischen Armeen unter Dankl, Auffenberg, Boroevic und anderen errungen; aber vor der riesenhaften Übermacht der Russen wurde es schließlich im zweiten Drittel des Monats September nötig, die Truppen hinter die Wisloka zurückzunehmen und für einen neuen Angriff in anderer Gruppierung bereitzustellen. Der Brückenkopf Sieniawa und die schwachen Werke von Jaroslau wurden noch zwei Tage gehalten, dann, als sie ihre Bestimmung erfüllt hatten, freiwillig aufgegeben. Damit war die Festung Przemysl zur Einschließung durch die Russen verurteilt. Am 2. Oktober erfolgte durch einen Parlamentär des ehemals bulgarischen, nunmehr russischen Generals Radko Dimitriew die Aufforderung zur Übergabe. Der Kommandant von Przemysl,



Die Russen im vergeblichen Ansturm auf das Außenfort Duckowiczky der Festung Przemysl.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Proklamation.

Seine Majestät der Deutsche Kaiser haben geruht, mich nach Okkupierung belgischen Gebiets zum Generalgouverneur in Belgien zu ernennen. Ich habe den Sitz des Generalgouvernements in Brüssel (Ministerium für Wissenschaft und Künste, rue de la Loi) aufgeschlagen.

Auf Grund weiterer Anordnung Seiner Majestät ist dem Generalgouverneur eine Zivilverwaltung angegliedert (Kriegsministerium, rue de Louvain), an deren Spitze Seine Excellenz Herr von Sandt steht.

Die deutschen Heere dringen siegreich in Frankreich vor. Hier im belgischen Gebiete Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, ist Aufgabe des Generalgouvernements.

Jede feindselige Handlung der Einwohnerschaft gegen Angehörige des deutschen Heeres, jeder Versuch, ihren Verkehr mit der Heimat zu stören, Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprechverbindungen zu gefärden oder gar zu unterbrechen, wird unnachsichtlich geahndet werden. Aufruhr oder Widerstand gegen die deutsche Verwaltung haben rücksichtslose Niederwerfung zu gewärtigen.

Die harte Notwendigkeit des Krieges bringt es mit sich, dass bei Bestrafung feindseliger Handlungen Unschuldige mit den Schuldigen leiden. Umsomehr ist es Pflicht aller verständig denkenden Bewohner Belgiens, die unruhigen Elemente im Lande von jeder Ausschreitung gegen die öffentliche Ordnung abzuhalten.

Kein belgischer Bürger, der friedfertig seinem Erwerbe nachgeht, hat irgend etwas von seiten der deutschen Truppen und Behörden zu befürchten. Soweit irgend möglich, sollen Handel und Wandel wieder aufgenommen, die industriellen Betriebe wieder in Gang gebracht und die Einbringung der Ernte vollendet werden.

Belgier!

Von Niemand wird Verleugnung seiner vaterländischen Gesinnung verlangt, wohl aber eine vernünftige Fügsamkeit, und unbedingter Gehorsam gegen die Anordnungen des General-gouvernements. Von Eurem Verhalten, von dem Vertrauen und dem Maase der Unterstützung, die das Volk, insbesondere die im Lande verbliebenen Staats- und Gemeindebeamten, dem Generalgouvernement entgegen bringen, wird es abhängen, ob die neue Verwaltung Euch und Eurem Lande zum Segen gereicht.

Gegeben Brüssel, den 2. September 1914.

Der Kaiserliche General-Gouverneur in Belgien.

Freiherr von der GOLTZ,

Generalfeldmarschall.

Dieses Plakat darf nicht abgerissen und nicht überklebt werden.

Proclamation.

Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne, après l'occupation de la plus grande partie du territoire belge, a daigné me nommer Gouverneur Général en Belgique. J'ai établi le siège du Gouvernement Général à Bruxelles (Ministère des Sciences et des Arts, rue de la Loi).

Par ordre de Sa Majesté, une administration civile a été installée auprès du Gouvernement Général (Ministère de la Guerre, rue de Louvain). Son Excellence Monsieur von Sandt a été appelé aux fonctions de chef de cette administration.

Les armées allemandes s'avancent victorieusement en France. Ma tâche sera de conserver la tranquilité et l'ordre public en territoire belge.

Tout acte hostile des habitants contre les militaires allemands, toute tentative de troubler leurs communications avec l'Allemagne, de gêner ou de couper les services des chemins de fer, du télégraphe et du téléphone seront punis très sévèrement. Toute résistance ou révolte contre l'administration allemande sera réprimée sans pardon.

C'est la dure nécessité de la guerre que les punitions d'actes hostiles frappent, en dehors des coupables, aussi des innocents. Le devoir s'impose d'autant plus à tous les citoyens raisonnables d'exercer une pression sur les éléments turbulents en vue de les retenir de toute action dirigée contre l'ordre public.

Les citovens belges désirant vaquer paisiblement à leurs occupations n'ont rien à craindre de la part des troupes ou des autorités allemandes. Autant que faire se pourra, le commerce devra être repris, les usines devront recommencer à travailler, les moissons être rentrées.

Citoyens Belges,

Je ne demande à personne de renier ses sentiments patriotiques, mais j'attends de vous tous une soumission raisonnable et une obéissance absolue vis-à-vis des ordres du Gouvernement Général. Je vous invite à lui montrer de la confiance et à lui prêter votre concours. J'adresse cette invitation spécialement aux fonctionnaires de l'Etat et des communes qui sont restés à leurs postes. Plus vous donnerez suite à cet appel, plus vous servirez votre patrie.

Fait à Bruxelles, le 2 septembre 1914.

Le Gouverneur Général.

Baron von der GOLTZ,

Feldmaréchal.

Défense d'arracher cette affiche ou de la recouvrir.

Proclamatie.

Zijne Majesteit de Keiser van Duitschland na bezetting van het grootste gedeelte van het belgisch territorium, heeft mij tot Generaal Gouverneur in België benoemd. Ik heb den zetel van het Generaal-Gouvernement in Brussel (Ministerie van Schoone Kunsten, Wetstraat) opgeslagen.

Op bevel van Zijne Majesteit, is er eene burgerlijke administratie bij het Generaal-Gouvernement ingericht. Zijne Excellentie de Heer von Sandt is benoemd tot hoofd dezer administratie (zetel: Ministerie van Oorlog, Leuvensche weg).

De duitsche troepen dringen overwinnend in Frankrijk binnen. Mijne taak zijn de kalmte en openbare orde op belgisch gebied oprecht te houden.

Alle vijandelijke handeling der inwoners tegen aangehorigen van het duitsche leger, alle verzoek den verkeer met Duitschland te storen, den dienst der ijzerer wegen, des telegraafs en des telefoons te belemmeren of te breken, zal zeer streng gestraft worden. Jedere wederstand of revolte tegen de duitsche administratie zal zonder genade gestraft worden.

Het is de harde noodzakelijkheid van den oorlog, dat de straffen van vijandelijke handelingen, buiten de schuldigen ook de onschuldigen treffen. Des te meer is het de plicht van alle verstandige burgers op de onrustige elementen eenen druk uit te oefenen om deze van iedere handeling tegen de openbare orde te weerhouden.

De belgische burgers, die wenschen in rust hare nijverheid na te gaan, hebben niets te vreezen van wege de troepen of de duitsche autoriteiten. Zooveel het mogelijk zal zijn, moet de handel hernomen, de fabrieken int werk hersteld, de oogst binnengebracht worden.

Belgische burgers,

Ik vraag aan niemand zijne patriotische gevoelens te ontzeggen, maar ik verwacht van U allen eene verstandige onderwerping en eene volledige gehoorzamheid tegenover de bevelen van het Generaal-Gouvernement. Ik verzoek U hem vertrouwen te schenken en hem Uwe hulp te verloonen. Ik richt dit verzoek hoofdzakelijk aan alle ambtenaaren van den Staat en van de gemeenten, die op hunne plaats gebleven zijn Hoemeer U dezen wensch veldoen zult, des te meer zult U uw vaderland nuttig zijn.

Gegeven te Brussel, den 2e September 1914.

De Generaal-Gouverneur,

Freiherr von der GOLTZ,

Veldmaarschalk.

Het is verboden afscheuren of herdekken deze plakschrift.

Liège. — Imprimerie LA MEUSE

Verkleinerte Wiedergabe des von Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Goltz erlassenen Aufrufs an die Bevölkerung des in deutsche Verwaltung übergegangenen belgischen Gebietes.

Feldmarschalleutnant Kusmanek erwiderte ihm, er halte es für unter seiner Würde, darauf eine Antwort zu geben. Am 4. Oktober, dem Namensfeste des Kaisers Franz Joseph, setzte darauf die erste große Beschießung ein, die ununterbrochen mehr als drei Tage dauerte. Die Russen hatten die Bahnen auf ihre Spurweite umgenagelt und eine Menge Geschütze schwersten Kalibers herangeschafft. Rings um die Festung waren Schützengräben angelegt, aus denen die Muschiks (Soldaten), mit Drahtscheren und Handbomben versehen, in schier endlosen Scharen Sturm liefen. Man hätte diesen Todesmut bewundern müssen, wenn er ein Ausfluß echter Kampfbegeisterung gewesen wäre; so aber konnte man die armen Opfer echt russischer Rücksichtslosigkeit nur bedauern. Es war nämlich Befehl gekommen, die

Festung bis zum 8. Oktober unbedingt zu nehmen, weil sie sonst von den Österreichern und Ungarn wieder entsetzt würde. Da jagte denn Radko Dimitriew in seiner berüchtigten Draufgängerart seine Regimenter gegen die so gut wie unbeschädigten Werke, gleichgültig, wie groß die Verluste sein würden. Ja, noch mehr: im Rücken der Leute ließ er Maschinengewehre aufstellen, so daß die Ärmsten nur die Wahl der Todesart hatten, und die Offiziere peitschten ihre Soldaten mit Knuten vorwärts. Auf 40 000 schätzte man die Toten rings um die befreite Festung; die Russen selber gaben ihre Verluste mit 70 000 an.

Przemysl hat durch den Sturm wenig gelitten. Nur einmal, am 7. Oktober, schlugen Schrapnelle in die Stadt ein. Sofort stieg ein Unteroffizier im Fesselballon auf und entdeckte die feindliche Batterie, die sich so kühn vorgeschoben hatte; zwanzig Minuten später war sie vernichtet. Am meisten war das Außenfort Duckowiczky dem Ansturm der Russen ausgesetzt, die es mit stark überlegenen Kanonen und Marinegeschützen beschossen. Trotzdem hatte die heldenmütige Besatzung — eine Kompanie Infanterie und eine Halbkompanie Artillerie unter Oberleutnant Milke — nur einen Toten und sieben Verwundete Die Russen aber, die schließlich doch noch bis in den Festungsgraben vorgedrungen waren, ließen rund 5000 Tote dort zurück.

Nochmals hieß es am 7. Oktober abends, daß die Russen mit bedeutenden Verstärkungen in der kommenden Nacht die Festung an drei Vierteln ihres Umwallungsringes gleichzeitig berennen würden. Es kam nicht mehr dazu. Durch das rasch heranrückende Entsatzheer fühlten sie sich derart bedroht, daß sie fluchtartig den Rückzug antraten. Am 11. Oktober war Przemysl völlig frei, eine Tatsache, die mit feierlichem Gottesdienst in allen Kirchen und Synagogen gefeiert wurde. Dann begab sich eine Abordnung der Bürger zum Festungskommandanten v. Kusmanek und brachte ihm ihren Dank zum Ausdruck; er antwortete mit einem Hoch auf den Kaiser, in das die Menge jubelnd einstimmte.

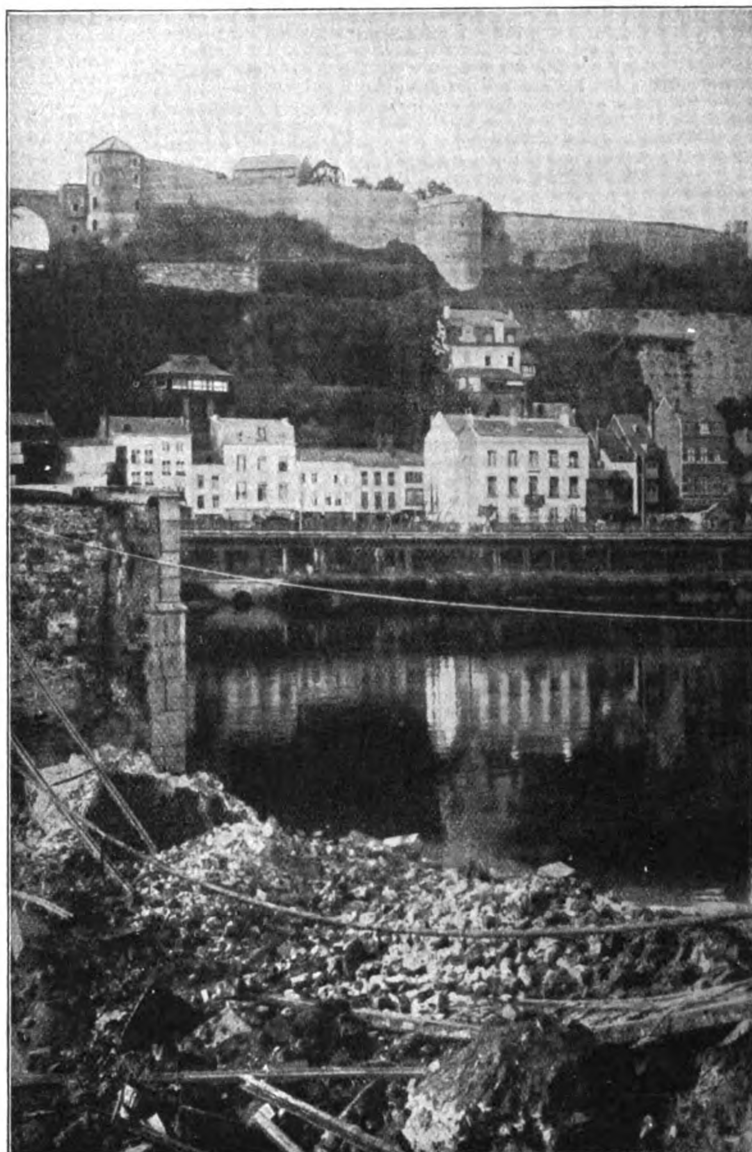
Generaloberst Karl v. Bülow.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu das Bild Seite 305.)

Unter den deutschen Heerführern, die im jetzigen Weltkriege bereits der Siegeslorbeer schmückt, nimmt Generaloberst v. Bülow eine der ersten Stellen ein. Das geheimnisvolle Fluidum, das große Feldherren auf ihre Armeen auszustrahlen verstehen und das sie mit diesen unauflöslich verbindet, ist bei General v. Bülow deutlich bemerkbar. Das Vertrauen seiner Soldaten ehrt ihn ebenso, wie es im Jahre 1870/71 die Generale Konstantin v. Alvensleben und v. Göben geehrt hat.

In der großen Familie derer v. Bülow haben die männlichen Mitglieder sozusagen schon in der Wiege das Generalspatent. Seit Jahrhunderten reihen sich die hervorragenden Generale dieses Namens aneinander — keiner von ihnen hat einen wesentlichen Mißerfolg gehabt. Der Generaloberst Karl v. Bülow, dem diese Zeilen gelten, ist am 24. März 1846 zu Berlin als Sohn des Oberstleutnants Paul v. Bülow geboren. Nach überstandener Schulzeit auf mehreren Gymnasien trat er, 18 Jahre alt, als Junker in das 2. Garderegiment zu Fuß ein. Im Kriege 1866 erhielt er als Leutnant bei dem Sturm auf Soor eine leichte Verwundung, die ihn indessen von der Teilnahme an der Schlacht bei Königgrätz nicht abhielt. Im Feldzug 1870/71 zur Gardelandwehr kommandiert, zeichnete er sich bei den Belagerungen von Straßburg und Paris aus. Er erhielt das Eiserne Kreuz und wurde 1871 Oberleutnant. 1872 bis 1875 war Bülow Adjutant bei der Inspektion der Infanterieschulen. 1876 wurde er Hauptmann im Großen Generalstabe und 1879 Generalstabsoffizier A II beim 9. Armeekorps in Altona; 1881 kam er als solcher zur 4. Division nach Bromberg. Nach der in der Armee wohlbewährten Sitte, die Generalstabsoffiziere zeitweilig zur Front zurückzuversetzen, wurde Bülow 1884 Kompaniechef im Infanterieregiment Nr. 96 (Gera), aber schon 1885 als Major A I in den Generalstab des 2. Armeekorps nach Stettin versetzt. 1888 in den Großen Generalstab zurückgekehrt, wurde er 1890 Oberstleutnant und Chef des Generalstabs des 2 Armeekorps. In rascher Folge wurde er 1893 Oberst und 1894 Kommandeur des 4. Garderegiments zu



Die Zitadelle von Namur mit zerstörter Brücke.

Fuß. Hierauf als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements in das Kriegsministerium versetzt, wurde er dort 1897 Generalmajor. Im Jahre 1900 gab er als Generalleutnant und Kommandeur der 2. Gardeinfanteriedivision bereits Beweise seiner großen Beanlagung für die Führung größerer Truppenkörper. Schon 1902 wurde er der Front aber wieder entzogen durch seine erneute Berufung in den Großen Generalstab als Generalquartiermeister; doch schon 1903 wurde er kommandierender General des 3. (brandenburgischen) Armeekorps und 1904 als solcher General der Infanterie. An der Spitze seines Elitekorps und als Führer der roten Armee gab er in den Kaisermanövern 1912 erneute, aufsehenerregende Proben seines genialen Führertalents. Im selben Jahre wurde er Generaloberst und Generalinspekteur der dritten Armeeinspektion in Hannover.

Bei Beginn des jetzigen Weltkrieges 1914 zum Kommandeur der 2. Armee ernannt, hat Bülow sich in den gewaltigen bisherigen Schlachten voll bewährt. Eines seiner großen Verdienste ist auch die treue Waffenbrüderschaft, die er der benachbarten 1. Armee in den Septemberschlachttagen erwiesen hat.

Deutschland kann stolz darauf sein, unter den Führern seiner Heere auch Karl v. Bülow zählen zu dürfen, von dem es sich gewiß noch weiterer Taten zu versehen haben wird.

Deutsche Artillerie an der belgischen Küste.

(Hierzu das Bild Seite 308/309.)

Wo auch immer unsere braven Krieger ins Gefecht kamen, war alle Welt darin einig, daß sie mit beispielloser Tapferkeit sich schlugen. Aber wenn es durch die Reihen geht: „Engländer sind's“, dann greift an die Herzen noch ein anderes, überwältigendes Empfinden, das Gefühl der Verachtung und des Hasses. Sie haben den Strick gedreht, mit dem man uns erdrosseln wollte, sie haben auch in der ganzen Welt unseren guten Namen verunglimpft, so daß selbst Freunde an uns zweifelhaft wurden. Das kann der Deutsche am wenigsten verzeihen.

So war es, als am 23. Oktober gemeldet wurde: „Unsere längs der Nordseeküste in Belgien gegen die französische Grenze vordringenden Brigaden erleiden durch das Feuer feindlicher Kriegschiffe empfindliche Verluste,“ und als dann der Befehl ergangen war: „Das . . te Fußartilleriebataillon ist vorzuziehen und hat in den Dünen von X. das Feuer gegen Teile der englischen Flotte aufzunehmen.“

Inzwischen war festgestellt worden, daß das englische Geschwader aus elf Schiffen bestand, deren Admiral die feste Absicht hatte, in echt englischer Art seine Fürsorge für das beschützte Belgien zu betätigen, indem er Ostende, dieses Juwel unter den großen internationalen Seebädern, den köstlichen Besitz Belgiens, bombardieren wollte. Nur mit Mühe konnten ihn die Bitten der belgischen Behörden davon abhalten. Nachdem allerdings dann das deutsche schwere Geschütz das Feuer eröffnet hatte, war es mit solchen Heldentaten endgültig vorbei, denn schon am Vormittag des 26. Oktober konnte das Große Hauptquartier verkündigen, das englische Geschwader sei kräftig beschossen worden, habe drei Volltreffer erhalten und sich darauf „außer Sehweite“ begeben.

Auf dem Bild Seite 308/309 sehen wir die schweren Steilfeuergeschütze an der Arbeit. Um die Räder sind Gürtel gelegt, die eine Bettung überflüssig machen. Eine solche, die aus schweren Bohlen besteht, braucht zum Beispiel der 21-cm-Mörser. Die schwere Feldhaubitze (15 cm) führt zu dem Zweck, das Versinken der Räder im weichen Boden zu verhindern, Rohrmatten mit. Die auf unserem Bilde sichtbaren Gürtel, die den Lafettenrädern das Aussehen von Mühlrädern verleihen, dienen dem gleichen Zweck.

Die Schutzschilde sind zur Abwehr von Schrapnellkugeln angebracht, und die große Länge des Lafettenschwanzes, die besonders auffällt, ist nötig geworden durch den Rohrrücklauf. Während nämlich im Jahre 1870/71 und noch mehr als zwei Jahrzehnte später das Geschütz bei jedem Schuß auf seinen Rädern zurückrollte und mit vieler Mühe wieder auf den alten Platz vorgebracht werden mußte, bleibt jetzt die Lafette fest stehen, und nur das Rohr fährt schlittenartig auf ihr zurück, in seiner Wucht durch eine hydraulische Bremse gemäßigt. Dabei spannen sich starke Federn aus Stahl, die es wieder vorholen. So braucht nur ganz wenig nachgerichtet zu werden. Man kann viel rascher feuern, und die Mannschaft ermüdet nicht so schnell. Ferner sehen wir die Körbe am Boden liegen, in denen die schweren Geschosse verpackt und herangetragen werden, in jedem Korb ein Geschoß, wie die Weinflasche in der Strohhülse.

Die „Taube“, die über dem Meere schwebt, hat erst beobachten helfen und jetzt gemeldet, daß der Feind sich zurückzieht. Wir sehen deshalb unter ihr auch die drei fliehenden Schiffe von „achtern“. Als festgestellt war, daß sie es aufgegeben hatten, den Kampf fortzusetzen, verließen unsere Offiziere den Sicherheitstand, in dem sie bisher gedeckt beobachten mußten, und machten sich's oben auf der Düne bequemer. Wer die Nordseeküste kennt, weiß, daß es dort keine Wälder oder einzelne hohe Bäume gibt. Die scharfen Seestürme lassen sie nicht aufkommen. Einen schwachen Ersatz bietet hier und da niedriges Gestrüpp. Meistens fehlt auch dieses, und die Dünen, wie man die von den Stürmen zusammengewehten Sandwellen nennt, sind höchstens mit dünnen, armseligen Gräsern bestanden. Hinter einer solchen Düne versteckt hat unsere Batterie gewirkt.



Ankunft Leichtverwundeter auf Lazarettkähnen in Berlin.

Mit Liebesgaben an die Front.

(Hierzu die Bilder Seite 321.)

Die Militärverwaltung von Saarbrücken hatte ein Transportauto für die Fülle von Liebesgaben zur Verfügung gestellt, die von den dortigen Einwohnern für ihr Landwehrersatzbataillon gesammelt worden waren. Von vielen Angehörigen wurden uns noch direkte Pakete für die im Felde stehenden Lieben mitgegeben, da die Feldpost solche Sendungen noch nicht annahm. In dem hochbepackten Lastauto konnte man sich nur mühsam ein Plätzchen erobern, und gar manchmal dachten wir unterwegs bei den gefährlichen Schwankungen des Wagens, daß die Fahrt ein vorzeitiges Ende nehmen würde. Doch es ging auch bei den gefährlichsten Kurven noch immer gut ab.

Die Fahrt durch die Aufmarschstellung zur Front bietet viele interessante Eindrücke. An endlosen Marschkolonnen geht es vorüber, rechts und links des Weges sind große Wagenburgen aufgefahren. Bald grüßt uns auch das Zeichen des Roten Kreuzes. An einer großen, mitten im Felde aufgefahrenen Feldbäckerei kommen wir vorüber. In den fahrbaren Backöfen wird das Brot für die Truppen gebacken, das dann den Soldaten nachgefahren wird. So greift ein Rad der großen Kriegsmaschine in das andere. Die Fahrt geht jetzt über die Schlachtfelder, auf denen Mitte August das blutige Ringen tobte. Verlassene Schützengräben, tief aufgewühlte Granatlöcher und die ernststimmenden Massengräber sind die einzigen Spuren von dem harten Schritte des Krieges; sonst hat deutsche Ordnung hier schon für eine gründliche Aufräumung des Kampfplatzes von den Verwüstungen der Schlacht gesorgt.

Wir nähern uns jetzt mehr der zweiten Kampfstellung. Die Ortschaften sind dicht mit Militär belegt, stark verschanzte Batterien tauchen auf, die des Angriffs von feindlicher Seite harren. Vor dem nächsten Dorfausgange stoßen wir auf eine ganz mit Birkenbäumchen verdeckte schwere Batterie, die unheimlich langen Geschützrohre starren drohend nach Frankreich hinüber. Um die feindlichen Flieger zu täuschen, ist diese Feldstellung ganz mit Gebüsch verkleidet. Dann kommen Schützengräben nach Schützengräben, die sich weit in die Felder hinein erstrecken. Spät abends kamen wir dann bei unseren Landwehrleuten an, die in einem lothringischen Dorfe von echt französischem Charakter im Alarmquartier lagen. Die Ankunft des Liebesgabentransportes erregte natürlich großes Aufsehen und all-


Soldaten bei der Morgenwäsche im Alarmquartier. Phot. Greffung, Saarbrücken.

benswürdiger Weise mit uns geteilt, so hätten wir uns in der bitterkalten Nacht, in der es sogar zum erstenmal Frost gab, in unserem Auto auf all den Liebesgaben häuslich einrichten müssen. Doch so war für uns bestens gesorgt. Unsere Wirte erzählten uns von ihren Kriegserlebnissen und von abenteuerlichen Patrouillengängen bis dicht an die Stellungen des Feindes. So gab unter anderem der biedere Feldwebel ein Erlebnis mit einem Zuaven zum besten, der sich tot gestellt hatte, dann aber, als der Feldwebel bereits weiter vorgegangen war, sein Gewehr erhob und in Anschlag ging. Zum Glück sah sich der Gefährdete noch einmal um, und die böse Absicht des Schwarzen wurde durch einen wohlgezielten kräftigen Hieb mit dem Gewehrkolben noch rechtzeitig vereitelt. Das Erlebnis wurde so trockenen Tones geschildert, als handle es sich um einen belanglosen Vorfall und nicht um die Errettung aus schwerer Lebensgefahr.

gemeine Freude. Die Verteilung konnte aber wegen der Dunkelheit nicht mehr vorgenommen werden, nur eine Zeitungsausgabestelle errichteten wir bei dem Schein unserer elektrischen Taschenlampen schnell auf dem Wagen, denn wir hatten uns auch mit den neuesten Zeitungen reichlich versehen. Man glaubt gar nicht, wie willkommen die Zeitungen in der Front sind. Hunderte von Händen streckten sich nach den Blättern aus, und bei dem Schein aller möglichen und unmöglichen mangelhaften Beleuchtungen wurden überall in den elenden Bauernhäusern die neuesten Nachrichten vom Kriegschauplatz studiert.

Ein Unterkommen in dem stark belegten Orte war natürlich nicht zu finden, und hätte nicht ein Bekannter, der jetzt als Leutnant bei der Kompanie stand — in Friedenszeiten ist er Oberlehrer an einem rheinischen Gymnasium — sein Quartier in lie-


In gedeckter Haubitzenstellung vor dem Feind. Phot. Greffung, Saarbrücken.

Bei dem Plaudern war aber die Zeit der Nachtruhe herangekommen. Ich trat noch einmal an das Fenster der dürftigen Bauernstube und warf einen Blick in das abendliche Dunkel hinaus. Der Abend wob in seiner Dämmerung seinen Schleier, geheimnisvolle Nebel stiegen vom nahen Dorfbach auf; in den Häuserecken leuchteten hier und da kleine Feuerchen auf, an denen sich die Soldaten ihr Essen zubereiteten. Bei allem Kriegerischen doch ein Bild von friedlicher Stimmung, in dem nichts darauf hindeutete, daß in nächster Nähe der Feind lauerte.

Schon früh am Morgen beginnt das Tagewerk des Krieges. Am nahen Dorfbrunnen tränkt die Artillerie ihre Pferde, daneben waschen sich die Soldaten den Schlaf aus den Augen. Zwei Kompanien treten an, um ihre Kameraden in den Schützengräben abzulösen. Eine Munitionskolonne der Artillerie passiert den Ort. Wir beginnen nun mit der Verteilung der reichlichen Liebesgaben, die mit glück-


Unser Liebesgabenauto im Alarmquartier. Phot. Greffung, Saarbrücken.



Phot. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Maschinengewehre auf dem Dache eines Hauses zur Abwehr feindlicher Flieger.



Phot. Schuhmann, Wien.

Eine österreichisch-ungarische Maschinengewehrabteilung in Gefechtsbereitschaft.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Französische Alpenjäger mit Maschinengewehr in den Bergen.

(Der Lauf des Gewehrs liegt frei, ohne Kühlwassermantel; er hat nur Luftkühlung und erscheint daher weniger dick als bei den deutschen und österreichisch-ungarischen Maschinengewehren.)



Französisches Maschinengewehr auf einem Automobil in Tätigkeit.



Maschinengewehrabteilung auf dem Marsch. Phot. Dr. Hans Böhm.

lichen Mienen entgegengenommen werden. Freude strahlt aus den Augen der wackeren Landwehrleute, denen wir von den Lieben daheim ein Paket aushändigen können mit herzlichen Grüßen. Schnell werden Feldpostkarten geschrieben, die wir mit nach Hause nehmen sollen, Grüße werden bestellt und ausgetauscht. Kurz, es war ein richtiger Freudentag für das Bataillon, die Gaben von daheim zu erhalten.

Maschinengewehre.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 322–324.)

Das Maschinengewehr hat denselben Lauf wie das Gewehr 98 unseres Fußvolks und verschießt dieselbe Patrone. Seine Einzelleistung ist also von der des Gewehrs an sich nicht verschieden, und man braucht nicht zweierlei Patronen anzufertigen und mitzuführen. Sein Zweck ist eine hohe Feuergeschwindigkeit, um in möglichst kurzer Zeit denjenigen Teil der feindlichen Streitkräfte, auf den man es abgesehen hat, an dem für entscheidend angesehenen Punkt zu zertrümmern, bevor der Gegner sich fassen und Gegenmaßregeln treffen kann.

Das Erkennen des entscheidenden Punktes und das schnelle Arbeiten gegen ihn macht hauptsächlich den überlegenen Feldherrn aus. Wie er sich als Stratege zum Beispiel Belgien zum Einbruch aussuchte und dort schnelle Arbeit lieferte, so muß er auf dem Schlachtfelde als Taktiker den richtigen Punkt wählen und dort mit zerschmetternder Wucht die Waffen zur Geltung bringen. Es ist nicht dasselbe, ob an einer Stelle 1000 Mann in einer halben oder in zehn Stunden kampfunfähig gemacht werden. Im ersteren Falle ist der sogenannte „moralische Effekt“, auf den es hauptsächlich ankommt, siegbahnend, und außerdem bleibt dem Feinde nicht die Zeit, seine Reserven heranzuziehen. Die Niederlage aber breitet sich von diesem Punkt aus wie ein Feuer, das man in wenigen Augenblicken erzeugt, indem man mit dem Brennglase Sonnenstrahlen auf einen Punkt des Strohschobers vereinigt. Die Sonne hätte den ganzen Tag darauf scheinen können, ohne Schaden zu tun.

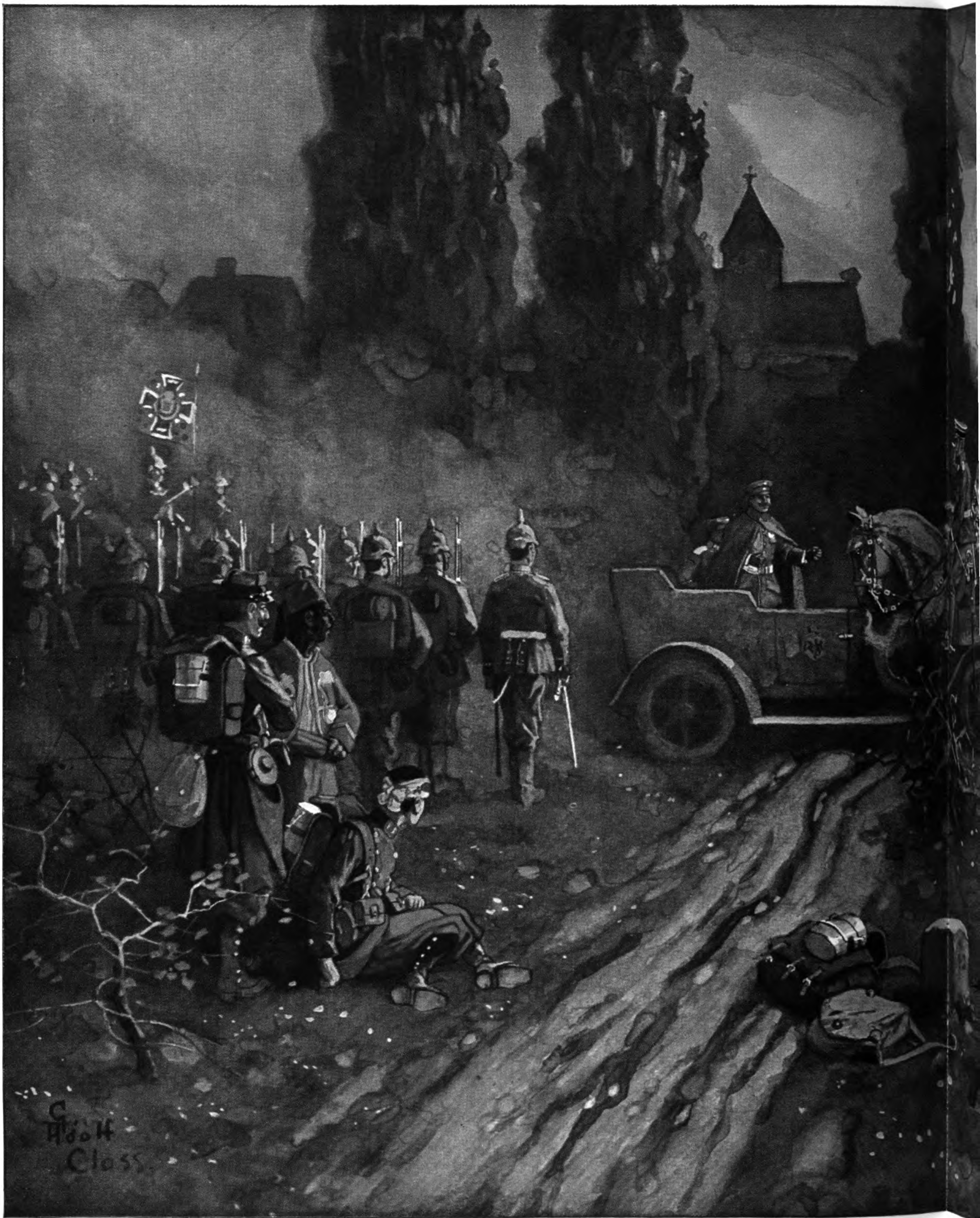
Das Maschinengewehr nun gibt bis zu 600 Schuß in der Minute ab, ohne daß seine Treffähigkeit leidet. Wir haben bei der Reiterei je sechs Gewehre auf vierspännigen Fahrzeugen zu einer „Abteilung“ vereinigt. Man rechne sich aus, welche Feuergarbe diese in drei Minuten auf die angreifende feindliche Reiterei schleudern können. Bei unserem Fußvolk sind die sechs Maschinengewehre zweispännig und heißen „Kompanie“. Sie können leicht von dem Fahrzeug gehoben und durch zwei Mann überallhin gebracht werden, wohin Schützen gelangen können. Bei uns feuern sie von Schlitten, bei allen anderen Heeren von Dreifüßen. In den meisten Heeren werden sie übrigens nicht auf Fahrzeugen, sondern auf Tragtieren befördert. —

Unser Bild Seite 322 zeigt das Maschinengewehr auf dem Dache eines Hauses zur Abwehr feindlicher Flieger aufgestellt. Es kann ebensogut für knieenden wie für liegenden Anschlag herabgelassen werden. Die außer dem Führer noch vorhandenen Mannschaften leisten nur Handreichungen, zum Beispiel Patronenkisten herbeiholen oder das Getriebe ölen, oder sie sollen den Richtschützen ersetzen, wenn er fällt. Man könnte nach dem Bilde glauben, der Lauf sei dick wie ein Kanonenrohr. Dies ist jedoch nur der zur Aufnahme des Kühlwassers dienende Mantel, der den Lauf umgibt. Man sieht auch den zum Kühlwassereimer führenden Schlauch. Das Wasser wird so heiß, daß man Eier darin sieden könnte. Die Franzosen haben Luftkühlung, bei der sich der Lauf mehr erhitzt, so daß man öfter das Feuer unterbrechen muß. Ferner fällt uns der Gurt mit 250 Patronen auf, der sich beim Feuern durch selbsttätigen Antrieb aus dem Patronenkasten hervorschiebt unter leichter Beihilfe eines Mannes der Bedienung. Dadurch, daß das Maschinengewehr fest auf einem Schießgestell ruht, sind viele Fehler ausgeschlossen, die der Schütze beim Feuern mit dem Gewehr leicht macht. Der Mann kann auch nach seiner Leistung ausgesucht werden. Da in der Regel die Ziele breiter sind als die natürliche Breitenstreuung des Gewehrs, hat das Maschinengewehr eine Einrichtung, um es stetig rechts und links zu bewegen, ohne die Schußweite zu beeinflussen; ein solches Feuer heißt „Breitenfeuer“.

Wodurch erhält nun das Maschinengewehr die außerordentliche Feuergeschwindigkeit? Bekanntlich üben bei jeder Feuerwaffe die Pulvergase, die das Geschoß vorwärtstreiben, genau die gleiche Kraft auch nach rückwärts aus. Sie bewirken damit den „Rückstoß“, der sich von jeher unangenehm bemerkbar machte. Was lag nun näher als der Wunsch, diese verloren gehende schädliche Kraft nützliche Arbeit leisten zu lassen? Noch ist es uns nicht gelungen, die elektrischen Spannungen, die bei Gewittern sich als Blitze entladen, zur Arbeit einzufangen, aber mit dem Rückstoß haben wir es in der Selbstladepistole und dem Maschinengewehr erreicht. Schon bald nach Einführung des Hinterladers war man bestrebt, seine Kraft zum Auswerfen der Hülse, Wiederladen, Spannen usw. zu verwerten, so daß dem Schützen nur noch das Visierstellen und Zielen neben der allgemeinen Beaufsichtigung der Waffe bleibt und er seine Kraft und Aufmerksamkeit hierauf allein vereinigen kann; auch vermag der Mensch nicht so schnell und andauernd zu arbeiten wie die Maschine.

Bei unserem Maschinengewehr nach Maxim bewegen sich beim Schuß Lauf und Verschluß zurück, wie beim Rohrrücklaufgeschütz starr miteinander verbunden. Nachdem das Geschoß den Lauf verlassen hat, trennt sich aber der Verschluß vom Lauf, wirft die Patronenhülse aus und spannt die Vorholfeder, deren spätere Entspannung dann beide wieder genau in die ursprüngliche Lage vortreiben soll. Inzwischen wurde die neue Patrone so ergriffen, daß sie beim Wiedervorgehen des Schlosses in den Lauf geschoben wird. Nachdem die erste Patrone vom Richtschützen abgefeuert worden, geht die Zündung der folgenden ebenso wie die Patronenzufuhr automatisch vor sich. Man kann aber auch einzelne Schüsse abgeben. —

Gegenüber dem unsrigen hat das österreichisch-ungarische Maschinengewehr Schwarzlose, das ebenfalls ganz vorzüglich ist, die Eigenschaft, daß der Lauf nicht zurückgleitet, sondern fest verschraubt ist. Der Verschluß trennt sich also schon während des Verbrennens des Pulvers vom Lauf, und der Schütze wird vor den Pulvergasen nur durch die allerdings sehr starke Vorholfeder gesichert. Ebenso wie bei Schwarzlose muß auch das französische Maschinengewehr Pateaux-St. Etienne, eine Abart von Hotchkiß, zum Ersatz der Läufe aus seiner Feuerstellung zurückgezogen werden, während dies bei uns nicht nötig ist.



Begegnung Kaiser Wilhelms II. mit dem deutschen Kronprinzen be

Nach einem Gemälde von C. Adolf



rinzen bei dem Dorfe Sorbey am 2. September 1914.
on G. Adolf Cloß.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Östlich von Lunéville und südlich des Waldes von Parroy, in den die im Gefechte bei Lagarde geschlagenen französischen Regimenter durch die deutschen Truppen hineingetrieben wurden, liegt das Fort Manonviller, das stärkste Sperrfort Frankreichs an seiner Ostgrenze gegen Deutschland. Am 28. August kam die Meldung, daß dieses „uneinnehmbare" Fort von uns genommen worden sei, unseren 42-cm-Mörsern konnte es nicht widerstehen. Die Beschießung geschah von der Grenzstation Deutsch-Avricourt aus. In der Nähe des Bahnhofes wurden zwei 42-cm-Geschütze eingeschanzt. Sie feuerten fast senkrecht in die Höhe, und von den Geschützen selbst aus sah man das Fort nicht, da noch einige größere Hügel dazwischen lagen. Die Treffwirkung wurde von einem Fesselballon aus beobachtet. Die Schüsse, deren Pfeifen man etwa zwanzig Sekunden lang hörte, folgten anfänglich alle zehn, später alle fünf Minuten. Im ganzen wurden 120 Schüsse abgefeuert, dann war Manonviller erledigt, ohne daß auf deutscher Seite ein Tropfen Blut floß.

Die letzten Tage des August und die ersten Tage des September zeichnen sich durch eine außerordentliche Fülle wichtiger Ereignisse auf dem westlichen Kriegschauplatze aus. Am 31. August wurde aus dem Großen Hauptquartier gemeldet:

„Die Armee des Generaloberſten v. Kluck hat den durch schwache französische Kräfte unternommenen Versuch eines Flankenangriffs in der Gegend von Combles durch ein Armeekorps zurückgeschlagen. — Die Armee des Generaloberſten v. Bülow hat eine überlegene französische Armee bei Saint Quentin vollständig geschlagen, nachdem sie im Vormarsch bereits ein englisches Infanteriebataillon gefangen genommen hatte. — Die Armee des Generaloberſten v. Hausen hat den Gegner auf die Aisne bei Rethel zurückgedrängt. — Die Armee des Herzogs von Württemberg hatte bei Fortsetzung des Übergangs über die Maas den Feind zunächst mit Vortruppen überrannt, mußte aber beim Vorgehen stärkerer feindlicher Kräfte teilweise wieder über die Maas zurück. Die Armee hat dann die Maasübergänge wieder gewonnen und befindet sich im Vorgehen gegen die Aisne. Das Fort Les Ayvelles hinter dieser Armee ist gefallen. — Die Armee des deutschen Kronprinzen setzt den Vormarsch gegen und über die Maas fort. Nachdem der Kommandant von Montmédy mit der ganzen Besatzung der Festung bei einem Ausfall gefangen genommen worden war, ist die Festung gefallen. — Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generaloberſten v. Heeringen stehen noch in fortgesetztem Kampfe in Französisch-Lothringen."

Saint Quentin wurde bereits in den Befreiungskriegen am 12. März 1814 von den jetzigen Verbündeten der Franzosen, den Russen, genommen. Auch 1870/71 wurde um diese Stadt heiß gekämpft. Der für uns siegreiche Ausgang bildete damals den glänzenden Abschluß des gefahrvollen Feldzugs der ersten Armee im Norden Frankreichs. — Auch im gegenwärtigen Kriege haben die Franzosen bei Saint Quentin nicht mehr Glück, obwohl ihnen ihre Bundesgenossen, die Engländer, beistehen. Der Besitz dieser Stadt war für uns besonders wichtig wegen der Bahnverbindung, denn hier ist der Knotenpunkt der Nordbahn. Die Stadt zählt etwa 50 000 Einwohner. Sie ist Arrondissementshauptstadt im französischen Departement Aisne, am rechten Ufer der Somme.

Montmédy ist Arrondissementshauptstadt und Festung im französischen Departement Maas, an der Chiers und der Ostbahn. Es hat etwa 3000 Einwohner.

Ludwig XIV. ließ die Festung von Vauban durch Herstellung neuer Bastionen und Ravelins verstärken. 1815 wurde sie von den norddeutschen Bundestruppen und Preußen belagert und nach Erstürmung der Unterstadt zur Kapitulation gezwungen. 1870 wurde sie als wichtiger



Honvedhusaren verfolgen die bei Lancut geschlagenen russischen Truppen. Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von Ludwig Koch.

Eisenbahnknotenpunkt von den Deutschen unter General v. Kameke vom 7. bis 14. Dezember belagert und durch eine kurze, aber heftige Beschießung zur Übergabe gezwungen.

Am 2. September meldete das Große Hauptquartier, daß am 31. August auch die Feste Givet gefallen sei. Das Große Hauptquartier fühlte sich veranlaßt, zu diesem Ereignis am 3. September noch eine besondere Erklärung zu geben und unserer österreichischen Bundesgenossen zu gedenken. Diese amtliche Kundgebung hat folgenden Wortlaut:

„Bei der Wegnahme des hoch in Felsen gelegenen Sperrforts Givet haben sich ebenso wie im Kampfe um Namur die von Österreich zugesandten schweren Motorbatterien durch Beweglichkeit, Treffsicherheit und Wirkung vortrefflich bewährt. Sie haben uns ausgezeichnete Dienste geleistet. Die Sperrbefestigungen Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère und Laon sind ohne Kampf gewonnen. Damit befinden sich sämtliche Sperrbefestigungen im nördlichen Frankreich außer der Festung Maubeuge in unseren Händen. Gegen Reims ist der Angriff eingeleitet.“

Givet liegt im Nordzipfel des französischen Departements Ardennes an beiden Ufern der Maas. Es liegt südlich von Dinant und Namur und ist von Namur 37 Kilometer entfernt. Als Station der großen belgischen Zentralbahn ist Givet von großer Bedeutung. Die Befestigungen, die die in drei Gruppen geteilte Stadt auf den Höhen umgeben, sind ebenso wie das auf 215 Meter hohem Felsen erbaute Charlemont am linken Ufer der Maas erhalten, obschon die Festung als solche nach 1874 aufgegeben wurde.

Am 2. September machte der Große Generalstab folgendes bekannt:

„Die mittlere Heeresgruppe der Franzosen, etwa zehn Armeekorps, wurde gestern zwischen Reims und Verdun von unseren Truppen zurückgeworfen. Die Verfolgung wird heute fortgesetzt. Französische Vorstöße aus Verdun wurden abgewiesen.

Seine Majestät der Kaiser befand sich während des Gefechtes bei der Armee des Kronprinzen und verblieb die Nacht über inmitten der Truppen.

Generalquartiermeister v. Stein.“

Ein bedeutender Sieg ist es, den der deutsche Kronprinz unter den Augen seines kaiserlichen Vaters am Vorabend des Sedantages errungen hat. Bald nach dem zweifachen Siege von Saint Quentin und nachdem das Vordringen gegen die Aisnelinie eben bekannt gegeben war, gelang es, in den Rücken der großen Festungslinie von Verdun und Toul zu kommen und das Grenzbollwerk der Franzosen, das bisher den Angriffen des Kronprinzen Rupprecht und des Generaloberſten v. Heeringen standgehalten hatte, zu umgehen. Gerade dieser Umstand fiel besonders ins Gewicht, weil dadurch der Verteidigungsplan der Franzosen empfindlich gestört wurde. —

Es ist nur zu begreiflich, daß die fortschreitenden Erfolge der Deutschen in Paris Schrecken und Erregung verbreiteten. Die französische Regierung faßte den Plan, die Hauptstadt zu verlassen und ihren Sitz nach dem Süden zu verlegen. In den Straßen war jeder dritte Laden geschlossen, und an den Schaufenstern wurden Zettel befestigt, auf denen zu lesen war: Der Besitzer und seine Angestellten sind im Felde. Alle Kraftwagen wurden mit Beschlag belegt, um frisches Fleisch zu den Truppen an der Ostgrenze zu bringen. Die Untergrundbahn schränkte den Betrieb ein, und den Wachtdienst besorgten nur noch Frauen. Die Umgebung der Stadt machte den Eindruck eines Feldlagers. Wälle wurden aufgeschüttet, Gräben aufgeworfen und mit Drahtseilen und Holzplatten gegen Annäherungen abgesperrt. Nach acht Uhr wurden die Cafés gesperrt, und nach halb neun erhielt man nichts mehr zu essen. Das ganze Bois du Boulogne wurde in einen ungeheuren Schafstall verwandelt, und auf der Rennbahn von Longchamps standen Tausende von Rindern, Hammeln und Kälbern.

Das waren die äußerlichen Folgen der furchtbaren Fehler der französischen Politik. Eine französische Kund-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ausmarsch türkischer Truppen aus Konstantinopel.

gebung sprach offen von der Einschließungsbewegung der Deutschen. So weit ging schon damals die Verzweiflung, daß die Franzosen sich indische Truppen kommen lassen wollten und daß einer ihrer früheren Minister des Äußern den Japanern zumutete, mit ihrer Armee an dem jetzigen Kampfe gegen Deutschland teilzunehmen. Das waren romantische Entgleisungen, die etwa auf einer Linie mit den höchst ernsthaft vorgebrachten Vorschlägen in englischen Blättern standen, man möge doch die Pferde der Kavallerie grün anstreichen, damit sie innerhalb der Landschaft weniger sichtbar seien.

Gerade aus England kamen schon Anfang September Stimmen, die von einem Umschwung in der öffentlichen Meinung des Landes sprachen. Der deutsche Soldat wurde in seinen Leistungen anerkannt, die deutsche Kriegführung wegen ihrer Raschheit und Exaktheit gerühmt, und diese Lobeserhebungen gipfelten in der Versicherung, man könne den deutschen Vormarsch so wenig hindern wie die Wogen des Meeres. Das klang ganz anders, als die gefälschten Siegesmeldungen, die den Franzosen so sehr zu Kopfe stiegen. Was mußte sich der englische Leser denken, wenn er das Lob derjenigen singen hörte, gegen die das eigene Heer kämpfte; wie groß mußte die Erbitterung gegen eine Regierung werden, die die größte politische Niederlage verschuldete, die England seit seinem Aufstieg zur Großmacht erlitt. Da mußte sich der Zorn aller unabhängigen Männer regen über einen frevelhaften Kabinettskrieg. Wie eine Wohltat berührte es unter diesen Verhältnissen, daß Bernard Shaw die Heuchelei geißelte, durch die ein moralisches Mäntelchen über einen Krieg gebreitet werden sollte, der nur aus Haß und Neid gegen deutsche Macht und deutschen Wohlstand begonnen wurde. Mit gleichem Rechte sagte dieser Schriftsteller, der ein gutes Beispiel der Offenheit und Ehrlichkeit bot, daß selbst der Sieg für England verhängnisvoll wäre, weil die Übermacht Rußlands viel gefährlicher sei als die Übermacht Deutschlands. Man mußte in England schon sehr klar sehen, wenn solche Worte laut werden durften, wenn mitten im Krieg Deutschland als Bollwerk der



Phot. N. Perscheid, Berlin.

General Enver Pascha,
türkischer Kriegsminister und Generalissimus der türkischen Streitkräfte.



Phot. J. Glück, Györ.

Feldmarschalleutnant Hermann v. Kuzmanek,
der heldenmütige Verteidiger von Przemysl.



Phot. Schöfer, Wien.

General der Infanterie Svetozar Boroevic v. Bojna,
der Führer der 3. österreichisch-ungarischen Armee, die bei Przemysl siegreich gegen die Russen kämpfte.



Bordeaux vom Zollamt aus gesehen.

Zivilisation gefeiert wurde. — Am Sedantage erfolgte dann eine Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen bei Sorbey, in der Nähe von Longuyon, von der wir auf Seite 339 eine anschauliche Schilderung geben (siehe auch die Kunstbeilage).

Alle unsere Siegesmeldungen waren von der amtlichen Erklärung begleitet, daß kein Mißerfolg bisher verheimlicht worden sei. Diese Versicherung mochte insofern nicht ganz überflüssig erscheinen, als in manchem durch die Fülle der Siege die Besorgnis entstehen konnte, ob die vielen Erfolge auch nicht übertrieben oder Mißerfolge unterdrückt worden seien. Das war aber nicht der Fall. Schon die kurze, knappe Form der Berichte ließ erkennen, daß unsere Heeresleitung sich auf die einfache Mitteilung von Tatsachen beschränkte. Eine weitere solche Meldung aus dem Hauptquartier vom 3. September machte folgendes bekannt:

„Die Kavallerie der Armee des Generalobersten v. Kluck streift bis Paris. Das Westheer hat die Aisnelinie überschritten und setzt den Vormarsch gegen die Marne fort. Einzelne Vorhuten haben sie bereits erreicht. Der Feind befindet sich vor den Armeen der Generalobersten v. Kluck, v. Bülow, v. Hausen und des Herzogs von Württemberg im Rückzug auf und hinter die Marne. Vor der Armee des deutschen Kronprinzen leistete er im Anschluß an Verdun Widerstand, wurde aber nach Süden zurückgeworfen. Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generalobersten v. Heeringen stehen immer noch starkem Feind in befestigten Stellungen im französischen Lothringen gegenüber. Im oberen Elsaß streifen deutsche und französische Abteilungen unter gegenseitigen Kämpfen.

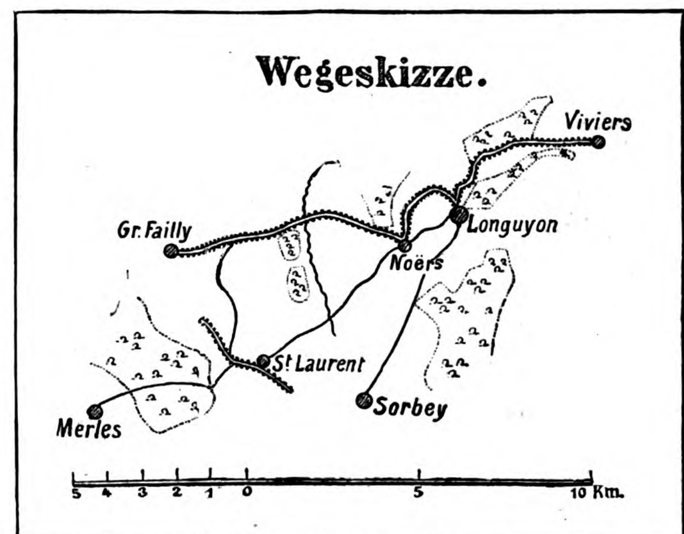
Der Generalquartiermeister v. Stein."

Diese schwerwiegenden Nachrichten wurden noch verstärkt durch eine amtliche Pariser Meldung, daß deutsche Truppen bei Compiègne eingetroffen seien. Compiègne liegt von Paris in einer Entfernung von etwa 80 Kilometer. Auch in Soissons, das nur wenig weiter entfernt ist, lagen deutsche Truppen. Die Engländer hatten die Lügenmeldung verbreitet, daß sie den deutschen Vorposten zehn Kanonen abgenommen hätten. Schon im Jahre 1870 wurde Soissons belagert und ergab sich der deutschen Maasarmee. Auch damals war die französische Regierung nach Bordeaux geflohen, aber erst im Dezember; vorher hatte sie in Tours Aufenthalt genommen. Diesmal hat die französische Regierung Paris schon wesentlich früher verlassen. Denn schon am 3. September verbreitete sie folgenden Aufruf:

„Franzosen!

Seit mehreren Tagen stellen erbitterte Kämpfe unsere heldenhaften Truppen und die feindliche Armee auf die Probe. Die Tapferkeit unserer Soldaten hat ihnen an mehreren Punkten bemerkenswerte Vorteile eingetragen, dagegen hat uns im Norden der Vorstoß der deutschen Streitkräfte zum Rückzuge gezwungen. Diese Lage nötigt den Präsidenten der Republik und die Regierung zu einem schmerzlichen Entschluß. Um über das Heil der Nation zu wachen, haben die Behörden die Pflicht, sich zeitweilig von Paris zu entfernen. Indessen wird der hervorragende Oberbefehlshaber der französischen Armee voll Mut und Begeisterung die Hauptstadt und ihre patriotische Bevölkerung gegen die Eindringlinge verteidigen.

Aber der Krieg soll gleichzeitig im übrigen Lande weitergeführt werden. Ohne Furcht und Nachlassen, ohne Aufschub und Schwäche wird der heilige Kampf für die Ehre der Nation und die Sühne des verletzten Rechtes weitergehen. Keine unserer Armeen ist in ihrem Bestande erschüttert. Wenn einige von ihnen sehr bemerkenswerte Verluste erlitten haben, so sind die Lücken sofort von den Depots aus wieder ausgefüllt worden. Der Aufruf der Rekruten sichert neue Quellen an Menschen und Energie. Widerstand und Kampf, das soll die Parole der verbündeten englischen, russischen, belgischen und französischen Heere sein. Widerstand und Kampf, während die Engländer uns zur See helfen und die Verbindungen unserer Feinde mit der Welt abschneiden; Widerstand und Kampf, während die russischen Armeen weiter vorrücken, um einen entscheidenden Stoß in das Herz des Deutschen Reiches zu führen! Es ist die Aufgabe der republikanischen Regierung, diesen hartnäckigen



Zu dem Artikel: Das Schlachtfeld von Noërs (Seite 332).



Das Schlachtfeld südlich von dem brennenden Dorfe Noërs mit Front nach St. Laurent und Grand Failly.

Links die Straße Noërs—Laurent, von der links sich die Stellungen des Grenadierregiments Königin Olga, rechts die Stellungen des Kaiser-Friedrich-Regiments befanden.

Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

Widerstand zu leiten. Überall werden zum Schutz der Unabhängigkeit Frankreichs Länder sich erheben, um diesem furchtbaren Kampfe seine ganze Kraft und seine Wirksamkeit zu verleihen.

Es ist unumgänglich notwendig, daß die Regierung freie Hand zum Handeln behält. Auf Wunsch der Militärbehörden verlegt die Regierung daher für den Augenblick ihren Aufenthalt nach einem Punkte Frankreichs, wo sie in ununterbrochener Verbindung mit der Gesamtheit des Landes bleiben kann. Sie fordert die Mitglieder des Parlaments auf, sich nicht fern von ihr zu halten, um gegenüber dem Feinde zusammen mit der Regierung und ihren Kollegen einen Sammelpunkt der nationalen Einheit zu bilden. Die Regierung verläßt Paris erst, nachdem sie die Verteidigung der Stadt und des befestigten Lagers durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel sichergestellt hat. Sie weiß, daß sie es nicht nötig hat, der bewunderungswürdigen Pariser Bevölkerung Ruhe, Entschlußkraft und Kaltblütigkeit zu empfehlen. Die Bevölkerung von Paris zeigt jeden Tag, daß sie den größten Pflichten gewachsen ist.

Franzosen! Zeigen wir uns dieser tragischen Umstände würdig! Wir werden den endlichen Sieg erringen. Wir werden ihn erringen durch den unermüdlichen Willen zum Widerstande und zur Beharrlichkeit. Eine Nation, die nicht untergehen will, die, um zu leben, weder vor Leiden noch vor Opfern zurückschreckt, ist sicher, zu siegen!"

Der Aufruf war vom Präsidenten Poincaré sowie sämtlichen Ministern unterzeichnet und wurde erst sechs Stunden, nachdem die Regierung Paris verlassen hatte, veröffentlicht. Sonst wäre es ihr nicht möglich gewesen zu entkommen, denn sofort nach Bekanntwerden des Aufrufs strömten Hunderttausende von empörten Menschen nach dem Elysée und der Place de la Concorde und eröffneten ein Steinbombardement gegen die Regierungsgebäude, ohne daß die aufgebotene Polizei nennenswerte Anstrengungen machte, die Menschenmenge abzudrängen. Die beiden Vortore des Elysée wurden zertrümmert, nur wenige seiner Fensterscheiben sind ganz geblieben. Bis nach Mitternacht dauerten die Kundgebungen des Volkes gegen die Regierung, als plötzlich der „Matin" durch Anschläge an den Tafeln bekannt gab, daß die Regierung Paris bereits verlassen und ihren Sitz nach Bordeaux verlegt habe. Die Nachricht erregte geradezu Entsetzen, und die Revolution wäre vielleicht schon in jener Nacht gekommen, hätte die Polizei nicht zu einem Radikalmittel gegriffen: sie ließ sämtliche elektrische Lampen der inneren Stadt auf eine Stunde löschen. Paris lag in Nacht. Aber die Wut des Volkes, das sich schmählich seinem Schicksal überlassen sah, war unaussprechlich. —

Auf deutscher Seite folgte eine neue Siegesbotschaft: „Reims ist ohne Kampf besetzt. Die Siegesbeute der Armeen wird nur langsam bekannt. Die Truppen können sich bei ihrem schnellen Vormarsch wenig darum bekümmern. Noch stehen Geschütze und Fahrzeuge im freien Felde verlassen. Die Etappentruppen müssen sie nach und nach sammeln. Bis jetzt hat nur die Armee des Generaloberstten v. Bülow genauere Angaben gemacht. Bis Ende August hat sie 6 Fahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre, 166 Fahrzeuge erbeutet und 12 934 Gefangene gemacht.

Der Generalquartiermeister v. Stein."

Über den gegen die Stadt mit Erfolg unternommenen Handstreich brachten wir schon einen Bericht auf Seite 182.

Wie amtlich mitgeteilt worden ist, haben unsere deutschen Truppen bei der Einnahme von Reims auch das Militärflugzeugdepot besetzt: 10 Eindecker, 20 Doppeldecker und eine Anzahl der auch in Deutschland bekannten Gnomemotoren fiel in die Hände der Eroberer. Besonders die Motoren, die in den Gnomewerken hergestellt werden, sind gut verwendbar. Auch die 20 erbeuteten Doppeldecker, die meist nach dem Typ Maurice Farman gebaut sind, sind recht brauchbar. Die Steuerung und Bedienung der Flugzeuge unterscheidet sich von der deutscher Militärmaschinen nicht so sehr, daß unsere Offiziere die Apparate nicht ohne weiteres steuern könnten. Der Verlust der 30 Flugzeuge und der Reservemotoren wäre für die Franzosen wohl noch zu verschmerzen, wenn nicht die Einnahme von Reims für ihre Heeresluftfahrt einen viel schwereren Schaden bedeutete. Reims ist gewissermaßen der Mittelpunkt des Militärflugwesens in Frankreich gewesen, und von dort aus wurden alle Operationen der Luftflotte vorbereitet und geleitet. In Reims, das einen großen, ausgezeichnet unterhaltenen und mit allen Hilfsmitteln versehenen Militärflugplatz mit einer Offizierfliegerschule besaß, war in Friedenszeiten eine Kompanie Flieger untergebracht. Neuerdings aber hatte man Reims zum Mittelpunkt der Fliegerei gemacht und nicht weniger als drei Fliegerkompanien mit allem Zubehör dorthin verlegt. Der in unsere Hände gefallene Flugzeugpark war auf Kriegstärke gebracht und dürfte einen Wert von 1 Million Mark erreichen.

Reims, das so leicht und so frühzeitig in unsere Hände gefallen war, weckt reiche geschichtliche Erinnerungen. Das alte Durocortorum, wie es zur Römerzeit hieß, war die Hauptstadt der römischen Provinz Belgica secunda. Als um 360 das Christentum Eingang fand, wurden hier vom heiligen Remigius viele fränkische Große getauft. Der Vertrag von Verdun 843 war für die weitere Entwicklung entscheidend. Reims kam an Karl den Kahlen, also zu Westfranken. Nachdem die Stadt seit Ludwig IV. Erzbischöfen verliehen gewesen war, wurden deren Rechte unter Philipp August noch bedeutend erweitert. Sie erhielten den herzoglichen Titel und wurden Herren über Stadt und Grafschaft. Seitdem war Reims Krönungsstadt der französischen Könige. Heiß umstritten war die Stadt in den französisch-englischen Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts. 1421 wurde es von den Engländern erobert, 1429 aber unter der Führung der Jungfrau von Orleans für die Franzosen zurückgewonnen.

In einem russisch-französischen Gefecht 1814, das ebenfalls bei Reims stattfand, blieben die Franzosen Sieger.

1870 besetzten die Deutschen die Stadt, die als Eisenbahnknotenpunkt große strategische Bedeutung hat, ganz wie in unserem gegenwärtigen Kriege. Reims wurde damals Sitz des Generalgouvernements, zu dem sämtliche von uns besetzten Gebiete außerhalb Elsaß-Lothringens gehörten; denn dieses galt als ein Generalgouvernement für sich.

Uns Deutschen ist der Name Reims besonders vertraut durch Schillers „Jungfrau von Orleans".

Reims ist seit 1872 durch eine Anlage von zwölf Forts eine Lagerfestung geworden. Aber die Befestigung hat nun doch nichts geholfen. Die Stadt wurde preisgegeben, ein Zeichen dafür, wie stark die Wucht unserer Angriffe in den vorhergehenden Schlachten gewesen ist.

Im übrigen gehört Reims (siehe auch Seite 182) zu jenen reizvollen Städten, die Zeugen einer großen geschichtlichen Vergangenheit sind. Groß ist die Zahl alter Bauwerke und Kunstschätze. Am berühmtesten ist die gotische Kathedrale, ein Meisterwerk geschlossenster Frühgotik. —

Während die Kriegsereignisse das deutsche Volk und seine österreichisch-ungarischen Waffenbrüder immer froher stimmten, war es natürlich, daß in Frankreich die Entmutigung immer mehr Platz griff. Der Ruf „à Berlin" war längst verstummt und ebenso das Gespötte über die Deutschen. Die Pariser wurden besonders durch das häufige Erscheinen deutscher Flieger über der Hauptstadt beunruhigt, die Bombengrüße herabsandten (siehe auch Seite 78 und 81). Obgleich die Berichte nur von geringem durch die Flugzeuge angerichteten Schaden erzählten, konnte nicht verhindert werden, daß das Volk immer erbitterter wurde und fragte, wo denn die französischen Flieger blieben, die ja in Friedenszeiten auf den Flugplätzen so viele Künste vorzuführen wußten und jetzt im Kriege, in dem sie gebraucht wurden, fast vollständig zu versagen schienen. Die Verfolgung der deutschen Flieger durch französische führte nie zu einem befriedigenden Ergebnis. Bezeichnend für die Stimmung des französischen Volkes ist der Brief eines französischen Soldaten, den der „Matin", der sonst nicht genug gegen die Deutschen hetzen kann, veröffentlichte. Dieser Brief lautet:

„Uns Soldaten wird Zuversicht für die Zukunft eingeflößt, aber es gibt zwei Umstände, die uns mißfallen. Als unser Bataillon auf Eilmärschen unter Strapazen durch die Ortschaften kam, zeigten die Leute immer ernste Gesichter, traurige Blicke, finstere Stirnen und führten Taschentücher an die Augen. ‚Es geht doch kein Leichenzug vorbei!' sagten da wir Soldaten. Mit Stolz und Freude hätten wir in den Krieg ziehen können, mit einem Lächeln selbst im Tode. Aber dieses Lächeln wollen wir auch bei anderen sehen. Wer weint, soll drinnen bleiben. Die Truppen brauchen freudige und zuversichtliche Begrüßung beim Durchzug. Zweitens bedrückt uns der Anblick der schmäch-

tigen und blassen Kinder, die wie hungrige Hunde nach den Resten der Mahlzeiten haschen. In den Quartieren fallen die Reihen unglücklicher Frauen auf, die die Überreste der Suppen und das von der Brotration Weggeworfene zusammensuchen in einer Weise, die das Herz zerreißt. Gibt es denn keine öffentliche Armenunterstützung mehr in Frankreich, keine Liebesgaben und kein Geld? Wir marschieren frohgemut, verlangen aber, daß es nicht mehr vor uns Frauen gebe, die weinen, und hinter uns Kinder, die hungern!" —

Inzwischen nahm der Siegeszug der Unsrigen seinen Fortgang. Eine amtliche Meldung verkündete:

„Großes Hauptquartier, 6. September.

Von Maubeuge sind zwei Forts und deren Zwischenstellungen gefallen. Das Artilleriefeuer konnte gegen die Stadt gerichtet werden. Sie brennt an verschiedenen Stellen.

Aus Papieren, die in unsere Hände gefallen sind, geht hervor, daß der Feind durch das Vorgehen der Armeen der Generalobersten v. Kluck und v. Bülow nördlich der belgischen Maas vollständig überrascht worden ist. Noch am 17. August nahm er dort nur deutsche Kavallerie an. Die Kavallerie dieses Flügels unter Führung des Generals v. der Marwitz hat also die Armeebewegungen vorzüglich verschleiert.

Trotzdem würden diese Bewegungen dem Feinde nicht unbekannt geblieben sein, wenn nicht zu Beginn des Aufmarsches und Vormarsches die Feldpostsendungen zurückbehalten worden wären. Von Heeresangehörigen und deren Familien ist dies als schwere Last empfunden und die Schuld der Feldpost beigemessen worden.

Im Interesse der arbeitsfreudigen und pflichttreuen Beamten der Feldpost habe ich mich für verpflichtet gehalten, hierüber eine Aufklärung zu geben."

Und ferner:

„Großes Hauptquartier, 8. September.

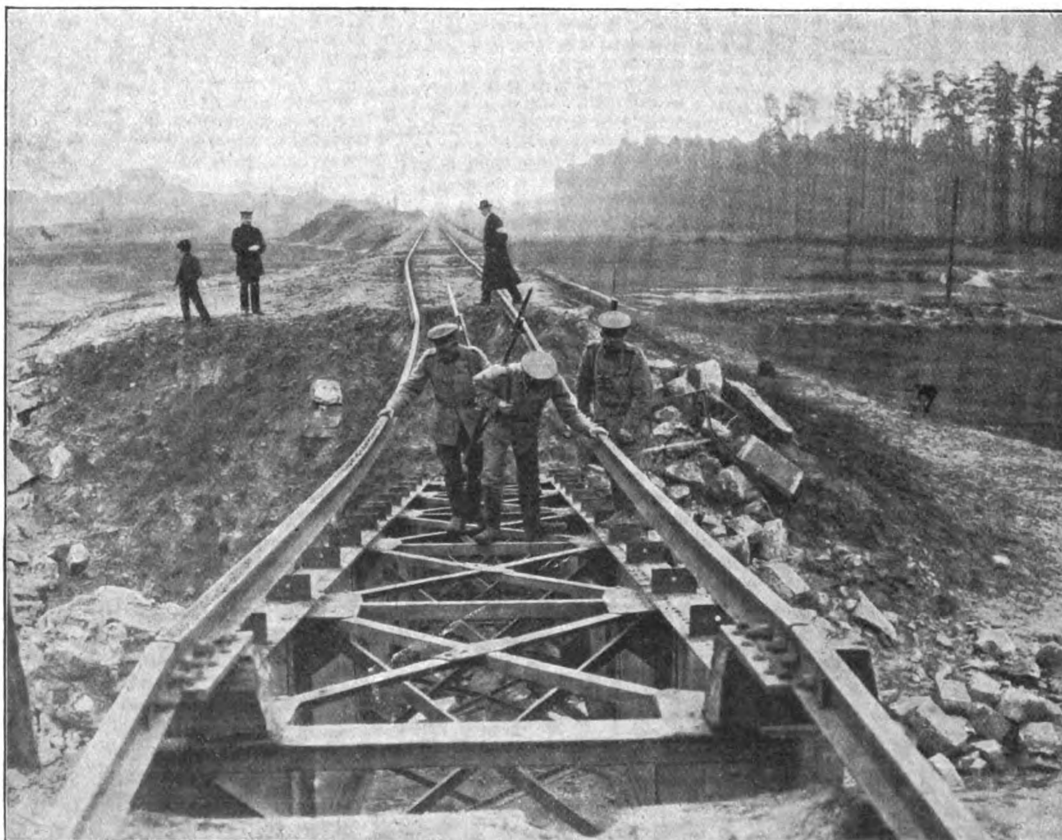
Maubeuge hat gestern kapituliert. 40 000 Kriegsgefangene, darunter 4 Generale, 400 Geschütze und zahlreiches Kriegsgerät sind in unsere Hände gefallen."

Maubeuge, innerhalb von dessen Forts die alte Festung von Vauban liegt, ist ein fester Platz ersten Ranges. Wenn man, von der belgischen Grenze herkommend, das Sambretal aufwärts wandert, in dem zahlreiche Arbeiterdörfer um Eisen- und Stahlwerke herumliegen, bemerkt man bald die schwere Rauchwolke über dem Flußtale, die die Lage von Maubeuge bezeichnet, innerhalb der Hügel, die zu Forts und Zwischenwerken ausgebaut sind, mit der Aufgabe, das Sambretal und die sich hier kreuzenden Eisenbahnlinien zu sperren. Seit 1870 haben die Franzosen diese Forts ausgebaut, die das Flußtal sowie im Süden die Ebene in einem Umkreise von 30 Kilometer beherrschen. In ihrem Bereiche liegt Maubeuge, ein an sich kleiner Industrieort, der aber mit den Nachbarorten, ebenfalls Industriestädten, verschmolzen ist, so daß der Ortskomplex von etwa 50 000 Einwohnern zu den bedeutendsten im nördlichen Frankreich gehört. Hier, an den letzten Ausläufern der Ardennen, finden sich zahllose Hochöfen, Eisenwerke, Stahlwalzwerke und damit zusammenhängende industrielle Niederlassungen.

Zur Eroberung von Maubeuge ist eine Meldung, die 1913 im „Gil Blas" in seiner Nummer vom 25. Februar erschien, von besonderem Interesse. Sie lautet: „In den militärischen Kreisen des Ostens erzählt man sich, daß die Stadt Maubeuge, die unweit der nordöstlichen Grenze Frankreichs an der Bahnlinie Köln—Paris liegt, seit mehreren Wochen mit größeren Mengen englischer Munition versehen werde. Die Stadt Maubeuge ist militärisch von großer Bedeutung. Sie wird im Feldzugsplan des französischen Generalstabes als Vereinigungspunkt für die verbündeten Truppen bezeichnet, die im Kriegsfall von dem englischen General French unter der Oberleitung des französischen Generalissimus Joffre befehligt werden sollen. Nun ist bekannt, daß die englischen Geschütze nicht das gleiche Geschoß wie die französischen haben. Die beiden Regierungen seien jedoch übereingekommen, schon in Friedenszeiten auf französischem Gebiete diejenigen Munitionsmengen anzuhäufen, die im Kriegsfall für die englische Artillerie notwendig sind."

Über die Einnahme des Platzes haben wir schon auf Seite 154 berichtet. Hier lassen wir noch einen Feldpostbrief vom 8. September folgen, der über die Kämpfe vor Maubeuge und die französische Gefechtsweise überhaupt interessante Einzelheiten enthält:

„Meine lieben, guten Eltern! Hoffentlich habt Ihr meine Briefe und Karten erhalten. Wir sind alle noch recht munter. Bis jetzt haben wir erst einen Mann verloren, der beim Waffenreinigen verwundet wurde. Ich habe alle Offiziere in Verpflegung und fühle mich, gottlob, sehr wohl. Gestern ist die Festung Maubeuge gefallen und sind 42 000 Franzosen und Engländer gefangen genommen worden. Die Belagerung hat 10—12 Tage gedauert. Interessant ist, was die Gefangenen aussagten. Man hat ihnen erzählt, daß Lüttich wieder von den Engländern erobert sei, deshalb versuchten sie immer, nach Osten durchzubrechen. Wenige Kompanien von uns haben diese Stürme immer zurückgewiesen. Sobald die Unsrigen das Seitengewehr aufsetzten und die Maschinengewehre knatterten, riß der Feind sofort aus. Sehr beklagten sich die Franzosen über ihre Offiziere. Diese führten die Mannschaften in die Schützengräben und liefen dann weg. In den Forts wurden häufig die Soldaten ohne ihre Offiziere gefangen genommen. Beim Sturm hatten sie sich die Tressen abgetrennt und waren davongelaufen. In Maubeuge sind auch 300 Jäger von uns befreit worden, die abgeschnitten worden waren. Eine französische Kompanie wollte sich ergeben. Als sie



Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine von den Russen zerstörte Eisenbahnstrecke auf dem Wege nach Warschau wird von einer deutschen Patrouille untersucht.

sah, daß nur ein Gefreiter mit 12 Mann sie gefangen nehmen wollte, fingen sie wieder an zu feuern. In den ersten Tagen der Belagerung wurden stets die Batteriestellungen verraten und auch unsere Kolonnen beim Heranschaffen der Munition beschossen. Es ist aber ohne jeden Verlust abgegangen. Eine ganze Anzahl der französischen großen Geschosse explodierte wieder nicht, genau wie 1870. Unsere schwere Artillerie, die 42-cm- und 30-cm-Geschütze, wie auch die Österreicher mit ihren 30-cm-Kanonen, ebenso unsere Mörser, bei denen ich bin, wirken ganz fürchterlich. hatten genügend Wein und 30 gebratene Hähnchen bei sich. Die französischen Soldaten machen einen schwächlichen Eindruck. Sie sind bis über 50 Jahre und haben häufig Gebrechen. Sie wollen oft nicht kämpfen und halten, wie ich schon schrieb, dem Seitengewehr kaum stand, obwohl die Festung im allgemeinen gut verteidigt wurde. Die Feldartillerie der Franzosen schießt gut, doch ist die Wirkung nicht hervorragend. Es heißt jetzt, daß wir auf Paris zu marschieren. Das Land hier ist wundervoll. Es ist so hüglig, wie die goldene Aue. Nur ist der Boden eher



Phot. Max Rosenberg, Berlin.

Rast einer Brückentrainabteilung in Russisch-Polen.

Maubeuge ist eine viel schwächere Festung als Lüttich und Namur, aber es wurde besser verteidigt. Das oben erwähnte Verraten unserer Stellungen geschah, nachdem die Einwohner ausgetrieben waren, durch eine Telephonstation, die die Franzosen in einem Keller hinter unseren Batteriestellungen eingerichtet hatten. Sie wurde dann entdeckt und drei französische Offiziere herausgeholt. Sie noch besser, es ist ein ganz milder Lehmboden. Es gibt prachtvolle Weiden, auf denen noch viele Kühe umherirren, ebenso prächtige Fohlen. Alle brauchbaren Pferde sind natürlich von den Franzosen mitgenommen worden. Meine 100 Pferde sind noch in vorzüglichem Stande, ich habe bis jetzt nur wenig verloren ..."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Schlachtfeld von Noërs*).

Von einem mitkämpfenden Offizier.

(Hierzu das Bild Seite 329 und die Wegeskizze Seite 328.)

Konnten die Truppen der 51. Infanteriebrigade in den vorhergehenden Kämpfen hauptsächlich ihre schießtechnische Ausbildung so gut verwerten, daß sie den Sieg an ihre Fahnen hefteten, so sollten sie im Gefecht von Longuyon-Noërs, am 24. August, hauptsächlich durch ihre moralischen Soldateneigenschaften siegen. Hier erhielt ihre Friedenserziehung zu Mut, Tapferkeit, Kaltblütigkeit und Todesverachtung die Feuertaufe. Gibt es doch für den Infanteristen nichts Schwereres, als stundenlang im feindlichen, numerisch überlegenen Artilleriefeuer bis auf den letzten Mann auszuharren!

Es dunkelte schon, als Regiment Kaiser Friedrich Nr. 125 ohne zweites Bataillon — letzteres sollte den Schutz des Divisionsstabes in der Gegend von Viviers übernehmen — im Städtchen Longuyon einrückte. Eine unheimliche Stille lag über der Stadt. Nichts regte sich hinter den verschlossenen Fensterläden, bis sich unseren Kolbenstößen die Türen öffneten, die sich auf unsere Rufe allein nie geöffnet hätten.

Die Unterkunft wurde durch vorgeschobene Truppenteile gesichert. In Longuyon selbst sammelte sich immer mehr Militär an. Wir teilten die Stadtviertel brüderlich mit Grenadierregiment Königin Olga und anderen Württembergern. Spät nachts rückten auch noch Teile eines anderen Korps in die Stadt ein.

Am nächsten Morgen ungefähr um halb sechs marschierten wir durch die Straßen in südwestlicher Richtung weiter als

*) Man versäume nicht, die Schilderung von der Schlacht bei Longuyon in Heft 5, Seite 101 und 102 nochmals zu lesen. An dieser Stelle soll nur zur Ergänzung ein größerer Ausschnitt des Gefechts, sowie ein Bild über die letzte Phase des Kampfes und eine Schilderung von dem Aufräumen des Schlachtfeldes westlich Noërs geboten werden.


Infanterie im strömenden Regen vor Kielce in Russisch-Polen mit Aufklärungspatrouillen.
Phot. Lichte & Co., Berlin.

sich plötzlich ein prasselndes Feuer aus den Häusern über unsere Kolonnen ergoß. Alles drängte nach vorwärts, gegen die Höhen zu, denn Longuyon liegt in einem Talkessel. Oben angelangt, hatten wir das befriedigende Gefühl, glücklich mit heiler Haut davongekommen zu sein. Aber das Schrecklichste sollte uns noch bevorstehen. War doch das Feuer aus den Häusern nur ein Zeichen für die feindliche Artillerie, die in großer Überzahl uns konzentrisch befeuerte und auf alle Mulden, die aus Longuyon zur Höhe führten, vorzüglich eingeschossen war. Es war für sie ein altbekanntes Gelände von ihren Friedensübungen her: ihr Schießplatz. Dazu standen sie noch mit den Bewohnern Longuyons durch Kellertelephone, Licht- oder andere Signale in Verbindung und erhielten so Einblick in unsere Entfaltung und Entwicklung. Kaum bewegten sich kleine Abteilungen, noch hinter dem Höhenkamm, so kamen schon feindliche Geschosse. Kaum versuchte eine Batterie aufzufahren, so war sie sofort in hochaufspritzende Granattrichter oder weiße, todbringende Schrapnellwölkchen gehüllt. Sogar in der Stadt selbst sausten Granaten


Artilleriemunitionskolonne in Russisch-Polen.
Der bessere Teil der Straße ist für den Verkehr der Militärautos freigelassen.
Phot. Max Rosenberg, Berlin.

in unsere Kolonnen. Dazwischen mischte sich das Knattern des Gewehrfeuers, das langsame Klopfen der französischen und das schnelle Rattern unserer Maschinengewehre, wenn der Gegner immer und immer wieder versuchte, unsere wenigen, vorgeschobenen Batterien durch seine Infanterie zu nehmen. Bis auf nächste Entfernung lag oft Infanterie gegen Infanterie. Hauptsächlich nördlich der Straße Longuyon—Sorbey kam es zu erbitterten Einzelkämpfen. Leutnant der Reserve Volz kreuzte tapfer seinen Degen mit einem feindlichen Offizier, bis dieser durch den von einem treuen Musketier mit dem Gewehrkolben gegen seine Schläfe geführten Schwabenstreich lautlos zusammenbrach. Leider muß bald darauf eine Granate auch dem Sieger eine schwere Verwundung beigebracht haben, der er erlag.

Mannschaften des preußischen Infanterieregiments Nr. 156 kämpften in treuer Waffenbrüderschaft zwischen uns Württembergern. Das Heulen und Krachen der Granaten, das Pfeifen und Bersten der Schrapnelle und das Surren der Querschläger und Gewehrgeschosse vermochten uns nicht zu erschüttern. Selbst wenn die Züge in der Feuerlinie bis auf wenige Gruppen zusammengeschmolzen waren, hielt sich Mann für Mann wacker, bis immer wieder Unterstützungen rettend die Lücken füllten oder die Wogen des Kampfes weiter feindwärts trugen. Trotz der erdrückenden Übermacht. Trotz der ohrenbetäubenden Hölle um uns.

Abends gegen sechs Uhr lagen wir todmüde in unseren frisch ausgehobenen Schützengräben, dicht südlich des brennenden Dorfes Noërs, mit Front nach St. Laurent und Grand Failly. Wir feuerten mit glühenden Läufen auf die sich in die Waldstücke im Hintergrund flüchtenden Franzosen (siehe Bild Seite 329). Dieser kleine Ausschnitt aus unserer langen Gefechtsfront zeigt links die Straße Noërs —Laurent, die gleichzeitig die Trennungslinie für das Grenadierregiment Königin Olga — links der Straße — und das Regiment Kaiser Friedrich — rechts der Straße — bildete. Dicht hinter den Infanterieregimentern standen, an die Hügelböschung angeschmiegt, einzelne todesmutige Batterien. Ihre Beobachtungsstellen lagen fast in gleicher Höhe mit unseren Schützengräben im Boden eingegraben.

Die ganze Nacht bauten wir noch unsere Stellung mit dem Spaten weiter aus, ordneten unsere Kompanieverbände und suchten die nächste Nähe nach den beiderseitigen, außerordentlich zahlreichen Verwundeten ab, die hauptsächlich das Artilleriefeuer verursacht hatte.

Drei Tage später, an einem Ruhetag, wurden mehrere Kompanien von uns aus der Gegend von Merles (10 Kilometer südwestlich Noërs) zurückgeschickt, um die Schlachtfelder bis Noërs einschließlich aufzuräumen, da der Gegner endlich nachgegeben hatte und über die Maas zurückgewichen war. Der andere Teil des Schlachtfeldes in der Umgegend von Longuyon konnte schon früher gesäubert werden.

Paul Otto Ebe.

Honvedhusaren bei Lancut.

(Hierzu das Bild Seite 325.)

Während die Kanonen der heldenmütig verteidigten Festung Przemysl donnerten und an den Drahtverhauen vor den Forts ganze russische Regimenter niedergemäht wurden, setzten sich Teile der neugruppierten österreichisch-ungarischen Streitkräfte, verstärkt durch deutsche Armeeteile, östlich Krakau in nördlicher Richtung gegen die Weichsel in Bewegung. Schon bei Biecz stieß die Vorhut dieser Armee auf starke russische Kavallerie, die geworfen und versprengt wurde. Siegreich ging es vorwärts, trotz der Moräste, trotz der schlechten Wege, die durch die Geschütztransporte, durch die endlosen Proviantwagen und unzähligen Tritte der marschierenden Soldaten binnen wenigen Stunden wie ein Ackerfeld aufgewühlt und zerfurcht wurden. Wenige Tage später kam es zu blutigen Kämpfen bei Barcys und westlich und östlich von Dynow, in denen der Feind geworfen wurde. Der durch die Schnelligkeit der Operationen verwirrte Gegner versuchte zwar, seinen Angriff auf Przemysl durch das Vorschieben starker Truppenteile in westlicher Richtung zu decken, aber er vermochte nirgends mehr standzuhalten. Bei Lancut stellten sich fünf bis sechs russische Infanteriedivisionen und entsprechende Kavallerie zur Schlacht, aber auch sie endete in einem fluchtartigen Rückzuge, wobei die tapferen Honved es zum Schluß übernahmen, die Trümmer der geschlagenen russischen Truppen gegen den San zu verfolgen.

Kämpfe an der schlesisch-russischen Grenze.

(Hierzu die Bilder Seite 331—333 und 335.)

Gleich nach dem Ausbruch des Krieges, ehe noch starke russische Kräfte in Ostpreußen einmarschierten und dort wie eine Mordbrennerbande hausten, kam es an der schlesisch-russischen Grenze zwischen Kalisch und Czenstochau zu heftigen Kämpfen. Dank der Tapferkeit der deutschen Truppen gelang es dort, alle Vorstöße der Russen abzuweisen, wobei die Unseren wiederholt die Grenze überschritten. Einem Feldpostbrief von diesem östlichen Kriegschauplatz entnehmen wir folgendes:

Die Kompanie hatte den Auftrag, festzustellen, wo die russische Infanterie verblieben sei, und sie bei einer Begegnung zurückzuwerfen. Es wurden drei Züge zu je 90 Mann eingeteilt. Ich hatte den ersten Zug und ging mit diesem gedeckt zu beiden Seiten der Landstraße über die Grenze, während die beiden anderen Züge das seitliche Gelände in je 500 Meter Entfernung zum Vormarsch benutzten. Der Hauptmann war beim zweiten Zuge, da dort das Gelände sehr unübersichtlich war. Das erste russische Dorf, das wir passierten, war leer. 400 Meter vor mir befand sich eine 20 Mann starke Radfahrerpatrouille. Wir mochten etwa noch eine Stunde marschiert sein, als wir von einer Höhe aus das Dorf zu Gesicht bekamen. Unsere Radfahrerpatrouille war auf 200 Meter heran, als sie plötzlich von dort beschossen wurde. Die Fahrer warfen die Räder in den Chausseegraben, nahmen Stellung und erwiderten das Feuer. Ich ließ meinen Zug sofort ausschwärmen und Deckung nehmen; durch das Glas stellte ich fest, daß das Dorf zur Verteidigung eingerichtet und stark besetzt war. Ich schätzte eine Kompanie. Da die auf die Radfahrer abgegebenen Schüsse sämtlich zu hoch gingen und uns, die wir 400 Meter dahinter lagen, stark gefährdeten, sah ich mich genötigt, die Deckung mit meinem Zuge zu verlassen und auf die freie Ebene vorzuspringen. Als die Russen unser ansichtig wurden, machten sie ein rasendes Feuer auf. Ich ließ die Zwischenräume erweitern und ging sprungweise im Marsch-Marsch bis in die Höhe der Radfahrer vor. Von dort aus gab ich mit meinem Zuge ununterbrochen Schnellfeuer auf das Dorf ab. Wir mochten wohl eine Stunde dort im Feuer gelegen haben, als ich links aus einem Walde hinter mir Schüsse hörte. Ich stellte fest, daß es die Unseren waren. Mein Hauptmann eilte mit dem zweiten Zuge zur Unterstützung heran und griff das Dorf von der linken Flanke an. Plötzlich erschienen am rechten Dorfrand Maschinengewehre. Sie kamen aber erst gar nicht dazu, in Stellung zu gehen; der dritte Zug, der nunmehr auch rechts von mir über den Höhenzug kam, feuerte wohlgezielte Salven auf die Maschinengewehre ab, so daß sie, ohne in Tätigkeit zu treten, den Rückzug antraten. Nun waren wir gerettet. Mit Hilfe des zweiten Zuges deckten wir das Dorf mit Feuer zu. Das feindliche Feuer ließ nach. Der Gegner war erschüttert. „Seitengewehr pflanzt auf!“ wurde geblasen. „Sprung auf — marsch-marsch — fällt das Gewehr! Hurra!“ Der Sturm war angetreten. Unaufhaltsam, trotz des dichten Kugelregens, ging es vorwärts, bis in das Dorf hinein. Dort entspann sich ein regelrechtes Handgemenge. Aus allen Häusern und Kellern, von allen Dächern und Bäumen wurden wir befeuert. Doch wir wichen nicht. Wir schossen in die Häuser hinein, daß die Scheiben klirrten und keiner mehr wagte, seinen Lauf hinauszuhalten. Was nicht durch die Flucht entkam, wurde vernichtet.

Die Millionenschlacht an der Marne und Aisne.

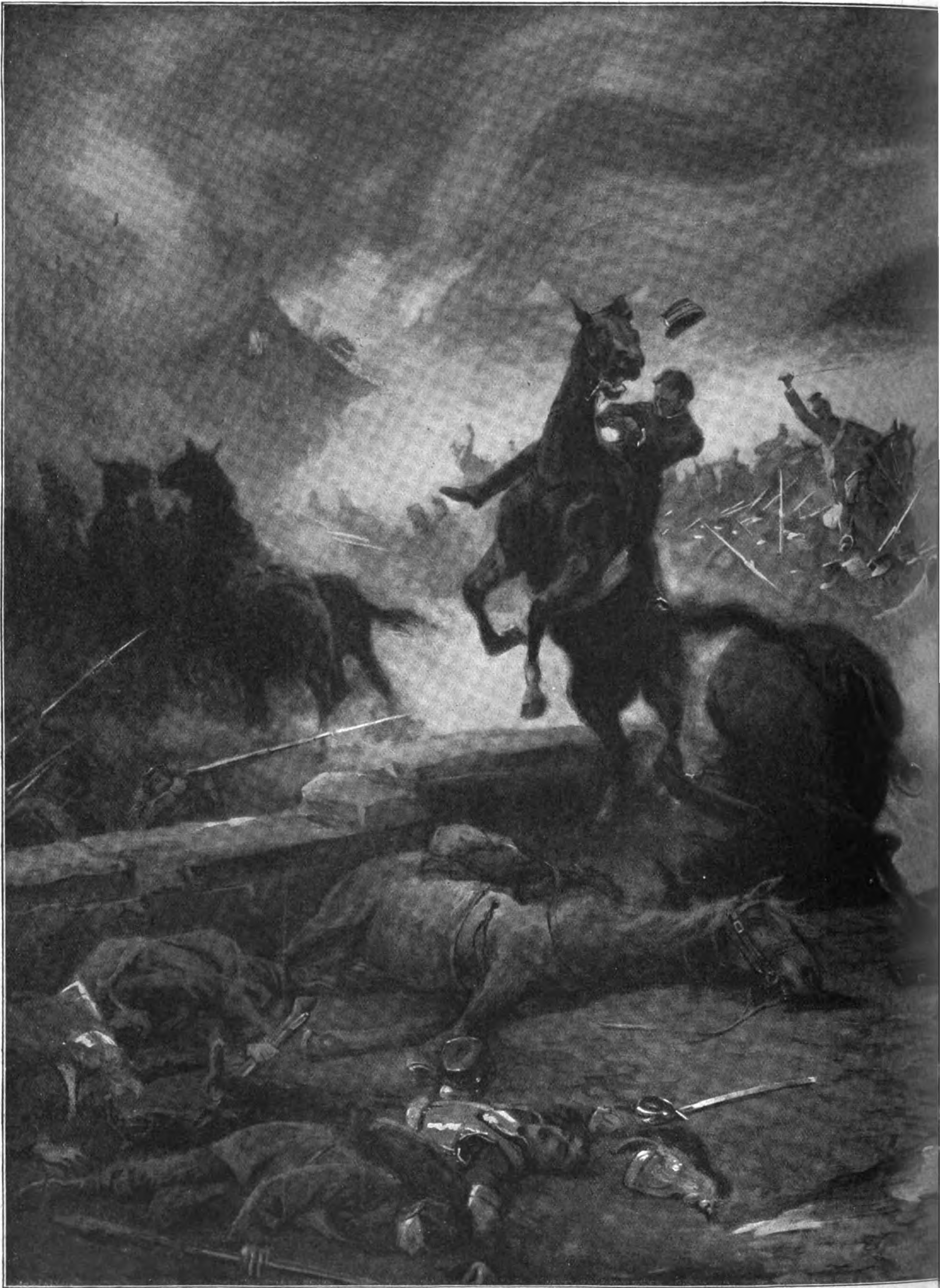
(Hierzu das Bild Seite 336/337.)

In dieser bisher gewaltigsten Schlacht der Weltgeschichte standen sich auf beiden Seiten wohl je eine Million Menschen gegenüber. Solche ungeheuren Massen können unmöglich an einer Stelle zusammenprallen, sondern sie verteilen sich in gesonderten Verbänden über die ganze Front, weshalb auch die amtlichen Nachrichten von Gefechten und Einzelerfolgen auf verschiedenen Schauplätzen berichten. Die Erbitterung und die Hartnäckigkeit ist auf beiden Seiten gleich heftig und zäh gewesen, und es ist vorgekommen, daß ein



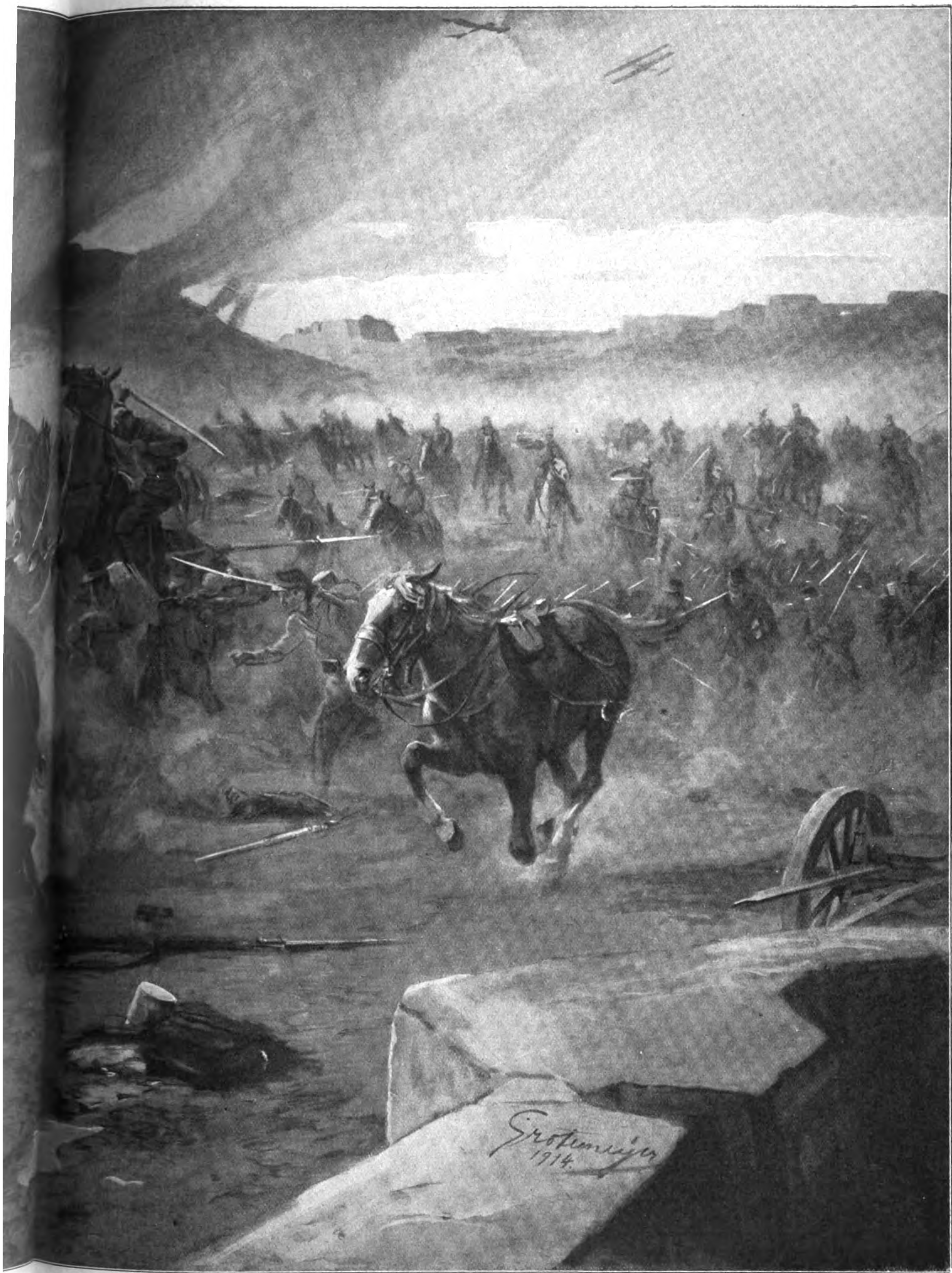
Straßengefecht in einem Dorfe Russisch-Polens.

Nach einer Originalzeichnung von R. Trache



Abwehr eines französischen K

Nach einem Gemäl



…sischen Kavallerieangriffs an der Marne.

…em Gemälde von Fr. Grotemeyer.

und dasselbe Dorf nicht weniger als zehnmal von Freund und Feind abwechselnd gestürmt wurde, bis nur noch ein rauchender Trümmerhaufen seine Stelle andeutete. Unser Doppelbild auf Seite 336/337, eine Schöpfung des bekannten Schlachtenmalers Grotemeyer, stellt eine von französischer Artillerie, Kavallerie und Infanterie verteidigte und befestigte Ortschaft dar. Eine Taube und ein Doppeldecker, die am Horizont wie zwei Vögel der Urwelt kreisen, haben die Stellung des Feindes ausgekundschaftet, und unsere Artillerie, die den Feind zuerst von den das Tal der Marne beherrschenden Höhen vertrieben hatte, ließ jetzt einen solchen Hagel von Schrapnellen und Granaten auf das Dorf und auf die Schützengräben der Franzosen niederprasseln, daß diese den verzweifelten Versuch machten, die Stellung des Feindes zu stürmen. Da sprengen über die niedergestampften Äcker, auf denen die reiche Ernte des Jahres verfault, die schnaubenden Rosse der französischen Kürassiere, deren stahlblaue Panzer im Sonnenschein funkeln und deren Roßschweife auf den Römerhelmen wie Bänder im Winde flattern. Die Kavallerie soll die deutsche Infanteriekette zerreißen und den nachfolgenden Schützen den Weg durch den Wald von Gewehren bahnen. Als aber die todesmutigen Kürassiere sich in dichter Staubwolke auf fünfhundert Meter dem Feind genähert und die französische Infanterie bereits ihre gedeckten Schützengräben verlassen hatte, um mit aufgepflanztem Bojonett zum Sturm vorzugehen, da fielen plötzlich die gefürchteten Ulanen den Reitern in die Flanke, während die Infanterie sie in der Front mit mörderischem Feuer empfing, das rasend schnell die Sättel leerte. Fast die ganze Schwadron wurde aufgerieben, und nur wenige konnten sich zur Flucht wenden. Aber da rannten sie in die eigene Infanterie, die in dichten Massen vordringen wollte und sich nun auf einmal deutschen Ulanen und Dragonern gegenübersah. Von den Dächern des Dorfes steigen dichte Rauchwolken empor und hin und wieder schlagen Feuergarben auf: die deutsche Artillerie hat ihr Ziel erreicht. Und ehe noch die Franzosen in die schützenden Laufgräben flüchten und von hier aus ein wirksames Feuer auf den Feind eröffnen können, haben die Lanzen der Ulanen und die Degen der Dragoner sie zu Paaren getrieben.

„Alles ist zerstört und dem Erdboden gleichgemacht," schreibt der Sonderberichterstatter des „Gaulois", der das Schlachtfeld in der Nähe von Meaux besuchte. „Es ist, als hätte ein Orkan von Eisen und Feuer das Dorf vernichtet. Die Kirche ist nur noch ein Skelett, und die Wände sind durchlöchert wie Spitzen. Die große Turmuhr ist von einer Granate getroffen, die die eine Hälfte der Uhr in ihrer Steinhöhle ließ, die andere auf die Straße warf. Vor einem Tor steht einsam und verlassen eine Gliederpuppe, die ein Soldat zum Scherz aus dem Schaufenster einer Modistin herausgenommen und hier aufgepflanzt haben mag ..."

Da es den Franzosen weder gelang, die deutschen Reihen zu durchbrechen, noch den rechten feindlichen Flügel zu umgehen, so nahm der Kampf immer mehr die Gestalt eines regelrechten Belagerungskrieges an, indem sich beide Parteien in ihren Laufgräben verschanzten und einrichteten und nur während des Artilleriegefechts hervorbrachen und den Feind zurückdrängten. Daraus entsteht freilich wieder ein langwieriger, zäher Kampf um jeden Fuß Boden, und oft können die Angreifer an einem Tage nur 500—1000 Meter vorwärtskommen. Auf diese Weise können große Heere wochenlang miteinander ringen, ehe die Verluste des einen Gegners so stark sind, daß sie ihn zum Weichen zwingen.

Ein solches Schlachtfeld sieht leerer und nüchterner aus, als man gemeinhin denkt. „Es ist eine Landschaft mit Wäldern, Dörfern und Gehöften, die brennen und rauchen," sagt ein englischer Berichterstatter von der heiß umstrittenen Walstatt an der Aisne. „Die einzigen Menschen, die man sieht, sind kleine Gruppen in der Nähe des Flusses. Nach einer Weile fangen diese Gruppen an, sich langsam vorwärts zu bewegen, und sie breiten sich aus, bis die Männer über die Ebene zerstreut sind. Es scheint, als suchten sie etwas, das sie verloren haben. Sie gehen so langsam, als ob sie müde wären und mit der Zeit nicht zu rechnen brauchten. Aber dann und wann erscheint plötzlich im Raum eine dünne, weiße Wolke und hängt über ihnen. Es ist ein Geräusch wie von Myriaden von Flügeln in der Luft, und aus dem Grunde springen kleine Fontänen auf, so wie der Staub bei heftigem Regenschauer nach langer Trockenheit aufgewirbelt wird. Das ist des Feindes Schrapnell. Man sieht nicht, woher es kommt, aber der Feind hat die vorwärtsrückenden Truppen beobachtet. Die Soldaten setzen ruhig ihren Spaziergang fort, als ob gar nichts geschehen wäre, denn sie wissen, daß das Schrapnellfeuer meist nicht so gefährlich ist, wie der Schall vermuten läßt. Jedoch geschieht es bisweilen, daß ein Mann stolpert und liegen bleibt, wo er fällt. Er ist von einer der vielen Kugeln getroffen worden, die das Schrapnell umherstreut. Immer weiter gehen die Männer vor, bis man plötzlich einen neuen Klang hört. Der gleicht einem scharfen und schnellen Klappern. Das feindliche Maschinengewehr sprüht vom linken Waldesrande einen Bleihagel aus. Sofort werfen sich die Männer platt auf die Erde, denn sie haben vor einem Maschinengewehr mehr Respekt als vor einer ganzen Batterie von Feldgeschützen. Das Klappern hört ebenso plötzlich auf wie es anfing, und wenn man alsdann nach dem Walde drüben blickt, kann man dort Flammen sehen, die den Eindruck roter Lampen zwischen den Bäumen machen. Unsere Kanonen beantworten das feindliche Feuer, und einige Minuten lang donnert es durch die Lüfte. Unter dem Schutze dieses Feuers stehen die Männer wieder auf, aber leider nicht alle, und gehen in schnellerem Laufe wieder vorwärts. Man hört neues Klappern, und abermals finden die Männer Schutz am Busen der Erde. So dauert es ungefähr eine Stunde, bis plötzlich die Männer verschwinden, als ob die Erde sie verschlungen hätte. Jetzt sieht man nichts mehr, als lange, dunkle Linien quer durch die Ebene. Das sind die Laufgräben, und jetzt beginnt das Duell der Gewehre."

Diese Laufgräben wurden auf beiden Seiten zu kleinen Befestigungen ausgebaut, in denen die Soldaten Tag und Nacht zubringen und die sie oft wochenlang nicht verlassen können. Man kämpft, ißt und schläft in den überdachten Gräben wie im Biwak, und oft liegen Freund und Feind einander so nahe gegenüber, daß man ganz deutlich hören kann, was hüben und drüben gesprochen wird. In den Pausen der Gefechte singen bisweilen die deutschen Soldaten, und einer begleitet den Gesang auf einer Harmonika, deren Töne wie Friedensschalmeien durch die rauchgeschwängerte Luft ins feindliche Lager dringen. Als eines Abends die deutsche Feldküche zu einem weit vorgeschobenen Truppenteil fuhr, die Teller klapperten und ein köstlicher Mahlzeitgeruch aufstieg, da erhob sich mit einem Male ganz in der Nähe aus einem Graben ein französischer Hauptmann, winkte mit einem weißen Tuch und ging langsam auf die deutschen Schützen zu, die bereits den Löffel weggelegt und wieder zum Gewehr gegriffen hatten. Doch der Franzose kam in ganz friedlicher Absicht: er fragte den deutschen Offizier, ob seine Soldaten, die seit vier Tagen nichts mehr zu essen bekommen hätten und am Verhungern seien, nicht mit ihren deutschen Kameraden speisen dürften. „Warum nicht?" sagte der deutsche Offizier lächelnd, und hundert Franzosen ließen sich für ein warmes Abendessen gefangen nehmen.

Solche kleine Episoden lassen uns vorübergehend den Ernst des Krieges vergessen. Doch sie gleichen nur flüchtigen Sonnenstrahlen, die sich durch düstere Regenwolken drängen. Mit dem Morgengrauen, wenn die Kanonen den ersten Gruß donnern, wird sich der Soldat der Wirklichkeit wieder bewußt. Dann steigt aus den langen Gräben langsam ein weißer Dampf auf; der Kampf ist entbrannt. „Alle Leute in meiner Nähe waren nur noch Maschinen," schreibt ein Motormeldefahrer über den Kampf im Schützengraben. „Man hat kein Bewußtsein mehr von Mühsal oder Gefahr, sondern folgt den Befehlen, ohne sich erst lange zu besinnen, was sie bedeuten. Kugeln pfeifen die ganze Zeit, und es ist interessant, zu sehen, wie die Neugier den und jenen treibt, sich doch hervorzuwagen."

Das Gewehrfeuer wird unterstützt und gedeckt durch die weiter rückwärts auf den Höhen aufgestellten Geschütze, denen Flieger die feindlichen Stellungen verraten. Dies Feuer der Artillerie, das mit unheimlicher Sicherheit sein Ziel erreicht, ist ein Schrecken unserer Feinde. Der englische Berichterstatter Philipp Gibbs schreibt darüber: „Einer unserer Offiziere sagte mir, sobald einer von unseren Soldaten den Kopf aus dem Schützengraben steckt, wird ihm dieser von den deutschen Schrapnellen zerschmettert. Wir sind also geradezu gezwungen, fortgesetzt an der Erde zu

liegen und uns so flach als nur eben möglich an den Boden zu drücken. Namentlich die schweren Haubitzen haben uns furchtbaren Schaden zugefügt durch ihre große Tragweite und ihre entsetzlichen Geschosse, die unseren Truppen Schrecken einjagen. Wir haben keine Ahnung, wo diese Ungeheuer von Kanonen aufgestellt sind."

Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Kronprinzen bei Sorbey.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Als der Krieg ausbrach, bekleidete der deutsche Kronprinz Wilhelm den Rang als Oberst à la suite des 1. Leibhusarenregiments Nr. 1, das er vorher befehligt hatte. Er



Phot. Franz Otto Koch.

Feldküche während der Fahrt in Feindesland.

Die Mahlzeit wird während der Fahrt in der Feldküche angesetzt, so daß die Truppen schon unterwegs oder sofort bei der Ankunft am Ziel mit warmer Nahrung versehen werden können. Zur Verhütung des Anbrennens hängt der Kochtopf in einem mit Öl gefüllten Kessel.

wurde nach der Kriegserklärung von seinem kaiserlichen Vater zum Generalleutnant befördert und mit der Führung einer Armee in Lothringen betraut.

Gleich zu Beginn des Feldzuges war es dem deutschen Kaisersohne mit seinen braven Truppen, die ihm begeistert folgten, vergönnt, glänzende Waffentaten zu vollbringen, die in dem leuchtenden Ruhmeskranz der Niederringung des französischen Vorstoßes ein bedeutsames Blatt bilden. Gegen Longwy richtete der Kronprinz den Vorstoß seiner Armee, die im Anschluß an den Sieg des bayrischen Kronprinzen auf der Linie Dieuze—Saarburg überlegene französische Truppenmassen zurückwarf. An Longwy, das vom Feinde noch gehalten wurde, vorbei führte unser Kronprinz seine siegreichen Truppen und warf den Feind bis über die Maas zurück. Bald darauf fiel Longwy mit der fast viertausend Mann starken Besatzung, und auch das befestigte Montmédy mußte sich dem deutschen Kronprinzen ergeben.

Siegreich hielt sich seine Armee auch gegenüber den weiteren Vorstößen der Franzosen aus Verdun und Toul, die verschiedentlich mit starken Kräften unternommen wurden. Inzwischen hatte der Kaiser das Hauptquartier von Berlin nach Westen verlegt. Es drängte ihn, von hier aus seine braven Truppen und seinen siegreichen Sohn auf dem Schlachtfelde zu besuchen. Am 2. September, dem erinnerungsreichen Sedantage, fand bei dem Dorfe Sorbey das Zusammentreffen statt, das unser Künstler im Bilde festgehalten hat. An der Spitze seines Stabes hielt hier der Kronprinz in der Erwartung seines kaiserlichen Vaters. Von fernher erklangen die bekannten Töne des kaiserlichen Autos, und gleich darauf war der Kaiser auch zur Stelle. Ein kurzer militärischer Gruß, und dann folgte eine herzliche Bewillkommnung zwischen Vater und Sohn. Der Kaiser wandte sich dann an die Truppen, denen er einen herzlichen Gruß zurief. Ein brausendes Hurra aus deutschen Soldatenkehlen pflanzte sich von Mund zu Mund fort und ertönte weithin über das Feld.

Ein großartiges Bild bot die Umgebung zu dieser historischen Szene. Im Hintergrunde das nahe Dorf Sorbey, das noch die Spuren des siegreichen Vorgehens unserer Truppen aufwies. Aus der Ferne erhoben sich die Wälle der von den deutschen Truppen eroberten Festung Longwy, von der die deutsche Fahne siegreich herübergrüßte. Im weiten Gelände überall marschierende deutsche Kolonnen und im Felde die Eindrücke des Kampfes. Trupps gefangener Franzosen kamen vorüber, die nach Deutschland abgeführt wurden. Der Kaiser begab sich mit dem Kronprinzen in ernster Unterhaltung zu dem Königsgrenadierregiment Nr. 7, dessen Kommandeur Prinz Oskar ist und das der Kaisersohn persönlich in die Schlacht geführt hatte. Hier hielt der Kaiser eine kurze Ansprache an die Soldaten, die mit einem begeisterten Hurra und dem Absingen der Volkshymne beantwortet wurde. Erhebend klangen die Töne: „Heil dir im Siegerkranz!" in die Abendstimmung hinein, während der Monarch die Rückfahrt zum Hauptquartier antrat.



Phot. H. Bensemann, Hofphot., Metz.

Österreichisch-ungarische Waffenbrüder mit ihrer Feldküche.

Die Generale Hermann v. Kuzmanek und Svetozar Boroevic v. Bojna.

(Hierzu die Bilder Seite 327 unten.)

Wie wir voll freudigen Stolzes waren über die unvergleichliche Eroberung von Antwerpen, so sind wir voll Bewunderung für die glänzenden Waffentaten unserer Verbündeten bei der Verteidigung der galizischen Festung Przemysl (siehe auch Seite 316).

Die Offiziere und Mannschaften, die Artilleristen und Techniker haben Heldenhaftes geleistet. In erster Linie aber gebühren Dank und Anerkennung dem Befehlshaber der Festung, Feldmarschalleutnant v. Kuzmanek, der durch seine Tat einer der volkstümlichsten Heerführer der uns verbündeten Doppelmonarchie geworden ist. Er war, ehe er mit dem Festungskommando betraut wurde, Befehlshaber der 28. Infanteriedivision in Laibach. Jetzt schmückt seine Brust als Dank seines Kaisers der Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsdekoration. Nicht minder große Anerkennung erntete der umsichtige und tapfere Kommandant der Besatzungstruppen der Festung, Feldmarschalleutnant v. Tamassy.

Mit besonderer Auszeichnung hat der Kommandant der 3. österreichisch-ungarischen Armee, General der Infanterie Boroevic v. Bojna, der russischen Übermacht, die Galizien überflutete, die Stirne geboten und durch erfolgreiche Kämpfe bei Przemysl den Entsatz der Festung herbeigeführt. Er war vor Ausbruch des Krieges Kommandeur des 6. Armeekorps. Bei einem Empfang der Pressevertreter im österreichisch-ungarischen Hauptquartier sagte er: „Sie dürfen, meine Herren, durch die gelegentliche Zurücknahme der einen oder anderen Armeeteile nicht unangenehm überrascht sein und sich dadurch die Zuversicht auf unseren endlichen Sieg nicht nehmen lassen. Wir stehen eins zu drei. Wir müssen uns zunächst darauf einzurichten trachten, daß über kurz oder lang das Verhältnis eins zu zwei Platz greift. Wenn wir dann erst eins zu eins stehen, dann dürfen Sie sicher sein, meine Herren, daß das Totenglöcklein für die Russen läuten wird." Dieser tapfere Feldherr hat übrigens auch den Russen bereits die größte Achtung abgenötigt. Sagte doch von ihm ein gefangener russischer Generalstabshauptmann: „Er ist einer der hervorragendsten Heerführer; doch ich hoffe, daß nicht jeder bei Ihnen ein Boroevic ist, was mich in der schmerzlichen Gefangenschaft einigermaßen beruhigt."

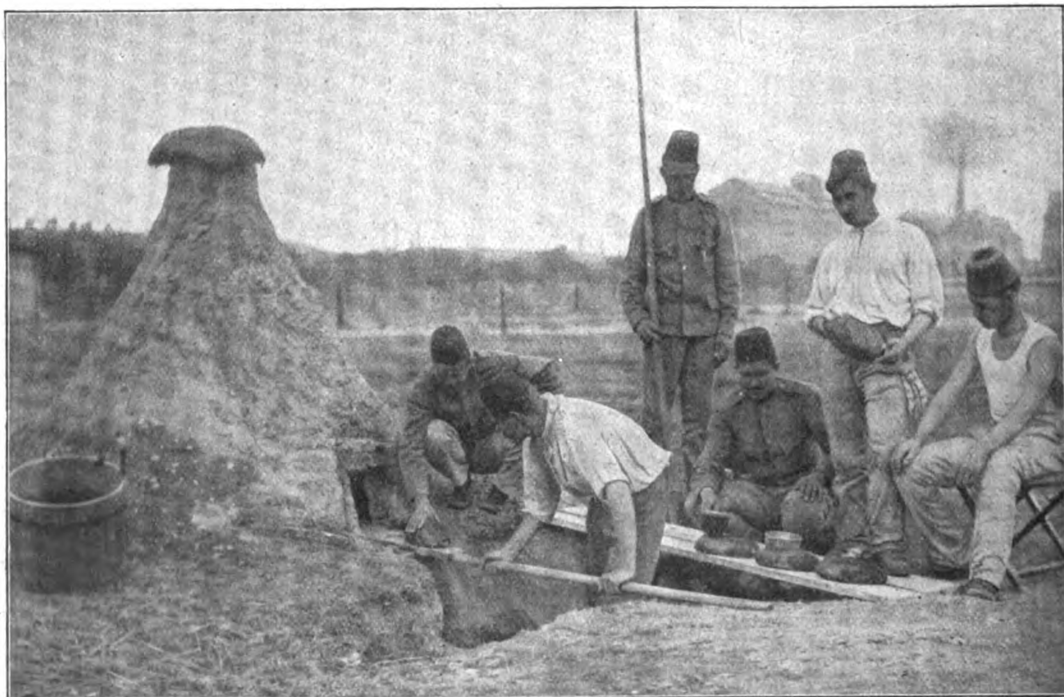
Die Gesundheit des Soldaten im Felde.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt der Landwehr, z. Zt. im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 339—341.)

Ebenso hoch wie der gesunde Geist ist im Kriege vor allem die Gesundheit des Körpers zu bewerten; nirgends hat man vielleicht besser Gelegenheit, die Wechselbeziehungen zwischen Kraftzufuhr, Krafterhaltung und größtmöglicher Kraftentfaltung festzustellen, als im Kriege. Wohl lassen sich unsere Truppen auch nach langen Märschen und mit leerem Magen vom Feuereifer ihres Führers fortreißen, um, der Disziplin gehorchend, einen Sturm erfolgreich auszuführen; wohl bringen sie es fertig, tagelang in Schützengräben zu liegen und dem Granatfeuer des Gegners in verdeckter Stellung standzuhalten. Doch leuchtet ein, daß eine gesund erhaltene und gut versorgte Truppe bei weitem Besseres leistet, als eine durch Hunger, Kälte, Nässe und anderes geschwächte. Zur Gesunderhaltung des Feldsoldaten bedarf es zunächst einer geeigneten Kleidung, einer ausreichenden, einwandfreien Ernährung, der Ruhe und Schonung, sowie ferner der Abwehr von krankheiterregenden Einflüssen. Zum anderen bildet eine gute ärztliche Wundversorgung die Vorbedingung zur möglichst gründlichen Wiederherstellung der Felddienstfähigkeit des Verwundeten.

Unsere feldgraue Kleidung hat sich in diesem Kriege bereits als ein Segen erwiesen; die Anpassung an die Umgebung ist so vorteilhaft durchgeführt, daß es oft schwer ist, bei entsprechender Entfernung eine ruhende Truppe von ihrer Umgebung zu unterscheiden. Selbst mit dem Fernglas erkennt man oftmals den Unterschied zwischen eigener und feindlicher Infanterie lediglich an dem Vorhandensein der Helmspitze bei unseren Soldaten. Der Helm drückt zwar manchen, ist aber gegen viele Fährnisse, wie auch gegen den



Phot. Schuhmann, Wien.

Bosnische Soldaten beim Brotbacken in einem selbsterbauten Feldbackofen.

Regen, eine äußerst praktische Kopfbedeckung, zumal mit graugrünem Überzug. Die Käppis anderer Nationen sind zwar leichter, durchlüften aber kaum besser als der hierfür eingerichtete Helm, bieten weniger Deckung und weichen bei anhaltender Nässe durch. Die berüchtigte Pickelhaube hat ihre Daseinsberechtigung wiederum bewiesen.

Das graue Tuch der Mannschaft trägt sich im großen und ganzen gut und bewährt sich bei Hitze wie Nässe. Als Kragen halte ich den bei Offizieren vielfach noch angetroffenen Stehkragen des Rockes für durchaus unpraktisch, für sehr geeignet dagegen den herunterklappbaren Stehumfallkragen mit auswechselbarer Halsbinde. Er bietet dem Hals genügend Schutz gegen Kälte und Wind, was bei erhitzenden Märschen ebenso wichtig ist wie im Winter, während er zugleich die Möglichkeit der Lüftung im Sommer zuläßt, ohne den Eindruck des Unordentlichen zu erwecken. Der niedrige Halskragen dürfte, bei meist durchschwitzter und beschmutzter Halsbinde — saubere Hände sind im Felde selten anzutreffen — nicht empfehlenswert erscheinen. Was die langen Hosen und Schaftstiefel betrifft, so halte ich die kurzen Hosen und Schnürstiefel der Franzosen für zweckentsprechender. Wenn es zu erreichen wäre, müßte man natürlich eine getrennte Sommer- und Winterkleidung für den Soldaten anstreben; indessen begegnet dies großen Schwierigkeiten, die kaum zu überwinden sein dürften.



Phot. Franz Otto Koch.

Feldbacköfen, im Hintergrunde die großen wasserdichten Zelte, in denen der Brotteig hergerichtet wird.

An die zweckdienliche Tönung der feldgrauen Farbe hat sich das Auge bereits so gewöhnt, daß einem das hier und da bei Etappen- und Besatzungstruppen von Landsturmmännern angetroffene „zweierlei Tuch“ Blau-Rot nicht nur als veraltet, sondern geradezu als unkriegerisch und unschön im Felde erscheint. Die bisherigen Kriegserfahrungen haben erwiesen, daß für die Sicherheit der Truppe im Felddienst die Entfernung sämtlicher farbigen und glänzenden Merkmale sowie der groben Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften dringend geboten ist.

Wie die Bekleidung, so ist die Beköstigung eine im Felde nicht immer einfach zu regelnde Lebensfrage. Mit Hilfe unserer fahrbaren Feldküchen, über die jede Kompanie verfügt, ist es uns möglich, die vom Kampf erschöpften Truppen mit warmer, kräftiger Nahrung zu versehen. Daß anderseits Ereignisse eintreten können, wo ein Vorziehen der Bagagen und Feldküchen bis zum Truppenteil nicht möglich ist, so namentlich bei schnellem Vorwärtsdringen und in gebirgigen Gegenden, dürfte einleuchten und ist nicht der Organisation zur Last zu legen. Zu solchen Zeiten wird vom eisernen Bestande gelebt: Konserven, Zwieback, Kaffee. Die Konserven, insbesondere Fleischkonserven, können kalt gegessen werden, oder man erwärmt sie ein wenig, wodurch man die kräftigste Fleischbrühe mit gutem Rind- und anderem Fleisch erhält. Für Feldküchen wird eine große Zahl der Büchsen gleichzeitig geöffnet und häufig mit Reis oder Erbsenwürfeln verkocht. Es kommt für die Ernährungsfrage sehr in Betracht, ob der Kriegschauplatz in ärmeren Gegenden, im eigenen Lande oder in fruchtbaren Teilen des feindlichen Gebietes liegt. Wenn letzteres der Fall ist, wie in Nordfrankreich, so ist es geboten, von den Vorräten des Landes zu leben, was die Lösung der Ernährungsfrage sehr erleichtert. Die reichen Viehbestände, die man in Belgien und Nordfrankreich auf saftigen Weiden und in den Ställen sieht, die zahlreichen Gemüse-, Kartoffel- und Rübenvorräte liefern die Grundlage für schmackhafte und in der Abwechslung kräftigende Mahlzeiten unserer Vaterlandsverteidiger. Nicht immer ist es leicht, ihnen solche zu beschaffen. An Gefechtstagen — und wann gäbe es Tage, wo unsere Leute nicht auf der Lauer liegen oder zum Sturm vorgehen müssen? — werden die Feldküchen erst bei Dunkelwerden aus den mehrere Kilometer hinter der Kampflinie befindlichen gedeckten Stellungen oder Dörfern an die Truppe herangezogen. So kommt es, daß die Gefechtstruppen ihre warme Hauptmahlzeit abends oder nachts einnehmen und für den folgenden Tag mit kaltem Fleisch und Brot sowie Tee oder Kaffee versehen werden. Das Brot wird in großen Feldbäckereien an den Etappenorten, wenn möglich aus den Mehlvorräten der in Betrieb gehaltenen Mühlen, hergestellt. Wo Weizenvorräte vorhanden sind, gibt es dann neben dem üblichen Kommißbrot auch das gerngesehene gute Weißbrot.

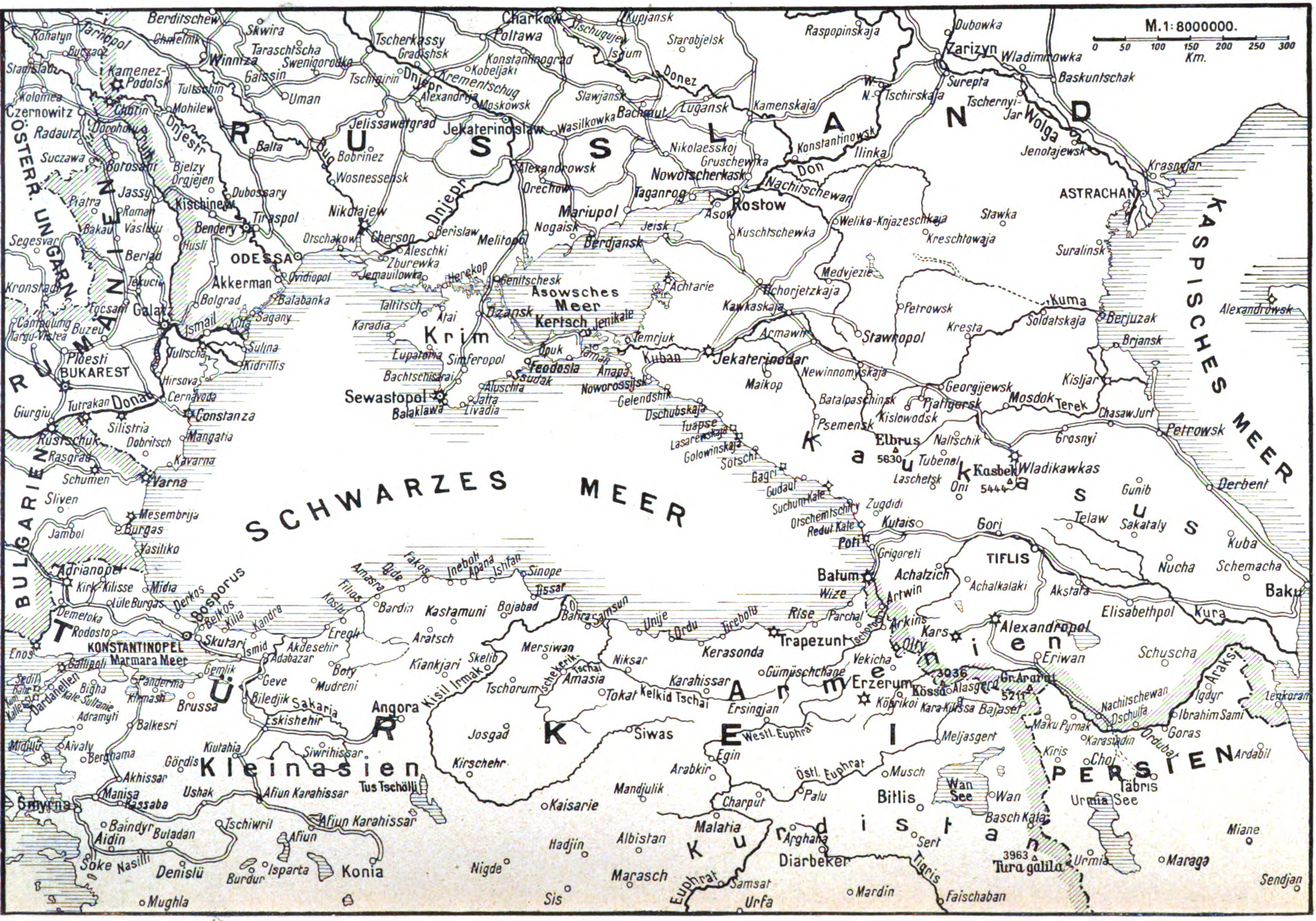
Die Versorgung mit Getränken ist ebenso wichtig wie die mit Speisen. Vor dem Wassertrinken wird von ärztlicher Seite mit Recht immer wieder gewarnt.



Phot. Franz Otto Koch.

Bäckereikolonne im Felde.

Einige der Feldbäcker sind gerade beim Mittagessen. Die Backöfen werden alle vier Stunden neu mit Brot beschickt.


M. 1: 8000000.
0 50 100 150 200 250 300 Km.
RUSSLAND
KASPISCHES MEER
SCHWARZES MEER
Asowsches Meer
Krim
Kaukasus
Armenien
TÜRKEI
Kleinasien
Kurdistan
PERSIEN
RUMÄNIEN
BULGARIEN
ÖSTERR. UNGARN
Charkow
Poltawa
Tscherkassy
Kupjansk
Starobjelsk
Raspopinskaja
Dubowka
Zarizyn
Wladimirowka
Baskuntschak
Sarepta
Berditschew
Skwira
Winniza
Kamenez-Podolsk
Czernowitz
Uman
Jelissawetgrad
Jekaterinoslaw
Kischinew
Bendery
Tiraspol
ODESSA
Akkerman
Nikolajew
Cherson
Berislaw
Melitopol
Mariupol
Berdjansk
Taganrog
Nowotscherkask
Rostow
Asow
Lugansk
Bachmut
Donez
Don
Wolga
Dnjepr
Dnjestr
ASTRACHAN
Krasnojar
Stawropol
Jekaterinodar
Kuban
Kertsch
Jenikale
Feodosia
Sudak
Simferopol
Sewastopol
Balaklawa
Jalta
Eupatoria
Perekop
Noworossijsk
Anapa
Gelendshik
Tuapse
Sotschi
Gagri
Suchum Kale
Poti
Batum
Kutais
Gori
TIFLIS
Elbrus 5630
Kasbek 5444
Wladikawkas
Pjatigorsk
Georgijewsk
Mosdok
Terek
Kisljar
Grosnyi
Petrowsk
Derbent
Kuba
Schemacha
Baku
Nucha
Kura
Elisabethpol
Schuscha
Eriwan
Alexandropol
Kars
Ardahan
Olty
Erzerum
Gr. Ararat 5211
Kössö 3036
Nachitschewan
Araks
Lenkoran
Täbris
Urmia See
Maraga
Wan See
Wan
Bitlis
Musch
Diarbeker
Mardin
Euphrat
Tigris
Malatia
Charput
Erzingjan
Trapezunt
Rise
Kerasonda
Ordu
Samsun
Sinope
Bafra
Amasia
Tokat
Siwas
Kaisarie
Angora
Kastamuni
Skutari
KONSTANTINOPEL
Marmara Meer
Bosporus
Brussa
Ismid
Eskishehir
Kutahia
Afiun Karahissar
Konia
Smyrna
Aidin
Manisa
Adrianopel
Rodosto
Gallipoli
Dardanellen
Burgas
Varna
Schumen
Rustschuk
Silistria
Tutrakan
Donau
Constanza
Mangalia
Giurgiu
BUKAREST
Ploesti
Galatz
Ismail
Jassy
Sulina



Die türkischen Kreuzer „Sultan Yawus Selim“ und „Midilli“ beschießen den russischen Hafen Odessa am Schwarzen Meer.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Kaffee oder Tee, aus Feldküchen genommen und für den Tag in Feldflaschen gefüllt, ist als das erfrischendste und beste Getränk anzusehen. Was den Alkohol betrifft, so wird ein Teil der überaus großen Kellervorräte an Rotwein in Frankreich mit Beschlag belegt und in kleinen Portionen, soweit der Vorrat reicht, an die ruhenden Kämpfer verteilt. Weil er dem Körper Brennstoffe und Wärme zuführt, so ist ihm wie anderen Genußmitteln, zum Beispiel dem Tabak, eine wohltuende Wirkung auf die Verdauung einerseits, wie auf das Gemüt anderseits eigen. Und was nur den Schein von Gemütlichkeit an sich trägt, ist für den im Felde stehenden Mann willkommenste und wohltätigste Gabe.

Der allgemeine Gesundheitszustand des deutschen Heeres im Felde darf nach dem mir von meinem und auch von anderen Truppenteilen bekannt Gewordenen als ein hervorragend guter bezeichnet werden. Seuchen dürften überhaupt nicht zu verzeichnen sein; die Schutzpockenimpfung, die allgemein durchgeführt wurde, bewährt sich auch diesmal, allen neueren Anfeindungen zum Trotz, glänzend. Dank den für die Gesunderhaltung unserer Truppen getroffenen Maßnahmen sind unsere Soldaten dort draußen vor dem Feind in diesem Kriege besser versorgt, als es wohl jemals früher in einem Feldzug der Fall war. Dementsprechend kann der im richtigen Kräftevorrat erhaltene, widerstandsfähige Körper auch Verletzungen und schwere Wunden verhältnismäßig gut ertragen. — Wie die Wundversorgung im Felde gehandhabt wird, möge einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Deutsche, österreichische und ungarische Soldaten in einem österreichischen Lazarett.

Enver Pascha und das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 326, 327 oben, 343 und die Karte Seite 342.)

Enver Pascha ist eine von den Persönlichkeiten, die bestimmt zu sein scheinen, in der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen. Als glühender Patriot, tief bekümmert über die demütigende Lage seines Vaterlandes unter der Mißwirtschaft des Sultans Abdul Hamid, schloß er sich der jungtürkischen Partei an, die die Absetzung dieses Herrschers zum politischen Endzweck hatte. Nachdem diese am 27. April 1909 erfolgt war, beteiligte sich der junge Major Enver Bey auf das lebhafteste an den schweren Verfassungskämpfen, die dem Wechsel des Staatsoberhauptes folgten. Auch bei der Neubildung des Heeres wirkte er mit. Die Annexion des türkischen Tripolis durch Italien rief Enver auf den libyschen Kriegschauplatz.

Im ersten Balkankrieg, der den afrikanischen ablöste, war Enver bereits in einer Generalstellung. Doch vermochte er nicht rettend einzugreifen, als die ungeheure Mißwirtschaft in betreff der Ernährung, Munitionsversorgung und des Sanitätswesens der Armee die furchtbaren Niederlagen von Kirkilisse, Adrianopel, Janina usw. herbeiführte. Enver blieb aber mutig, unverzagt und tätig. Besonders bei den Kämpfen um die Tschataldschalinie, deren Verteidigung er in verhältnismäßig günstige Bahnen lenkte, tat er sich hervor. Enver war es, der dann dem geschwächten Bulgarien das bereits an dieses abgetretene Adrianopel wieder entreißen half. Schon damals ließ er ahnen, daß er der verkörperte Vergeltungsgedanke war. Im jetzigen Weltkrieg war er von vornherein bestimmt, die diplomatische und militärische Führung der Türkei zu übernehmen. Der Sultan, dessen Schwiegersohn Enver geworden war, betraute ihn mit dem Oberbefehl über Armee und Flotte. Enver hatte aus der Leidensgeschichte seines Volkes gelernt, daß dieses von Rußland und England im Lauf der Jahrhunderte planvoll zugrunde gerichtet worden sei, daß die Türkei in diesen beiden Staaten ihre Hauptgegner zu erblicken habe, daß aber der jetzige Weltkrieg die letzte, unwiederbringliche Gelegenheit biete, sich von ihrem Joch zu befreien und den gänzlichen Untergang des osmanischen Staatengebildes zu verhindern. Deshalb wurde Enver das Haupt der Kriegspartei, die den Anschluß an Deutschland und Österreich-Ungarn erstrebte. Dieses Ziel wurde Ende Oktober 1914 erreicht. Rußland und England und später Frankreich wurde der Krieg erklärt, und in den ersten Tagen des November der Heilige Krieg proklamiert, der 300 Millionen Mohammedaner auf ihren Glauben verpflichtete, nicht in den Reihen der Gegner von Deutschland und Österreich-Ungarn zu fechten, sondern vielmehr deren Feinde zu bekriegen. Der Kriegserklärung folgte unmittelbar die Tat. Eine seit Monaten an den Südhängen des Kaukasus versammelte türkische Armee schlug die russischen starken Grenztruppen in so stürmischem Angriff, daß man die schwerfälligen Türken vom Balkankriege nicht wiedererkannte. Zu gleicher Zeit aber setzte ein tatkräftiges Vorgehen der türkischen Flotte im Schwarzen Meere ein. Sie hatte einen wertvollen Zuwachs durch die beiden deutschen Schiffe „Goeben" und „Breslau" erhalten, die im Beginn des Krieges nach Konstantinopel hatten flüchten können. Sie wurden geschickterweise von der türkischen Regierung übernommen und mit den Namen „Midilli" und „Sultan Yawus Selim" bezeichnet. Von der auf diese Weise verstärkten türkischen Flotte wurden Sebastopol, Odessa, Poti, Batum usw. bombardiert, der Gegner nach einigen empfindlichen Verlusten auf hoher See in diese Häfen gejagt und letztere durch Minensperren völlig abgeschlossen. Die Jahre vor dem Weltkrieg hatten Enver und seine Getreuen nicht ungenutzt verstreichen lassen, vielmehr alles daran gesetzt, um die Armee zu stärken, aufzufüllen und zu reorganisieren. Der Machtzuwachs, den die Sache Deutschlands und Österreich-Ungarns durch die türkische Armee unter dem Oberbefehl Enver Paschas erfahren wird, dürfte ein sehr bedeutender sein und in der großen Kriegsgleichung der Jetztzeit ein wichtiges Glied bilden.

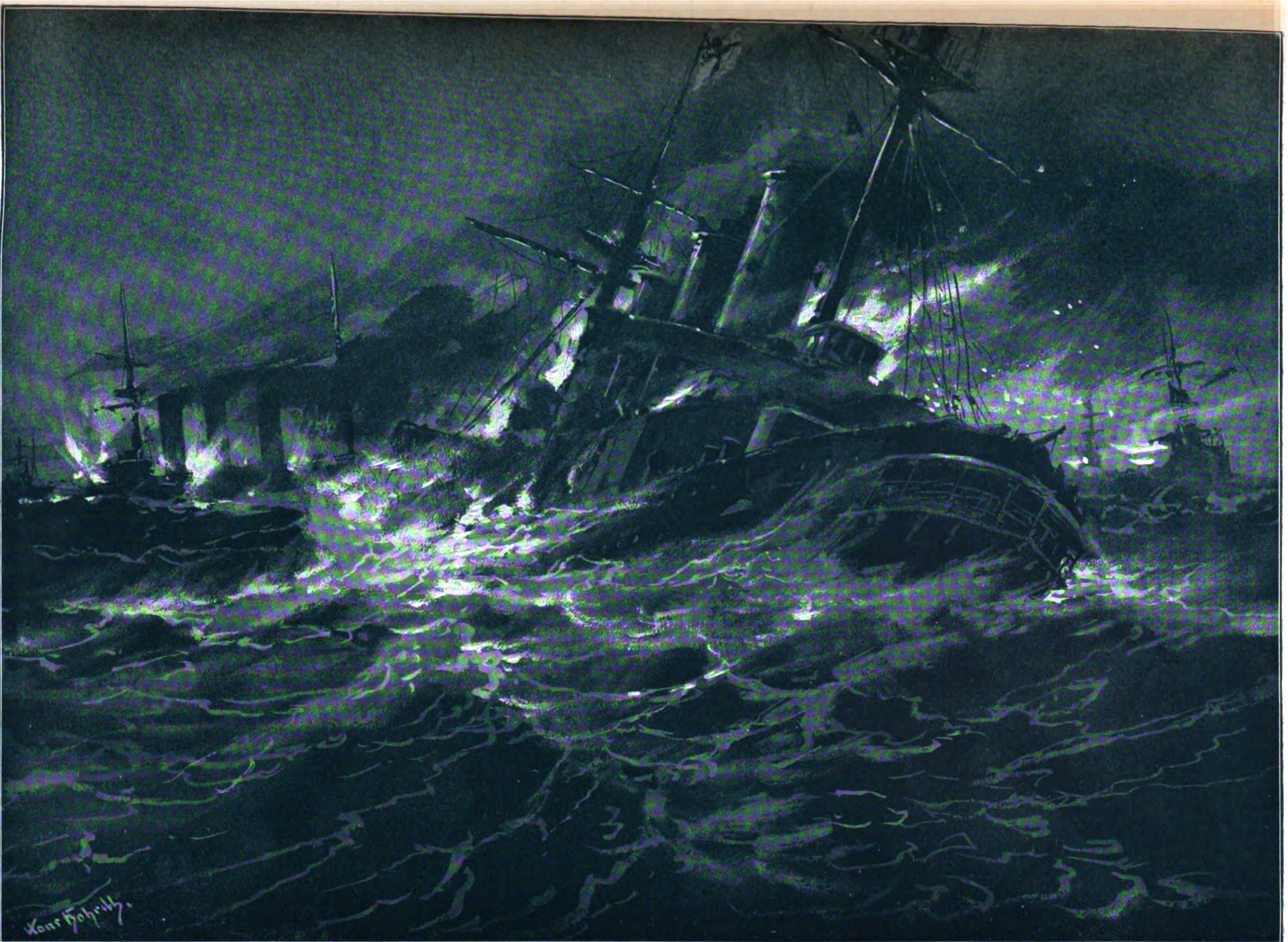
Emden.

Lief auf den Strand . . . So klang wohl der Bericht
Dem Feinde selbst nicht froh. Wenn sie noch sind,
Wie's einmal englisch war, von Well' und Wind
Gestählte Seemannsherzen — freut sie's nicht.

Das eine Schiff — und Feinde allzuviel,
Das große England wagt' es nicht allein,
Es mußten Gelbe mit im Bunde sein.
Eins gegen hundert war kein ehrlich Spiel.

Ein Schiff verloren. Und im Meere treibt,
Was Holz und Eisen war. Sein Heldentum
Und den es mitschuf — Deutschlands Seemannsruhm
Als Markstein einer neuen Zeit — das bleibt.

Ludwig Thoma (im „Simplizissimus")



Die Seeschlacht bei Coronel.

Nach einem Gemälde von Professor Hans Bohrdt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Durch die Schlacht bei Tannenberg war noch nicht ganz Ostpreußen von den Russen befreit worden; besonders im nördlichen Teile der Provinz standen noch starke russische Truppen. Generaloberst v. Hindenburg hatte zunächst dafür Sorge zu tragen, die Früchte seines großen Sieges vom 29. August sicherzustellen. Die Beute war außerordentlich groß; man brauchte nicht weniger als 1620 deutsche Güterwagen, um sie vom Kriegsschauplatz wegzubringen. Das Herz eines jeden Deutschen krampfte sich zusammen, wenn er die von den Russen verlassenen Orte durchschritt und sehen mußte, wie fürchterlich diese Banden gehaust hatten. Jetzt erkannte man erst, welches Schicksal unsere ostpreußischen Landsleute getroffen hätte, wenn das russische Joch nicht abgeworfen worden wäre. All die Verwüstungen, Plünderungen und sonstigen Greueltaten im einzelnen auszuführen, ist nicht möglich. Wir haben schon früher (Seite 158) einiges davon erwähnt. Hier sei, damit auch der Humor nicht fehle, nur noch ein Aufruf wiedergegeben, der in Willenberg in Ostpreußen nach dem Abzuge der Russen gefunden worden ist. Dieser Aufruf lautet wörtlich wie folgt:

„Aufruf!

An Euch Preußen wenden wir Repräsentanten Rußlands uns, als Herolde des vereinigten großen Slawentums mit Worten der Vernunft: Haltet ein, Ihr Unverständigen, bevor es zu spät wird! — Seht Euch um: die ganze Welt strotzt voller Waffen gegen Euch, die den Weltfrieden störten! Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch zur Gegenwehr herausgeforderten Belgier und sogar Japan — alle erheben die Waffen gegen Euch wie gegen wilde Hunnen, zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euern Überfall. — Euer Bundesgenosse Italien hat sich von Euch gewandt. — Schweres Leid schwebt über Euern Häuptern. Die slawische Lawine von Osten, die vereinigten Franzosen, Engländer und Belgier von Westen umringen Euch durch eiserne Fesseln.

Die deutsche Regierung, in blindem Eifer, betrügt ihr eigen Volk, das bereits voll Todesfurcht sich umschaut. Welche Siege sind Euer vor Lüttich? Wo die russische Revolution und Aufständigkeit? Das alles sind Utopien! In West und Ost verliert Ihr Kampf auf Kampf. — Dieses alles wird Euch streng verheimlicht. Ganz Rußland erstand wie ein Mann für die allgemeine slawische Frage und wird sein Schwert nicht niederlegen, bevor dieser Kampf bis zur Neige ausgekämpft ist. Wir bringen Euch den Zukunftsfrieden zur stillen kulturellen und produktiven Arbeit — doch werft die Waffen zur unnützen Gegenwehr von Euch, vergießt nicht Ströme unnützen Blutes.

Der Russe ist friedliebend und großmütig, und wir werden nicht Rache üben für Eure barbarischen Gemetzel in Kalisch und Czenstochau und für Eure Unterdrückungen der friedlich arbeitenden Landbevölkerung.

Wir kämpfen gegen das deutsche Heer und nicht gegen das Volk. Die in Rußland lebenden Polen sind uns slawische Anverwandte. — Seid unbesorgt! Eure Familien, Weiber und Kinder, Euer Hab und Gut sind für uns unanfaßbar — der friedliebenden Bevölkerung schlagen wir vor, sich ruhig und friedlich zu verhalten und reichen derselben unsere Hand.

Legt Eure Waffen nieder, die Euch durch Euren Staat mit Gewalt in die Hände gedrückt sind! Gebt Euch gefangen! Die Russen nehmen sich der Gefangenen freundlich an und verfahren mit ihnen konventionell milde.

Ein Gefangener ist für uns kein Feind mehr. Verwundete werden von uns nicht niedergemetzelt."

Wie schrecklich die Wirklichkeit von diesen schönen Verheißungen abstach, wissen unsere Leser bereits. Doch nicht allzulange währte es, bis Generaloberst v. Hindenburg reinen Tisch gemacht hatte. Schon am 13. September errang er wieder einen großen Erfolg. Seine Armee hatte das russische Heer in Ostpreußen nach einem mehrtägigen Kampfe abermals vollständig geschlagen. Der Rückzug des Feindes artete in Flucht aus. Über 10000 Gefangene und 80 Geschütze, ferner Maschinengewehre, Flugzeuge und Fahrzeuge aller Art fielen uns in die Hände. Die Wilnaer Armee, bestehend aus dem 2., 3., 4. und 20. Armeekorps, der 3. und 4. Reservedivision, 5 Kavalleriedivisionen, war durch diese Schlacht an den masurischen Seen und die sich daran anschließende Verfolgung vernichtet worden, ebenso hatte die Grodnoer Reservearmee, bestehend aus dem 20. und 22. Armeekorps, Rest des 6. Armeekorps und einem Teil des 3. sibirischen Armeekorps, im Gefecht bei Lyck (siehe auch Seite 198) schwer gelitten.



Phot. Sennecke, Berlin.

General v. François, Führer der achten Armee, im Gespräch mit General v. Briesen auf der Landstraße nach Grajewo in Russisch-Polen an der ostpreußischen Grenze.

Lyck ist ziemlich nahe der Grenze zwischen Marggrabowa und Johannisburg gelegen und Station an der Bahnlinie, die von Königsberg über Rastenburg nach Bialystok führt. Über diesen letzteren Ort ist das finnische Korps, das von Petersburg herangeführt wurde, befördert worden. Auffallend erscheint, daß man dieses Korps allein, ziemlich weit weg sowohl von der vom Narew aus heranziehenden russischen Armeegruppe als auch von der über Gumbinnen vorgegangenen, eingesetzt hat.

Durch die neuen Siege war die letzte Stoßkraft der russischen Nordarmee zusammengebrochen. Wie eine Dampfwalze sollten sich die Millionenheere Rußlands über die



Phot. Franz Otto Koch.

Das 34. Landwehr-Infanterieregiment rastet auf dem Marsche nach Suwalki vor einem polnischen Gehöft.

Zentralreiche stürzen, unwiderstehlich sollte ihr Gang sein, bis in Berlin das Deutsche Reich im Herzen getroffen würde — so höhnten die Neider in London, so kündeten die französischen Machthaber ihrem betrogenen Volk. Rußland selber wagte es, noch nach der Katastrophe von Tannenberg in die neutralen Länder hinauszuposaunen, der deutsche Sieg habe nur „lokale Bedeutung". Dies Gerede mußte nun verstummen und die Wahrheit sich auch im russischen Volke Bahn brechen, dem immer vorgetäuscht worden war, das russische Heer befinde sich auf dem Wege nach Berlin.

Die wuchtigen Schläge, die General v. Hindenburg, dessen Bild und Lebensabriß wir bereits auf Seite 45 und 63 brachten, gegen Rußland geführt hatte, waren dem ganzen russischen Volk so unfaßbar, daß sich um den Namen des deutschen Heerführers ein Legendenkranz wand ähnlich wie anfänglich um unsere 42-cm-Mörser. Das ging so weit, daß die Russen vielfach überhaupt nicht an das Dasein dieses Generals glaubten, sondern seinen Namen für irgendeine geheimnisvolle Schreckensmacht hielten. Russen, die in Berlin leben, waren jedenfalls durchaus nicht davon zu überzeugen, daß Hindenburg wirklich der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres sei. Mehrere Russen äußerten die Ansicht, daß es sich wohl nur um ein furchtbares Geschütz ähnlich den 42-cm-Mörsern handle, das durch seine große Gewalt diese so schreckliche Katastrophe des russischen Heeres verursacht habe. Ähnliche Auffassungen sollen russische Zeitungen gehabt haben. In diesen wurde darauf hingewiesen, daß die Deutschen angeblich unter einem General v. Hindenburg ihre Siege errungen hätten. Man brauche aber vor diesem General keine Furcht zu haben, denn das Wort Hindenburg stelle keinen Menschen dar, sondern den Schlachtruf der Ostpreußen, ähnlich wie das Hurra der anderen Deutschen. Es sei nur ein glücklicher Zufall, daß das deutsche Heer das russische besiegt habe. Mit dem Namen Hindenburg habe das aber nichts zu tun.

Auf der Verfolgung des Feindes überschritten die Unsrigen unter Hindenburg die russische Grenze und besetzten das Gouvernement Suwalki, das unter deutsche Verwaltung gestellt wurde. Am 17. September wurde die vierte finnländische Schützenbrigade bei Augustow geschlagen und beim Vorgehen gegen die Festung Osowiec die Orte Grajewo und Szczuczin nach kurzem Kampfe genommen.

Das Gouvernement Suwalki (siehe auch die Bilder Seite 198 und 201) ist ungefähr so groß wie das Königreich Sachsen. Da die Spurweite der russischen Eisenbahnen größer ist als die der unsrigen, so war es die erste Sorge unserer Pioniere, im neugewonnenen Lande die Eisenbahnverbindung mit uns herzustellen. Von den so neugeschaffenen Eisenbahnverbindungen sind von besonderer Bedeutung erstens die von Königsberg über Wirballen führende Linie Kowno—Wilna—Dwinsk nach Petersburg; diese Linie ist durch eine Bahn über Grodno—Bialystok mit Warschau verbunden. Zweitens die Linie Warschau—Lida—Polozk nach Petersburg. Drittens die Linie Warschau—Brest-Litowsk—Baranowitschi—Minsk—Smolensk nach Moskau. Außer diesen Schienensträngen laufen noch verschiedene Querverbindungen, deren wichtigste Knotenpunkte Wilna und Baranowitschi sind.

Was die Quartierverhältnisse anbetrifft, so sind ebenso wie in Polen die Ortschaften wenig geeignet zur Unterbringung von Truppen. Die ärmlichen, engen und unsauberen Hütten, von denen viele nicht einmal einen Kamin haben, werden wohl nur bei sehr schlechtem Wetter dem Biwak vorgezogen. Günstige Unterkunftsverhältnisse bieten nur die Städte und Vorstädte, sowie die vielen im Gebiete vorhandenen Kasernen.

Wie schon erwähnt, drang die siegreiche Armee des Generals v. Hindenburg gegen die russische Festung Osowiec (auch Ossowiez; siehe die Kartenskizze Seite 200) vor. Diese liegt am Bobr und bildet einen ständigen doppelten Brückenkopf, der ursprünglich aus zwei Forts mit Doppelwall, zwei Forts mit einfachem Wall, drei Batterien und auch Anschlußlinien bestand. In den letzten

Jahren wurden diese Werke erneuert und verstärkt, namentlich die Artilleriestellungen in die Intervalle verlegt, und bombensichere Unterkünfte geschaffen. Die Armierung und Besatzung des Platzes dürfte etwa 300 Geschütze und 10 000 Mann betragen. Die russische Grenze gegen Ostpreußen ist durch Flußläufe und Sumpfgebiete beschützt. Die wenigen für die Vorbewegung größerer Heeresmassen verbleibenden Übergangsstellen sind durch eine lange Reihe größerer und kleinerer Befestigungsanlagen gesperrt. Diese Befestigungen sollen nicht nur die Verteidigung der Flußläufe von Narew, Bobr und Njemen durch die Russen begünstigen, sondern es diesen auch ermöglichen, jederzeit gegen die deutsche Grenze vorzubrechen. Die Befestigungslinie reicht von der starken Gürtelfestung Nowo-Georgiewsk an der Weichsel bis Kowno am Njemen. Zwischen diesen beiden Flügelstützpunkten liegen zahlreiche weitere Befestigungen, darunter Osowiec.

Nach kurzer Rast nahm der Vorstoß der Unsrigen seinen Fortgang. Nun mußten die Russen wohl an die Existenz Hindenburgs glauben. Als ungefähre Marschrichtung wurde in Aussicht genommen: Lomsha, Bialystok, Grodno, Otany, Olita, Kowno, Ponewjez, Schawli und Moschejki. Neben dem militärischen Vordringen wurde auch die Zivilverwaltung in den eroberten Gebieten nicht vernachlässigt. Überall wurden Zivilgouverneure eingesetzt, die tatkräftig für Ordnung sorgten. In Czenstochau, wo schon im August deutsche Truppen eingezogen waren, verkündete folgender Maueranschlag die deutsche Herrschaft:

„Im Auftrag des stellvertretenden Generalkommandos habe ich am heutigen Tage die Verwaltung des Kreises Czenstochau übernommen.

v. Kries, Königlicher Landrat."

Und wie die übrigen der in Rußland eingesetzten Zivilgouverneure ihre Aufrufe erließen, um Ordnung und Verkehr wieder herzustellen, so hatte auch Generalleutnant v. Morgen, der Sieger von Lyck, einen militärischen Aufruf ergehen lassen, der folgendermaßen lautete:

„Proklamation.

Einwohner der Gouvernements Lomsha und Warschau!

Die russische Narewarmee ist vernichtet. Über 100 000 Mann mit den kommandierenden Generalen des 13. und 15. Armeekorps sind gefangen, 300 Geschütze genommen worden. Die russische Wilnaarmee unter General Rennenkampf ist im Rückzuge in östlicher Richtung. Die österreichischen Armeen sind im siegreichen Vorrücken von Galizien her. Die Franzosen und Engländer sind in Frankreich vernichtend geschlagen worden. Belgien ist unter deutsche Verwaltung getreten. Ich komme mit meinem Korps als Vorhut weiterer deutscher Armeen und als Freund zu Euch. Erhebt Euch und vertreibt mit mir die russischen Barbaren, die Euch knechteten, aus Eurem schönen Lande, das seine politische und religiöse Freiheit wiedererhalten soll. Das ist der Wille meines mächtigen und gnädigen Kaisers. Meine Truppen sind angewiesen, Euch als Freunde zu behandeln. Wir bezahlen, was Ihr uns liefert. Von Euch und Eurer bekannten ritterlichen Gesinnung erwarte ich, daß Ihr uns als Verbündete gastfreundlich aufnehmt.

Generalleutnant v. Morgen.

Gegeben im Königreich Polen im September 1914."

* * *

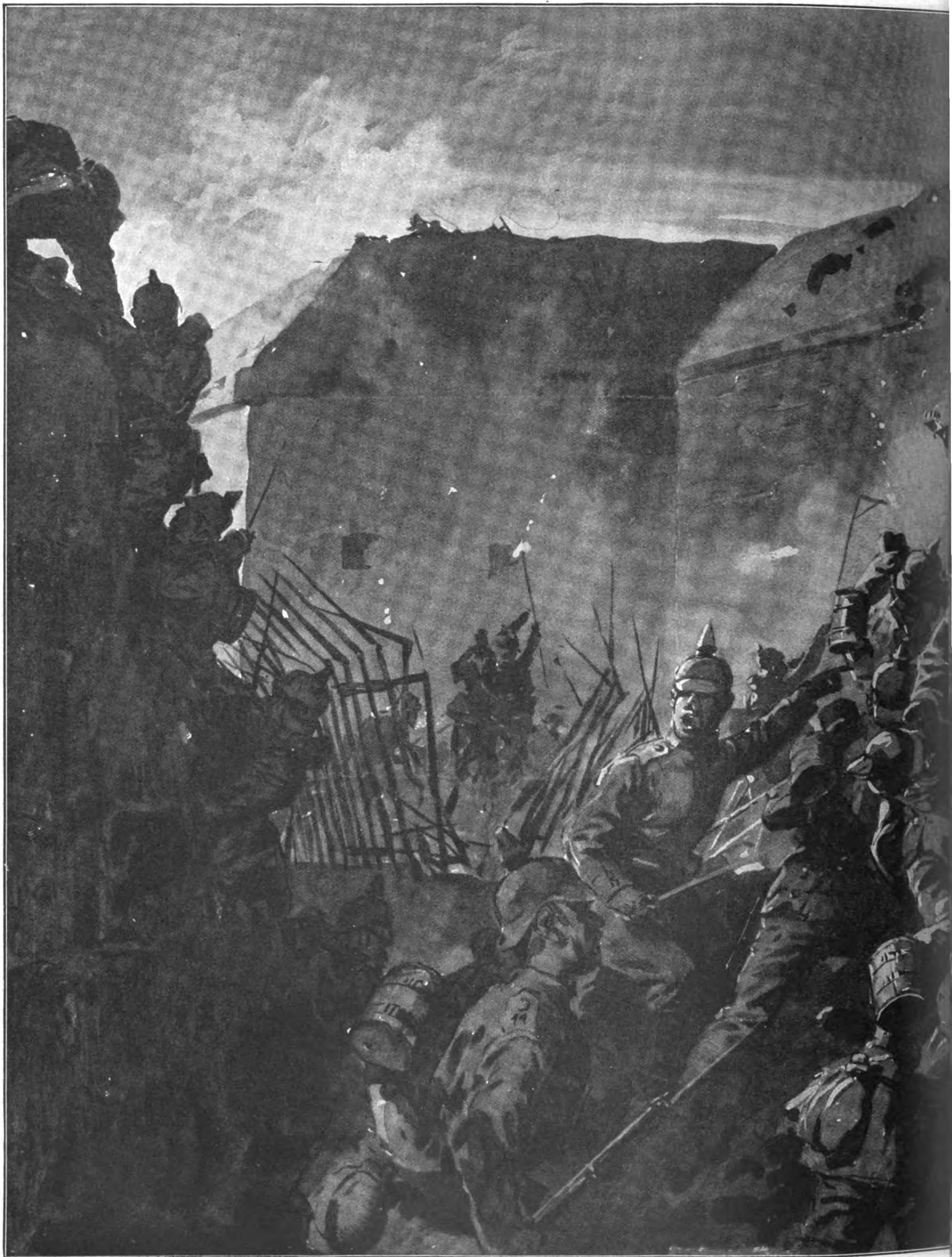
Erst mehrere Tage nach der Räumung Lembergs erfuhr man, welche russischen Streitkräfte in den letzten Wochen sich an den galizischen Kämpfen beteiligt hatten. Hiernach sollen auf russischer Seite ungefähr 560 000 Mann Infanterie und 40 000 Reiter, ungefähr 1500 Maschinengewehre und mehr als 2000 Geschütze an den Kämpfen teilgenommen haben. Das ist eine gewaltige Streitmacht, zumal diese Ziffern eher zu niedrig und die technischen Truppen, die schwere Artillerie, der Train usw. überhaupt nicht geschätzt sind. Mindestens die Hälfte wurde unter großen Verlusten zurückgeworfen.

Mit der Räumung von Lemberg haben jedoch die Kämpfe zwischen den Österreichern und Russen nicht aufgehört, sie tobten vielmehr in dem Raume von Lemberg in unverminderter Heftigkeit fort. Der Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen, deren Schneidigkeit bewundernswert war, machte große Fortschritte. Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph erhielt auf diesen Schlachtfeldern am 10. September die Feuertaufe. Während der Kämpfe waren auch Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich mit seinem Generalstabschef, General der Infanterie Freiherrn Konrad v. Hötzendorf auf dem Schlachtfelde. Am 11. September erzielte der aus ungarischen Truppen



Phot. Franz Otto Koch.

Der Eingang zu dem Dorfe Filipowo in Russisch-Polen. Im Vordergrunde Mannschaften vom 3. Landsturmbataillon.



Erstürmung des Fo

Nach einer Originalzeichnun



ng des Forts Camp des Romains.

iginalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.


Photo-Union, Berlin.

Ostpreußische Landsturmpatrouille, die sich zum Schutz gegen die Kälte mit Decken versehen hat.

bestehende rechte Flügel bei Lemberg einen großen Erfolg. Die Österreicher bei Rawaruska waren jedoch von großen Massen russischer Truppen bedroht und vermochten deshalb die bisherigen Erfolge nicht auszunützen; ihr Vorstoß kam zum Stehen. Die Lage wird durch folgende interessante Einzelheiten beleuchtet. In der Armee Auffenbergs mußte zweimal der Befehl zum Rückzug gegeben werden; an den ersten Befehl wollten die Truppen gar nicht glauben, weil sie die Ursache des Rückzuges nicht einsehen konnten. Seit Wochen im Kampfe, waren die Truppen ständig siegreich vorgedrungen, hatten Gefangene gemacht, Geschütze erbeutet und die Russen zurückgeworfen. So konnten sie nicht begreifen, daß die strategische Lage zum Rückzug zwang. Und doch machte die ungeheure russische Übermacht eine Rückwärtsbewegung und Neuordnung der Kräfte nötig. Das siegreiche Vordringen Dankls mußte also eingestellt werden, und auch die Armee Auffenbergs konnte ihre Aufgabe nicht beenden. Es nützte nichts, daß die Österreicher und Ungarn den Russen fürchterliche Verluste beibrachten. Wie die Soldaten erzählten, sind für zehn Russen, die man niedergeschossen hatte, zwanzig wieder in die Reihen getreten. Unwiderstehliche Begeisterung riß die östereichisch-ungarischen Truppen aber immer wieder zu neuen Angriffen hin. Völlig unerschüttert rückten sie schließlich in Verteidigungstellung, und an dieser Erzwand mußte die russische Flut zerschellen.

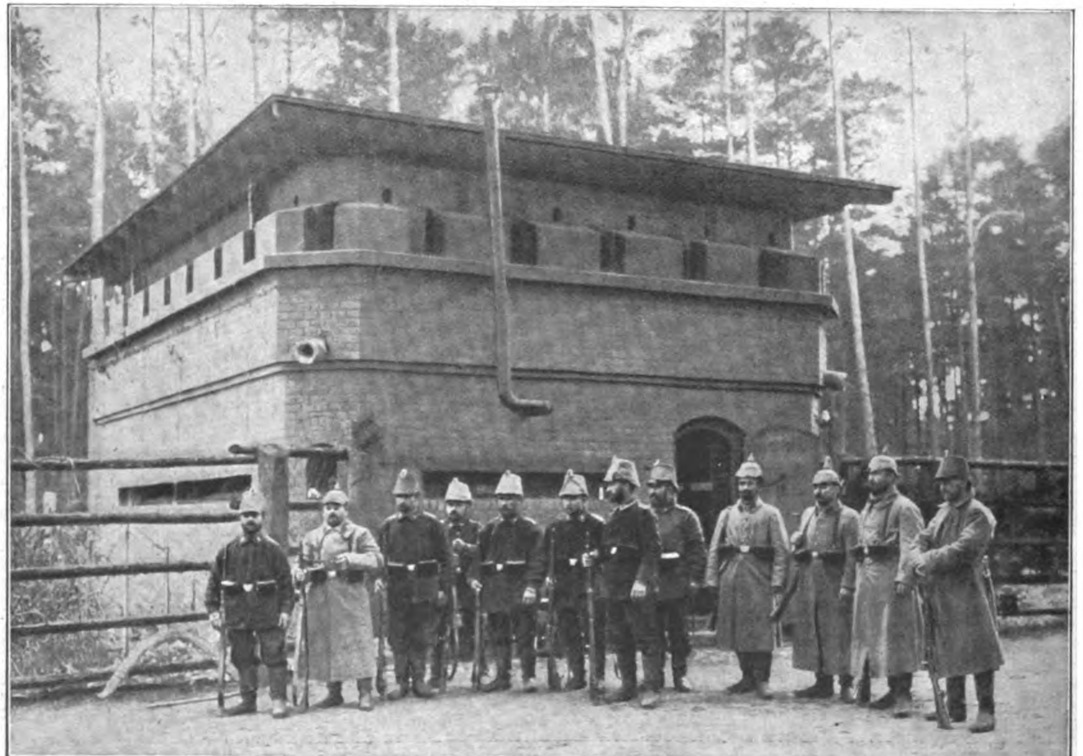
Über das Ergebnis dieser heißen Kämpfe gibt folgende amtliche Meldung vom 13. September Aufschluß:

„In der Schlacht bei Lemberg gelang es unseren an und südlich der Grodeker Chaussee angesetzten Streitkräften, den Feind nach fünftägigem harten Ringen zurückzudrängen, an 10 000 Gefangene zu machen und zahlreiche Geschütze zu erbeuten. Dieser Erfolg konnte jedoch nicht vollständig ausgenützt werden, da unser Nordflügel bei Rawaruska von großer Übermacht bedroht ist und überdies neue russische Kräfte gegen die Armee Dankls wie auch in dem Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfeld von Lemberg vordrangen. Angesichts der sehr bedeutenden Überlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einem guten Abschnitt zu versammeln und für weitere Operationen bereitzustellen.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Hoefer, Generalmajor."

Grodek, eine Stadt von 12 000 Einwohnern, liegt 30 Kilometer südwestlich von Lemberg, an der Bahn Krakau—Lemberg. — Rawaruska mit 9000 Einwohnern liegt an der in den Bug fließenden Bata und an den Linien Jaroslau—Sokal und Lemberg—Belzek.

Die Schlacht war äußerst mühselig und verlustreich. Das Gelände, wo eine Erdwelle der anderen folgt, bot dem weichenden Gegner immer neue Deckung, aus der er in längerem Feuergefecht erst wieder geworfen werden mußte. Ein Teil des rechten Flügels der österreichisch-ungarischen Truppen errang 25 Kilometer südlich der Strecke Lemberg—Grodek (siehe die Karten Seite 63 und 231) bei Dorfeld bedeutende Erfolge. Inzwischen hatte sich aber die


Photo-Union, Berlin.

Blockhaus an der deutsch-russischen Grenze, in dem eine Landsturmwache untergebracht ist.

Lage auf dem anderen Flügel zuungunsten der Österreicher verändert. Einen Hauptanteil daran hatte die Abänderung der Einmarschlinie der aus dem Gebiet von Zamosc heranrückenden Armee Auffenberg, die sich nach anfänglichen Erfolgen bald durch den immer stärker werdenden Feind bedroht sah. Ebenso erging es der Armee Dankl vor Lublin: auch sie sah sich wachsenden russischen Streitkräften gegenüber, die namentlich in der Artillerie sehr überlegen waren, und mußte sich deshalb zurückziehen. Unter diesen Umständen konnte auch die Hauptarmee ihren Erfolg, der ihr 10 000 Mann Gefangene und zahlreiche Geschütze eingebracht hatte, nicht voll ausnützen, sondern mußte ebenfalls den Rückzug antreten, um sich an anderer günstigerer Stelle neu zu sammeln. Dieser Ausgang war, wie gesagt, einzig eine Folge der großen Überzahl der Russen, die 17 Divisionen mehr hatten als die österreichisch-ungarischen Truppen und besonders in der Artillerie weit stärker waren. Dazu kam, daß die Russen während der Kämpfe immer frische Nachschübe erhielten, während die österreichisch-ungarischen Truppen drei Wochen lang ununterbrochen Märsche und verlustreiche Kämpfe hatten und auch nachts beunruhigt wurden. Ihre Verluste in diesen Kämpfen waren sehr bedeutend. Einige Regimenter sollen sämtliche Offiziere verloren haben. Aber die Russen wurden doch noch stärker mitgenommen.



Phot. E. Frankl, Berlin.

Wasserschöpfen an einem galizischen Brunnen für die große Wäsche.

Diese Meldungen über die Kämpfe im Raume von Lemberg finden ihre Bestätigung und Ergänzung in einem zusammenfassenden amtlichen Bericht, der in Wien am 15. September ausgegeben wurde. Er lautet:

„Der Sieg an der Huczwa hat eine Kriegslage geschaffen, die es ermöglichte, zu einem Angriff gegen die in Ostgalizien eingebrochenen sehr starken russischen Kräfte vorzugehen. In Erkenntnis der Notwendigkeit, unsere nach den Gefechten östlich von Lemberg zurückgegangene Armee zu unterstützen, erhielt die in der Schlacht bei Komarow siegreich gewesene Armee den Befehl, gegen den geschlagenen Feind nach kurzer Verfolgung nur untergeordnete Kräfte zurückzulassen, ihr Gros aber im Raume Narol—Uhnow zur Vorrückung in der ihrer bisherigen Angriffsrichtung fast entgegengesetzten Richtung Lemberg zu gruppieren, was schon am 4. September durchgeführt war.

Die Russen schienen nach dem Einzuge in die ihnen kampflos überlassene Hauptstadt Galiziens einen Flankenstoß in der Richtung auf Lublin vorzuhaben, wobei sie unsere hinter die Grodeker Teichlinie zurückgeführte Armee wohl vernachlässigen zu können glaubten. Indessen stand diese Armee bereit, in die zu erwartende Schlacht unserer nun von Norden gegen Lemberg anrückenden Armeen einzugreifen. Am 5. September war die letzte Heeresgruppe bereits über die Bahnstrecke Rawaruska—Hornyiec hinausgelangt. Sich weiterhin mit dem linken Flügel in dem Raume von Rawaruska behauptend, schwenkte sie mit dem rechten am 6. September bis Kurnicki ein und trat am 7. September in einen ernsten Kampf gegen starke, nordwärts vorgeschobene feindliche Kräfte.

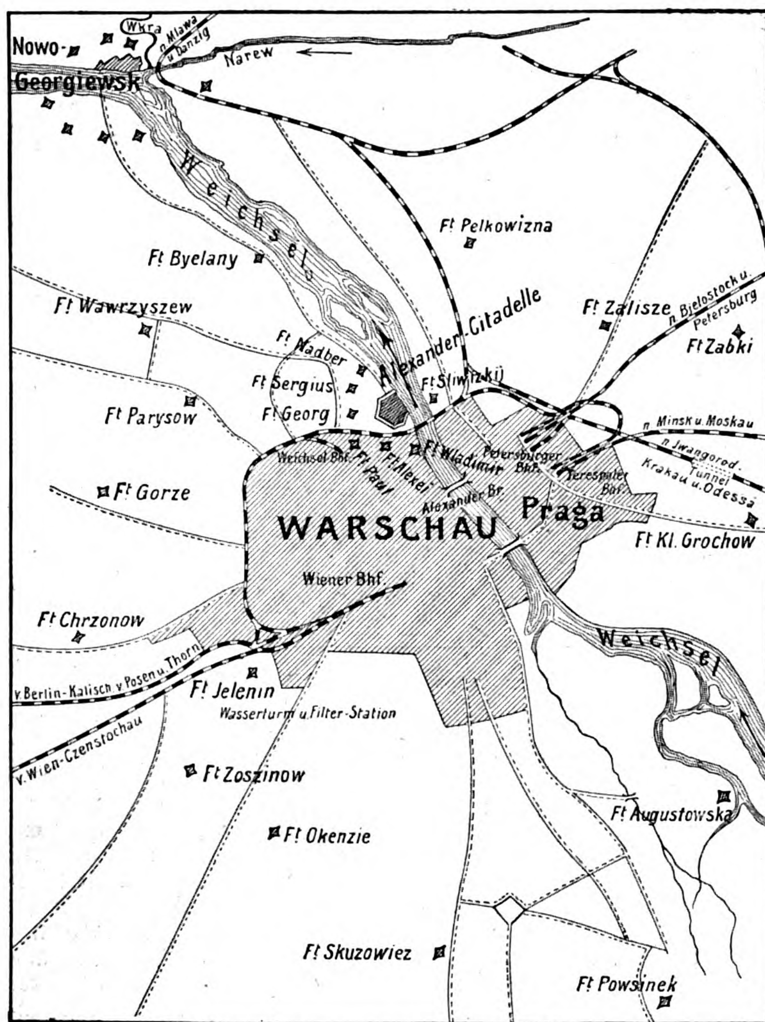
Mit Tagesanbruch des 8. September begann auf der 70 Kilometer breiten Front Komarow—Rawaruska unser allgemeiner Angriff, der bis zum 11. September durchaus erfolgreich war und namentlich am südlichen Flügel bis nahe Lemberg herangetragen wurde. Trotz dieser Erfolge wurde es notwendig, eine neue Gruppierung unseres Heeres anzuordnen, weil sein Nordflügel bei Rawaruska bedroht war und frische, weit überlegene russische Kräfte sowohl gegen die vorwärts Krasnik kämpfende Armee, als auch im Raume zwischen dieser und dem Schlachtfelde von Lemberg vorgingen.

In den schweren Kämpfen östlich Grodek am 10. September waren die Erzherzoge Armeeoberkommandant Friedrich und Karl Franz Joseph bei der dort angreifenden Division. Wie in allen bisherigen Schlachten und Gefechten, haben unsere braven, nun schon seit drei Wochen ununterbrochen kämpfenden Truppen auch vor Lemberg ihr Bestes ge-



Phot. E. Frankl, Berlin.

Österreichisch-ungarische Soldaten in Galizien beim Wäschereinigen.



Plan der Festung Warschau mit Umgebung.

leistet und ihre Bravour und Tüchtigkeit abermals erwiesen. In der fünftägigen Schlacht hatten beide Teile schwere Verluste; namentlich bei Rawaruska wurden mehrere Nachtangriffe der Russen blutig abgewiesen. Gefangene Russen, darunter viele Offiziere, wurden wieder in Massen eingebracht.

Aus den Ausweisen unserer leitenden Etappenbehörde geht hervor, daß bisher 41 000 Russen und 8000 Serben ins Innere der Monarchie abgeschoben worden sind. Bisher wurden über 300 Feldgeschütze im Kampfe erobert. Zusammenfassend kann hervorgehoben werden, daß unsere Armee bisher in tätigster Weise und heldenmütigstem Kampfe dem numerisch überlegenen, tapferen und hartnäckig kämpfenden Feinde erfolgreich entgegentreten konnte.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Hoefer, Generalmajor."

Ein hübsches Bild aus der zweiten Schlacht bei Lemberg entwirft ein Mitglied des freiwilligen Motorfahrerkorps. Dieser Krieger hatte einen Befehl für die Kampflinie zu überbringen. Am Abend des 10. September entledigte er sich seines Auftrages. Er schildert seine Erlebnisse wie folgt:

„Ich erhielt den Befehl, am nächsten Tage mit einer Sanitätskolonne unter Mitnahme meines Motorrades zurückzukehren. Doch eben, als ich gegen drei Uhr früh in meinem immerhin weichen Sandlager den so oft gestörten Schlaf in längeren Portionen genießen wollte, erscholl der Befehl zum Vorrücken. Im Nu war alles marschbereit; da ich meine Sanitätskolonne nicht fand, schloß ich mich, wie ich war, im Lederrock des Motorfahrers, mit dem Karabiner auf dem Rücken, der nächsten Infanterietruppe an. Wir gelangten bald auf festen Boden und waren froh, dem Waten im Sande entronnen zu sein. Immer ging es nordostwärts, zweimal überschritten wir einen Bahndamm. Bald waren wir in der Nähe einer anscheinend größeren Ortschaft, wo ich eine riesige Masse Kavallerie und viele Geschütze warten sah. Weiter ging es, jetzt genau östlich, der Boden war hier bald sumpfig, bald staubig, viele nasse Gräben durchzogen ihn. Eben als die ersten Strahlen der Sonne über die Wolken huschten, fiel in der Ferne der erste Schuß, von uns kaum beachtet; bald jedoch mehrten sich die Schüsse, das Gefecht wurde allgemein. Wir hatten uns längst in Gefechtsformation aufgelöst, ich lag zwischen zwei braungebrannten Bosniaken in einer Furche des Stoppelfeldes. Meine langen Nachbarn feuerten bedächtig Schuß auf Schuß gegen einen Feind, den ich mit meinen Büromenschenaugen durchaus nicht zu erspähen vermochte. Schon überlegte ich eine Anfrage an einen meiner beiden Grabengenossen, als ich endlich im Lichte der inzwischen höher steigenden Sonne das Blitzen der feindlichen Bajonette bemerkte. Jetzt sah ich auch nach und nach die kaum merkbaren Erhöhungen, von denen jede einen Russenschädel bedeutete, und konnte mich mit meinem Karabiner betätigen. Als wir dann, es mochte so gegen neun Uhr vormittags sein, zwischen den Obstbaumgruppen aus der Umgebung des Dorfes auf ein schier endloses Stoppelfeld mit zahllosen Getreide-,Mandeln' hinauskamen, da prasselte es plötzlich mit greulichem Getöse los. Wir waren anscheinend zum Zielpunkt einer größeren Anzahl feindlicher Geschütze ausersehen worden. Das Lärmen übertönte jedes Kommandowort, nur durch Beispiel und Zeichen lenkten die Führer. Alles, was ich seit dem ersten Schuß in diesem Gefechte erlebt hatte, tritt weit in den Schatten vor der grausigen Gewalt dieses Artilleriefeuers.

Ich sehe noch den einige Meter in die Luft geschleuderten Körper eines Infanteristen, der von einer Granate unmittelbar getroffen worden war, und den blendenden Blitz der Explosion eines Hohlgeschosses zwischen den Beinen eines Husarenpferdes. Roß und Reiter verschwanden mit dem Knall, buchstäblich in tausend Stücke zerrissen. Welch



Eine Straße in Sosnowice an der polnisch-galizischen Grenze. Photothek, Berlin.



Die Wiedererstürmung der Höhe Magiera durch die österreichisch-ungarischen Truppen am 20. Oktober 1914. Die Tiroler Landesschützen zeichneten sich hierbei durch einen Heldenmut ohnegleichen aus und lösten eine Aufgabe, die drei Regimentern gestellt war.

Nach einer Originalzeichnung von Richard Aßmann.

ungemeinen Einfluß das Verhalten des Führers in einem solchen Augenblick auf die Truppe hat, wird mir klar, wenn ich daran zurückdenke, wie sich die Soldaten, ich mitten unter ihnen, blindlings an den nächsten Offizier anschlossen, die Augen starr nach vorn gerichtet, in allem seinem Beispiel folgend. Ich muß sagen, daß unsere Verluste auch jetzt nicht so groß waren, wie die Übermacht des gegen uns losgelassenen Granatfeuers vielleicht hätte erwarten lassen. Erst als mit sausendem Pfeifen die tückischen Schrapnelle herangeflogen kamen, gab es der Toten und Verletzten nach manchem Schuß eine erschreckliche Anzahl. Kam so ein Geschoß mit dem charakteristischen Ton heran, so nahm ein jeder möglichst Deckung, ich nicht minder, ohne Rücksicht auf die scharfen Stoppeln, die mich jämmerlich zerkratzten. Ob unsere eigene Artillerie unser Vordringen unterstützte, bemerkte ich nicht; später sah ich allerdings ihre treffliche Arbeit. Meine Nachbarn hatte ich schon längst gewechselt, jetzt lagen rote und grüne Aufschläge neben mir, als es endlich zum Sturm ging. Bei dem rasenden Wettlauf gegen die feindliche Stellung blieb ich gegen meine langbeinigen Kampfgenossen im Nachteil, und als ich auf die russische Brustwehr hinaufstieg, war die Arbeit schon getan. Ein rasendes Feuer knatterte hinter den Zurückgehenden her. Mit diesem Erfolg war unsere Aufgabe aber gelöst.

Das feindliche Artilleriefeuer verzog sich langsam und uns blieb es überlassen, unser Mittagsmahl, durch die russische Brustwehr gedeckt, zu halten. Unsre Stimmung war dabei vorzüglich. Ich konnte nachher auch den Bau der Deckungen untersuchen. Da sah ich, daß die Brustwehren aus einer Art Lehmbrei, untermischt mit kurzgeschnittenem Stroh, zusammengeklebt waren. Die Masse, einmal hart, ist für Infanteriegeschosse undurchdringlich. Unsere Granaten aber hatten sich die Russen herausgeholt. Wo ich einen der bekannten, von den Hohlgeschossen gerissenen Krater im Boden sah, lagen sie manchmal zu dreien und vieren in weitem Umkreis, wie sie die Macht der Explosion aus der Deckung herausgeschleudert hatte. Unsere Sanitätsoldaten waren mittlerweile herangekommen und hatten ihr Werk aufgenommen. In dieser verhältnismäßig bequemen Stellung blieben wir bis vier oder fünf Uhr nachmittags, wobei wir nur zweimal den Besuch von kleineren Kosakenabteilungen erhielten.

Endlich hieß es: ‚Zurück‘! Wir legten die heute vormittag durchmessene Strecke nunmehr viel rascher zurück und hatten bald das bereits erwähnte Stoppelfeld erreicht. Von hier ging es mehr in südlicher Richtung weiter. Der Feind, der das Verlassen unserer Stellungen wohl bemerkt hatte, drängte auf einmal kräftig nach, und wir bezogen, gedeckt von zwei Maschinengewehren, eine Abwehrstellung auf der Krone des gestern überschrittenen Bahndammes. Eben hatte ich mich einigermaßen an das ganz unglaublich nervenerregende Feuer der beiden Gewehre zu gewöhnen begonnen, als sie mangels Kühlwasser und Munition ihre Arbeit einstellten. Also ‚Abmontieren und unter Teilbedeckung zurück!‘ Als wir eben eine breite, sumpfige Stelle überwunden hatten, ereilte mich ein niedrig gehendes Schrapnell in Gestalt zweier tiefer Streifschüsse am Oberarm. Die Wunde, die stark blutete, wurde mir sofort von Kameraden verbunden, und nach glücklichem Eintreffen im Feldspital war ich einer der ersten, die über Budapest die Reise nach der Heimat zur Ausheilung antreten konnten."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Unser Seesieg bei Coronel.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie das Bild und die Karte Seite 355.)

In der richtigen Annahme, daß die Engländer nach den für ihren Handel und ihr Ansehen so verderblichen Fahrten unserer kleinen Kreuzer starke Kräfte aufbieten würden, um alle die hohe See noch haltenden deutschen Schiffe unschädlich zu machen, hatte der Chef des Kreuzergeschwaders, Vizeadmiral Graf v. Spee (siehe das Bild Seite 355), die Vereinigung seiner Schiffe mit den an der Westküste Südamerikas befindlichen angestrebt, um diese zu decken und mit größerer Macht dem auf der Lauer liegenden Gegner die Spitze bieten zu können. Nach glänzender Durchführung dieses Sammelns sichtete das aus den großen (Panzer-) Kreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau", sowie den kleinen Kreuzern „Nürnberg", „Dresden" und „Leipzig" bestehende deutsche Geschwader am Sonntag, den 1. November, abends sechs Uhr bei Nordsturm und hoher See nahe der Insel Santa Maria, 60 Kilometer vom chilenischen Hafen Coronel entfernt, die in Kiellinie fahrenden englischen Panzerkreuzer „Good Hope" und „Monmouth", den kleinen Kreuzer „Glasgow" sowie den Hilfskreuzer „Otranto", unter dem Befehl des Admirals Craddock. Wie mögen die Unseren da gejubelt haben! Bot sich ihnen doch zum erstenmal die Gelegenheit, sich in einem größeren Verbande mit Schiffen der größten Flotte der Welt in offener Seeschlacht zu messen!

Auf deutscher Seite bestand nur auf große Entfernung eine beträchtliche Feuerüberlegenheit, da jedes der Schwesterschiffe „Scharnhorst" und „Gneisenau" acht 21-cm-Geschütze führt, denen zwei 23,4-cm der „Good Hope" gegenüberstanden. Dagegen hatten die Engländer mit sechzehn 15-cm-Geschützen der „Good Hope", vierzehn 15-cm des „Monmouth" und zwei 15-cm der „Glasgow" — die Bestückung des „Otranto" ist unbekannt — gegenüber den je sechs gleichkalibrigen Geschützen der beiden deutschen Panzerkreuzer eine weit stärkere Mittelartillerie. Die zahlreicheren 10,5-cm-Geschütze unserer kleinen Kreuzer (32 gegen 15) kamen für den Hauptkampf nicht in Betracht, da sie auf die eingehaltene Gefechtsentfernung gegen Panzerziele keine Wirkung ausüben können.

Der deutsche Admiral wählte sehr geschickt die Westseite, bei der seine Geschütze die Sonne im Rücken hatten, und eröffnete schon auf 9000 Meter das Feuer, dieses auf den stärksten der Gegner, das Flaggschiff „Good Hope", vereinigend, das schon nach kurzer Zeit kampfunfähig war und sank. Nun ereilte den „Monmouth" ein gleiches Geschick! Er, dessen Geschütze erst bei 6000 Meter gegen leichte Panzerziele wirken konnten, war bald derart zerschossen, daß das Wasser in Strömen eindrang und die See ihn verschlang. Die „Glasgow" und der „Otranto" sind, dank ihrer überlegenen Geschwindigkeit, entkommen. Ersterem Schiff gelang es, mit fünf Schußlöchern den Hafen von Rio de Janeiro zu erreichen, während über den Verbleib des „Otranto" nichts bekannt wurde. Vielleicht ist auch er schwer beschädigt untergegangen.

Im Verlauf einer Stunde war alles vorüber! Das englische Geschwader bestand nicht mehr, während die deutschen Schiffe nur unbedeutende Beschädigungen und geringe Mannschaftsverluste erlitten hatten.

Die russischen Festungen.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

(Hierzu der Plan von Warschau Seite 352.)

Das einheitlich angelegte, ziemlich ausgedehnte Befestigungsnetz Rußlands schließt sich, der Topographie Polens folgend, an das Flußnetz an und zeigt, wie das Stromgebiet, drei verschiedene Gruppen.

1. Die Linie des Njemen. Sie verläuft ziemlich parallel der Ostgrenze von Ostpreußen, von Norden nach Süden, 60 Kilometer östlich der ersteren, dem Flußlauf folgend; der nördlichste Stützpunkt ist die Festung erster Klasse Kowno, an der Einmündung der Wilja (siehe die Karte Seite 16). Für diese ziemlich modern ausgebaute Stromfestung sind wohl von vornherein besondere Besatzungstruppen ausgeschieden worden. Südlich anschließend decken zwei Brückenköpfe den Stromübergang: Olita, das die Eisenbahnbrücke nach dem von uns besetzten Suwalki deckt, und Merec, ohne besondere Bedeutung. Den Südpfeiler dieser Front bildet das ziemlich starke Grodno, das im Frieden schon ein großes Heerlager ist. Es deckt, hart am Flusse gelegen, die zwei wichtigen Bahnübergänge Petersburg—Warschau und Grodno—Suwalki—Olita. Letztere Bahnlinie ist in Form eines Kreises angelegt, dessen äußerster westlicher Punkt in Suwalki liegt; sie streift längs der Grenze entlang, ohne sie (echt russisch) an irgendeinem Punkte zu berühren.

Westlich anschließend, und ziemlich parallel laufend mit der Südgrenze, stoßen wir auf

2. die Linie des Narew, die auch das Flußgebiet des Bobr und des Bug umfaßt. Sie hält sich 60—100 Kilometer von der Grenze entfernt und sollte sowohl ein offensives Vorgehen erleichtern, als anderseits gegen ein Vorgehen aus Ostpreußen einen Rückhalt bieten. Tatsächlich fand ja auch der Aufmarsch der Armee Samsonow hinter dieser Linie statt und verlieh ihr den Namen einer Narewarmee, der ihr nach der Flucht bei Tannenberg in der Kriegsgeschichte in nicht gerade rühmlicher Form anhaften wird.

Auf dieser Front finden sich die befestigten Plätze Lomsha, das die Narewbrücke einer Straße sperrt, (siehe die Karte Seite 16 und die Skizze Seite 51), Ostrolenka als Bahnknotenpunkt, Rozan und Pultusk; letztere drei nur Brückenköpfe aus Erdwerken ohne Wert. Die Narewarmee ist nach ihrem Auftreten in den masurischen Sümpfen nicht mehr vorhanden; ihre wenigen abgesplitterten Teile sind hinter die Wälle von Lomsha und Ostrolenka geflüchtet.



Vizeadmiral Graf v. Spee,
der Chef des deutschen Kreuzergeschwaders, das an der chilenischen Küste ein englisches Geschwader vernichtete.

Zwischen hier und dem Befestigungsgebiet des Njemen, nach Grodno zu, klaffte eine breite Lücke, die der Flußlauf des Bobr gegen unsere Grenze hin abschließt. Diese Öffnung zu decken, führte zur Anlage der Festung von Osowiec, auch Goniondz genannt. Die ostpreußische Seenplatte setzt sich in den Gouvernements Lomsha und Suwalki fort und bannt die Operationen auf wenige Straßen, die durch befestigte Anlagen gedeckt sind. Der ziemlich modern gehaltene Sperrpunkt Osowiec beherrscht den Bobrübergang und die Bahnlinie Lyck—Grajewo—Bialystok. Der Fluß ist hier 50 Meter breit, das südliche Ufer überhöht das nördliche, was ein Vorzug genannt werden muß; auf jedem Ufer liegen zwei Forts und einige kleinere Anschlußwerke.

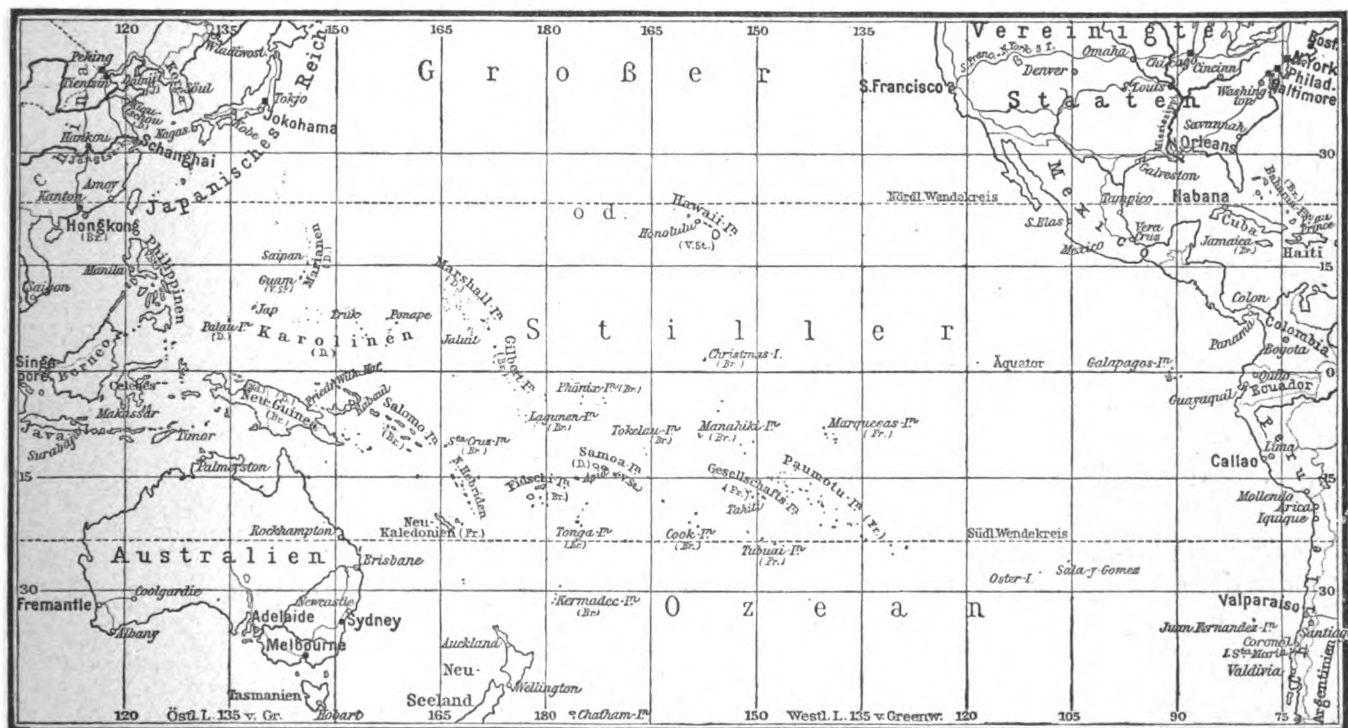
Den linken Flügel bildet

3. das befestigte Lager von Warschau. Dieser ziemlich großzügig gedachten, aber nicht streng durchgeführten Anlage galt jahrzehntelang das ganze Interesse des russischen Generalstabs und in den letzten Zeiten auch das der — französischen Regierung. Wir wissen, daß die Weichsellinie als das Aufmarschgebiet der russischen Armee gegen Deutschland in Aussicht genommen war. Zu diesem Zweck verwandte man einige Sorgfalt auf die Vervollkommnung der Werke; dann kam das Bedenken, daß man nicht rechtzeitig fertig werden würde, und so legte man den Aufmarsch zurück. Seit Herrn Poincarés Präsidentschaft wurde man wieder kühner und — schwankte! Man half sich und marschierte vor der Kriegserklärung in aller Ruhe auf. Das war das bequemste und sicherste; wieder echt russisch!

Die Anlagen bei Warschau bestehen aus drei Festungen, die, räumlich nahe, sich in ihrer Wirkung gegenseitig unterstützen (Lagerfestung). Sierok-Zegreze (Segrshe, siehe Kartenskizze Seite 51) an der Einmündung des Bug hat neue Forts erhalten. Wichtiger ist Nowo-Georgiewsk (siehe auch den Plan Seite 352); 1807 von Napoleon I. angelegt, beherrscht es die Einmündung des Bug-Narew in die Weichsel. Hier ist in den letzten Jahren viel getan worden; ein bestehender Fortsgürtel soll Erweiterungen erfahren haben. Dieser Platz verdient also Beachtung. Warschau hat auf dem linken Ufer achtzehn Werke, zum Teil modernisierte.

Diese große, wenn auch nicht allzu starke Lagerfestung bildet den rechten Stützpunkt der Weichselfront, während die linke Flanke durch Iwangorod geschützt ist; auch hier soll der Fortsgürtel modernisiert worden sein. Von diesem nicht unwichtigen Platze geht die Bahn südwestlich zur Dreikaiserecke nach Myslowitz über Radom, Bzin, Kjelzy, alles Orte, die den Vormarsch der Armee Dankl in vorteilhafte Erinnerung bringen; östlich geht die Bahn nach Brest. Die Gegend findet in der Lysa Gora einen wichtigen Abschnitt; sonst ist hier natürlich Flachland. Die polnische Eisenindustrie hat hier große Werke von Weltruf (Ostrowec).

Der Zentralpunkt des ganzen, auf breitem Raum verteilten Befestigungssystems Westrußlands liegt in Brest-Litowsk (siehe Karte Seite 16). Dieser weite, am Bug gelegene befestigte Platz deckt die drei Brücken und die wichtige Eisenbahn Moskau—Warschau, erhebt aber nicht den Anspruch, ein Werk ersten Ranges im modernen Sinne zu sein.



Zum Seesieg bei Coronel: Das Wirkungsfeld unserer Kreuzer im Stillen Ozean.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Eine Abteilung deutscher Soldaten am Strande von Ostende.

Der Sturm auf Dixmuiden.

(Hierzu das Bild Seite 357.)

Die Kämpfe in Flandern und in Nordfrankreich haben verhältnismäßig viele Opfer gekostet. Es hatte sich eben auch hier das große Ringen nach und nach zu einem langgestreckten Frontalkampf ausgestaltet, in dem die neuzeitliche Feldbefestigungskunst zur Geltung gelangte, die natürlich mehr dem Verteidiger als dem Angreifer zugute kommt. Dazu ist die ganze Kampffront, von Nieuport an der Nordseeküste bis Armentières und La Bassée, in der Hauptsache ein weites, mit einem dichten Netz von Kanälen und Wasserläufen durchzogenes, ödes und farbloses Flachland, das im nördlichsten Teile vom Feinde sogar künstlich unter Wasser gesetzt wurde. Brücke reiht sich an Brücke, und diese Brücken mußten eine um die andere dem verzweiflungsvoll kämpfenden, gut verschanzten Gegner abgerungen werden. Dazwischen liegen große Sumpfstrecken, die durch das herbstliche Regenwetter, das mittlerweile eingetreten war, noch ungangbarer wurden. Das alles vervielfachte die Möglichkeiten der Verteidigung; ein Schützengraben um den anderen, eine Batteriestellung um die andere mußten genommen werden.

Im Mittelpunkt dieser Kämpfe stand die Erstürmung von Dixmuiden (siehe auch die Karte Seite 292). Hier waren es überwiegend unsere jungen Regimenter, die am 10. November die Linie Nieuport — Ypern stürmend durchbrachen und so einen Keil in die feindliche Front vorschoben. Dieser Angriff wurde nach dem Zeugnis neutraler Kriegsberichterstatter mit ungeheurer Wucht durchgeführt und noch am selben Tage der Yserkanal südlich Dixmuiden überschritten. Südlich Ypern gelangte gleichzeitig Saint-Eloi, dessen Hauptstützpunkt, in unseren Besitz.

Dieser Kampf wurde mit um so größerem Nachdruck geführt, als ihm ein wochenlanges zähes Ringen vorausgegangen war. Am 10. November fühlten die Truppen schon von der ersten Stunde an auf der ganzen Linie, daß es sich um Entscheidendes handelte. Es war ein Kampf auf den Deichen um die Deiche. Unsere kampfesfreudigen Feldgrauen, die trotz dem mörderischen Feuer mit der größten Todesverachtung vorgingen, wußten die Schwierigkeiten, die ihnen die Wasserläufe entgegensetzten, geschickt zu überwinden; an manchen Stellen freilich wurde der Kampf buchstäblich im Wasser durchgeführt. Mann stand gegen Mann; Leib gegen Leib. Das Ringen war furchtbar! Und hier war es auch, worauf sich unser Bild bezieht, daß eine einzelne artilleristische Stellung achtmal hintereinander mit dem Bajonett genommen werden mußte. Das war die Waffentat überwiegend „junger deutscher Regimenter"! Der Ansturm unserer tapferen Jungen war von solcher Wucht und Hartnäckigkeit, daß ihr nichts mehr widerstehen konnte.

Aus deutschen Schützengräben.

(Hierzu die Bilder Seite 358 und 359.)

Wie schon im Siebziger Kriege befindet sich auch im gegenwärtigen Weltkrieg Bapaume mit seiner weiteren Umgebung in deutschen Händen, und um den Besitz des nördlich von Bapaume gelegenen Arras wurde von unseren Truppen heiß gekämpft. Diese Kämpfer bei Arras wurden in ihrer südlichen Flanke gedeckt durch eine andere Gruppe

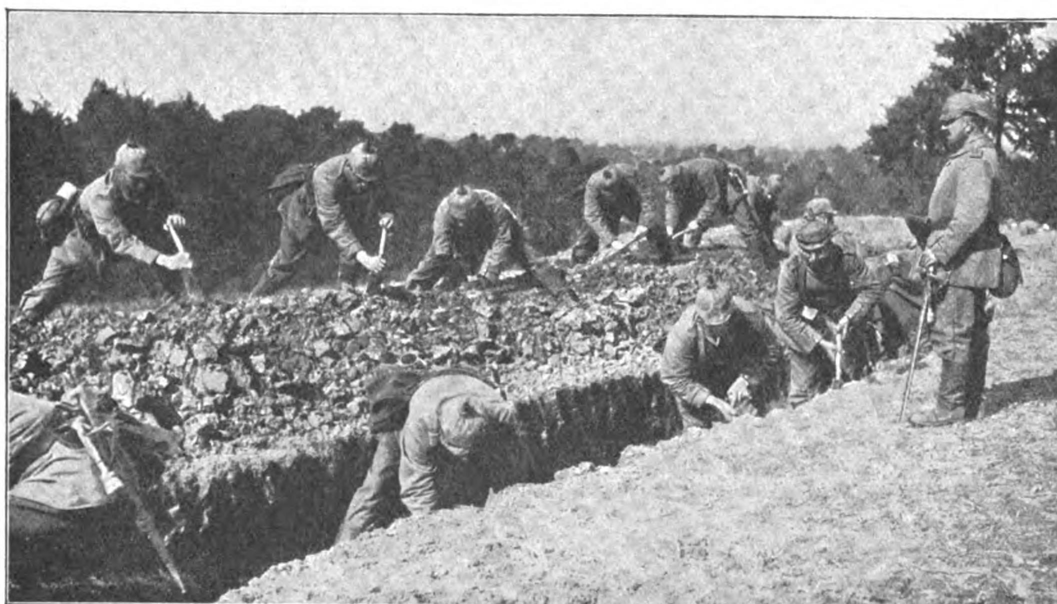


Phot. A. Grohs, Berlin.

Unsere Blaujacken graben auf der Kurpromenade in Ostende die Küstenbatterien ein.



Unsere Freiwilligen in den Kämpfen an der Yser bei Nieuport am 10. November 1914.
(Achtmal hintereinander wiederholter Bajonettangriff auf französische Artillerie und Maschinengewehre.)
Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von M. Barascudts.


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Deutsche Infanterie hebt einen Schützengraben aus.

von Kämpfern, die ihren Kampf zunächst als „Erdbefestigungskrieg" führte; das heißt: Freund und Feind lagen einander schon seit Wochen in Feldbefestigungen gegenüber und beschossen sich vornehmlich mit der beiderseits offenbar gut versteckten Artillerie.

Einige Bilder aus solchen deutschen Schützengräben in Feindesland sollen dem Leser im folgenden vorgeführt werden. Sie sind Feldpostbriefen entnommen, die sich zeitlich jenen Kämpfen an der Somme bei Albert während der letzten Septembertage anreihen. „Endlich sind wir", heißt es in einem dieser Briefe, „an Ort und Stelle angekommen. Gleich wieder zum Einstand furchtbarer Geschützdonner! Die Exzellenz hielt zuerst eine Ansprache an die Kriegsfreiwilligen, und dann fragte sie uns aus der Heimat wieder ins Feld Zurückgekehrte jeden einzeln nach seiner Verwundung und wo er verwundet worden sei. Nach unserem Abmarsch von B. trafen wir im Vorgelände unsere Truppen eingeschanzt, so auch unseren eigenen Truppenteil, bei dem wir nachts zwölf Uhr eintrafen. Wir wurden von Kompanieführer N. und Vizefeldwebel U., die beide inzwischen das Eiserne Kreuz erhalten haben, empfangen, und es war eine große Freude, als wir einander wiedersahen."

Einem anderen Feldpostbrief desselben Verfassers entnehmen wir folgende Stelle: „Immer noch in der alten Stellung, 300 Meter vom Feinde entfernt! Morgens und abends wird geschanzt, Laufgräben usw. Gestern nacht wurden wir plötzlich geweckt, da die Franzosen angriffen. Aber unsere Maschinengewehre und unsere Artillerie schossen, daß man glauben konnte, man wäre in der Hölle. Heute schwirren den ganzen Tag Flieger über unseren Köpfen. Es ist ein wundervoller Herbsttag, und dazu die prachtvolle Gegend. Kühe und Pferde sieht man frei im Feld umherlaufen. Auch wir haben uns zwei solche grasende Kühe eingefangen, haben uns in unserem Schützengraben einen ‚Kuhstall' eingebaut und füttern nun die beiden Kühe fleißig. Wenn Ihr Euch aber die Felder anschauen könntet: sie sind durchzogen von Schützengräben, Laufgräben, Unterständen, alle tief eingegraben und nach oben sicher eingedeckt. Stellt man sich dann vor, nach Beendigung des Kriegs kommt der Bauer wieder auf sein Feld und sieht diese tiefen Gräben, gefüllt mit Matratzen, Teppichen und sogar mit Öfen! Bis das alles wiederhergerichtet ist!"

Ein weiterer Brief gibt noch deutlichere Einblicke in dieses Höhlenleben draußen im Feld und auf der Heide, so recht mitten auf dem Kriegschauplatz. Er lautet: „Liebe Eltern! Ich will Euch in meinem heutigen Brief kurz schildern, in was für Behausungen wir jetzt leben, damit Ihr Euch ein kleines Bild davon machen könnt. Wir bewohnen zu viert zwei Löcher; davon ist jedes 2,5 Meter unter der Erdoberfläche und dabei 2 Meter breit. Jedes dieser Erdlöcher hat drei Wände, die vierte Seite geht nach rückwärts ins Freie, ist aber meist verhängt; bloß wenn die Sonne scheint, bleibt diese Seite nach der ‚Veranda' zu unverhängt. Das eine Loch wird als ‚Schlafzimmer', das andere als ‚Wohnzimmer' benützt. Ausgestattet ist das Wohnzimmer folgendermaßen: Die Wände sind tapeziert, nämlich mit weißen Tüchern. In der Ecke steht ein kleiner Ofen, auf dem wir unseren Kaffee, den die Ordonnanz morgens bei der Feldküche holt, warm halten und uns warmes Wasser zum Waschen machen. Die Kohlen holen wir vom Dorf. Ferner wird die nasse Wäsche, die an Schnüren um den Ofen herum gehängt wird, hier getrocknet. Auch ein Spiegel ist im Wohnzimmer vorhanden. Sodann haben wir in die drei Wände Vertiefungen gemacht, in denen wir unsere Gläser, Teller, Tabakpfeifen und Zigarren und sonstige Gegenstände unterbringen. An einer anderen Wand steht ein Küchenkästchen, in dem wir unsere Wurstwaren, die zurzeit aber bereits zu Ende sind, ferner Brot, Salz, Kaffeemehl, Kakao, Schmalz und, was bei uns im Feld sehr wenig zu finden ist, Backsteinkäse aufbewahren. Im Wohnzimmer steht auch ein ganz nettes Tischchen mit einem weißen Tischtuch und vier schönen französischen Rohrstühlen. Die Decke unserer Zimmer besteht aus abgesägten Telephonstangen, schweren Rahmenschenkeln und einer dicken Schicht Boden, dann Heu und Stroh und wieder Boden usw., so daß wir gegen Infanterie- und Schrapnell- und allenfalls noch gegen leichtes Feldkanonenfeuer gedeckt sind. Gegen schwere Artillerie können wir



Eine Ruhepause im Schützengraben. Phot. Benninghoven, Berlin.

uns natürlich nicht decken. So kam es, daß neulich ein Mann, den in seinem Erdloch eine solche schwere Granate traf, völlig zermalmt wurde während rechts und links seine Kameraden verschont blieben. Unser Schlafzimmer ist genau so gebaut wie das eben beschriebene Wohnzimmer. Ausgestattet ist es mit Matratzen, Teppichen, Kissen. Die ganze ‚Wohnungseinrichtung' samt dem Baumaterial haben wir aus den benachbarten Dörfern zusammengetragen."

Diese „Wohnung" ist aber noch gar nichts gegen die ebenfalls unterirdische Behausung eines genialen Batteriechefs. Einen Besuch in diesem Quartier schildert folgende Stelle aus einem anderen Feldpostbrief: „Man schlüpfte hinein wie in einen großen Bau — und stand erstaunt: ein geräumiges Wohnzimmer, über das ein Oberlicht eine Atelierbeleuchtung breitete und das nach Atelierart abenteuerlich ausgeschmückt war, empfing den Eintretenden. In einem Seitengelaß ein solides Eichenbett mit Zubehör. Ein Märchen von Andersen oder aus Tausendundeinernacht, ganz unglaubwürdig — und plötzlich erschreckend wirklich, unleugbar in seinem realen Vorhandensein. Dann nämlich, wenn auf einmal ein gewaltiges Getöse krachend den Wald durchhallte, dessen Wipfel durchs Oberlicht niederblickten, wenn die Naturwände erbebten, das Glas des Deckenfensters aufklirrte — wenn zum Bewußtsein kam, daß Märchen und Wirklichkeit, Sein- und Nichtsein Begriffe sind, die der Krieg so und so lange gesondert nebeneinander duldet, um sie, wenn's ihm gefällt, mit einem einzigen, jähen Faustschlag ins gemeinsame Nichts zu zerstäuben. Der Kunstsinn des schöngeistigen Batteriechefs hatte die Einrichtung aus einer nahen Kantonstadt mit historischer Vergangenheit zusammengetragen, die dem Untergang geweiht war. ‚Hier sind die Sachen sicher und erfreuen mich und viele,' hatte er erklärt. ‚Alles bleibt an Ort und Stelle. Wenn abgerückt wird, wird das Palais geschlossen, zur Freude des späteren Entdeckers'." (Siehe das untenstehende Bild.)

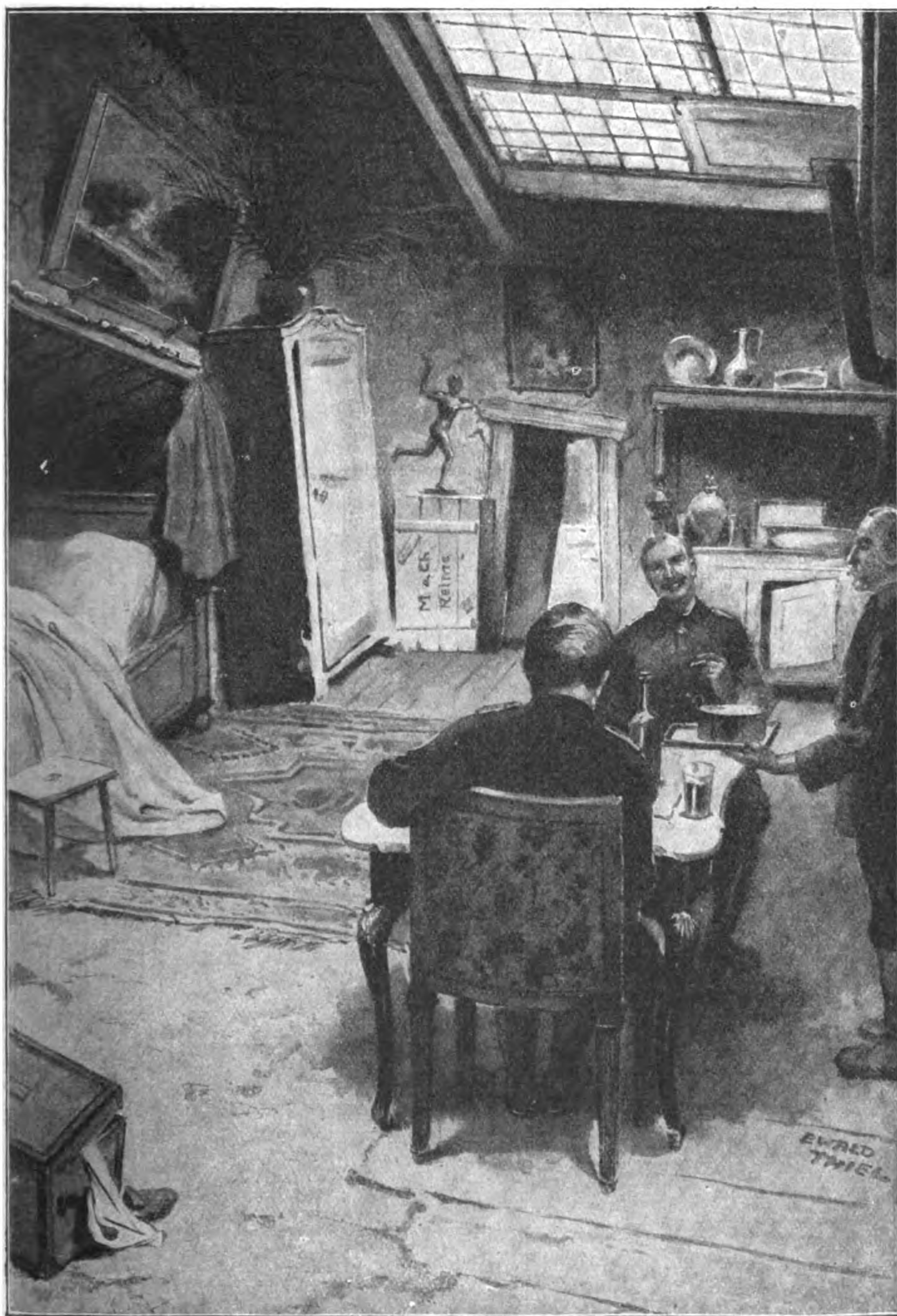
Tiroler Landesschützen erstürmen die Höhe bei Magiera.

(Hierzu das Bild Seite 353.)

Der erfolgreiche Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen gegen den San, dessen Bedeutung wir schon an anderer Stelle (Seite 334) kennzeichneten, hatte die Armeeleitung nicht gehindert, gleichzeitig auch südöstlich von Przemysl die Säuberungsarbeit bei Stary Sambor kräftig in die Hand zu nehmen. Es gelang der Angriffswucht der braven Truppen, die dortigen Höhenstellungen zu nehmen und damit den linken russischen Flügel von einem Stützpunkt, dem Karpathengebirge, vollständig abzudrängen. Die Russen hatten die Bedeutung dieser Stellung, die einen Vormarsch der Österreicher durch die Talschluchten des Stryj und der Swica mindestens sehr erschwerte, wohl erkannt, denn sie zogen offenbar Verstärkungen herbei und versuchten durch mehrfache, heftig geführte Angriffe den Verlust wieder wettzumachen. Aber umsonst, alle Anstrengungen, selbst nächtliche Angriffe, waren vergeblich.

Im innigsten Zusammenhang mit diesen Erfolgen standen die fast gleichzeitig geführten Kämpfe bei Chyrow und Przemysl, die ebenfalls mit glänzenden Siegen für die österreichisch-ungarischen Waffen endigten. In diese Gruppe von Vorstößen fällt auch die Eroberung der Höhe von Magiera, deren Besitz vom Generalstab als außerordentlich begehrenswert bezeichnet wurde, weil sie bis dahin für das weitere Vordringen ein besonders schwerwiegendes Hemmnis bildete. Ein harter Kampf war vorauszusehen, wußte man durch die Meldungen der Fesselballone doch, daß die Stellung außerordentlich stark befestigt und auf der Höhe von siebzehn russischen Schanzen gekrönt war. Aber sie mußte genommen werden, und sie wurde genommen.

Hier haben die Tiroler Landesschützen, die tapferen Nachkommen der Streiter eines Andreas Hofer, nachdem der Angriff durch die Vorarbeit der schweren Mörser bis auf Sturmnähe an die Schanzen herangetragen worden war, die Höhe mit heldenhafter Tapferkeit vollends erstürmt. Die wilden Gebirgsjuchzer der braven, stürmenden Alpensöhne mögen dabei nicht übel geklungen haben, versicherte doch ein russischer Gefangener in Gmunden, das Gejohle der Tiroler sei so schrecklich, daß es in den Schützengräben der Russen stets die größte Panik hervorrufe!



Wie sich ein findiger Batteriechef im Schützengraben wohnlich einzurichten wußte.
Nach einer Zeichnung von Ewald Thiel.

Der Sturm auf Camp des Romains.

(Hierzu das Bild Seite 348/349.)

Dem bayrischen Regiment „v. d. Tann" war der Ruhm beschieden, den Sperrfortgürtel zwischen Verdun und Toul zu brechen und auf dem Hauptstützpunkt dieser Linie, dem Fort Camp des Romains, die blauweiße Fahne zu hissen. Diese Waffentat, die am Abend des 25. September durch die knappe Sprache des amtlichen Telegraphen nach Deutschland gemeldet wurde, reiht sich nach hohem militärischen Zeugnis würdig den besten Beispielen infanteristischer Angriffslust und bayrisch-deutschen Soldatenmutes an.

Unser Regiment „v. d. Tann", berichtet ein Mitkämpfer in der „Frankfurter Zeitung", hat bisher an vier großen Schlachten teilgenommen und außerdem mehr als dreißig Tage im Artilleriefeuer gelegen. Es wurde im Anfang des Krieges auf dem elsaß-lothringischen Boden verwendet und nahm dort in der Gegend von Viviers—Faxe—Delme an der lothringischen Riesenschlacht teil. Am 24. August wurden wir in einem nächtlichen Eilmarsch, der von sieben Uhr abends bis fünf Uhr in der Frühe währte, nach Frankreich gezogen. durch Gorze, wo das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach dem Tage von Vionville lag, und hinter Gorze ging es zum zweitenmal über die Grenze — nach Frankreich hinein. Zwei, drei Dörfer weiter liegt Saint-Bénoit. Dort gingen wir in Bereitstellung, vor dem Dorfe lag der Feind. Am nächsten Tage, dem 20. September, besetzten wir den Wald hinter Bénoit, und in der Richtung Vigneulles—Hattonchâtel begann nachmittags der Angriff. Ein sehr lebhafter Infanteriekampf entwickelte sich in Hattonchâtel, wo französische Infanterie die ganze Nacht hindurch aus zwei Häusern des schon von den Unseren eroberten Dorfes schoß, bis das, was von Franzosen noch am Leben war (einige hundert Leute), gefangen genommen wurde. In der Frühe des nächsten Morgens wurde der Angriff siegreich fortgesetzt — der Gegner zog sich zurück und gab ohne den erwarteten Widerstand die beherrschenden Höhen auf, insbesondere auch eine Kuppe bei Creuë, einen einsamen Bergkegel, der das ganze Tal beherrschte und nur sehr schwer einzunehmen gewesen wäre. Nach dem Abzug des Gegners kletterten wir in einiger Gemächlichkeit durch Weinberge und Wald auf diesen steilen Kegel hinauf.

Nach einem Gefecht mit der französischen Nachhut in



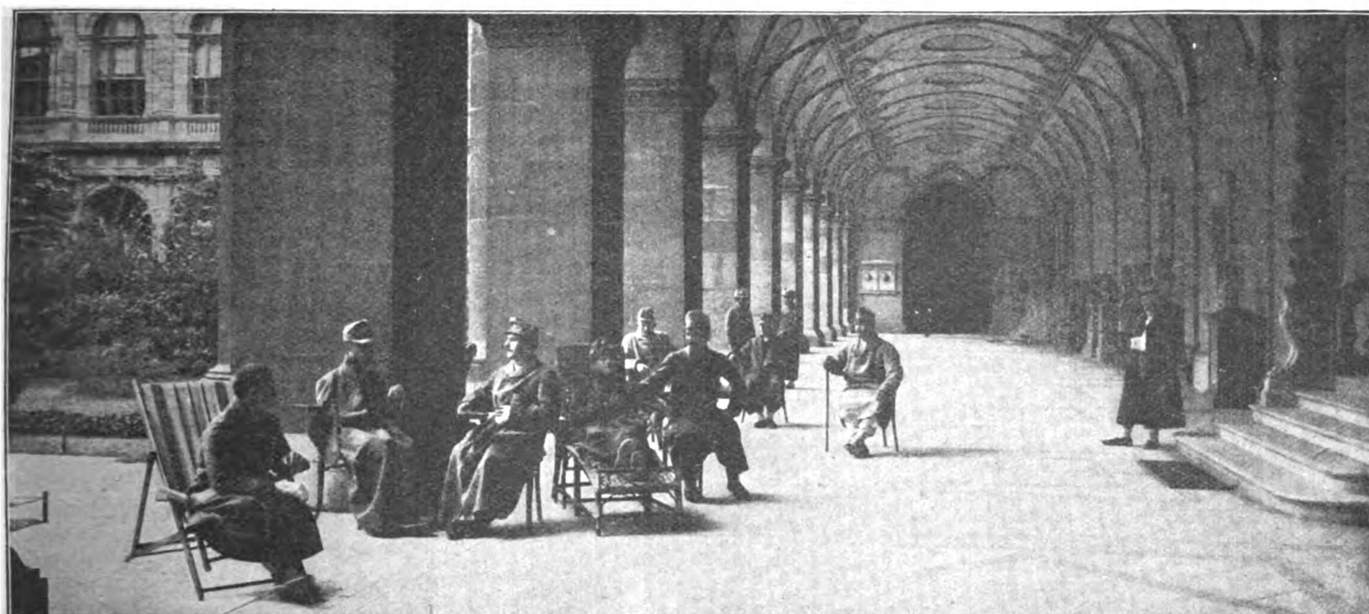
Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Infanterie auf dem Durchmarsch in Medjedje an der bosnisch-serbischen Grenze.

Zwei Stunden rasteten wir in Einville-au-Jard, dann zogen wir in die blutige Schlacht bei Maixe, die uns die schwersten Wunden schlug, ohne daß der achtstündige, wenig erwiderte Granatregen die Ausdauer unserer Truppen zu brechen vermochte. In der Folge wurden wir in dieser Gegend, zwischen Lunéville und Nancy, an verschiedenen Teilen der Kampffront verwendet und immer weiter an Nancy herangeschoben. Die schwersten Tage erlebten wir dort bei den Dörfern Curbessaux und Jellénoncourt, die wir in zwei großartigen, wellenförmigen Angriffen am 5. und 7. September eroberten. Dann kam der Abmarsch, am 12. September, als der große strategische Rückzug der ganzen Armee erfolgte. In gewaltigen Märschen wurden wir bei Vic über die deutsche Grenze und nach Metz unter den Schutz der Forts geführt. Am 14. September zogen wir durch die Vororte von Metz. Bis zum 18. September hatten wir dann in Lorry, einem „Franzosennest", 5 Kilometer vor Metz, Gelegenheit, uns teilweise in Kulturmenschen zurückzuverwandeln.

Am 18. September kam, freudig begrüßt, der Befehl zu neuem Vormarsch. An diesem Tage zogen wir über das Schlachtfeld von Gravelotte.

In der folgenden Nacht schliefen wir in Rézonville, 3—4 Kilometer vor Vionville und etwa 5 Kilometer von der Reichsgrenze. Mit Anbruch des Morgens ging der Marsch Chaillon wurde der Weg bis Savonnières frei, das etwa 10 Kilometer vom Fort Camp des Romains entfernt ist. Dort und auf den benachbarten Höhen wurde am 22. September unser ganzes Regiment zusammengezogen. Am 23. September, nachmittags drei Uhr, begann hier die Musik der 28-cm-Mörserbatterie, die Granatenstücke von solcher Größe und Schwere verschlang, daß man nur schaudernd an den Hunger von Nummer 42 denken konnte. Schon der dritte Schuß soll gesessen haben, wobei ein Fesselballon die Beobachtung der Geschoßwirkung unterstützte. Den nächsten Tag donnerten die Geschütze weiter; die Infanterieaufklärung ging an diesem Tage bereits bis 700 Meter vor das Fort. Um halb zwei Uhr nachmittags traten wir den Vormarsch an, immerfort durch Waldungen, Lichtungen und über Höhen, wo verlassene Schützengräben und weggeworfene französische Ausrüstungstücke lagen. Eine letzte, sehr steile Steigung führte an den Waldrand. Als wir heraustraten, war alles, was weniger kartengelehrt war, aufs höchste erstaunt, sich auf dem weißen Sande des sogenannten alten Exerzierplatzes bei Saint-Mihiel zu befinden. Rechts davon lagen die Kasernen. Im Hintergrunde aber breitete sich das vielfach verschlungene Band der Maas aus, an der Biegung eingefangen durch die hohen Häuser der schönen Stadt Saint-Mihiel, mit Brücken, Inselchen, Waldungen, Wiesen und weitem Land. Gerade vor



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Hofarkaden in der zum Reservelazarett eingerichteten Universität Wien.

uns lag das furchtbar rauchende Fort, in das fortgesetzt neue Mörsergeschosse, über unsere Köpfe sausend, niederfielen.

Mit Beginn der Dunkelheit grub sich unsere Infanterie 70 Meter vor dem Fort in Sturmstellung ein. Die uns zugeteilten 16. Pioniere begannen bereits am Abend ihre Heinzelmanntätigkeit, besonders in dem das ganze Fort umgebenden Gewirr von Drahthindernissen. Unsere zwei Sturmbataillone wurden auf die Schulterpunkte und Facen des Forts in acht Sturmkolonnen angesetzt, der Anzahl der Kompanien entsprechend; jede Sturmkolonne wurde durch zugeteilte Pioniere verstärkt. Das erste Bataillon griff rechts, das zweite links an. Der Angriff zum Sturm begann am 25. September, fünf Uhr dreißig. Am Abend vorher war das Fort als „noch nicht sturmreif" erklärt worden, dennoch wurde der Befehl zum Angriff erteilt, und der Angriff gelang.

Nach Überwindung der Drahthindernisse gelangten die Sturmkolonnen durch Breschen und Löcher auf den äußeren Wall und von dort in den Hauptgraben, in den die Sturmleitern hinabgelassen wurden. Der Hauptgraben ist, wie ich höre, 12 Meter breit und auf der äußeren Kante 8, auf der inneren 7 Meter hoch. Aus der Tiefe dieses Grabens richtete die nachdrängende Infanterie die Sturmleitern auf das jenseitige Ufer, den Hauptwall, der mit kühnem Mut genommen wurde.

Daß alle diese Bewegungen im stärksten feindlichen Feuer erfolgten, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Aus allen Mauerlöchern, Schießscharten und unterirdischen Schlünden flogen die Geschosse gegen uns. Es war ein Nahkampf auf Tod und Leben. Nachdem auch die vom 6. Infanterieregiment gestellte Unterstützung an den Hauptwall herangekommen war, erkannten die Franzosen allerdings die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes, und die Übergabeverhandlungen begannen. Um acht Uhr zwanzig vormittags waren sie zu Ende geführt. Camp des Romains war unser.

Nach der Übergabe stieg die ganze unterirdische Welt des Forts an das Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf. Über 800 Mann Besatzung hatte das Fort gehabt, über 500 streckten die Waffen. Der Divisionsbefehl gab 5 gefangene Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften als Gefangene bekannt. Während des Sturmes hatte die 11. Infanteriebrigade feindliche Entsatzversuche siegreich zurückgeschlagen.

Durch die Übergabebedingungen wurde der tapferen Besatzung Abzug mit militärischen Ehren gestattet, die Offiziere behielten ihre Degen. Alles Gepäck, auch das Offiziergepäck, durfte mitgeführt werden, dagegen wurden die militärischen Karten abgenommen. Um zwei Uhr nachmittags vollzog sich der Abmarsch der Gefangenen. Die bayrische Flagge wehte von dem Fort. Wir standen



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Fuhrparkkolonne mit deutscher Militärbedeckung.

in Paradestellung an der Straße, die von Camp des Romains nach Saint-Mihiel führt. Zweimal, vor Mannschaften und Offizieren, präsentierten wir die Gewehre, zweimal senkten sich unsere Fahnen. —

Am Abend dieses Tages zogen wir in Saint-Mihiel ein.

Das Elsaß im Kriege.

(Hierzu die Bilder Seite 352—364.)

„Man wird einst mit Staunen und Bewunderung in der Geschichte dieses Krieges lesen, was unsere Truppen in den schwierigen Vogesenkämpfen geleistet haben," sagte mir vor wenigen Tagen ein Offizier, der verwundet von den Bergen zu uns herabkam. Der französische Operationsplan ist bekannt. Im Süden, zwischen den letzten mächtigen Erhebungen der Vogesen und der Schweiz, sollte der rechte Flügel durch die Belforter Pforte in den Sundgau einfallen, das Zentrum hatte in der Ausdehnung zwischen Metz und Straßburg vorzugehen, während der linke Flügel über die belgisch-deutsche Grenze in die Rheinlande vordringen sollte. Dieser Angriffsplan wurde vereitelt durch die gewaltigen Schlachttage in Lothringen am 20. und 21. August und durch den kühnen Vorstoß nach Belgien hinein.

Die ungünstige geographisch-strategische Lage der elsässischen Grenze ließ voraussehen, daß das Elsaß und besonders der südliche Teil, das Oberelsaß, feindliche Einfälle zu erdulden haben würde. Hinter dem welligen, lieblichen, rebenbestandenen Vorland erheben sich bis zu 1200 Meter und höher ansteigend mächtige kuppige Gebirgsketten, deren Kämme nur auf schwierigen Gebirgspässen und Pfaden zu erklimmen sind. Just über diese Kämme zieht sich von Nord nach Süd der deutsch-französische Grenzgraben, während sich nach dem Feindesland das Gebirge sanft abflacht. Die ganze eigentliche Vogesengrenze ist unbeschützt, nur an wenigen Punkten sind mächtige Bollwerke dem eindringenden Gegner gegenübergestellt. Ganz im Süden, fast in einer Höhe mit Belfort, der Isteiner Klotz, weiter nördlich die befestigte Breisacher Gegend; der Zugang nach Straßburg durch das Schirmecker Tal wird durch die gigantische Feste Mutzig gewehrt, und Straßburg selbst ist durch seinen weit ausgedehnten Fortgürtel trefflich geschützt. Die Kenntnis dieser Ungunst der elsässischen Grenze ist nötig zum Verständnis der Kämpfe auf elsässischem Boden.

Schon kurz nach der Kriegserklärung, nach einigen kleinen Scharmützeln und Gefechten in den südlichsten Tälern, brach eine starke französische Streitmacht durch die Belforter Pforte auf elsässisches Gebiet ein; zu gleicher Zeit zeigten sich längs des ganzen Kammes feindliche Truppen, die in großer, von langer Hand vorbereiteter Eile sich entlang der Grenze eingruben und die wichtigsten strategischen Plätze besetzten. In diesen ersten Kriegstagen soll es schon zur Besetzung des Saint-Amariner Tales und eines zweiten, mehr östlich zwischen den Ausläufern des bekannten Hohnecks und des Großen Belchen sich erstreckenden Kammes gekommen sein, dessen Steilabfall nach der deutschen Seite das Bild vom Rotenbacher Kopf auf Seite 363 zeigen möge. Dank der großen Tapferkeit unserer meist aus inaktiven Truppen bestehenden Regimenter gelang es eine Zeitlang, diese durch die Belforter Pforte und über die Kämme nach den Tälern zu vordrängenden feindlichen Heere aufzuhalten. Bei dieser Gelegenheit wurde besonders bei Altkirch und Tagsdorf erbittert gekämpft. Unsere schwachen Truppen wichen jedoch langsam vor der Übermacht zurück, während in ihrem Rücken sich neue Truppen zusamme zogen. Am Abend des 8. August zog die französische Hauptarmee in Mülhausen ein, nachdem schon am 6. August die deutschen Behörden die Stadt verlassen hatten. Gleichzeitig hatten die Franzosen die Höhen von Mülhausen besetzt. Schon am 9. August, um fünf Uhr nachmittags, begann das deutsche Vorgehen von Nordosten und Osten her. Es entwickelte sich ein für den Feind gefährliches Artilleriefeuer, der Isteiner Klotz mit seinen schweren Geschützen griff ein; in den Straßen Mülhausens und seiner Vororte wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. August Mann gegen Mann gekämpft und schließlich am 10. August das französische Heer, dessen Stärke auf 50 000 Mann beziffert wurde, zu einem fluchtartigen Rückzug gezwungen.

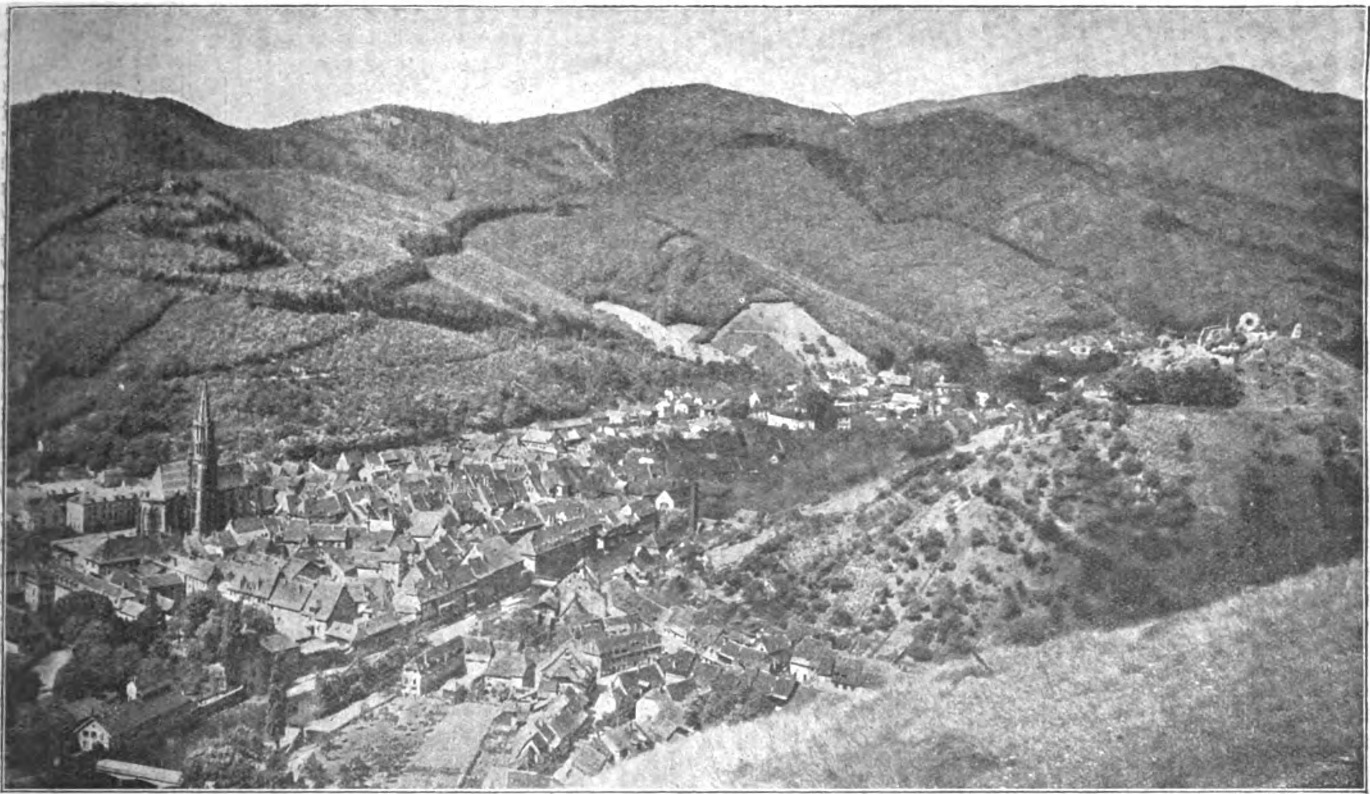


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Offizierspatrouille in den Straßen einer elsässischen Stadt kurz nach der Kriegserklärung.

Man hat im Elsaß in der Möglichkeit der feindlichen Besetzung Mülhausens einen taktischen Fehler gesehen; es liegt jedoch klar auf der Hand, daß diese Schlacht bei Mülhausen weniger ein „Gelegenheitsgefecht" darstellt, als vielmehr einen wohlerwogenen Schachzug unserer Heeresleitung. Stellte sich doch das Endergebnis so heraus, daß der gleich zu Anfang hart mitgenommene rechte französische Flügel vorerst keine weiteren Vorstöße nach dem Sundgau zu machen konnte und daß nach der großen, etwas voreiligen Freude über das gewonnene Mülhausen neben dem materiellen Verlust die moralische Niederlage für den Feind besonders empfindlich fühlbar werden mußte.

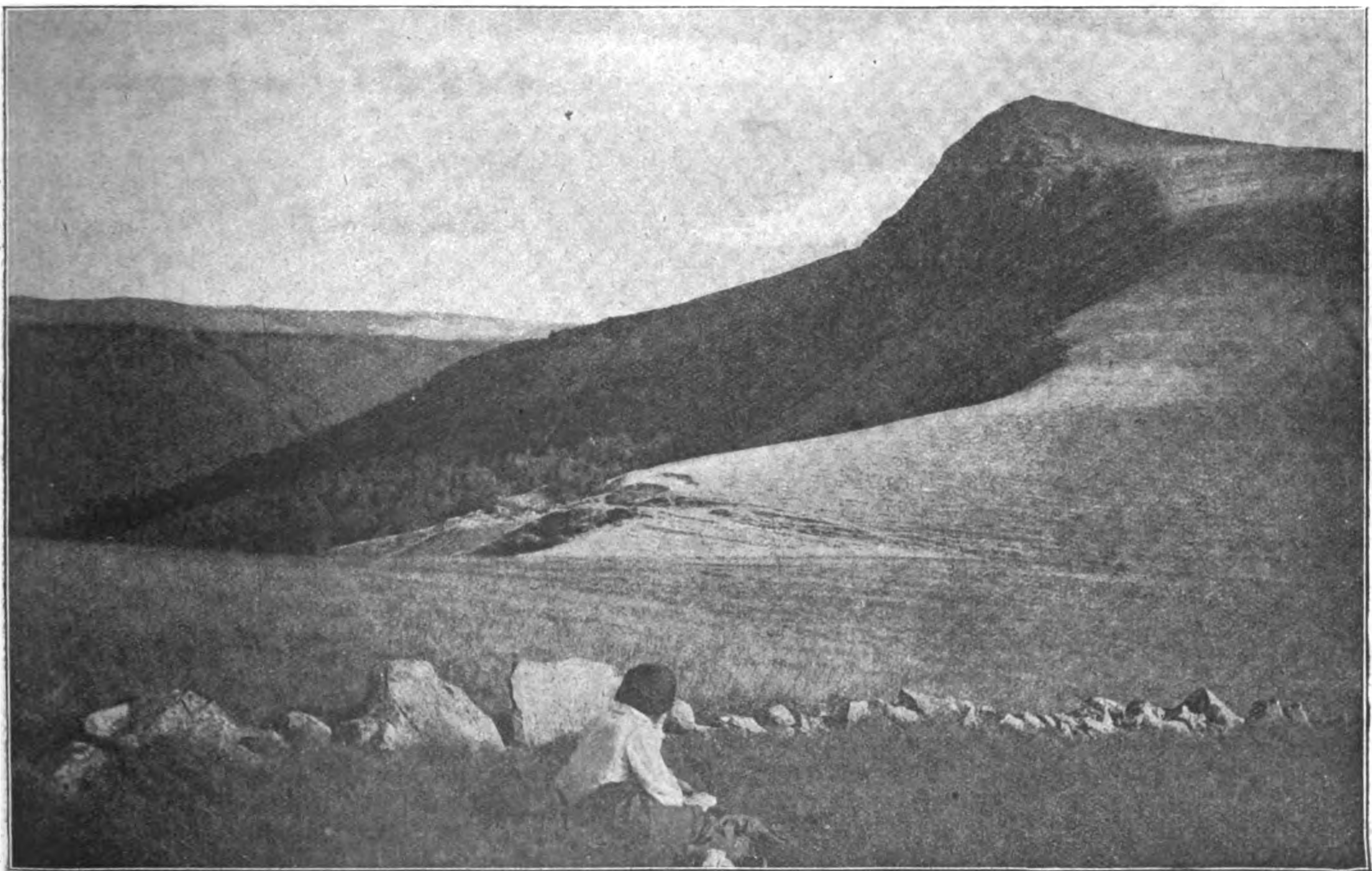
In den nächsten Tagen erfolgten neue feindliche Vorstöße in die unbeschützten Vogesentäler hinein; das Wesserlinger, das Weiler-, das Münster- und Kaysersberger Tal wurden besetzt, schließlich rückten erneut aus dem Belforter Loch große französische Truppenmassen in den Sundgau ein. Es sollen zwei französische Korps gewesen sein, die die Aufgabe hatten, den großen Vorstoß in der Linie Metz—Straßburg zu unterstützen. Diesmal galt es für unsere schwachen, fast nur aus Landwehrtruppen bestehenden Kräfte auszuhalten. Und es gelang ihnen, den Flankenstoß zu parieren, das Feuer unserer Maschinengewehre und schweren Artillerie war vernichtend, eine Attacke von 800 afrikanischen Reitern brach im Maschinengewehrfeuer blutig zusammen. Unsere allzu schwachen Kräfte zogen sich auch diesmal langsam zurück, und wiederum



Thann im Oberelsaß, vom Rangenkreuz gesehen, mit dem umgestürzten Turm der Engelsburg rechts. Im Hintergrunde der Roßberg.

fiel der ganze Sundgau und mit ihm die Stadt Mülhausen in Feindeshand. Diesmal ist die Franzosenherrschaft recht unerfreulich. Doch sie hat wieder ein rasches Ende. Am 20. und 21. August fiel die Entscheidung in Lothringen. Zu gleicher Zeit setzte ein allgemeines deutsches Vorgehen im Elsaß ein: die Stadt Mülhausen wurde geräumt, der Sundgau aufs neue vom Feind gesäubert, die Franzosen tief in die Vogesentäler hineingetrieben, unter großen Opfern der fast 1000 Meter hohe Donon gestürmt. Die nächsten Tage galten der Erkundung. Als auf einer solchen, am 29. August, eine starke deutsche Reiterabteilung nach Delle, einige Dutzend Kilometer südlich von Belfort, vorbrach, eröffneten die Belforter Forts das Feuer, schließlich entspann sich ein wechselvoller Kampf um den letzten südlichen Eckpfeiler der Vogesen, den über 1200 Meter hohen Welschen Belchen. Die deutschen Haubitzen entschieden; es gelang uns, die südlichen Abhänge der Vogesen auf französischem Boden zu besetzen.

In der Folgezeit entwickelten sich außerordentlich wechselvolle und schwierige Kämpfe. Fast in allen Quertälern



Rotenbacher Kopf (Südvogesen) mit dem Steilabfall nach der deutschen Seite; rechts ein Stück des Grenzgrabens.

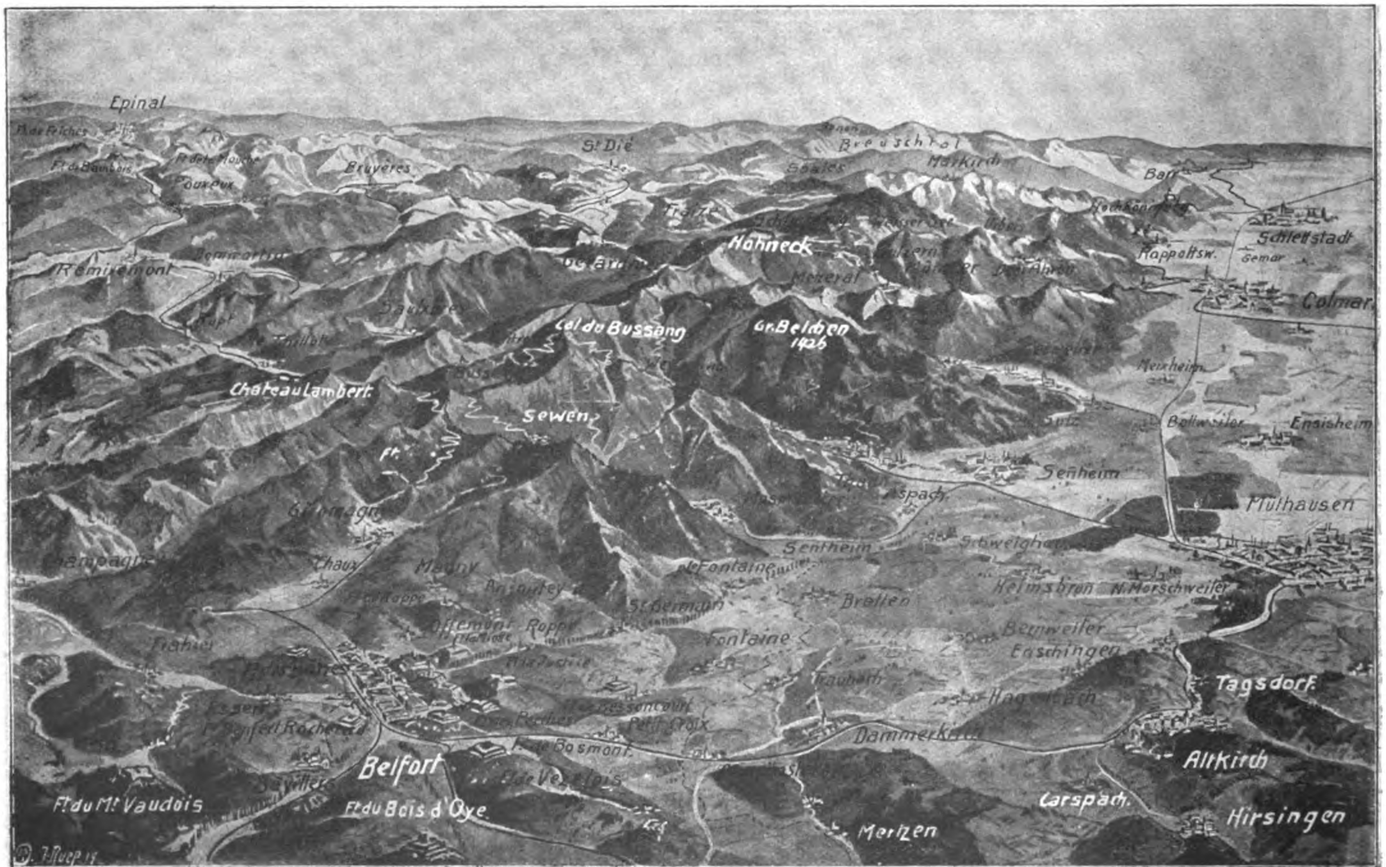
wurde gekämpft. Im St.-Amariner Tal, im Gebweiler Tal hatten sich kräftige Abteilungen des Feindes zu halten vermocht; die mit dem Gebirgskampf vertrauten Alpenjäger hatten sich in diesen tief eingeschnittenen Tälern vortrefflich einzugraben, zu verschanzen und unsichtbar zu machen verstanden. In den ersten Septembertagen machten unsere Truppen einen heftigen Vorstoß gegen diese Stellungen, es kam zu erbitterten Kämpfen, in deren Verlauf dem Feind der Boden schrittweise wieder abgerungen und er selbst tief in die Täler zurückgedrängt wurde.



Grenzkamm bei Hohneck (Elsaß).

Plötzlich, am 6. September, begann wieder ein neuer, allgemeiner Vorstoß der Franzosen: unter dem Schutz von Belfort in den nun zum drittenmal vom Kriege heimgesuchten Sundgau, mit der durch aufgefangene französische Befehle erwiesenen Abs:cht, durch diese energische Bedrohung des ganzen Elsaß möglichst große deutsche Truppenmassen hier im Lande festzulegen und sie so anderweitiger Verwendung zu entziehen. Wieder mußten unsere schwachen Grenztruppen langsam zurückgehen, und wieder wurde Mülhausen und mit ihm alle wichtigeren Plätze, unter anderen das am Ausgang des Sa:nt-Amariner Tals gelegene freundliche altertümliche Städtchen Thann und sein Vorort Alt-Thann, besetzt. Hier hatte der Feind ausgezeichnete Stellung genommen. Am 9. September wurde von deutscher Seite der Kampf eröffnet. Um Sennheim, Thann, Alt-Thann wurde gerungen, wobei diese Orte schwer mitgenommen wurden. Da gelang es am 12. September unseren Truppen, im Bajonettkampf sich in den Rücken der Thanner Stellung zu arbeiten durch die Besetzung des weiter südlich am Ausgang des Dollertales gelegenen Ortes Sentheim. In diesem Augenblick war die französische Stellung bei Thann durch die Möglichkeit der Verlegung der Rückzugslinie das Saint-Amariner Tal aufwärts über den Col de Bussang aufs höchste gefährdet. Der Feind schickte deshalb neue große Kräfte gegen Burnhaupt vor; bevor es jedoch zum Zusammenstoß kam, hatte ein deutscher Flieger den Anmarsch gemeldet, schwere Haubitzen empfingen den anrückenden Feind, deutsche Infanterie eilte über Schweighausen zu Hilfe, es kam zum kopflosen Rückzug der Franzosen. Eine große Kriegsbeute und über 3000 Gefangene wurden gemacht.

Doch die Franzosen schickten neue Kräfte, und noch einmal kam es in der Ausdehnung zwischen Thann und Altkirch zu schweren blutigen Zusammenstößen. In der Folge begann nun ein ständiges Hin und Her, bis schließlich zu Beginn des Oktober die Franzosen sich endgültig durch das Belforter Tor unter dem Schutze der schweren Festungsgeschütze zurückzogen.



Vogelschaukarte zu den Kämpfen im Oberelsaß und in den Vogesen.



Zusammenbruch der Attacke afrikanischer Jäger unter dem F

Nach einem Gemälde von



er deutscher Landwehr bei Mülhausen am 20. August 1914.

fessor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits bei der Darstellung der Kämpfe in Ostpreußen einen Aufruf der Russen wiedergegeben, worin sich diese als Befreier der Völker und als Verbreiter von Kultur und Zivilisation hinstellen. Einen gleichen Ton schlug der russische Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch in einem Aufruf an, den er in den von den Russen besetzten Gebieten Österreichs verbreitete. Diese Kundgebung lautete:

„Völker Österreich-Ungarns! In des großen Zaren Namen erkläre ich, daß Rußland, das so manchesmal für die Befreiung der Völker von fremdem Joch sein Blut vergoß, nichts weiter will, als die Herstellung von Recht und Billigkeit. Rußland bringt euch Freiheit und die Verwirklichung eurer nationalen Wünsche! Ich fordere euch auf, die russischen Soldaten, die für ihre schönsten Ideale streiten, als treue Freunde zu empfangen."

In der ersten Hälfte des September kamen verschiedene Nachrichten in Umlauf, wonach Österreich-Ungarn auch im Kriege unter dem Nationalitätenhader zu leiden haben und es infolgedessen im Heere schon zu Meutereien gekommen sein sollte. Um diesen wahrheitswidrigen Gerüchten zu steuern, wurde folgende amtliche Bekanntmachung erlassen:

„Wien, 19. September.

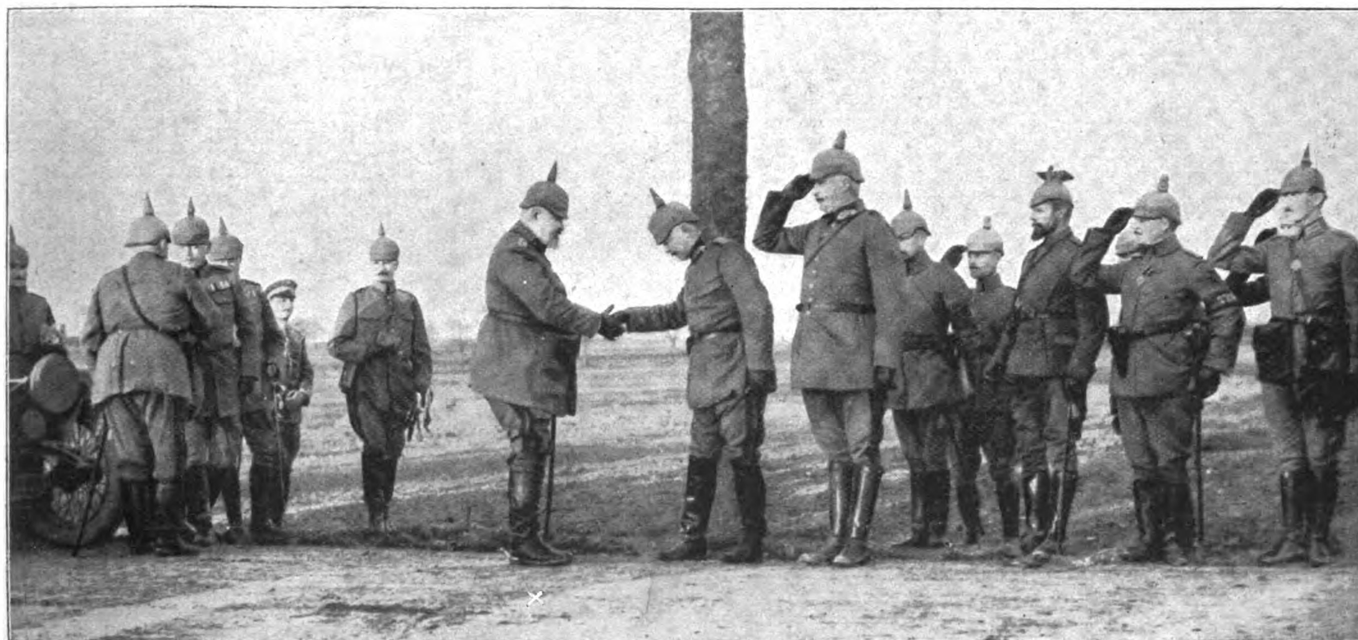
Einzelne ausländische Preßorgane behaupten, in unserem Heere hätten die Truppen der einen oder anderen Nationalität im Kriege nicht voll entsprochen. Eine englische Quelle, die sich auch sonst durch die Verbreitung der unsinnigsten Tatarennachrichten auszeichnet, wußte sogar von Meuterei böhmischer Regimenter zu berichten. Diesen tendenziösen Entstellungen gegenüber, die auf die mancherorts bestehende Unkenntnis der Verhältnisse der Monarchie berechnet sind, muß mit aller Entschiedenheit erklärt werden, daß, wie in früheren Zeiten, so auch in dem gegenwärtigen aufgezwungenen Kampfe alle Völker unserer ehrwürdigen Monarchie, wie unser Soldateneid sagt, ‚gegen jeden Feind', wer es immer sei, in Tapferkeit wetteifernd einmütig zusammenstehen; ob auf den russisch-galizischen Schlachtfeldern, ob auf dem Balkankriegschauplatze, es kämpften Deutsche, Magyaren, Nord- und Südslawen, Italiener und Rumänen in treuer Anhänglichkeit an den allerhöchsten Kriegsherrn, im Bewußtsein, welch hohe Güter wir verteidigen, und mit gleich bewunderungswürdigem Heldenmut, der unseren Truppen selbst die Anerkennung unseres gefährlichsten, numerisch weit überlegenen Gegners errungen hat.

So hat im Norden, um hier ein Beispiel anzuführen, das aus Slowenen, Kroaten und Italienern zusammengesetzte Infanterieregiment Nr. 97 bei Lemberg mit hervorragender Tapferkeit und Zähigkeit gefochten und schwere Verluste standhaft ertragen. Wenn noch des Otoceaner Infanterieregiments Nr. 79, das sich ebenso wacker im Süden in den schweren Kämpfen an der unteren Drina hielt, gedacht wird, so geschieht dies nur, um den von serbischer Seite verbreiteten, sehr übertriebenen Angaben über die Verluste dieses Truppenkörpers entgegenzutreten. Während die Serben von 3000 Toten dieses Regiments berichten, beträgt der bisherige Gesamtverlust der braven Truppen nach amtlicher Feststellung 1424 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten. — Nachrichten, wie die aus russischer Quelle stammende von 70000 österreichisch-ungarischen Gefangenen in den Schlachten von Lemberg, bedürfen nach den bisherigen amtlichen Richtigstellungen wohl keiner Widerlegung mehr.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor."

Nach Mitte September herrschte in Ostgalizien ziemliche Ruhe. Österreicher und Russen standen sich gegenüber, den Entscheidungskampf erwartend. Während dieser Zeit versuchten kleinere Abteilungen russischer Truppen über die Karpathen in Ungarn einzudringen, was ihnen an einzelnen Stellen auch gelang. Am 25. September fand eine kleine Plänkelei bei dem Uzsoker Passe zwischen den ungarischen zur Verteidigung des Passes abgeordneten kleineren Truppen und den Russen statt. Am 26. kam es bei Toronya zu einem Zusammenstoß, ohne daß es den Russen gelungen wäre, an irgendeiner Stelle über die Grenze einzudringen. Uzsok ist ein ungarisches Dorf von etwa 1000 Einwohnern im Komitat Ung in den Ostbeskiden. Das Dorf Toronya liegt im Komitat Maramos und zählt ebenfalls etwa 1000 Einwohner. Beide Dörfer liegen dicht an der galizisch-ungarischen Grenze. Diese Plänkeleien wiederholten sich in den nächsten Tagen, aber immer gelang es den Österreichern, die Russen über die Grenze zurückzudrängen. Ein Offizier, der die Grenzsicherungstruppen an der galizischen Grenze des Unger Komitats befehligte, schilderte den Verlauf des russischen Einbruchs bei Uzsok in folgender Weise:

Die ersten Vorposten der Kosaken tauchten Donnerstag früh bei Sianki auf. Donnerstag vormittag um zehn Uhr erschienen die russischen Vortruppen, etwa 300 bis 400 Kosaken. Sie saßen von den Pferden ab und begannen das Feuer, das unsere in Schützengräben untergebrachte Infanterie erwiderte. Nach ungefähr anderthalb Stunden entwickelten sich die ersten Truppen der russischen Infanterie, und gleichzeitig wurde das Geknatter von Maschinengewehren hörbar. Nach einer weiteren halben Stunde traf



Phot. A. Menzendorf.

König Wilhelm II. von Württemberg (X) verabschiedet sich von den Offizieren seiner siegreichen Truppen im Felde.



Eine Sotnie des Nertschinski-Kosakenregiments.

auch russische Artillerie ein und begann unsere Truppen sowie die in unserem Rücken befindliche Gemeinde Uzsok zu beschießen. Die erste Granate, weit über unseren Köpfen hinwegfliegend, explodierte an der Mauer des Uzsoker Wirtshauses. Die Russen dürften, nach meiner Berechnung, insgesamt über acht Geschütze verfügt haben. Die russische Artillerie hatte sich kaum entwickelt, als die zu unserer Hilfe gesendete Feldbatterie eintraf.

Die russische Artillerie nahm sofort die Uzsoker Bahnstation unter heftiges Feuer, die ich bisher mit meiner Truppe besetzt gehalten. Trotz des russischen Feuers wurde unsere gesamte Artillerie ohne Verlust ausgeladen und aufgestellt. Ich mußte mit der Bahnschutzwache die Station verlassen, an der die russischen Granaten wenig Schaden anrichteten, ebenso wie auch der über das Tal führende Viadukt beinahe völlig unversehrt blieb. Unsere durch Artillerie verstärkten Truppen behielten bis sechs Uhr abends ihre Stellung, die sie mit Einbruch des Abends, als auch die Russen das Feuer einstellten, verlassen mußten, um sich nach Csontos zurückzuziehen. Bei Csontos war uns das Gelände unvergleichlich günstiger als bei Uzsok. Während bei Uzsok der breite Paß die Entwicklung und das Vordringen des Feindes erleichterte, konnte bei Csontos unsere Artillerie, die in der Mündung des enger werdenden Tales Aufstellung genommen hatte, die ganze Tallänge beherrschen. —

Für den Fernstehenden sah die Lage, wie sie sich Ende September zeigte, etwas zweifelhaft aus. Die galizische Hauptstadt im Besitze der Russen, und diese auch über die Karpathen in Ungarn eingedrungen, wo sie zwar oft genug vertrieben wurden, aber immer wieder zurückkehrten. Doch waren dies alles nur strategische Vorbereitungen zu einem großen Schlage, der bald genug geführt werden sollte.

* * *

Die kriegerischen Ereignisse zur See waren während der ersten vier Wochen nur Plänkeleien zu Wasser, ähnlich wie sich die Vorpostengefechte an den Landesgrenzen abspielten. Zu Wasser heißt es in erster Linie das Material schonen, denn vernichtete Schiffe sind nicht über Nacht ersetzt. Wenn auch die Menschen und nicht die Schiffe kämpfen und der Geist, der die Mannschaft beseelt, den Sieg entscheidet, so liegt es doch auf der Hand, daß eine bedeutende Überlegenheit an Schiffen und ihrer Bestückung mit Geschützen durch die schwächere Flotte nur schwer oder gar nicht ausgeglichen werden kann. England aber wußte sehr wohl, daß ihm auch ein etwaiger Sieg einen so großen Teil seiner Flotte kosten würde, daß es dadurch der Seeherrschaft möglicherweise verlustig gehen würde.

Das vorsichtige Verhalten der Gegner zeigte aber jedenfalls, daß sie uns auch zur See sehr ernst nahmen, und sie versuchten deshalb nach Möglichkeit, ihre numerische Übermacht noch zu vergrößern. Wo dies auf rechtmäßige Weise nicht anging, scheute man, wie so oft in diesem Kriege, auch Vertrags- und Rechtsbrüche nicht. Schon bei Beginn des Krieges beschlagnahmte die britische Regierung die beiden türkischen Großkampfschiffe „Osman I." und „Reschadije" auf der Werft, auf der sie gebaut wurden, obwohl sie schon bezahlt waren. Aber England begnügte sich hiermit nicht, sondern eignete sich unrechtmäßig auch zwei chilenische Riesenpanzerschiffe an von je 28500 Tonnen Rauminhalt, die bei Armstrong gebaut wurden. Ähnlich reihte die französische Regierung ihrer Flotte vier argentinische Torpedobootszerstörer ein, die auf französischen Werften erbaut worden waren. Argentinien hatte die Schiffe nach ihrer Fertigstellung vor Anfang des Krieges deshalb nicht abgenommen, weil sie dem Bauvertrag nicht entsprachen. Ferner kaufte Großbritannien Anfang September die Flotte Portugals auf, die aus einem Panzerkreuzer, vier Kreuzern, sechs modernen Kanonenbooten, elf alten Kanonenbooten und fünf Torpedobooten bestand.

Die von Deutschen wie auch Engländern in den verschiedenen Meeresteilen gelegten Minen richteten manches Schiff zugrunde. Während aber die Engländer zum Schaden der neutralen Schiffahrt auch die Nordsee mit Minen verseuchten — die an der holländischen Küste angetriebenen Minen erwiesen sich stets als englische — haben wir unsre Minen nahe der englischen Küste, hoch im Norden von Irland gelegt, wo das Meer fast als englisches Binnengewässer anzusehen ist. Die Engländer schwammen noch in Triumphgefühlen über ihren leichten Sieg bei Helgoland (siehe Seite 140), da traf ihre Seemacht ein schwerer Verlust. Am 3. September war der Dampfer „Lindsdell" auf eine Mine gestoßen und gesunken. Ihm folgte nach einer Viertelstunde die „Speedy", ein 1893 erbautes, dem Fischereischutze dienendes Kriegsfahrzeug, das gleichfalls auf eine Mine geraten war.

Der stolze Glaube Englands, daß die britische Schiffahrt keine Verluste durch Deutschland zu befürchten habe, erwies sich bald als ein Irrtum. Schon Anfang September wurde eine größere Anzahl englischer Handelsschiffe genannt, die entweder auf deutscherseits gelegte Minen gelaufen oder von deutschen Kreuzern zum Sinken gebracht worden waren. Man gab als verloren an: „Ryades", „City of Winchester", „Argonaut", „Castor", „Riclee", „Lobbelio", „Ajax" und „Holmwood".

Aber auch die britische Kriegsmarine blieb nicht verschont. Am Sonnabend, den 5. September, befand sich der englische kleine Kreuzer „Pathfinder" 10 Meilen nördlich von St. Abbs Head. Die Besatzung saß gerade beim

Mittagessen, als das Schiff schwer erschüttert wurde und sich nach vorn neigte. Einen Augenblick später folgte eine furchtbare Explosion, die das Schiff zersprengte. Nach vier Minuten war es gesunken. Kriegschiffe und Rettungsboote von St. Abbs Head eilten herbei und retteten den Kommandanten und einen Teil der Besatzung. Wie sich später herausstellte, betrugen die Verluste 4 Tote, 13 Verwundete und 243 Vermißte, die wahrscheinlich sämtlich ertrunken sein dürften, da über ihre Rettung später nichts bekannt wurde.

Der Kreuzer „Pathfinder" entsprach an Bedeutung etwa dem deutschen Kreuzer „Ariadne", der bei Helgoland in heldenhaftem Kampfe gegen englische Übermacht zugrunde ging. In England hieß es, „Pathfinder" sei auf eine Mine gelaufen, und auch wir erhielten diese Nachricht so aus englischer Quelle. Am 10. September aber wurde im englischen Unterhaus zugegeben, daß der „Pathfinder" nicht auf eine Mine geraten, sondern von einem deutschen Unterseeboot in den Grund geschossen worden sei. Die Unglückstätte war St. Abbs Head an der Südostküste von Schottland, nicht weit von dem Eingang der Forthbai. Das Unterseeboot, das den „Pathfinder" zum Sinken brachte, war „U 21".

Fast zu gleicher Zeit, am 9. September, erfuhr man aus englischen Blättern, daß der kleine Kreuzer „Karlsruhe" in den letzten Tagen ein Scharmützel mit englischen Kreuzern gehabt habe. Ferner meldeten die Engländer, der kleine Kreuzer „Dresden" habe an der Küste Brasiliens den englischen Kohlendampfer „Holmwood", der eine wertvolle Kohlenladung an Bord führte, zum Sinken gebracht. Der Kreuzer hatte sich bereits am Anfang des Krieges dadurch bemerkbar gemacht, daß er in den Gewässern Nordamerikas den englischen Schnelldampfer „Mauretania", der vermutlich als Hilfskreuzer ausgestattet war, verfolgte und ihn zwang, die Nähe eines schützenden Hafens aufzusuchen (siehe auch Seite 213 und 221).

Eine Schwächung der feindlichen Seemacht bedeutete auch der Untergang des Hilfskreuzers „Oceanic", der am 9. September nahe der Nordküste Schottlands Schiffbruch erlitt. Offiziere und Mannschaften wurden hierbei gerettet.

Wiederum zuerst von englischer Seite erfuhren wir von den Taten eines deutschen Schiffes, das sich auch später noch mit unvergänglichem Ruhme bedeckt hat. Am 20. September machte die englische Admiralität folgende amtliche Mitteilung: „Ein deutscher Kreuzer erschien am 10. September im Golf von Bengalen, nahm sechs Schiffe, versenkte fünf davon und sandte das sechste nach Kalkutta." Der deutsche Kreuzer, von dem in dieser Meldung die Rede ist, war der kleine Kreuzer „Emden" unter Fregattenkapitän v. Müller. (Man vergleiche unseren Sonderbericht auf Seite 254.)

Die kühnen Taten der „Emden" hatten Angst und Schrecken in den indischen Gewässern verbreitet und den Handelsverkehr zwischen England und Ostindien fast ganz lahmgelegt. Vorher bereits war es unserer Marine gelungen, die Ostsee frei von feindlichen Schiffen zu erhalten, so daß die eigene und die neutrale Schiffahrt keine Unterbrechung erlitten. Diesen friedlichen Zustand unter dem Schutze der deutschen Marine versuchte ein kecker Engländer zu stören. Es bekam ihm aber schlecht. Am 11. September wurde nämlich aus Stockholm gemeldet:

„Der englische Dampfer ‚Thelma' lief auf der Fahrt von Karlshamm nach Göteborg auf die Küste auf, als er sich von deutschen Kriegschiffen verfolgt glaubte. Er hatte Gespenster gesehen: es war nur die Fähre von Saßnitz nach Trelleborg gewesen."

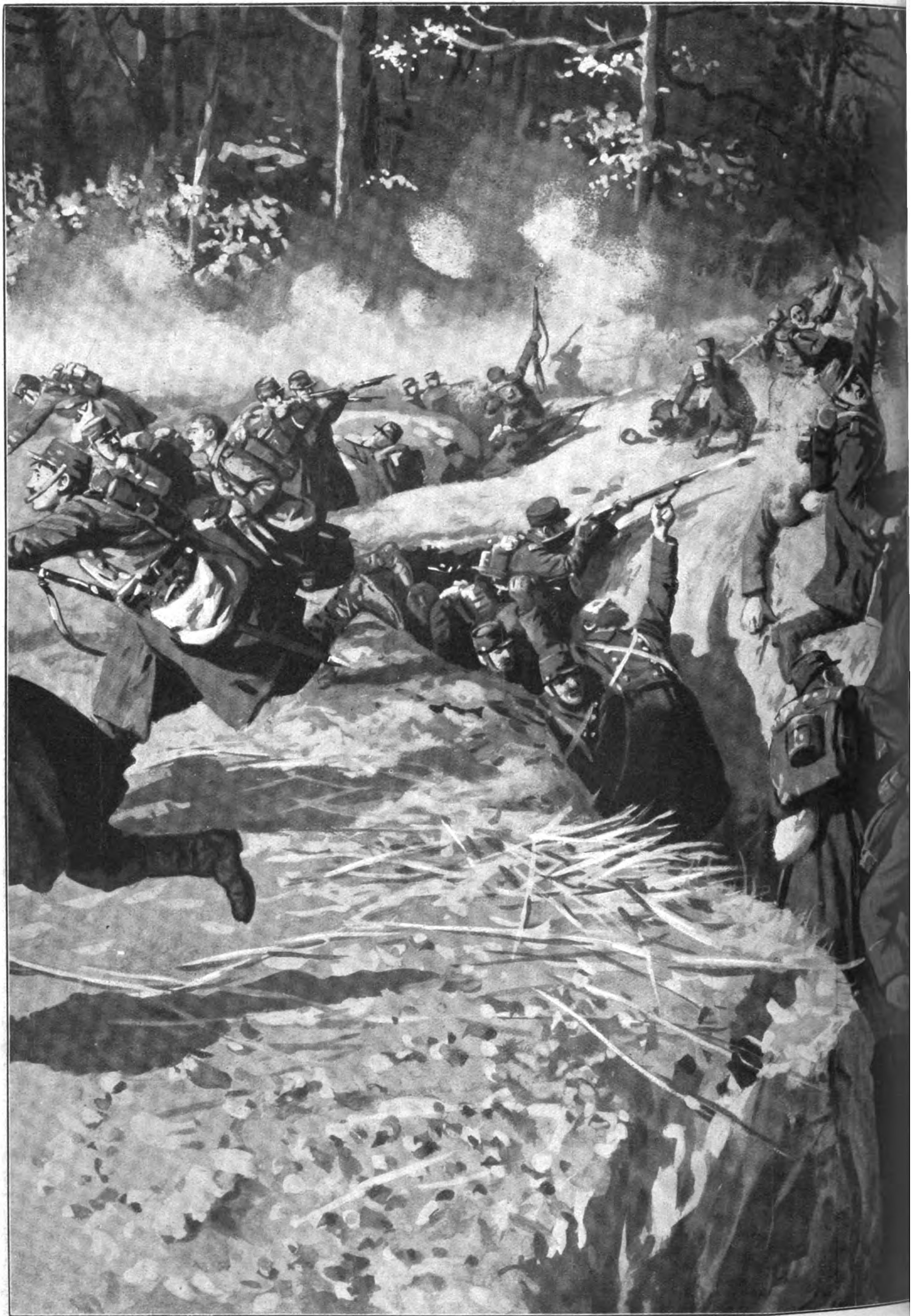
Um diese Zeit wurde auch das Kabel, das Kanada und Australien verbindet, zwischen Britisch-Kolumbien und der Fanninginsel durchschnitten. Die Engländer behaupteten, es sei durch den Kreuzer „Nürnberg" geschehen, der von der „Australia", dem Flaggschiff der australischen Marine, einem 18 000-Tonnen-Kreuzer, verfolgt wurde.

Eine Anerkennung der deutschen Marine bedeutet ein am 11. September erschienener Artikel des „Daily Telegraph", der unter der Spitzmarke „Schnelligkeit! Schnelligkeit!" folgendes schrieb:

„Die Nachricht, daß fünf schnelle deutsche Kreuzer ihre Arbeit, britische Handelschiffe zum Sinken zu bringen, im Atlantischen Ozean noch fortsetzen, obwohl sie von

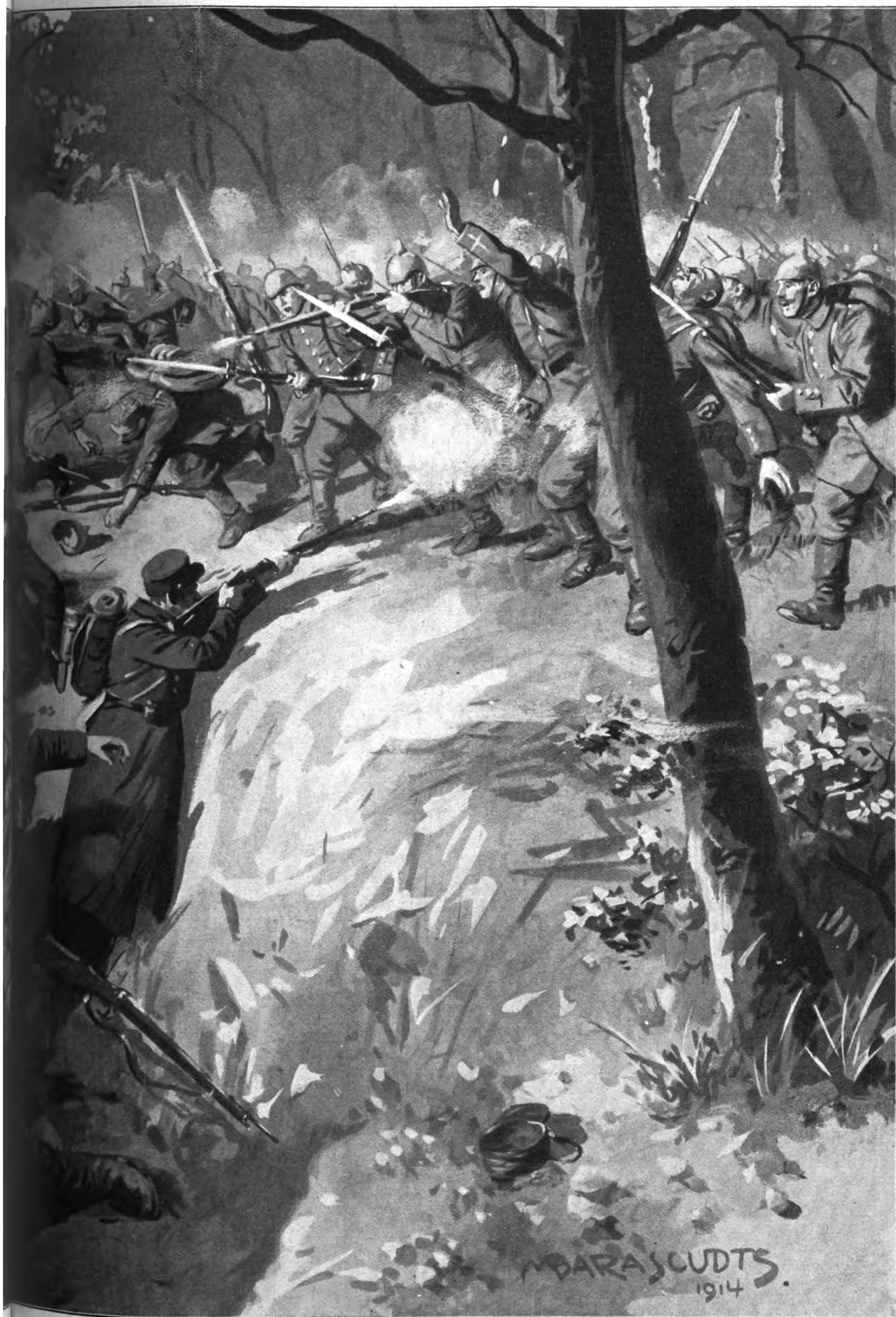


Russische Kosaken. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Erstürmung eines französischen Schützengra

Nach Berichten eines Ange



…wischen der Aisne und dem Argonner Wald.

…gezeichnet von M. Barascudts.

24 englischen Kreuzern und außerdem von zahlreichen französischen Schiffen verfolgt werden, zeigt den Wert der Schnelligkeit. Viele Jahre lang hat Deutschland schnelle Kreuzer gebaut und besitzt jetzt neun, die eine Schnelligkeit von über 27 Knoten haben. Seit man genötigt war, Ersparnisse in der britischen Marine zu machen, um die Parlamentsmehrheit zu befriedigen, mußte sich die Admiralität so gut wie möglich mit älteren und langsameren Schiffen behelfen. Sie stammen aus der Zeit vor Erfindung der Schiffsturbine. Der Krieg hat uns daher wohl mit einer starken Überlegenheit von Kreuzern vorgefunden, aber kaum einer läuft schneller als 25 Knoten, die meisten langsamer. Es gibt keinen englischen Kreuzer im Atlantischen Ozean, dem die deutschen Kreuzer nicht entfliehen könnten. Unsere Geschäftsleute müssen unter diesem Mangel leiden."

Es liegt in der Natur der Sache, daß auch uns Verluste nicht erspart blieben. Am 13. September vormittags wurde S. M. kleiner Kreuzer „Hela" durch den Torpedoschuß eines englischen Unterseebootes zum Sinken gebracht. Fast die ganze Besatzung wurde gerettet, denn als Verluste wurden nur ein Toter und drei Vermißte gemeldet. Eigentümlicherweise wurde über den Ort, an dem die „Hela" unterging, tiefstes Stillschweigen bewahrt, und später erst wird man erfahren, welche Früchte der Untergang der „Hela" uns gebracht hat. Vielleicht wird man dann sehen, daß dieses Unglück, das unsere Marine betroffen hat, gar nicht als solches zu betrachten ist, zumal der kleine Kreuzer „Hela" bereits 1895 vom Stapel gelaufen war und es sich bei ihm um ein Schiff von ganz geringem Gefechtswert handelt, das nicht mehr in unserem rechnungsmäßigen Bestand aufgezählt wurde. Da es schon 1896 seinen Dienst aufnahm, hatte es ein höheres als das flottengesetzmäßige Alter erreicht. Der Untergang der „Hela" war gewiß schmerzlich, aber ohne jede Bedeutung für den weiteren Verlauf der Dinge.

Sehr geschickt verstand es unsere Marine, Minen und Unterseeboote zu verwenden. So geriet der englische Dampfer „Imperialist" vor Hull auf der Höhe von South Shilds auf eine Mine und sank bald darauf. Von der Grinsby-Linie gerieten ebenfalls zwei Dampfer, der „Revigo" und der „Ceylon", auf Minen. Am 17. September sank im Kanal, angeblich durch Sturm, das englische Schulschiff „Fisgard II", wobei von der 34 Mann betragenden Besatzung 21 ertranken. Gleichzeitig meldete die englische Admiralität den Verlust des australischen Unterseebootes „A E 1". Das Schulschiff „Fisgard II" war ein als Hulk für Maschinenpersonal benutztes altes Panzerschiff und hieß früher „Invincible". Das Unterseeboot „A E 1" war 1913 vom Stapel gelaufen.

Die Vernichtung so zahlreicher englischer Schiffe erweckte in England große Beunruhigung. Der Handel litt noch mehr, als er ohnehin infolge des Krieges leiden mußte. Als Beispiel sei erwähnt, daß in den beiden Monaten August und September der englische Ein- und Ausfuhrhandel um 1500 Millionen Mark gegenüber den gleichen Ziffern im Vorjahre abgenommen hat.

Das englische Regierungsorgan „Westminster Gazette" gestand am 21. September zu, daß die deutsche Flotte gute Arbeit verrichte. Der Untergang englischer Schiffe sei nicht bloß auf deutsche Minen zurückzuführen, sondern offenbar sei auch die deutsche Unterseeflotte gehörig an der Arbeit. England sei zwar unstreitig Herrin des Meeres, aber was nütze das, wenn Deutschland sich zum Herrn des Meeres**grundes** mache.

Das englische Blatt ahnte gar nicht, wie es den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, denn schon einen Tag später vollbrachte ein deutsches Unterseeboot eine Tat, die bewies, daß Deutschland wirklich Herr des Meeresgrundes ist. Die ganze Welt horchte auf, als am 22. September das Wolffsche Telegraphenbüro folgende amtliche Londoner Nachricht in die Welt sandte:

„Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer ‚Cressy', ‚Aboukir' und ‚Hogue' in den Grund. Eine beträchtliche Anzahl Mannschaften wurde durch herbeigeeilte englische Kriegschiffe und holländische Dampfer gerettet."

Eine weitere deutsche amtliche Meldung stellte fest, daß nicht mehrere deutsche Unterseeboote, sondern nur ein einziges, nämlich das Unterseeboot „U 9", dies Heldenstück vollbracht hatte, über das wir schon auf Seite 140 eingehend berichtet haben.

Die Vernichtung der drei englischen Panzerkreuzer war eine neue glänzende Tat der deutschen Marine, würdig des Geistes, der unsere Flotte vom Admiral bis zum letzten Heizer beseelt, und ein schwerer Schlag für den englischen Feind, vor allem auch im Hinblick auf seine Eitelkeit und seine Überhebung gegenüber der deutschen „Luxusflotte". Mit den Unterseebooten haben England und Frankreich wirklich geglaubt, uns weit voraus zu sein. Aber mehr als alles sonst hat unser Seekrieg gegen England die Wahrheit des Wortes erhärtet, daß nicht die Waffe an sich den Sieg entscheidet, sondern der Mann, der hinter der Waffe steht.

Gleich nach der Tat des U 9 sah sich die englische Admiralität genötigt, weitere Nachrichten von Schiffsverlusten zu geben, die allerdings auch mit Verlusten für uns verknüpft waren. Im Kriege kommt es aber nur auf das Verhältnis der beiderseitigen Verluste an. Wie aus nachstehendem ersichtlich, hat auch hier wieder England den kürzeren gezogen. Am 20. September gab die englische Admiralität bekannt, daß der englische kleine Kreuzer „Pegasus" Daressalam zerstört und dabei das deutsche Kanonenboot „Möwe" vernichtet habe. Bald darauf wurde er aber von dem deutschen Kreuzer „Königsberg" in der Bucht von Sansibar angegriffen und unbrauchbar gemacht. Dem „Pegasus" war die Aufgabe zugefallen, die bedeutende Handelstadt Daressalam in Deutsch-Ostafrika anzugreifen. Nach vollbrachter Tat zog er sich nach Sansibar zurück. Dort ereilte ihn sein Schicksal. Der deutsche kleine Kreuzer „Königsberg" griff den Feind mit seinen zehn 10,5-cm-Geschützen an. Nur wenig kleiner als die „Emden" und auf gleiche Weise geschützt, war er dem „Pegasus" überlegen, doch nicht in dem Maße, daß das Ergebnis des Kampfes von vornherein mit Sicherheit vorauszusehen war. Jedenfalls hat er „ganze Arbeit" verrichtet und den „Pegasus", wie die englische Admiralität meldete, gänzlich unbrauchbar gemacht. 25 Tote und 30 Verwundete zählte der Gegner. Das war mehr als ein Fünftel der 234 Köpfe zählenden Bemannung und wog vollkommen den Verlust des nach Kriegsausbruch als militärisch wertlos abgerüsteten kleinen deutschen Vermessungsschiffes „Möwe" auf, das der „Pegasus" in Daressalam zerstört hatte.

Neben den glänzenden Erfolgen im Indischen Ozean hatten die Deutschen allerdings an der brasilianischen Küste einen Schiffsverlust zu verzeichnen, der aber nicht allzu schwer ins Gewicht fiel. Der deutsche Hilfskreuzer „Kap Trafalgar" war im südlichen Atlantischen Ozean damit beschäftigt, den englischen Seehandel nach Kräften zu belästigen. Er war ein neues Schiff der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Zu Beginn des Krieges war das Schiff armiert und zum Handelskrieg entsendet worden. Solche Armierungen von Handelsdampfern lassen sich in so kurzer Zeit nicht völlig ausreichend für alle Fälle bewirken, und so war unser Kreuzer, als er von einem feindlichen, lange vor Kriegsausbruch mit Geschützen ausgerüsteten Hilfskreuzer angegriffen wurde, diesem in Hinsicht auf seine Bewaffnung noch unterlegen. Der Engländer war der große wohlbekannte Dampfer der Cunardlinie „Caramania". Aber zwei Stunden lang wehrte sich das deutsche Schiff in heldenmütigem Kampf gegen den stärkeren Gegner, ehe es endlich unterlag. Während die „Emden" im Golf von Bengalen die Mannschaft der weggenommenen Dampfer, die sie versenkt hatte, sammelte und auf einem eigens zu diesem Zwecke aufgesparten Fahrzeug nach einem Hafen reisen ließ, mußte ein deutscher, des Weges daherkommender Dampfer, die „Eleonore Woermann" der Woermannlinie, die Schiffbrüchigen von „Kap Trafalgar" retten. War auch der Verlust des schönen Dampfers zu beklagen, so bewährte sich doch bei dieser Gelegenheit der deutsche Heldengeist zur See von neuem aufs trefflichste.

Die Vergeltung für die Vernichtung des schönen „Kap Trafalgar" blieb nicht aus. Am 26. September kam die Nachricht, daß der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" das englische Schiff „Indian Prince", das nach New York unterwegs war, in den Grund gebohrt und die Besatzung durch den deutschen Dampfer „Preußen" nach Santos gebracht habe. Der „Kronprinz Wilhelm" ist ein Lloyddampfer, der 1901 vom Stapel lief. Gleichzeitig

meldete das Reutersche Büro aus Singapore, daß infolge der Kaperfahrten der „Emden" im Golf von Bengalen die ganze Schiffahrt westwärts von Penang eingestellt werden mußte. Der Handelsverkehr zur See zwischen Vorder- und Hinterindien war vollständig unterbunden. Darunter litt hauptsächlich die Reiszufuhr nach Vorderindien, namentlich von Rangoon aus. Die Reisversorgung war aber für viele Teile des indischen Kaiserreiches geradezu eine Lebensfrage.

Die Lorbeeren der „Emden" ließen auch ihre Schwesterschiffe nicht ruhen. Am 2. Oktober erfuhren wir aus Amsterdam, daß unser kleiner Kreuzer „Karlsruhe" im Atlantischen Ozean sieben englische Dampfer versenkt habe. Zu den beiden Kreuzern gesellte sich noch ein drittes Schiff, nämlich die „Leipzig", von der wir am 4. Oktober erfuhren, daß sie an der Nordküste Perus den englischen Dampfer „Bankfield" in den Grund gebohrt und die Mannschaft dieses Schiffes durch den deutschen Dampfer „Maria" nach Galla gesandt habe. Gleichzeitig wurde bekannt, daß derselbe Kreuzer in den chilenischen Gewässern das englische Ölschiff „Elsinor" versenkt habe. Die Engländer gedachten den deutschen Seehandel lahmzulegen. Gewiß, er ist gestört, aber noch viel schwerer wurde der englische Seehandel durch unsere wackeren Kreuzer „Emden", „Karlsruhe" und „Leipzig" getroffen, die fern von der Heimat den Engländern durch ihr Zerstörungswerk schlimm zusetzten.

Am 4. Oktober machte die englische Admiralität Mitteilung von einer Maßnahme, die einen weiteren Bruch des Völkerrechts bedeutete. Die Meldung lautete:

„Die deutsche Politik des Minenlegens in Verbindung mit der Tätigkeit von Unterseebooten zwingt die Admiralität dazu, aus militärischen Gründen Gegenmaßregeln zu ergreifen. Deshalb hat die Regierung die Genehmigung zum Minenlegen in gewissen Gebieten erteilt. Ein System von Minenfeldern ist ausgelegt worden und wird in großem Maßstabe entwickelt. Um die Gefahr für die Dampfer zu verringern, teilt die Admiralität mit, daß es von jetzt an für alle Schiffe gefährlich ist, das Gebiet zwischen 51 Grad 15 Minuten und 51 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwischen 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad östlicher Länge zu durchfahren. Im Zusammenhang hiermit muß daran erinnert werden, daß die südliche Grenze der deutschen Minenfelder bei 52 Grad nördlicher Breite liegt. Obwohl die Grenzen des gefährlichen Gebiets hierdurch bestimmt sind, darf doch nicht angenommen werden, daß die Schiffahrt in irgendeinem Teile der Gewässer südlich davon ungefährlich sei. An S. M. Schiffe ist Befehl ergangen, ostwärts segelnde Schiffe vor den neu ausgelegten Minenfeldern zu warnen."

Durch diesen Bruch des Völkerrechts wurde übrigens nicht Deutschland geschädigt, sondern die Schiffahrt der neutralen Staaten, in erster Linie Hollands.

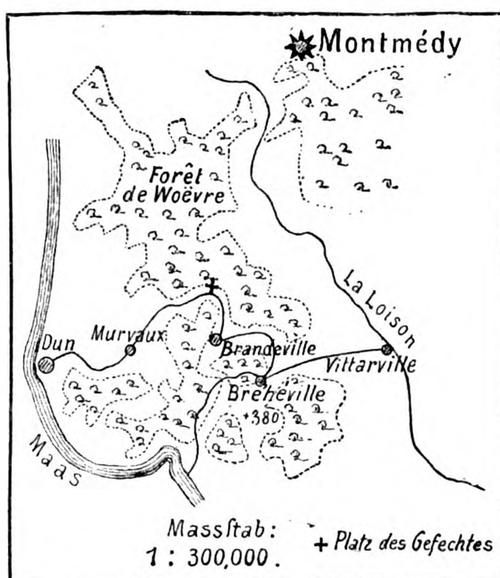
Ein bedauerlicher, wenn auch nicht schwerer Verlust betraf unsere Marine am 6. Oktober. Das englische Unterseeboot „E 9", dasselbe, das auch unseren Kreuzer „Hela" vernichtet hatte, brachte das deutsche Torpedoboot „S 116" zum Sinken. Die aus 56 Mann bestehende Besatzung wurde zum größten Teile gerettet. Das Boot war bereits 1902 vom Stapel gelaufen, war also schon ersatzpflichtig, da die Lebensdauer dieser Schiffsklasse 12 Jahre beträgt.

Am 10. Oktober erhielten wir durch die französische Presse Nachricht von einer Tat unserer beiden Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau", die schon fast drei Wochen zurücklag. Es war der 22. September. Langsam begann die Morgenröte dem aufsteigenden Tage zu weichen. Doch nicht friedlich war das Bild, das das Gestirn des Südens auf den französischen Gesellschaftsinseln im Stillen Ozean bestrahlte. Furchtbarer Geschützdonner war weithin vernehmbar und jagte der Bewohnerschaft von Papeete, der Hauptstadt von Tahiti, einen nicht gelinden Schrecken ein. Auf der Reede des Hafens von Papeete befanden sich die deutschen Kreuzer „Gneisenau" und „Scharnhorst", die sich von Tsingtau durchgeschlagen hatten, um hier zuerst ihr Zerstörungswerk zu beginnen. Hintereinander sich entwickelnd, spien ihre Geschütze verderbenbringende Geschosse aus. Ihr Ziel war das im Hafen vor Anker liegende französische Kanonenboot „Zelée", das nach einigen schwachen



Die 27 bei der Reiterattacke bei Tagsdorf (Oberelsaß) gefangen genommenen Chasseurs d'Afrique (afrikanische Jäger) auf dem Abmarsch vom Bezirkskommando in Lörrach zum Bahnhof.

Versuchen, das Feuer zu erwidern, bald in Grund gebohrt war. Ein lebhaftes Echo weckte der Geschützdonner in den gleich hinter der Hafenstadt sich steil erhebenden Bergen. Nun erwiderten auch das Fort von Papeete und die drei Batterien (zusammen 20 Geschütze) das Feuer der deutschen Kreuzer. Schuß auf Schuß sauste über die Wasserfläche. Doch die Franzosen schossen schlecht, das zeigten die Wassergarben, die vor und hinter den Kriegschiffen aufstiegen (siehe das Bild Seite 382/383); sämtliche Geschosse verfehlten ihr Ziel. Die deutschen Treffer saßen um so sicherer. Wenige Minuten noch, und die feindlichen Geschütze schwiegen! — S. M. S. „Gneisenau" und „Scharnhorst", unsere wackeren Seehusaren, aber dampften weiter, bereit zu neuen Taten — ein Schrecken der Feinde!



Wegeskizze zum Pionierüberfall bei Brandeville (S. 375).

Wieder eine Großtat eines unserer Unterseeboote ist vom 11. Oktober zu melden. Das Unterseeboot „U 26" bohrte den russischen Kreuzer „Pallada" mit einem Torpedoschusse in den Grund. Der Kreuzer sank so schnell in die Tiefe, daß niemand gerettet werden konnte. 565 Mann sind untergegangen, und nur sieben und ein Mechaniker, die sich am Lande befanden, dem sicheren Tode entgangen. Für diese Heldentat hat die Besatzung des „U 26" das Eiserne Kreuz erhalten. Im Unterschied von den drei englischen Kreuzern, die einige Wochen vorher durch ein deutsches Unterseeboot in der Nordsee in den Grund gebohrt worden sind, ist die „Pallada" ein verhältnismäßig kleines Fahrzeug. Jene stammten aber aus dem Jahre 1901, während dieses im Jahre 1906 gebaut ist. Für die erheblich schwächere russische Flotte war der Verlust des Kreuzers um so empfindlicher. Russische Techniker behaupteten, es sei nicht möglich, einen Kreuzer einer Klasse, wie die „Pallada" sie vertrat, durch einen Torpedoschuß zum Sinken zu bringen, und so sei die „Pallada" von mehreren Torpedos getroffen worden. Das eine deutsche Unterseeboot hatte heldenmütig und mit Erfolg eine ganze Kreuzerdivision angegriffen. Der in den Grund gebohrte Kreuzer gehörte der Bajanklasse an, zu der außer ihm noch die beiden Kreuzer „Admiral Makaroff" und „Bajan" zählen. Die „Pallada" war mit zwei 20,3-cm-Geschützen, acht 15,2-cm- und zweiundzwanzig 7,5-cm-Geschützen bestückt.

Über eine weitere Heldentat unserer Marine haben wir schon an anderer Stelle berichtet: die Vernichtung des englischen Kreuzers „Hawke" durch unser „U 9" (Seite 300).

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

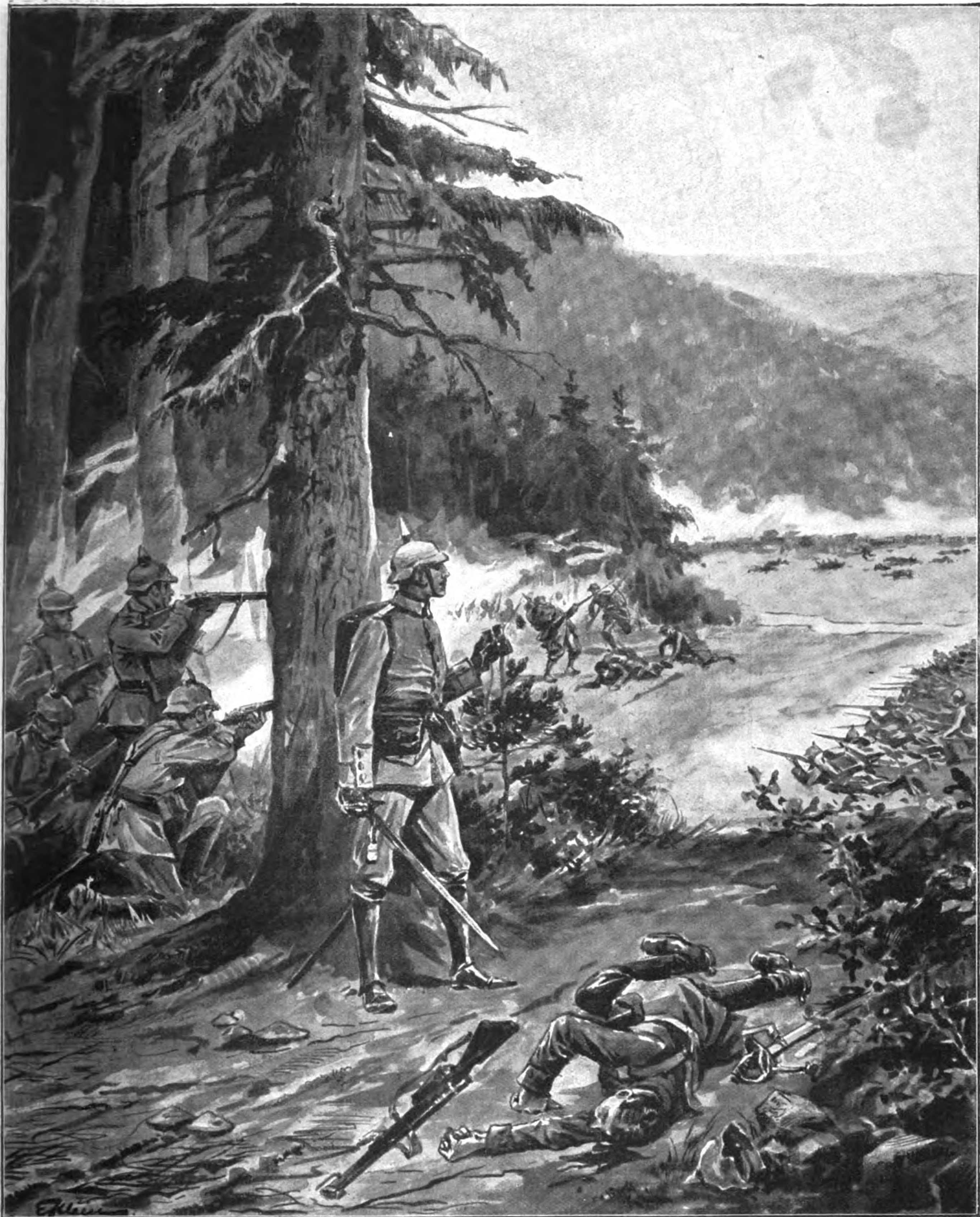
Ein Todesritt afrikanischer Jäger im Oberelsaß.

(Hierzu die Kunstbeilage und das Bild Seite 371.)

Am 20. August kam, so berichtet ein Teilnehmer in der „Frankfurter Zeitung", der Befehl an ein Bataillon eines Landwehrregiments, das sich schon seit Tagen mit den in den Sundgau vordringenden Franzosen schlug, gegen Tagsdorf vorzugehen. Während einiger Tage versuchten zwei französische Armeekorps gegen Mülhausen vorzudringen. Diesen starken Kräften standen nur geringe deutsche Landwehrtruppen auf der linken Rheinseite gegen-


Phot. Kühlewindt Hofphot.

Vernehmung russischer Gefangener durch einen deutschen Generalstabsoffizier und einen Dolmetscher in Goldap.



Pionierüberfall bei Brandeville. Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

über. Die Verteidigung mußte zudem noch auf die unglaublich lange Front von Pfirt (am Südende des Elsaß) bis Mülhausen verteilt werden. Wie über alles Erwarten gut sich diese alten Soldaten geschlagen haben, wurde bereits berichtet (siehe unsern Artikel Seite 74), auch daß sie ihre Aufgabe glänzend gelöst haben.

Das Landwehrbataillon marschierte mit Sicherung rasch vorwärts, stieß über Helfranzkirch vor, nachdem die Deutschen dort ein kurzes Gefecht mit französischer Infanterie und abgesessenen afrikanischen Jägern zu bestehen hatten. Die Franzosen mußten sich zurückziehen, und in denkbar schnellster Zeit waren die Verwundeten, Freund und Feind, gegen den Rhein abgeführt. Die Landwehr hatte nur Verwundete, und zwar bedeutend weniger als der Feind, da dessen Infanteriefeuer wenig gut geschult ist: zu rasch, daher unsicher. Langsam gingen die Deutschen vor gegen Tagsdorf. Ihrer Hauptmacht sandten sie vorwärts und seitwärts starke Sicherung voraus. Nach einer Stunde kam die Meldung, daß die Franzosen östlich Tagsdorf scheinbar in großer Zahl Stellung bezogen hatten. Das Bataillon löste sich nun in Kompanien auf und diese wieder in Züge. Die Landwehr ging in Deckung vor, jeder Strauch, jede Erdwelle wurde benutzt. Das französische Feuer knatterte ununterbrochen. Aber wie lang auch die deutsche Linie wurde, sie reichte nicht aus,



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Englische Marineinfanterie bei den Kämpfen am Yserkanal.
Engländer versuchen auf ein Kanalschiff zu entfliehen.

linie. Kein Reiter konnte wenden, sie waren zu nahe dem feindlichen Feuer. So war aus dem schönen und starken Bild der vor zwei, drei Minuten zur Attacke heranrasenden Schwadron eine unsäglich traurige Masse geworden, zerschmettert und zertrümmert.

Ehe die Franzosen noch weitere Angriffe unternehmen konnten, hatte ein zweites Bataillon deutscher Landwehr den französischen rechten Flügel überfallen können. So mußten sich die Franzosen zurückziehen. Von den afrikanischen Jägern, die diese Attacke ritten, blieben unverletzt 27 Mann als Gefangene in den Händen der Deutschen, über die Hälfte war schwer verwundet, die anderen tot.

denn immer weiter dehnten sich die von den Franzosen angelegten Schützengräben. Die letzte Kompanie der Deutschen entwickelte sich aus einem Wäldchen heraus, um die Linie zu verlängern. Das war ein kühnes taktisches Manöver der Deutschen. Doch wurde es erst unternommen, nachdem französische Artillerie das Wäldchen, aus dem die letzten Deutschen vorgingen, unter ständiges Feuer genommen hatte. Wahrscheinlich vermuteten die Franzosen in diesem Gehölz die deutschen Reserven. Vorwärts kamen nun die Deutschen nicht mehr, jedoch machten auch die Franzosen keinen Vorstoß. So stand das Gefecht etwa eine Stunde still. Das Kleingewehrfeuer wurde ruhiger, von den Deutschen sparsam abgegeben.

Es scheint, daß aus diesem Grunde auf der französischen Seite angenommen wurde, die deutsche Schützenlinie sei im gegnerischen Feuer wankend geworden. Denn plötzlich zeigten sich dem Zentrum der deutschen Linie gegenüber etwa 700—800 Mann Kavallerie, Chasseurs d'Afrique (afrikanische Jäger). Sofort wurde auf deutscher Seite die Sachlage erkannt: Eine Attacke! — Im Augenblick war der Befehl ausgegeben: „Ruhig schießen, sicher zielen, immer zuerst auf das Pferd, dann auf den Mann." — Auch wurde jeder Abteilung ein gewisses Schußfeld zugewiesen. Die Maschinengewehre richteten sich ebenfalls ein.

Kaum waren die Anordnungen getroffen, da dröhnte der Boden von den Pferdehufen, die Waffen der Reiter klirrten und ihr Schreien gellte. Aber die Schwadronen ritten nicht in derselben aufgeschlossenen Formation, wie die Deutschen eine Attacke reiten. Ihre Verbände begannen sich zu lösen und wurden getrennt, noch ehe sie auf 800 Meter an die deutsche Linie herangekommen waren. Aber immer noch wurde das deutsche Feuer nicht eröffnet. Ruhig lagen die Landwehrmänner hinter ihren Gewehren. Die Maschinengewehre waren eingestellt und begannen zuerst ziemlich langsam, aber zielsicher ein mörderisches Feuer, als die Franzosen auf 500 Meter heran waren. Das Kleingewehrfeuer setzte auf 350—400 Meter ein. Die Wirkung war fürchterlich, der Feuerkampf dauerte höchstens zwei bis drei Minuten. Aber kein rasches, rasendes Schnellfeuer wurde gegeben, die Schüsse fielen langsam, doch mit immer sicher genommenem Ziel. Keine Kerntruppe hätte ein ruhigeres Feuer entwickeln können. Immer die vorderen Reihen wurden weggeschossen, die hinter den fallenden Pferden jagenden Reiter konnten öfters nicht mehr ausweichen und stürzten mit dem Pferd über das vor ihnen zusammengebrochene Tier. Gelles Wiehern, Röcheln und dröhnendes Stöhnen der abgeschossenen Pferde, die auf dem Boden liegend um sich schlugen, wieder aufsprangen, zusammenbrachen, zuckten. Ebenso schnellte da und dort ein gestürzter Reiter in die Höhe, um gleich darauf zu fallen. Und dazwischen das pünktliche Feuer der deutschen Schützenlinie.

Die wenigen bei jenem Todesritt heil davongekommenen gefangenen Reiter wurden über Lörrach nach Ulm auf die Festung gebracht.

Zwischen der Aisne und dem Argonner Wald.

(Hierzu das Bild Seite 368/369.)

In der Kampffront Soissons—Vailly und längs der Aisne, nördlich Reims, traten die modernen Feldbefestigungen, gestützt auf beherrschende Höhen und rückwärts liegende Ortschaften, die als Stützpunkte dienen konnten, erstmals in größerem Umfange in Geltung. Hier hatten unsere braven Feldgrauen, trotz der steten Feuerbereitschaft, in kurzer Zeit weitgestreckte Erdbauten hergestellt und sich in ihnen häuslich eingerichtet. Noch ausgeprägter gestaltete sich dieses halb unterirdische Leben in dem östlich unmittelbar sich anschließenden Abschnitte, der von Reims, in der allgemeinen Richtung auf Verdun, den Argonner Wald seiner ganzen Breite nach durchschneidet. Während entlang der Aisne immer kleinere und größere Gefechtspausen eintraten, mußten hier fortgesetzt sehr hartnäckige Waldgefechte geführt werden. Es galt, das ganze Gebiet vom Feinde zu säubern, um den sehr starken Festungskomplex Verdun—Toul auch von Westen her ungestört in Angriff nehmen zu können oder die Besatzungstruppen mindestens im Schach zu halten. Der Umstand, daß diese ganze, fast urwaldartige, mit dichtem Unterholz besetzte Kampfzone vom Feinde mit sorgfältig gewählten Feldbefestigungen förmlich bespickt war, gestattete nur ein ganz allmähliches Vordringen, das oft genug schon zum erbitterten Handgemenge führte. Um den Gegner zu fassen, war es nötig, seine Stellung, die oft nur 100 Meter weit entfernt lag, möglichst genau zu erkunden. Dabei hatten sich die Franzosen obendrein mit Drahthindernissen, Astverhauen und vorgeschobenen Horchposten, die teils in Erdlöchern, teils in den Wipfeln der Bäume untergebracht waren, vortrefflich gesichert. Dieser fortgesetzte Kundschafterdienst bei Tag und Nacht erforderte ganze Männer voll Umsicht, Opfermut und Tapferkeit. War die Stellung erkundet und der Angriffsplan darauf aufgebaut, so wurde natürlich nicht lange gezögert, den Gegner wieder einmal aus einem oder mehreren Laufgräben in blutigem Ringen hinauszuwerfen.

Bei einem solchen Angriff haben sich am 27. Oktober unsere tapferen Schwaben besonders ausgezeichnet, so daß der Befehlshaber der Truppen im Argonner Wald sich veranlaßt sah, dem König von Württemberg durch ein besonderes Telegramm davon Kenntnis zu geben: „Die Regimenter der ... Infanteriedivision haben heute seit wenigen Tagen bereits die dritte starke feindliche Stellung im Sturm genommen. Ich freue mich, Eurer Majestät

von dieser ausgezeichneten Leistung und von dem hervorragenden Geist, der die Truppen beseelt, untertänigst Meldung zu machen." Worauf König Wilhelm II. erwiderte: „Sehr beglückt durch Eurer Exzellenz Mitteilung, danke ich bestens und bin stolz, daß die ... Infanteriedivision sich Ihre volle Zufriedenheit erworben hat."

Der Pionierüberfall bei Brandeville.

Nach den Aufzeichnungen eines Ordonnanzoffiziers.

(Hierzu das Bild Seite 373 und die Wegeskizze Seite 372.)

„O diese französischen Urwälder!" rief eben Major N., als ich am 28. August nachmittags mit meinem ziemlich ermatteten Pferd beim Ende der großen, vielgewundenen Steige anlangte, die von Bréhéville zur Höhe 380 führte. „Jetzt bin ich schon reichlich hundert Meter höher geklettert als mein Regiment in Bréhéville, um hier oben wieder jede Aussicht durch dunkle, undurchdringliche Waldungen vernagelt zu finden! Wie soll man da das Gros sichern?"

Ich mußte ihm recht geben. Es war ein verantwortungsvoller Auftrag. Auch bei taktisch unanfechtbarer Ausführung kam es hier auf das Glück an, denn Flieger- und Kavallerieaufklärung mußten in diesen, teilweise 20 Kilometer langen, unbewirtschafteten Forsten völlig versagen, und die Infanteriepatrouillen ließen sich vom wegekundigen Feind leicht abfangen, bevor sie Meldung bringen konnten. Waren doch diese Waldungen zwischen der Maas und dem Loisonbach alle mit frischgehauenen, auf keiner Karte eingezeichneten Schleichwegen durchzogen; sie führten dann irgendwo auf größere Kolonnenwege, die sich ihrerseits fortsetzten, bis sie hinter tiefeingeschnittenen, vortrefflich mit Buschwerk verdeckten Schützengräben an Waldrändern, Lichtungen, Straßenknotenpunkten mündeten. Bisher waren jene prachtvollen französischen Stellungen stets vom Gegner im Stich gelassen worden, da er eine Umfassung seines linken Flügels durch die deutschen Armeekorps nordwestlich von uns befürchtete. Auch diesmal hatten unsere Flieger den feindlichen Rückzug über die Maas bei Dun gemeldet.

Die Vorpostenkompanien marschierten nun an ihre Sicherungsabschnitte, stellten Feldwachen und Posten aus und sandten Patrouillen in südlicher und westlicher Richtung bis zur Maas. Nichts fand man außer noch frischen Spuren der Franzosen, sowie leeren Konservenbüchsen und — einigen vergessenen Gewehren. Letzteres überraschte uns alle. Wir waren stutzig geworden. Wo mochten die Besitzer der Waffen sein?

Nachdenklich verließ ich die eifrig schanzenden Kompanien und ritt die Steige hinunter nach Bréhéville. Nur die Feldküchen des Bataillons begegneten mir, deren Pferde langsam den Berg hinaufkeuchten. Sonst war alles still. Hart bis an beide Seiten der Straße zogen sich die dunklen Wälder. Erst kurz vor dem Dörfchen, das 500 Bewohner zählen mochte, traf ich einige Zivilisten, die mir jedoch auswichen. Es schienen verhältnismäßig noch junge Männer zu sein. Warum sie wohl nicht eingezogen worden waren?

Unten angekommen, versuchte ich bei den Bewohnern für die Truppen Brot, Lichter, Streichhölzer, Butter, Salz oder Zucker aufzutreiben. Vergebliche Mühe! Im ganzen Dorf war nichts zu bekommen. Die frühere französische Einquartierung mußte rücksichtslos die eigenen Landsleute ausgeplündert haben.

Eben trat ich wieder aus einem Haus, dessen Besitzer mir trotz angebotener Bezahlung versichert hatte, daß er „rien du tout, du tout, du tout" (rein gar nichts) habe, als ein Unteroffizier mit einigen Musketieren eine Gruppe junger Zivilisten vor sich hertrieb. Es waren französische Infanteristen, die sich beim Rückzug in den Häusern versteckt und die Uniform abgelegt hatten, als ihnen das Kriegführen keinen Spaß mehr machte. Für uns konnten sie natürlich eine ernste Gefahr bedeuten. Und plötzlich kamen mir die gefundenen Gewehre in den Sinn und die Zivilisten am Eingang des Dorfes. Im Galopp ging es zurück. Man hatte sie schon festgenommen. Ihre Soldbücher hatten sie verraten. Alle Männer wurden in die Kirche gesperrt. Vielleicht ist dadurch ein großes Unheil noch glücklich vermieden worden.

Es dämmerte noch, als ich am nächsten Morgen wieder auf Höhe 380 stand. Die Kompanien hatten die ganze Nacht



Phot. Boedecker, Berlin.

Gefangene Turkos von der Kampffront bei Nieuport.

geschanzt. Im steinigen Boden war es mit dem kleinen Infanterieschanzzeug eine mühevolle Aufgabe gewesen, die man sich gewandt dadurch erleichtert hatte, daß man einige Holzstöße zur Brustwehr des Schützengrabens verwendete. Sonst war nichts Besonderes vorgefallen. „Meine Patrouillen haben gemeldet, daß jenseits der Maas kilometerlange Schützengräben ausgehoben worden sind. Das kann einen bösen Maasübergang geben,“ prophezeite der Major, „aber die Wälder vor uns sind anscheinend gefahrlos.“

„Rrrrrr!“ Fernes Gewehrfeuer schlug an unser Ohr und hallte in den Wäldern wider. Es kam aus nördlicher Richtung. Wir waren sehr ernst geworden. „Wieviel schätzen Herr Major?“ unterbrach ich das Schweigen. Er zuckte mit den Achseln. „Man kann es von hier aus nicht beurteilen. Nach der taktischen Lage ist mir das Feuern ganz unverständlich. Ob das Regiment im Gefecht steht? Das Bataillon muß vorerst leider hierbleiben, bis die ... Division eintrifft.“ Er sah nach der Uhr. „In anderthalb Stunden kann sie da sein.“

Die Kompanien hatten inzwischen die Schützengräben besetzt und horchten gespannt auf das gleichmäßige, wenige Kilometer entfernte Knattern. Plötzlich packt mich der Major am Arm. „Es muß ein Feuerüberfall gewesen sein! Haben Sie etwa einzelne Schüsse gehört? Auf einmal ging das tolle Schießen los wie eine Salve und hörte nicht mehr auf.“ Ich nickte zustimmend. Er hatte recht. „Soll ich nicht hinüberreiten und mich unterrichten?“ Er sah nach der Karte. „Sie sind heute schon der dritte Offizier, den ich in diese heimtückischen Wälder schicken muß, und dabei kann ich Ihnen nur einen Radfahrer als Begleiter mitgeben. Erkunden Sie gleichzeitig einen Anmarschweg zum Regiment für mein Bataillon und die Gefechtsbagage. Auf Wiedersehen und viel Glück!“

Ein kurzes Händeschütteln, dann trabte ich die Straße entlang, bog in einen Feldweg ein, ritt an vorgeschobenen Posten vorbei und war allein mit meinem Radfahrer, der mir folgte, so rasch es eben auf den überwucherten Schneisen ging. Bald waren wir jedoch so in das Dickicht geraten, daß wir abstiegen und mit Degen, Seitengewehr und Taschenmesser unseren Weg bahnen mußten, bis wir zufällig auf einen Kolonnenweg stießen. Die am Fuße abgesägten Bäume waren rechts und links wie zwei schützende Wälle aufgehäuft. Ihr Laub war schon vertrocknet. Da bäumte sich mein Pferd hoch auf, schnaubte und tänzelte angstvoll rückwärts. In einem mit Zweigen überdeckten Graben lag ein totes Pferd mit französischem Zaumzeug. Nur widerwillig ging mein Rappe weiter, bis er seinen toten Kameraden nicht mehr sah. Zehn Minuten später — ich wollte eben um eine Wegbiegung galoppieren — konnte ich mein Pferd gerade noch in die Büsche zurückreißen. Mehrere hundert Meter vor uns standen einige Leute auf dem Weg. Dunkel hoben sie sich wie Silhouetten gegen den hellen Hintergrund ab. Ich band mein Pferd an und kroch auf allen vieren näher durch die Büsche, bis ich die Uniformen deutlich unterscheiden konnte. Es waren Deutsche. Durch Rufe machte ich mich bemerkbar, band mein Pferd los und ritt zu ihnen hin. Es waren 24er Dragoner, die zum Fußgefecht abgesessen waren. Ringsum knallte es fortwährend in den Wäldern. Geschosse bestreichen jetzt den Weg. „St, st, st,“ sausen sie am Ohr vorbei, daß man immer ein wenig zusammenzuckt. Ein Dragoner schreit auf und fällt vornüber, durch einen Querschläger getroffen. Ich ergreife seinen Karabiner und nehme seine Patronen. Wir eilen der Lichtung zu. Noch eine steile Böschung klettern wir hinunter, während der Radfahrer mein Pferd hält. Hier bietet sich uns ein spannender Anblick.

Vor uns im Sonnenschein ein Wiesental, umsäumt von dunkeln Bergwäldern. Rechts vor uns eine eigene Schützenlinie im Gefecht gegen die jenseitigen Waldränder und gegen die Franzosen, die einzeln und in Rudeln über die Straße Brandeville—Murvaux zurückspringen. Dabei werden sie jedoch von unsern Kugeln erreicht und fallen vornüber in die Straßengräben. Sie sind völlig kopflos geworden, weil sie überall auseinandergesprengt sind.

„Tut, tut,“ klingen ihre Signale bald hier, bald dort. Dazwischen hört man Rufe: „Nicht schießen, eigene Truppen!“ Sie stammen von einigen Kompanien, die die Verfolgung in den Wäldern aufgenommen haben.

Während wir die Bäume als Deckung benutzen und die Franzosen beschießen, erzählt mir ein Dragoner die Vorgeschichte dieses Gefechts. Arglos hätten die Pioniere am Schützengraben bei der Straße gearbeitet, als sie von Franzosen überrascht worden seien, die aus den Büschen der Waldränder und von den Bäumen auf sie geschossen hätten. Der Kampf sei anfangs so unerwartet und verlustreich gewesen, daß man die 23er und 24er Dragoner, die weiter rückwärts biwakierten, mit ihren Karabinern zur Säuberung der Wälder befohlen habe. Auch ein Infanterieregiment sei alarmiert.

Deutlich vernahm man jetzt das schnelle Hämmern der eingreifenden deutschen Maschinengewehre, und als bald darauf zuerst vereinzelt, dann immer vielstimmiger der Ruf hörbar wurde: „à bas les armes“, wußte ich genug für meine Meldung. Ich kletterte rückwärts, bestieg mein Pferd und jagte zum Bataillon. Der Radfahrer vermochte kaum zu folgen. An einer Waldecke prallten drei französische Reiter entsetzt zurück, als ich vorbeigaloppierte. Ich entsicherte meinen Revolver. Doch sie folgten nicht nach. Eine Eskadron der 8. Dragoner begegnete mir, die singend zu Fuß ins Gefecht zog. Eben marschierte der Anfang der erwarteten ... Division am Bataillon vorbei, als ich melden konnte: „Feindlicher Infanterieüberfall aus den Wäldern an Straße Brandeville—Murvaux erfolgreich abgewiesen. Weg durch die Wälder zum Regiment für Bataillon unbenutzbar wegen versprengter Franzosen und Bodenverhältnissen.“

Als das Bataillon eine Stunde später die Straße Bréhéville—Brandeville—Murvaux dem Regiment nachmarschierte, sah es auf dem Kampfplatz schlimm aus. Furchtbar hatten sich die Pioniere für den Überfall gerächt. Mit Beilen, Spaten und Kolben hatten sie die Angreifer niedergeschlagen. Einen alten weißhaarigen General und über tausend französische Soldaten hatte man in den Wäldern gefangen. Es war die Besatzung von — Montmédy, die aus der Festung ausgerückt war und sich in die Wälder von Woëvre zurückgezogen hatte.

Paul Otto Ebe.

Das Heldenmädchen von Rawaruska.

(Hierzu das Bild Seite 378.)

Es war während der Riesenschlacht bei Lemberg, im Anfang des Monats September. Während die Russen nach fünftägigem heißen Ringen an der Grodeker Straße endlich weichen mußten, warfen sie eine gewaltige Übermacht gegen den Nordflügel jener österreichisch-ungarischen Armee, die bei Rawaruska stand, und in den Raum zwischen ihm und der Armee Dankl, die weiter nördlich kämpfte. Um jeden Preis wollten sie die gegnerische Front in der Mitte durchbrechen. Aber die Truppen bei Rawaruska hielten, wie bereits im vorigen Heft Seite 350 geschildert, mit zähester Ausdauer, mit heldenhaftem Opfermut im fürchterlichsten Schrapnell- und Granatregen stand, bis die Flügelarmeen in günstiges Gelände zurückgenommen und gesichert waren. Das Blut zahlloser Opfer hat jene öde Gegend getrunken, aber wieviele Söhne Österreich-Ungarns dort auch ihren letzten Atemzug taten, eins haben sie mit ihrer Preisgabe des Lebens erreicht: die Russen waren so geschwächt, daß sie keinen Angriff mehr wagten, sondern dem Feinde Zeit lassen mußten, sich zu neuem Vorstoß genügend vorzubereiten.

Und dort vor Rawaruska hat auch die junge Heldin Rosa Zenoch den Fuß verloren. Zwölf Jahre alt, hatte sie keine Ahnung, was für das große Vaterland an jenem schrecklichen Tage auf dem Spiele stand. Aber ihr Bruder war selbst Soldat, und so wußte sie, wie der Durst schon im gewöhnlichen Manöver peinigen kann. Als nun um ihre heimatliche Hütte der Kampf wogte, ging sie mit ihrem Krüglein unermüdlich vom Brunnen zu den Schützenlinien und brachte den tapferen Streitern einen Labetrunk um den anderen, nur erfüllt von dem einen großen Gedanken: zu helfen und wieder zu helfen, bis eins der tückischen Geschosse in nächster Nähe platzte und ihr den linken Fuß zerschmetterte. Dankbare Soldatenarme trugen sie aus dem feindlichen Feuer fort nach Hause. Die Mutter wollte sie nach Wien bringen, zu erfahrenen Ärzten; aber noch im Eisenbahnzug mußte ihr der Fuß oberhalb des Knöchels abgenommen werden. In der Kaiserstadt haben dann der greise Monarch, auch ein Erzherzog und eine Erzherzogin die junge Dulderin besucht; ein kostbares Zeichen der Erinne-



Abwehr eines Durchbruchversuchs der französischen Ostarmee im Vorgelände der Festung Epinal.

Nach dem Bericht eines Mitkämpfers gezeichnet von A. Roloff.



Phot. Kilophot. G. m. b. H, Wien.

Rosa Zenoch, die Heldin von Rawaruska.

rung und des Dankes ließ ihr der Kaiser Franz Joseph zurück, zugleich mit dem Versprechen, für ihre Zukunft zu sorgen. Und wenn man den Namen Rosa Zenoch auch im Laufe der Zeit vergessen sollte, des Heldenmädchens von Rawaruska wird man stets gedenken, wie des Mädchens von Spinges und der tapferen Lüneburgerin Johanna Stegen, die den Soldaten Dörnbergs im Jahre 1813 Patronen zutrug.

Ein Durchbruchsversuch der französischen Ostarmee.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu das Bild Seite 377.)

Das müssen früher doch schöne Zeiten gewesen sein, als die Schlacht noch mit Morgengrauen begann und mit der sinkenden Sonne endete. Da war ein großes Gefühl in eine kurze Zeitspanne gepreßt und überwältigend der Eindruck eines gewonnenen Sieges.

Seit unserer Ankunft im Aufmarschgebiet sind wir nun in engster Fühlung mit dem Feind. Und seit acht Tagen wütet die Schlacht, die bei Saarburg begann. Wir dringen siegreich vor und hören, daß es auf der ganzen Linie gut steht. Allein es ist ein zäher Feind, der uns gegenüberliegt. Und je weiter wir vordringen, desto unangenehmer macht sich der Forts- und Festungsgürtel bemerkbar. Es ist augenscheinlich, daß die Franzosen uns immer wieder frische Truppen entgegenwerfen, wohl auch schwerere Geschütze aus der Sperrfortslinie. Noch haben sie ihre Absicht nicht aufgegeben, ins Elsaß durchzubrechen, um ihre arg bedrängte Nordarmee zu entlasten.

Es sind starke Kräfte, die die Franzosen uns entgegenstellen, und ihre besten Truppen. Da wird nicht viel aus den Rasttagen, die uns die Heeresleitung zugedacht hat. Immer wieder heißt es, die Vorstöße und Gegenangriffe des geworfenen Feindes abzuwehren. Ein schwieriges Gelände, in dem wir uns halten müssen. Die weiten Wälder bieten gerade der französischen Verteidigungstaktik mit ihren zeitweiligen Gegenstößen die besten Aussichten. Und stürmt unsere Infanterie, so klettern die Franzosen auf die Bäume und schießen von dort unsere Leute ab.

Wir reiten durch herrlichen Buchen- und Eichenwald, aber sein Ausgang steht unter Feuer. Die Franzosen kennen hier im Vorgelände der Festung Epinal jede Entfernung und haben sich auf alle wichtigen Geländepunkte eingeschossen. Wie eine Sense mäht das französische Streufeuer den Waldrand ab. Trotzdem gelingt es, die Batterien in Stellung zu bringen. Allein kaum stehen sie, so faßt sie das feindliche Granatfeuer mit einer Heftigkeit, daß die Bedienung sich eng an die Schutzschilde schmiegen muß.

Die gegnerische Artillerie ist nicht zu entdecken. Flieger werden zu ihrer Erkundung ausgesandt. Doch auch sie bringen heute nur unbefriedigende Meldungen. Die Franzosen sind Meister in dem verdeckten Aufstellen ihrer Batterien.

Eine ungemütliche Lage, wenn man dem Gegner so gar nicht an den Leib kann! Überdies fängt es an zu regnen, tröpfelnd erst, dann stärker und stärker, bis ein wahrer Wolkenbruch uns bis auf die Haut durchnäßt. Mit dem Einbruch der Nacht ist das Feuer verstummt. Wie nasse Schleier hängt es vor unseren Augen. Mit gesenkten Köpfen gehen die Pferde auf grundlosen Wegen. Irgendwo im Wald suchen wir uns unser Nachtquartier. Zu essen hat es heute nichts gegeben; Feuer dürfen wir uns nicht machen. Wir haben kein Stroh und keine Zelte. Von unten läuft das Wasser in unsere Kleider. Durch das Blätterdach plätschert der Regen im Takt auf die Gesichter. — Und doch umfängt uns der Schlaf, wohltuend und Frieden bringend ...

Während der Morgendämmerung wurden die Batterien vorgeholt. Auch der Regimentsstab ging vor und grub sich am Hang in einer Hecke eine Beobachtungsstelle.

Es war dasselbe Spiel wie gestern, nur daß auch wir heute gut gedeckt und eingegraben waren. Mit einem riesigen Munitionsaufwand streuten die Franzosen den Wald und die Hänge ab. Unsere Hecke mußte ihnen besonders verdächtig erscheinen; denn wir erhielten verschiedene Male so dichtes Feuer, daß wir unser Scherenfernrohr einzogen und uns eng an die Wandung unseres kleinen Unterstandes drückten.

Am Nachmittag überflog uns ein französischer Eindecker. Er flog so tief, daß man deutlich die Rosetten des nationalen Abzeichens erkennen konnte. Ohnmächtig zerplatzten neben ihm unsere Schrapnelle. Und gleich darauf machte er die gefürchtete Schwenkung, die der eigenen Artillerie anzeigt, wo der Gegner steht.

Wir wußten, jetzt bekamen wir Feuer, kein Streufeuer, sondern gezieltes. Und es ließ nicht lange auf sich warten. Das Singen in den Lüften begann wieder. Mit der Zeit bekommt man eine solche Übung, daß man aus dem pfeifenden Laut der die Luft durchschneidenden Granaten



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Aus Frankreich zurückgekehrte Deutsche begeben sich in die in Singen bereitgestellten Unterkunftsräume.



Österreichisch-ungarische Regimenter vor dem Abmarsch nach dem russisch-galizischen Kriegsschauplatz.

und Schrapnelle nicht nur die Richtung, sondern auch Zeit und Ort des Krepierens ziemlich genau bestimmen kann. So hörten wir, noch eh' die großen Vögel da waren, wohin sie flogen.

Mit hohlem Plumps fuhren die „Ausbläser" und „Blindgänger" in den lehmigen Boden. Das Krachen der krepierenden Geschosse gellte in den Ohren. Vor und neben unserer kleinen Insel im Feuermeer krachte und platzte es. Allein es kam näher. Dem brechenden Krachen folgte es wie Hufschlag galoppierender Pferde. Das waren die Erdschollen, die die einschlagenden Geschosse aufwarfen. Wir duckten uns hinter den Wall. Da fuhr die erste Granate in die Hecke. Schwarz und drohend stieg die Fontäne auf.

Und Schuß auf Schuß. Ein jähes Reißen in den Ohren, ein dumpfer Druck um den Kopf. In der Böschung schlug die Granate ein. Polternd fällt ein Lehm- und Erdregen auf die Zusammengekauerten. Einen Meldegänger traf ein Sprengstück tödlich in den Kopf; dem neben ihm Liegenden rann es warm und rot über die Schulter. Widerlich zieht der Pulverdampf durch die Grube.

Einen feindlichen Vorstoß sollte das heftige Feuer vorbereiten. Nicht weit kamen die französischen Schützen. Dagegen tönt es jetzt hell und klar mit der Abenddämmerung aus dem Grund: „Rasch vorwärts gehn! Rasch vorwärts gehn! Rasch! Rasch! Rasch!" — das Sturmsignal unserer Infanterie.

Aus Frankreich zurück.

(Hierzu das Bild Seite 378 unten.)

Erst nach längeren Verhandlungen hat sich die französische Regierung dazu verstanden, den deutschen Mädchen und Frauen, sowie den männlichen Deutschen unter 17 und über 60 Jahre, die gefangen gesetzt worden waren, die Heimkehr nach Deutschland zu gestatten.

Das Reichsamt des Innern hatte sich mit den Schweizer Behörden in Verbindung gesetzt, damit geeignete Vorkehrungen für den Empfang der Zurückkehrenden in Genf und ihre Weiterbeförderung durch die Schweiz getroffen wurden. Als deutsche Übernahmestation war Singen in Baden bestimmt worden. Der dortige Stadtvorstand und das „Rote Kreuz" hatten in umsichtiger Weise für die Erfrischung, Versorgung mit Leibwäsche und einstweilige Unterbringung der Ankömmlinge gesorgt. Von Singen aus erfolgte dann die Ableitung nach den 28 Aufnahmestationen der einzelnen Bundesstaaten.

Die Eingetroffenen, die überwiegend aus Mädchen und



Österreichisch-ungarische Vorposten bei Frampol in Russisch-Polen.

Frauen bestanden, machten bis auf wenige Ausnahmen äußerlich den Eindruck des Wohlbefindens. Zwar beklagte sich ein Teil über die schmähliche Behandlung in der französischen Gefangenschaft, andere hingegen berichteten, daß ihr Los erträglich gewesen sei. Einstimmig war das Lob über den freundlichen Empfang in der Schweiz.

Gegen 200 völlig mittellose Personen wurden nach Stuttgart befördert, wo das „Rote Kreuz" für die Schwergeprüften eine Erfrischungstation eingerichtet und die Stadt Unterkunftsräume bereitgestellt hatte. Doch wurden diese nur vereinzelt in Anspruch genommen, da die Mehrzahl der Eingetroffenen nach einer kurzen Erholung die Weiterreise fortsetzte.

Das Schwarze Meer und der Kaukasus.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

(Hierzu die Karte Seite 342 und die Bilder Seite 380 unten und 381.)

Neben zwei Kriegschauplätzen zu Lande, dem ägyptischen und dem kaukasischen, erstehen der Türkei in diesem Weltkriege zwei Kriegstheater zur See: das Mittelländische Meer in seinem östlichen Teil und das Schwarze Meer in seiner ganzen Ausdehnung. Während auf dem ersteren, das die englisch-französische Flotte vollkommen beherrscht, die Verteidigung am Platze ist, gestattet die weite Fläche des letzteren mit seinen verlockenden Angriffspunkten der mangelhaften russischen Flotte gegenüber ein frisches Vorgehen, das mit dem kurzen Besuch in Odessa und Sebastopol seine Einleitung gefunden hat.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Zwei Typen persischer Kosaken, die, als tapfer bekannt, im jetzigen Kriege gegen Rußland zu Felde ziehen.

Das Schwarze Meer ist ein Binnenmeer, das nur durch zwei schmale Wasserrinnen mit dem Weltmeere in Verbindung steht. Es sind der Bosporus und, über das Marmarameer hinaus, die Dardanellen, die der Schiffahrt den Weg sperren können, wenn es dem Beherrscher dieser Engen — und das ist die Türkei — beliebt. Solches tritt im Kriegsfalle ein. Und darin liegt für die Türkei eine Machtfülle, die Rußland ihr neidete und zu durchbrechen gewillt war seit Bestehen des Londoner Vertrages von 1841! Auch im Pariser Frieden von 1856 verpflichteten sich Rußland und die Türkei, nur je zehn Schiffe im Schwarzen Meer zu halten. Doch sagte sich Rußland 1870 von diesem Vertrage los und erreichte auf der Pontuskonferenz 1871, daß es im Schwarzen Meere Kriegschiffe in beliebiger Zahl halten durfte. Dagegen blieb die Durchfahrt durch beide Meerengen auch ferner von der Zustimmung der Pforte abhängig. Die Macht und das Ansehen des Osmanischen Reiches steht und fällt mit der unumschränkten Gewalt über die Meerengen, nicht nur über die Dardanellen, wie man irrtümlich immer zu sagen beliebt.

Das Schwarze Meer umspült russisches Gelände in weit



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Türkische Kavallerie.

ausholendem nördlichen Bogen, von Batum im Osten bis zur Kiliamündung im Westen; aber türkisches Gebiet säumt im Süden und Südwesten mindestens auf gleiche Ausdehnung dieses Meer, und Rumänien schiebt sich mit dem Hafen von Konstanza und Bulgarien mit Varna von Westen her an die immer wühlende Brandung heran. Dessenungeachtet erklärte eine Auslassung des Zaren, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, „die historische Mission auf dem Schwarzen Meere nunmehr zu erfüllen", das heißt soviel, als die Türkei von diesen Gestaden zu verdrängen; mit den kleineren Staaten, mit Bulgarien und Rumänien, wird man sich dann später schon abfinden.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Senussi, die bisher gegen Italien gekämpft haben, ziehen auf die Verkündigung des Heiligen Krieges hin über die ägyptische Grenze, um gegen die Engländer zu kämpfen.

Richtig ist, daß die wichtigsten und reichsten Siedlungen am Meer in russischem Besitz sind. Da ist das volkreiche und industriell entwickelte Odessa mit einer halben Million Einwohnern und seinem großen Kornhandel, zugleich aber auch der Sitz einer kühnen Revolutionspartei; dann auf der schönen Krim der stärkste Kriegshafen Sebastopol, die köstliche russische Riviera mit Jalta und Livadia; Noworossiisk und endlich im Ostwinkel Batum, die Ölstadt, während das türkische Ufer nur in Trapezunt einen Ort von Bedeutung hat. Diese herrlich gelegene Stadt mit 50000 Einwohnern ist ein Hauptstapelplatz des Handels zwischen Europa und Vorderasien, der aber durch die Bahn Batum—Tiflis sehr zurückgegangen ist.

Unter dem Gesichtspunkt militärischer Maßnahmen kann man das Schwarze Meer nicht behandeln, ohne das Gebiet des Kaukasus zu erwähnen; das sind zwei Gebiete, die untrennbar sind. Dieses Hochgebirge streicht vom Schwarzen nach dem Kaspischen Meer, etwa von Batum nach Baku, hier die Endpunkte der großen kaukasischen Bahn bildend. Wir zählen südlich vom Kaukasus fünf russische Festungen: die wichtigste ist Kars, die auch im Kriege 1878 eine große Rolle spielte; sie liegt 70 Kilometer von der Grenze und deckt die einzige gangbare Straße nach dem



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Eine Gruppe Kaschkainomaden, die jetzigen Kämpfer gegen die Engländer und Russen in Persien.

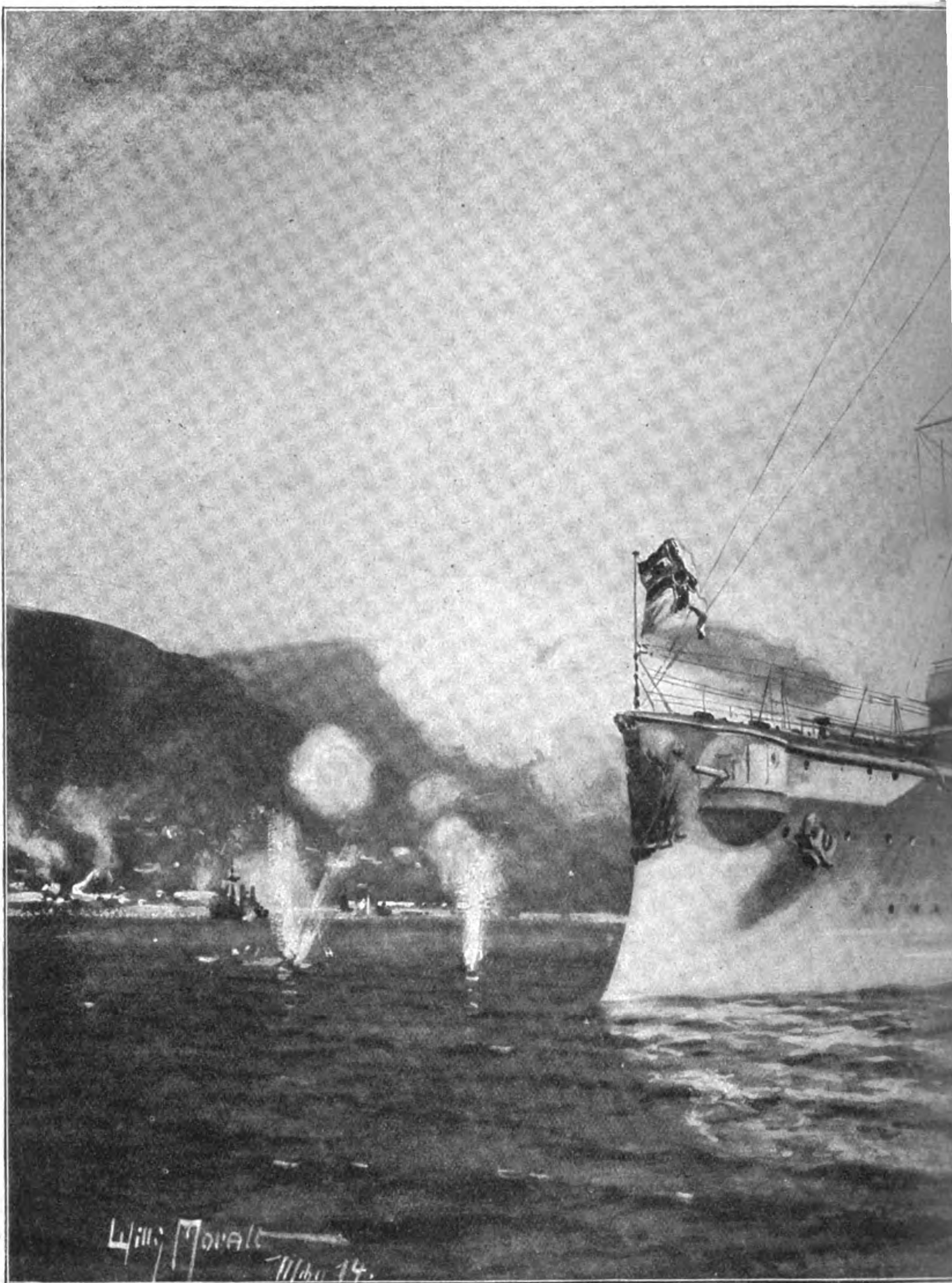
türkischen befestigten Erzerum. Nördlich davon die kleinere Festung Alexandropol; im Herzen des Landes Tiflis mit 250 000 Einwohnern, stark befestigt, der Mittelpunkt der russischen Stellung, gleichsam der Brückenkopf für den Übergang über den Kura.

Es ist unschwer zu erraten, daß der Schauplatz der kriegerischen Ereignisse zu Lande zwischen der Türkei und Rußland in Transkaukasien liegt. Als Transkaukasien pflegt man das südlich vom Kaukasus gelegene, bis zum armenischen Hochland reichende Gebiet zu bezeichnen. Vom Norden her führt keine Eisenbahnverbindung über den Kaukasus nach Transkaukasien hinein, sondern der Übergang wird durch eine hervorragende Kunststraße, die sogenannte Grusinische Heerstraße, vermittelt, die in einer Länge von ungefähr 200 Kilometern die Verbindung zwischen der Hauptstadt Ciskaukasiens, Wladikawkas, und der Hauptstadt Transkaukasiens, nämlich Tiflis, vermittelt. Tiflis ist eine gewaltige Stadt, deren deutsche Kolonie an 2000 Köpfe zählt. In Tiflis reichen sich Europa und Asien die Hand. Endlich an der Küste, nur 15 Kilometer von der türkischen Grenze entfernt, das gewerbreiche Batum, der wichtigste Hafen dieses Gebietes, die Naphthastadt Rothschilds.

Der westliche Teil von Transkaukasien ist von den herrlichsten Waldungen bedeckt, der Osten wird von weiten Steppen ausgefüllt.

Bezeichnend für dieses Grenzgebiet zwischen Asien und Europa ist auch das Völkergemisch, das sich hier zusammengefunden hat. Wohl an die vierzig verschiedene Volksstämme könnte man aufzählen, wenn man sich in Einzelheiten verlieren wollte.

Rußland hält in Kaukasien drei Armeekorps, also etwa 120 000 Mann, außerdem die Grenzwache von 5000 Mann. Das unwegsame Gebirgsland bietet dem Angreifer, zumal wenn er mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertraut ist, große Schwierigkeiten.



Die K... un... beschi... Haup... Nach ei...

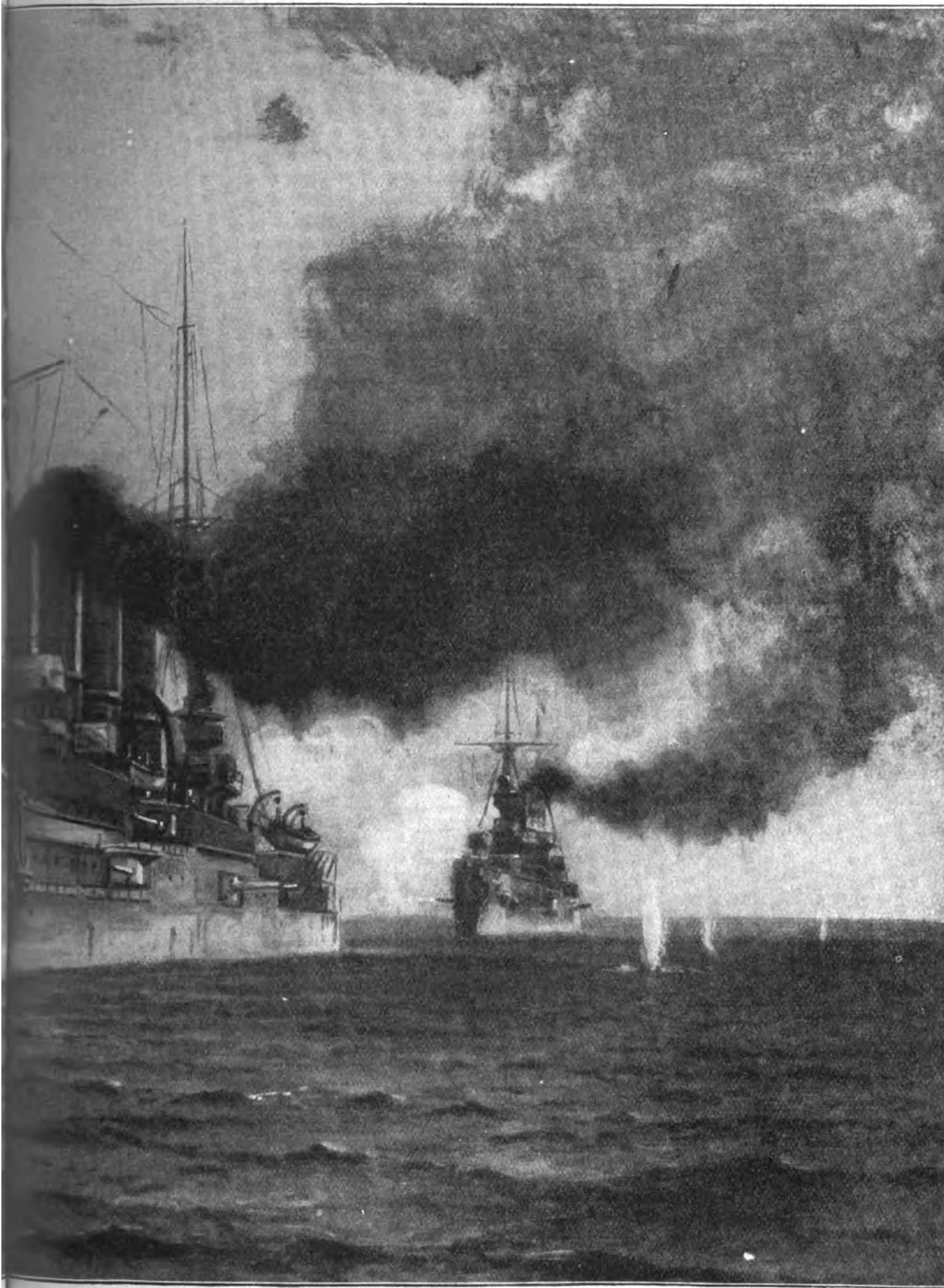
Sollten die Kerntruppen an anderer Stelle verwendet werden, so wäre jedenfalls für Ersatz durch Reserven ausgiebig gesorgt; Rußland wird auch hier an Zahl nicht schwach sein. Es wird jedoch, nachdem einmal der türkische Sultan den Dschihad, den Heiligen Krieg verkündet hat, hier voraussichtlich nicht allein die Türken als Gegner finden, sondern auch die gesamte mohammedanische Bevölkerung des Kaukasus, der transkaukasischen Niederung Armeniens und auch Persiens. Haben doch die schiitischen Perser ihre jahrhundertelange Feindschaft gegen die sunnitischen Türken beigelegt und sich mit diesen verbündet gegen den gemeinsamen russischen Erbfeind. Auch die innere politische Zerrissenheit Persiens wird hinter der Forderung des Heiligen Krieges zurücktreten. Da dieser aber nicht nur gegen Rußland, sondern auch gegen England geführt wird, so werden, wenn es zum Schlagen kommt, diejenigen Volksstämme Persiens, die der britischen Einflußzone näher sind, so beispielsweise die kriegerischen, halbnomadischen Kaschkai, die in der Provinz Farsistan in den Tälern und auf den Höhen des südwestiranischen Randgebirges bis in die Steppen Innerirans hinein wohnen, wohl eher mit den von Indien und dem Persischen Meer anrückenden Engländern als mit den Russen die Waffen kreuzen. Wie die englische Herrschaft in Ägypten durch die Senussi, jene kriegerische, gut organisierte Sekte, die den größten Einfluß auf die Mohammedaner Nordafrikas bis tief in den Sudan ausübt, bedroht wird, so in Indien durch die Stämme Südirans.

Kosaken.

Von Dr. Wolfram Waldschmidt.

(Hierzu die Bilder Seite 366, 367 und 380 oben.)

Leo Tolstoi hat einmal gesagt, die Liebe zur Freiheit, zum Müßiggang, zum Raube und zum Kriege seien die bemerkenswertesten Charakterzüge eines Kosaken. Der Dichter deutete damit an, daß dieser mit einer gewissen blutigen Romantik umgebene Soldatentyp noch heute seine Herkunft vom asiatischen Nomaden nicht verleugne, und die Geschichte liefert in der Tat den Beweis, daß der Kosak, den man nicht ohne weiteres als den Vertreter des reinen Russentums auffassen darf, nur langsam und fast widerwillig vom ungebundenen Lagerleben der Steppe zur Kolonisation und zum festen Grundbesitz übergegangen ist.

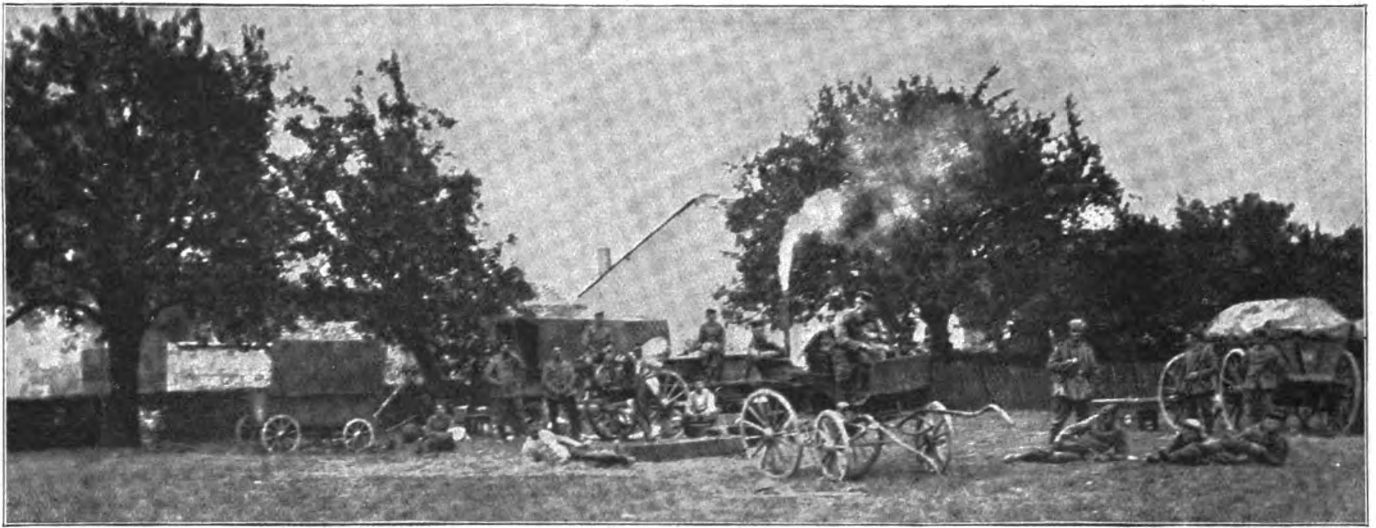


...senau“
...rst“
...e, die
Tahiti.
...ung von

Um das Wesen des Kosakentums zu begreifen, müssen wir auf die Anfänge der merkwürdigen Organisation zurückblicken. Das ursprünglich tatarische Wort — russisch kasák ausgesprochen — bedeutet etwa „der Umherschweifende“ oder „der Räuber“; vielleicht war es gleichbedeutend mit „Tscherkesse“, das heißt „Kopfabschneider“. Erinnert doch die Hauptstadt des Donschen Heeres, wo es ein Kosakenmuseum voll Waffen und Trophäen gibt, durch ihren Namen Nowo-Tscherkask an jenen kaukasischen Volksstamm. Mit der Eroberung Sibiriens treten die Kosaken zur Zeit Iwans des Schrecklichen, im 16. Jahrhundert, in die Geschichte ein. Diese kühnen Männer bildeten eine bunte Schar von Überläufern, Banditen und Verbrechern, die sich innerhalb des moskowitischen Großfürstentums in der Ausübung ihrer gesellschaftsfeindlichen Tätigkeit bedroht sahen. Abenteurer aus aller Herren Länder, Russen und Polen, Litauer und Walachen wie auch Kaukasier verbrüderten sich zu einem internationalen Bunde, angeblich um die Tataren zu bekämpfen und die rechtgläubige Kirche zu beschützen, in Wahrheit aber nur, um nach Herzenslust stehlen, plündern und morden zu können. Am liebsten hausten sie an den Ufern der großen Ströme, diesen natürlichen Verkehrswegen des ungeheuren Russenlandes, und erhielten auch meist von ihnen die Namen; so spricht man von Donschen Kosaken, Wolgakosaken, Terek-, Kuban-, Ural-, Ussurikosaken usw.

Die älteste und berühmteste Kosakengemeinschaft hauste am Dnjepr. Einen Teil dieser Horden rief Stephan Bathory zum Schutze der südöstlichen Grenze Polens herbei; das ihnen zugewiesene Gebiet erhielt deshalb den Namen Ukraine, das heißt Grenzland, auch Kleinrußland genannt, bis auf den heutigen Tag der Herd revolutionärer Bewegungen. Die Schaffung der Ukraine rief die kleinrussische Frage hervor, die noch immer ihrer Lösung harrt. Die übrigen Kosaken, die auf ihren Sitzen an den Stromschnellen des Dnjepr blieben, hießen die Saporoger (die „hinter den Schnellen“ Wohnenden). Ihre Sjetsch, das heißt Freistätte, bestand aus sorglos gebauten, mit Rasen bedeckten Hütten und wechselte beständig den Ort. Unter den Einwohnern herrschte völlige Gleichheit und Besitzlosigkeit; sie wählten aus ihrer Mitte einen Häuptling, den Ataman (polnisch Hetman), der das Vermögen des Heeres in kommunistischem Sinne verwaltete und dem einzelnen Kosaken nur das zum Leben Erforderliche aushändigte. Für die praktischen Bedürfnisse sorgte die Judenschar, die dem Heere ständig folgte. Wenn der Kosak kaufte, so bezahlte er jedesmal mit der Summe, die er mit der Hand gerade aus der Tasche griff; war kein Geld da, so nahm er sich einfach, was er wollte, und prügelte überdies den Händler. Natürlich fehlten bei der völligen Aufhebung jeglichen Eigentums auch die Bande der Familie. Alle Kosaken waren unverheiratet. Nicht die Liebe, sondern Spiel, wilde Tänze und sinnlose Trinkgelage bildeten die Unterhaltung in den kurzen Friedenszeiten. Die Streifzüge der sengenden und brennenden Horden ließen es der moskowitischen Politik ratsam erscheinen, die Kosaken in den Dienst des Zarismus zu locken und damit unschädlich zu machen. So ist aus den Freiesten der Freien schließlich eine Prätorianergarde der Despoten aus dem Hause Romanow geworden.

Die Kosaken bilden weder einen besonderen Volksstamm noch auch eine bestimmte Waffengattung, sondern eine Art Miliz auf agrarischer Grundlage. Man bezeichnet sie deshalb auch als „irreguläre“ Truppen, die den regulären Truppen äußerlich völlig angegliedert sind. Seit der Unterwerfung unter Moskau hat der ursprüngliche Kommunismus natürlich aufgehört. Unter Nikolaus I. begann die Verteilung des Landes, das früher Gemeingut gewesen war; jeder Kosak erhielt einige Hektar und wurde dafür zur Heeresfolge verpflichtet. Hieraus erklärt sich die noch heute bestehende Bestimmung, daß sich der Kosak Bewaffnung, Bekleidung und Pferd selbst zu stellen hat. Im Frieden betätigt er sich als Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer, ist aber vom achtzehnten bis zum achtunddreißigsten Lebensjahre wehrpflichtig, und zwar drei Jahre in der Vorbereitung im Heimatdorf, der „Staniza“, vier Jahre aktiv im ersten Aufgebot, vier im zweiten, vier im dritten Aufgebot und fünf Jahre in der Ersatzkategorie. Die Regimenter sind in Sotnien eingeteilt (Sotnja = das Hundert);



Rast nach einem Gefecht in der Nähe von Verdun. Phot. Het Leven, Amsterdam.

Hetman sämtlicher Heere ist der Zessarewitsch oder Thronfolger. Die Uniform besteht aus einem Waffenrock von dunkelgrüner oder dunkelblauer Farbe, Stiefeln, Pluderhosen und Mütze; nur die Kuban- und die Terekkosaken tragen die Tscherkesska, einen langen Rock mit zwei Patronenreihen auf der Brust, und die hohe Lammfellmütze.

An dem Kriegsruhm ihrer Ahnen haben die heutigen Kosaken keinen Anteil. Der russische Generalstab wird wohl selbst die Nutzlosigkeit des diebischen Gesindels eingesehen haben, das überdies einen Heeresballast bedeutet, der zur Kalamität werden kann. Im Frieden verwendet man die Kosaken mit Vorliebe bei inneren Unruhen, damit sie ihre berüchtigten Nagaiken in Tätigkeit setzen, und als Grenzschutztruppe, deren Wachtposten von phantastisch gebauten Holztürmen Ausschau halten. —

Die Bezeichnung Kosaken ist auch auf einen Teil der persischen Wehrmacht übertragen worden, nämlich auf diejenigen Truppen, die seinerzeit durch Offiziere der russischen Militärkommission in Teheran aus Untertanen des Schahs neu gebildet und ganz nach russisch-kosakischem Muster eingerichtet wurden. Sie umfassen — oder, weil das persische Heer gegenwärtig noch in einer vollständigen Umänderung begriffen ist, vielleicht richtiger: umfaßten bisher eine berittene Brigade von vier Regimentern zu je 400 Mann und zwei Kompanien Fußkosaken zu je 150 Mann, die ganz und gar unter russischem Einfluß standen, bis sie 1909 unmittelbar dem persischen Kriegsminister unterstellt wurden. Die persischen Kosaken tragen die oben erwähnte Uniform der Kubankosaken (siehe das Bild Seite 380 oben).

Verdun.

(Hierzu Bild und Karte auf dieser Seite.)

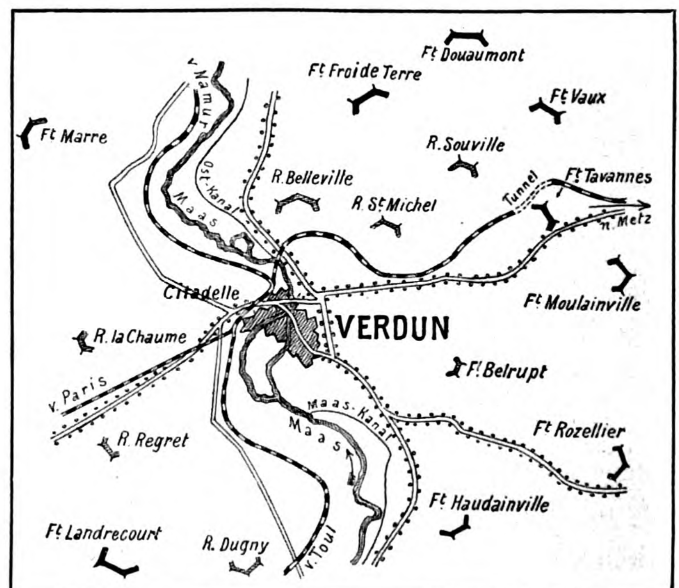
Die starke Festung Verdun, die das nördliche Ende der rund 80 Kilometer langen befestigten Maasstellung Toul—Verdun bildet (siehe auch Seite 264), gehörte früher zu Deutschland.

Im Vertrag zu Verdun fiel 843 die Stadt an Lothringen, mit diesem bald an Ostfranken und damit zum Deutschen Reich, wo es bis 1552 verblieb. Damals kam es nach dem Kriege Heinrichs II. mit Karl V. unter französische Herrschaft, endgültig aber erst 1648 mit Metz und Toul, als das von Uneinigkeit zerrissene, durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkerte Deutschland jeder Willkür ausgeliefert war. 1870 wurde der Platz am 25. September eingeschlossen, vom 13. Oktober an belagert und kapitulierte am 8. November mit 4000 Mann und 136 Geschützen.

Von der Maas durchflossen, beherrscht Verdun die Eisenbahnen Metz—Paris und Lyon—Toul—Namur—Antwerpen, die sich hier kreuzen. In den letzten Septembertagen fiel dort, wie schon auf Seite 360 geschildert, das tapfer verteidigte Sperrfort Camp des Romains, halbwegs Verdun—Toul gelegen.

Der so vollzogene deutsche Durchbruch trennt Verdun von Toul und ermöglicht, sobald dies nötig wird, die Einschließung dieser Plätze auch von Westen her. Im Anschluß an Camp des Romains nach Norden liegen, ebenfalls auf dem rechten Maasufer, die Forts Troyon und, zwei deutsche Meilen von Verdun, Génicourt; sodann, 6 Kilometer südöstlich vom Mittelpunkt der Stadt, das Fort Haudainville und 4,5 Kilometer östlich von diesem das Fort Rozellier. Halbwegs von letzterem nach Verdun zu das Fort Belrupt. Genau eine deutsche Meile östlich der Stadt befindet sich das Fort Moulainville und nahe nordwestlich von diesem das Fort Tavannes. 4,5 Kilometer nördlich Verdun liegt das Fort Froide Terre und in der Lücke zwischen diesem und Fort Tavannes die Redoute Souville. Halbwegs von letzterer nach der Stadt zu bildet die Redoute St. Michel mit der ebenfalls nur 2—3 Kilometer nach Norden vorgeschobenen Redoute Belleville eine Zwischenstellung zwischen der tief im Kessel gelegenen, an sich nicht haltbaren alten Kernbefestigung und der Hauptkampflinie Tavannes—Froide Terre, über welche man schließlich noch eine dritte, Vaux—Douaumont, auf 9 Kilometer von der Stadt vorgeschoben hat. Auf dem linken Ufer der Maas liegt 7 Kilometer nordwestlich von der Stadt das Fort Marre, 4,5 Kilometer westlich die Redoute La Chaume, ebensoweit südwestlich die Redoute Regret, sodann aber weitere 3 Kilometer südlich von dieser das Fort Landrecourt und gleich östlich davon die Redoute Dugny.

Unter Redouten haben wir uns kleinere Forts vorzustellen, die aber zum Teil während der Vorbereitung auf diesen langgeplanten Krieg zu richtigen Forts ausgebaut, zum Teil seit diesem Frühjahr durch Batterien und Schützengräben ergänzt, alle aber, samt den großen Forts, je nach den in Frankreich bekannt gewordenen Fortschritten unserer schweren Artillerie durch Betonbauten und stärkere Panzer modernisiert worden sind.



Die Festung Verdun und ihre Forts.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Der große Marktplatz in Mecheln mit Tausenden von belgischen Soldaten, die bei der Eroberung Antwerpens gefangen genommen wurden.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Nach so vielen schönen Erfolgen unserer Schiffe kam am 18. Oktober eine betrübende Kunde. An diesem Tage wurde amtlich gemeldet:

„Am 17. Oktober gerieten unsere Torpedoboote ‚S 115‘, ‚S 117‘, ‚S 118‘ und ‚S 119‘ unweit der holländischen Küste in Kampf mit dem englischen Kreuzer ‚Undaunted‘ und vier englischen Zerstörern. Nach amtlichen englischen Nachrichten wurden die deutschen Torpedoboote zum Sinken gebracht und von ihren Besatzungen 31 Mann in England gelandet.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes Behncke.“

Der geschützte englische Kreuzer „Undaunted“ lag noch vor sechs Monaten auf der Helling. Sein Bau begann erst im Oktober 1912. Es muß also ungemein schnell gearbeitet worden sein, um das Schiff bereits jetzt in der Front verwenden zu können. „Undaunted“ ist ein geschützter Kreuzer, hat ein horizontales Panzerdeck und außerdem, wie alle modernen geschützten Kreuzer, einen leichten vertikalen Seitenschutz von 76 Millimeter Stärke. Die Bestückung besteht aus zwei 15,2-cm- und sechs 10,2-cm-Geschützen, sowie vier 53-cm-Lancierrohren. Die Besatzung ist etwa 300 Mann stark. Die vier gegen unsere Torpedoboote aufgetretenen englischen Zerstörer — „Lance“, „Lennox“, „Legion“ und „Loyal“ — liefen erst Anfang dieses Jahres vom Stapel. Sie sind sämtlich vom gleichen Typ und mit je drei 10,2-cm-Geschützen, sowie vier 53-cm-Lancierrohren bestückt; die Besatzung besteht aus je 100 Mann.

Die vier deutschen Torpedoboote, die leider verloren gingen, waren im Gegensatz zu dem modernen englischen Material recht alte Fahrzeuge. „S 115“, „117“, „118“ und „119“ liefen in den Jahren 1902 und 1903 vom Stapel. Der Verlust von etwa 11 Offizieren und 200 Mann war sehr schmerzlich, während der Materialschaden bei unserem großen Torpedobootbestand weniger in die Wagschale fiel.



Generaloberst v. Moltke, zu Beginn des Krieges Chef des Generalstabs der deutschen Armee.
Nach einer Aufnahme im Großen Hauptquartier von H. Menzel, Koblenz.

Insassen von Fischerbooten, die Augenzeugen dieses Gefechts waren, berichteten, daß sie nachmittags drei Uhr plötzlich heftigen Kanonendonner vernommen und bald darauf bemerkt hätten, wie die Geschosse über ihre Schiffe hinwegflogen. Einem Fischereidampfer wurde sogar die Schiffswand durch eine Granate zerschlagen. Die kämpfenden Schiffe sollen mit großer Geschwindigkeit gefahren sein.

Doch auch ein Erfolg war uns am gleichen Tage beschieden. Es wurde gemeldet:

„Das englische Unterseeboot ‚E 3‘ ist am 18. Oktober nachmittags in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet worden.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes Behncke.“

Weiteres erfuhr man über diesen Vorgang nicht, und alle Nebenumstände blieben unbekannt. „E 3“ ist 1912 vom Stapel gelaufen. Es hatte eine Länge von 53,6 Meter und eine Besatzung von 27 Mann.

Bald lenkte wieder der mit großem Erfolge von unseren Kreuzern „Emden“ und „Karlsruhe“ geführte Kaperkrieg die Augen der Welt auf sich und erfüllte uns mit ebensolcher Freude wie die Engländer mit schweren Sorgen. Wo blieb das „Geschäft“, wenn den Engländern, den Beherrschern des Weltmeeres, der Handel durch deutsche Kreuzer abgeschnitten wurde? Am 22. Oktober telegraphierte der Lloydagent in Kolombo an die britische Admiralität, daß sechs britische Dampfer, „Hilka“, „Troilus“, „Benbow“, „Clan Grant“ und der für Tasmanien bestimmte Bagger „Pohrabbel“, von dem deutschen Kreuzer „Emden“ versenkt und der Dampfer „Exford“ gekapert worden seien. Aber nicht genug damit. Schon am Tage darauf meldete das Reuterbüro aus Las Palmas, daß der deutsche Dampfer „Krefeld“ in Teneriffa mit den Mannschaften von dreizehn britischen Dampfern

an Bord eingelaufen sei, die der deutsche Kreuzer „Karlsruhe" im Atlantischen Meere versenkt hatte. Der gesamte Raumgehalt der versenkten Dampfer belief sich auf 60 000 Tonnen. Ferner erfuhr man am 24. Oktober, daß bereits vier Tage früher der englische Dampfer „Glitra" an der norwegischen Küste von einem deutschen Unterseeboot durch Öffnen der Ventile versenkt wurde, nachdem die Besatzung das Schiff auf Aufforderung in den Schiffsbooten verlassen hatte. Es ist einleuchtend, daß derartige Verluste, die die englische Handelschiffahrt erlitt, der englischen Wehrkraft ebenso schwere Wunden schlugen, wie die Vernichtung von einem oder zwei großen Kreuzern. Das Wirtschaftsleben Englands wurde durch diese Kaperfahrten unserer Kreuzer so schwer geschädigt und die englische Volksstimmung darüber derartig erregt, daß man bereits überall in England den so leichtsinnig heraufbeschworenen Krieg zu verwünschen anfing. Das war mehr, als man voraussehen konnte. Einer Schätzung der englischen Admiralität zufolge sollten sich im Atlantischen, Großen und Indischen Ozean acht oder neun deutsche Kreuzer befinden, zu deren Auffindung und Verfolgung über siebzig englische, japanische, französische und russische Kreuzer, ungerechnet die Hilfskreuzer, zusammenwirkten.

Nach einer in Petersburg erschienenen Verlustliste wurde Ende Oktober die Besatzung eines Torpedobootes vermißt. Unter den Vermißten befanden sich sechs Offiziere. Man glaubte, daß das Boot gesunken sei, aber Erzählungen von drei Geretteten ließen darauf schließen, daß es auf eine Mine gestoßen war.

Neben zahlreichen Handelschiffen hat die „Emden" sich mit Erfolg auch an Kriegschiffe gewagt: sie vernichtete, wie schon auf Seite 255 mitgeteilt, Ende Oktober den russischen Kreuzer „Schemtschug" und den französischen Torpedojäger „d'Iberville".

Ein weiterer erfreulicher Erfolg unserer Marine besteht in der Vernichtung des englischen geschützten Kreuzers „Hermes". Dieser wurde am 31. Oktober acht Uhr morgens, als er von Dünkirchen kam, im Kanal von einem deutschen Unterseeboot beschossen und versank nach 45 Minuten. Torpedojäger, die zu Hilfe eilten, retteten den größten Teil der Besatzung, bis auf etwa 40 Mann. In Dover herrschte über den Verlust des Kreuzers große Trauer. In der Stadt und auf den Schiffen im Hafen wehten die Flaggen halbmast. Der größte Teil der Besatzung des gesunkenen Kreuzers war in Dover beheimatet. Von englischer Seite stellte man den Verlust des alten Kreuzers als unbedeutend hin. Die Bedeutung bestand aber für uns darin, daß die englischen Kriegschiffe sogar in dem von ihnen bisher beherrschten Kanal nicht mehr vor den Angriffen der deutschen Unterseeboote sicher waren. Auch das ganze Ausland war erstaunt darüber, daß unsere Unterseeboote sich in den Kanal hineinwagten, und für die Engländer war es eine Lehre, in dieser Gegend nicht etwa neue Schiffe den Angriffen unserer Unterseeboote auszusetzen. Der Kreuzer „Hermes" wurde im Jahre 1899 in Dienst gestellt und war mit elf 15,2-cm-, acht 7,6-cm-Geschützen, zwei Maschinenkanonen, sowie zwei Unterwasser-Torpedolancierrohren von 45 Zentimeter Kaliber bestückt; seine Besatzung bestand aus 418 Mann. Welches Unterseeboot den englischen Kreuzer vernichtet hat, ist nicht bekannt geworden.

Ein Unglücksfall betraf unsere Marine am 4. November. In der Jade geriet S. M. großer Kreuzer „Yorck" auf eine deutsche Hafenminensperre und sank bald darauf. Obwohl die Rettungsarbeiten durch dicken Nebel sehr erschwert wurden, konnten etwa 400 Mann gerettet werden. Der Kreuzer „Yorck" ist 1904 vom Stapel gelaufen und hatte eine Besatzung von 633 Mann.

Prinz Ludwig Battenberg, der Lord der britischen Admiralität, mußte sich wegen seiner deutschen Abstammung mancherlei Angriffe der englischen Presse gefallen lassen, obwohl keine seiner Handlungen dazu Anlaß gegeben hatte, an seiner englisch-nationalen Gesinnung zu zweifeln. Er wurde durch Lord Fisher ersetzt, einen 76jährigen Veteranen von rücksichtsloser Energie. Dieser erwartete alles von der Gewalt. Seine erste Anordnung war die bereits erwähnte Sperrung der Nordsee durch Minen, womit er den Protest aller neutralen Staaten herausforderte. Sprach schon diese Einführung in sein Amt nicht zu seinen Gunsten, so erregte es noch viel peinlicheres Aufsehen, als gerade nach seinem Antritte ein Ereignis eintrat, das den britischen Stolz ganz besonders verletzen mußte. Seit einem Jahrhundert hatte es kein Feind gewagt, die englische Küste anzugreifen. Der Boden Englands schien geheiligt zu sein, den Deutschen aber war es vorbehalten, dieses Heiligtum zu verletzen. Dies zeigt folgende amtliche Meldung:

„Am 3. November machten unsere großen und kleinen Kreuzer einen Angriff auf die englische Küste bei Yarmouth. Sie beschossen die dortigen Küstenwerke und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen und augenscheinlich einen Angriff nicht erwarteten. Starke englische Streitkräfte waren zum Schutze dieses wichtigen Hafens nicht zur Stelle. Das unseren Kreuzern folgende englische Unterseeboot ‚D 5' ist, wie die englische Admiralität bekannt gibt, auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Der Chef des Admiralstabes
v. Pohl."

An dem genannten Tage wurde die Bevölkerung von Lowestoft und Yarmouth in aller Frühe durch heftigen Kanonendonner geweckt. In dichtem Nebel, 10 Meilen von der Küste entfernt, feuerten sieben oder acht deutsche Schiffe auf die britischen. Die Kanonade war so lebhaft, daß die Häuser erschüttert wurden und die Fensterscheiben zersprangen. Von den Klippen sah man die Kanonen aufblitzen und Granaten nahe der Küste ins Meer fallen. Während des Gefechts fürchtete die militärische Obrigkeit offenbar einen Landungsversuch der Deutschen. Die Truppen mußten antreten. Sie empfingen scharfe Patronen und besetzten die Wege von der Küste nach der Stadt Yarmouth. Als englische Kreuzer und Torpedojäger herankamen, dampften die deutschen Schiffe weiter, doch hörte man im Laufe des Vormittags bei Lowestoft lebhaften Kanonendonner. Nach einiger Zeit kam das Wachtschiff „Halcyon" beschädigt mit Verwundeten an. Wie nahe an die Küste unsere Schiffe gelangten, geht schon daraus hervor, daß ein Schrapnell in der Nähe der Promenade von Yarmouth in den dortigen Festungsturm (Peel) traf.

Welchen Schrecken die deutschen Granaten an der englischen Küste erweckt hatten, ist daraus zu ersehen, daß man sich veranlaßt sah, am 4. November eine amtliche Beruhigungsnote zu verbreiten. Das Kriegsamt teilte an diesem Tage mit, nichts rechtfertige in der gegenwärtigen Lage die Annahme, daß eine Invasion wahrscheinlich sei oder bevorstehe. Verschiedene Verteidigungswerke, die im Vereinigten Königreich errichtet worden seien, bedeuteten nur notwendige Vorsichtsmaßregeln, die jede Seemacht in Kriegszeiten ergreife. Die Behörde werde Weisung erteilen, wenn der Feind eine Invasion versuchen würde.

Mit dieser ersten Beschießung eines wichtigen englischen Küstenplatzes war in der Tat die Gefahr einer deutschen Invasion in greifbare Nähe gerückt. Die deutsche Marine war also doch kein Luxusartikel oder Spielzeug, als das sie die Engländer in ihrem Hochmut früher hingestellt hatten. Man mußte allen Ernstes mit ihr rechnen, obwohl die Engländer noch die russische, französische und japanische Marine zu Bundesgenossen zählten. Diese Erkenntnis wurde sehr bald durch einen größeren Seekampf an der chilenischen Küste furchtbar bestärkt. Wie wir schon erwähnten, hatten sich über siebzig englische, französische, japanische und russische Schiffe auf die Jagd gemacht nach den deutschen Kreuzern, die dem englischen Handel so schwere Wunden geschlagen hatten. Besonders unsere „Emden" war es, die den Gegner zu höchstem Eifer reizte, aber mit dem Erfolge, daß die Jäger bald zu Gejagten und Vernichteten wurden. Die Seeschlacht, von der hier die Rede ist, hat sich allerdings schon vor der Beschießung der englischen Küste ereignet, aber erst am 6. November verbreitete unser Admiralstab folgende amtliche Meldung:

„Nach einer Meldung des amtlichen englischen Pressebüros ist am 1. November durch unser Kreuzergeschwader in der Nähe der chilenischen Küste der englische Panzerkreuzer ‚Monmouth' vernichtet und der Panzerkreuzer ‚Good Hope' schwer beschädigt worden. Der kleine Kreuzer ‚Glasgow' ist beschädigt entkommen. Auf deutscher Seite waren beteiligt: S. M. große Kreuzer ‚Scharnhorst' und ‚Gneisenau' und S. M. kleine Kreuzer ‚Nürnberg', ‚Leipzig' und ‚Dresden'. Unsere Schiffe haben anscheinend nicht gelitten.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes
Behncke."

Auch diese Meldung eines größeren Erfolges Deutschlands zur See stammte ursprünglich aus englischer Quelle. Erst einige Tage später liefen Nachrichten von Augenzeugen ein. — Hiernach hatten die Chefs beider Geschwader offenbar den Wunsch, es zu einer Schlacht kommen zu lassen. Wir haben darüber bereits auf Seite 354 berichtet und lassen hier noch einige Angaben über den Befehlshaber unseres Geschwaders folgen, dessen Bild unsere Leser ebenso wie eine Karte vom Schauplatz des Seegefechts auf Seite 355 finden. Vizeadmiral Graf v. Spee wurde am 22. Juni 1861 in Kopenhagen geboren und gehört unserer Marine seit Frühjahr 1878 an. Als Leutnant zur See war er 1884/85 an Bord der „Möwe" kommandiert. 1897 wurde er, nachdem er 1892 zum Kapitänleutnant aufgerückt war, Flaggleutnant bei dem Kommando der aus Anlaß der Besitzergreifung des Kiautschougebietes gebildeten 2. Division des Kreuzergeschwaders, die unter dem Befehl des Prinzen Heinrich im Dezember 1897 die Ausreise antrat. Später war er als Korvettenkapitän Erster Offizier des Linienschiffes „Brandenburg" und mit diesem Schiff anläßlich der Chinawirren wieder in Ostasien tätig. In die Heimat zurückgekehrt, war er als Fregattenkapitän und Kapitän zur See Dezernent bei der Waffenabteilung des Reichsmarineamts. Hierauf befehligte er das Linienschiff „Wittelsbach" und wurde 1908 Chef des Stabes beim Kommando der Nordseestation. Nachdem er dann zweiter Admiral der Aufklärungsschiffe gewesen war, wurde er im September 1912 mit der Führung des Kreuzergeschwaders beauftragt. Anfang 1913 erfolgte seine Ernennung zum Vizeadmiral und damit zum Chef des Geschwaders. Er sollte in diesem Herbst, da die Zeit seines Kommandos abgelaufen war, in die Heimat zurückkehren und hatte bereits in dem Konteradmiral Gaedeke einen Nachfolger erhalten. In der Seeschlacht bei den Falklandinseln, über die wir noch berichten werden, hat der tapfere Admiral dann den Heldentod des Seemanns gefunden.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Erzherzog Friedrich und Conrad v. Hötzendorf nehmen im Hauptquartier eine Meldung entgegen.

Den Engländern wurde es allmählich bange vor den Taten unserer Marine, und kein Londoner Blatt wagte es mehr, die deutsche Marine zu schmähen oder zu bespötteln, wie man es früher so gerne tat. Freilich suchte man auch nach den Ursachen unserer Erfolge, und da war nach Ansicht der Engländer zweierlei möglich. Entweder wir mußten von außergewöhnlich viel Spionen bedient sein, die uns alles und jedes verrieten, was uns im Seekriege nützlich sein konnte, oder wir mußten im Besitze besonderer Erfindungen und Geheimnisse sein. Letzteres nahm man bezüglich unserer Unterseeboote an, da man sich nicht erklären konnte, daß diese, ebenso wie auch unsere Schiffe bei ihrem Angriff auf die Küste von Yarmouth, durch die Minensperre kommen konnten, ohne Schaden zu erleiden. Man nahm also an, wir müßten ein Mittel haben, um die Minen unschädlich zu machen. Wir wollen es den Engländern überlassen, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, und weiter vertrauen auf die Fähigkeit, den Mut und die Tatkraft unserer Führer und unserer „blauen Jungen". In der ganzen Welt machten die Taten unserer Marine den Eindruck, den der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in folgenden Worten zusammenfaßt: „Die deutsche Kriegsflotte vollbrachte in den ersten 93 Kriegstagen große Taten, während die Flotte der Bundesgenossen nicht einen Erfolg erzielen konnte, der nur einigermaßen mit ihrer Übermacht im Einklang steht. Bei den Außenstehenden kann das Gebaren der deutschen Seestreitkräfte nur Sympathien erwecken, die dem Schwächeren entgegengebracht werden, der sich seiner Haut tapfer gegen einen übermächtigen Feind wehrt."

* * *

Der österreichisch-ungarische Seekrieg ist auf das Adriatische Meer beschränkt. Am 1. September wollte, wie die Franzosen berichteten, die französische Flotte Cattaro beschossen und dabei „großen Schaden" angerichtet haben.



Österreichisch-ungarische Truppen in ihren in die Erde eingegrabenen Höhlenwohnungen bei Diszkovica.



Eine österreich
in gedeck

Irgendwelche Einzelheiten meldeten die französischen Blätter nicht, aber es war bekannt, daß die französische Flotte bis dahin weiter nichts ausgerichtet hatte, als die Zerstörung des alten österreichisch-ungarischen Kreuzers „Zenta" (vgl. Seite 172). Über die neue Tat der französischen Flotte wurde nun unterm 3. September in Wien amtlich bekanntgegeben:

„Am 1. September morgens erschien die französische Mittelmeerflotte, bestehend aus sechzehn großen Einheiten, nämlich Schlachtschiffen und Panzerkreuzern, sowie zahlreichen Torpedobootfahrzeugen, auf große Entfernung vor der Einfahrt in die Bucht von Cattaro. Sie gab vierzig Schüsse aus schwerem Kaliber gegen das veraltete Fort auf Punta d'Ostro ab, ohne den dortigen Werken Schaden zuzufügen. Von der Besatzung wurden drei Mann leicht verwundet. Die Flotte dampfte nun eine Zeitlang in nordwestlicher Richtung und wandte dann in südlichem Kurse, anscheinend, um die Adria zu verlassen. Es handelt sich daher offenbar um eine wirkungslose Demonstration der französischen Streitkräfte an unserer südlichen Küste."

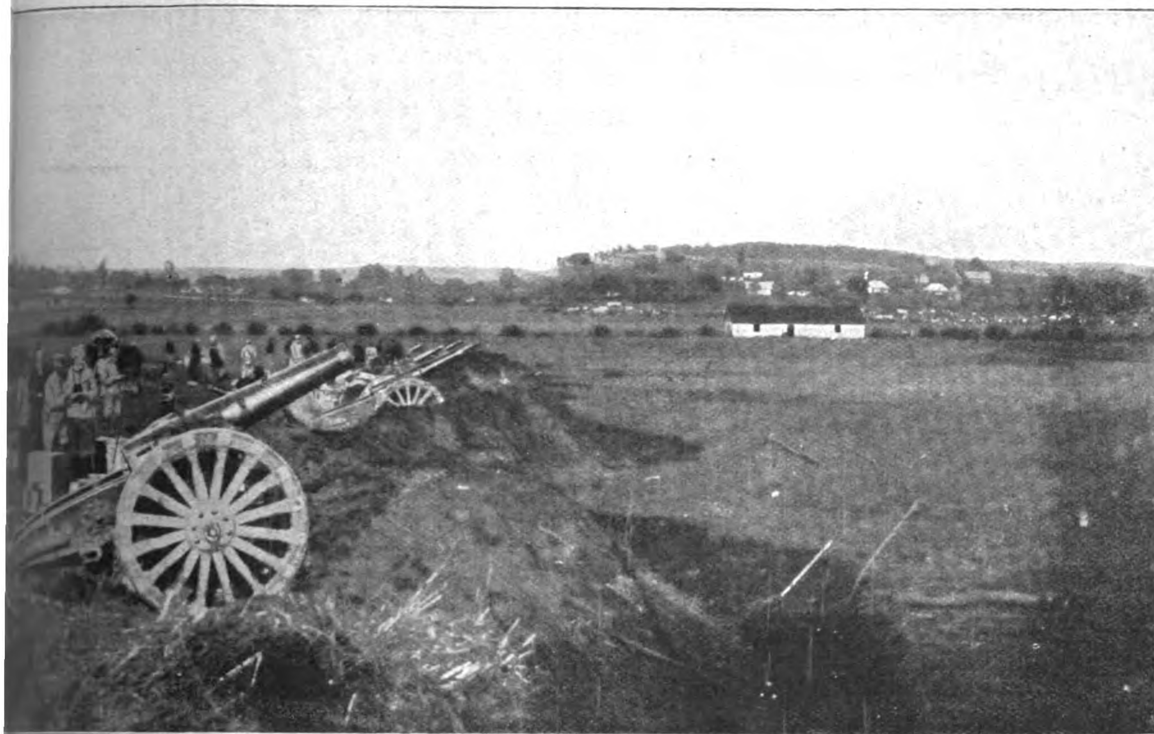
Nach privaten Meldungen soll Anfang September der englische Kreuzer „Warrior" im Adriatischen Meerbusen auf eine österreichische Seemine gelaufen und vernichtet worden sein. Amtlich wurde darüber nichts bekanntgegeben, es konnte aber an dieser Meldung nicht gezweifelt werden, weil man zahlreiche Rettungsgürtel sowie havarierte Rettungsboote fand und Leichen englischer Matrosen an Land gespült wurden. Der Panzerkreuzer war ein Schiff der Jahresklasse 1905 mit 34 Geschützen und 720 Mann Besatzung.

Gegen Mitte September tauchte ein Gerücht auf, wonach an der Adria ein Seegefecht zwischen der österreichisch-ungarischen und der englischen Flotte stattgefunden haben sollte, das für die Engländer ungünstig abgelaufen sei. Entstanden ist das Gerücht aus der Tatsache, daß in den Hafen von Brindisi mehrere beschädigte englische Torpedobootzerstörer einliefen. Näheres über dieses Seegefecht wurde nicht bekannt, und ebensowenig erfuhr man, wo diese englischen Torpedobootzerstörer sich ihre Beschädigungen geholt hatten. Die französische Flotte, die bei all ihren Maßnahmen gegen Österreich-Ungarn es immer nur auf den Hafen von Cattaro abgesehen hatte, wo sie den Montenegrinern Hilfe bringen wollte, fand sich am 19. September wieder dort ein. Näheres darüber berichteten wir schon auf Seite 238.

Ihr Vorgehen hier war durch besondere Roheit aus-



Französische Artillerie und französische Flugmaschine im Felde. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.



...garische Batterie ...Feuerstellung.

Phot. Seebald, Wien.

die Arbeit der österreichisch-ungarischen Schiffe nicht zu beeinträchtigen, die in Gegenwart des Feindes sich durchaus frei bewegten. Die Beschießung von Antivari durch die österreichisch-ungarische Flotte, die am 28. September gemeldet wurde, erfolgte durch ein Geschwader, das aus sechs größeren Torpedobooten und einem der Monarchklasse angehörenden Kreuzer bestand. Die k. u. k. Schiffe bombardierten bei Woljewitza die befestigte montenegrinische Küste und gaben Schüsse auf die Funkenstation von Antivari sowie auf Antivari selbst ab. Dann fuhren die österreichisch-ungarischen Schiffe vor Spizza. Hier sichteten sie eine neuerschienene französische Flotte, die in großer Übermacht herandampfte. Das Geschwader zog sich darauf in eine geschützte Stellung zurück.

gezeichnet. Sie begnügten sich nicht damit, die Leuchtvorrichtungen zu zerstören, sondern plünderten auch den Leuchtturmwächter vollständig aus, ja sie scheuten sich nicht einmal, das Trinkwasser auf der Insel durch Verunreinigung unbrauchbar zu machen.

Von Cattaro begaben sich die Franzosen in die südliche Adria, zu der etwa ein Drittel Quadratkilometer großen Insel Pelagosa, einem Eilande, das dem internationalen Wetter- und Leuchtturmdienst gewidmet ist. Die kleine einsame Insel ist arm an Pflanzenwuchs und nur von der Familie des Leuchtturmwächters, etwa einem Dutzend Menschen, bewohnt. Militärischen Wert besitzt sie nicht. Aber Krieg ist Krieg, und da suchten eben die Franzosen zu schaden, wo sie konnten.

Jedenfalls vermochte die englisch-französische Flotte, die im Adriatischen Meer an der dalmatinischen Küste kreuzte,

Am 4. Oktober erschienen drei französische Panzerschiffe vor dem Hafen von Cattaro und nahmen sofort das Bombardement auf die Forts der Bocche di Cattaro auf. Das Fort Lustica erwiderte das Feuer, das bis abends dauerte. Die Beschädigung der Forts war gering. Dagegen sollen zwei Kreuzer, die während der letzten drei Jahre gebaut wurden, erheblich beschädigt worden sein; zum Teil waren die Maschinen zerstört und die Schornsteine zertrümmert. Die beiden Kreuzer fuhren langsam im Schlepptau anderer Kreuzer nach dem Kanal von Korfu.

Mit solchen zwecklosen Schießereien verschwendete die französische Flotte ihre Munition und wurde hierbei zuweilen auch von den Engländern unterstützt. Bei dem Mangel eines Flottenstützpunktes im Adriatischen Meer können unsere verbündeten Feinde kaum etwas Nennenswertes zur See gegen Österreich-Ungarn unternehmen, und so zeigt die



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Schwere Feldhaubitzen im Argonnenwald beschießen die feindlichen Stellungen.
Links und rechts im Vordergrund Flechtkörbe zum Herbeischaffen der Geschosse.

englisch-französische Flotte Österreich-Ungarn gegenüber das Bild großer Hilflosigkeit.

* * *

Es ist selbstverständlich, daß, nachdem Lüttich und Namur gefallen und Brüssel im Besitz der Deutschen war, von einer belgischen Armee nur noch in Antwerpen die Rede sein konnte, wohin sich alle Truppen zurückgezogen hatten. Das belgische Hauptquartier, das vorerst nach Mecheln verlegt worden war, schlug seinen Sitz bereits vor dem Falle Namurs in Antwerpen auf.

Während der ersten drei Kriegswochen wütete in Belgien ein schrecklicher Franktireurkrieg, an dem sich auch Frauen und Kinder in bestialischer Weise beteiligten. Die Einzelheiten dieses Krieges sind nichts als eine Kette von Greueltaten, die die Empörung eines jeden gesitteten Menschen erwecken mußten (vgl. S. 40). Verderbliche Folgen hatte der Franktireurkrieg für die Stadt Löwen. Diese durch ihre Kunstschätze berühmte Stadt war bereits von deutschen Truppen besetzt, und zwar ohne jeden Kampf, da sie ja nicht befestigt ist. Bis zum 24. August herrschte in der Stadt völlige Ruhe. Unsere Truppen waren einquartiert wie in Lüttich und Brüssel und in geordnetem Verkehr mit der Bürgerschaft. Am Dienstag, den 25. August, traf die Meldung über den Ausfall starker Kräfte aus Antwerpen ein.

Darauf gingen die Truppen aus Löwen rasch nach Norden ab zur Zurückweisung des Ausfalls mit Ausnahme des Landsturmbataillons Neuß, das zum Bahnschutz und zur Sicherheit in Löwen verblieb. Plötzlich überschüttete die bis dahin friedliche Bevölkerung aus allen Fenstern, aus Kellern, von Dächern herab die in den Straßen befindlichen ahnungslosen deutschen Wachen, Kolonnen und durchmarschierenden Truppen mit Gewehr- und Pistolenfeuer. Es entwickelte sich sodann ein fürchterliches Handgemenge, an dem die gesamte Zivilbevölkerung sich beteiligte. Unseren Soldaten gelang es in kürzester Zeit, der Rasenden Herr zu werden. Leider ist auch bei diesem hinterlistigen Überfall viel deutsches Blut geflossen. Das Gebot der Selbsterhaltung verlangte hier, daß die Stadt Löwen, die schwere Schuld auf sich geladen hatte, sofort und unnachsichtlich bestraft wurde.

In den ersten Nachrichten von den Kämpfen in Löwen hieß es, daß die ganze Stadt von den Deutschen vernichtet worden sei. Selbstverständlich bauschte die Presse unserer Gegner die Sache außerordentlich auf. Man hatte kein Wort der Verdammung für die Franktireure, wohl aber schien der Beweis erbracht, daß die Deutschen die schändlichsten Barbaren seien, wenn sie es über sich brachten, diese an Kunstschätzen so überreiche Stadt zu vernichten.

Wie sehr die ersten Meldungen übertrieben hatten, zeigt der folgende Bericht eines Augenzeugen, des Direktors der Deutschen Bank Dr. Helfferich:

„Zerschossen und niedergebrannt sind nur die östlichen Viertel, wo nach der friedlichen Übergabe der Stadt unsere Truppen in heimtückischer Weise planmäßig und anhaltend beschossen worden sind, vor allem die Straßenzüge, die vom Bahnhof und aus der Richtung von Tirlemont nach dem Stadtinnern führen. Eine grausame Ironie des Schicksals will, daß die Straße von Tirlemont nach dem Stadtinnern den Namen ‚Rue des Joyeuses Entrées' (‚Straße des fröhlichen Einzuges') führt, wie noch auf den weißblauen Straßenschildern zu lesen ist. Alle Häuser in dieser Straße sind mit Kugelspuren dicht übersät, ein Beweis, wie jedes einzelne Straßenviertel erstürmt werden mußte. Dagegen sind die ganze südliche Hälfte der Stadt und auch ein Teil des Westens so gut wie unversehrt geblieben. Zahlreiche Häuser tragen hier Inschriften wie: ‚Hier wohnen gute Leute, bitte schonen'. Das Rathaus, die Perle Löwens (siehe Seite 101), ist völlig erhalten. Es ist durch unsere Truppen gerettet worden. Offiziere, die an den Straßenkämpfen beteiligt waren, erzählen, daß unsere Leute die Dampfspritze hervorholten, um den Brand der dem Rathaus benachbarten Häuser zu löschen und so dieses architektonische Kleinod vor dem Untergang zu bewahren. Sie führten das Rettungswerk durch, obwohl sie bei der Löscharbeit fortgesetzt von den Löwener Bürgern weiter beschossen wurden. Leider gelang es nicht, die wertvolle Universitätsbibliothek zu retten. Von der Kathedrale ist der Turm eingestürzt; das Schiff ist gerettet."

Auch der Sonderberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" meldete, daß die Stadt Löwen zu vier Fünfteln unversehrt sei und die Zahl der zerstörten Häuser 150 schwerlich übersteige.

Es kann nach alle dem nicht zweifelhaft sein, daß auch hier das deutsche Vorgehen lediglich ein Ausfluß bitterster Notwehr gewesen ist. Mit der Bestrafung Löwens war dem Franktireurkrieg in Belgien, von vereinzelten Fällen abgesehen, endlich ein Ziel gesetzt, da er nun nicht mehr, wie es früher zweifellos geschehen war, von der belgischen Regierung unterstützt wurde.

Deutscherseits ging man jetzt daran, Belgien, soweit es von uns besetzt war, unter deutsche Verwaltung zu stellen. Schon am 1. September konnte die Zusammensetzung des Verwaltungskörpers bekanntgegeben werden.

Deutschland hatte sich also, trotz Antwerpen, in Belgien häuslich niedergelassen. Dies konnte um so eher geschehen, als von Frankreich aus ein ernstlicher Vorstoß kaum mehr zu fürchten war. Schon am 28. August hatte der Brüsseler Bürgermeister dem deutschen Kommandanten in Brüssel mitgeteilt, daß die französische Regierung der belgischen die Unmöglichkeit eröffnet habe, sie irgendwie tatkräftig zu unterstützen, da sie selbst vollständig in die Verteidigung gedrängt sei. Generalgouverneur v. d. Goltz führte die Verwaltung ganz nach deutschem Muster. Eine seiner Anordnungen, obwohl an sich weniger belangreich, wurde von den Deutschen in Belgien, der begleitenden Umstände wegen, mit besonderem Beifall aufgenommen. Die belgischen Uhren wurden eine Stunde zurück, also auf deutsche Zeit gestellt, und als sich einige Bürger Brüssels darüber beschwerten, erhielten sie zur Antwort, Deutschland müsse doch eine einheitliche Zeit haben. Schließlich gab man in Brüssel zu, daß im deutschen Heere glänzende Manneszucht herrsche. Alle Zahlungen erfolgten in Gold oder in Anweisungen auf die Deutsche Reichsbank. —

Als die wichtigste militärische Aufgabe der Deutschen in Belgien galt nunmehr die Eroberung Antwerpens, und es wurden alle Vorbereitungen getroffen, um dieses Bollwerk Belgiens zu Falle zu bringen. Schon Ende August und Anfang September flüchteten große Scharen der Zivilbevölkerung aus Antwerpen. Wie nötig es war, sich Antwerpens zu bemächtigen, dessen Besitz nach einem Wort Napoleons I. die Pistole auf der Brust Englands bedeutet, bewies unter anderem der oben erwähnte Ausfall gegen Löwen. Der Belagerung der Stadt ging aber noch eine Reihe anderer kriegerischer Maßnahmen vorher. So meldete das offiziöse französische Depeschenbüro:

„Am 28. August abends 11 Uhr beschoß die deutsche Artillerie während 40 Minuten Mecheln. Die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude wurde be-



Feldtelephon im Schützengraben. Phot. Benninghoven, Berlin.

schädigt. Der Bürgermeister und die Schöffen, die sich im Rathaus aufhielten, flohen in die Keller. Nach Beendigung der Beschießung forderte die Gemeindebehörde die Bevölkerung auf, die Stadt zu räumen. Der Auszug der Bewohner vollzog sich in guter Ordnung. Viele flüchteten sich in die Kirchen, wo sie die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen 8 Uhr begann die Beschießung von neuem und dauerte bis mittags, wodurch die letzten Einwohner zur Flucht bewogen wurden. Zu den beschädigten Gebäuden gehören das Rathaus und die St. Peterskirche. Vom Münster St. Rombaud, dessen Turm immer noch steht, wurde das berühmte Glockenspiel während der Beschießung zerstört. Die Forts von Waelhem, Wavre und St. Cathérine antworteten beständig. Der Feind rückte in Mecheln nicht ein."



Phot. Boedecker, Berlin.

Eine Artillerie-Telephonstation im Straßengraben.

Sämtliche Befehle werden den zurückliegenden Batterien oft auf 2—3000 Meter telephonisch übermittelt.

Diese in der Hauptsache erlogene Meldung enthält doch, richtig gelesen, manches Wichtige. Wahr an ihr ist, daß Mecheln allerdings beschossen wurde, aber nicht von den Deutschen, sondern von den Belgiern. Man beachte in obiger Darstellung, daß darin gesagt ist, das Feuer der Deutschen sei von den Forts Waelhem, Wavre und St. Cathérine erwidert worden. Die genannten Forts sind aber die Außenwerke von Antwerpen. Die Deutschen standen vor Mecheln und beschossen über die Stadt hinweg die Antwerpener Forts. Von Antwerpen aus wurde das Feuer erwidert. Da aber die belgischen Festungsgeschütze nicht so weit trugen wie die deutschen, so fielen die Geschosse in die Stadt Mecheln. Offenbar lag dem die Absicht zugrunde, die Deutschen nicht in den Besitz der schönen, unzerstörten Stadt gelangen zu lassen. Mecheln, eine Stadt mit großer geschichtlicher Vergangenheit, war reich an herrlichen Kunstwerken: unter anderem barg es in seinen Mauern Gemälde von Rubens und van Dyck; unter den Gebäuden verdient namentlich das aus dem 15. Jahrhundert stammende Stadthaus hervorgehoben zu werden. (Siehe auch unsere Kunstbeilage.)

Am 5. September begannen die Deutschen die kleine belgische Festung Dendremonde (franz.: Termonde) zu beschießen. Sie liegt südwestlich von Antwerpen an der Schelde und hat als Knotenpunkt verschiedener Bahnen eine gewisse Bedeutung. — Schon wenige Stunden nach Beginn der Beschießung am 6. September ergab sich die Stadt. In einer amtlichen belgischen Meldung wurde darüber berichtet: „Die Garnison zog sich vor der Übermacht auf die Schelde zurück. Die Räumung der unbrauchbaren Festung hat auf die Verteidigung Antwerpens keinen unmittelbaren Einfluß." Dem Berichterstatter eines holländischen Blattes gelang es, als Fischer verkleidet während des Kampfes um Termonde nach St. Nikolas nördlich der Stadt zu entkommen. Er erzählte, daß ihm hier gewaltige Scharen fliehender belgischer Soldaten in voller Unordnung entgegengekommen seien. Termonde selbst sah er von weitem in Brand stehen. Die Deutschen hatten freien Durchzug verlangt. Der Bürgermeister und die Gemeindevertretung waren dafür, der Militärkommandant dagegen. Bei Tagesanbruch erschienen die Deutschen vor Termonde, das durch die Antwerpener Außenforts Willebrock, Londerszeel und Lebbeke geschützt ist. Die Belgier verteidigten ihre Stellung gut, doch mußten sie unter schweren Verlusten zurückweichen, und zwar so rasch, daß sie keine Zeit mehr hatten, die Brücke über die Schelde bei Hamme zu sprengen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

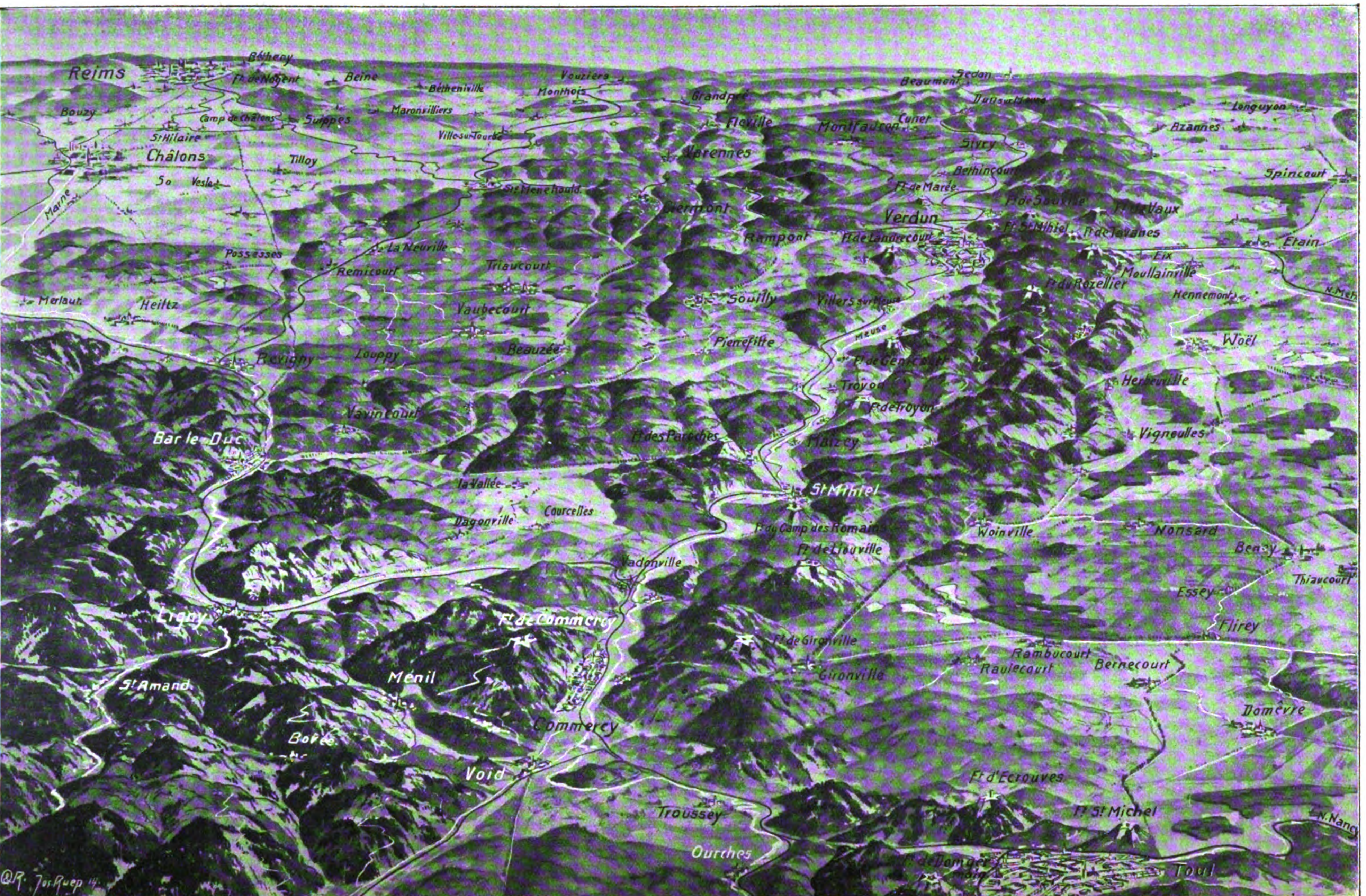
Zu den Kämpfen in den Argonnen.

(Hierzu die Karte Seite 392 und das Bild Seite 393.)

In dem Argonnenwald, dem Schauplatz langandauernder, heftiger Kämpfe, hatten sich die Franzosen, wie schon auf Seite 374 kurz geschildert, in der Anlehnung an die starke Festung Verdun und an das große Truppenlager in Chalons gut verschanzt in Stellungen, aus denen sie nur schwer und mit den größten Opfern vertrieben werden konnten. Fast täglich kamen aus dem Großen Hauptquartier Berichte von unseren Kämpfen in den Argonnen und ließen erkennen, daß es nur ein schrittweises Vorgehen war, das unsere braven Truppen in einem sehr schwierigen Gelände unter Aufbietung unerschütterlicher Tapferkeit und großen Kampfesmutes erzwingen mußten.

Meisterhaft hatten die Franzosen es verstanden, sich hier festzusetzen und alle Vorteile sich zunutze zu machen, die dieses Gelände mit seinen undurchdringlichen Unterholzbeständen einem vorwärtsstrebenden Gegner bietet. Der ganze Wald war durchzogen von Laufgräben und Wolfsgruben, Verhauen und Barrikaden. Große Schwierigkeit bot es schon, den östlichen Waldrand zu besetzen, da unsere Truppen hier in offenem Gelände vorgehen mußten, während die Franzosen von ihren gedeckten Waldstellungen das vorgelagerte Gebiet beherrschten. Deutscher Angriffszähigkeit gelang es aber trotzdem, sich heranzuarbeiten und festen Fuß zu fassen. Ein Mitkämpfer schildert diesen Angriff recht anschaulich: „Kaum waren wir aus der Talmulde, die uns Deckung bot, heraus und gegen den Wald vorgerückt, als uns die feindlichen Infanteriegeschosse auch schon um die Ohren pfiffen. Die Franzosen schossen diesmal recht gut und fügten uns starke Verluste zu. Ich ließ den mir gegenüberliegenden Waldrand beschießen, obwohl ich selbst mit meinem Glase von dem Gegner nichts entdecken konnte. Das ganze Gelände vor uns war dicht mit Strohhaufen bedeckt, die man ohne Glas für feindliche Schützen hätte halten können. Einzelne aus ihrer Deckung zurückspringende Franzosen verrieten uns endlich ihre Stellung, die nun gehörig unter Feuer genommen wurde. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis wir auf der ganzen Linie vorrücken konnten. Die feindliche Stellung wurde genommen, und bald war von den Franzosen nichts mehr zu sehen. Doch wurden wir jetzt unter heftiges Artilleriefeuer genommen, das schauerlich im Walde widerhallte. Trotzdem gelang es uns, unter unsäglichen Anstrengungen und Verlusten das erworbene Terrain zu behaupten."

So weit die Schilderung des Angriffs, der sich auf der ganzen Front ähnlich abspielte. Doch nun begann in dem Waldgebiet erst ein blutiges Ringen Schritt für Schritt, das wochenlang anhielt. Sämtliche Waldwege waren, wie schon erwähnt, durch Verhaue, Schützengräben und Barrikaden



Karte des Kriegschauplatzes: Toul—Verdun—Reims.



Erstürmung eines Bauerngehöfts in den Argonnen.

Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von A. Roloff.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

In weit vorgeschobener Stellung durch das Feldtelephon in Verbindung mit dem Kommando.

worden waren. Unser Bild auf Seite 393 zeigt uns einen von einem Augenzeugen skizzierten Angriff unserer Truppen auf solch ein einsames Gehöft im Argonnenwald. Siegreich sind die Deutschen in dem Waldabschnitt vorgedrungen, da stoßen sie plötzlich auf das mitten im Walde gelegene Gehöft, in dem sich die Franzosen verschanzt haben. Alle Fenster und Dachluken sind zu Schießscharten benutzt, aus denen ein heftiger Kugelregen auf die Vordringenden herniederprasselt. Da hilft kein Stutzen und Zaudern, das Gehöft muß genommen werden, soll der Angriff weiter vorwärts getragen werden können. Und mutvoll stürzen unsere braven Truppen vorwärts, nicht achtend der Kugeln, die bald hier, bald da ihr Opfer finden. Aber schon ist die Tür erreicht, die mit wuchtigen Kolbenschlägen eingeschlagen wird. Der Eingang ist erzwungen, und nun beginnt in den engen Gängen und Räumen ein letzter erbitterter Kampf mit d m Bajonett, bis dem Feind die schützende Stellung genommen ist.

gesperrt. Sogar auf Bäumen hatten die Franzosen ihre Maschinengewehre angebracht, von denen herab sie ein wirksames Feuer auf den Gegner eröffnen konnten. Überall im Walde waren geräumige Baumhütten mit Kochstätten errichtet, die erkennen ließen, daß sich die Franzosen hier für eine längere Verteidigung wohl vorbereitet hatten. Durch Sturmangriffe war den im Walde eingenisteten Franzosen nicht beizukommen, da in dem dicht verzweigten Unterholzgestrüpp ein geschlossenes, kräftiges Vorwärtsdringen einfach ausgeschlossen war. Einer erfolgreichen Beschießung durch die Artillerie stellten sich ebenfalls große Schwierigkeiten in den Weg, und auch die Aufklärung durch unsere Flieger versagte hier. So entspann sich denn ein Einzelkampf von Stellung zu Stellung, häufig Mann gegen Mann, ein gegenseitiges Überlisten, bei dem es bald vorwärts, bald rückwärts ging. Aber unaufhaltsam wühlten sich unsere Truppen doch tiefer in den Wald ein, gewannen hier und dort an Boden in e nem Kampfe, der an Romantik und Eigenart sonst nicht seinesgleichen hat. „Wir haben", schreibt ein anderer Kampfteilnehmer, „hauptsächlich gegen die französischen Alpenjäger gefochten, die eine sehr gute Truppe und vorzüglich für diesen Waldkampf vorgeübt sind. Sie gleiten durch das Strauchwerk der Wälder, ohne einen Laut hören zu lassen, und kämpfen mit der größten Zähigkeit. Wenn sie herankommen, da gibt es kein Pfeifen, keinen geflüsterten Befehl. Alles ist still, bis sie sich mit der Wut von wilden Tieren auf uns stürzen. Von allen Seiten hagelt das Feuer auf uns ein, und wir denken manchmal im ersten Augenblick, daß in der Dunkelheit unsere eigenen Kameraden auf uns schießen. So kämpfen wir den ganzen Tag lang, stets in der Erwartung eines Überfalles oder eines Hinterhaltes, und wir müssen furchtbar auf der Hut sein. Es herrscht ein aufregendes Hin und Her, eine Atmosphäre der Spannung und der Überraschung, die bisweilen an die romantischen Abenteuer aus den Indianergeschichten und an die Kämpfe im Urwald denken läßt."

Besonders heftig waren auch die Kämpfe in der Umgegend der Forsthäuser, Blockhütten und Ansiedlungen, die, einsam und verborgen im Walde gelegen, von den Franzosen zu kleinen Festungen ausgestaltet

Wie Ulanen und Husaren zwei französische Kavalleriebrigaden vernichteten.

(Hierzu das Bild Seite 396/397.)

Wir ritten am 4. Oktober auf einer Landstraße in Frankreich in aller Ruhe dahin, wir: die ... Ulanen und das Husarenregiment Nr. .. nebst einer Abteilung Dragoner. Auf einmal kommt ein Meldereiter dahergejagt und bringt die Nachricht, daß 2000 Meter vor uns zwei feindliche Kavalleriebrigaden, also doppelt so viel als wir, gesichtet worden sind. Wir ritten noch 500 Meter Schritt, dann stellten wir uns zugweise auf. Und nun ging es im Galopp, die Lanze gefällt und den Säbel am Faustriemen am Arm, vorwärts. Wie schlugen unsere Herzen! Ein jeder von uns wußte, was es heißt, gegen eine zweifache Übermacht zu kämpfen. Dem Kameraden schnell noch einmal die Hand gedrückt, ein letztes stilles Gebet, dem treuen Pferde noch einmal den Hals geklopft, und dann hurra drauf los! Die Trompete blies zum verstärkten Galopp. Bald waren wir in einer Talmulde, dann ging's über einen Hügel, und auf 200 Meter erblickten wir den Feind. Auch er kam im Galopp auf uns zu: wir hörten schon die Pferde schnaufen. Auf 100 Meter ruft unser Rittmeister: „Festsitzen!", auf 30 Meter sehe ich, wie er seinen Revolver zieht: ein Krach, und der Führer der französischen Reiterei



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Prinz Leopold von Bayern (X), der Führer der Bayern vor Verdun, kehrt von einer Truppenbesichtigung in sein Hauptquartier zurück.

sinkt getroffen vom Pferde. Ein furchtbarer Zusammenprall erfolgt: Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Roß gegen Roß, Mann gegen Mann; dazwischen krachen in Pausen Revolverschüsse. Ich sehe plötzlich, wie mein Wachtmeister von acht Feinden umringt ist. Im Galopp stürme ich mit zwei Kameraden zu ihm. Wir hauen ihn heraus, und in wenigen Sekunden liegen acht Feinde, junge Menschen, auf dem mit Blut getränkten Rasen. Unser Wachtmeister ist frei, und weiter stürmen wir vorwärts. Die Lanzen haben die meisten von uns im Getümmel schon verloren.

Doch halt, was ist das? Die Trompete bläst zum Sammeln? Zurück geht es im Fluge. Der Feind, noch ohne rechte Besinnung, jagt 50 Meter hinter uns her. Er stößt Rufe aus, denn er glaubt, er hätte uns in die Flucht geschlagen, und freut sich offenbar. Er hat keine Ahnung, was Sekunden später mit ihm geschieht.

Rechts neben uns ist eine Waldecke. Dort halten in Deckung — was wir selbst nicht gewußt haben — acht Maschinengewehre. Ihr unheimliches Knattern ertönt, und Mann für Mann mähen sie nieder. Wir machen halt. Karabiner heraus, und auch unsere Kugeln sausen zwischen die Feinde. Jetzt, wie sie merken, daß ihrer immer weniger werden, reißen sie nach links aus. Keine 200 Meter von uns liegen zwei Kompanien Infanterie, die nehmen sie in Empfang. Langsam, aber sicher schießen deutsche Büchsen; für den Feind ist kein Durchkommen. Er will zurück und den Weg über den Marnekanal nehmen, woher er gekommen ist. Doch der Weg ist von vier deutschen Maschinengewehren besetzt. Diese halten dazwischen und hören nicht auf, bis der letzte Mann vom Pferde sinkt. Die sich uns zuwandten, fielen unter den Schüssen unserer Karabiner. Das alles hat knapp eine Stunde gedauert. In dieser Spanne Zeit haben 3000 Feinde ihr Leben lassen müssen.

Unsere Haubitzen.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 388 und 389.)

Unseren Artilleristen von 1870 wird das Wort kaum geläufig gewesen sein, denn der schöne alte Name für die „kurze Kanone", also das Mittelding zwischen Kanone und Mörser, wurde erst in letzter Zeit wieder ausgegraben. Aber auch die Verwendung solcher Geschütze „im Felde" ist neu. Im Kriege 1870/71 wurden sie nur vor Festungen von uns verwendet und nur von der Fußartillerie bedient. Jetzt aber hat auch die Feldartillerie Haubitzen, und zwar jedes Armeekorps eine Abteilung von drei Batterien zu sechs Geschützen.

Man hat sich nur schweren Herzens dazu entschlossen, in die Feldartillerie wieder zwei verschiedene Kaliber einzuführen, nachdem man gerade erst dadurch eine Vereinheitlichung erreicht hatte, daß man der reitenden Artillerie dasselbe Geschütz wie der fahrenden gab. Nun ist also wieder mit der Verschiedenartigkeit der Bedienung zweier Kaliber zu rechnen. Auch der Mannschaftsersatz wird bei zwei Kalibern schwieriger, da man immer fragen muß: „Ist der Mann an der Kanone oder an der Haubitze ausgebildet?" Das schlimmste aber ist im Kriege der Munitionsersatz: das größere Kaliber braucht andere Geschosse und andere Ladungen, also andere Verpackung, andere Munitionskolonnen, und es kann im Schlachtgewühl vorkommen, daß der Schießbedarf gerade dort fehlt, wo man ihn braucht, weil er sich verfahren hat und zu dem anderen Kaliber gelangt ist.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

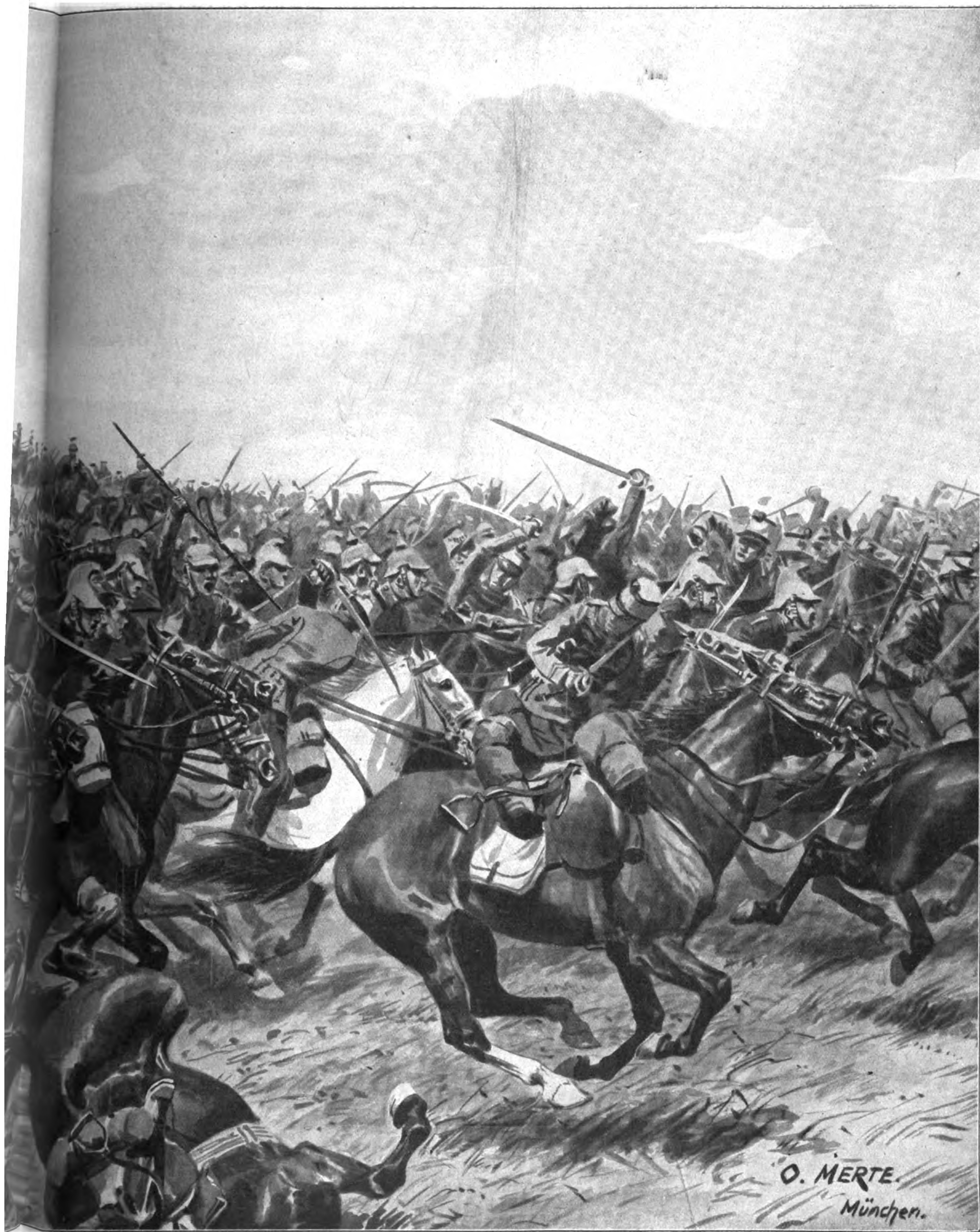
Aus der Verteidigungsstellung von Toul übergelaufene französische Soldaten werden durch bayrische schwere Reiter als Gefangene abgeführt.

Was hat uns nun doch dazu bewegen können, uns die Sache so zu erschweren? Es waren die Erfahrungen, die unsere lieben Freunde, die Russen, bei Plewna 1877 gemacht hatten, wo sie sich gegen die befestigte türkische Feldstellung Osman Paschas vom 20. Juli bis 10. Dezember blutige Köpfe holten. Der Grund war, daß die Türken in ihren Gräben gegen die flach schießenden russischen Kanonen durchaus sicher saßen und, wenn die Russen nach einer Höllenkanonade stürmten, ungeschwächt aufstanden und die dicken russischen Sturmkolonnen mit ihrem Infanterieschnellfeuer niedermähten. Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gingen mit Versuchen hin. Die Erfindung eines Doppelzünders, der das Geschoß sowohl beim Aufschlag wie in der Luft zum Sprengen bringen konnte, ermöglichte die Abschaffung der alten Pulvergranate zugunsten des Schrapnells, aber die Hoffnung, durch ein neues Geschoß, die Sprenggranate, später einfach „Granate" genannt, um zweierlei Kaliber herumzukommen, führte zur Einführung dieses Geschosses, das man in der Luft über dem feindlichen Schützengraben sprengen wollte. Während nämlich das mit Schwarzpulver geladene Schrapnell



Die Vernichtung zweier französischer Kavallerie

Nach einer Original



...igaden durch deutsche Reiter am 4. Oktober 1914.
...ichnung von O. Merte.

bei der Feldartillerie seine Kugeln flach vorwärts wirft, gelang es, der Granate eine Sprengladung zu geben, die ähnlich dem Dynamit so heftig wirkt, daß man hoffte, die senkrecht herabgeschleuderten Sprengstücke würden die Schützen im Graben treffen. Die Wirkung befriedigte aber nicht, und zwar hauptsächlich wegen der flachen Flugbahn der Kanone, die man anderseits gegen ungedeckte, sichtbare Ziele, besonders solche in Bewegung, bei der Feldartillerie nicht entbehren konnte.

Das änderte sich durch endliche Einführung der Haubitze neben der Kanone. Schon die leichte Feldhaubitze (10,5 Zentimeter), die flach und im hohen Bogen schießen kann, hat bei Bogenschuß gegen Feldwerke eine recht gute Wirkung. Man hat noch nicht gelesen, wie sie sich in diesem Kriege bewährt hat. Dagegen haben wir Nachrichten über die vorzügliche Wirkung der schweren (15 Zentimeter-) Feldhaubitze, die von der Fußartillerie geführt wird und, von schweren Kaltblütern gezogen, der Feldarmee zugeteilt ist. Dieses Geschütz führt nur eine Art von Geschossen, nämlich die Granate, nur mit einem Aufschlagzünder. Die Granaten werden nur in hohem Bogen geschleudert und haben Granatfüllung 88, die wie Dynamit wirkt. Wo eine solche Granate einschlägt — und das mit Rohrrücklauf versehene, schnell feuernde Geschütz hat eine sehr gute Treffgenauigkeit — da „wächst kein Gras mehr". Mehr als das: die große Durchschlagskraft des schweren und mit großer Geschwindigkeit auftreffenden Geschosses dringt in das Ziel ein, um es durch die heftige Gaswirkung der entzündeten Sprengladung auseinanderzureißen. Es wurde schon erwähnt, daß diese Ladung dynamitähnlich wirkt. Das Dynamit, das aus Glyzerin hergestellt wird, ist aber gefährlich, sowohl gegen Stöße wie gegen Temperaturwechsel empfindlich, und so zu Selbstentzündungen geneigt. Es wird deshalb bei uns nicht mehr verwendet, auch die Pioniere gebrauchen zu ihren Sprengungen ebendieselbe Sprengmunition, reine Pikrinsäure, die auch in Färbereien zum Gelb- und Grünfärben verwendet wird. Bei den Franzosen heißt das Sprengmittel Melinit. In anderen Ländern gibt es Roburit, Ekrasit usw., die in der Wirkung ähnlich sind. Der Luftdruck der plötzlichen Gasentwicklung dieser Ladungen ist so stark, daß allein schon durch ihn lebende Wesen, auch wenn sie nicht getroffen sind, schwere Schäden, besonders der Nerven, davontragen können.

Batterien der schweren Feldhaubitze werden von dem Oberkommando der betreffenden Armee meist einer Infanteriedivision zugeteilt, bei der sie eine für sie passende Tätigkeit ausüben können. Meist wird dies die Zerstörung einer Festung oder von Feldschanzen sein, aber auch in der offenen Feldschlacht ist ihre Mitwirkung erwünscht, zum Beispiel zum Bekämpfen der feindlichen Artillerie oder dem „Sturmreifmachen", wie es so schön heißt, eines Dorfes. Darunter versteht man, den Dorfrand derart mit Granaten zuzudecken, daß die Verteidiger durch Verluste, die Vernichtung ihrer Deckungen, das Getöse der Explosionen, den Gestank der Gase und den Brand der Häuser in einem Grade erschüttert sind, daß sie unserer stürmenden Infanterie keinen bedeutenden Widerstand mehr leisten können.

Unsere Haubitzer nennen das Vernichten feindlicher Feldbatterien durch die wie Hammerschläge auf sie niedersausenden Granaten: „Wir haben sie gefunkt." Der Ausdruck kommt daher, daß eine sprengende Granate nur ganz kurz, viel kürzer als ein Schrapnell, das mit Schwarzpulver gefüllt ist, einen Feuerschein zeigt, um dann eine große Rauchwolke, vermischt mit Zielteilen, die in der Luft umherfliegen, zurückzulassen. Sie sind auch stolz darauf, daß die Gefangenen erzählen, sie könnten wohl der Feldartillerie standhalten, wenn aber die schweren Granaten kämen, fühlten sie sich verloren.



In jeder Familie unseres deutschen Vaterlandes befindet sich heute wohl eine Karte vom Kriegsschauplatz. Mit regem Interesse verfolgt alt und jung, wie auf unserem Bilde, die allgemeine Kriegslage und freut sich, wenn unsere Truppen weiter in Feindesland vorrücken.

Generaloberst v. Moltke.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu das Bild Seite 385.)

Der verstorbene Generalfeldmarschall Graf Helmut v. Moltke — der Sieger in den Kriegen 1866 und 1870/71 — ist vom deutschen Volke nicht nur mit dem Strahlenkranz des Ruhmes, sondern mit allen Äußerungen rührender und dankbarer nationaler Verehrung belohnt worden. Ein Teil der letzteren hat sich unwillkürlich auf seinen Neffen und Nachfolger, zu Beginn des Krieges Chef des Großen Generalstabes, Helmut Johannes Ludwig v. Moltke, übertragen. Das Volk denkt ihn sich wie seinen großen Oheim als wortkargen Schweiger, der seine strategischen Entschließungen mit unfehlbarer Sicherheit trifft und zur Geltung zu bringen versteht.

Helmut Johannes Ludwig v. Moltke wurde am 29. Mai 1848 zu Gersdorf in Mecklenburg-Schwerin geboren als zweiter Sohn des einzigen Bruders des späteren Generalfeldmarschalls. Sein Vater war Landrat und starb 1871. Die geistige Ausbildung erhielt der Knabe zunächst auf einem Realgymnasium, nach dessen Absolvierung er als Fahnenjunker in das Füsilierregiment Nr. 86 in Flensburg eintrat. Im Feldzug 1870 wurde er Leutnant. Der Friede brachte ihm zunächst die Versetzung in das Königsgrenadierregiment Nr. 7 und 1872 in das 1. Garderegiment zu Fuß. 1876 bis 1879 war er als Oberleutnant zur Kriegsakademie kommandiert. Die Versetzung in den Großen Generalstab 1880 legte den Grund zu seiner Ausbildung als Generalstabsoffizier. 1881 erfolgte seine Beförderung zum Hauptmann. Ein Jahr später wurde er zweiter Adjutant bei seinem berühmten Oheim und verblieb bis zu dessen Tode 1891 in dieser Stellung. Während dieser Zeit, 1888, rückte er zum Major auf; der jahrelange, innige und vertraute Verkehr mit dem Generalfeldmarschall brachte reiche und wohl benutzte Gelegenheit, um dessen Gedanken, Wissen und Können sich selbst zu eigen zu machen, um so mehr, als der Feldmarschall im Kreise seiner Verwandten keineswegs der eisige Schweiger war, sondern in angeregter Unterhaltung einen reichen Born aus seiner Gedankenwelt den gespannt aufhorchenden Zuhörern zuströmen ließ. Nach dem Tode seines Oheims wurde H. v. Moltke Flügeladjutant des Kaisers und 1890 als Oberst Kommandeur des Kaiser-Alexander-Gardegrenadierregiments Nr. 1. Diese Stellung hatte er bis 1899 inne und vertauschte sie dann bis 1902 mit der des Kommandeurs der 1. Gardeinfanteriebrigade. In diesem Jahre erhielt er als Generalleutnant und Generaladjutant des Kaisers das Kommando der 1. Gardeinfanteriedivision, wurde 1904 Generalquartiermeister und am 1. Januar 1906 als Nachfolger des hochverdienten Grafen v. Schlieffen Chef des Generalstabes und General der Infanterie. Am 27. Januar 1914 erfolgte seine Beförderung zum Generalobersten.

Auf den längst erwarteten Weltkrieg hat H. v. Moltke die Armee in steter Verbindung mit dem Kriegsministerium in ebenso sorgsamer und pflichttreuer wie genialer Art vorbereitet. Das Laienpublikum glaubt, es ließe sich ein Operationsplan für die ganze Dauer eines Feldzugs entwerfen. Diesen Glauben hat schon der alte Feldmarschall zu zerstören gesucht und ausgeführt, daß das erreichbare Ziel in der ungestörten Vollendung des Aufmarsches der Armeen

liege, daß aber dann die Strategie in einer ununterbrochenen Folge von „Kompromissen" bestehe. Jeder Akt des Kampfes erfordert je nach seinem Ausfall neue Entschlüsse Diese folgerichtig zu fassen und auszuführen, ist die Kunst des Feldherrn. — Die zermürbende Geistesarbeit des ersten Kriegsvierteljahrs hatte H. v. Moltke im Oktober auf das Krankenlager geworfen, so daß er die Geschäfte des Chefs des Generalstabes des Feldheeres anderen Händen überlassen mußte. Zu seinem Nachfolger wurde der Kriegsminister, Generalleutnant v. Falkenhayn ernannt.

Die Operationsziele der Türkei.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

(Hierzu die Karten Seite 342 und 399, sowie das Bild Seite 400.)

Von den drei Landesgrenzen der Türkei soll die europäische, von Bulgarien umsäumte hier ausscheiden, da bei der heutigen politischen Lage dieses Land nicht zu den Feinden der Türkei zählt und wohl auch nicht zu ihnen zählen wird, solange der jetzige Zustand anhält und ein russischer Durchmarsch durch diese Zone als ausgeschlossen zu betrachten ist. Es bliebe also die Grenze am Kaukasus und die gegen Ägypten. An der ersteren erfolgten bereits Zusammenstöße mit dem Feinde; der Hauptangriff der Türken bewegte sich auf der Linie Erzerum—Kars vor und hatte nach den siegreichen Gefechten von Köpriköi und Liman Sisi die Grenze bereits überschritten; gleichzeitig war eine Nebenaktion längs der Küste mit der Basis Trapezunt gegen Batum eingeleitet.

Das Gebiet des Kaukasus ist, wie die politischen und militärischen Verhältnisse nun einmal liegen, das vorgezeichnete Kriegstheater, aber ein ideales oder auch nur ein „gangbares" ist es nicht, ebensowenig wie für Rußland ein Vorstoß gegen Erzerum nach den weiten Gebieten Armeniens und darüber hinaus in das Massiv von Anatolien hinein irgend etwas Verlockendes hat. Rußlands Ziel, Konstantinopel, ist nur erreichbar durch einen nördlichen Landangriff. Die unmittelbare Berührungslinie beider Mächte beträgt 400 Kilometer und wird von einem alpenhohen Bergland ausgefüllt, Armenien, dessen Hauptorte Kars (russisch; in Rigihöhe) und Erzerum (türkisch; 200 Meter höher) ein ungewöhnlich rauhes Winterklima haben. Als Zentralpunkt Armeniens ist Eriwan anzusehen, dessen militärische Bedeutung darin liegt, daß von hier die einzigen Straßen nach Kars und nach dem nordwestlichen Persien führen. Jenseits leitet die Schwelle von Tiflis hinüber zum Kaukasus, der einen sicheren Schutzwall für das europäische Rußland darstellt. Der Weg nach Tiflis und darüber hinaus auf der Grusinischen Heerstraße nach Wladikawkas ist ungeheuer schwierig. Dann tritt man in ein unendliches, schwach bevölkertes Steppengebiet ein, das sich um das Kaspische Meer zur Wolgamündung dehnt. Aber auch der schmale Pfad längs der Küste, das unwirtliche Hochgebirge im Osten, die See im Westen, bildet keine Operationslinie, da man bis Noworossisk, an die 400 Kilometer, einen höchst unsicheren, auf beiden Flanken gefährdeten Anmarsch hätte. Dann allerdings träfe ein türkischer Stoß auf ein wirtschaftlich sehr wichtiges Gebiet, den unteren Don mit Rostow als Zentrum.

Das erstrebenswerte Ziel eines türkischen Einfalls ist zweifellos die Bahnlinie Batum—Baku. In Tiflis schlägt das Herz dieses mit Naturschätzen gesegneten Gebietes; mit Batum hätte man den wichtigsten Handelsplatz des Ostbeckens des Pontus in Besitz, und in Baku legte man die Hand auf diese an Erdöl so reiche Zone des östlichen Transkaukasiens. Hier wäre das Zarenreich weit empfindlicher getroffen, als etwa durch eine Besetzung der endlosen Wolgasteppen.

Batum, die Rothschildstadt, war einst türkisch und hieß



Karte des türkisch-ägyptischen Kriegsschauplatzes.

Bathumi; 1878 sprach der Berliner Kongreß diese Eingangspforte Rußland zu. Tiflis mit seinen 250000 Einwohnern ist der Hauptstapelplatz dieser weiten Gebiete, bis hinab nach Persien; Baku ist durch sein Petroleum steinreich — alle drei also sehr begehrenswert.

Die Schwierigkeiten, die sich einem Eindringen der Russen in die lebenswichtigen Teile der Türkei entgegenstellen, sind aber gewiß nicht geringer als die vor den Osmanen sich türmenden Hindernisse, weil das wichtigste Gebiet der Türkei — Anatolien — weitab auf dem westlichen Teile der kleinasiatischen Halbinsel sich dehnt, und von hier aus gen Osten hohe Bergketten, von Wüstenstrecken durchsetzt, in öder, wasserarmer Gegend ziehen.

Ganz andere, weit größere Aussichten bieten sich im Süden der asiatischen Türkei, zu dem Syrien eine so geeignete Landbrücke bildet, zum Pharaonenlande hinüber. Hier liegt auf türkischem Gebiete die endlose Wüste bis hinan zum eisernen Strang der Hedschahsbahn, und auch diese selbst berührt erst in Palästina und in Syrien für Engländer, oder wohl besser für Franzosen begehrenswerte Objekte. Aber dieser Weg ist für die ersteren weit und bedürfte sorgsamster Vorbereitung, die jetzt nicht mehr möglich sein dürfte.

Ist aber die Wüste auf Sinai überwunden, so winkt dem Halbmond ein auf engem Raume zusammengedrängtes Gebiet, ein altes Kulturland, dessen Reichtümer im Nilbecken zusammengepreßt sind, ein Land, das ungeheuren Wert für seinen heutigen unrechtmäßigen Besitzer hat und militärisch sehr verwundbar ist. Allerdings: wie ein künstlicher Festungsgraben legt sich jene künstliche Wasserstraße schützend quer vor, auf 160 Kilometer langer Front zwischen Port Said und Suez, und wehrt den Angriff; aber der Weg von hier ist nicht mehr weit, nur etwa 150 Kilometer bis Kairo und etwa 200 Kilometer bis Alexandria, das ägyptische Einfallstor, das 1882 unter dem Feuer englischer Raubfahrzeuge erzitterte.

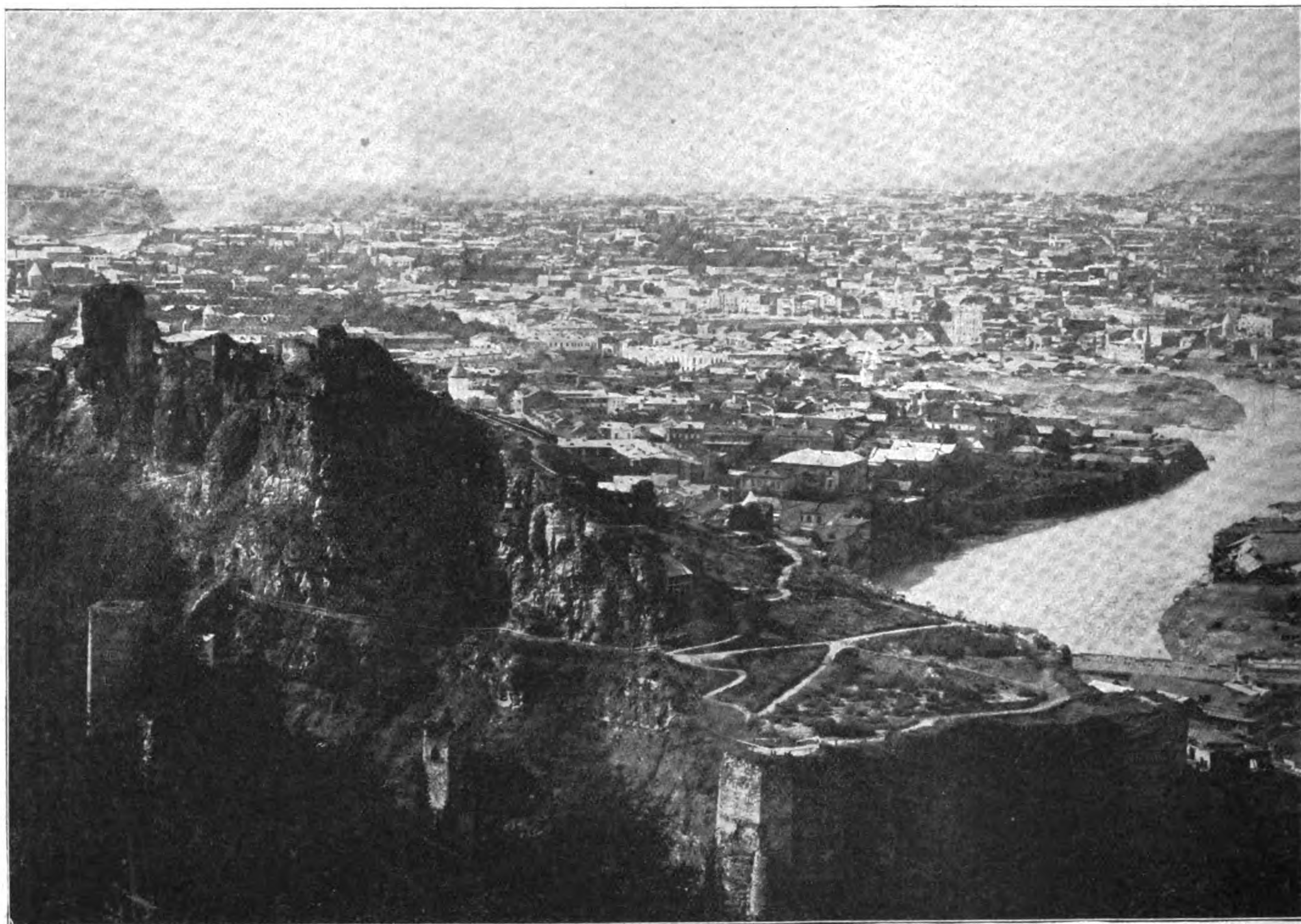
Wer aber Kairo besitzt, hat Suez und mit diesem den Schlüssel zur halben Welt.

Das Gefecht bei Soldau.

(Hierzu die Bilder Seite 402 und 403.)

Daß die Russen nach ihren gewaltigen Niederlagen bei den Masurischen Seen in den letzten Augusttagen und bei Lyck in der ersten Septemberhälfte mit neuen Heeresteilen gegen Ost- und Westpreußen wie auch Posen heranziehen würden, ließ sich voraussehen. Sie kamen in größerer Zahl, als man erwartet hatte. Die neue Schlachtlinie zog sich vom ostpreußischen Städtchen Stallupönen herab bis nach Galizien hinein. An verschiedenen Stellen begannen Kämpfe, und das Große Hauptquartier meldete in den ersten Novembertagen kurz und doch vielsagend: „Auf dem östlichen Kriegschauplatze dauern die Kämpfe fort. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.“

Aber sie rückte näher. Schon am 7. November drang die Siegesbotschaft durch die Welt, daß in Russisch-Polen drei russische Kavalleriedivisionen über die Warta bis Kolo zurückgeworfen worden seien. Am 9. November fielen südlich von Eydtkuhnen beim Wysztyter See über 4000 Russen in unsere Hände.



Blick auf Tiflis im Kaukasus.

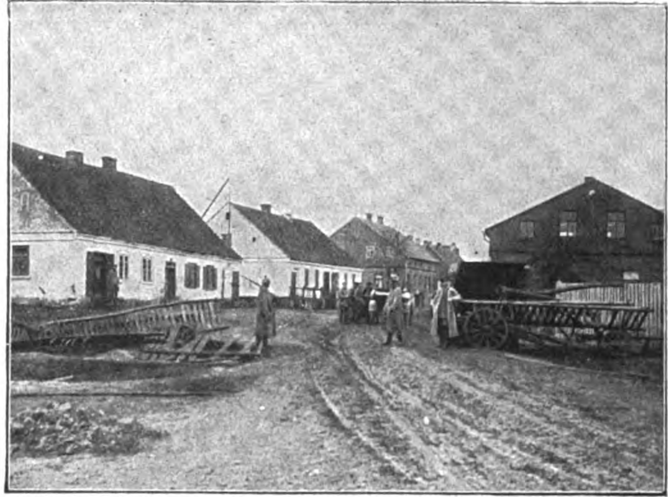
Die Bewohner von Ostpreußen wußten bei diesen Nachrichten, daß im Osten wieder etwas Großes im Gange war. Die Unsicherheit hielt an, die Spannung stieg von Stunde zu Stunde. Da kam die Erlösung: die anstürmenden Russen wurden nicht nur überall aufgehalten, sondern auch zurückgedrängt. In Ostpreußen atmete alles erleichtert auf.

Dort, wo die Provinz Ostpreußen in einer stumpfen Spitze am tiefsten nach Süden vorspringt und sich nordöstlich vom Städtchen Neidenburg her der Soldaufluß hinschlängelt, tritt aus Rußland eine Eisenbahnlinie ein. Jenes Grenzgebiet ist in diesem Kriege wiederholt von den Russen berannt worden, zuletzt gegen die Mitte des Monats November. Die vorgeschobenen russischen Heeresteile waren mit starken Reitermassen durchsetzt, die indessen nicht in die Provinz Ostpreußen vordringen sollten.

Die Gegend bei Soldau besteht meist aus leichtem Boden mit reichlichem Buschwerk, das unseren Truppen vorzügliche Deckungen gab. Beim Eindringen der feind-



Gefangene Russen auf dem Bahnhof Eydtkuhnen.



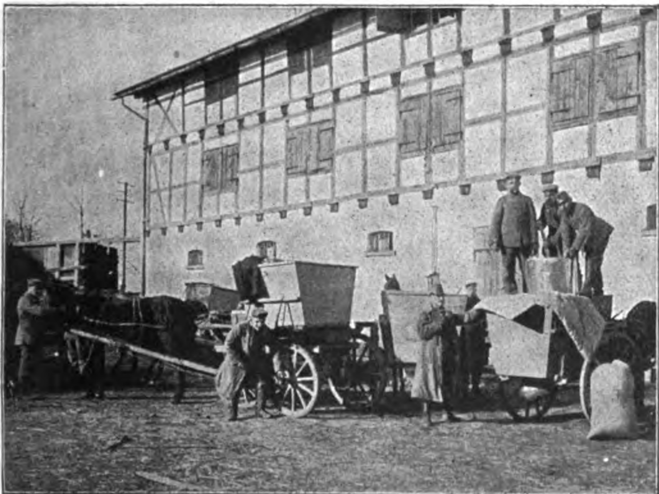
Das Dorf Wirballen; Zugang von der Gefechtslinie aus.



Fliegende Händler in Eydtkuhnen.



Durch Granaten zerstörtes Haus in Pillkallen.



Kochkisten auf erbeuteten Russenkarren.
Das Essen wird über dem Feuer angekocht und dann in die Kochkisten gestellt.



Truppenkolonnen auf dem Marsch.
Den Schluß bildet die Feldküche.

Bilder von der ostpreußischen Grenze.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Das Schlachtfeld bei Soldau wird von deutschen Landsturmmännern nach Gefallenen abgesucht.

lichen Reiter wurde auf einmal jeder Busch und Baum lebendig, und unter dem mörderischen Feuer unserer Gewehre und Geschütze wälzte sich bald ein dichter Knäuel der vorgedrungenen Russen.

Am Sonnabend, den 14. November, meldete die oberste deutsche Heeresleitung, daß die Entscheidung bei Soldau noch nicht gefallen sei. Allein am 18. November durcheilte unerwartet die Siegesbotschaft die Lande, daß der Feind südöstlich Soldau bis Mlawa zurückgeworfen sei. Diese Siegesbotschaft löste namentlich bei den geängstigten Grenzbewohnern Ostpreußens lauten Jubel aus. Hatten sich doch wieder zahlreiche Bewohner zur Flucht gewandt, auch in Soldau, wo der Bahnhofvorsteher durch seine Besonnenheit und Ruhe viel Unheil verhütete. Als die russischen Geschosse schon zwischen dem Soldauflusse und dem Bahnhofstellwerk einschlugen, meldete er seiner Dienstbehörde, daß noch keine Gefahr vorhanden sei. So konnten viele Bewohner in aller Ruhe die Stadt verlassen.

Die Krönung aller Operationen stellte die Gefangennahme von etwa 30 000 Russen und der Verlust zahlreicher Geschütze dar. Die russische Kavallerie hatte vor Soldau keinen glücklichen Tag, und statt der erhofften Lorbeeren wurden ihr blutige Rosen.

Das Telephon im Kriege.

Aus Feldpostbriefen.

(Hierzu die Bilder Seite 390, 391, 394 oben.)

„Am 25. Oktober rief mich unser Batteriechef zu sich und erklärte mir, daß er gerne eine Beobachtungstelle errichten wollte, und zwar weiter vorne vor der Batterie. Ich erwiderte, daß wir keine Elemente und keinen Draht mehr hätten. Er sagte nur: Ich muß die Leitung haben und verlasse mich auf Sie, sehen Sie zu, wie Sie es anfangen. Um halb fünf Uhr (es war elf Uhr vormittags) muß die Telephonleitung fertig sein, um sechs Uhr will ich schießen. Punkt! So, nun stand ich da! Zum Überlegen hatte ich nicht lange Zeit, sondern ich warf mich auf mein Pferd und ritt 15 Kilometer weit in die nächste Stadt. Hier bekam ich unter größten Schwierigkeiten drei Elemente und etwa 2000 Meter Draht. Schnellstens sauste ich wieder zurück, meldete mich und erntete Dank von meinem Oberleutnant. Jetzt wurde mir an Hand der Karte die Lage des Feindes gezeigt, damit ich mich nicht verlaufen konnte. Ich trat nun um zwei Uhr den gefährlichen Weg an. Ausgerüstet mit meinem Apparat, einem Revolver und Säbel zog ich nun



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Infanterie zieht auf dem Marsche nach Mlawa durch das von den Russen zerstörte Städtchen Soldau.



Russische Kavallerie wird von deutscher Infanterie in den Kämpfen bei Soldau am 18. November 1914 zurückgeworfen.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

meine Leitung. Kaum 500 Meter von der Batterie entfernt, bekam ich Feuer, da ich auf freiem Felde gehen mußte. Ich war bemerkt worden. Plötzlich krachten Schrapnelle über mir, die mir wunderbarerweise keinen Schaden zufügten. Ein kurzes Gebet, und auf dem Leibe kriechend ging es vorwärts! Über Wiesen, Felder, Rübenäcker und Gräben lief mein überaus mühsamer Weg. Ich mußte noch weiter, da ich die deutschen Vorposten noch nicht erreicht hatte. 1000 Meter hatte ich schon gelegt, und es gelang mir, auch die zweiten tausend Meter noch zu legen. Nach einigen Stunden erreichte ich unseren Vorposten. Es waren Jäger. Die sahen mich groß an und glaubten nicht an meine Aufgabe.

Ich erfuhr, daß ein Haus, das noch 500 Meter weiter lag, Tags zuvor von den Engländern verlassen worden war. Dies Haus ist von uns in Brand geschossen worden. Nur das Dach war noch ziemlich gut. Ich nahm es mir zum Ziel. Die Jäger warnten mich vor weiterem Vorgehen. Ich ließ mich aber nicht halten. Unter äußerster Vorsicht erreichte ich das Haus, stieg auf den Dachboden und erkannte von hier, daß ich bis auf 120 Meter vor dem englischen Schützengraben vorgedrungen war. Ich konnte die Gesichter deutlich unterscheiden und hörte die Feinde sprechen. Also mußte ich mich ruhig verhalten. Ich stieg wieder hinab und telephonierte meine Beobachtung zurück, worauf mir der Oberleutnant zu meinem kühnen Vordringen gratulierte. Ich sollte nun aushalten und warten, bis die Beobachtungsoffiziere kämen mit den Instrumenten. Als diese anlangten, freuten sie sich ungemein über die wunderbare Beobachtungsstelle. Nun wurden unsere Geschütze gerichtet, und wir schossen. Jetzt erst habe ich gesehen, welch heillose Verwüstung unsere Granaten anrichten können. Wir hatten unter 30 Schuß 21 Volltreffer, ein Ergebnis, das noch von keiner Batterie erreicht wurde. Das lag natürlich an unserer großartigen Beobachtungstelle. Wir sahen zum Beispiel einige Granaten direkt im Schützengraben krepieren. Ferner sahen wir etwa 25 Mann in eine Deckung flüchten, darunter drei Offiziere. Auch diese Deckung beschossen wir. Drei Granaten schossen wir hinein, worauf sie in die Luft flog. Fünf Tage lagen wir auf diesem Haus und schossen immer mit demselben Erfolg. Unsere Lebensmittel bekamen wir ganz heimlich bei Nacht zugesteckt. Jedes Geräusch war mit Lebensgefahr verbunden, denn wären wir entdeckt worden, hätte uns der Feind mit Leichtigkeit vernichtet. Am 1. November mußte ich zur Batterie zurück. Der Major heftete mir das Eiserne Kreuz auf die Brust. Ich habe geweint vor Freude. Um zwei Uhr nachts war ich wieder auf meinem Pulverfaß und versehe meinen Dienst noch mutiger als vorher." —

Welche Helden wir unter unseren Telephonisten im Felde zählen, geht aus einem weiteren Feldpostbrief hervor, der über einen jungen Konstanzer berichtet. Es heißt da: „Beim Stab unseres Bataillons, der sich in einem Hause eingenistet hatte, war plötzlich die Telephonleitung unterbrochen. Ein junger Telephonist, ein kleiner Kriegsfreiwilliger von 19 Jahren, nahm sein Werkzeug auf, das Gewehr über und zog los, ohne den Befehl dazu abzuwarten. Nach einer Viertelstunde arbeitete der Fernsprecher wieder; kurz darauf brachten vier Mann den kleinen Telephonisten auf einer Zeltbahn daher, eine Granate hatte ihm die ganze linke Bauchseite aufgerissen. Der todwunde kleine Mann schaute den Major nochmals an, meldete vorschriftsmäßig: ‚Leitung wieder hergestellt!' und starb. Ein alter Landstürmer, der ebenfalls als Kriegsfreiwilliger mitgezogen ist, sagte noch in gutem Badisch: ‚Ersch̄t melde, dann schterbe, so ischs recht!' — Welch ein Held starb doch mit dem kleinen Mann!"



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Feldkriegskasse eines bayrischen Armeekorps, die einen Wert von mehreren Millionen Mark darstellt.
Die Regimenter sowie die höheren Verbände führen sehr große Kriegskassen mit sich, da die Überweisungen der Löhne und Gehälter an die Truppen regelmäßig in bar erfolgen.

Frieden mitten im Krieg. Der „Mannheimer Generalanzeiger" veröffentlicht folgende ihm zugegangene Feldpostkarte vom 19. November 1914: Heute drückten sich unsere Leute von der 11. Kompanie mit den Franzosen die Hände. Wir liegen nämlich an einer Stelle den Franzosen 30 Meter gegenüber. Da wird öfters beiderseits gerufen. Jetzt rief ein Franzose, daß wir aufhören sollten zu schießen, um gemeinsam drei Tote zu beerdigen, die dazwischen liegen. Wir hörten auf zu schießen. 8—10 Franzosen und ein französischer Offizier legten die Waffen ab, und von uns geschah das gleiche.

Man reichte sich die Hände, begrub die Toten gemeinsam, tauschte Zigarren, Zigaretten und Zeitungen aus, sprach miteinander. Und da sagten die Franzosen, wir sollten nicht mehr schießen, sie schössen auch nicht mehr. Aber auf die Engländer sollten wir fest draufgehen. Man reichte sich die Hände, hob die Waffen auf und kroch wieder in den Graben.

Beilage zu Heft 4 der Illustrierten
Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

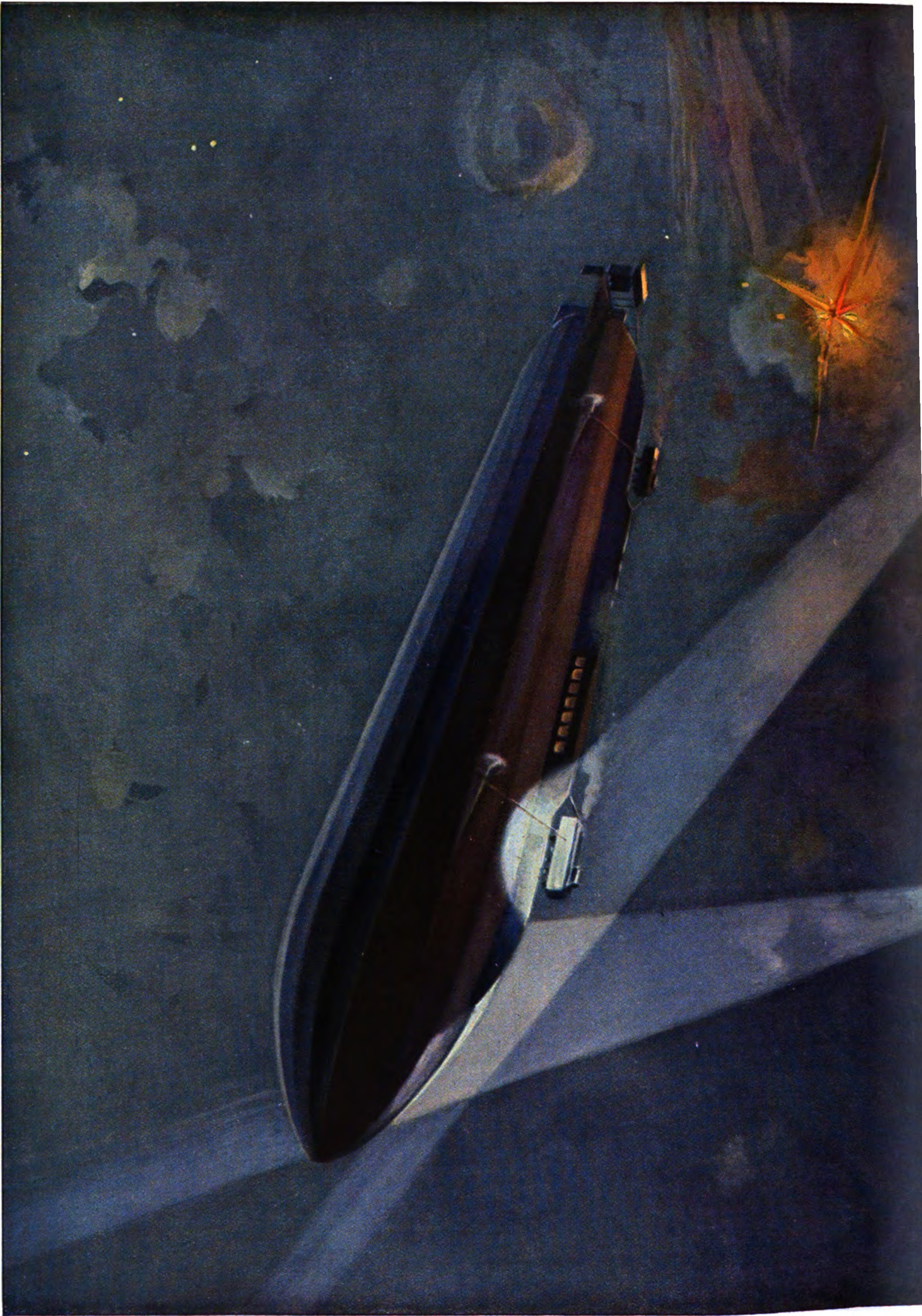
Karte vom westlichen Kriegschauplatz.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. **Einzelverkauf verboten.**



Nördliche Hälfte; die südliche folgt in einem der nächsten Hefte.

Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.





Ein Zeppelinkreuzer über Antwerpen.
Nach einem Gemälde von W. Moralt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Am 7. September wurde Gent von den Deutschen besetzt. Auch diese Stadt blickt auf eine wechselvolle glänzende Vergangenheit zurück. Bis zuletzt war sie Hauptstadt der belgischen Provinz Ostflandern. Das heutige Gent hat einen Flächeninhalt von 3000 Hektar und eine Bevölkerung von 170 000 Seelen.

Bei der Besetzung der Stadt wurden als Kriegsentschädigung gefordert: 10 000 Liter Benzin, 1000 Liter Mineralwasser, 150 000 Kilogramm Hafer, Fahrräder, Autoreserveteile und 100 000 Zigarren. Die Stadt wurde dann mit weiteren Kriegsabgaben und dem Durchzug von Truppen verschont. Bald nachdem der Bürgermeister von seiner Unterredung mit dem Führer der deutschen Besatzungstruppen nach der Stadt zurückgekehrt war, wurde dort von einem Automobil, auf dem ein Maschinengewehr befestigt war, auf zwei deutsche Offiziere gefeuert, von denen einer getötet, der andere verwundet wurde. Der Bürgermeister fuhr sofort wieder zur Truppe, um etwaige üble Folgen dieses Mißverständnisses abzuwenden.

Durch das Vordringen deutscher Truppen in Nordbelgien, wobei ständig Gefechte geliefert werden mußten, wurde Antwerpen von der Landseite vollständig abgeschnitten. Der Entsatz der Stadt auf dem Landwege war dadurch unmöglich gemacht. Die Ostender tägliche Dampfschiffahrtverbindung mit England wurde eingestellt, da von deutschen Fischereifahrzeugen, die man als belgische angesehen hatte, eine große Anzahl Minen gelegt worden war. Südlich von Antwerpen wurde das Land in einer Ausdehnung von 70 Quadratmeilen überschwemmt, um die deutschen Truppen am Einmarsch zu hindern.

Die Einschließung Antwerpens von der Landseite hatte also schon begonnen, wenn auch die Beschießung noch einige Zeit auf sich warten ließ, weil die Deutschen erst ihre großen Belagerungsgeschütze herbeischaffen mußten. Den Einwohnern wurde der Ernst der Lage allmählich klar, und vielen schwand die Hoffnung, daß das Eindringen der deutschen Truppen noch lange verhindert werden könnte. Flugzeuge, und zwar vor allem Zeppelinluftschiffe (siehe Kunstbeilage), erschienen wiederholt über der Festung und warfen Bomben nieder, die neben dem Schaden, den sie anrichteten, eine ungeheure Panik unter der Bevölkerung hervorriefen. Am 12. September wurde ein Ausfall versucht, der aber von den deutschen Belagerungstruppen kräftig zurückgewiesen wurde. Eine lebhafte Schilderung dieses Ausfalls, bei dem sich die Belgier blutige Köpfe holten, enthält der nachstehende Feldpostbrief:

„Meine lieben Eltern!

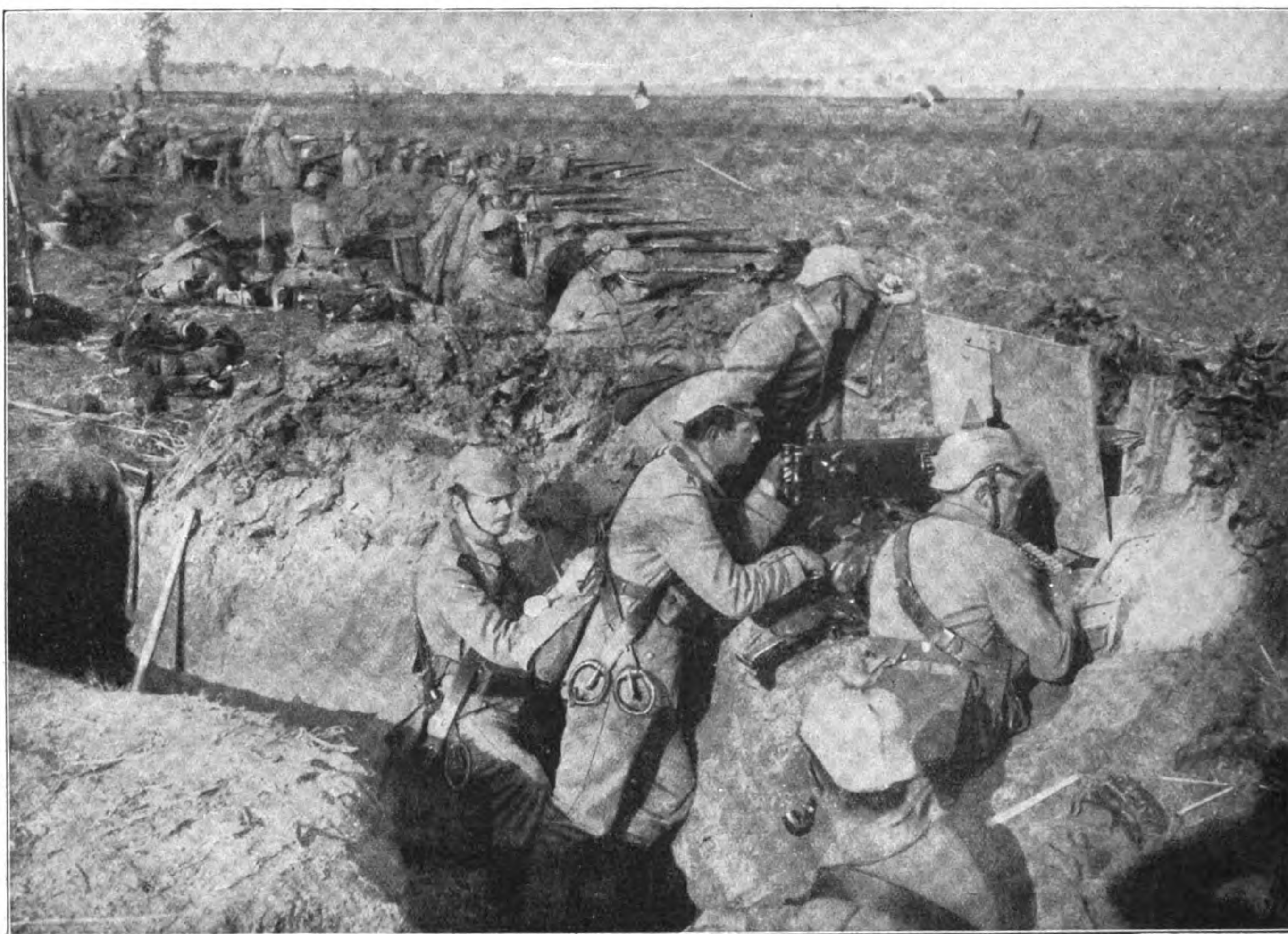
Das war gestern wieder ein bedeutungsvoller und in mehr als einer Beziehung hochinteressanter Tag. Wie sich heute herausstellte, hat die Antwerpener Ausfallarmee versucht, unseren Umzinglungsgürtel zu durchbrechen, nach Brüssel zu marschieren und in Gemeinschaft mit dem Mob ein großes Gemetzel unter den Deutschen zu veranstalten. Telegraphisch war die Brüsseler Bevölkerung wohl benachrichtigt worden, daß die Belgier spätestens am Sonntag in Brüssel einziehen würden. Nun, ihr Plan ist glänzend mißglückt.

Schon mehrere Tage war rechts und links von unserer Stellung starkes Artilleriefeuer im Gange. Was es zu bedeuten hatte, wurde uns natürlich nicht verraten. Wir bauten inzwischen unsere Schützengräben zu starken Feldbefestigungen mit Drahthindernissen, Unterständen und so weiter aus. Gestern (Sonnabend) früh nun lagen wir in Reserve zur Verfügung des Regiments. Unsere Unterbringung war recht drollig. Wir lagen nämlich in einem großen Straßenbahndepot, einer riesigen Eisenhalle mit zahlreichen Glasfenstern. Auf den Schienen standen — 8 Gleise nebeneinander — zahlreiche Wagen der ‚Elektrischen‘, die als unsere Wohnung galten. In einem solchen Wagen hatte ich mit zwei Kameraden, auf der harten Bank schlafend, die kalte Nacht zum 12. ziemlich ungemütlich verbracht. Jedoch der Berliner Humor findet sich in alle Lagen. Später beobachteten wir auf einem solchen Wagen stehend



Phot. Max Wipperling, Vohwinkel.

Panzerturm auf Fort Lierre, den ein Schuß eines 42-cm-Mörsers völlig bloßlegte.



Phot. Boedecker, Berlin.

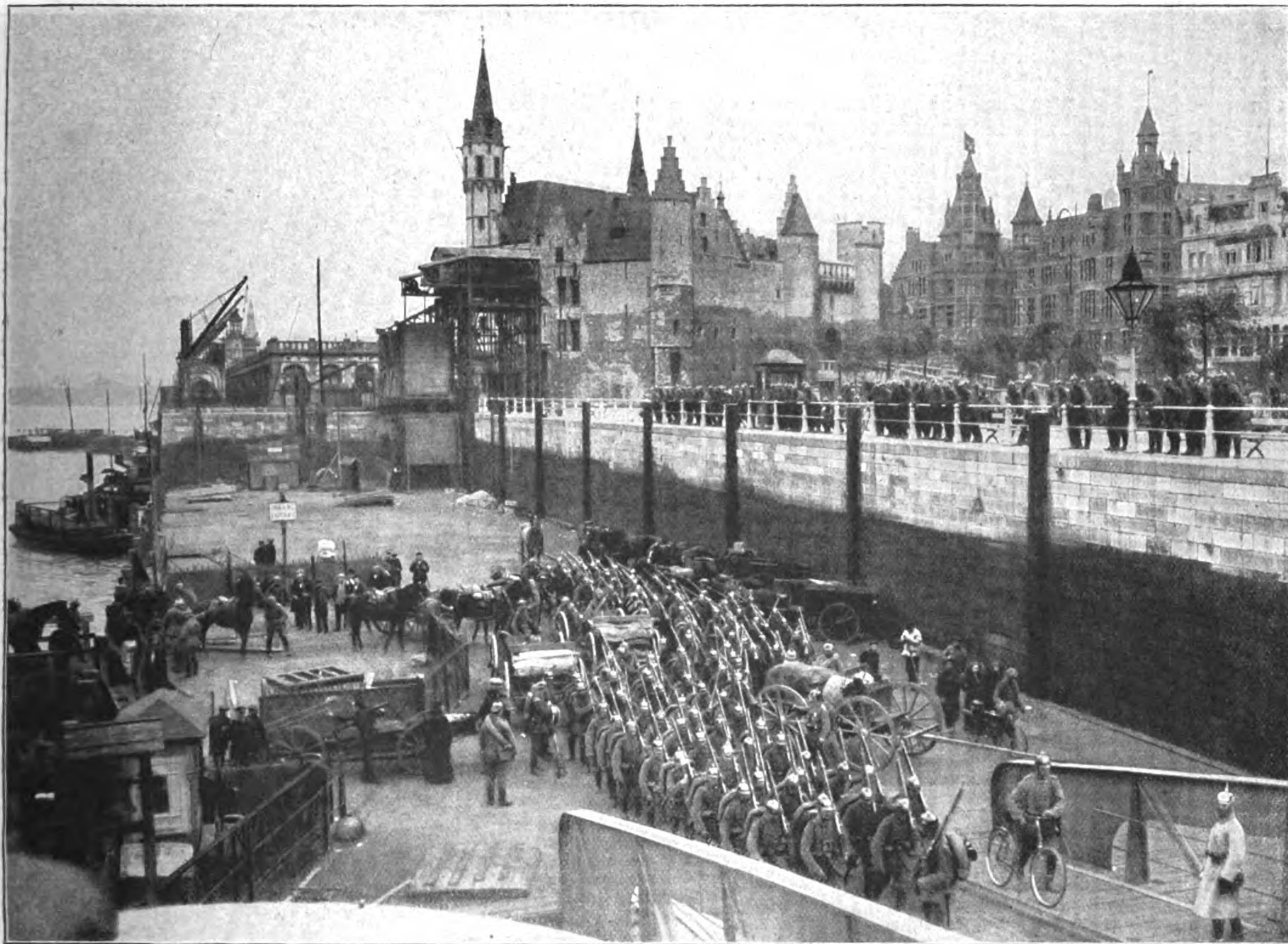
Maschinengewehre und Infanterie im Schützengraben beim Angriff auf Fort Wavre bei Antwerpen.

von der Landstraße aus durchs Glas unsere Schützengräben. Die belgische Artillerie feuerte heftig auf uns. Plötzlich hörten wir über unseren Köpfen das bekannte singende Pfeifen einer fliegenden Granate. Unwillkürlich duckten wir uns. 50 Meter vor uns fuhr das Geschoß in den Boden und krepierte dort, ohne irgendwelchen Schaden zu stiften. Wir hielten es aber doch für ratsamer, wieder in den Schuppen zurückzugehen. Von hier aus konnten wir nun sehr schön beobachten, wie zahlreiche Artilleriegeschosse über uns wegsausten — ohne jedoch zu krepieren. Unsere Schützengräben trafen sie nicht, wohl aber Bäume und Häuser. Wir standen in der Tür und lachten, wenn wieder so ein Ding geflogen kam. Uns wunderte nur, daß unsere eigene Artillerie schwieg. Das hatte aber eine tiefere Bedeutung und war ein feiner Trick.

Inzwischen hatte vorn ein lebhaftes Gewehrfeuer eingesetzt. Mehrere feindliche Geschosse sausten seitlich durch die Fensterscheiben in unseren Schuppen. Uns störte indessen die Schießerei nicht, bis plötzlich die Lage doch bedenklich wurde. Eine Kugel kam nämlich durchs Schuppenfenster in den Wagen geflogen, zertrümmerte eine Scheibe und blieb dann in nächster Nähe von mir in der Wand des Wagens stecken. Ich habe sie mir zum Andenken aufbewahrt. Jetzt verließen wir doch im ‚Marsch, marsch!‘ unseren Stattisch — den Tornister — und setzten uns dicht an die Mauer, wo wir gegen weitere Schüsse gedeckt waren. Gleich darauf kam auch vom Kompanieführer der Befehl: ‚Alles hinlegen!‘ Die Dunkelheit brach herein und mit ihr Sturm und heftiger Regen. Das Gewehrfeuer vorn wurde immer lebhafter. Mit Spannung warteten wir, was kommen würde. Immer noch schwieg unsere Artillerie. Plötzlich der Befehl: ‚Es wird umfassend angegriffen. Die . . . Brigade greift um den linken, die . . . Brigade um den rechten Flügel des Feindes und treibt diesen auf unsere Stellung zu.‘ Und nun nahte die Katastrophe. Unsere Feldartillerie kam in sausendem Galopp angesprengt. Von der Chaussee aufs Feld abbiegen, auffahren, abprotzen war eins. Jetzt begann ein Schnellfeuer, wie ich es von der Artillerie noch nicht gehört habe. Der ganze Boden dröhnte. Auch die schweren Feldhaubitzen, die 3 Kilometer von uns abstanden, begannen ihre eindringliche Sprache zu reden. Tatsächlich hatte sich der Feind durch das Schweigen der Artillerie am Nachmittag dazu verleiten lassen, anzunehmen, daß wir erschüttert seien. Er hatte sich in dichten Kolonnen aus seinem Versteck hervorgewagt und wollte unsere Stellung stürmen. Da begannen nun unsere Granaten und Schrapnelle hineinzufunken. Und sie trafen aufs Haar. Sie haben in den Reihen des Feindes ganz furchtbar aufgeräumt. Den packte das Entsetzen. Tornister, Munition, Waffen, alles wurde im Stich gelassen. In wilder Flucht raste der Feind im strömenden Regen davon, von unserer Artillerie verfolgt. Der schöne Plan der Belgier, nach Brüssel durchzubrechen, war mißglückt.

Gegen halb elf Uhr kam das tröstliche Kommando: ‚In die alten Quartiere zurück!‘ So ging es denn wieder zum Bahnschuppen, den aber inzwischen schon die Artillerie mit Beschlag belegt hatte. Doch fanden wir noch genügend leere Wagen. Mein Rock war zum Auswinden naß. Ich zog ihn aus, hüllte mich in meinen Mantel und schlief auf dem Boden des Wagens. Wir wärmten uns gegenseitig. So verbrachte ich, den Umständen angemessen, eine recht angenehme Nacht. Das erste am heutigen Morgen war, daß ich um fünf Uhr zur Schmiede ging und über dem Feuer meinen Rock trocknete. Hier in der Schmiede spielten sich buntbewegte Bilder ab. Die Artillerie kochte in ihren Kesseln Kaffee. Eine Anzahl von uns stand ums Feuer und trocknete Sachen, nebenan wurden Pferde beschlagen. Im großen, dunklen Raum mit den leuchtenden Feuern höchst malerische Bilder! Bald gab's den wärmenden Kaffee. Nichts klappt auch so vorzüglich wie unsere Verpflegung. Täglich zweimal kräftige Bouillon, Gemüse, Reis und so weiter. Schmalz, Marmelade ist stets vorrätig. Brot und Speck gibt's mehr als reichlich. Dazu kommen noch die auf eigene Hand zubereiteten Hühner und Tauben und der Wein. Also von Nahrungssorgen keine Rede.“

Hatten die Belgier zuerst geglaubt, daß Antwerpen uneinnehmbar sei, so wurden sie durch den Fall Lüttichs in diesem Glauben doch wankend. Die gesamte wohlhabende



Phot. Max Wipperling, Bohwinkel.

Vom Einzug der deutschen Truppen in Antwerpen.
Im Hintergrund das Musée de Steen.

Der Gegner hat seine reitenden Batterien in Stellung gebracht, mit gewohnter Geschicklichkeit in dem unübersichtlichen Gelände unauffindbar aufgestellt. Eine Artilleriepatrouille soll sie, wie auch eine Stellung für die eigenen Geschütze erkunden. — Die große Straße den Hang hinauf steht unter Feuer. Die Franzosen schießen mit Schrapnellen auf jeden einzelnen Reiter. Hier kommen die Batterien unmöglich durch. Ein zweiter Weg wird versucht. Wieder schlagen Geschosse in nächster Nähe ein. Auf einem dritten geht's. Nur ein kurzes Stück liegt frei, das im Galopp zurückgelegt wird. Dann kommt man in die Deckung eines Waldstückes auf der Höhe. Hier liegt seit längerer Zeit die Spitzenkompanie, und mit Hilfe ihrer Beobachtungen läßt sich wenigstens ungefähr die Lage der feindlichen Batterien feststellen.

Sobald unsere Geschütze feuern, leisten die Franzosen nur noch kurzen Widerstand. Gegen Abend können wir in Curtigny einziehen, das gute Quartiere und noch erstaunlich viel Vorräte bietet. Ein altes Mütterlein ist zu Tode erschrocken über das Eindringen der Quartiermacher. Endlich läßt sie sich beruhigen und faßt Zutrauen. — „Vous n'êtes pas méchant, n'est ce pas?" (Ihr seid nicht bösartig, nicht wahr?) — Und sie streichelt vorsichtig den vor ihr stehenden Krieger, so wie man etwa einen großen fremden Hund streichelt, den man beruhigen will, dem man aber noch nicht recht traut. —

Am nächsten Morgen setzt die Division über die Somme. Sonderbarerweise suchen die Franzosen dies nicht zu hindern. So kann die starke Artilleriemasse, die zur Sicherung des Übergangs auf den diesseitigen Höhen steht, wieder aufprotzen, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben. Wir sind vorgetrabt und reiten dicht hinter der vordersten Infanterie. Nur in einzelnen Dörfern versuchen zurückgebliebene Kavalleriepatrouillen Widerstand zu leisten. Es gelingt, eine abzufangen. Es sind Dragoner.

Auf der großen Landstraße nach Amiens ziehen wir schnurgerade weiter nach Westen. Wir sollen an den rechten Flügel der Armee. Die Franzosen müssen wohl Kunde von unserem Marsch bekommen haben. Sie suchen uns mit rasch entgegengeworfener Kavallerie aufzuhalten, bis sie stärkere Kräfte herangezogen haben. Nach übereinstimmenden Meldungen und Gefangenenaussagen ist es eine Kavalleriedivision mit einem Radfahrerbataillon, das uns gegenübersteht. Leider sind sie nicht zu fassen, sie sitzen immer wieder rechtzeitig auf und ziehen ab, während ihre reitenden Batterien uns aus großen Entfernungen beschießen und zu starker Artillerieentwicklung zwingen.

Trotz alledem wird der Vormarsch möglichst in Fluß gehalten; die herausgezogenen Batterien werden im Trabe nachgeführt, sogar beim Vortrupp marschiert ein Zug. Bald knattert es vorne wieder auf. Zur Rechten ist hinter einem Walde Kavallerie gemeldet. Infanterie geht dagegen vor. Im nächsten Dorfe pfeift es von allen Seiten. Wir kommen nicht über den Ortsausgang hinaus. Neben einer Scheune stehend, sehen wir, wie sich die Infanterie zum Angriff entwickelt. In dünnen Schützenlinien schiebt sie sich über den Grund. Von unserem Standpunkt aus läßt sich der Infanterieangriff glänzend beobachten. Ssi, Ssi! pfeifen die verlorenen Kugeln. Zur Seite kracht es. Da ist in einem Obstgarten der Artilleriezug aufgefahren.

Lihons, das Dorf vor uns, das sich hinter Gärten und Hecken, Busch- und Baumgruppen fast verkriecht, scheint stärker besetzt zu sein. Feindliche Infanterie ist gemeldet worden; wir haben es nicht mehr allein mit der Kavalleriedivision zu tun. Einerlei, der Ort ist uns durch den eben eingetroffenen Divisionsbefehl als Quartier zugewiesen; das wollen wir uns bis zum Anbruch der Nacht noch rasch nehmen.

Wir haben es nicht genommen. Der Feind saß in Büschen und Hecken. Unsere Artillerie konnte ihn nicht fassen. Unsere Infanterie litt schwer unter flankierenden Maschinengewehren, und bald sammelten sich die Tapferen neben uns, wo in einem Gehöft ein Feldlazarett eingerichtet ist. Wie aus einer Wunde das Blut unaufhaltsam zu Boden tropft, so treffen hintereinander die Verwundeten ein: Tropfen auf Tropfen ohne Ende. Mit leidlichem Humor kommen die mit Schüssen in Arm und Hand, schwer humpeln die in Fuß und Bein Getroffenen.

Der neue Tag bringt keine neue Hoffnung. Der Feind hat frische Truppen herangebracht, mit der Bahn bis hinter die Front geworfen. Schwere Artillerie ist aufgefahren. Sie wirft ihre Granaten ins Dorf. Kreck! Kreck! krepiert es in nächster Nähe. Der Dorfteich vor uns spritzt als Fontäne auf; von dem Dach hinter uns rieseln Schutt und Ziegelbrocken herab. Der Ort steht voller Fahrzeuge: Protzen, Patronenwagen, Feldküchen. Sie müssen schleunigst in Deckung. Vor den sich bäumenden Pferden schlagen die Granaten ein. Die Verwundeten sind gefährdet. Das Feldlazarett muß weiter zurück. Im Torweg steht in Schürze und Gummihandschuhen der Assistenzarzt, ein junger Gynäkologe, und gibt ruhig, fast heiter seine Anweisungen. Kreck! fährt neben ihm eine Granate in die Mauer. Ein zackiges Loch gähnt, Rauch wirbelt hervor. — „Die Verwundeten!" — Wir stürzen in den Hof, sie aus dem brennenden Hause zu tragen. Im Rahmen der Tür kommt uns ein Sanitätsunteroffizier entgegen. Zwei Kameraden stützen ihn, den beim Verbinden die Granate in den Oberschenkel traf. Hinter ihnen zieht der Rauch aus der Türöffnung. C. Roß.

Überfall eines sächsischen Liebesgabentransports.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Mitte Oktober konnte man in den Zeitungen des feindlichen Auslandes die Jubelnachricht lesen, daß die Russen in der Gegend von Lowicz einen deutschen kommandierenden General gefangen hätten. Aber es dauerte nicht acht Tage, da stellte sich der große „Erfolg" als ein Gegenstück zu der in Marggrabowa eroberten Fahne (siehe Seite 90) heraus. In Wirklichkeit verhielten sich die Dinge folgendermaßen: Unter Führung des Königlich Sächsischen Oberstallmeisters v. Haugk war ein großer Liebesgabentransport nach dem Osten abgegangen. Er sollte die bedachten Landsleute möglichst bis in die vordere Schlachtlinie zu erreichen suchen. Bei dem bekannten Mangel Russisch-Polens an Eisenbahnlinien wurde es notwendig, die reiche Sendung auf rund 20 Kraftwagen und 12 Pferdegespanne zu verladen, die sich unter militärischer Bedeckung am 18. Oktober in aller Frühe in Bewegung setzten. Den Befehl über die Autokolonne hatte General Barth, während Exzellenz v. Haugk im königlichen Auto an der Spitze fuhr. Kurz vor Lowicz wurde nun der ganze Liebesgabentransport von russischer Kavallerie gesichtet und sofort aus etwa 500 Meter Entfernung unter Feuer genommen. Die Bedeckung des Transportes erwiderte den Angriff aus Karabinern und brachte ihn zunächst auch zum Stehen, während die Wagen rückwärts wendeten. Bald aber tauchte immer mehr feindliche Reiterei (Gardekavallerie) auf, die Vorhut einer starken Abteilung, die bei einem Umgehungsversuch gegen die deutsche Stellung Lowicz genommen hatte. Der Liebesgabentransport konnte trotzdem in Sicherheit gebracht werden bis auf zwei Kraftwagen, die man, weil unbrauchbar geworden, stehen lassen mußte. General v. Haugk hatte indessen versucht, zur deutschen Stellung durchzustoßen; es gelang leider nicht. Der Chauffeur Manig wurde laut Bericht eines österreichisch-ungarischen Dragonerrittmeisters, der am 20. Oktober mit seiner Schwadron durch Lowicz ritt, von russischen Kugeln getötet und am 22. Oktober im genannten Ort begraben; Exzellenz v. Haugk, der durch Glassplitter im Gesicht verletzt worden war, wurde in ein Lazarett verbracht. Es handelte sich also keineswegs um das krönende Schlußergebnis eines groß angelegten russischen Schlachtenplanes, sondern um das persönliche Erlebnis eines hochgestellten Deutschen, der während der Ausübung verdienstvoller Liebestätigkeit von einem beklagenswerten Mißgeschick betroffen wurde.

Englische Artillerie vor Antwerpen.

(Hierzu die Bilder Seite 410, 412 und 413.)

Schon im letzten Burenkriege spielten die englischen Schiffskanonen eine große Rolle. Sie wurden damals, der schwachen Feldartillerie der Buren gegenüber, als schwerere und weitertragende Geschütze mit großem Erfolg zur

PROCLAMATION

Da der Krieg nur zwischen den Armeeen geführt werden soll, so gewaehrleiste ich unbedingte Sicherheit des Lebens und des Privateigentums aller Einwahner bei Einhaltung der in nebenstehender Verordnung seiner Excellenz des Herrn Etappeninspekteurs, Generalleutenant von Hellingrath, gegebenen Bestimmungen, auf die ich ausdruecklich verweise.

Im Besonderen bestimme ich fuer Roubaix und Tourcoing und die zu meinem Etappenbezirk gehoerigen Gemeinden folgendes:

1° Die Waffenablieferung hat sofort auf den Rathaeusern zu erfolgen. Die schriftliche Bestaetigung der betr. Buergermeister, dass in ihren Gemeinden keine Waffen, keine Munition oder Sprengstoffe mehr vorhanden sind, geht an mich spaetestens 24 Stunden nach Anschlag dieser Bestaetigung ab. Fuer schnellste und sicherste Befoerderung dieser Meldung haftet der Buergermeister und die Gemeinde.

Auf die Strafbestimmung Punkt III der neben stehenden Verordnung des Herrn Etappeninspecteurs mache ich besonders aufmerksam.

2° Das Glocken gelaeute, auch an Sonn- und Feiertagen, sowie bei Beerdigungen, ist verboten.

3° Ich bestimme fuer die Staedte Roubaix-Tourcoing, dass jeder Verkehr der Civilbevoelkerung auf der Strasse von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nach deutscher Zeit - bezw. von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens nach franzosischer Zeit - untersagt ist. Wer trotzdem in besonderen Notfaellen oder mit einem Erlaubnisschein von mir, innerhalb der verbotenen Zeit auf der Strasse sich zeigt, hat eine brennende Laterne zu tragen. Iedermann hat auf Anruf von Posten oder Patrouillen zu halten. Zuwiderhandelnde muessen gewaertig sein, dass auf sie geschossen wird.

4° In der gleichen Zeit - von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens nach deutscher Zeit - muessen alle Wirtschaften, die keine besondere Erlaubnis von mir haben, geschlossen sein.

5° Requisitionen duerfen nur auf schriftliche Anweisung der Kommandantur erfolgen. Ueber das Empfangene wird hiedurch Quittung gegeben, auf Grund deren spaeter Entschaedigung erfolgt.

Privateinkaeufe von Militaerpersonen muessen bar bezahlt werden.

6° Das Abreissen oder Beschaedigen der Bekanntmachungen der deutschen Heeresverwaltung wird streng bestraft. Wird der Taeter nicht ermittelt, so haftet die Gemeinde.

7° Ebenso wie der friedliche Buerger meines Schutzes gewaertig sein darf, werde ich auch jeden Ungehorsam und jede Widersetzlichkeit der Einwohnerschaft auf das allerstrengste bestrafen.

Roubaix, den 20 Okt. 1914.

La guerre n'étant faite qu'entre les armées, je garantis en bonne forme la sûreté absolue de la vie et de la propriété privée de tous les habitants, s'ils obéissent aux ordres contenus dans l'ordonnance de son Excellence le Generalleutnant von Hellingrath Inspecteur des étapes. Cette ordonnance est affichée à côté de la proclamation et on est prié de la lire très attentivement.

En outre, j'ordonne aux villes de Roubaix-Tourcoing et à toutes les communes qui dépendent de ma circonscription de se conformer aux ordres suivants :

1. — Les armes seront remises immédiatement aux mairies. Les maires devront me faire parvenir une attestation écrite certifiant qu'il n'y a plus ni armes, ni munitions, ni explosifs dans leurs communes, au plus tard dans les 24 heures après l'apposition de cette affiche. Si l'attestation ne me parvient pas aussi rapidement et aussi sûrement que possible, le maire et la commune en seront rendus responsables.

J'attire toute votre attention sur l'ARTICLE III de l'ordonnance de M. l'Inspecteur des Etapes.

2. — Il est défendu de sonner les cloches même le dimanche et les jours de fête et aux enterrements.

3. — Je décide que la circulation dans les villes de Roubaix-Tourcoing est absolument intérdite de 9 heures du soir à 6 heures du matin (heure allemande) c'est-à-dire de 8 heures du soir à 5 heures du matin, heure française. Tout individu qui circulera pendant le temps interdit pour un motif urgent devra se munir d'une lumière, bougie, chandelle, etc., même s'il est pourvu de mon autorisation.

A l'appel des sentinelles, ou des postes tout individu s'arrêtera immédiatement sinon il pourra être fusillé.

4. — Pendant les mêmes heures de 9 heures du soir à 6 heures du matin, (heure allemande), toutes les auberges et tous les estaminets qui n'ont pas mon autorisation spéciale devront être fermées.

5. — Des réquisitions ne peuvent se faire que par ordre écrit du commandant. Cet ordre servira de quittance pour les objets reçus, sur le vu duquel on sera indemnisé plus tard.

Les achats pour les besoins particuliers des militaires doivent être payés comptant.

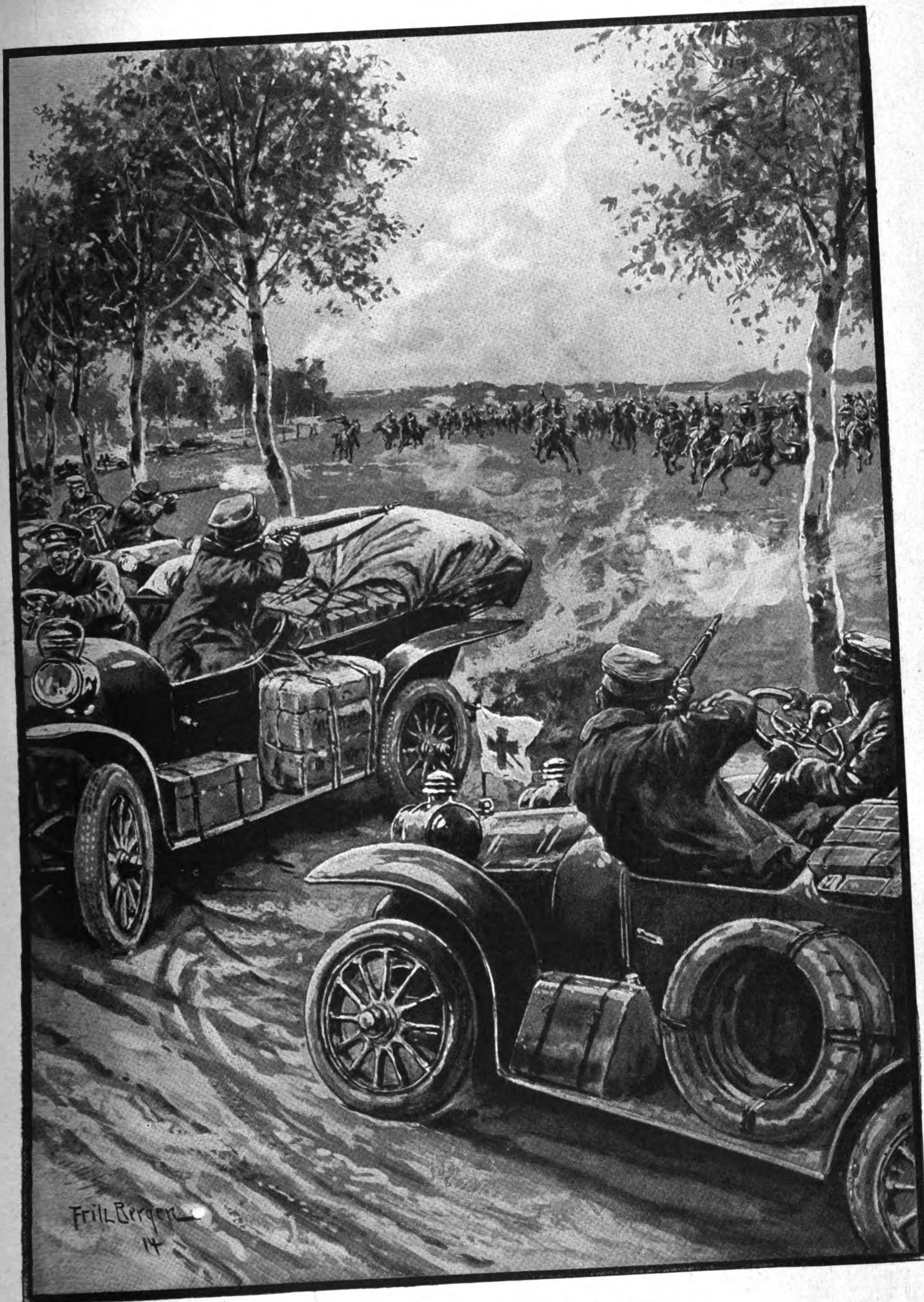
6. — L'enlèvement ou la détérioration des proclamations et avis de l'armée allemande entraînera des peines très rigoureuses. Si le coupable n'est pas saisi, c'est la commune qui en sera responsable.

7. — Si les habitants paisibles peuvent compter sur ma protection, par contre je punirai des peines les plus sévères les cas de désobéissance ou de résistance.

Roubaix, le 20 Octobre 1914.

HOFMANN

Major und Etappenkommandant



Überfall eines sächsischen Liebesgabentransports.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Geltung gebracht. Die Buren nannten sie „die langen Toms". Auch jetzt hatten im letzten Augenblick die Engländer die langen Feuerrohre auf den Wällen der Forts von Antwerpen aufgestellt, da die Belgier dem Vernehmen nach seinerzeit wohl beabsichtigt hatten, Kruppgeschütze zu diesem Zweck anzukaufen, wegen eines jetzt leicht zu erklärenden Widerstandes aber noch nicht zur Ausführung der Armierung gelangt waren, als die Kanonen hätten da sein müssen.

Bei ihrem vorsichtig-klugen und rechtzeitigen Rückzuge sollen die Engländer den größeren Teil dieser Artillerie wieder mitgenommen haben, so daß wir in den heftigen Stellungskämpfen am Yserabschnitt ihnen wieder begegneten.

Unser Bild auf Seite 410 zeigt uns die von englischen Matrosenartilleristen und belgischen Kanonieren bedienten Kanonen im Feuer. Außer großen Schutzschilden für die tätige Bedienung sehen wir eine fortlaufende Panzerung, die den gesicherten Verkehr von Stück zu Stück gestattet und der ruhenden Bemannung, besonders auch nach oben, ausgiebigen Schutz bietet. Dieser beschränkt sich übrigens auf Schrapnellkugeln, Sprengstücke und Gewehrgeschosse. Volltreffer der deutschen Belagerungsgeschütze schlagen glatt durch und richten, da sie beim Auftreffen springen, in der Panzerbatterie durch ihre Sprengwirkung je nach ihrem Kaliber verschieden großen Schaden an. Genau so sind die an der belgischen Nordseeküste in Tätigkeit befindlichen englischen Panzerzüge beschaffen, so daß es möglich ist, daß wir einen solchen vor uns haben, den die Engländer vor Antwerpen verwendeten.

Eine weniger von moderner Technik zeugende Hinterlassenschaft der „Beschützer Belgiens" zeigt uns das Bild auf Seite 412: ein langes Kanonenrohr ohne Rohrrücklauf oder Schießbremse und ohne moderne Richtmittel auf einer ebenso veralteten Lafette. Der Verschluß ist entfernt, damit wir außerstande sein sollten, uns des kostbaren Instruments zu bedienen. Die Sorge wäre unbegründet gewesen. Wenn das Rohr aus Bronze besteht, können wir Friedensglocken daraus gießen. Ist es aber Stahl, dann muß es zum alten Eisen wandern, wenn nicht Medaillen als Ehrenzeichen daraus geprägt werden sollen.

Auf der oberflächlich hergestellten Bettung hat das Geschütz gewiß nicht lange gefeuert. Da die Hemmkeile fehlen, wäre es bei jedem Schuß weit zurückgelaufen und hätte bald den Bretterbelag übereinander geworfen. Wir sehen, daß der Geschützstand in einer Tiefe, die etwa der Höhe der Lafettenräder entspricht, in den „gewachsenen Boden", wie man die an Ort und Stelle angetroffene natürliche Erdoberfläche nennt, eingeschnitten ist. Dieser gewachsene Boden gibt bessere Deckung als ein hoher künstlicher Wall und unter Umständen selbst ein Panzer. An der bestgeschützten Stelle sind denn auch Geschoßkammern eingebaut. Da keine Kartuschhülsen sichtbar sind, die bei neueren Geschützen aus Messing bestehen und die Pulverladung samt Zündhütchen aufnehmen, darf man auch daraus auf eine veraltete Bauart schließen. Nach oben sind die Geschoßkammern durch einige unordentlich hingelegte Sandsäcke mangelhaft gedeckt. Sodann läuft eine „Berme", die die Grasnarbe des gewachsenen Bodens zeigt, rings um den Geschützstand. Auf ihr stehen einige Geschosse. Die ausgeschachtete Erde ist als Wall nach außen geworfen; dessen innere Böschung wird durch Birkenhölzer steil erhalten. Zwischen diesen und der lockeren Erde sind wahrscheinlich Rasenstücke als „Verkleidung" aufgeschichtet. Vorn hat der Wall eine breite Scharte, die ermöglichen soll, weit nach rechts und links die Schußrichtung zu ändern. —

Im Gegensatz zu diesem Bilde der Verlassenheit und des Schweigens führt uns der Künstler Seite 413 mitten hinein in die frische fröhliche Feldschlacht. Vor Antwerpen tobt sie, zwischen dem äußeren und inneren Fortgürtel, wo die Belgier, verstärkt durch eine englische Brigade, unseren über die Nethe gegangenen Truppen entgegentraten. Außer vier schweren Batterien sind unserem stürmenden Fußvolk viele Maschinengewehre und 52 Feldgeschütze neuester Art mit Schutzschilden und Rohrrücklauf in die Hände gefallen. Wir sehen, wie die Bespannungen mit den Protzen eiligst Reißaus nehmen. Unsere Schützen werden in der feindlichen Feuerlinie haltmachen und, solange noch etwas vom Gegner in Schußweite zu sehen ist, ihre Patrontaschen darauf leer schießen. Während es sonst in der Feldschlacht Sache unserer Reiterei ist, mit flinken Rossen seitlich herumgreifend dem fliehenden Feinde den Weg abzuschneiden, müssen hier im Festungsgelände die noch flinkeren Geschosse der Feuerwaffen die schnelle Verfolgung allein übernehmen. Bald wird unsere Feldartillerie heranbrausen, um die Schützen im Verfolgungsfeuer abzulösen. Dann ordnen diese ihre Verbände, empfangen gleichzeitig neue Patronen aus den nachgekommenen Kompaniepatronenwagen und rücken soweit nach, als es das Feuer der feindlichen schweren Geschütze vorläufig erlaubt.



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Serbische Gefangene.

Feldzeugmeister Potiorek und der Feldzug gegen Serbien.

(Hierzu die Bilder Seite 418 und 419.)

Die Strategen in der Heimat haben sich oft genug mit einem gewissen Achselzucken gefragt, warum denn die Donaumonarchie so lange mit dem kleinen Serbien nicht fertig werde. Aber abgesehen davon, daß das Gelände dort unten an Schwierigkeit vielfach mit den Vogesen wetteifern kann und die Serben sich bei jeder Gelegenheit als höchst zähe und tapfere Gegner erwiesen, sind sich die militärischen Sach-

Bevölkerung war geflüchtet, so daß der Mob sich ungestört breit machen konnte. Ein großer Teil der belgischen Armee, etwa 20000 Mann, umlagerte die Stadt. Zeitungsjungen liefen ab und zu und schrien neue Ausgaben des „Matin" aus. Die Leute rannten sofort auf sie zu und rissen ihnen die Blätter aus den Händen: Abermals Siege der Deutschen! Die Zeitungen schienen übrigens sehr streng zensiert zu werden. Es fehlten ganze Zeilen und ganze Stücke, die aus den fertig gesetzten Blättern herausgenommen worden waren. Man murrte über diese Zensur, weil sie in Ungewißheit halte über das, was im Lande vorgehe. Die Nachricht von der Einnahme Lüttichs zum Beispiel war mehrere Tage unterdrückt worden. Um acht Uhr begann es allmählich finster zu werden. Die Gendarmerie ging umher und sah nach, ob das Licht überall ausgelöscht sei. Diese Vorsicht wurde wegen der Zeppeline geübt. Einmal erschien ein solches „höllisches" Fahrzeug mitten in der Nacht über der Stadt und warf Bomben nieder, die mehrere Menschen töteten. Die Explosionen erschütterten mehrere hundert Häuser. Zeitig ging man schon zur Ruhe, aber viele Menschen blieben in den Kleidern, um jeden Augenblick bereit zu sein und auf die Straße laufen zu können, andere lagerten in Kellern.

Auf Seite 84 haben wir einen Plan von Antwerpen gebracht, sowie Angaben über die Stärke der Besatzung und der in der Festung vorhandenen Artillerie.

Nachdem Antwerpen schon unter Napoleon I. zu einer starken Festung ausgebaut worden war, erfuhren diese Befestigungswerke seit 1859 durch den General Brialmont, der später auch die Festungen Lüttich und Namur anlegte, eine weitere Ausdehnung. Brialmont nahm von der bisherigen Methode der Festungsanlagen, dem besonders in Frankreich beliebten bastionierten Grundriß, Abstand und umgab die alte Festung mit einer Anzahl Forts. Seit 1877 wurde der erste Fortgürtel durch einen zweiten, noch weiter ins Land hinausgeschobenen ergänzt. Weitere Verbesserungen folgten, so daß schließlich Antwerpen immer mehr zu einer Lagerfestung größten Stils ausgestaltet wurde, die der belgischen Armee als Stütze und Zufluchtsstätte dienen sollte.

Zugleich ist Antwerpen der bedeutendste Seehafen Belgiens und einer der ersten Handelsplätze Europas. Der große Hafen gibt etwa 2000 Schiffen zugleich Raum. Mit 400000 Einwohnern ist Antwerpen die zweitgrößte Stadt Belgiens; es wird nur von Brüssel übertroffen, das 700000 Einwohner hat. In Handel und Industrie aber ist Antwerpen bedeutender als Brüssel. Die großstädtische Eleganz der Hauptstadt fehlt in Antwerpen. Die Straßen der neuen Stadt sind zwar breit und regelmäßig, die der inneren Stadt aber meist eng. Die oberen Klassen sprechen meist Französisch, die unteren Flämisch. Sehr reich ist Antwerpen an Kunstwerken von van Dyck und Rubens sowie anderen berühmten belgischen Meistern, wie auch an alten architektonischen Meisterwerken. An der großen Place Verte befinden sich einige solcher Glanzbauten: die Kathedrale Notre-Dame, Belgiens herrlichste Kirche, die Kirche St. Jacob, die Börse, das Rathaus.

Zur Vereitelung eines Versuchs deutscher Truppen, bei Termonde den Übergang über die Schelde zu erzwingen, machte das Antwerpener Besatzungsheer am 27. September wieder einen großen Ausfall. Es gelang den Deutschen, die belgischen Truppen dreimal zurückzuwerfen. Auf beiden Seiten traten starke Abteilungen Artillerie und zahlreiche Maschinengewehre in Tätigkeit. Die Belgier hatten sich in der Ortschaft Edeghem festgesetzt, die in Brand geschossen wurde. Obwohl die Deutschen in der Minderzahl waren, mißlang auch dieser zweite Ausfall aus Antwerpen völlig.

Nachdem unsere 42-cm-Geschütze und die österreichischen Motorbatterien in die geeigneten Stellungen gebracht worden waren, begann am Nachmittag des 28. September die Beschießung der drei Forts Waelhem, St.-Cathérine und Wavre. Am 29. September wurde die Beschießung fortgesetzt. Zeitweise verschwanden die drei Forts gänzlich in den Rauchwolken, die durch die Explosion der deutschen Granaten entstanden. Vereinzelte Granaten fielen auch in die Forts Liezele und Breendonk. Auch von Moll aus rückten unsere Truppen aus Turnhout vor, und von Heyst op den Berg aus begann die Beschießung der Antwerpener Außenforts. Am 30. September wurden zwei der von uns unter Feuer genommenen Forts zerstört. Bei Fort Waelhem sprengten die Deutschen das Pulvermagazin, zerstörten das Wasserwerk und besetzten die Plätze Lierre und Herenthals. In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober bombardierten die Deutschen die Befestigungen die ganze Nacht hindurch. Halb vier Uhr erschien wieder ein Zeppelinluftschiff über den Befestigungswerken, warf Bomben nieder und verbreitete nicht geringen Schrecken.

Über die Pulverexplosion in Fort Waelhem berichtete ein verwundeter Belgier folgendes: „Am 29. September



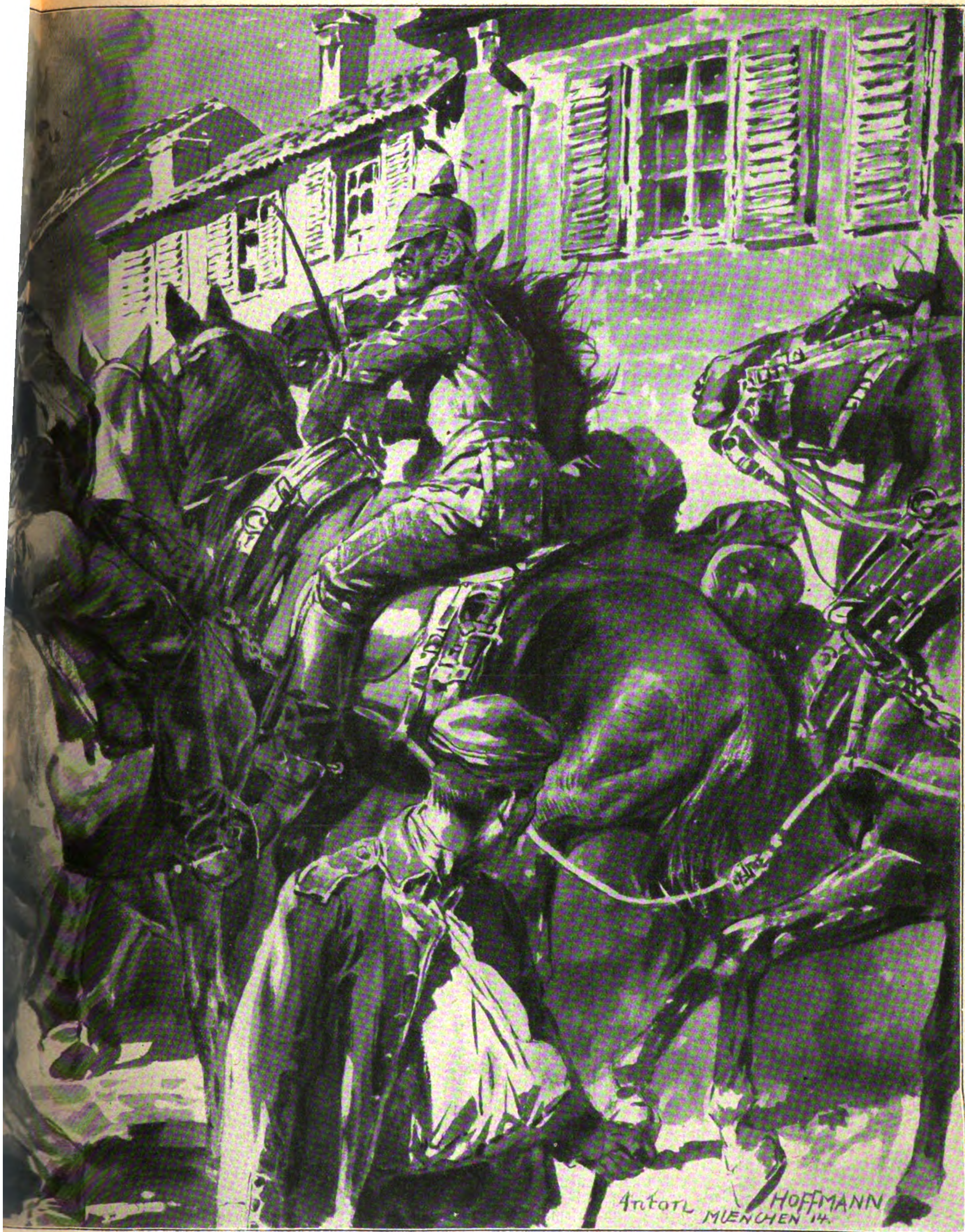
Phot. Max Wipperling, Bohwinkel.

Straßenbild aus Lierre nach der Beschießung.



Im Kampf

Nach einer Originalzeichnung



Lihons.
rofessor Anton Hoffmann.

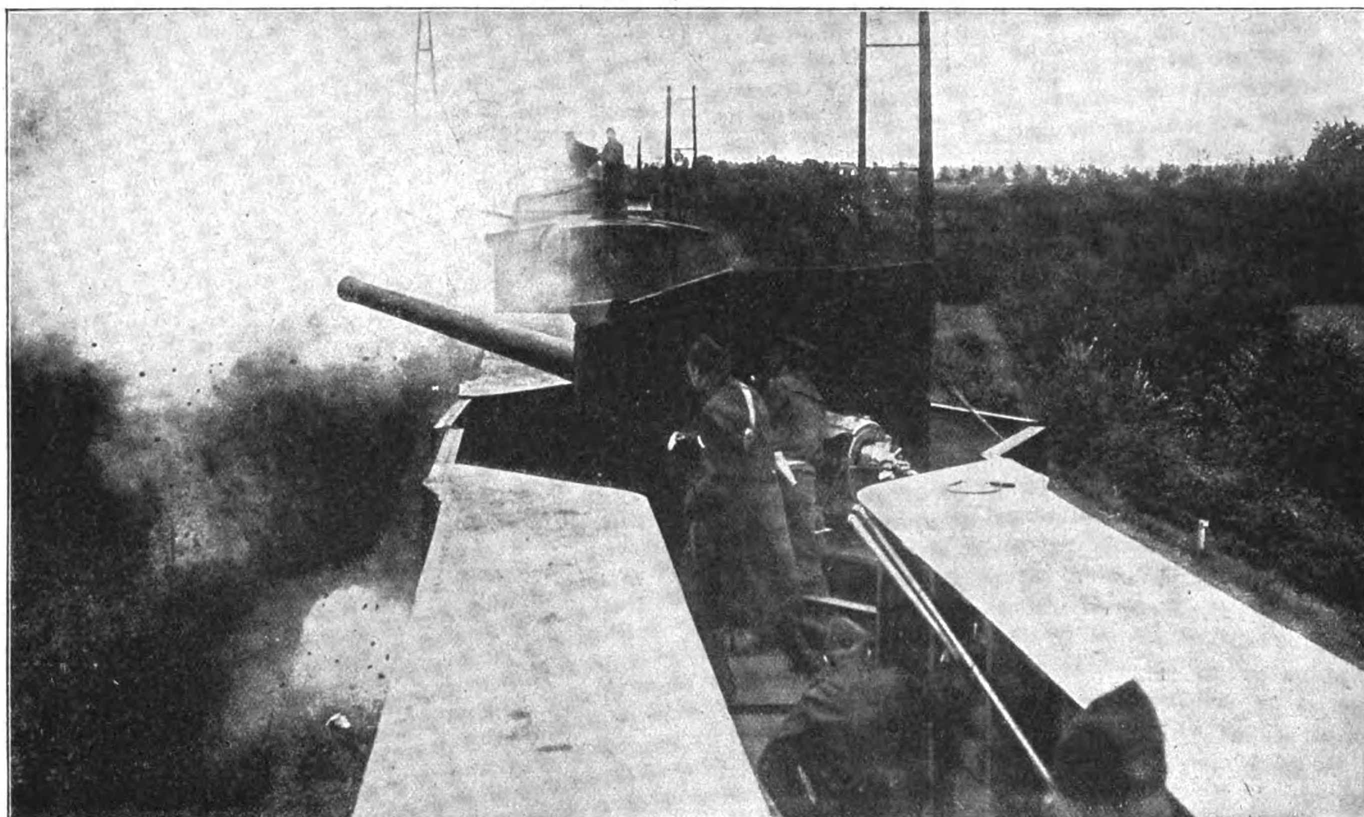


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Von englischen Seesoldaten und belgischen Artilleristen bediente Panzerkanonen auf den Wällen der Forts von Antwerpen.

wurde die Lage bedenklich. Ein Höllenlärm umtobte uns. Wir waren völlig machtlos. Mittags zertrümmerte ein Schuß die Kuppel. Zwanzig Minuten später zerstörten drei Geschosse die Kaserne. Wir flüchteten in einen unterirdischen Gang, um das klägliche Ende abzuwarten. Da ereignete sich die Explosion. Ein feindlicher Schuß genügte, um das Pulvermagazin in die Luft zu sprengen und die Dynamomaschine zu zertrümmern. 300 Mann kamen ums Leben. Viele stürzten nieder und wurden von den flüchtenden Mannschaften zertreten, da in dem Gewölbe undurchdringliche Finsternis herrschte."

Die Stadt Lierre hat durch die Beschießung des gleichnamigen Forts (siehe Bilder Seite 405 und 407) sehr gelitten, besonders ein Gasthaus, in dem 150 Verwundete lagen. Zehn Soldaten und mehrere Frauen wurden getötet. Viele verwundete Soldaten mußten in den Keller flüchten. Es regnete geradezu Bomben, so daß die Verwundeten in Autos nach Antwerpen geführt werden mußten.

Am 2. Oktober erschien eine Taube über Antwerpen. Bei der Verfolgung wurde großer Schaden angerichtet. Die auf die Taube gerichteten Granaten fielen teilweise in die Straßen, verletzten und töteten mehrere Menschen. Eine Granate durchschlug das Dach eines Hauses, ohne zu explodieren. Die Taube warf von General v. Beseler gezeichnete Aufrufe in französischer und flämischer Sprache nieder, worin den Soldaten mitgeteilt wurde, daß sie durch die Franzosen und Engländer betrogen würden und die Russensiege eine Erfindung der belgischen Presse seien. Schon am 3. Oktober wurde die Lage Antwerpens als sehr kritisch betrachtet. Der äußere Fortgürtel war gefallen und die Stimmung sehr gedrückt. Der Kommandant der Festung erließ einen Aufruf, der die Bevölkerung ermahnte, die Ruhe zu bewahren. Die belgischen Truppen zogen sich hinter den inneren Fortgürtel zurück, und man befürchtete, daß die Deutschen die Wasserzufuhr abschneiden würden. Am 5. Oktober traf die belgische Regierung bereits alle Vorbereitungen, um die Stadt auf dem Wasserwege zu verlassen und nach London überzusiedeln. Die inneren Werke wurden seit dem 4. Oktober mit schwerer Artillerie beschossen, die an diesem Tage kaum 18 Kilometer von den wichtigsten Anlagen entfernt stand. Auch die Stadt Lanaeken an der holländischen Grenze wurde von den Deutschen besetzt. In der Nacht zum 5. Oktober hielt der Kanonendonner an.

Am 5. Oktober gab eine amtliche belgische Meldung bekannt, daß Verstärkungen in Antwerpen eingetroffen seien, wodurch die Widerstandskraft der Stadt erhöht werde. Die Bevölkerung müsse aber wissen, daß das Schicksal des Landes und somit Antwerpens in diesem Augenblick an der Aisne entschieden werde und daß die Verbündeten unter diesen Umständen eine allzu große Schwächung ihrer Kräfte vermeiden müßten. Die Antwerpener Garnison sei überdies hinlänglich stark. Ferner gab der Kommandant von Antwerpen bekannt, daß es jedem Bürger freistehe, die Stadt zu verlassen, daß er aber, solange die Belagerung dauere, nicht dorthin zurückkehren dürfe.

Infolge der Zerstörung der Wasserleitung durch die Unsrigen war die Stadt seit Anfang Oktober ohne Trinkwasser, wodurch in den ärmeren Stadtteilen die Gefahr einer Epidemie naherückte. Am 6. Oktober gelang unseren Truppen der Übergang über die Nethe, nachdem die Artillerie ein langandauerndes, heftiges Gefecht gegen die Feste Puers geliefert hatte. Die Deutschen operierten in dem Dreieck Lierre—Puers—Antwerpen und ließen Pionierabteilungen schwimmend das andere Ufer erreichen. Es gelang nach wiederholten Versuchen unter großen Anstrengungen. Sobald der Übergang über die Nethe hergestellt war, wurde auf dem anderen Ufer schwere Artillerie aufgefahren und in Tätigkeit gesetzt. Stürmische Infanterieangriffe folgten auf die Kanonade zugleich mit Flankenangriffen auf das Fort Puers. Die Belgier sprengten mehrere Male die über die Nethe gelegten Brücken, aber mit Todesverachtung schlugen die Pioniere neue starke Übergänge über den Fluß.

Gemäß Artikel 26 des Haager Abkommens betreffend die Gesetze des Landkrieges ließ General v. Beseler, der Befehlshaber der Belagerungsarmee von Antwerpen, durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter neutraler Staaten am 7. Oktober nachmittags die Behörden Antwerpens von dem Bevorstehen der Beschießung verständigen. Um Mitternacht wurde dann mit ihr begonnen.

Die inzwischen erfolgte Ankunft der englischen Hilfstruppen in Antwerpen hatte die Einwohner sehr beruhigt. Drei Tage lang ging ein ununterbrochener Aufzug englischer Truppen mit Geschützen durch die Stadt. Sie wurden von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen und begrüßt; auch mehrere Autobusse aus London, die noch ihre farbigen Reklamen zeigten, waren dabei. Die Einwohner Antwerpens schätzten die Zahl der englischen Truppen mit 30- bis 40000 jedenfalls zu hoch, da dieselben immer im

Kreise marschierten und so den Eindruck hervorriefen, als seien sie ein schier endloser Zug. Auch andere Stimmen aus neutralen Ländern hielten die angegebene Zahl für übertrieben. Die Bekanntmachung des Kommandanten, Generalleutnants de Guise, an die Bürgermeister der Gemeinden, die innerhalb der Befestigungen liegen, lautete:

„Ich habe die Ehre, zur Kenntnis der Einwohner zu bringen, daß das Bombardement des Stadtbezirks Antwerpen und der Umgebung unabwendbar ist. Die Drohung mit dem Bombardement oder die Ausführung dieser Drohung werden auf die Dauer der Verteidigung keinen Einfluß haben, die bis zum Äußersten fortgesetzt werden wird. Personen, die sich der Wirkung der Beschießung entziehen wollen, müssen sich so bald wie möglich in nördlicher oder nordöstlicher Richtung entfernen."

Der Befehlshaber der deutschen Truppen hatte sich schon Anfang Oktober an den Antwerpener Kommandanten gewandt mit der Bitte, ihm die Gebäude zu bezeichnen, die wegen ihrer Kunstschätze oder aus anderen Gründen (Spitäler, Kirchen usw.) bei einer Beschießung geschont werden sollten. Diesem Wunsche wurde entsprochen. In der Tat wurden dann die bezeichneten Gebäude zu schonen versucht, doch ließ sich nicht hindern, daß hier und da ein Geschoß abirrte und ein unerwünschtes Ziel traf. Jedenfalls hatten wir das Unsrige getan, um selbst den Schein zu meiden, als sei unsere Kriegführung barbarisch.

Am 7. Oktober um Mitternacht begann, wie bemerkt, die Beschießung und dauerte die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen brannte Antwerpen an verschiedenen Stellen. Es hieß, daß wir die Georgskaserne, die Petroleumbehälter am Hafen und das Munitionslager in Brand gesteckt hätten. Wie sich aber später herausstellte, waren die Brände von den Engländern und Belgiern selbst angelegt worden. Einer der Geflüchteten gab von der ersten Wirkung des Bombardements folgende anschauliche Schilderung:

„Ein ungeheures Surren und Singen zog durch die Luft. Aus den Häusern stürzten wie vom Wahnsinn besessene

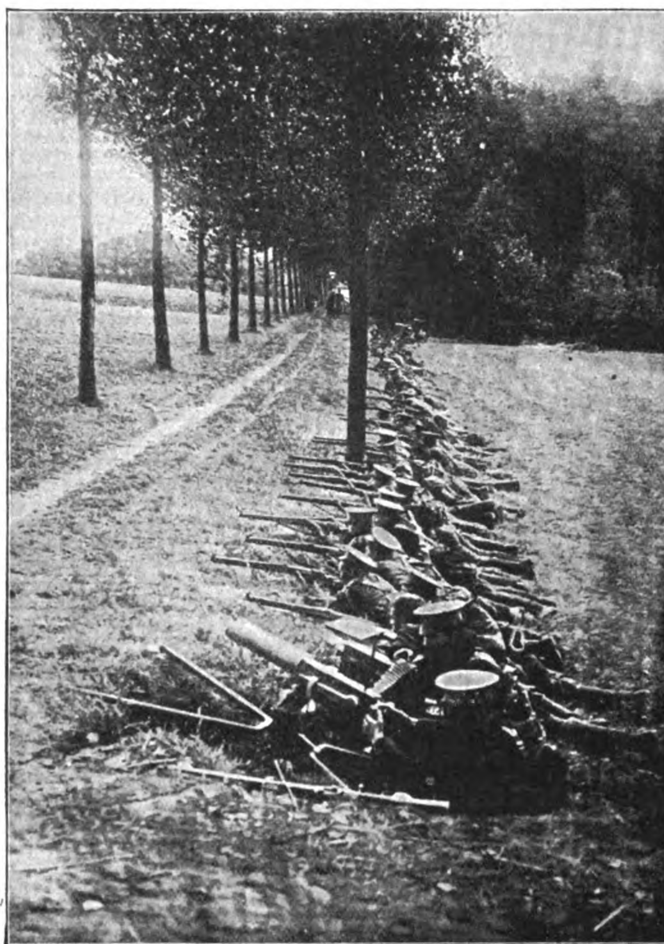


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Englische Soldaten in Laufgräben vor Antwerpen. Im Vordergrund ein Maschinengewehr.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Englische und belgische Verwundete verlassen die Laufgräben vor Antwerpen.

Vorn ein Engländer, der durch eine Granate schwer am Kopf verwundet ist.

Menschen, die schon seit mehreren Tagen Kellerräume bewohnt und dieselben mit Matratzen schalldicht abgeschlossen hatten. Die Unglücklichen rannten ziellos in den vereinsamten Straßen umher. Niemand kümmerte sich um sie. Viele gerieten in brennende Straßenzüge und wurden Opfer der schrecklichen Panik, die nicht mehr eingedämmt werden konnte. An vielen Stellen begegnete man englischen Abteilungen, denen schwarze Fahnen mit einem in Weiß eingezeichneten Totenschädel vorangetragen wurden. Es wurde mir erzählt, daß diese Soldaten ausgelost worden seien, die Forts bis zum letzten Mann zu verteidigen und sich in die Luft sprengen zu lassen.

Einen furchtbaren Anblick bot die Schelde. Sie war gerötet von Blut. Massenweise wurden Leichen ans Land geworfen. Aus den Gefängnissen entflohen die Fahnenflüchtigen zum zweiten Male. Sie entkamen alle nach Holland. Als ich Antwerpen verließ, schien mir die brennende Stadt wie ein Krater. Die Kleider wurden mir versengt, die Augen brannten, und ein greulicher Gestank machte mir das Atmen schier unmöglich. Die Luft war von einem gelblichen Dampf erfüllt, der sich bis auf 7 Kilometer hinaus erstreckte. Kein Elementarereignis kann fürchterlicher sein. Als gegen Mittag die letzten Antwerpener nach einem siebenstündigen Marsch hier ankamen, verbreitete sich die Unheilbotschaft, Antwerpen brenne an allen Ecken. Nun konnte es für die vielen Tausende, die noch immer auf eine Rettung der Stadt hofften, keinen Zweifel mehr geben. Hab und Gut waren verloren. An eine Rückkehr nach dem verwüsteten Antwerpen dachte keiner mehr. Die Wut gegen die Engländer brach sich in ungestümer Weise Bahn. ‚Die Briten haben uns die Suppe eingebrockt,' schrie ein fahnenflüchtiger Belgier. ‚Seit zehn Tagen gab es bei uns keinen anderen Herrn mehr als den englischen Befehlshaber.' Am Bahnhof spielten sich schreckliche Szenen ab. An 40 000 Menschen harrten der Abfahrt. Die furchtbaren Detonationen riefen in der Menschenmenge eine Panik hervor, die in wildes Stoßen und Drängen ausartete. Hunderte wurden in der Halle niedergetreten, und am Bahnhof erfuhr man erst, daß der Zugverkehr infolge Mangels an Dienstpersonal eingestellt werden mußte."

Wie auch aus dem Bericht über das erste Bombardement der Stadt Antwerpen hervorgeht, hatte der Befehlshaber der englischen Truppen das Kommando über die Verteidigung der Stadt übernommen. Der Bürgermeister wollte bald nach Beginn der Beschießung kapitulieren, aber der englische Kommandant duldete es nicht. Daß die Belgier mit dem Mute der Verzweiflung kämpften, ist den Engländern zuzuschreiben. Diese wußten sehr wohl, was es bedeutete, wenn Deutschland in den Besitz von Antwerpen kam. Deshalb lautete die Weisung von London aus, die Stadt unter allen Umständen zu halten. Freilich die Truppen der Engländer und Belgier waren weder nach Zahl noch Tüchtigkeit geeignet, diese große Aufgabe zu erfüllen. Hieß es doch sogar, daß nach Antwerpen völlig unausgebildete englische Truppen gesandt worden seien, die teilweise noch nie ein Gewehr in Händen gehabt hätten. Bei einem solchen Truppenmaterial war das Schicksal der Stadt von vornherein besiegelt. Die Engländer hatten wohl den Willen, aber nicht die Kraft zur Erfüllung ihrer Aufgabe; dagegen waren die Deutschen unter Führung des bekannten Strategen und Festungsbausachverständigen Generals v. Beseler nicht nur fest entschlossen, Antwerpen zu nehmen, sondern sie hatten auch die Mittel und Kräfte dazu. Augenzeugen berichteten, daß der Donner der Geschütze zuweilen mit zehn Schlägen in der Minute anhielt und die rote Glut am Himmel sich immer mehr ausbreitete, ein Zeichen, daß immer größere Teile in Brand gerieten. Und wie aus einer Hölle flohen Tausende von Bewohnern aus der Stadt. An der Schelde brannten die Petroleumtanks und beleuchteten die ganze Umgegend in finsterer Nacht taghell. König Albert und seine Gemahlin wollten, wie aus Antwerpen berichtet wurde, in der Stadt bleiben. Man überzeugte sie aber, daß es zwecklos sei und für das Land unheilvoll werden könne, wenn sie länger in der Stadt weilten. Denn sollte der König verwundet oder gefangen genommen werden, so werde das für die Unabhängigkeit Belgiens und für die Widerstandsfähigkeit der Armee schlimmer sein, als wenn Antwerpen selbst falle. So verließ das Königspaar denn im Automobil die brennende Stadt.

Am 9. Oktober vormittags fielen mehrere Forts der inneren Befestigungslinie, und schon am Nachmittag konnten die Deutschen sich in den Besitz der Stadt setzen. Der Kommandant und die Besatzung hatten bereits den Festungsbereich verlassen. Einzelne Forts waren noch vom Feind besetzt, aber diese beeinträchtigten nicht im geringsten den Besitz der Stadt.

Der herrliche Erfolg wurde dem deutschen Volke durch die nachstehende amtliche Bekanntmachung verkündet:

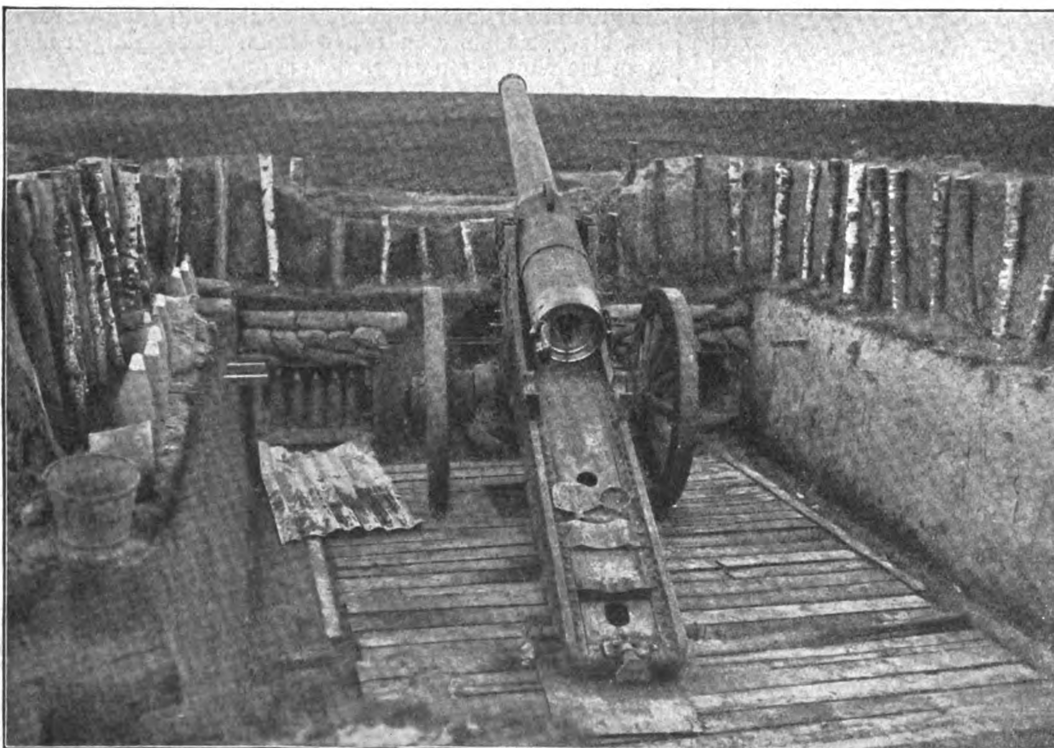
Großes Hauptquartier, 10. Oktober, abends.

Nach nur zwölftägiger Belagerung ist Antwerpen in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 Meter breite Netheabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann Mitternacht vom 7. zum 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortslinie ein. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen, und am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Marinedivision sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare" Antwerpen, ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die von Seiner Majestät dadurch belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Beseler, der Orden Pour le mérite verliehen wurde. —

Wir hatten kaum soviel Tage gebraucht, als einst der Herzog Alba Monate, um die stolze Feste, die als uneinnehmbar galt, zu Fall zu bringen. Diesen Erfolg verdanken wir vor allem dem Heldenmut unserer Truppen, die sich durch keine Mühen und Gefahren abschrecken ließen, wo es galt, für das Vaterland zu kämpfen. Aber wir dürfen auch des großen Führers nicht vergessen, des Generals v. Beseler, dessen Bild wir auf Seite 223 brachten.

Er ist am 27. April 1850 in Greifswald geboren, zählte also bei seinem Einzug in Antwerpen 64 Jahre. Ganz wie Generaloberst v. Hindenburg war er bereits in den Ruhestand getreten, ist aber bei Beginn des Krieges wieder aktiv geworden. Sein Vater war der 1888 verstorbene Geheime Justizrat und Professor der Rechte Georg Beseler. Nach Absolvierung des Gymnasiums trat der junge Beseler 1868 bei den Gardepionieren ein. Er machte den Krieg von 1870 als Leutnant bei dieser Truppe mit, nahm an der Belagerung von Paris teil und erwarb sich das Eiserne Kreuz. Nach dem



Phot. A. Grohs, Berlin.

Eine von den Engländern auf ihrer Flucht verlassene Artilleriestellung vor Antwerpen.



Wegnahme englischer Geschütze vor Antwerpen.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.



Phot. Max Wipperling, Bohwinkel.

Vom Einzug der deutschen Truppen in Antwerpen.

Im Hintergrund die berühmte Kathedrale, auf deren höchster Kreuzblume ein wagemutiger Krieger eine große deutsche Flagge hißte.

Kriege kam er zur Kriegsakademie, 1880 in den Großen Generalstab, 1887 zum Infanterieregiment 74 und ein Jahr später, als Major, wieder zum Großen Generalstab. 1893 wurde er, nachdem er Oberstleutnant geworden war, in das Kriegsministerium versetzt, 1897 wurde er Oberst, 1898 Kommandeur des 65. Infanterieregiments in Köln, und wieder ein Jahr darauf wurde er zum Oberquartiermeister beim Großen Generalstab ernannt. In den folgenden Jahren gehörte er, als Generalmajor, der Studienkommission der Kriegsakademie an, 1902 wurde er Generalleutnant und, ebenso wie 1905, Schiedsrichter bei den Kaisermanövern. Dann erhielt er die 6. Division in Brandenburg, und bald darauf wurde er Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, sowie Generalinspekteur der Festungen. Nachdem ihm 1904 der erbliche Adel verliehen und er im Jahre 1907 zum General der Infanterie ernannt worden war, wurde er 1911 auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt und dann in das Herrenhaus berufen. Man ersieht aus der kurzen Schilderung seiner Laufbahn, wie er durch all seine Studien und Erfahrungen gerade für die Aufgabe der geeignete Mann sein mußte, die ihm jetzt anvertraut wurde und die er so glänzend gelöst hat.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Gefechte bei Curtigny und Lihons.

(Hierzu das Bild Seite 408/409.)

Vor Lihons, den 5. Oktober 1914.

In das gleichmäßige Vorwärtsschieben der Divisionen auf der staubigen Marschstraße kommt ein plötzliches Stocken. Gewehrfeuer knattert auf. Im nächsten Augenblick kommt an Vorhutführer und Artilleriekommandeur, die an der Spitze des Haupttrupps der Vorhut reiten, die Meldung, daß die Infanteriespitze auf feindliche Kräfte gestoßen sei.

Die Vorhut entwickelt sich zum Gefecht, Kavalleriepatrouillen werden rechts und links weit hinausgeschoben, Infanteriezüge folgen. Das Vortruppbataillon hat Roisel — den Ort vor uns im Grunde — bereits passiert und geht in Schützenlinien die jenseitigen Hänge hinauf.

Die Artillerie soll baldmöglichst in Stellung. Ein Artillerieoffizier reitet zur Erkundung vor. Im Dorf sieht man nur die grauen Uniformen unserer Infanteriepatrouillen, die den Ort nach zurückgebliebenen Feinden absuchen. Die Bewohner haben sich in die Häuser geflüchtet. Auf dem Marktplatz steht der erste Gefangene, ein Kürassier, ein prächtiger, stämmiger Bursche. Seines Pallasches, Kürasses und Helmes hat man ihn beraubt. Trotzig steht er neben dem ihn bewachenden Infanteristen. Auf der Brust trägt er die wattierte Küraßunterlage. Sonderbar muten uns doch diese veralteten, prächtigen, aber unpraktischen Uniformen an. Nach Möglichkeit sucht die französische Heeresverwaltung ihre ärgsten Mängel zu beheben. So verdecken graue Überzüge das blanke Metall von Küraß, Helm und Säbelscheiden. Die Infanterie bindet sich, wo die blaugrauen Schutzüberzüge fehlen, Tücher über die weithin sichtbaren roten Käppis. Aber das alles sind doch nur Hilfsmittel. Aus den Aussagen aller Gefangenen hört man immer wieder heraus, wie unheimlich ihnen die schwer sichtbaren grauen Uniformen der Unseren sind.

Die Infanterie ist in flottem Vorschreiten; auch die Artillerie bleibt nur kurze Zeit in der erkundeten Stellung. Anscheinend stehen nur schwächere feindliche Kräfte, Kavalleriekörper, uns gegenüber. Es sieht lustig aus, wie die Infanterie in langen Linien die Hügelketten hinaufkriecht. Mit einem Male hemmt Schrapnellfeuer ihr Vordringen. Die Schützenlinien legen sich hin, die nachdrängenden Unterstützungstrupps decken sich am Hang, in einer Mulde, hinter kleinen Erhöhungen.

verständigen einig, daß es die österreichisch-ungarische Heeresleitung gerade gegen diesen verbissenen Gegner verstanden hat, mit den verhältnismäßig kleinsten Mitteln und Opfern das Menschenmögliche zu erreichen. Wir werden demnächst ausführlicher auf diese Ereignisse zurückkommen; für heute genüge eine kurze Übersicht. Zu Anfang schon hatte die uns verbündete Monarchie erklärt, daß sie die Auseinandersetzung mit Serbien als Angelegenheit zweiter Ordnung ansehe. Auf die billig scheinenden Lorbeeren einer Erstürmung Belgrads in den ersten Kriegstagen wurde verzichtet, weil eine spätere Wiederaufgabe der Festung, wie sie am 15. Dezember auch tatsächlich erfolgte, aus strategischen Gründen im Bereich der Möglichkeit lag; auch kannte man gut die Falle, die von den Serben auf den Hügeln hinter Belgrad vorbereitet war. Der Angriff setzte vielmehr klug und erfolgreich in der Gegend des Zusammenflusses von Drina und Save ein (Schabatz, Obrenowatz, Lieschnitza und Loschnitza; Mitte August). Dann mußte man sich auf die Verteidigung beschränken, um alle verfügbaren Kräfte den Russen entgegenzuwerfen. Doch blieb man nicht untätig; man lockte die Serben über die Grenzflüsse und brachte ihnen in Bosnien, in Syrmien und im Banat empfindliche Schläge bei, die für einzelne Divisionen geradezu vernichtend waren. Im Oktober wurden dann die in Bosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Abteilungen gründlich abgefertigt (Zwornik, Romanja Planina, Fotscha, Bajna Baschta, Rogalitza) und das Reichsgebiet endgültig gesäubert. Mit der Erleichterung im Norden (Vorstoß gegen Warschau) begann schließlich die entschiedene Angriffsbewegung der österreichisch-ungarischen Armeen im serbischen Land, das dessen Verteidiger allerdings inzwischen mit großartigen Erd- und Betonverschanzungen ausgerüstet hatten. Trotzdem wurde im heldenmütigsten Sturm Stellung um Stellung — wir nennen nur kurz die Namen Schabatz (2. November), Krupanja (9. November), Valjevo, Obrenowatz, Maljen- und Suvorplanina — genommen, wobei, von Südwesten bedroht, auch Belgrad fiel. All das hat die österreichisch-ungarische Armee, sobald sie ernstlich wollte, in wenig Wochen zustande gebracht.



Feldzeugmeister Oskar Potiorek, der siegreiche Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Balkanarmee.

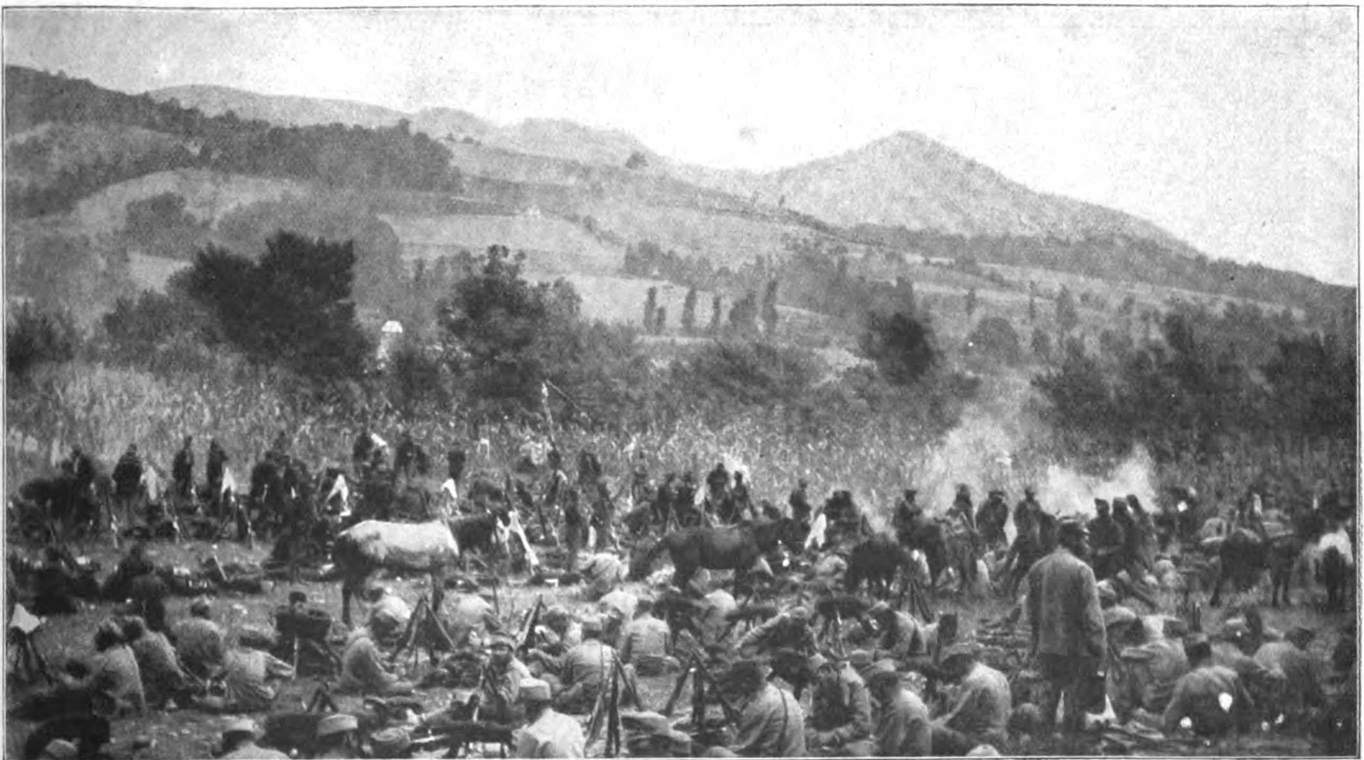
Der Dank für diese Erfolge gebührt neben den tapferen Truppen ihrem weitblickenden Führer, Feldzeugmeister Oskar Potiorek. Am 20. November 1853 zu Bleiberg in Kärnten geboren, wandte er sich bei seinem Eintritt ins Heer der Geniewaffe zu, wurde bald in den Generalstab berufen und stieg rasch auf der Stufenleiter der militärischen Würden, war auch eine Zeitlang Vertreter des Generalstabschefs. Bei Ausbruch des Krieges war er Armeeinspektor in Sarajevo, zugleich Chef der Landesregierung von Bosnien und der Herzegowina. Kaiser Franz Joseph hat ihm Mitte November für seine Verdienste als erstem das neueingeführte Militärverdienstkreuz erster Klasse mit der Kriegsdekoration verliehen, das im Rang noch vor dem Großkreuz des Leopoldsordens steht. Bedenkt man, daß die Kommandeure der letztgenannten Auszeichnung bis 1884 das Recht hatten, um Verleihung des Freiherrnstandes nachzusuchen, so wird man den Wert des neuen Militärverdienstkreuzes erster Klasse erst recht einschätzen und damit auch den ersten Träger.

Der Maasübergang der 26. Infanteriedivision.

(Hierzu die Wegeskizze Seite 420 und das Bild Seite 421.)

Es läßt sich leicht denken, wie gespannt Offiziere und Mannschaften der 26. (1. Königl. Württ.) Infanteriedivision waren, als der Befehl erteilt wurde: In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag, nämlich vom 29. auf den 30. August, überschreiten wir die Maas.

Am 29., gegen vier Uhr nachmittags, gingen wir in lichten Schützenlinien mit weiten Zwischenräumen aus den Wäldern gegen den Strom vor, um bei dem erwarteten feindlichen Artilleriefeuer möglichst wenig Verluste im deckungslosen Gelände zu erleiden. Unsere Nerven waren aufs höchste gespannt. Wir warteten von Minute zu Minute. Die 7 Kilometer über die Ebene dünkten uns ein unendlicher Marsch. Doch wir erhielten kein Feuer. Nur drei bis vier Franzosen sprangen wie aufgescheuchte



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Truppenlager in Serbien.

Hasen aus dem hohen Gras und ließen sich mühelos als Gefangene mitnehmen, da sie versprengt waren und keine Ahnung hatten, wo sie sich nach der Karte befanden. So erzählten sie wenigstens. Doch ist es auch möglich, daß es vorgeschobene Patrouillen waren, die keinen Rückweg mehr über die Maas gefunden hatten, weil die Brücken alle zerstört waren.

Schon tauchte eine der großen französischen Straßen mit ihren hohen Bäumen an beiden Seiten vor uns auf, die „Route nationale Nr. 64", die sich entlang der Maas hinzieht. Schon schlossen sich die Schützenlinien wieder zu Kolonnen zusammen. Da macht plötzlich das Pferd eines dicht vor mir reitenden Arztes einen Satz und versinkt bis zum Knie im Sumpf, in den die Wiese ganz plötzlich überging. Ein Arm der Maas, „La Vieille Meuse", überschwemmt hier zusammen mit dem Laisonbach die Niederungen. Ein Musketier, der dem wie auf einer Insel thronenden Doktor Hilfe bringen wollte, tauchte — die Zuschauer mußten trotz der ernsten Lage herzlich lachen — bis zur Koppel in den Morast, wo auch er wie angewurzelt stehen blieb. Doch wir fanden rasch ein gutes Mittel. Holz und Bretter waren nicht zur Stelle. Deshalb trugen einige Kompanien Heuhaufen zusammen, die zuerst spurlos versanken, allmählich aber eine gute Unterlage bildeten, auf der man dem Arzt, dem Musketier und dem Pferd Rettung bringen konnte. Die Kompanien ahmten dieses Beispiel nach, indem sie von neuem Heubündel auf die Brücke warfen, wenn diese wieder im wahrsten Sinn des Wortes in Grund und Boden gestampft worden war.

Es war schon Abend geworden. Die Truppen der 51. Infanteriebrigade lagen Sassey gegenüber hinter der hohen Straßenböschung der Route nationale Nr. 64 und hinter den gleichlaufenden Kanaldämmen gut gedeckt gegen etwaiges Feuer vom jenseitigen Ufer. Wir waren äußerst vorsichtig: die Telephonleitung wurde sofort durchschnitten, niemand sprach ein lautes Wort, kein Lichtschein durfte uns den Feinden verraten. Ein Infanteriezug nistete sich zum Schutz der Brigade ausgeschwärmt am Flußufer zu beiden Seiten der Straße nach Sassey ein, indem er sich zuerst möglichst leise Gewehrauflagen und dann Schützenlöcher schuf. Ein feiner Regen sprühte vom Himmel. Finster brodelte das Wasser in den Kanälen. Schmutzig waren die aufgeweichten Wege, rutschig die steil abfallenden Ränder der Brückenstege.

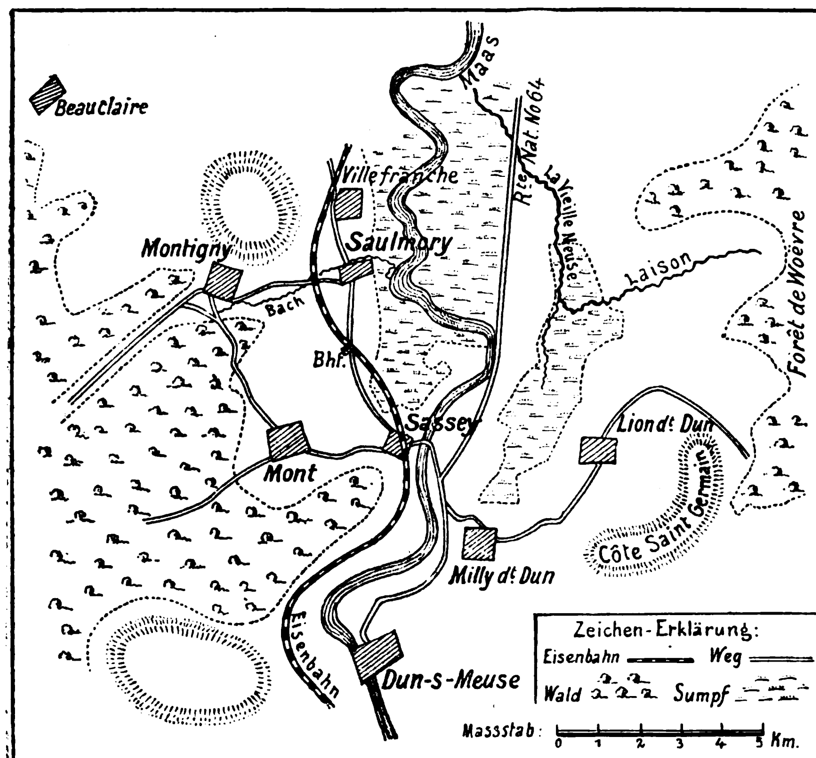
Langsam schlich ich mit vier Freiwilligen den Weg entlang über einen Bauplatz, dessen weiße Balken uns fast zum Narren gehalten hätten, und betrat den Anfang der großen, steinernen Maasbrücke. Schon konnten wir die ersten Häuser des Dörfchens Sassey am anderen Ufer unterscheiden, die verlassen schienen. Man sah nirgends Licht in den Fenstern. Totenstille herrschte ringsum. Plötzlich ruft der vorderste Mann der Patrouille halblaut: „Vorsicht!" Noch einige Schritte — und die Brücke hört auf. Vor uns gähnt die Tiefe. Man sieht, wie die dunkle Maas, die an dieser Stelle 30 bis 40 Meter breit sein mag, sich gurgelnd und schäumend über große Steinquadern wälzt. Die Brücke ist durch Sprengung eines Pfeilers ungangbar gemacht worden. Seine Bestandteile sind tief ins Flußbett gestürzt, und wir stehen auf einem frei in die Luft überhängenden Bogen. Furchtlos hatten wir bisher in drei Gefechten in vorderster Linie gelegen, umbraust vom Sturm der feindlichen Geschosse. Aber diesmal konnten wir uns einer Gänsehaut nicht erwehren. Einzeln sandte ich die Leute meiner Patrouille zurück, um den Bogen zu entlasten. Ich selbst legte mich hin, um mein Gewicht möglichst zu verteilen und so meine Aufzeichnungen und Abmessungen für eine neue Brücke in aller Ruhe erledigen zu können. Dauernd bröckelte Gestein ab und schlug unten mit hellem Klang auf den Trümmern auf, um nachher beim Abprallen im Fluß zu verschwinden. Ein Gewehr hatte ich entsichert neben mich gelegt, um nicht bei dieser wichtigen Arbeit abgeschossen zu werden. Doch diese Vorsichtsmaßregel war unnötig. Die Dorfstraße blieb menschenleer, und in den Binsen des jenseitigen Ufers raschelte nur der Wind. Aber südlich Sassey in den Wäldern flammte schüchtern ein Licht auf und verschwand wieder, blitzte und erlosch. Das waren Lichtsignale! Leider konnte ich sie von meinem Posten aus nur schlecht beobachten und sie weder ablesen noch feststellen, ob sie von deutschen Patrouillen stammten oder französische Zeichen waren.

Immer dunkler wurde die Nacht. Zurückgekehrt, erhielt ich den neuen Auftrag, möglichst rasch zum Divisionsstab nach Lion-devant-Dun zu eilen und dort um den Divisionsbrückentrain zu bitten, auf den man schon längere Zeit wartete. Ein einsames Fahrrad lag an der Straße. Ich nahm es in Anbetracht der Wichtigkeit meiner Aufgabe, bestieg es und war eben im Begriff abzufahren, als plötzlich ein Musketier neben mir aufspringt und in der Dunkelheit zornig das Rad hinten packt, daß ich in weitem Bogen dicht vor die Pferde einer langsam vorbeifahrenden Feldküche falle. Als ich mich aus den Pfützen erhebe, steht er vergnügt da und schimpft halblaut: „I will scho' sehe, ob du mit mei'm Rad so mir nex, dir nex dervo' fährst!" Im nämlichen Augenblick kam ein Radfahrer zu mir, den General... mir nachgesandt hatte, um mich zu begleiten. So merkte der empörte Radbesitzer, daß sich im schlichten Mannschaftsmantel ein Offizier barg, der wichtige Nachrichten zu befördern hatte. Für unsere Fahrt benutzte ich den besseren Weg über Milly-devant-Dun, da wir sonst zu leicht bei der dunklen Nacht in die Sümpfe der Vieille Meuse geraten wären.

Auf halbem Wege kam mir der Divisionsbrückentrain entgegen, den ich zum Brigadestab an die frühere Maasbrücke führte. Es war eine halsbrecherische Fahrt ohne Licht, tiefer Schmutz auf dem Weg, der von Munitionskolonnen, Feldküchen und Artilleriekolonnen so gesperrt war, daß man kaum durchkommen konnte. —

Am 30. August zwei Uhr zehn Minuten morgens wurden die Truppen des Regiments Kaiser Friedrich in Pontons leise auf das jenseitige Ufer gefahren, von wo ein Bataillon sofort die Wälder von Mont in Besitz nahm, während ein anderes Bataillon Sassey selbst sicherte bis zum Morgengrauen. Inzwischen war schon die Kriegsbrücke von den Pionieren in anerkennenswert kurzer Zeit fertiggestellt worden. Immer neue Bataillone und Batterien strömten über Sassey hinaus und bildeten einen weiten Halbkreis um die Brückenstelle. Nur hinderten die dichten Bergwälder und die überragenden Höhen ringsum die Aussicht.

Ein französischer Anmarsch — Stärke unbekannt — wird gemeldet gegen die Höhe nördlich Montigny. Wir sollen also ange-



Wegeskizze zum Maasübergang der 28. Infanteriedivision.



Der Maasübergang der 26. Infanteriedivision.

Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

griffen und in die Maas zurückgeworfen werden. Die Kompanien und Batterien schanzen die ganze Nacht. Nächsten Morgen kehrt eine deutsche Kavalleriedivision von ihrem Aufklärungsritt gegen Beauclaire zurück nach Ville Franche, nachdem sie feindliches Schrapnellfeuer erhalten hatte. Bald darauf erscheinen auch die weißen Wölkchen über unseren Schützengräben. Unsere Artillerie antwortet. Der Kirchturm von Montigny wird beschossen, da sich dort feindliche Beobachter zeigen. Ville Franche geht in Flammen auf. Die Bewohner haben — wie üblich — auf unsere Truppen geschossen. In der Richtung über dem Bergrücken der Côte St. Germain sieht man einen unserer gelben Fesselballone emporsteigen, der anscheinend die schwere Artillerie durch Beobachtungen unterstützt.

Allmählich beginnen wir vom rechten Flügel her anzugreifen. Es war schon nachmittags fünf Uhr geworden. Leutnant d. R. Lerch fällt beim ersten Sprung mit Kopfschuß nieder. Aus Montigny pfeifen Infanteriegeschosse herüber. Auch französische Maschinengewehre scheinen sich dort in den Häusern eingenistet zu haben. Man hört es am langsamen Klopfen und merkt es an unseren Verlusten. Plötzlich erhält die Kompanie am weitesten links (4./125) vom Wald von Montigny her rasendes Flankenfeuer aus nächster Nähe. Da gibt es kein Besinnen mehr. Im Sturm geht es mit Linksschwenkung durch ein Obstgut auf den Waldrand zu (siehe Bild Seite 421). Doch pfeifend kommen eigene Granaten von hinten und schlagen krachend dicht vor uns im Waldrand ein. Die nächste Lage kommt noch kürzer. Die Wogen des Kampfes fluten zurück. Doch nur zwanzig Schritt zur nächsten kleinen Deckung. Ein Beweis deutscher Disziplin! Fortwährend platzen die Granaten 50 Meter vor uns am Waldrand. Feindliche Schützen und Maschinengewehre halten sich dort unentwegt und überschütten uns mit Geschossen, während ein Musketier eiligst mit Meldung zur Artillerie läuft.

Endlich läßt das eigene Artilleriefeuer nach. Mit Hurra geht es in den Waldrand. Hecken und Büsche hindern das Vorwärtsdringen. Leute von anderen Kompanien schwärmen in die vorstürmenden Züge ein. Die vordersten Musketiere sind schon bei den flüchtenden Franzosen. Ihre Maschinengewehre, die sie noch bis kurz zuvor heldenhaft bedienten, waren durch Fortschleppen der Läufe unbrauchbar gemacht worden und wurden jetzt mit Gewehr und Bajonett verteidigt. Doch fielen uns Kisten mit neunhundert Patronen in Blechstreifen sowie zwei allerdings kampfunfähig gemachte Maschinengewehre in die Hände. Dabei lagen sieben Verwundete und Tote, die bis zum letzten Augenblick Widerstand geleistet hatten. Wahrlich ein schöner Erfolg. Wir klommen weiter empor bis zum Gipfel und sahen unter uns, wie auch Montigny gestürmt wurde. Die Franzosen sprangen aus den brennenden Häusern, in denen sie sich verschanzt hatten, wobei sie niedergeschossen oder gefangen genommen wurden. Es mögen etwa sechshundert gewesen sein.

Paul Otto Ebe.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Zurückkehrende Bewohner von Antwerpen zeigen den deutschen Wachtposten ihre Pässe vor.

Eine Eilbotenfahrt in der Nähe von Przemysl.

Schlecht sind die Straßen in dieser Gegend für die Kraftwagenfahrer, und besonders schlecht sind sie es in der Jahreszeit, wo es sehr häufig regnet und die Wege schmierig werden. Von des Tages Mühe und Arbeit genießen denn auch gerne unsere „freiwilligen Fahrer“ ein wenig der Ruhe. So saßen und lagen eines Tages einige von ihnen in einem großen Raume, den sie sich so gemütlich wie möglich herzurichten bemüht gewesen waren. Es war in einer großen Sägemühle unweit Debromil, wo man sie untergebracht hatte. Der Inhalt einiger Konservenbüchsen hatte zur bescheidenen Mittagsmahlzeit gedient. Man versicherte sich gegenseitig, daß es großartig geschmeckt habe, und Rolf H. entzündete sich die letzte Virginia, die ihm von einer Liebesgabe geblieben war. Paul E. sah ihm etwas verstimmt zu, denn er hatte nichts Rauchbares mehr, weshalb ihm sein Freund den Antrag stellte, man wolle die Zigarre abwechselnd rauchen. Paul wehrte bescheiden ab, und es entstand ein Wettstreit „edler Seelen“. Da betrat ein höherer Offizier das Gemach und fragte: „Welcher der Herren wäre vielleicht so freundlich, so schnell als nur möglich zu General D. hinüber nach Nowemiasto zu fahren und dieses Schreiben zu überbringen? Die Sache ist von großer Wichtigkeit!“ — Sofort meldeten sich alle Fahrer. Der Offizier lächelte über diesen Eifer und meinte dann, wer den zuverlässigsten und schnellsten Wagen besitze, der solle die Fahrt unternehmen. Rolf mit seinem funkelneuen „Mercedeswagen“ konnte wohl seinem Daimlermotor am meisten zumuten, deshalb nannte er auch sofort seinen Namen. Der Offizier trat nun mit dem Fahrer beiseite und gab ihm genaue Anweisungen. Halblaut meinte er, den jungen Mann zu größter Vorsicht ermahnend: „Sie werden jedenfalls eine kleine Strecke mitten durch die feindlichen Vorposten fahren müssen. Wir waren zwar der Meinung, die Russen hier in der Gegend vollständig vertrieben zu haben, aber nun zeigen sie sich wieder in Scharen an einem 5 Kilometer von Grabownica entfernten Punkte. Am besten ist es, Sie nehmen sich noch einen Kameraden als Beobachter mit.“ — Rolf antwortete in seiner einfachen, biederen Art: „Wenn Sie gestatten, fahre ich lieber allein! Dann handelt es sich nur um mich, mein Begleiter könnte am Ende doch Schaden leiden, und das will ich vermeiden!“ Ernst nickte der Offizier, aber er betonte nochmals die Wichtigkeit des Auftrags. Als er gegangen, beeilte sich Rolf, seinen Wagen zur Abfahrt zu rüsten, und sein Freund Paul bat ihn, mitfahren zu dürfen. Rolf aber meinte: „Es ist genug, wenn einer fällt, die Sache ist ohnehin brenzlicht! Du aber bist deiner Eltern einziger Sohn. Ich habe aber einen Plan, und du sollst mir dabei behilflich sein!“ — Die jungen Leute gingen in die Scheune, wo die Wagen standen; nach fünf Minuten ertönte bereits Rolfs Huppe, und er fuhr davon. Neben ihm jedoch saß ein Soldat im Mantel, mit hochgestelltem Kragen. So schien der junge Fahrer sich im letzten Augenblick denn doch noch eines anderen besonnen zu haben.

Rolf war ein guter Fahrer, sein Wagen sauste auf der Landstraße nur so dahin. Anfangs ging die Sache auch ganz glatt. Einen flüchtigen Blick warf Rolf auf die im Sonnenschein ganz anmutig und friedlich erscheinende Landschaft. Rechts aber stiegen aus den Häusern eines Dorfes dunkle Rauchwolken auf, ein Zeichen, daß dort wieder Russen ihre Visitenkarte abgegeben hatten. Eine lange Kastanienallee zieht sich von Nizankowice nach Grabownica. Hier wurde der Weg etwas schlechter, aber



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Landleute bringen von der Militärbehörde verlangtes Getreide, das von dieser sofort bei Übernahme bezahlt wird.

trotzdem fuhr unser Held mit rasender Geschwindigkeit, denn es kam ihm vor, als sei in der Ferne ein Schuß gefallen. Hatte er ihm gegolten? Der Begleiter Rolfs verhielt sich stumm und starr. Wie sollte er auch nicht? Es war ja gar kein lebendes Wesen, sondern ein Strohmann, dem Paul und Rolf den Mantel angezogen und eine Mütze aufgesetzt hatten. Der Strohmann aber sollte unserem Helden noch gute Dienste leisten. 200 Meter ungefähr von Grabownica bemerkte Rolf im freien Felde einen Trupp Kosaken. Sie schickten ihm alsbald einen Gruß aus ihren Flinten herüber. Glücklicherweise traf keine Kugel. In schnellster Fahrt nahm nun der junge Mann den Weg durch das Dorf. Er war darauf gefaßt, von Kosaken angehalten zu werden, und tatsächlich suchten ihm einige den Weg zu versperren; aber der Wagen fuhr mitten durch, und Rolf ließ sich nicht aus seiner Gemütsruhe bringen, soviel die Soldaten auch schrien und schossen. Er duckte sich ganz nieder, so daß kaum der Mützenrand noch zu sehen war. Nun beschossen die Kosaken wie wütend den Strohmann. Es war gut, daß dessen Mütze fest angesteckt war, sonst wäre sie in der sausenden Fahrt längst heruntergeflogen. Endlich war der Fahrer aus dem Bereich der Kosaken heraus und konnte aufatmen. Er blickte sich um, ob er auch nicht weiter verfolgt werde, und setzte sich dann wieder an seinen Platz. Kurze Zeit danach erschallte schon seine Huppe vor den Toren von Nowemiasto, und Rolf übergab dem General persönlich das Schreiben. Nun betrachtete er aber seinen Strohmann! Der war von fünf Kugeln getroffen worden, ebenso saßen in den Seitenwänden des Wagens drei Kugeln. Es kamen Kameraden herzu, die Rolf zu seiner Fahrt mitten durch die Feinde beglückwünschten. Sie machten ihn aber auch darauf aufmerksam, daß seine Mütze von einer Kugel durchlöchert sei. Da nahm sie Rolf ab und betrachtete nachdenklich das kleine Loch. Der General aber schüttelte ihm die Hand und sprach: „Sie haben uns einen großen, einen außerordentlichen Dienst geleistet! Mit großer Lebensgefahr haben Sie diese Botschaft überbracht. Diesen gefahrvollen Weg sollen Sie aber nicht noch einmal machen! Sie fahren einfach über die Landstraße von E. zurück. Sie ist allerdings ein Umweg, aber vollständig sicher." — Rolf sagte „Ja" und wartete auf die Antwort, die er zu überbringen hatte. Die Kameraden bewirteten ihn unterdessen mit einer Tasse guten Kaffees, was für Rolf ein ganz seltener Genuß geworden war. Nach zehn Minuten sauste er wieder ab, und weil ihm sein Chef anbefohlen, so schnell als nur möglich den Auftrag auszuführen, nahm er trotzdem wieder den vorigen Weg über Grabownica. Der Wagen ratterte und flog nur so dahin, und Rolf schaute so scharf er konnte nach den Kosaken aus, sie waren aber nicht mehr zu sehen. Jedenfalls hatten sie sich inzwischen schon wieder einen anderen Ort für ihre Tätigkeit ausgesucht. — Groß war die Freude Pauls, als Rolf unversehrt zurückkam. Der sagte trocken, auf die Strohpuppe deutend: „Na, siehst du, wie gut es war, daß ich den da anstatt deiner mitgenommen habe!"



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Unsere Feldgrauen bei einer russischen Teeverkäuferin.

Die Granate, das Schrapnell und ihre Zünder.

Von Major a. D. Schmahl.

Wiederholt werden bei Schilderung der Kriegsbegebenheiten die beiden Geschoßarten der Geschütze erwähnt; man weiß auch, daß ein Teil der Geschosse bei leichtem Auftreffen, andere erst, nachdem sie in ein festes Ziel eingedrungen, wieder an=



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Zwei Landsturmleute beim Obstkaufen.

dere schon vor dem Einschlagen — in der Luft — springen. Eine Betrachtung, wie dies zugeht, dürfte sich wohl verlohnen.

Wie bekannt, bestehen die Artilleriegeschosse heutzutage aus walzenförmigen Stahlhüllen mit eiförmiger Spitze, das heißt: die äußerste Spitze besteht aus dem unter möglichster Schonung der glatten Eiform aufgeschraubten, in der Regel aus Messing bestehenden Zünder. Da dieser immer wieder genannt werden muß, wollen wir ihn zuerst etwas näher betrachten. Aus sehr einfachen Anfängen haben wir mit der Zeit einen Zünder entwickelt, der ein Genauigkeitswerk ersten Ranges darstellt. Von dem „Aufschlagzünder“ zunächst verlangt man, daß er durchaus transportsicher ist und doch bei der leichtesten Verzögerung (siehe unten) des abgeschossenen Geschosses dieses zum Springen bringt, indem er die in dem Geschoß befindliche Sprengladung entzündet. Dies hat man in sehr geistreicher Weise dadurch zuwege gebracht, daß der Zünder nur und erst durch den äußerst starken Stoß, den das Geschoß beim Abfeuern des Geschützes bekommt, „fertig“ wird. Vorher könnte man das Geschoß, das schon in der Fabrik mit dem ganzen Zünder versehen wird, aus dem Fenster auf die Straße werfen, ohne daß der Zünder „fertig“ würde. Erst das abgeschossene Geschoß also trägt eine freie Nadel, die bei dem Aufschlag das Zündhütchen durchsticht und die Sprengladung entzündet.



Phototek, Berlin.

Deutscher Landsturmmann auf Wachtposten in Winterausrüstung.

Zum Schutz gegen die Kälte sind die Posten mit Schafpelzen und Ohrenschützern versehen.

Für gewisse Zwecke ist es nun nötig, daß das Geschoß erst springt, nachdem es etwas in das Ziel, zum Beispiel Mauerwerk, eingedrungen ist — „mit Verzögerung“. Da läßt man denn den Feuerstrahl sich erst durch einen Zündsatz durchfressen, ehe er an die Sprengladung gelangen kann. Am interessantesten aber ist die Rolle eines derartigen Zündsatzes beim „Zeit-“ oder „Brennzünder“. Da brennt er so genau ab, daß seine Flamme, je nachdem der Brennzünder gestellt ist, auf einer bestimmten Entfernung vom Ziele zur Sprengladung durchschlägt. Das Abbrennen des Zündsatzes vertritt also das Ablaufen der Sanduhr, die die Vorläuferin unserer heutigen Uhr war. Die Kriegsfeuerwerkerei fertigt aber jetzt auch Zeitzünder, die durch ein Räderuhrwerk ihren Zweck erfüllen.

Man kann also das Geschoß in der Luft auf jeder beliebigen Entfernung springen lassen. Wie genau die Zünder arbeiten, geht daraus hervor, daß zum Beispiel bei einer Fluggeschwindigkeit des Geschosses von 400 Meter schon eine Zehntelsekunde langsameren oder schnelleren Abbrennens oder Ablaufens den Sprengpunkt 40 Meter vorwärts oder rückwärts legt. Ein Zünder, der neben dem Aufschlagzünder einen Brennzünder darstellt, heißt „Doppelzünder“. Einen solchen haben alle Geschosse der Feldartillerie und die Schrapnelle der schweren Geschütze.

Die Granaten haben eine Füllung von Pikrinsäure oder Trinitrotoluol. Je größer diese sein soll, um so dünner wird die Stahlhülle. Die Verstärkung der „Minenwirkung“ geht also auf Kosten der Zahl und Größe der „Sprengstücke“. Auch die Schrapnelle haben eine dünne Stahlhülle, damit sie recht viele Bleikugeln — etwa 10 Gramm schwer — aufnehmen können. Die Sprengladung der Schrapnelle besteht aus Schwarzpulver und ist ganz hinten untergebracht, so daß sie die Kugeln — je nach dem Kaliber 300 bis 1600 Stück und mehr — nach vorn aus der Hülle hinausschießt, wenn sie diese sprengt. Dadurch erhalten die Kugeln, wie man sieht, noch eine Beschleunigung. So eignet sich das Schrapnell zum Beschießen lebender Ziele, die ganz oder teilweise ungedeckt sind, indem es seine Kugeln von dem Sprengpunkt, der am besten einige Meter über und 50—75 Meter vor dem Ziele liegt, seitwärts, besonders aber vorwärts — mehrere hundert Meter von den hintersten bis zu den vordersten Kugeln — flach, etwa in der bisherigen Richtung des Schrapnells, hinfegen läßt.

Sind die lebenden Ziele gegen diese flachen Flugbahnen der Schrapnellkugeln gedeckt, wie es die Türken in den Schützengräben von Plewna im letzten Russisch-Türkischen Kriege waren, dann muß man mit Granaten schießen und die Sprengpunkte in die Luft fast genau über die Schützengräben legen. Die heftige Sprengwirkung schleudert dann die Stücke der Stahlhülle ziemlich senkrecht nach unten. Dies ist aber ein sehr schwieriges Schießen, und es ist zu vermuten, daß unsere Gegner die großkalibrigen Granaten mit Aufschlagzünder mehr scheuen, da diese auch die stärksten feldmäßigen Eindeckungen durchschlagen, Riesenlöcher auswerfen, die in der Nähe befindlichen Menschen, die sie nicht äußerlich verletzen, in ihren Nerven bedenklich stören und außerdem stinkende Gase verbreiten.

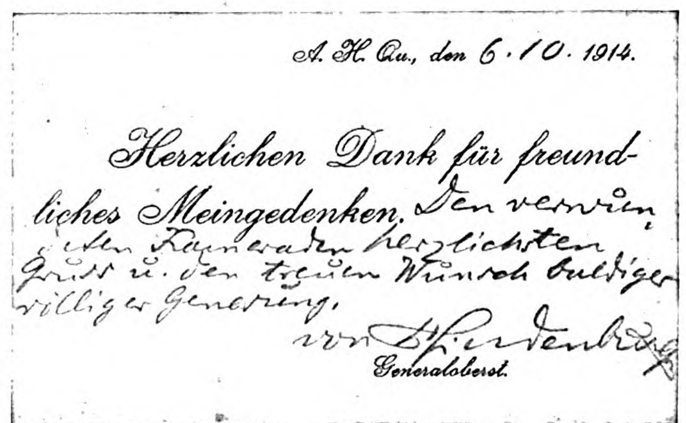
Daß es von unserer Heeresleitung richtig war, zahlreiche solcher schweren Geschütze, mit den Kaltblütern der Brauer und Müller bespannt, der Feldarmee zuzuteilen, hat der bisherige Verlauf des Krieges im Westen schon unzweifelhaft dargetan. Wie sich die Sache in Rußland gestalten wird, wo man gute Straßen nur vom Hörensagen kennt, ist eines von den Rätseln, die uns der Feldzug im Osten reichlich zu lösen gibt.



Feld-Postkarte.

K.D. Feldpostexp. des Oberkommandos der 9. Armee 6.10.14. 4-5 N

Würzburg

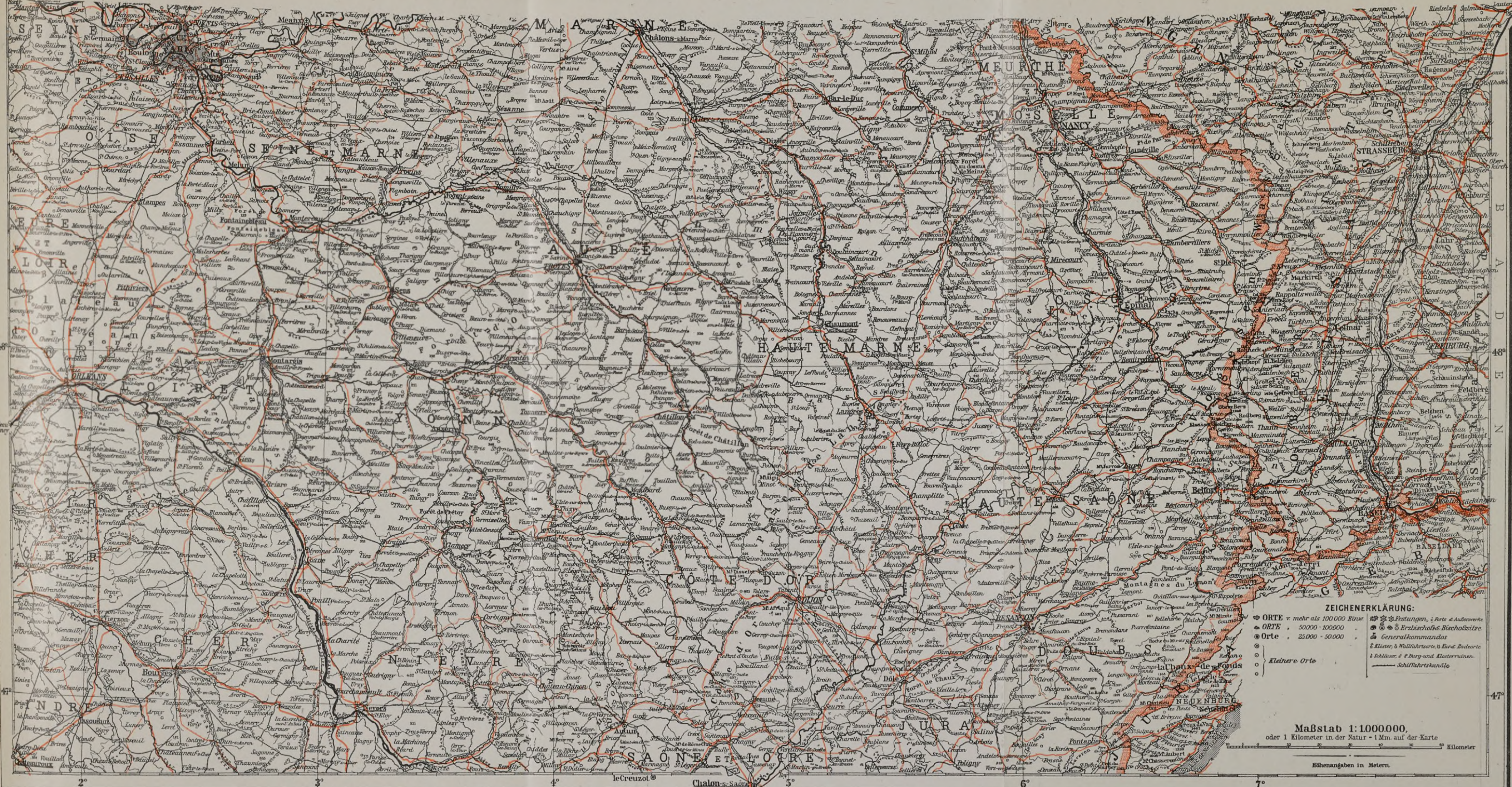


A. H. Qu., den 6. 10. 1914.

Herzlichen Dank für freundliches Meingedenken. Den verwundeten Kameraden herzlichsten Gruss u. den treuen Wunsch baldiger völliger Genesung.

von Hindenburg
Generaloberst.

Verkleinerte Wiedergabe einer von Generalfeldmarschall v. Hindenburg eigenhändig geschriebenen Feldpostkarte an die Verwundeten in der Prof. Riedingerschen Privatklinik in Würzburg.



Beilage zu Heft 6 der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15.
Karte vom westlichen Kriegschauplatz. (Südliche Hälfte).
Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Einzelverkauf verboten.
MARNE
SEINE-et-MARNE
AUBE
HAUTE MARNE
MEURTHE
MOSELLE
VOSGES
HAUTE SAÔNE
CÔTE D'OR
DOUBS
JURA
SAÔNE ET LOIRE
NIÈVRE
CHER
INDRE
BADEN
STRASSBURG
ZEICHENERKLÄRUNG:
Maßstab 1:1000000.
Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.



Beschießung Belgrads durch österreichisch-ungarische Monitore.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Bei der Beschießung von Antwerpen haben auch österreichisch-ungarische Motorbatterien (siehe Seite 201) mitgewirkt und hier im Verein mit den Unsrigen wieder Großartiges geleistet.

Die Zielsicherheit, mit der die Antwerpener Südforts in Trümmer gelegt worden sind, grenzt ans Wunderbare. Bei einem der östlichsten Forts von Antwerpen fuhr der erste Schuß mitten in den Hauptpanzerturm, schlug den ellendicken Stahldeckel glatt durch und fuhr innen durch die Kasematten und Gänge bis zur Munitionskammer. Die vielfachen Sicherungstüren aus dicken Stahlschichten flogen wie Kartenblätter auseinander. Die Verteidiger in abgelegenen Kasematten wurden durch den Luftdruck gegen die Wände geschleudert und zerquetscht.

Der Kommandant einer der kleineren Befestigungen der äußeren Verteidigungslinie von Antwerpen, der Redoute Chemin de Fer, sprengte sich mit der ihm anvertrauten Feste selbst in die Luft, nachdem er die Beschießung eines benachbarten größeren Forts beobachtet hatte und nun das Feuer auf ihn eröffnet werden sollte.

Über die Siegesbeute wurde durch das Wolffsche Büro folgende amtliche Meldung verbreitet:

Großes Hauptquartier, 15. Oktober, mittags.

Bei Antwerpen wurden im ganzen 4000 bis 5000 Gefangene gemacht. Es ist anzunehmen, daß in nächster Zeit noch eine große Zahl belgischer Soldaten, die Zivilkleidung angezogen haben, dingfest gemacht wird. Nach Mitteilung des Konsuls von Terneuzen sind etwa 20 000 belgische Soldaten und 2000 Engländer auf holländisches Gebiet übergetreten, wo sie entwaffnet wurden. Ihre Flucht muß in größter Hast vor sich gegangen sein. Hierfür zeugen Massen weggeworfener Kleidungsstücke, besonders von der englischen Royal Naval-Division.

Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß: mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Sätteln und Woilachs, sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Wagen, viele Millionen Kilogramm Getreide, viel Mehl, Kohlen, Flachs, für zehn Millionen Mark Wolle, Kupfer und Silber im Werte von einer halben Million Mark, ein Panzereisenbahnzug, mehrere gefüllte Verpflegungszüge, große Viehbestände. Belgische und englische Schiffe befinden sich nicht mehr in Antwerpen.

Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen vierunddreißig deutschen Dampfer und drei Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden, doch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd. Die große Hafenschleuse ist intakt, aber zunächst durch mit Steinen beschwerte, versenkte Kähne nicht benutzbar. Die Hafenanlagen sind unbeschädigt. Die Stadt Antwerpen hat wenig gelitten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint froh zu sein, daß die Tage des Schreckens zu Ende sind, besonders, da der Pöbel bereits zu plündern begonnen hatte. —

General v. Beseler erließ nach seinem Einzug folgenden Aufruf:

„Einwohner von Antwerpen! Das deutsche Heer betritt eure Stadt als Sieger. Keinem eurer Mitbürger wird ein Leid geschehen und euer Eigentum wird geschont werden, wenn ihr euch jeder Feindseligkeit enthaltet. Jede Widersetzlichkeit dagegen wird nach Kriegsrecht bestraft und kann die Zerstörung eurer schönen Stadt zur Folge haben."

Ein unzweifelhaft echtes Dokument, das aktenmäßig feststellt, daß den belgischen Soldaten der Befehl, Parlamentäre niederzuschießen, gegeben worden ist, befindet sich



Fort Boussois bei Maubeuge.



Phot. Schuhmann, Wien.

Österreichisch-ungarische Sappeure beim Festungsbau.

in den Händen der Deutschen. Das auch in anderer Beziehung wichtige Dokument wurde in der Antwerpener Redoute Chemin de Fer aufgefunden und hat folgenden Wortlaut:

Befestigte Stellung von Duffel, 28. September 1914.
Antwerpen. Dritter Abschnitt.
Generalstab.

An die Abschnitts-Kommandanten für die Forts- und Redouten-Kommandanten.

1. Jedes Fort oder jede Redoute bleibt ein brauchbarer Stützpunkt, um einen Sturm auszuhalten, selbst im Fall, daß zerstört wurden:
   a) Panzerungen, die Geschütze für Nah- und Fernkampf decken,
   b) Überführungskasematten,
   c) Flankierungsanlagen.
2. Jeder Fort- und Redouten-Kommandant, der das Werk aufgibt, das er befehligt, oder der sein Werk verläßt, wird mit dem Tode bestraft.
3. Jeder Offizier, Unteroffizier, Korporal oder Soldat, der sein Fort oder seine Redoute verläßt, wird mit dem Tode bestraft.
4. Es ist ausdrücklich jedem, der ein ständiges Festungswerk besetzt hält, verboten, in Verhandlungen mit feindlichen Parlamentären einzutreten. Es wird ohne Ausnahme auf jeden feindlichen Parlamentär Feuer gegeben, der sich irgendeinem Punkte der Umwallung des ständigen Festungswerkes nähert.

Generalleutnant und Kommandant
de Guise.

In Ergänzung unserer Darstellung des Falles von Antwerpen verweisen wir noch auf den Sonderbericht aus fachmännischer Feder, den wir auf Seite 221 brachten.

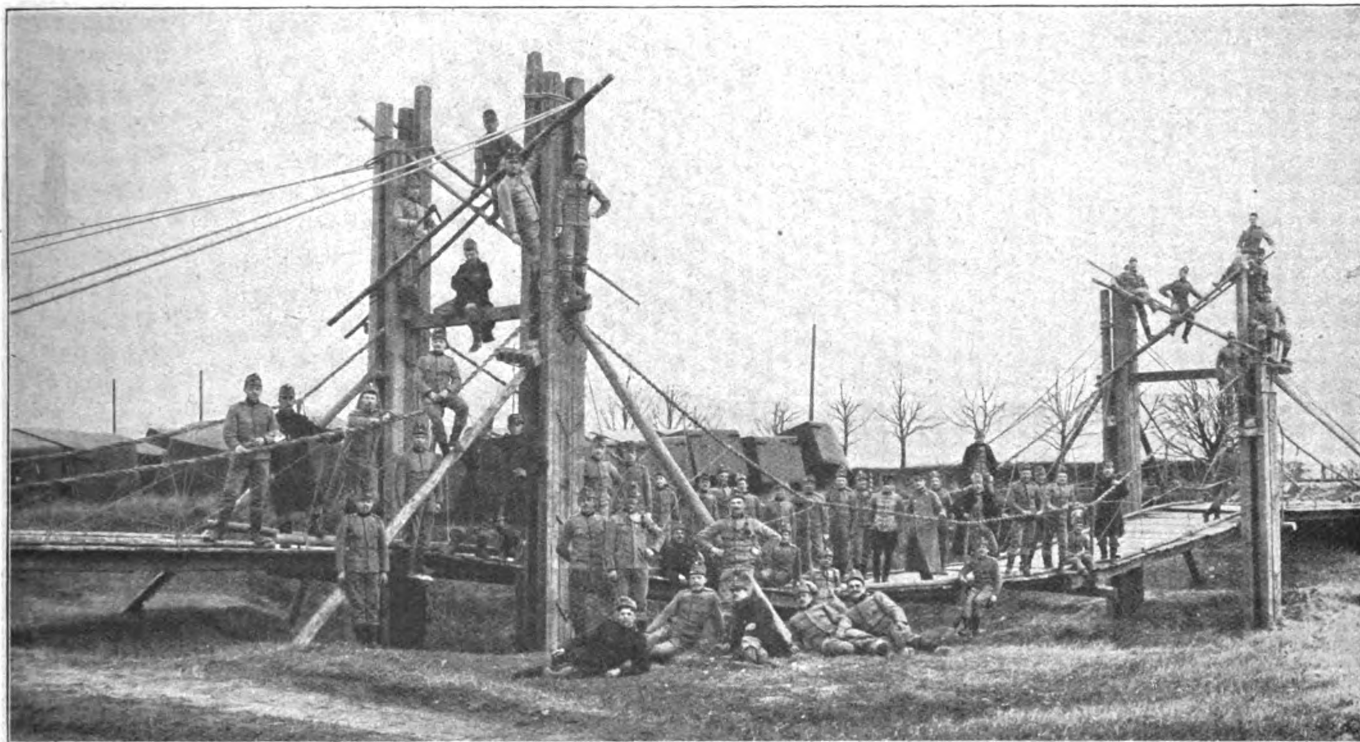
* * *

So groß der Erfolg war, den wir mit der Eroberung von Maubeuge (siehe Bild Seite 425) errungen hatten, war es doch nur ein Teilerfolg, und während der Belagerung der genannten Festung schwebten noch schwere Kämpfe in Nordfrankreich. Wir haben auf Seite 328 mitgeteilt, daß die Kavallerie des Generalobersten v. Kluck bereits bis vor Paris streifte. Als am 5. September die rechte Flügelarmee die Linie von Paris passierte, erfolgte von dort ein starker Ausfall in der Richtung Crépy-en-Valois—Meaux unter Mitwirkung zahlreicher Artillerie, darunter viele aus Paris mitgebrachte schwere Batterien. Dieser Ausfall wurde abgewiesen, und die Deutschen drängten auf Paris nach. Im Anschluß an diesen Ausfall und im Verein mit den hierbei geworfenen Kräften unternahm am 6. September eine stark überlegene englisch-französische Streitmacht einen Vorstoß gegen die Linie Meaux—Montmirail. Die erdrückende Übermacht der nordöstlich von Paris versammelten gegnerischen Streitkräfte nötigte die deutschen Truppen, ihren rechten Flügel zurückzubiegen. Die Unsrigen hielten hierbei den gewaltig überlegenen Angriff mit solcher Unerschütterlichkeit aus, daß nicht nur unsere Kolonnen in voller Ruhe zurückgenommen werden konnten, sondern auch der feindliche Vorstoß zusammenbrach. Der Gegner konnte nicht nur nicht folgen, sondern unsere rechte Armee nahm bei der Zurücknahme des Flügels sogar 50 feindliche Geschütze und 4000 Gefangene mit.

Crépy-en-Valois liegt im französischen Departement Oise und ist Knotenpunkt der Nordbahn. Gegenwärtig hat es etwa 5000 Einwohner. Die Reste eines Schlosses und einer Abtei, mehrere Kirchen und mittelalterliche Häuser erinnern noch an die frühere Bedeutung dieser Stadt, die ehemals Hauptstadt des Herzogtums Valois war. — Meaux, die Hauptstadt des Arrondissements Meaux et Brie, liegt an der Marne, etwa 35 Kilometer Luftlinie nordöstlich von Paris, von dessen Außenfestungsgürtel nur 15 Kilometer entfernt. Es wird von der wichtigen Linie Paris—Reims der französischen Ostbahn berührt. Die Bevölkerung arbeitet größtenteils in Getreidemühlen und Baumwollfabriken. Bedeutend ist auch der Handel mit Getreide und Käse, dem sogenannten Fromage de Brie. — Montmirail ist eine kleine Kantonshauptstadt im französischen Departement Marne. Es liegt ungefähr 80 Kilometer östlich von Paris an dem Petit Morin und wird von der französischen Ostbahn berührt.

Kurze Zeit vor der Abweisung des Ausfalls aus Paris waren die Städte Amiens und Rouen besetzt worden, wodurch gewissermaßen die Kontrolle über den Zugang zum Meere in unsere Hände geriet. Der Kampf um Amiens währte drei Tage und erreichte seinen Höhepunkt in einem blutigen Treffen bei Moreuil, 20 Kilometer südöstlich von Amiens an der Avre.

Als die Deutschen in Amiens einmarschiert waren, begab sich der die Truppen befehligende Offizier sofort nach dem Rathaus und erließ einen Aufruf, in dem er der Bevölkerung gute Behandlung zusicherte, falls keine feindseligen Handlungen begangen würden. Einige Stunden später hatte die Stadt ihr gewohntes Aussehen wieder. Frauen standen an den Türen und strickten, und die Männer besprachen die Ereignisse. Ein Franzose, der in seinem Automobil in die Stadt hineinfuhr, ohne zu wissen, daß Amiens von den Deutschen besetzt war, sagte, abgesehen von dem Aufruf habe er an nichts bemerken können, daß die Deutschen von der Stadt Besitz ergriffen hätten.



Phot. Schuhmann, Wien.

Bau einer Seilhängebrücke zum Überqueren von Schluchten im Gebirge durch Pioniere der österreichisch-ungarischen Armee.

Amiens ist die Hauptstadt des französischen Departements Somme und liegt an der schiffbaren, mehrfach geteilten Somme, die hier die Celle aufnimmt. Die Stadt hat ungefähr 90000 Einwohner. Hier gewann General Manteuffel mit dem 1. und 8. Korps am 27. November 1870 einen entscheidenden Sieg über die 30 000 Mann starke französische Nordarmee. Tags darauf wurde vom General v. Goeben die Stadt besetzt, und am 30. November ergab sich auch die Zitadelle.

Welchen Eindruck unsere Truppen in der dortigen Gegend selbst auf unsere Feinde machten, ergibt sich am besten aus einer Schilderung, die der Berichterstatter der „Times" am 2. September seinem Blatte sandte. Er schrieb: „Das Anrücken der Deutschen vollzieht sich mit beinahe unglaublicher Schnelligkeit. Nachdem General Joffre ein Zurückgehen auf der ganzen Linie anbefohlen hatte, ließen die Deutschen, den besten Kriegsregeln folgend, dem zurückziehenden Heere keinen Augenblick Ruhe und setzten die Verfolgung unaufhörlich fort. Flugzeuge, Zeppelinluftschiffe und gepanzerte Automobile wurden gegen den Feind wie Bogenpfeile abgesandt. Über die Tapferkeit der Deutschen zu sprechen erübrigt sich. Sie marschieren in tiefen Abteilungen beinahe geschlossen vor. Fallen die Reihen unter dem Artilleriefeuer, so stürzen neue Mannschaften vor. Die Übermacht der Deutschen ist so groß, daß man sie ebensowenig wie die Wogen des Meeres aufhalten könnte. Die Überlegenheit der Deutschen in der Zahl der Geschütze, besonders der Maschinengewehre, die sie mit außerordentlicher Wirkung gebrauchen, der ausgezeichnet geregelte Erkundungsdienst mit Flugzeugen und Zeppelinluftschiffen, sowie ihre außerordentliche Beweglichkeit sind die Gründe für das Glück der Deutschen."

Es entwickelte sich nunmehr eine neue große Schlacht zwischen Nanteuil (nördlich von Meaux) und Vitry le François (südöstlich von Châlons a. d. Marne); hier hatten die Franzosen eine starke Stellung eingenommen, die ihnen große Vorteile bot, während die vorgehenden Deutschen zu fortgesetzten Fluß- und Kanalübergängen gezwungen waren. Die Deutschen erkannten rechtzeitig diese Sachlage und nahmen ihre Truppen zurück. Vergeblich versuchte General Joffre, durch eine Umgehung des deutschen rechten Flügels den Feind festzuhalten und vernichtend zu schlagen. Der deutsche Flankenschutz am Ourcq hielt stand, mußte aber angesichts des Anmarsches neuer starker Kräfte aus Paris zurückgenommen werden; dem rechten Flügel folgte das Zentrum der Deutschen, die damit den Schauplatz der Kämpfe an einen für sie günstigeren Ort, das Aisnegebiet, verlegten.

Nach italienisch-französischen Meldungen sollen sich bei dieser Schlacht zusammen anderthalb Millionen Mann gegenübergestanden haben. Am 10. September nahm der deutsche Kronprinz die befestigte Stellung der Franzosen südwestlich von Verdun. Gleichzeitig griffen Teile seiner Armee die südlich Verdun gelegenen Sperrforts an, die schon seit dem 9. September von unserer schweren Artillerie beschossen worden waren. Dieser außerordentlich heftige Angriff war gegen den Mittelpunkt der berühmten französischen Festungslinie gerichtet, die von Verdun nach Toul läuft. Der Angriff war vom Kronprinzen geleitet und von der Armee von Metz ausgeführt, nachdem schwere Kanonen in der Ebene von Woëvre in Stellung gebracht worden waren. Das Feuer wurde hauptsächlich auf das Fort Gironville gerichtet, mit der deutlichen Absicht, an jener Stelle die Festungslinie der zu Verdun gehörigen Sperrforts zu durchbrechen.

Daß sich Verdun, über dessen Bedeutung unser Artikel auf Seite 384 Aufschluß gibt, so lange halten konnte, lag weniger an der Stärke der Festung und ihrer Besatzung oder an deren Verteidigungsmitteln, als vielmehr daran, daß wir nicht sogleich eine andauernde Beschießung unternehmen konnten, weil unsere schwere Artillerie anderweitig gebraucht wurde.

Überdies ist es das Bestreben unserer Heeresleitung, das Leben der Soldaten nach Möglichkeit zu schonen, weshalb tollkühne Sturmangriffe vermieden werden.

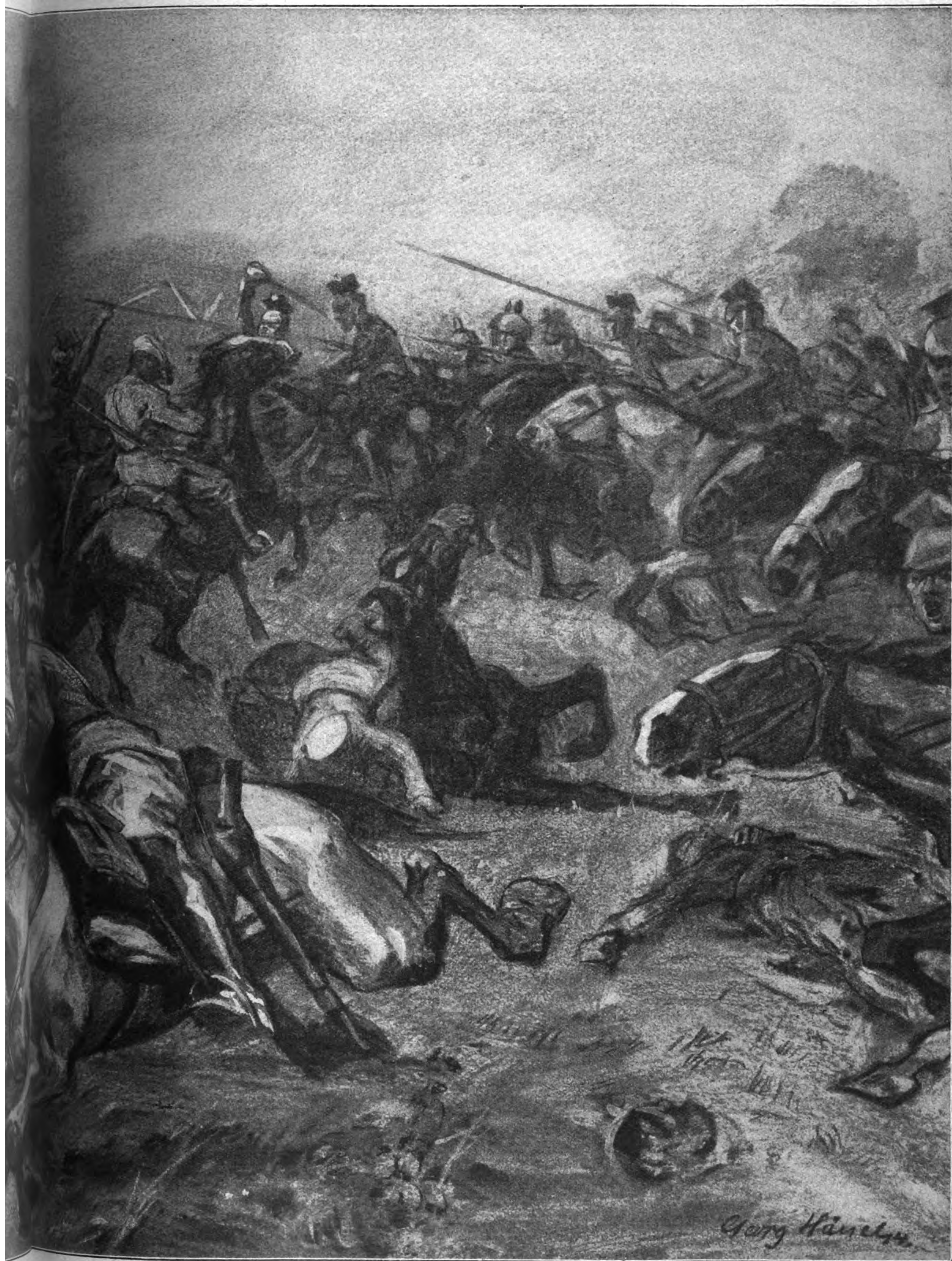
An heftigen Kämpfen um Verdun hat es nicht gefehlt. Ein englischer Berichterstatter schildert sie wie folgt: Der Kampf, der am Fluß, in Wäldern und auf Wiesen tobte, dauerte vier Tage. Die Aisne führte infolge Platzregens Hochwasser, und es war den Verbündeten unmöglich, in die Schlachtfront, auf die ein heftiges Artillerie- und Gewehrfeuer gerichtet war, einzurücken. Das heftigste Feuer galt dem Punkt, wo britische und französische Genietruppen eine Brücke zu bauen versuchten. Dort erlitten mehrere Regimenter, die das nördliche Ufer der Aisne erreichten, sehr starke Verluste. Es war ein furchtbares Duell zwischen britischen Batterien, die den Übergang beschützten, und deutscher Artillerie.

Der Berichterstatter des „Daily Chronicle" meldete, daß die Deutschen eine sehr vorteilhafte Stellung die Eisenbahn entlang einnahmen. In den „Times" wurde gesagt, daß schreckliche Schilderungen nach Paris gelangt seien. Reihen von Toten und Verwundeten bedeckten die Schlachtfelder an der Marne. Die Eisenbahnzüge nach Paris waren überfüllt mit Verwundeten. Die Leichen von 7000 Gefallenen bezeichneten später den Schauplatz dieses Kampfes.



Kavalleriescĥlacht bei Ko

Nach einer Originalzeic



…acht bei … am 6. November 1914.

…er Origin…ung von Georg Hänel.

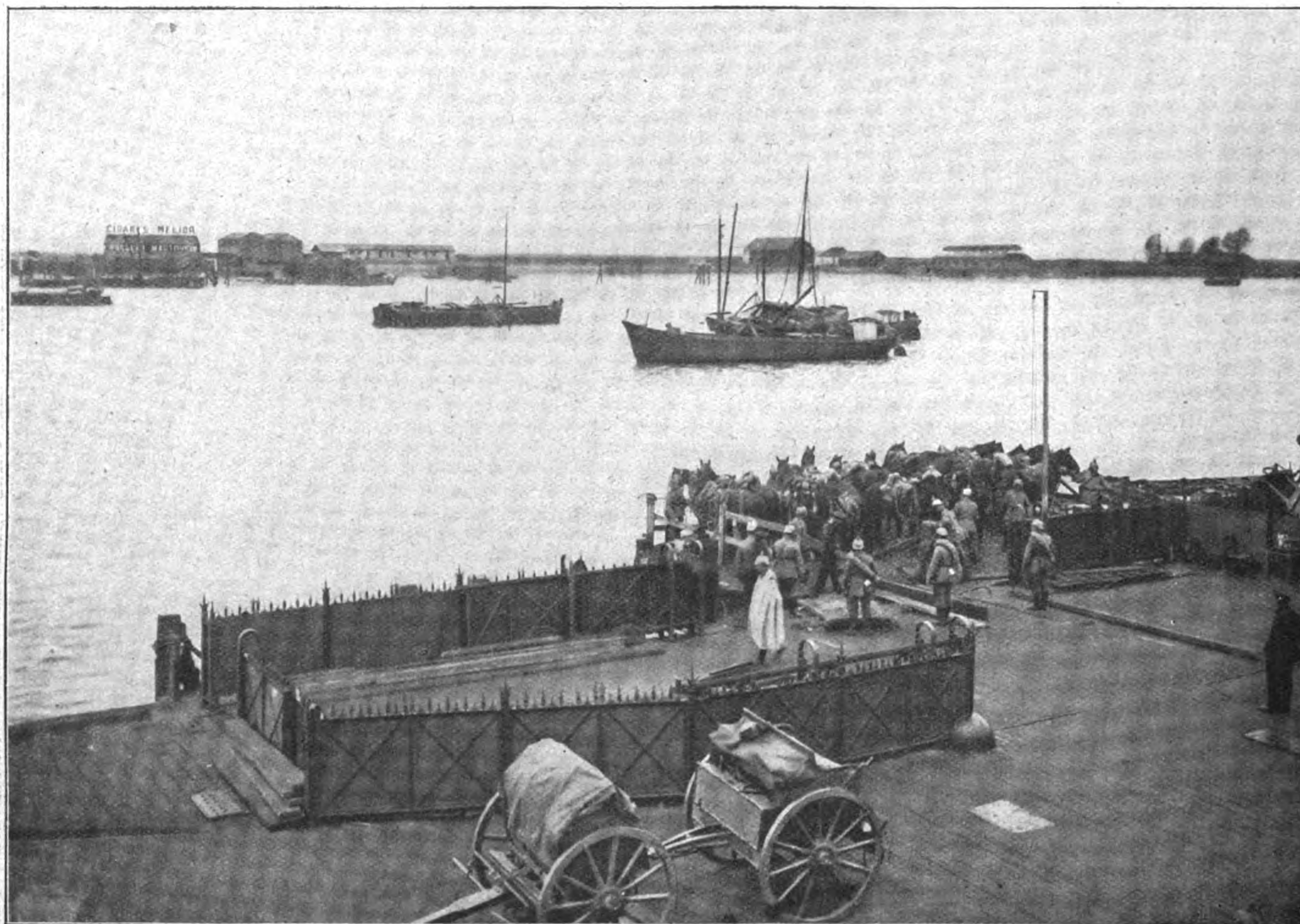
Im Verfolg der französischen Angriffe dehnte sich der Kampf nunmehr auf die nach Osten sich anschließenden Truppen bis nach Verdun heran aus, so daß eine Kampffront von etwa 180 Kilometer Länge entstand. An einigen Stellen des Schlachtfeldes wurden deutsche Teilerfolge errungen. Bis zum 17. September blieben nun die Franzosen noch in der Offensive. Sie unternahmen täglich Angriffe, die zurückgewiesen wurden, ohne daß es jedoch zu einer Entscheidung kam. Immerhin hatten einzelne deutsche Gegenangriffe Erfolg. Am 17. September machten sich Anzeichen bemerkbar, daß die Widerstandskraft des Feindes zu erlahmen begann. Ein mit großer Tapferkeit ausgeführter französischer Durchbruchsversuch auf den äußersten deutschen rechten Flügel brach ohne besondere Anstrengung der deutschen Truppen in sich selbst zusammen. Das 4. und 13. französische Armeekorps sowie Teile einer weiteren Division wurden südlich von Noyon entscheidend geschlagen und verloren mehrere Batterien. Der Rückwärtsbewegung unseres aus dem Raume um Paris überraschend angegriffenen rechten Flügels hatte sich unsere ganze Front angeschlossen. Eine solche Rückwärtsbewegung hat, solange sie aus eigenem Entschluß hervorgeht, durchaus nichts Bedenkliches, und es muß angesichts dieser Entwicklung nachdrücklich betont werden, daß der Zweck der Kriegführung die Besiegung und Vernichtung der feindlichen Armee ist und daß sich diesem Zweck schlechterdings alles unterzuordnen hat, auch die Gefühle und Empfindungen der eigenen Armee.

Noyon liegt westlich von Laon, unweit der Oise, eines Nebenflusses der Seine. Hier also ist der Feind in der Stärke von mehr als zwei Armeekorps entscheidend geschlagen worden. Das dabei beteiligte 4. französische Armeekorps, dessen Rekrutierungsgebiet in Le Mans liegt, gehört zu den besten Truppen Frankreichs. Um so bedeutender ist unser Sieg. Gegen unseren rechten Flügel hatte der mit weit überlegenen Kräften unternommene Vorstoß aus Paris eine schwierige Lage für uns zu schaffen gedroht. Diese Gefahr wurde nun durch unseren entscheidenden Sieg abgewandt. Mehrere Batterien bekamen wir in unsere Hände. Damit ist gesagt, daß wir das Schlachtfeld behauptet und gewonnen hatten. Auch an anderen Stellen der Schlachtfront ist der Feind mit seinen Angriffen abgewiesen worden. Und gleichzeitig wurden Ausfälle der in Verdun belagerten französischen Streitkräfte, die den allgemeinen Angriff unterstützen sollten, mit Leichtigkeit zurückgeschlagen. Am 18. September kam auch die Nachricht, daß unseren Braven beim Sturm auf das Chateau Brimont bei Reims 2500 Gefangene in die Hände fielen.

Am 19. September konnte die deutsche oberste Heeresleitung feststellen, daß auf der ganzen Schlachtfront das englisch-französische Heer in die Verteidigungsstellung gedrängt worden war. Beide Teile befinden sich von nun an in wohlbefestigten Feldstellungen. Der Kampf hat sich aus einer offenen Feldschlacht gewissermaßen in einen Festungskampf umgewandelt. Eine Umgehung der englisch-französischen Streitkräfte war nicht möglich, da sie auf beiden Flügeln durch starke Festungen geschützt waren. So erklärt es sich ohne weiteres, daß der deutsche Angriff nur langsam fortschreiten konnte.

Mit welcher Tapferkeit unsere Truppen vom Führer bis zum letzten Mann kämpften und von welch unerschütterlichem Mute sie beseelt waren trotz aller Hindernisse und Fährlichkeiten, die sich der Lösung ihrer ohnehin schweren Aufgaben entgegentürmten, davon zeugt ein Bericht über einen einzelnen Vorgang in der Schlacht an der Aisne, den Sturm auf Chevillecourt. Wir lassen die anschauliche Schilderung im Wortlaut folgen:

„Schon acht Tage hatte die Riesenschlacht an der Aisne gedauert, da endlich erhielten am Abend des 19. September zwei Reservekorps sowie das . . . Korps den Befehl, bei Tagesanbruch zum Angriff vorzugehen. Unserem Reservekorps ist die schwere und ehrenvolle Aufgabe zugefallen, den Feind aus dem von Vie-sur-Aisne nordöstlich sich erstreckenden Seitental herauszutreiben, aus einer starken Stellung, deren Schlüssel das Dorf Chevillecourt bildet. Das ziemlich hoch gelegene, für unsere Artillerie kaum erreichbare Dorf ist als Verteidigungstellung wie ge-



Phot. Max Wipperling, Bohwinkel.

Übersetzen deutscher Truppen über die Schelde.

Die Schiffe im Flusse waren zuvor durch Eisenbrücken verbunden, um den Belgiern und Engländern zur Flucht zu dienen.

schaffen. Rings ist der Ort von bewaldeten Anhöhen umgeben. Bei dem Dorf tritt der Wald zweimal bis an die Straße heran, die von beiden Seiten unter Feuer gehalten werden kann. Französische Elitetruppen, die 63. Alpenjäger aus Grasse sowie das 53. und 60. Linienregiment — frisch von Belfort hergeführt — halten Ort und Waldgürtel besetzt.

Ein Reserveleutnant wird mit einer Patrouille, darunter ich, vom Regiment abgesandt, um die Verbindung mit der angreifenden Division herzustellen und um gleichzeitig dem Brigadekommandeur einige unserer Jäger als Meldereiter zur Verfügung zu stellen. Früh um halb vier Uhr reiten wir von unserem Quartier aus gegen Morsain, den äußersten von uns besetzten Ort. Wir reiten an langen, dunklen Abteilungen Infanterie vorbei — es sind dies Sturmkolonnen, die mit aufgepflanztem Bajonett gegen Chevillecourt vorrücken sollen.

Kurz hinter Morsain, in einer offenen Feldscheune, sitzt der Brigadekommandeur, dessen Stab wir uns anschließen. Bald darauf, um fünf Uhr, eröffnen unsere Geschütze das Feuer, und sogleich ist auch das feindliche Gewehrfeuer vernehmbar. Der Stab geht hinter den ersten Kolonnen vor, durch einen engen Waldweg, wo eine weggeräumte Barrikade von hartem Kampfe zeugt, bis etwa zwei Kilometer von Chevillecourt. Hier hält der Stab auf der Landstraße, indes ein Teil der Patrouille mit den Kämpfenden am Waldesrande in Deckung geht. Der General beordert Maschinengewehre und einen Zug Artillerie nach vorn. In dem Augenblick erhalten wir heftiges Schützenfeuer von der anderen Waldseite her. Da, im rechten Augenblick, erscheint eine frische Kompanie und beginnt mit der Säuberung des Waldes.

Als die Meldung eintrifft, daß wieder ein neues Regiment den Dorfrand erreicht hat, geht es vor gegen einen dicht beim Orte gelegenen Holzstapelplatz, der wenigstens gegen eine Seite leidliche Deckung gewährt. Den General hielt es nicht lange an der Stelle; er eilte in dichtem Kugelregen vorwärts, gefolgt von seinem Stabe und meiner Patrouille. Jenseit des Straßengrabens will er Deckung suchen. In dem Augenblick rasseln die Kugeln der Alpenjäger aus den 150 Meter entfernten Häusern nur so auf die Straße. Der General taumelt, durch einen Querschläger am Schenkel verwundet, und wird von uns rasch in Deckung geführt, wo wir einen Notverband anlegen und das Bein abschnüren. Meldung auf Meldung kommt von vorne, daß ohne Artillerie gegen die Häuser, von denen jedes in eine kleine Festung verwandelt ist, kein Fortschritt zu erzielen sei. Gleichzeitig kommt auch ein Teil der . . . zurück, der vergeblich versucht hat, das Dorf von links her zu umfassen, der dort liegende bewaldete Grund ist durch den anhaltenden Regen in einen unpassierbaren Sumpf verwandelt worden. Endlich hat die Artillerie eine leidliche Stellung erreicht, doch muß, um nicht ins eigene Feuer zu geraten, ein Teil der Sturmkolonnen zurückbeordert werden, was uns ziemliche Verluste verursacht. Schuß auf Schuß senden unsere braven Kanoniere aus ihren zwei Geschützen gegen das Dorf, gegen dessen dicke, vielfach mit Schießscharten versehene Mauern unsere Brigade jetzt von neuem anstürmt. Inzwischen beginnt auch die gegnerische Artillerie zu feuern und einige Brummer schlagen hinter uns nahe bei dem Verbandplatz ein, wo sich die Verwundeten drängen. Zu unserem Glück aber hat es damit sein Bewenden; offenbar mit Rücksicht auf die im Dorf befindlichen Franzosen wird das Feuer nicht fortgesetzt. Jetzt endlich geht auch auf unserem rechten Flügel das 2. Bataillon in günstigerem Gelände vor, was den Ausschlag bringt. Ein Feldwebel dringt mit ein paar Mann in den Keller eines Hauses ein, säubert es und schießt vom Dach aus auf die hinter Hecken und Zäunen in den Gärten liegenden Franzosen. So wird hart um jedes Haus gekämpft — eine bewunderungswürdige Leistung unserer braven thüringischen Reservisten! Unser Oberst setzt sich selbst, das Gewehr in



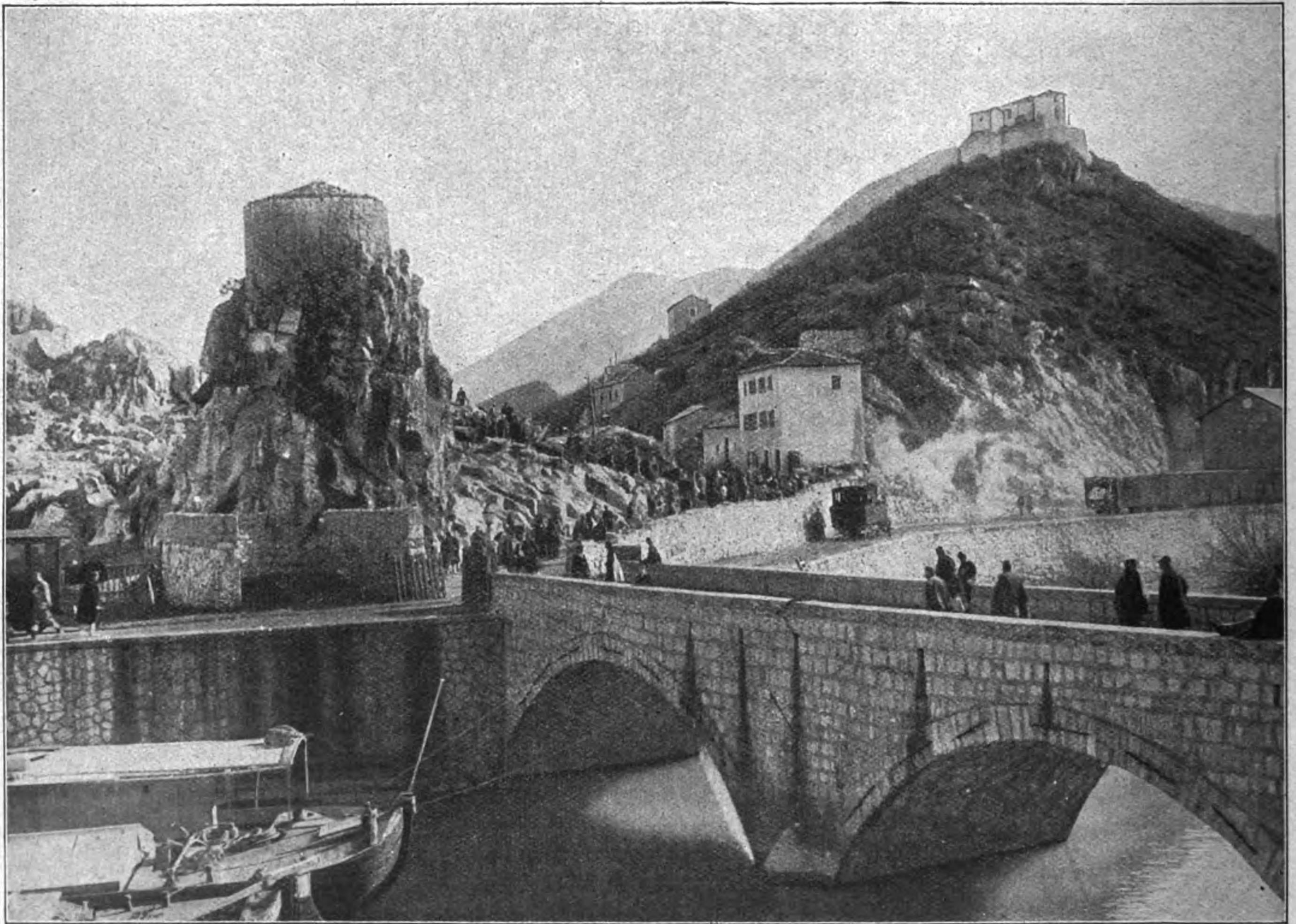
Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Die deutschen Truppen auf dem Wege von Antwerpen nach Gent und Ostende.
Der Übergang über die schmale Brücke in Vilvorde dauerte siebeneinhalb Stunden.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die berüchtigte Crnagora zwischen Virpazar und Antivari.

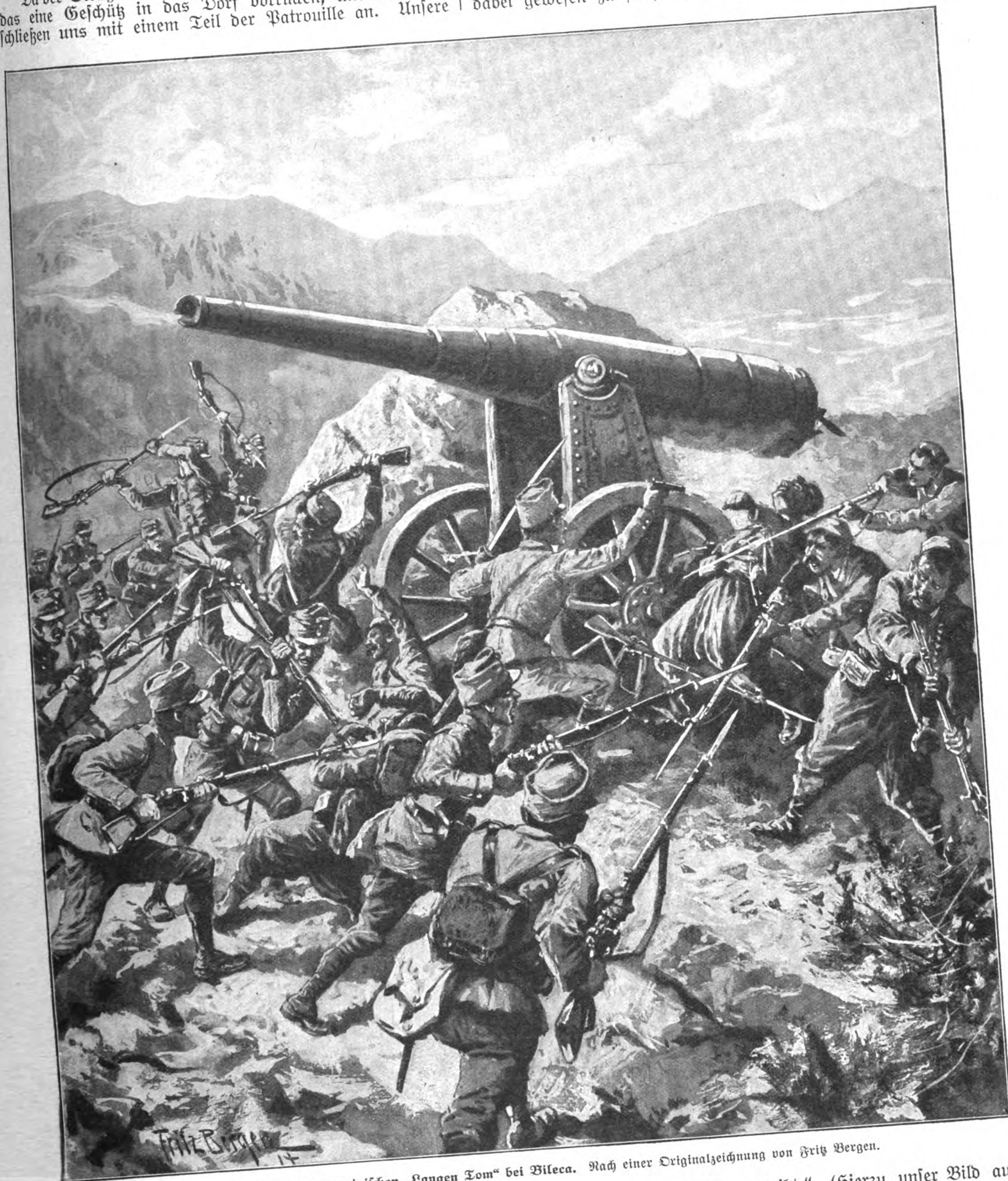


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Die montenegrinische Grenzfeste Virpazar am Scutarisee.

der Hand, mit wehendem Umhang an die Spitze seines Zuges und erstürmt eine stark besetzte Scheune.

Da der Straßenkampf immer weiter geht, läßt der Oberst das eine Geschütz in das Dorf vorrücken, und auch wir schließen uns mit einem Teil der Patrouille an. Unsere Obersten zu unserem Regiment zurück, um die Meldung von der Einnahme von Chevillecourt, nach den Worten des Obersten ein zweites Bazeilles, zu überbringen. Unsere Reiter erfüllt das freudige Bewußtsein, an einem Tage mit dabei gewesen zu sein, der sich den vielen Ruhmestaten

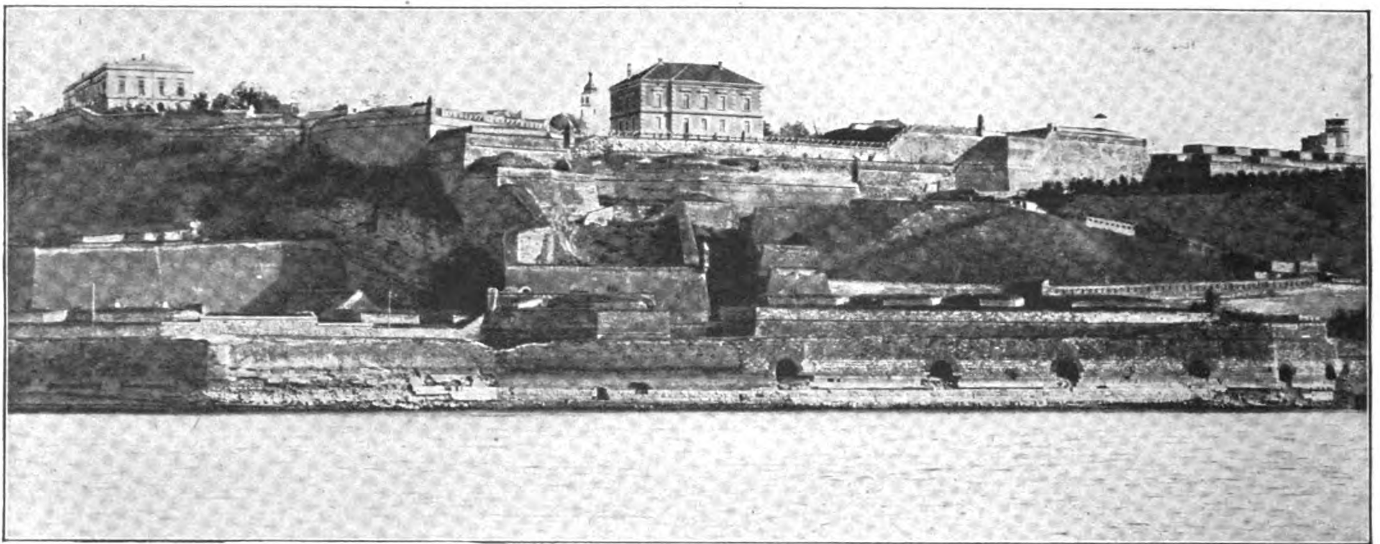


Wegnahme des montenegrinischen „Langen Tom" bei Bileca. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

braven Reiter haben sich durch Überbringen von Meldungen äußerst verdient gemacht. Unbekümmert um den Kugelregen haben sie die Verbindung mit der Artillerie und den seitwärts kämpfenden Divisionen hergestellt und so zum endgültigen Erfolg beigetragen. Grauenhaft ist das Bild, das sich uns im Dorfe bietet, die zerschossenen, zum Teil brennenden Häuser und die große Zahl der Gefallenen, unter ihnen auch viele Offiziere.

Unsere Patrouille reitet am Abend auf Befehl des unserer Armee würdig anreiht." (Hierzu unser Bild auf Seite 437.)

Auf Seite 330 teilten wir mit, daß Reims am 4. September ohne Kampf besetzt worden war und eine willkommene Siegesbeute, Flugzeuge und Motoren, im dortigen Luftschifferpark gemacht wurde. Wir haben aber diese Stadt zunächst nicht gehalten, denn unterm 20. September meldete das Große Hauptquartier: „Im Angriff gegen das französisch-englische Heer sind an einzelnen Stellen Fort-



Die Festung Belgrad.

schritte gemacht. Reims liegt in der Kampffront der Franzosen. Gezwungen, das Feuer zu erwidern, beklagen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Anweisung zur möglichsten Schonung der Kathedrale ist gegeben."

Die Franzosen verbreiteten die Nachricht, daß von den Deutschen aus Barbarei auf die geschichtlich und kunsthistorisch denkwürdige Kathedrale geschossen werde, sie verschwiegen aber dabei die Tatsache, daß sie selbst auf dem Gotteshaus einen Beobachtungsposten errichtet hatten, was natürlich die Beschießung unvermeidlich machte. In folgendem Schreiben an die Mächte erhob die französische Regierung Einspruch:

„Ohne den Schein der militärischen Notwendigkeit anführen zu können, haben deutsche Truppen aus reiner Zerstörungsucht den Dom von Reims planmäßig heftig beschossen. Augenblicklich ist die berühmte Hauptkirche eine Ruine. Es ist Pflicht der französischen Regierung, diese abscheuliche Tat des Vandalismus, der dadurch, daß ein Heiligtum unserer Geschichte dem Feuer übergeben wurde, die Menschheit eines unvergleichlichen künstlerischen Erbteiles beraubte, der allgemeinen Entrüstung preiszugeben.

Delcassé."

Die deutsche Regierung gab darauf folgende Erklärung ab:

„Die französische Regierung hat sich leider nicht vor einer verleumderischen Entstellung der Tatsachen gescheut, wenn sie behauptet, daß deutsche Truppen ohne militärische Notwendigkeit den Dom von Reims zur Zielscheibe eines systematischen Bombardements gemacht hätten. Reims ist eine ‚Festung', die von den Franzosen noch in den letzten Tagen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln ausgebaut worden ist und zur Verteidigung ihrer jetzigen Stellung benutzt wird. Bei dem Angriff auf diese Stellung wurde das Bombardement von Reims leider zu einer Notwendigkeit. Befehle waren erteilt, die berühmte Kathedrale hierbei zu schonen. Wenn es trotzdem wahr sein sollte, daß bei dem durch den Kampf hervorgerufenen Brand von Reims auch die Kathedrale gelitten hat — was wir zurzeit nicht festzustellen vermögen —, so würde das niemand mehr bedauern als wir. Schuld tragen allein die Franzosen, die Reims zur Festung und zu einem Stützpunkt ihrer Verteidigungstellung gemacht haben. Wir müssen energischen Protest gegen die Verleumdung erheben, daß deutsche Truppen aus Zerstörungswut und ohne dringendste Notwendigkeit Denkmäler der Geschichte und Architektur zerstören."

Diese Tatsache wird auch im neutralen Ausland, nachdem dort längere Zeit die französische Darstellung geglaubt worden war und zu Entrüstungskundgebungen von künstlerischen Körperschaften geführt hatte, anerkannt. So schrieb die „Neue Züricher Zeitung": „Es muß mit allem Nachdruck der Auffassung entgegengetreten werden, daß die Kathedrale absichtlich vom deutschen Heer unter Kanonen genommen worden sei. Daß auch die französische Regierung in ihrem Protest diese Auffassung sich angeeignet und keck behauptet, einzig aus Zerstörungswut hätten die Truppen die Kathedrale einer planmäßigen Beschießung unterzogen, ändert an der offensichtlichen Unrichtigkeit dieser Behauptung nichts. In dieser Beziehung können wir uns unbedingt auf Mitteilungen des Generalstabs verlassen. Es ist also daran festzuhalten: die französischen Truppen selbst haben nichts getan, das Artilleriefeuer von Reims abzulenten. Vom Feinde aber diese Rücksicht zu erwarten, wäre doch recht naiv."

Sogar die „Times" erkannten die Berechtigung der deutschen Beschießung an.

Von dem Gelände an der Aisne, wo sich unsere Truppen auf so lange



Phot. Mocsigay, Hamburg.

Mühlenwache in Masny—St. Pierre (Nordfrankreich).

Zeit festsetzen mußten, entwarf William Maxwell im „Daily Telegraph“ unterm 23. September folgendes Bild, bei dem man immer beachten muß, daß die Farben in einem den Deutschen ungünstigen Sinne gemischt sind:

„Das ist eine Belagerung, keine Schlacht. Vor ein paar Tagen sagte mir ein gefangener Deutscher: ‚Diese Stellung können wir drei Monate lang halten, falls es nötig ist.‘ Damals dachte ich, er wolle prahlen. Aber augenscheinlich wußte er Bescheid.

Während die deutschen Heere nach der Marne marschierten, waren gleichzeitig Tausende am Werke, um hinter ihnen Verschanzungen anzulegen, Geschützaufstellungen herzurichten, Blockhäuser und vorübergehende Festungswerke an der Aisne und zwischen den Hügeln um Reims zu erbauen. Die Leute redeten über diese Vorsichtsmaßregeln als Beweise von Schwäche und Mangel an Selbstvertrauen. Aber sie waren keineswegs von dieser Art. Sie waren gesunder Menschenverstand und vernünftige Voraussicht. Ein guter General sieht sowohl hinter wie vor sich.

Das Gelände, das der Feind jetzt besetzt hält, ist schwierig. Die Mitte, von Soissons nach Reims, ist hügelig und stellenweise fast abschüssig. Westwärts, zwischen Soissons und der Oise, und ostwärts, zwischen Châlons und der Maas, ist das Land offen und wellig mit langen Höhenzügen und zerstreuten Gehölzen und Weilern. Es gibt aber noch eine andere Eigenart hier im Westen, der die Soldaten viel Bedeutung beilegen und von der sie in fast geheimnisvollen Tönen sprechen. Das sind die Steinbrüche.

Diese Steinbrüche, die sich ostwärts hinziehen von dem Forst von Laigue bei Compiègne, liefern einen harten, weißen Stein, der in dicke Blöcke geschnitten wird und für bedeutendere Gebäude gebraucht wird. Die Steinbrüche sind zum größten Teil deutsche Unternehmungen. Die Galerien und Höhlen, aus denen der Stein gebrochen wird, dienen dem Feinde jetzt als Forts und verstärken seine Stellung gewaltig. Man kann die ganze Linie, die die Deutschen innehaben, vergleichen mit einer Festung, die von verschanzten Lagern eingefaßt wird, aber ohne alle die Einschränkungen und Behinderungen solcher Verteidigungen. Und aus diesem Grunde ist die Schlacht an der Aisne eine Belagerung geworden.

Wenn die Fortschritte langsam und unsicher sind, so liegt es daran, daß die Schwierigkeiten groß und unerwartet sind. Hinter dem offenen Lande liegen vor uns die Steinbrüche, die einen unangreifbaren Wall bilden, der bei Olancourt am nördlichen Rande des Forstes beginnt und sich in Abständen auf Meilen hin ostwärts erstreckt.

Unsere eigenen Techniker hätten keine furchtbareren Stellungen für die schweren Batterien und Maschinengewehre erfinden und errichten können als die sind, die der Feind entlang diesen Linien aufgestellt hat. Sie im Sturmangriff zu nehmen, ist unpraktisch; sie zu bombardieren, ist lediglich Vergeudung von Zeit und Munition. Die schweren Geschütze der Franzosen sind gewaltige Waffen und ihre Hochexplosionsgeschosse sind von zerstörender und tödlicher Kraft. Ich habe einige erstaunliche Beweise hierfür gesehen. Ein Schloß, das die Deutschen besetzt hielten, geriet vor einigen Tagen unter das Feuer dieser Geschütze, und sein Inhalt wurde buchstäblich zu Pulver zermahlen; selbst die Blätter der Bücher waren wie Asche. Aber gegen Gesteinsmassen, wie sie hier vorliegen, haben selbst die mächtigsten Geschütze wenig Wirkung und lassen die deutschen Verteidiger unbewegt.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Beschießung und Erstürmung Belgrads.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie das Bild Seite 434 oben.)

„Stadt und Festung Belgerad“, die Serbenhauptstadt, wurde durch österreichisch-ungarische Balkanstreitkräfte eingenommen! Auf ihren Wällen und Bastionen wehte wieder einmal, wie schon zu mehreren Malen seit zwei Jahrhunderten, stolz die Standarte der Habsburger. Eine Überraschung ist es nicht, denn man hat nie daran gezweifelt, daß die tapferen österreichisch-ungarischen Truppen, wenn es im Willen der Heeresleitung gelegen hätte, die starken, nordwärts gerichteten serbischen Stellungen in und um Belgrad schon längst glänzend genommen haben würden. Aber, wie bekannt, ließ die Leitung schon zu Beginn des Krieges erklären, daß das Strafgericht, das Serbien treffen soll, mit Rücksicht auf die Bekämpfung der russischen Übermacht im Norden vorläufig zurückgestellt werden müsse und daß man sich auf die militärische Einschließung und die gelegentliche Abwehr beschränke. Erst zu Anfang November wurde der Befehl gegeben, zum allgemeinen Angriff vorzugehen. Und was man erwarten durfte, traf ein: es ging von Stund an machtvoll vorwärts.

Von zwei Seiten her traten die österreichisch-ungarischen Truppen den Vormarsch an. Der Drinaarmee im Westen gelang die schwierigste Aufgabe, binnen wenigen Wochen den verzweiflungsvoll kämpfenden Gegner unter starken Verlusten aus allen Stellungen bis über den wichtigen Schlüsselpunkt Valjevo hinaus zu werfen und ihn zu zwingen, sich in der Richtung auf Kragujevac zu neuem Widerstande zu sammeln. Gleichzeitig überschritt eine Armee die Save über die von den k. u. k. Pionieren erbaute Kriegsbrücke, die Slawonisch- mit Serbisch-Mitrowitza verbindet. Hier wehte am rechten Ufer auf dem alten serbischen Flaggenmast eine blau-weiß-rote Fahne, die serbische; aber die findigen Soldaten hatten sie bald umgekehrt, und nun zeigte sie die kroatischen Farben, Rot-Weiß-Blau. Schon in der Nacht vom 1. auf den 2. November wurde hier die zweite serbische Armee in der Stärke von vier bis fünf Divisionen nach



Phot. A. Grohs, Berlin.

Ein deutsches Motorboot mit Maschinengewehr auf einer Patrouillenfahrt.

hartnäckigen und blutigen Kämpfen aus ihren starken Felsbefestigungen abgedrängt und Schabatz erstürmt. Am 11. November waren die Serben gezwungen, Mišas zu räumen, am 12. befanden sich unsere Verbündeten schon bei Novoselo, und am 14. waren sie bis Stela an der Save vorgedrungen. Am 15. standen die österreichisch-ungarischen Streitkräfte bei Obrenovac, nur noch acht Kilometer südlich von Belgrad. Damit war im Norden die ganze Macwa und das Grenzland entlang der Save in österreichischem Besitz. Es war eine harte Arbeit, und man muß den Truppen alle Bewunderung zollen, daß sie die lange Strecke in dem spätherbstlich morastigen Grunde binnen wenigen Tagen kämpfend überwanden, in einem Gelände, das selbst zur nächtlichen Rast vielfach nur knietiefen Schlamm oder die verfaulten Stoppeln der durchweichten Maisfelder bot. Ganze Gräberreihen bezeichnen den Weg, den sie genommen; schon sind die Stätten vom Wasser zersetzt, die Kreuze im Morast halb versunken.

An allen diesen Kämpfen entlang der Save haben auch die kleinen Donaumonitore „Körös", „Maros" und „Leitha" durch ihr vernichtendes Flankenfeuer, das sie in die gegnerischen Stellungen vom Flusse her entsendeten, erfolgreichen Anteil genommen, während die größeren Schwesterboote im Verein mit den schweren Haubitzen der Laudonschanzen in Semlin den Kalemegdan, das ist die Festung Belgrad, und die benachbarten befestigten Uferstellungen unter Feuer nahmen. Es sind kleine flinke Nußschalen, diese Monitore, 1,20 Meter tief gehende Flußboote, die von den Serben den Kosenamen „Fliegende Teufel" erhielten, wohl auch gumske Tadje (Gummischiffe) genannt werden, weil die Granaten der kleinkalibrigen serbischen Feldgeschütze an ihrer Panzerung, die an der stärksten Stelle 70 Zentimeter dick ist, glatt abprallten. Dagegen vermochten die Monitore schwererem Festungsgeschütz nicht standzuhalten; gegen dieses kämpften sie in der Weise, daß sie dem Feinde jeweils ein halbes Dutzend Granaten zusandten und dann blitzschnell verschwanden, um eine neue Angriffsstellung aufzusuchen. Sie haben so in dem von Minenfeldern reich besetzten Flußgebiet manches kecke Husarenstückchen ausgeführt und sich dadurch den Haß der Serben zugezogen, deren Regierung sich im Verlauf der Kämpfe sogar dazu verstieg, einen Preis von tausend Dinaren für die Gefangennahme eines Offiziers und fünfzig Dinare für jeden Matrosen auszusetzen.

So vorbereitet kam der 2. Dezember und damit der Tag des 66jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs heran, an dem der dreifache Gürtel der feindlichen Stellungen und mit ihm die Serbenhauptstadt selbst unter Führung des Generals der Infanterie Liborius Ritter v. Frank vollends genommen werden sollte. Schon waren nach mehrtägigem Artilleriefeuer die serbischen Batterien am Avolaberg, am Topschida und am Bonovoberg zum Schweigen gebracht worden, als der Sturm von Norden her auf zwei Seiten zugleich erfolgte. Ein Teil setzte frühmorgens auf Hunderten von bereitgestellten Kähnen und Dampffähren über die Save, drang über die Zigeunerinsel vor, vertrieb durch einen schneidigen Bajonettangriff den hinter dem Eisenbahndamm stehenden Feind, nahm den Topschidaberg und setzte sich in den Besitz des westlichen Stadtteils. Ein anderer stürmte über die Eisenbahnbrücke, die für den Fußverkehr wieder hergestellt worden war und nahm die Bahnhofsgegend. Zugleich drangen auch aus dem Süden die Truppen siegreich vor, die entlang der Save bis nach Obrenovac sich durchgekämpft hatten. So war also Belgrad, dank der ausgezeichneten Führung und der Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten, verhältnismäßig leicht und fast ohne Blutopfer genommen. Als es dann aber infolge der widrigen Verhältnisse in Serbien, die jede Verpflegungs- und Munitionszufuhr unmöglich machten, angezeigt erschien, die österreichisch-ungarischen Streitkräfte zurückzunehmen, wurde Belgrad am 15. Dezember wieder geräumt. (Siehe auch Seite 419.)

Das Treffen bei Kolo.

(Hierzu das Bild Seite 428/429.)

Die Deutschen und ihre Verbündeten, die Österreicher und Ungarn, gehen in Russisch-Polen und Galizien naturgemäß nach einheitlichen Gesichtspunkten vor. Die Anfang November 1914 von beiden Armeen eingenommenen Stellungen bedurften beim Erscheinen starker russischer Kräfte am rechten Weichselufer in der Richtung Warschau—Iwangorod einer gründlichen Prüfung, und die deutsche Armeeoberleitung sah sich aus zwingenden Gründen zur Zurückziehung des nördlichen Heeresteils genötigt. War doch die deutsche Truppenmacht überhaupt nur bis zur Weichsel vorgedrungen, um den russischen Vormarsch auf dem rechten Weichselufer nach Möglichkeit aufzuhalten und Zeit zu gewinnen. Der Weichselübergang sollte den Russen nicht leicht gemacht werden.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

General v. Rennenkampf.

Jener Rückgang deutscher Truppen ist von den Russen bereits als Niederlage bezeichnet worden. Mit der deutschen Kriegskunst besser Vertraute urteilten jedoch anders. So schrieb das „Svenska Dagbladet" in Stockholm am 7. November: „Der Rückzug der Deutschen geht ununterbrochen planmäßig vor sich, ohne daß es den Russen gelingt, ihnen irgendeinen schweren Hieb zu versetzen. Wir sehen in diesem Vorgehen nur eine folgerichtige und zielbewußte Durchführung der taktischen Grundsätze, die immer für den zufällig schwächeren Partner gelten, nämlich entscheidenden Kämpfen auszuweichen, bis man selbst sich seinen Hilfsquellen genähert hat und der Feind von den seinen hinweggelockt ist, so daß ein Ausgleich der Stärkeverhältnisse eintritt. General v. Hindenburg weiß sicherlich, was er tut. Der russische Vormarsch in Polen ist, besonders was den nördlichen Flügel betrifft, viel zu eilig, um gegen einen Rückschlag gänzlich gesichert zu sein. Die meisterliche Kautschukstrategie der Deutschen in Ostpreußen — ein elastisches Zurückweichen bei jedem russischen Vorstoß, immer von einer kräftigen und erfolgreichen Offensive gefolgt, wenn der Gegner sich weit genug vorgewagt hat — steht in ihrer Art einzig da."

Diese wenigen Sätze bedeuten einen ganzen Feldzugsplan, dessen Geheimnisse nur der genialste Feldherr beherrscht. So verfuhr auch der alte Blücher an der Katzbach, als er seinen Scharen zurief: „Kinder, nun haben wir genug über der Elbe!" Die Russen sollten zwar mit allen Kräften vom Eindringen in preußisches und österreichisch-ungarisches



Der Sturm auf Chevillecourt am 20. September 1914.

Nach dem Bericht eines Augenzeugen gezeichnet von M. Barascudts.



Die zerstörte Kirche in Schneckenbusch bei Saarburg. Phot. Gombert.

Gebiet abgehalten werden; doch durfte die oberste Heeresleitung das wahre Ziel der Operationen nicht aus dem Auge lassen.

Als das schwedische Blatt jene zutreffenden Sätze schrieb, wußte noch niemand von dem Eintritt neuer Kämpfe im Gebiete der Warthe. Die meisterliche „Kautschukstrategie" der Deutschen feierte wieder Triumphe: am Freitag, den 6. November, waren drei russische Kavalleriedivisionen, die die Warta (nach dem Übertritt auf preußisches Gebiet Warthe genannt) oberhalb des Städtchens Kolo überschritten hatten, geschlagen und über den Fluß geworfen worden. Das etwa 10 000 Einwohner zählende Städtchen liegt an demjenigen Punkte des Flusses, von dem ab er sich nach Westen wendet. Die Entfernung zwischen Kolo und Thorn beziehungsweise Posen beträgt zwischen 50 und 60 Kilometer.

Deutsche Kavallerie räumte nicht nur bei Kolo, sondern auch bei Konin mit dem Feinde auf. Um dieselbe Zeit wurden auch an der ostpreußischen Grenze am Wysztytensee starke russische Kräfte mit großen Verlusten an Truppen und Kriegsmaterial zurückgeschlagen.

Wohl hatten die armen Grenzbewohner ein neues Eindringen der Russen befürchtet; allein sie ließen ihre Hoffnung auf den heldenmütigen Sieger bei Tannenberg nicht sinken, und sie ist nicht zuschanden geworden.

General v. Rennenkampf.

(Hierzu das Bild Seite 436.)

Als der Krieg ausbrach, hielt man General Paul v. Rennenkampf für den tüchtigsten russischen Führer. Im Boxerkriege sowohl wie im russisch-japanischen Kriege hatte er sich einen glänzenden Namen gemacht. Die Chinesen nannten ihn nur den „Tigergeneral"; die Japaner schätzten ihn so hoch ein, daß sie nach Asiatenart eine halbe Million Mark für seinen Kopf aussetzten. Allerdings fehlte es damals schon nicht an Stimmen, die ihm mehr soldatischen Schneid und Draufgängertum als strategische Begabung zusprachen. Zu Beginn des Krieges befehligte er die Wilnaer Armee (fünf bis sechs Armeekorps), der Generalfeldmarschall v. Hindenburg an den masurischen Seen eine vernichtende Niederlage beibrachte. In Zivilkleidern mußte Rennenkampf damals Hals über Kopf aus Gumbinnen flüchten, wenige Stunden nach dem Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch.

Aus einer ursprünglich deutschen, leider aber längst stockrussisch gewordenen Familie stammend, ist Paul v. Rennenkampf im letzten Sommer sechzig Jahre alt geworden. Seine Ausbildung erhielt er in der Junkerschule zu Helsingfors; 1873 wurde er Offizier, 1895 Oberst und Chef des 36. Dragonerregiments, 1899 Stabschef der Truppen im Transbaikalgebiet. Im Kriege gegen Japan soll er durch die Eifersucht Kuropatkins in seiner Wirksamkeit stark behindert worden sein. Danach wurde er kommandierender General des 3. Armeekorps in Wilna und im Jahre 1913 Oberbefehlshaber des ganzen Wilnaer Militärbezirks. In den großen Schlachten um Lowicz und Lodz Anfang Dezember wurde ihm ein so großer Anteil an der Niederlage der Russen beigemessen, daß er beim Zar in Ungnade fiel und nach dem Kaukasus versetzt wurde.

Von den tapferen Schwaben.

Nach den Aufzeichnungen eines Oberleutnants vom württembergischen Reserveregiment Nr. 120.

Das württembergische Reserveregiment Nr. 120, aus Reserveleuten und Landwehrmännern zusammengestellt, wurde von Anfang an in die ebenso hartnäckigen wie schwierigen Vogesenkämpfe verwickelt. Mußte hierbei doch Schritt für Schritt Terrain erobert werden, meistens unter sehr erschwerten Umständen. Besonders bei der Erstürmung des Donon zeichneten sich die 120er Reservemannschaften aus, mit wahrer Todesverachtung drangen sie vor.

Auch von Verräterei hatten sie manches auszustehen. Man beschoß sie aus Häusern, hinter deren halbgeschlossenen Fensterläden das verbrecherische, meuchelmörderische Gesindel lauerte, das dann meist den wohlverdienten Lohn empfing.

Eine weitere Aufgabe war die Erstürmung des Dorfes P.; sie erfolgte in finsterer Nacht, fünf brennende Häuser am Dorfeingang beleuchteten den Weg, den die Tapferen zu nehmen hatten. Es wurden Quartiere bezogen, und die Bevölkerung zeigte sich willfährig. Zwei alte Frauen bereiteten zu später Stunde dem Stab noch ein frugales Nachtessen und holten sogar einige Flaschen Rotwein herbei. Das war mehr, als man erwarten konnte in Feindesland! — Anderen Tags übernahm dann wieder die vielberühmte, segensreiche „Feldküche" die Verpflegung der braven Truppen. Von P. marschierten unsere Schwaben gen B., es wurde am Mittag angegriffen und war gegen Abend in deutschem Besitz. Die Stellung der 120er erwies sich aber als ziemlich vorgeschoben, und so wurde der Befehl gegeben, das Bataillon ... solle sich befestigen. Man grub vor dem Dorfe einen Schützengraben, und kaum war der fertig, kamen auch schon die Granaten der Franzosen geflogen. Unheimlich zischte es durch die Luft und schlug fünf Schritte vor der Stelle ein, wo sich der Offizier befand. Glücklicherweise krepierte das Geschoß nicht, diesmal kam man noch einmal mit dem Schrecken davon. Eine Wand des Grabens aber stürzte ein und begrub zwei Leute. Unter dem Erdreich wurde es sofort lebendig, und die total beschmutzten Soldaten erhoben zuerst die Hände, dann den über und über von Schmutz überschütteten Kopf.

Ein paar Tage später ging es nicht so glücklich ab. Es fiel dem Stabe auf, daß das Bataillon, kaum daß es ausgerückt war, sofort auch schon mit allerheftigstem Artilleriefeuer überschüttet wurde. Wie war das nur möglich? In massiven Häusern waren schließlich die Mannschaften untergebracht worden und eines derselben wurde außer von einer Anzahl Leuten auch vom Stabe bezogen. Sonderbar! Nun nahm sich die feindliche Batterie sogar dieses Haus zur Zielscheibe! Es kam eine Granate geflogen

und richtete eine furchtbare Verheerung an. Ein Offizier bekam dann ebenfalls noch eine Verwundung durch eine an der Fensterwand abprallende Schrapnellkugel. Die Verwundung hinderte den Tapferen jedoch nicht, seinen Dienst nach wie vor zu tun. Derselbe Herr entdeckte dann auch im Keller des betreffenden Hauses ein unterirdisches Telephon, das in gerader Linie in Verbindung mit den Franzosen stand und von einem der französischen Hausbewohner bedient wurde. Der Mann hatte in jedem Augenblick dem vor dem Dorfe stehenden Feinde die Maßnahmen der Deutschen verraten können. Nun wußten die braven Schwaben, weshalb sie überall so hart bedrängt worden waren. Verrat war im Spiel gewesen!

In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober hatten die Franzmänner unseren Schwaben noch eine besondere Überraschung zugedacht. Sie wollten sie um drei Uhr morgens überfallen, aber unsere Tapferen lagen auf der Lauer. Es wurde der strenge Befehl gegeben, nicht eher zu schießen, als bis die Offiziere „Feuer“ befehlen würden. Man ließ also die dichte Schützenlinie herankommen. Dann ertönte ein Pfiff des Kommandierenden, und ein Höllenfeuer begrüßte die Rothosen aus nächster Nähe. Nur wenigen ist es gelungen, zu entkommen. Die braven Schwaben aber vom 120. württembergischen Reserveregiment riefen laut „Hurra“. Sie selbst hatten keinen einzigen Mann verloren.

Die von Schneckenbusch.

(Hierzu das Bild Seite 438.)

Nicht nur in den Schützengräben und hinter den donnernden Kanonen, nicht nur in den Kolonnen, die durch den Granatenregen stürmen und mit hellem Ruf die Fahnen grüßen, ehe sie fallen, sind die Helden zu finden. Die Tag und Nacht saßen und mit dem eigenen Leib die Kinder decken mußten, als der Krieg durch Lothringen raste, zählt das dankbare Volk jenen anderen Helden zu. Die am Morgen nach dem 21. August die Trümmer wegräumten aus den Gehöften und von der Dorfstraße und dann still an die Arbeit gingen: Frauen und Greise hinter dem Pflug her, grüßen wir, wie man Helden grüßen muß.

Fragt die von Schneckenbusch, was sie am 20. August erlebten! Sie erzählen von einem Tag, der über das kleine Dorf wie das Weltgericht kam. Sie führen durch Häuser, die niedergebrochen sind; in Keller, die ihnen und ihren Kindern Zuflucht boten; durch die Straßen, die verstummten, als die Nacht kam, die stille Nacht hinter dem schreienden, geängsteten Tag her; zu ihrer Kirche, die zerstört ist. Und sie erzählen! Droben liegt Saarburg. Von den Höhen herab kamen die Granaten. Und ringsum, Höhe um Höhe brüllte auf. Da prasselten von den Dächern die Ziegel, da sprangen die Fenster in Scherben; es stürzten die Mauern, und Flammen zuckten hoch. An Schneckenbusch führt der Rhein-Marne-Kanal vorbei. Der Kanal war den französischen Truppen Stützpunkt, und um Schneckenbusch her begegneten sich die Heere. Das französische, das von Westen gekommen war, durch die stillen Vogesenwälder, und das am 20. August schon wußte: die Schlacht ist verloren; und die Bayern, die von Osten und Nordosten her wie ein Sturmwind über die französischen Kolonnen kamen. Hinter jeder Hecke im heckenreichen Land, hinter jedem Baum, hinter den niederen Gartenmauern, in den Kellern duckten sich die Weichenden, duckten sie sich vor dem furchtbaren Anprall bayrischer Kraft. Und es half ihnen doch nicht. Der Sturmwind trieb sie zurück, warf die Kolonnen um wie ein überreifes Ährenfeld, fegte Feld und Dorf rein und gab der Ebene um Saarburg her ihre Ruhe wieder.

Das sahen die von Schneckenbusch. Sie hörten, in den Kellern geborgen, das Brausen und Toben und wußten: niemand hält diesem Riesen stand, der sein Recht verteidigt und seiner Heimat Feinde jagt, daß sie Rettung suchen hinter den hohen Mauern ihrer Festungen. Aber für die Leute von Schneckenbusch ward der Tag noch furchtbarer. Das werden sie nie wieder den Franzosen vergessen, wie man sie aus den Kellern drängte, durch die Dorfstraße, über die die Granaten hinzischten; wie man sie in die Kirche trieb, an deren Wände und auf deren Dach die französischen Granaten aufschlugen. Die Stunden der Not und der Todesangst vergessen sie ihnen nicht mehr. In der Kirche zu Schneckenbusch fielen neun Männer und Frauen, von Granaten und stürzendem Mauerwerk erschlagen — und laut zeugt gegen Frankreichs Heere, die nach Lothringen gekommen waren, die verwüstete Kirche, der Blutfleck an der Wand, der zerschlagene Christus, zeugen die neun Gräber auf dem Friedhof bei der Kirche.

Erlösung war's, als die deutschen Truppen kamen, die Befreier Lothringens von Tagen der Angst und des Zitterns.



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken.

Das erste Kriegerdenkmal 1914 auf dem Dünkelsberg bei Saarburg.

Zur Erinnerung an die im Kriege gegen Frankreich bisher gefallenen Kameraden errichtet vom Landsturm-Infanteriebataillon Neustadt a. d. H.

Auf der Brücke, die über den Kanal nach Schneckenbusch führt, hält der deutsche Landsturm jetzt Wacht. Und wenn die stillen Lothringer, die wortkargen und verschlossenen, zu dieser Wacht hinsehen, werden die Augen ihnen warm; deutsche Treue steht, und die Flut, die im August von den Wäldern her sich in das Saarburger Land ergoß, bricht sich an dem Wall, der jenseits der Wälder, jenseits der Grenze von deutschen Truppen errichtet ist. Noch liegen die Häuser niedergebrochen. Noch sind die Wunden offen, die der August Lothringen schlug. Die Glocken sind verstummt. In Scheunen kommen, die daheim blieben, zusammen, wenn sie die Hände falten und die Knie beugen wollen vor dem Ewigen. Und wenn durch alle deutschen Lande der Ruf gehen wird: Viktoria! und Frieden!, wenn die Glocken von allen Türmen läuten werden, die von Schneckenbusch werden's hören von ferne. Aber eines ganzen Volkes Dankbarkeit und Treue wird ihnen ihre Kirche wiederbauen und ihre Häuser, und ein ganzes Volk wird des Tages sich freuen, an dem auch in Schneckenbusch und in den Dörfern um Saarburg die letzte Spur dieser schweren Tage getilgt ist. Die sie durchbangten und durchlitten, die stillen Helden vom 20. August, grüßen wir heute, sie und die anderen, die im Schatten der Häuser von Schneckenbusch schlafen. Und mit dem Land, das wieder zum Leben erwacht, freuen wir uns: Lothringen, dessen Erde das Blut unserer Tapferen trank, bleibt deutsches Land.

Die „technischen Truppen" Österreich-Ungarns.

(Hierzu die Bilder Seite 426 und 427.)

Da in diesem Krieg die technischen Arbeiten der Truppen, insbesondere der Bau von Schützengräben, von Deckungen, dann die Zerstörung und der Wiederaufbau von Brücken, endlich die Instandsetzung der Festungen eine so große Rolle spielen, verlohnt es sich, die „technischen Truppen" auch der österreichisch-ungarischen Monarchie eingehender zu besprechen. Sie werden gebildet von der Sappeurtruppe und der Pioniertruppe; aber abgesehen von diesen, besitzen auch Infanterie, Kavallerie und Artillerie eigene technische Ausrüstungen. Die Infanterie ist mit kurzgestielten Infanteriespaten und mit hammerförmigen Beilpicken ausgestattet. Jedes Infanterie- und Jägerbataillon hat außerdem je eine Pionierabteilung, so daß das Regiment durch Zusammenziehung dieser Abteilungen über je eine Regimentspionierabteilung verfügt.

Die Sappeurtruppe hat zur Aufgabe den Bau von Befestigungen, Straßen, Eisenbahnen und Brücken. Die Sappeurtruppe der österreichisch-ungarischen Monarchie besteht aus 16 Sappeurbataillonen. Unter ihren zumeist aus der technischen Militärakademie hervorgegangenen Berufs- und ihren durch eine entsprechende Tätigkeit im bürgerlichen Beruf gut vorbereiteten Reserveoffizieren haben die Sappeure im gegenwärtigen Kriege, insbesondere in Galizien, Hervorragendes geleistet.

Unser Bild auf Seite 426 zeigt eine Abteilung dieser Truppe, wie sie eben das äußere Fort einer Festung durch einen entsprechenden Bau ergänzt. Für den Krieg in Serbien sind besondere, für den Gebirgskrieg ausgestattete und ausgebildete Sappeurabteilungen zur Verwendung gelangt. Sie sind hauptsächlich auch mit Werkzeugen versehen, die sich für Arbeiten in steinigem Boden eignen.

Die Pioniertruppe der österreichisch-ungarischen Monarchie besteht aus acht Bataillonen und einem Brückenbataillon. Ihre Aufgabe ist in erster Linie der Wasserdienst; hierzu gehören insbesondere der Bau von Kriegsbrücken und die Durchführung von Überschiffungen.

Die Konstruktion der Brücken ist je nach den Verhältnissen sehr verschieden. Sehr interessant ist der Bau der Seilbrücken, die unser zweites Bild (Seite 427) veranschaulicht. Auch die österreichisch-ungarischen Pioniere haben in diesem Kriege bisher schon eine große Rolle gespielt und sich vielfach ausgezeichnet. Dies gilt sowohl für den nördlichen, wie insbesondere auch für den südlichen Kriegschauplatz. Im Norden sind die Pioniere vorzüglich am San, an der Weichsel und am Dnjestr, im Süden an der Donau und Save, hauptsächlich aber an der Drina tätig gewesen. Gleich in den ersten Tagen des Krieges der Monarchie gegen Serbien hörte man von einer bedeutenden Heldentat der Pioniere. Am 28. Juli, also schon am Tage der Kriegserklärung, gelang es einer kleinen Abteilung Pioniere, im Verein mit Mannschaften der Finanzwache, bei Semlin zwei serbische Dampfer, die mit Munition und Minen beladen waren, wegzunehmen. Nach kurzem, heftigem Kampf wurde die an Zahl überlegene Schiffsbesatzung überwältigt, und die Schiffe samt deren gefährlicher Ladung gelangten in den Besitz der Sieger.

Französische Fliegerpfeile.

(Hierzu das Bild Seite 444 unten.)

Als vor ungefähr zwei Jahren ein Franzose ein Patent nahm auf einen Pfeil, der durch Flieger auf feindliche Truppen geschleudert werden sollte, knüpfte man jenseits der Vogesen sogleich die kühnsten Hoffnungen an die Wirkungen dieser neuartigen Waffe. Unsere Krieger haben jetzt vielfach Bekanntschaft mit diesem Wurfgeschoß gemacht, und das Urteil lautet nach einem Bericht von Unterarzt Dr. Volkmann im Stuttgarter Ärzteverein: „Mehr lästig als gefährlich." Wohl waren bei dichtgedrängt liegenden Abteilungen bis 33 Prozent Treffer zu verzeichnen, aber nur wenig tödliche; die weitaus größte Zahl der Wunden war leicht, wie einfache Stichverletzungen im Frieden, und heilte in wenig Tagen unter einem einfachen Verband. Vergiftungserscheinungen, die man anfänglich befürchtete, traten nirgends auf; auch wurden große Blutgefäße oder gar Knochen nur selten verletzt. Bei günstigem Auftreffen kann ein solcher Pfeil allerdings den sofortigen Tod herbeiführen. Die Pfeile wiegen je 16 Gramm, bestehen aus Preßstahl von 8 Millimeter Dicke, sind 10 bis 12 Zentimeter lang und am unteren Ende nadelscharf zugespitzt. In den beiden oberen Dritteln sind nur vier dünne Rippen übrig gelassen, die im Querschnitt ein Kreuz ergeben. Durch diese Verminderung im oberen Teil ihrer Masse sausen die Pfeile fast senkrecht zu Boden; auch wurde beobachtet, daß sich der von einem Flieger damit bestrichene Raum über ein ganzes Bataillon erstreckte. Aber sie können neben sonstigen notwendigen Dingen wohl kaum in so großen Mengen mitgeführt werden, daß die Beschießung für den Fortgang des Gefechtes von nachhaltiger Wirkung wäre, besonders beim Kampf von Schützengraben zu Schützengraben oder in lang ausgezogenen Linien.

Spahis auf Feldwache.

(Hierzu das Bild Seite 441.)

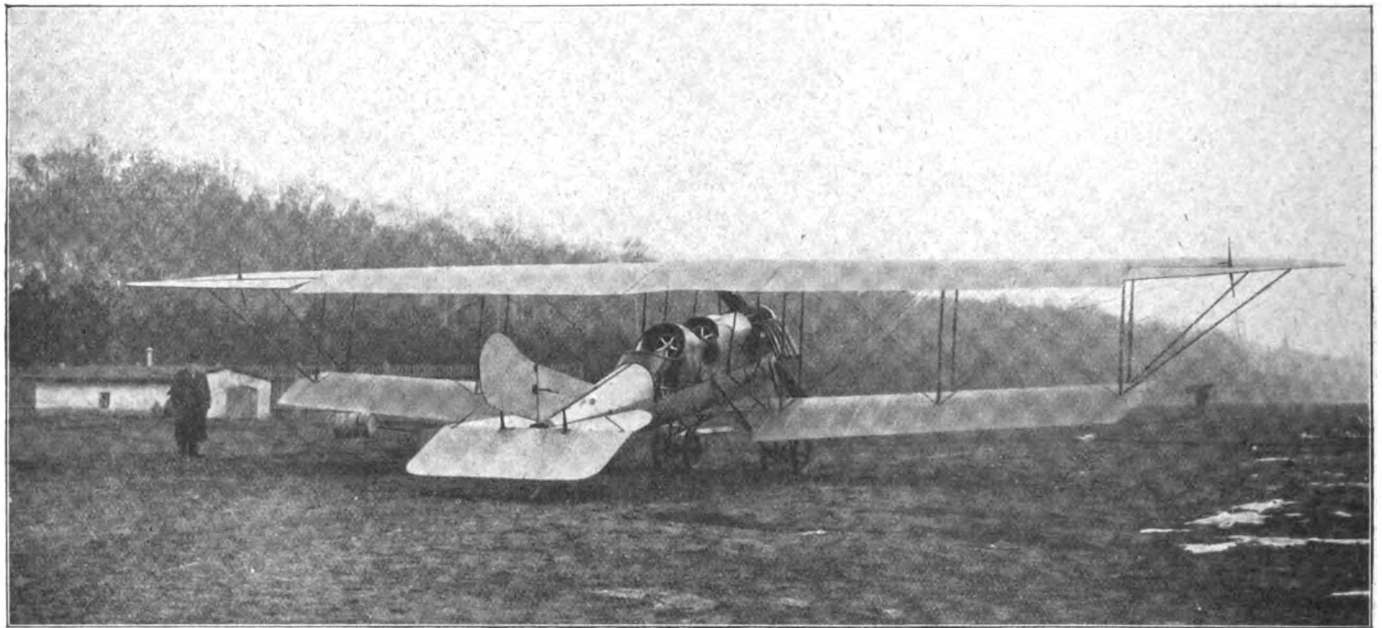
Zur Verstärkung ihrer Streitkräfte hat die französische Regierung auch Kolonialtruppen aus dem nahen Afrika nach dem Festlande schaffen lassen. Frankreich verfügt in Afrika über 4 Zuavenregimenter, 5 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 4 Regimenter eingeborener Schützen (Turkos), 2 Fremdenregimenter, 12 Bataillone Senegalschützen (Neger), 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique und 6 Regimenter Spahis. Nach dem Gesetz vom 7. Juli 1900 können diese Kolonialtruppen neben ihrer Verwendung in den Kolonien auch zur Verteidigung des Mutterlandes herangezogen werden, was Frankreich bekanntlich schon in dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 getan hat.

Auch diesmal sind diese zum Teil noch halbwilden Horden auf die deutschen Truppen gehetzt worden. Besonders bei den Kämpfen in den Vogesen sind unsere Soldaten mit Turkos, Senegalschützen und den leichten Reitern der Spahiregimenter zusammengestoßen. Die Spahis eignen sich sehr gut zu Aufklärungsdiensten, denn in einem unbemerkten Heranschleichen an den Feind sind sie Meister. Auf ihren ausdauernden arabischen Pferden sind sie überaus beweglich, wie der Blitz bald hier, bald da. Sie sind zum Teil wie die französische Kavallerie organisiert, zum Teil bestehen die Regimenter aus zwei mobilen Eskadrons und drei Escadrons sédentaires, die im Lande bleiben und mit ihren Familien in Zelten hausen. Die ersteren werden von europäischen Offizieren befehligt. Die Uniform ist ähnlich der der Turkos; sie tragen gelbe Reiterstiefel, den Burnus auf dem Kopf und den weiten, weißen arabischen Mantel mit Kapuze. Die Bewaffnung besteht aus modernen Karabinern und schweren geschweiften Säbeln, die eine gefährliche Hiebwaffe abgeben. Ob diese Reiter sich aber für den europäischen Kriegschauplatz mit der modernen Kriegführung ebensogut eignen, wie für die Verwendung im eigenen Lande, das bleibt einstweilen noch zu bezweifeln; jedenfalls



Algerische Spahis und Chasseurs d'Afrique im Oberelsaß auf Feldwache im Morgengrauen.

Nach einer Originalzeichnung von C. Liebich.



Deutscher Mars-Doppeldecker (auch im englischen Heere vertreten).

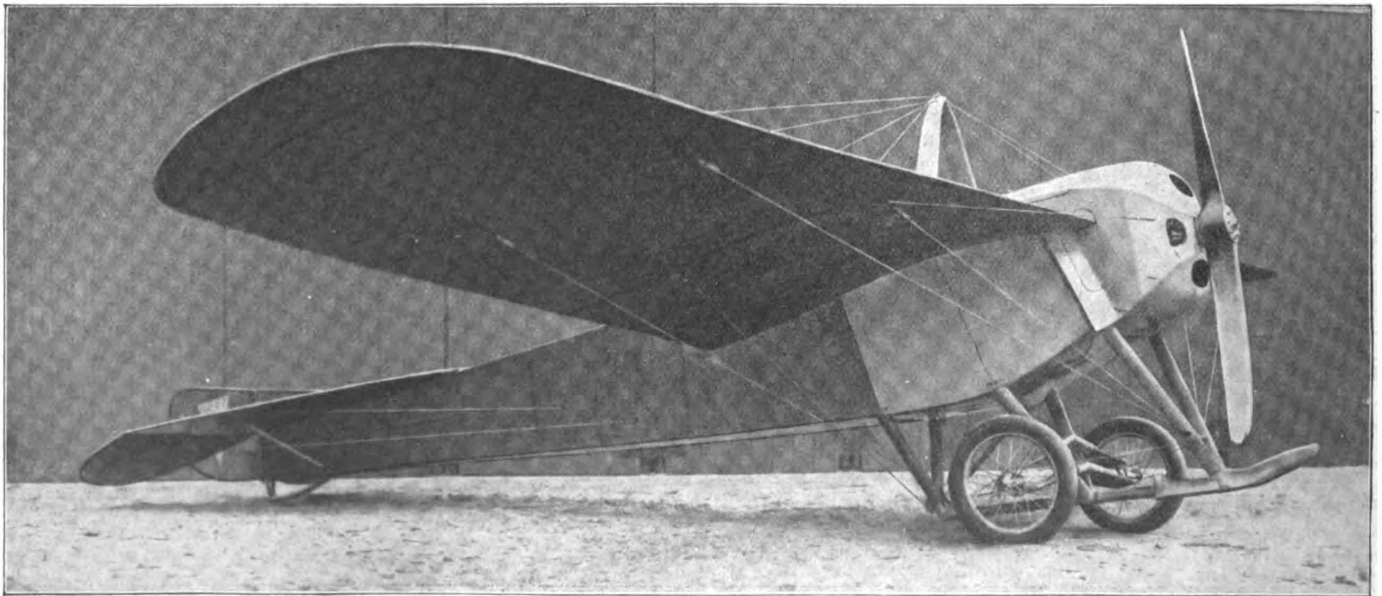
hat man von besonderen Taten dieser Truppe in diesem Feldzuge noch nichts vernommen.

Unser Bild zeigt eine Spahiabteilung auf Feldwache im freien Gelände. In der Ferne erblicken wir den Posten, der aufmerksam in der Richtung nach dem Feinde ausspäht. Um ein Wachtfeuer fröstelnd gelagert, hockt die Wachtmannschaft, die sich in ihren heimatlichen Lauten unterhält. — Wie im Kriege 1870/71, so haben auch diesmal die Kolonialtruppen die Grausamkeit des Krieges verschärft. In den Berichten unserer Soldaten und auch nach französischen Meldungen haben die Turkos und die Senegalschützen (Neger) die deutschen Verwundeten und Gefangenen vielfach verstümmelt. So war in dem Tagebuch eines französischen Offiziers zu lesen, daß einer der Marokkaner sechzehn abgeschnittene Ohren in seinem Brotbeutel hatte. Ein anderer führte sogar den abgeschnittenen Kopf eines Deutschen bei sich im Tornister. — Die Heranziehung dieser halbwilden Barbaren gereicht den verbündeten Gegnern wahrlich nicht zur Ehre.

Die Eroberung des „Langen Tom".

(Hierzu die Bilder Seite 432 und 433.)

Die Kämpfe der österreichisch-ungarischen Truppen gegen die Montenegriner erhielten durch das außerordentlich schwierige Gelände ihr besonderes Gepräge. Die Grenze verläuft dort von der 2239 Meter hohen Lijubitschuja Islanina bis zu den Gipfeln zwischen Virpazar und Antivari meist durch rauhes, ödestes Gebirgsland voll Schluchten und Verstecke, aber fast ohne Spur von Pflanzenwuchs und Wegsamkeit. Von Schlachten großen Stils kann dort keine Rede sein. Nach Art des zähen, listenreichen Guerillakampfes erfolgten vielmehr bald da, bald dort kecke Vorstöße in Feindesland, ohne daß erhebliche Truppenmassen in Betracht kamen, und da die österreichisch-ungarische Heeresleitung jene Kämpfe nur als Nebenaktion betrachtete im Vergleich zu den Schlachten in Galizien und Russisch-Polen, setzte sie auch nur soviel Kräfte ein, als zur Abwehr des feindlichen Einbruchs nötig waren. Infolgedessen wurden von dort unten mehr Einzeltaten bekannt, heldenhafte Leistungen kleinerer Gruppen, die auf den Riesenschlachtfeldern hinter dem Gesamtergebnis zunächst verschwunden wären. Eine solche ist die Eroberung des „Langen Tom", des größten Geschützes der Montenegriner, das sie einst von Rußland zum Geschenk erhielten. Eine stattliche Schar Montenegriner war Ende August gegen Bileca vorgerückt und hielt diese Grenzfeste eng umschlossen. Gegen sie marschierte die 3. österreichisch-ungarische Gebirgsbrigade unter Befehl des Generalmajors Heinrich v. Pongracz, sowie Truppen aus Trebinje und Bileca unter Oberst Bertolas. In mehrtägigen heißen Kämpfen wurden die Söhne der Schwarzen Berge über ihre Grenze zurückgeworfen und die hart bedrängte Besatzung von Bileca befreit. Die österreichisch-ungarischen Truppen, unter denen sich besonders Mann-



Deutscher L.-V.-G.-Renn-Eindecker mit deutschem Gnômemotor.
Vertritt den Typ der schnellen französischen Eindecker.



Deutscher Albatros-Militär-Doppeldecker mit Mercedesmotor.

schaften vom vierten Bataillon des Infanterieregiments Nr. 37 unter Major Alexander v. Balogh auszeichneten, nahmen im Sturm die Höhen von Mali Bardar, Kovceg und den Gipfel des Koskot, von wo die feindliche Artilleriestellung wirkungsvoll beschossen werden konnte. Schließlich drang ein Zug 37er unter den Kadettaspiranten Matthias Kristof und Dr. Ernst Lakatos als erste in die feindlichen Stellungen ein. Es kam zu einem wütenden Handgemenge, in dem die Montenegriner unterlagen, und der „Lange Tom" blieb samt einer großen Menge Munition in den Händen der Sieger.

Die Flugzeuge der kriegführenden Staaten.

Von Alexander Thurau (Berlin).

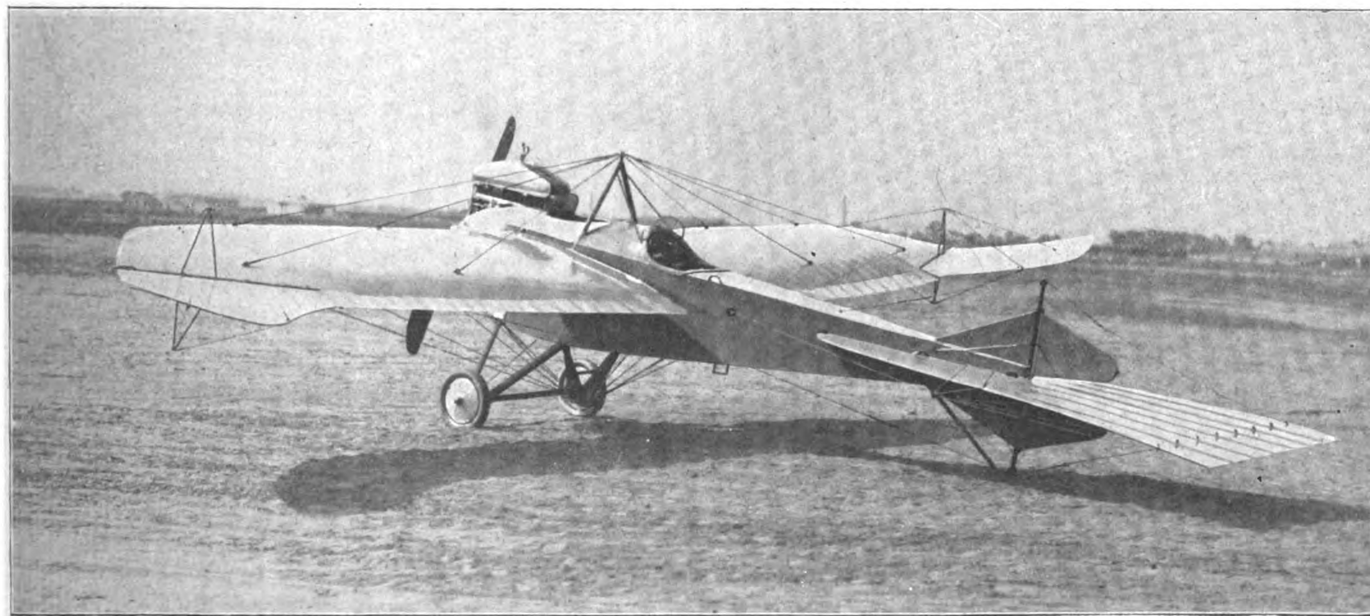
(Hierzu die Bilder Seite 442—444.)

In dem gewaltigen Völkerringen, das jetzt auf der Erde tobt, findet zum erstenmal ein Kriegswerkzeug größere Anwendung, auf das man viele Hoffnungen gesetzt hatte: das Flugzeug. Es wird teils zur Aufklärung, zur Beobachtung der Artilleriewirkung, teils als Angriffswaffe verwendet. Entsprechend diesen verschiedenen Aufgaben, durch die an die Konstruktion auch verschiedene Anforderungen gestellt werden, baut man die Flugzeuge in den verschiedenen Staaten je nach dem beabsichtigten Zweck. In Deutschland zum Beispiel legt man Wert auf große Tragfähigkeit und Flugsicherheit (Stabilität); in Frankreich dagegen bevorzugt man leichte und schnelle Flugzeuge.

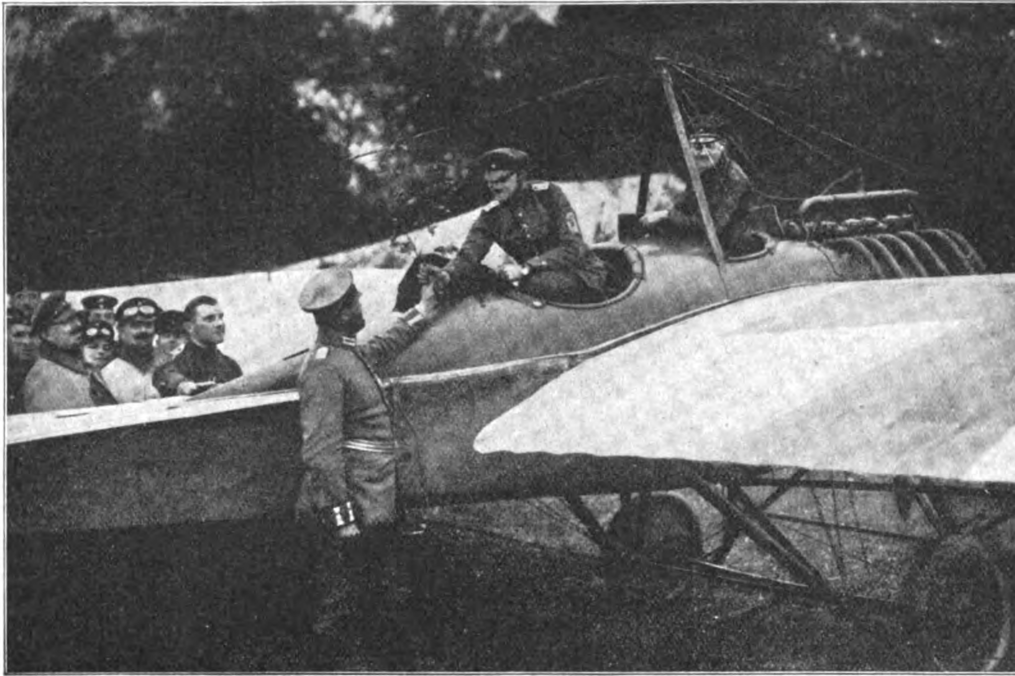
Für jedes Flugzeug bedeutet eine Ersparnis an Gewicht immer eine bessere Ausnutzung der Motorkraft, also eine Erhöhung der Leistung. Die Art und Güte des Materials, der verwendete Motor und die durch ihn bedingte Menge Betriebstoff sind von bedeutendem Einfluß auf das Gewicht. Die französischen Flugzeuge, vor allem die Eindecker, zeichnen sich durch hervorragende Leichtigkeit aus. Von Nachteil ist, daß sie nicht viel tragen können; anderseits, da sie selbst wenig wiegen, vermögen sie einen größeren Teil der motorischen Energie in Geschwindigkeit umzusetzen.

Wie schon vorhin erwähnt wurde, legt man in Deutschland mehr Wert auf große Tragfähigkeit. Unsere Maschinen können bedeutend weitere Strecken mit Beobachter zurücklegen, auch viel mehr Bomben mitführen. Da sie mehr zu tragen haben, müssen sie natürlich fester gebaut sein; das ergibt einen Zuwachs an Gewicht und eine Verringerung der Geschwindigkeit.

Die Flugsicherheit hängt von verschiedenen Umständen ab, nicht zum mindesten natürlich von der Festigkeit, die bei den deutschen Maschinen erheblich höher ist als bei den französischen. Die bedeutendste Rolle aber spielen die Stabilität und die Zentrierung. Stabil fliegt eine Maschine entweder, wenn sie, durch Böen aus ihrer normalen und sicheren Lage gebracht, von selbst in dieselbe



Deutscher Jeannin-Eindecker 1914. (Verbesserte Taube.)



Fliegerleutnant Caspar und der Beobachtungsoffizier Oberleutnant Roos werden bei ihrer Rückkehr vom ersten Flug nach England von der Mannschaft ihrer Fliegerabteilung begrüßt.

zurückkehrt, oder wenn sie sich gar nicht erst aus ihrer Lage bringen läßt. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die „Taube". Unter Zentrierung kann man zweierlei verstehen: einmal die Zusammendrängung aller Gewichte um den Schwerpunkt der Maschine, wodurch die Steuerführung sehr erleichtert wird; sodann aber nennt man eine Maschine zentriert, wenn das schwebende Flugzeug in jeder Lage im indifferenten Gleichgewichte ist. Dadurch wird der Flug sehr ruhig. Die Zentrierung fand zuerst bei den bekannten französischen Eindeckern Anwendung; doch findet man jetzt in allen Ländern zentrierte Flugzeuge. Dagegen haben Deutschland und das verbündete Österreich-Ungarn das Verdienst, die einzigen Länder zu sein, in denen brauchbare stabile Flugmaschinen gebaut worden sind.

Für den Krieg ist die Geschwindigkeit, sei es Flug- oder Steiggeschwindigkeit, von großer Bedeutung. Sie ermöglicht dem Piloten, seine Aufgabe schnell zu erledigen, gewährt ihm einen gewissen Schutz gegen Beschießung und setzt ihn instand, feindlichen Flugzeugen zu entfliehen oder sie seinerseits zu verfolgen. Eine Flugmaschine, die schnell steigt, vermag auf ungünstigem Terrain zu starten, da sie leicht über die das Abflugfeld umgebenden Bäume, Häuser oder gar Berge kommt; fliegt sie niedrig, um genauer beobachten zu können, so ist sie im Falle einer Beschießung durch schnelles Steigen weit besser gesichert als irgendeine andere Maschine. Wohl aus diesen Gründen ist in Frankreich die Stabilität und Tragkraft zugunsten der Geschwindigkeit allgemein vernachlässigt worden.

Was den Motor anbetrifft, so ist in Frankreich fast nur der rotierende Motor mit Luftkühlung verbreitet. Die bekanntesten Systeme sind: Gnôme und le Rhône. Sie haben den Vorteil, daß die Wasserkühlung mit ihren empfindlichen, oft zu Störungen Anlaß gebenden Teilen fortfällt, wodurch das Gewicht bedeutend geringer wird; dem stehen aber die Nachteile gegenüber, daß sie sich schneller abnutzen und der Brennstoffverbrauch erheblich größer ist als bei Standmotoren, so daß der Gewichtsunterschied nach 3—4 Stunden Laufzeit ausgeglichen ist; von da an ist der Vorteil auf seiten des Standmotors. Bei uns sind vor allem die Standmotoren eingebürgert. Auch Österreich baut ganz hervorragende Flugmotoren.

England bezieht seine Motoren größtenteils aus Frankreich, von dem es in der Flugtechnik überhaupt sehr abhängig ist.

In Deutschland erfreut sich die „Taube" der größten Volkstümlichkeit. Sie ist eines der stabilsten Flugzeuge, selbst heftiger Sturm vermag sie nicht aus der Gleichgewichtslage zu bringen. Nicht ganz einfach ist indessen das Landen mit ihr, weil sie träge ist, das heißt, nicht sofort auf das Steuer reagiert. Ein Nachteil der Taube ist ihr langsamer Flug, auch arbeitet sie nicht sehr sparsam. Man hat sie daher vielfach zu verbessern versucht, indem man überflüssige Drähte und Streben fortließ, alle biegsamen Teile, die größerer Bruchgefahr ausgesetzt sind, durch in Scharnieren drehbare Klappen ersetzte usw. Diese verbesserten Tauben, wie zum Beispiel der Rumpler-Eindecker 1914, bekannt geworden durch Linnekogels Rekordflüge, oder der Jeannin-Eindecker 1914 (Abb. S. 443 unten) arbeiten bedeutend sparsamer als die alten Tauben, vermeiden auch deren sonstige Nachteile.

Seit dem letzten Frühjahr zeigt die deutsche Heeresverwaltung, wohl durch Pégouds Leistungen veranlaßt, ganz entgegen ihrer früheren Anschauung ein lebhaftes Interesse für leichte und schnelle Kavallerieeindecker. Sie sind in den meisten Fällen mit deutschen Gnômemotoren (Abb. S. 442 unten) ausgerüstet. Bei den Doppeldeckern (Abb. S. 442 und 443, je oben) hat man in vielen Fällen die Pfeilform, die im Vorjahre Trumpf war, aufgegeben und dafür die Maschine leichter, gedrungener und besser zentriert gebaut. Doch ist die Pfeilform vielfach noch beibehalten worden.

Frankreich ist das einzige der feindlichen Länder, das eine eigene, unabhängige Flugzeugindustrie hervorgebracht hat. Seine leichten, schnellen, zierlichen Eindecker sind über die ganze Erde verbreitet. Im Doppeldeckerbau dagegen ist Frankreich längst von Deutschland übertroffen worden.

Die meisten englischen Flugzeuge sind Kopien französischer Maschinen, sie werden in England von Tochtergesellschaften französischer Firmen hergestellt. Außerdem besitzt das englische Heer leider auch einige österreichische Tauben und deutsche Mars-Pfeildoppeldecker.

Über Rußlands Flugwesen ist wenig zu sagen. Hier beschränkt man sich darauf, aus dem Auslande, und zwar aus dem verbündeten Frankreich, Flugzeuge zu beziehen. Daneben besitzt Rußland auch beträchtliche Mengen deutscher Wright-Doppeldecker, die aber veraltet sind.

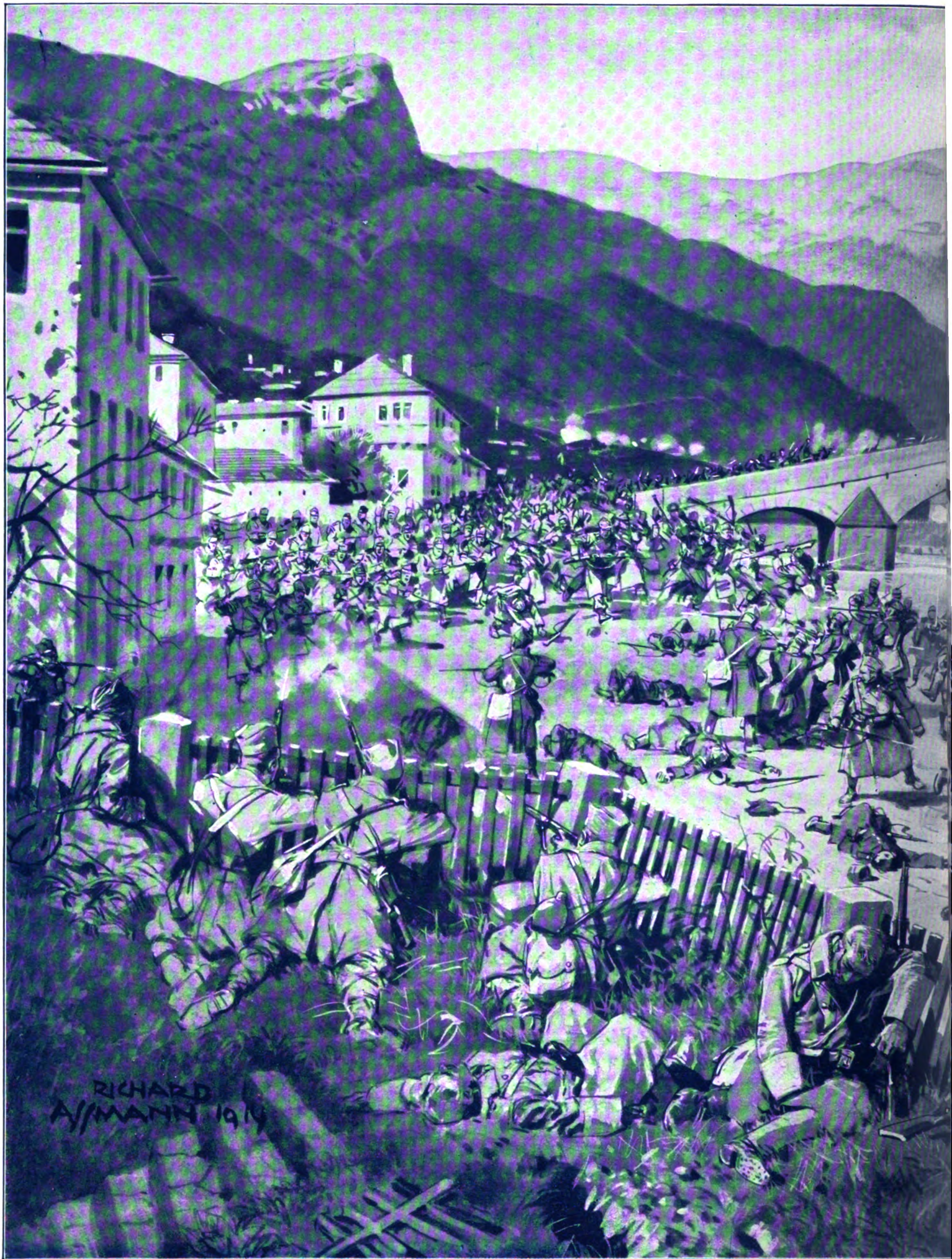
Japan ist gleichfalls ohne eigene Flugzeugindustrie. Es besitzt in der Hauptsache französische Flugzeuge oder doch Kopien von solchen.



Stahlpfeile aus einem französischen Flugzeug.

Karte vom serbisch-montenegrinischen Kriegschauplatz.





Erstürmung von Valjevo durch die öster

Nach einer Originalzeich



ichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte.
ng von R. Atzmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Unseren strategischen Rückzug auf die Aisne stellten unsere Feinde, wie nicht anders zu erwarten, als Niederlage dar, als ob die deutsche Armee schon vollständig aufgerieben sei. Daß dies nicht der Fall war, haben die folgenden Kämpfe zur Genüge bewiesen, die wir alle auf feindlichem Boden ausfochten. Wertvoll ist dabei aber auch ein neutrales Urteil, das am 22. September in Rom veröffentlicht wurde. Barzini schildert im „Corriere della Sera" die französischen und deutschen Toten auf dem Schlachtfeld an der Marne. Während die Franzosen, sagt er, noch im Tode den Eindruck ungezügelten Vorwärtsstürmens machten, bieten die deutschen Leichen das Bild der Ordnung und Disziplin. Die deutsche Armee ist zurückgegangen, ist aber nicht besiegt. Sie mußte sich vor der Übermacht zurückziehen, aber es war keine Verwirrung, sondern nur eine Losmachung. Gewiß mußten die Deutschen da und dort Material, auch Verwundete in den Händen der Feinde lassen, aber das deutsche Heer in seinem Kern ist völlig intakt.

Unsere Rückwärtsbewegung auf die Aisne hat übrigens den Franzosen keine günstigere Lage geschaffen. Am besten erkennt man das aus den Äußerungen französischer Fachleute. So schrieb zum Beispiel Oberstleutnant Rousset am 22. September im „Petit Parisien": „Wir müssen Geduld haben und abwarten, denn in Anbetracht der starken Stellungen und Befestigungen, die der Feind innehat, können Änderungen in der militärischen Lage nur langsam vonstatten gehen. In der erbitterten Schlacht, die diese Deutschen gegenwärtig mit um so größerer Energie liefern, als es ihnen klar ist, daß dieselbe für sie eine Lebensfrage bildet, verteidigen sie sich nicht bloß, sondern versuchen auch anzugreifen. Trotz der äußersten Ermüdung ihrer Truppen zögern sie nicht, kräftigen Widerstand zu entfalten, und operieren mit unbestreitbarer Geschicklichkeit auch in der Nacht. Die jetzt im Gang befindliche Schlacht tobt heftig, und nach den Aussagen derer, die an den ersten beiden Schlachten teilgenommen haben, übertrifft sie diese bedeutend an Erbitterung."

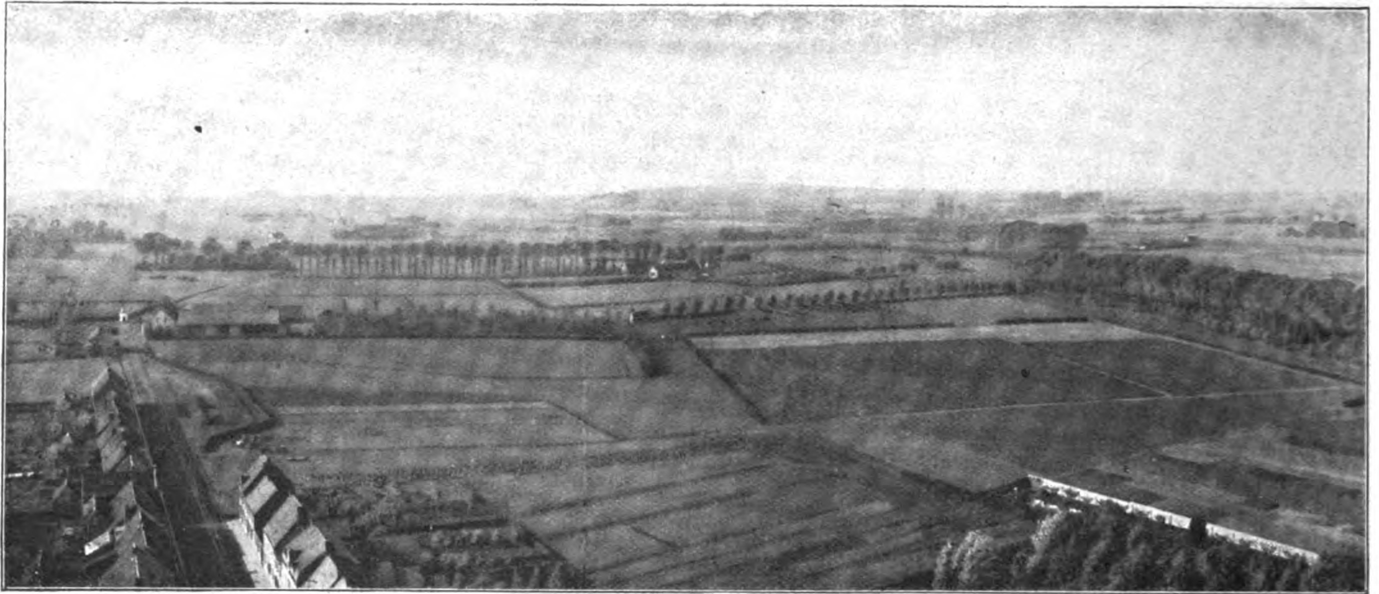
Am selben Tage schrieb auch der Berichterstatter der „Daily News" von der Westfront, daß der heftigste Kampf des Krieges während der letzten Tage geliefert wurde und daß am Tage und in der Nacht unaufhörliche Kämpfe stattfanden. Die deutsche Infanterie wogte fortwährend in der Richtung der französischen und englischen Stellungen. Die deutschen Artilleristen bestimmten die Schußweite sehr genau. Am 18. September platzte eine Granate im englischen Hauptquartier und verursachte große Verwirrung. Der englische Stab kam jedoch mit dem Leben davon. Die Deutschen haben ihre schwersten Geschütze, darunter Kanonen von 30 cm, auf einem Hügel an ihrem rechten Flügel aufgestellt. Nach einer englischen Meldung vom 20. September stehen die in Front befindlichen Franzosen und Engländer infolge des anhaltenden Regens in den Laufgräben bis an die Hüften im Wasser.

In welch vortrefflicher Weise das Zurücknehmen unserer Truppen von der Marne erfolgte, geht aus dem Brief eines deutschen Fliegeroffiziers hervor, aus dem einige wichtige Stellen wiedergegeben seien. Da heißt es: Ihr seid in Berlin etwas verwöhnt. Man rennt Paris nicht im 40-Kilometer-Tempo ein. Also Geduld und Vertrauen. Unsere Sache steht hier nach wie vor vorzüglich. Besser, als sie je stand, trotz unseres Abmarsches. Mehr darf ich nicht sagen. Wir standen an der Marne, mächtige Schlacht, Vorstoß bis unter die Forts von Paris, während der Schlacht Befehl vom Großen Hauptquartier: Die 1. Armee zurück bis hinter die Aisne. Abbruch einer siegreichen Schlacht und Abmarsch 50 Kilometer ist natürlich ungemein schwer. Trotzdem klappte es tadellos. Nur eine Fliegerabteilung ist überfallen worden. Der Gegner hat seine ganze südfranzösische Armee nach Norden verlegt, diese fünffache Übermacht durften wir nicht allein erwarten, deshalb hat man uns zurückgeholt. Hier an der Aisne haben die



Phot. Boedecker, Berlin.

Auf Vorposten im Schnee in Westflandern.



Vom Kriegsschauplatz in Westflandern: Der Schauplatz der erbitterten Kämpfe um Becelaere.

Franzosen und Engländer sechsmal sinnlose Versuche gemacht, durchzubrechen und rechts einzudringen. Tadellos hat sich die Truppe gehalten. Jeder französische Angriff scheiterte. Aber von dieser Schlacht macht sich ein Mensch keinen Begriff. Fünf Tage lang, Geschütz schwersten Kalibers, Bajonettangriff, ein lustiger Luftkrieg mit Bomben und Pistolen, wie das schönste Titelblatt einer Schaufensterauslage: „Der Krieg der Zukunft". —

Es war ein fürchterliches Ringen, das sich in Nordfrankreich abspielte, wie frühere Zeiten es nicht gekannt haben. Weitere Einzelheiten finden unsere Leser auf Seite 334.

Am 23. September wurde Varennes, östlich vom Argonnenwalde, von den Deutschen genommen. Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres, also auf dem nördlichen Ufer der Oise, wurde andauernd gekämpft, ohne daß es zu einer Entscheidung kam. Die Franzosen versuchten, da sie im Frontalangriff nicht vorwärts kamen, den rechten deutschen Flügel zu umfassen, ohne damit Erfolg zu haben.

Die gegen die Sperrforts südlich Verdun angreifenden Armeeteile mußten am gleichen Tage heftige, aus Verdun über die Maas und aus Toul erfolgende Gegenangriffe abschlagen; dabei wurden Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze von uns erbeutet.

Der Argonnenwald zieht sich auf der westlichen Seite des Aire hin. Mit seinem breiten, kahlen Scheitel erreicht er die Höhe von 375 Meter. Gegen Westen geht er in die Tiefebene der Champagne, gegen Norden in die Ardennen über. Trotz der geringen Höhe erschweren die Argonnen durch Unwegsamkeit und starke Bewaldung die Verbindung nicht unerheblich, wodurch kriegerische Operationen sehr behindert werden. Diese Schwierigkeiten, die das Gelände verursacht, haben wir bereits mehrfach geschildert (siehe Seite 374 und 391).

Der Angriff auf die Sperrfortlinie südlich von Verdun hatte bereits am 25. September den ersten Erfolg zu verzeichnen: das Fort Camp des Romains bei St.-Mihiel wurde genommen, das bayrische Regiment von der Tann pflanzte dort seine Fahnen auf, und deutsche Truppen überschritten dort auch die Maas. Infolgedessen stellten am 26. September die übrigen Sperrforts ihr Feuer ein, und die deutsche Artillerie sah sich nunmehr im Kampf mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung gebracht hatte.

Mitten zwischen Toul und Verdun (siehe auch die Karte Seite 392) liegt an einem S-förmigen Bogen der Maas die Militärstadt St.-Mihiel, überragt von dem von unseren Truppen eroberten Camp des Romains, wohl dem stärksten Sperrfort der sich im Tale der Maas hinziehenden französischen Festungskette. Breit strömt der durch künstliche Bauten schiffbar gemachte Strom dahin, über den sich die Bogen einer alten steinernen Brücke spannen, des Verbindungsgliedes der von Osten, also aus der Gegend von Metz, über das Gebirge kommenden Straße mit der großen, westwärts durch den südlichen Ausläufer der Argonnen in das Tal der Aisne hinüberführenden Landstraße. St.-Mihiel ist ein Industriestädtchen von kaum 10 000 Einwohnern mit Stickereien und Leinwandwebereien. Doch das bürgerliche Leben in den von alten Klosterbauten und Privathäusern aus der Blütezeit des gotischen Stils umrahmten Straßen verschwindet unter dem Treiben der hier in Garnison liegenden Soldaten. Oben auf den kahlen, südlich der Stadt gelegenen Höhen, die man durch die Vorstadt von Nanzig erreicht, ragen drohend schwere Befestigungen und verteidigen die Stadt St.-Mihiel mit ihrem wichtigen Übergang über die Maas. Schon Roms Legionen sollen hier verschanzte Lager bezogen haben. Daher stammt auch der Name „Camp des Romains". In neuerer Zeit spielt der Platz bei der Verteidigung der französischen Ostgrenze eine große Rolle. Nur fünf Kilometer unterhalb von St.-Mihiel mündet der die Côtes Lorraines tief durchschneidende Engpaß von Spada in das Tal der Maas. Hier befindet sich das von uns zum Schweigen gebrachte Sperrfort Les Paroches, doch auch die weittragenden, das Tal beherrschenden Geschütze des Römerlagers sollen den Ausgang des Engpasses schützen. Nur zehn Kilometer sind es, von denen unsere Truppen jeden Fußbreit unter schweren Kämpfen den Franzosen abtrotzen mußten. Durch seine großen Kasernen und militärischen Vorratshäuser erscheint St.-Mihiel viel größer, als es in Wirklichkeit ist. Ein bedeutender Hafen vermittelt den Schiffsverkehr auf der Maas, die ebenfalls militärischen Zwecken dienstbar gemacht ist. Einzelheiten über den Sturm auf Camp des Romains haben wir bereits auf Seite 360 gebracht. Es sei nur noch der Tagesbefehl, den Graf Heyn nach der Eroberung des Forts an seine Truppen richtete, erwähnt. Er lautet: „Die bayrische 6. Infanteriedivision mit zugeteilter preußischer Fußartillerie und Pionieren hat heute das Sperrfort bei St.-Mihiel im Sturm genommen. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie hat in dreißigstündigem Kampf vorgearbeitet. Die 12. Infanteriebrigade mit den Pionieren 16 hat in dreistündigem Kampf Stein um Stein, Wall um Wall erobert. Die 11. Infanteriebrigade mit dem Rest der Feldartillerie hat in langem, schwerem Kampf feindliche Entsatzversuche abgewiesen. 5 Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften wurden gefangen. Der Rest der Besatzung liegt tot auf den Trümmern und auf den Kasematten des Sperrforts. Dank Euch allen, Offizieren und Mannschaften, für die glänzende Waffentat. Ehre aber auch dem Andenken der Opfer, die wir bringen mußten. Was wir und sie taten, geschah für das Vaterland, geschah für unser und unserer Kinder und Kindeskinder Glück und Dasein."

Ein äußerst wichtiges Vorspiel für die Eroberung des Sperrforts Camp des Romains und den Durchbruchsfeldzug gegen die Sperrfortslinie Verdun—Toul war die Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun—St.-Mihiel, auf der die Franzosen fortwährende Munitionsverstärkungen aus Verdun erhielten. Die kühne Tat wurde von zwei Offizieren und 24 Pionieren erfolgreich durchgeführt. Diese schlichen durch die feindlichen Posten, durchschwammen

hierauf die Maas, nahmen den gefährlichen Weg durch Sümpfe und Wassergräben, zwischen den französischen Vorposten und schlafenden Biwaks, und sprengten sodann den Bahndamm. Einer der Offiziere, die an dem Streich teilgenommen haben, erzählte: Es war Nacht, stockfinster, starker Regen und heulende Winde verbargen unsere Bewegungen. Wir mußten mitten durch die feindlichen Linien der französischen Befestigungen schleichen, die diesseits der Maas von starken Posten bewacht wurden. Es gelang uns, trotz der französischen Bewachung die Brücke kaltzustellen. Wir waren bis auf die Knochen naß, mit Schlamm bedeckt, durchfroren, mit Sprengladungen auf dem Nacken und Zündschnüren unter der Mütze. So durchschwammen wir den Fluß, wateten bis an die Knie im Schlamm, bis wir an jene Stelle kamen, die wir zu zerstören beabsichtigten. Dort legten wir die Sprengladungen, zündeten sie an und zogen uns sodann schleunigst zurück. Die durch die Explosion aufmerksam gemachten Kavalleriepatrouillen beschossen uns, aber der Sumpf rettete uns diesmal. Der Rückweg war derselbe. Wir erreichten in wilder Fahrt unsere Quartiere. Leider kostete unsere Tat dem zweiten Leutnant und einem Unteroffizier das Leben.

Am 26. September meldete das Große Hauptquartier, daß der Feind unter Ausnutzung seiner Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres eingeleitet habe. Eine hierbei auf Bapaume vorgehende französische Division wurde von den schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen. In der Mitte der Schlachtfront kam unser Angriff an einzelnen Stellen vorwärts.

Gegen Schluß des Monats machten die Verbündeten nochmals gewaltige Anstrengungen, um die Deutschen durch Angriffe von verschiedenen Seiten her zu schwächen. Es gab Ausfälle aus Toul und Verdun, die aber erfolgreich von uns zurückgeschlagen wurden. Wir machten zahlreiche Nachtangriffe, die von unserer Heeresleitung nicht gemeldet, wohl aber im französischen Tagesbericht vom 29. September vermerkt wurden, bezeichnenderweise ohne daß man hinzufügte, welchen Erfolg diese Nachtangriffe hatten. Daraus ist zu schließen, daß die Erfolge auf unserer Seite waren. Der französische Tagesbericht meldete weiter, daß sich die Franzosen in den Argonnen und an der Maas starken Befestigungen gegenüber sähen. Ein Anlauf, den rechten Flügel der deutschen Armee zu umgehen, ist vollständig gescheitert. Unsere zahlreichen Versuche, die französische Front zu durchbrechen, fügten den Feinden sehr starke Verluste bei, und selbst Londoner Blätter berichteten, daß die Verbündeten außerordentlich geschwächt seien. Am 30. September gab die deutsche Heeresleitung folgenden Bericht aus: Nördlich und südlich Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. Aus der Front der Schlachtlinie ist nichts Neues zu melden. An den Argonnen geht unser Angriff stetig — wenn auch langsam — vorwärts. Vor den Sperrforts an der Maaslinie keine Veränderung. In Elsaß-Lothringen stieß der Feind gestern in den mittleren Vogesen vor. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeworfen.

* * *

Im fernen Osten hatten sich unsere Helden tapfer gewehrt, und mit Stolz verzeichneten wir ihre Taten, soweit wir aus den trüben englischen Nachrichtenquellen davon Kunde erhielten. Wir haben zuletzt erzählt (Seite 206), daß die kleine Besatzung Tsingtaus ihre gelben Feinde geschlagen und ihrer 2500 vernichtet habe. Dann kamen lange, bange Tage, in denen wir nichts weiter erfuhren, aber wohl ahnten, daß die Japaner alle ihre Kraft zusammenrafften, um der Besatzung Tsingtaus den Untergang zu bereiten. Während dieses Harrens griffen wir begierig nach der kleinsten Nachricht über die Unsrigen, die in Ostasien für uns bluteten. Wir erfuhren da auch, daß die Verschwörung Englands und Japans zur Vernichtung von Tsingtau schon von



Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

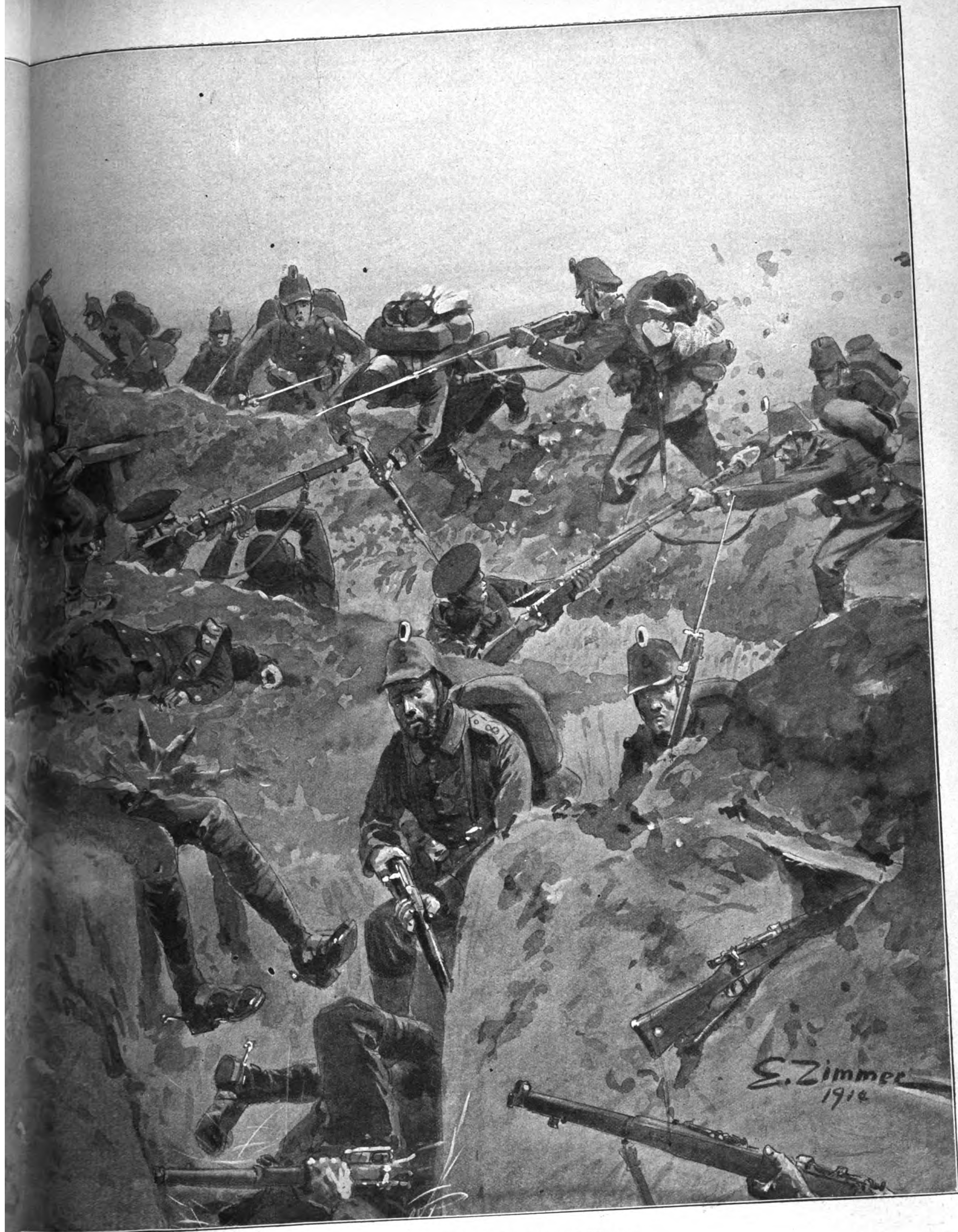
Das Rathaus in Ypern.

Infolge der Überschwemmung der Küstengebiete um Nieuport ist Ypern zum Mittelpunkt der schweren Kämpfe in Westflandern geworden, in deren Verlauf auch das altertümliche Rathaus schwer gelitten hat. Die Stadt, einst Sitz ausgebreiteter Tuchfabrikation, zählt etwa 20 000 Einwohner und liegt an der kanalisierten Yperlée. Sie war schon in früheren Jahrhunderten, während der Kriege mit Frankreich und Spanien, der Schauplatz häufiger Belagerungen und Beschießungen.



Sturmangriff des achten preußischen Jägerbataillons auf englische Schüt

Nach eigenen Skizzen an Ort un



...chützengräben am 30. Oktober 1914 bei Zandvoorde in der Schlacht bei Ypern.

...rt und Stelle gezeichnet von E. Zimmer.

langer Hand vorbereitet war. Englands Tücke, als es Japan gegen uns hetzte, ist von diesem, wie wir nun erkannten, noch überboten worden. Anfang Oktober gingen uns die Nummern der „Deutschen Japan-Post“ vom 1., 8. und 15. August zu. Seitdem ist die Zeitschrift, nach dreizehnjährigem Bestehen, unterdrückt, ihr kluger und tapferer Leiter aus Japan verwiesen worden. Aber er hat sich ein Verdienst erworben, indem er wichtige Äußerungen der japanischen Presse zusammengestellt hat, die beweisen, daß Japan offenbar im geheimen Bunde mit England den Raubzug auf Kiautschou längst vor Übergabe seines frechen Ultimatums plante.

Es ist ganz sicher, daß das englisch-japanische Bündnis auch durch seinen Artikel II Japan nicht zu einem Eingreifen nötigte. Denn dieser Artikel stellt die Bedingung, daß England durch eine dritte Macht in seinen ostasiatischen und indischen Besitzungen und Interessen angegriffen sein müsse. Selbst wenn sich Kämpfe zwischen England und Deutschland in Ostasien abgespielt hätten, würde Japan keinen Grund zum Eingreifen gehabt haben. Erst dann wäre Japan zum Beistand verpflichtet gewesen, wenn etwa Deutschland, ohne eine Herausforderung von englischer Seite, Besitzungen und Rechte Englands in Ostasien und Indien angegriffen hätte. Der Bündnisfall ist also für Japan überhaupt nicht eingetreten. Dem entspricht es, daß der japanische Staatsmann Okuma (wohl am 28. Juli) erklärte, Japan werde als Englands Verbündeter „vornehmlich freundliche Neutralität wahren“. Er „glaube nicht“, daß es „nötig sein werde“, Japans Neutralität „öffentlich zu erklären“. In ihrer hinterhältigen Gewundenheit sind diese Worte echt japanisch. Von demselben Okuma berichtet nun aber die „Tokyo Mainichi“ (4. August) Äußerungen, die das Gegenteil besagen: Wenn es zum Weltkrieg komme, könne Japan nicht uninteressiert beiseite stehen, oder, um Okumas Worte genau zu übersetzen: „nicht ruhig schlafen. Japan muß militärische Vorbereitungen treffen, und für Optimismus ist eben kein Raum. Im Kriegsfalle hat daher Japan mit in der Front zu stehen. Auch wenn Japan neutral bleiben sollte, so wird es keine dahin lautende Erklärung abgeben, und diese Neutralität wird zweifelhafter Natur sein.“ Schon am 3. August hatte die „Asahi“ erklärt, daß für Japan der Anlaß zum Eingreifen gegeben sei.

Der 28. Juli läßt sich bisher als der Tag feststellen, wo zwischen England und Japan alles vereinbart war. Das war damals auch schon in Pariser Börsenkreisen bekannt. Die zur Mäßigung ratende Ansprache Okumas an die Journalisten Japans vom 11. August sollte nur den wahren Sachverhalt verschleiern. Damit stimmt überein, daß die englische Kabelgesellschaft am 28. Juli ein Telegramm aus Niederländisch-Indien an ein Hamburger Haus nicht mehr befördert hat.

Ehrlich zeigte sich von den japanischen Zeitungen nur der „Chuo“. Er schrieb am 5. August: „Es sind verschiedene Stimmen laut geworden, daß Deutschland die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges trage. Das ist eine absichtliche Entstellung und zeigt eine vollständige Unkenntnis des wahren Sachverhalts ... Der friedliebende deutsche Kaiser bemühte sich trotz alledem noch mit der Vermittlung. Aber das unaufrichtige Verhalten Rußlands und Frankreichs hat es schließlich dahin gebracht, daß der Krieg ausgebrochen ist.“

Der „Ostasiatische Lloyd“ vom 4. September teilte über den Beginn der Kämpfe um Tsingtau einige interessante Einzelheiten mit, von denen wir folgendes wiedergeben:

Die Japaner eröffneten die Feindseligkeiten mit der Blockade des Pachtgebietes. Sie erließen folgende Bekanntmachung: „Ich erkläre hiermit, daß am 27. Tage des 8. Monats des 3. Jahres Taisho die ganze Küste des Pachtgebietes Kiautschou zwischen 35 Grad 54 Minuten nördlicher Breite, 120 Grad 10 Minuten östlicher Breite, 26 Grad 7 Minuten nördlicher Länge und 120 Grad 36 Minuten östlicher Länge durch ein von mir befehligtes Geschwader in Blockadezustand versetzt worden ist, daß Schiffen befreundeter und neutraler Mächte 24 Stunden Zeit gegeben ist, das Blockadegebiet zu verlassen, und daß alle Maßregeln, die nach dem Völkerrecht und den Verträgen des Kaiserlichen Reiches mit den neutralen Mächten gestattet sind, im Namen der Regierung des Kaisers von Japan gegen alle Schiffe durchgeführt werden, die die Blockade zu brechen versuchen. — Gegeben an Bord Seiner Japanischen Majestät Schiff ‚Suwo‘, am 27. Tage des 8. Monats des 3. Jahres Taisho.“

Dieses Flaggschiff „Suwo“ war früher in russischem



Phot. Boedecker, Berlin.

Aus den Kämpfen am Yserkanal: Mit Stroh ausgelegte deutsche Stellung bei Nieuport, hinter aufgeworfener Erddeckung.


Unterkunftshütte einer Schweizer Grenzwacht.

Besitz. Es wurde im Jahre 1900 in Petersburg gebaut, im Russisch-Japanischen Kriege von den Japanern erobert und danach etwas modernisiert.

Zeitungen aus Ostasien entnehmen wir auch folgende Erlasse des Gouverneurs von Tsingtau, Kapitäns zur See Meyer-Waldeck, die angesichts der heldenmütigen Verteidigung dieses verlorenen Postens in Ostasien nicht ohne Stolz und Bewegung gelesen werden können:

„Tagesbefehl.

Am 15. August hat Japan Deutschland ein Ultimatum gestellt, in dem die sofortige Zurückziehung oder Entwaffnung aller deutschen Kriegschiffe des Kreuzergeschwaders sowie die bedingungslose Übergabe Tsingtaus bis zum 15. September gefordert wurde. Frist zur Beantwortung bis 23. August mittags. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Land hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht. Von dieser Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg seit 17 Jahren zu einem kleinen Deutschland über See auszugestalten bemüht waren, wollen wir nicht weichen. Will der Gegner Tsingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unserem Posten finden.


Signalposten auf einem Berggipfel an der Schweizer Grenze.

Der Angriff auf Tsingtau steht bevor. Gut ausgebildet und wohl vorbereitet, können wir den Gegner mit Ruhe erwarten. Ich weiß, daß die Besatzung von Tsingtau fest entschlossen ist, treu ihrem Fahneneid und eingedenk des Waffenruhms der Väter, den Platz bis zum Äußersten zu halten. Jeder in zähem Widerstande errungene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen zeitigen.

Zu stolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiser und Reich fechten dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt sind, tatenlos beiseite zu stehen, während unsere Brüder in der Heimat in schwerem Kampfe liegen.

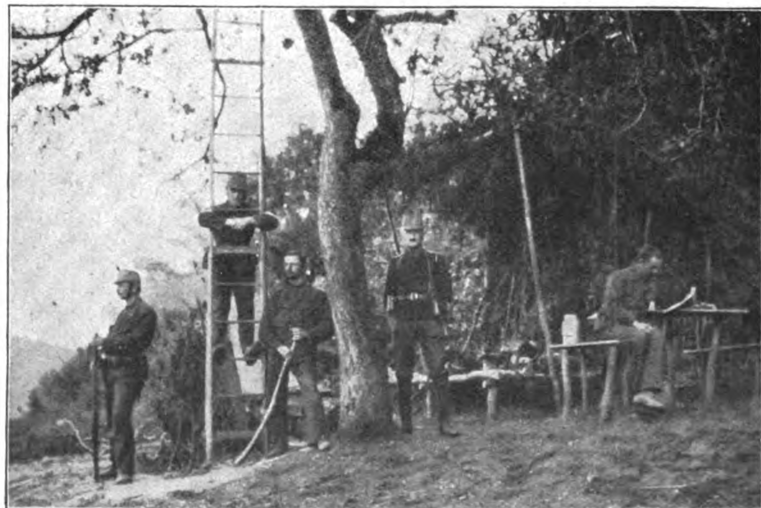
Festungsbesatzung von Tsingtau! Ich erinnere euch an die glorreichen Verteidigungen von Kolberg, Graudenz und den schlesischen Festungen vor mehr als hundert Jahren. Nehmt euch diese Helden zum Beispiel. Ich erwarte von euch, daß ein jeder sein Bestes hergeben wird, um mit den Kameraden in der Heimat an Tapferkeit und jeglicher Soldatentugend zu wetteifern. Wohl sind wir zur Verteidigung bestimmt. Haltet euch aber stets vor Augen, daß die Verteidigung nur dann richtig geführt wird, wenn sie vom Geiste des Angriffs erfüllt ist.

Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen. Wir werden Seiner Majestät unserem allergnädigsten Kriegsherrn durch die Tat beweisen, daß wir des in uns gesetzten allerhöchsten Vertrauens würdig sind. Es lebe Seine Majestät der Kaiser! Der Festungskommandeur."

An die Bürgerschaft von Tsingtau hat der Gouverneur gleichzeitig nachstehenden Aufruf gerichtet:

„Bürger von Tsingtau! Der Augenblick naht heran, wo auch wir den Beweis unserer nationalen Gesinnung und Aufopferungsfähigkeit zu erbringen haben. Ich bin fest überzeugt, daß jeder waffenfähige Bürger bis zum Äußersten seine Pflicht tun wird, um unseren Platz zu halten. Jeder in zäher Verteidigung gewonnene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen nach sich ziehen. Das halte sich jeder stets vor Augen.

In schwerem See- und Landkampfe stehen unsere Volksgenossen in der Heimat. Eifern wir denselben nach, jetzt, wo es auch uns vergönnt ist, für Kaiser und Reich zu fechten. Der in vergangenen Tagen oft bewährten Wehrkraft deutscher Bürger eingedenk, wollen wir mit unseren Brüdern in der Heimat an Vaterlandsliebe und kriegerischer Tüchtigkeit wetteifern. Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich einstehe für Pflichterfül-


Schweizer Grenzposten.

lung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen. Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

Der Kaiserliche Gouverneur."

Aus Tsingtau trafen Anfang Oktober noch Briefe von Ende August und Anfang September ein, die Mitteilungen über den Beginn der Kämpfe enthielten. Einiges aus solchen Briefen möge hier folgen:

Tsingtau, 22. August.

Als sich der politische Himmel in den letzten Tagen des Juli mehr und mehr verdüsterte, war in H. schon alles in begreiflicher Aufregung. Verschiedentlich wurden die Reservisten auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht, und am 1. August hieß es dann tatsächlich: „Auf nach Tsingtau" . . .

Um halb drei Uhr verließen wir H. Wir hatten eine Rekordfahrt bis Pukow, die vom schönsten Wetter begünstigt war. Unser recht stattlicher Transport wurde gut und reichlich verpflegt. In Nanking wurden wir dann in die Tsinanfu-Pukow-Bahn verfrachtet; in Tsinanfu wurden wir aufs neue umgeladen und traten die letzte Strecke unserer Reise an. In Tsingtau nahm uns am Bahnhof die Bataillonskapelle in Empfang und führte uns sofort in Reih und Glied nach der Kaserne. Es geht stramm und kriegsmäßig zu, und wir müssen alles daran setzen, um in kürzester Zeit eine Waffe zu werden, mit der zu rechnen ist. Die Aufgabe unserer Kompanie ist es, vorläufig den ganzen Wachtdienst der Festung zu übernehmen, da alle ausgebildeten Leute die Werke und Forts besetzen müssen.

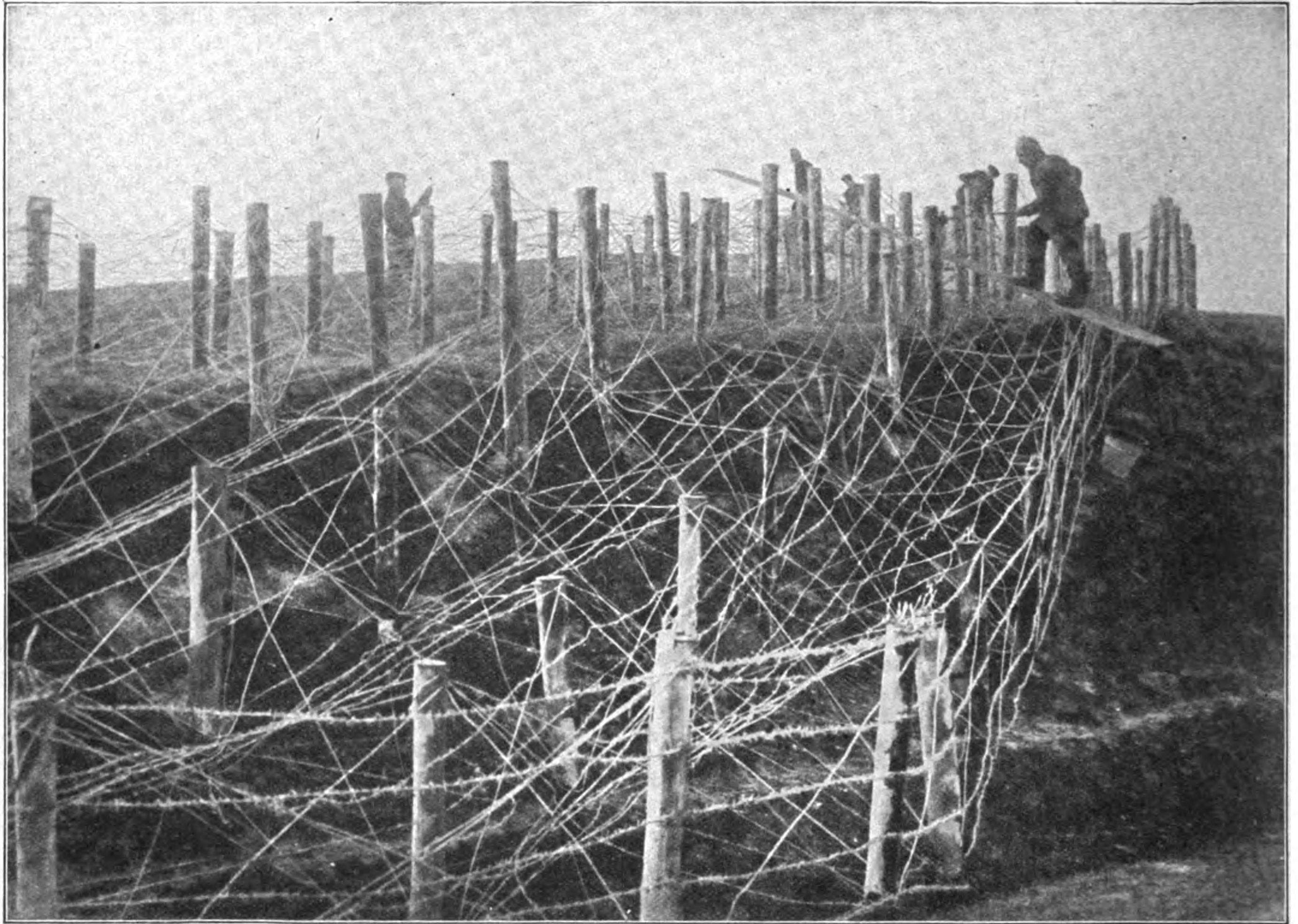
Tsingtau, 29. August.

Seit meinem letzten Schreiben hat sich die Sachlage wesentlich geklärt, indem Japan das erwartete Ultimatum tatsächlich gestellt hat. Nun saßen wir seit Sonntag mittag und warteten und warteten, aber bis vorgestern geschah nichts. Endlich am 27. morgens erschienen Schiffe am Horizont, die wir — wir waren gerade mit Schanzarbeiten in unserer neuen Verteidigungsstellung beschäftigt — sofort als feindliche Kriegschiffe erkannten. Die Schiffe kamen näher, verschwanden wieder und begannen dann, eine etwa 20 Kilometer in der See entfernt liegende Felseninsel (der „Heuhaufen") zu beschießen. Die Insel ist völlig unbewohnt, nur gekrönt von einem jetzt auch verlassenen Leuchtturm. Die Japaner vermuteten dort scheinbar starke Befestigungen. Es war spaßig, zu sehen, welche Mühe sie sich bei der Beschießung gaben! Gegen zwölf Uhr wurde ein drahtloses Telegramm verlesen, worin der Chef des japanischen Geschwaders Blockade von Tsingtau ansagte und dem amerikanischen Konsul und der Bemannung des hier liegenden österreichisch-ungarischen Kreuzers freien Abzug innerhalb 24 Stunden bewilligte. Nach dieser Heldentat, auf die Österreich-Ungarn mit der Kriegserklärung an Japan antwortete, hat man nichts weiter von den Schiffen gehört.

Aus dem Brief einer Pflegeschwester:

12. September 1914.

Ob diese Zeilen noch durchkommen und sich zu Ihnen finden werden — ich weiß es nicht, glaube es kaum. Trotzdem will ich es versuchen.



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Drahtverhau auf dem östlichen Kriegschauplatz zur Verhinderung des feindlichen Vorgehens.

Von der Seeseite sind wir schon belagert. Vom Fenster aus sehe ich die japanischen Kriegschiffe. Vom Land können wir jeden Augenblick abgeschnitten werden, denn gelandet sind die japanischen Truppen schon.

Wir wissen alle, daß die Lage hier hoffnungslos ist — den Helden, die hier kämpfen, winkt kein Sieg; hier gibt es nur drei Dinge: Tod, Verwundung oder japanische Gefangenschaft. Des Kaisers Befehl lautet: Kampf bis zum Äußersten. Gewiß ist dies der würdigste Weg, aber schwer ist er und wird viel edles Blut und viele Tränen kosten. Von japanischen Kulis müssen sich unsere edlen deutschen Männer totschlagen lassen, und dies ist das Werk des Briten, der sich bisher nicht genug tun konnte in Rassendünkel; jetzt kämpft er Seite an Seite mit diesen Gelben gegen das Brudervolk!

Ich werde hier pflegen. Es sind viel zu wenig Pflegerinnen da. Wenn es ernst wird, werden wir schwere Arbeit haben. Vorderhand wird hier immer noch fieberhaft gearbeitet an den Befestigungen.

Über die Verteidigung Tsingtaus heißt es in einem



Verteidigungstellung bei Tapiau.

Nach den Angaben eines Batterieführers gezeichnet von Professor Karl Storch.



Der erste Brief nach Hause aus Lodz. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Briefe, den ein in Schanghai lebender Kaufmann an einen Züricher Freund richtete:

Gegen 1200 Mann sind aus allen Teilen Ostasiens nach Tsingtau als Reservisten und Freiwillige eingerückt, darunter befindet sich auch die Besatzung des sich regelmäßig in den chinesischen Gewässern aufhaltenden österreichischen Kriegschiffes „Kaiserin Elisabeth". Mit den regulären Truppen sind etwa 6000 Mann hier. Dagegen haben die Japaner etwa 60 000 Soldaten gelandet, und die 2000 Engländer, die bisher noch in Tsingtau waren, sind ebenfalls gegen den Platz bestimmt. Außerdem sind etwa 40 japanische Kriegschiffe aller Klassen da, die den Hafen blockieren, damit keine Katze hinein oder heraus kann. Einer solchen Übermacht kann natürlich das kleine Tsingtau nicht widerstehen, aber eine Ehre ist es auch nicht, mit einer mehr als zehnfachen Übermacht einen Platz zu nehmen, dem von außen keine Hilfe gebracht werden kann. Daß auch noch die 2000 Engländer an der Belagerung teilnehmen und sich unter das Kommando eines Japaners stellen, wird den Engländern hier am meisten verübelt. Allerdings wird Tsingtau nicht so leicht zu nehmen sein. Die Hafenbefestigungen sind so stark, daß die Japaner von der Seeseite aus keinen Angriff wagen, nachdem sie schon zwei Torpedoboote durch Minen verloren haben. Die deutschen Kriegschiffe leisten ganz Hervorragendes. Trotz den vereinigten Flotten der Engländer, Japaner und Franzosen kann man sie nicht fassen; sie sind überall und nirgends, bald in Singapore, bald bei Kalkutta, und haben England schon zahlreiche Handelschiffe weggenommen, um es für die Unterbindung des deutschen Handels zu bestrafen. —

Abgesehen von derartigen Briefen sind wir auf englische Quellen angewiesen, die, wie stets, mit Vorsicht aufzunehmen sind. Erst nach Beendigung des Krieges, wenn die gegenwärtig in Japan gefangenen Überlebenden der Besatzung von Tsingtau nach Europa zurückkehren, wird man Näheres erfahren.

Am 19. Oktober berichtete das Wolffsche Telegraphenbüro aus Kopenhagen: „Politiken" meldet über London aus Peking: Die vereinigten britischen und japanischen Kräfte haben die Tsingtauer Forts „Kaiser" und „Iltis" besetzt. Näheres über diesen Teilerfolg der Feinde wurde nicht bekannt. Dagegen erfuhren wir am 20. Oktober, daß der japanische Kreuzer „Takashio" durch einen Angriff des Torpedobootes „S 90" vernichtet worden sei. Das Torpedoboot wurde nach dem Angriff 60 Seemeilen südlich von Tsingtau auf Strand gesetzt und gesprengt. Die Mannschaft konnte gerettet werden.

Der Kreuzer „Takashio" war ein Schulschiff von 91,4 Meter Länge, 14,1 Meter Breite und 5,5 Meter Tiefgang. Er ist 1885 vom Stapel gelaufen. Seine Wasserverdrängung beträgt 3700 Tonnen, seine Geschwindigkeit 18 Knoten. Die Besatzung sollte nach amtlicher Quelle 340 Mann betragen, jedoch werden in obiger Meldung nur 264 angegeben. —

Auch die „Emden" griff wieder ein. Am 27. Oktober wurde aus London einer Züricher Versicherungsgesellschaft gemeldet: Die Schanghaier Versicherungsaktiengesellschaft Jangtsekiang gibt bekannt, daß der große japanische Dampfer „Kamasata Maru", der von Kobe nach Singapore unterwegs war, vom Kreuzer „Emden" versenkt worden ist. Die Gesellschaft erklärt, für Fahrten über Singapore keine Versicherungen mehr anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Feldpostbrief aus der Schlacht bei Lodz.

K . . . (nordöstlich Lodz), 4. Dez. 1914.

Liebe Eltern!

Der erste Ruhetag seit Beginn dieser Riesenschlacht. Wir sind zwar auch in Alarmbereitschaft und nur achthundert Meter hinter dem Schützengraben im Strichfeuer der russischen Infanterie und Artillerie, aber man hat doch einmal wieder ein Dach über sich, und ich konnte zum ersten Male wieder seit 7. November die Wäsche wechseln. Eben sind ein paar Fetzen eines Schrapnells, das einer „Taube" von uns erfolglos nachgesandt war und vierhundert Meter hoch geplatzt ist, in unseren Hof geprasselt.

Nun will ich Euch zunächst über den Beginn der Schlacht erzählen. Am 17. November wurden wir am . . . fluß durch die . . . er abgelöst und marschierten in Eilmärschen über den . . . fluß, dann über die Bahn direkt auf . . . los. Als wir die Höhe zwischen J. und M. überschritten, sahen wir

schon überall die weißen Schrapnellwölkchen in der Luft stehen. Unsere Kompanien, meine auf dem linken Flügel, gehen zum Angriff über. An einem weithingestreckten Wald entlang erhalten wir, es war gegen vier Uhr nachmittags, den ersten russischen Gruß: neun schwere Granaten, die etwa fünfzig Meter links seitwärts zwischen den Bäumen krepieren. Wir dringen tiefer in den Wald ein, die Kompanien entfalten sich breiter und breiter, es wird fast dunkel. Nach Möglichkeit halte ich meine Kompanie zusammen. Plötzlich pfeift's. Tief geduckt folgen wir im Laufschritt unserer vordersten Schützenlinie. Mit Hurra nehmen wir den ersten feindlichen Schützengraben. Zwei Verwundete hat es gekostet. Völlige Dunkelheit ist hereingebrochen. Wir stoßen auf den zweiten, stark besetzten Schützengraben am jenseitigen Waldesrand. Auch er wird genommen im ersten Ansturm. Er war schon teurer. — Weiter. Meine Kompanie lasse ich nach links verlängern, auf die dunklen Schatten des Dorfes R. los. Wir stoßen durch. Es ist noch voll fliehender Russen. Wir machen Gefangene. Aber immer weiter, immer vorwärts!

Jetzt geht's einem feuerspeienden Berg entgegen, dem langen Schuppen der Ziegelei von R. Ohne zu schießen, stürmen wir mit aufgepflanztem Seitengewehr stolpernd auf den hartgefrorenen Ackerschollen vorwärts. Unheimlich knattert's, pfeift's und surrt's. Eben rufe ich meinen Leuten zu: „Mehr nach halbrechts vorwärts!", da schwirrt mir etwas am Mund entlang und ich verspüre einen scharfen Stich an der Zunge. Ich fasse an die Backen — nichts; aber aus dem Mund tropft das Blut. Doch zum Nachsehen ist keine Zeit, meinen Mund halte ich jetzt fein still.

Von zwei Seiten dringen wir in die Ziegelei ein. Von den Russen macht sich davon, was kann. Doch machen wir viele Gefangene. Aus einer Scheune ziehen meine Leute gegen vierzig heraus. Dabei kommt's zu folgendem heiteren Stückchen. Ein Offizier, ein noch junger Mensch, tritt aus der Reihe auf mich zu und sagt in tadellosem Deutsch: „Bitte — Baron L. — möchte nicht mit diesen lausigen Kerlen weiter laufen müssen."

Ich: „Wir legen hier keinen russischen Maßstab an. Bei uns gehört der Offizier zu seinen Leuten. — Eingetreten! Marsch!"

Ich hätte gerne noch mehr gesagt, allein die stark geschwollene Zunge brennt wie Feuer, und ich bin froh, wie ich sie mit einem Schluck Wasser am Brunnen etwas kühlen kann.

Hinter der Ziegelei sammeln wir uns wieder. Vom Regiment kommt der Befehl: 9. Kompanie rechts vorgehen, Verbindung mit Regiment ... suchen. In breiter Schützenlinie ziehe ich mit meinen Leuten ab, in die schwarze Nacht hinein. Auf einmal rasendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Wir werfen uns zu Boden. Das kann doch kein Feind sein, der muß schon längst drüben in R. stecken. Wir rufen und schreien, was wir können. Das Feuer schweigt. Deutsche Rufe von der anderen Seite: „Wer ist dort?" Ich rufe zurück und will eben weitermarschieren, als ich drüben ganz deutlich russische Kommandos höre. Sofort wieder zu Boden, und da beginnt auch das Schnellfeuer wieder. Kriechend und springend zurück. Aber Glück im Unglück. Wir kommen an einen verlassenen Schützengraben. So konnten wir uns ducken und decken. Doch die Russen folgen uns: es waren wohl zwei Regimenter mit sechs Maschinengewehren. Da heißt's Deckung suchen in der Ziegelei. Wieder kriechend und springend weiter. Ich blieb mit dem Feldwebel, meinem Burschen und zwei Mann weit zurück, denn ich kann mit meinem vom Johannistaler Absturz noch schwachen Knie nicht so schnell vorwärts. Endlich, nach etwa vierhundert Meter, purzeln wir den Steilhang in die Lehmgrube der Ziegelei hinunter. Aufatmen. Ein bissel verschnauft, dann durchs Wasser den jenseitigen Hang wieder hinauf und hinter dem Brennofen in Deckung. Dem Regimentskommandeur Meldung gemacht. Mit drei weiteren Kompanien gehen wir wieder vor, nehmen auch den ersten Schützengraben wieder und halten den besetzt.

Die ganze Nacht dauert die Schießerei fort. Erst am folgenden Morgen können wir unsere Verluste übersehen — das ganze Feld vor der Ziegelei liegt voller Russen, und gegen 300 Gefangene haben wir auch.

Am 19. schanzen wir uns auf der Höhe westlich von R. ein. Ich bin eben zur Meldung in einem Gehöft beim Brigadestab. Da prasselt ein Schuß durch die Scheiben, ein Aufschrei: unser Divisionspfarrer liegt mit Kopfschuß tot auf dem Ziegelboden.

Am 20. nachmittags erhalte ich und drei andere Kompanien „Sonderauftrag": Gegen M. vor. Es dämmert eben, da kommen schon die Russen — ein dichter schwarzer Knäuel mit wildem „Ua"-Gebrüll. Seitengewehr auf und raus. Schnellfeuer bis auf dreißig Meter. Da schwirrten sie ab. Es war das 18. und 19. sibirische Regiment. Bis tief in die Nacht dauerte die Schießerei. Sie verloren an dem Tag 250 Tote und 60 Gefangene.

Am 21. mittags bekam ich einen Schrapnellschuß, leichter Riß am Oberarm, Mantel und Rock haben mehr gelitten. Meine Zunge war vier Tage lang geschwollen, jetzt kann ich aber wieder fein essen. Also braucht Ihr Euch im Päckchenschicken nicht zu genieren.

Weiterer Bericht folgt, sobald ich wieder einmal Zeit habe. Herzlichen Gruß. E. F.

Die Erstürmung von Valjevo.

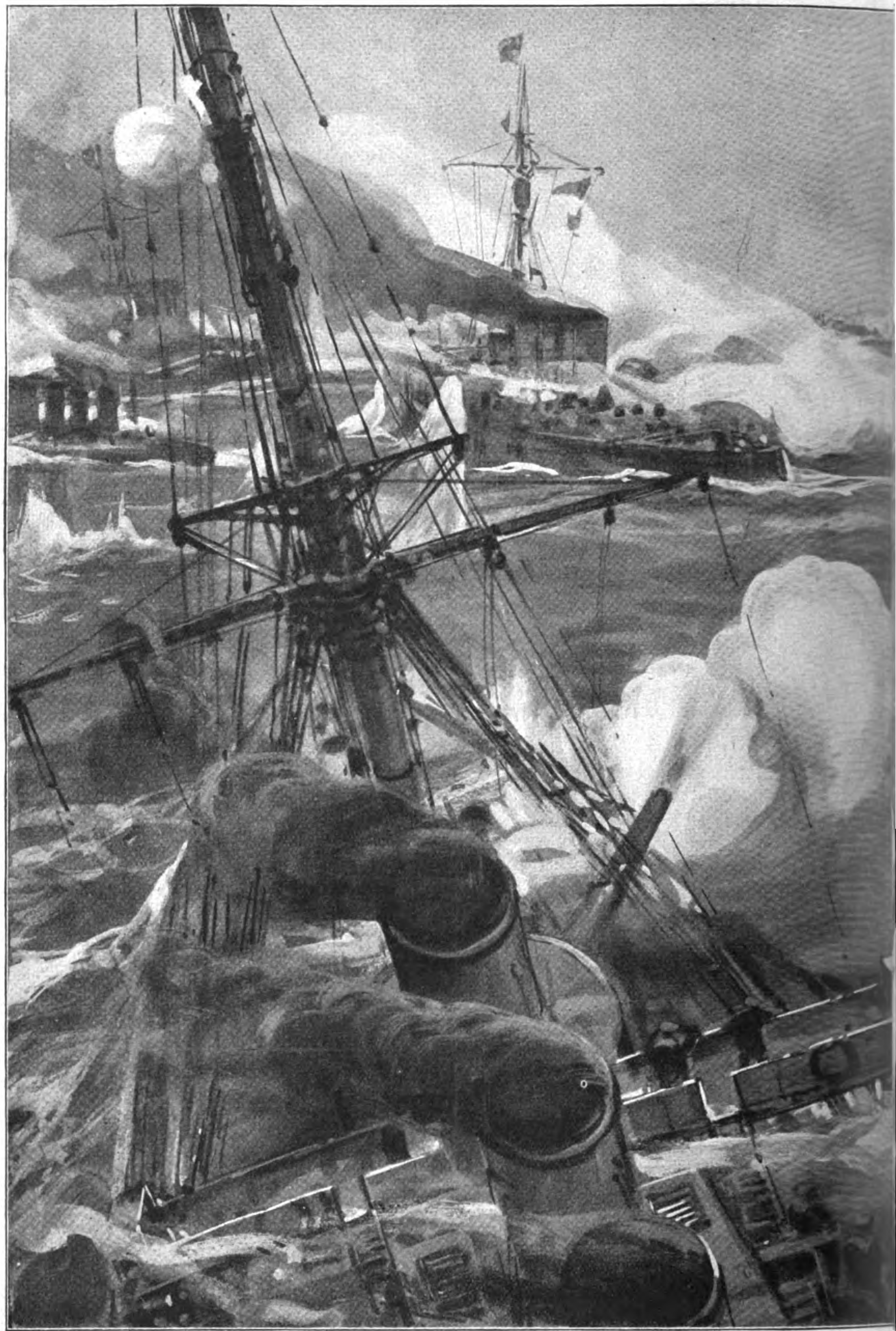
(Hierzu die Kunstbeilage.)

Schon verhältnismäßig bald nach Beginn des Krieges waren die österreichisch-ungarischen Truppen von West und



Phot. A. Grohs, Berlin.

In den Kämpfen um Lodz gefangene Russen, darunter auch Leibkosaken des Zaren (an ihren hohen Mützen kenntlich).



Die Beschieß
brügge durch
schiffe am 23.

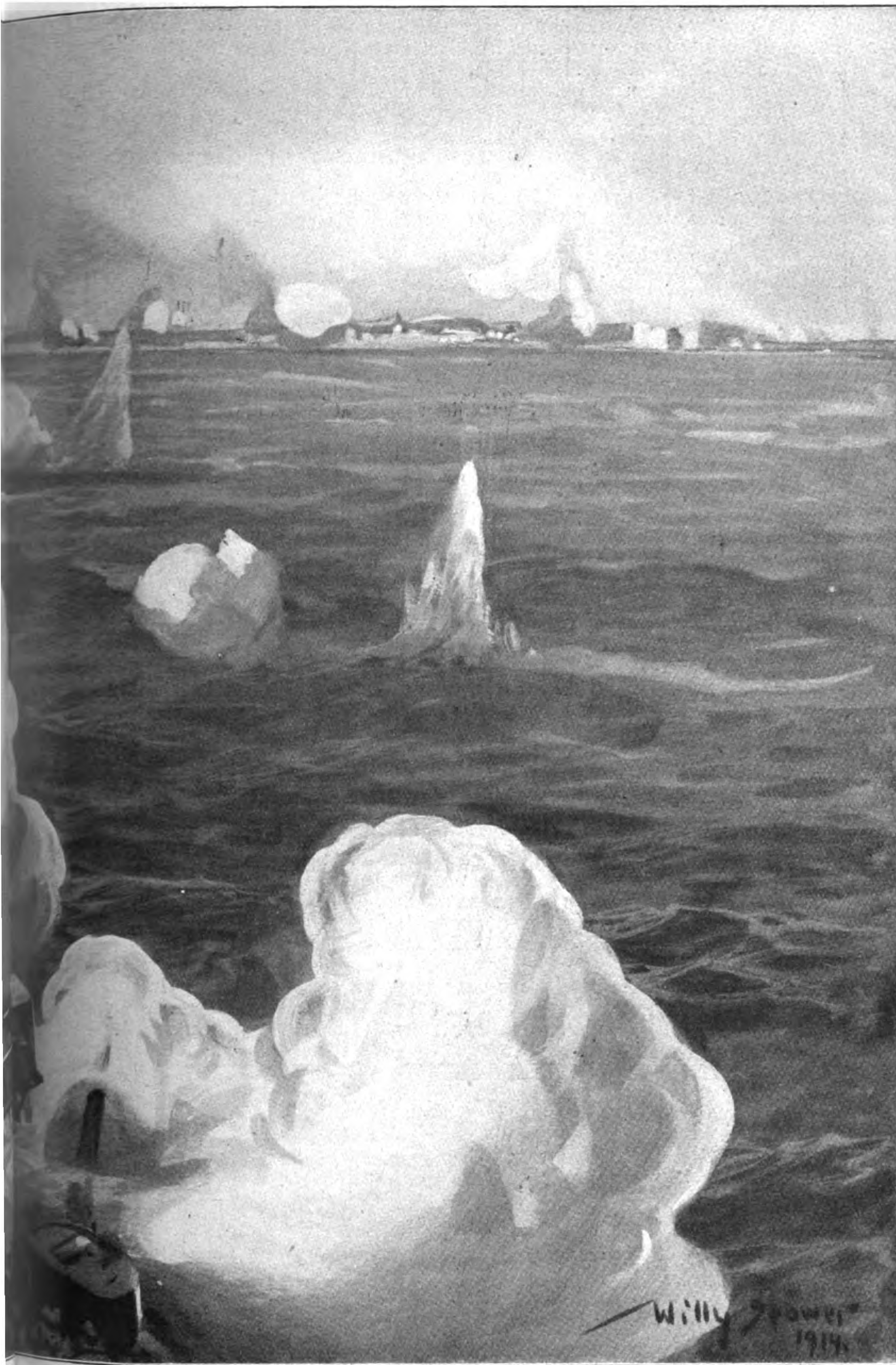
Nach einer Ori
Professor

Nord über die serbische Grenze gegen Valjevo vorgedrungen. Es ist dies eine Stadt von über 5000 Einwohnern, fast 200 Meter hoch am Oberlauf der Kolubara gelegen. Valjevo ist nicht nur als Kreuzungspunkt vieler Straßenzüge, sondern auch deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil es der Endpunkt der von Zabresze über Obrenovac gegen Süden führenden Eisenbahn ist. Als dann schon Mitte August ein großer Teil der österreichisch-ungarischen Truppen vom serbischen Kriegschauplatz auf den nordöstlichen gegen die drohende russische Übermacht geworfen werden mußte, räumten die im Süden Verbliebenen freiwillig viele der bereits eroberten Stellungen, um sich mit Rücksicht auf das so geschaffene Kräfteverhältnis vorerst auf eine reine Verteidigung der Grenzen der Monarchie zu beschränken.

Als dann Anfang November die entscheidende Angriffsbewegung gegen Serbien wieder einsetzte, als nach einem begeisternden Armeebefehl des Feldzeugmeisters Potiorek (siehe das Bild Seite 419) die Armee sich rüstete, noch vor dem eigentlichen Winter den Feind zu besiegen, da richteten sich die Maßnahmen der über Schabatz vorrückenden Abteilungen in erster Linie gegen Valjevo. Nach dreitägigem Kampf überschritten die Österreicher am 9. November die Linie Loznica—Krupanj—Ljubovija. Sie zwangen den dort befindlichen Feind, der aus der ersten und dritten serbischen Armee mit zusammen 120000 Mann bestand, zurückzugehen. Nach dem Verluste seiner tapfer verteidigten Stellungen mußte er sich gegen Valjevo zurückziehen, während die österreichisch-ungarischen Truppen die Loznica östlich beherrschenden Höhen und den Hauptrücken der Sokolska planina südöstlich von Krupanj besetzten. Bald darauf gelangte nach erfolgreichem Kampf — 3000 Serben wurden gefangen genommen, darunter 40 Offiziere; ferner wurden 8 Belagerungsgeschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet — auch die von Krupanj nach Zavlaka führende breite Landstraße in ihren Besitz. Unter steten Kämpfen und mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ging es nun durch außerordentlich schwieriges Gelände frisch vorwärts. Um für den Abzug ihres Trains Zeit zu gewinnen, leisteten die Serben aber nördlich und westlich von Valjevo, auf das die österreichisch-ungarischen Truppen im Halbkreis marschierten, noch großen Widerstand. Am 14. November abends gelang es jedoch, den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung in den Höhen bei Kamenica zu erobern. Schon hier bemächtigte sich der k. u. k. Truppen bei ihrem schneidigen Vordringen vielfach eine solche Begeisterung, daß es den Offizieren große Mühe kostete, das weitere Vordrängen der Truppen in den Rahmen der strategischen Notwendigkeit zu zwingen. Unaufhaltsam stürmten sie vor und ließen durch ihre hartnäckige Verfolgung dem Gegner keine Zeit, sich in seinen zahlreichen, gerade bei Valjevo seit Jahren vorbereiteten Stellungen neu zu ordnen. Nach kurzen Kämpfen wurden am 15. die Nachhuten vor Valjevo geworfen und zum Teil gefangen genommen. Im Sturm ging es nun auf die Stadt selbst zu, die am selben Abend noch erobert wurde.

Der Kampf war kurz, aber ungemein erbittert. Der Hauptangriff erfolgte von Südwest. Die österreichisch-ungarische Artillerie zeichnete sich hier wieder rühmlich aus, aber auch die Infanterie — die im Anmarsch zuweilen schon wegen der Geländeschwierigkeiten Unerhörtes geleistet hatte — focht geradezu bewundernswert.

Die Beute war groß: über 8000 Mann wurden gefangen genommen, reiche Verpflegungsvorräte und viel Kriegsmaterial fiel in die Hände der Sieger.



...g von See-
...lische Krieg-
...ember 1914.
...ichnung von
...Stöwer.

Der Sturm auf Zandvoorde.

(Hierzu die Bilder Seite 445—450.)

Die wochenlangen Kämpfe in Flandern und in der äußersten Nordwestecke Frankreichs wurden mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung durchgeführt. Die vorwiegend flache Bodenbeschaffenheit, wovon unsere Ansicht der Umgebung von Becelaere (Seite 446) eine Vorstellung gibt, ermöglichte nur ein ganz allmähliches Vorwärtsdringen, wobei anfangs der Artillerie, dann der Infanterieschaufel und zuletzt dem Bajonett die Hauptrollen zufielen.

Als der Hauptsache nach Dixmuiden und Bixschoote von Norden her im Sturm genommen und der Yperléekanal nach heißen Kämpfen überschritten war, galt es, den Kampf über Becelaere, Zonnebeke, Zandvoorde und südwestlich davon über Wytschaete und Hollebeke auf Ypern, die Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements (siehe Bild Seite 447), vorzutragen. Die verbündeten Gegner hatten dort große Truppenmassen, Franzosen, Engländer und Farbige, angehäuft und starke Feldbefestigungen angelegt, die überdies durch zahlreiche schwere Artillerie verteidigt wurden.

Am 30. Oktober gelang es gemischten deutschen Truppen, Zandvoorde zu erstürmen, wobei sich die 8. Jäger besonders auszeichneten. Die Kämpfe wurden, wie immer, durch Artilleriefeuer eingeleitet. Als die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht waren und die Infanterie vorging, wurde sie mit mörderischem Kleingewehrfeuer überschüttet, das unsere angreifenden Bataillone wiederholt nötigte, sich im freien Felde niederzuwerfen und den Geschoßhagel, der zum Glück etwas zu hoch gehalten war, über sich ergehen zu lassen. Sprungweise ging es gleichwohl vorwärts, und endlich setzten die Tapferen zum unmittelbaren Sturm auf die feindlichen Schützengräben ein, die von englischen Gardehusaren besetzt waren und tapfer verteidigt, vom Kampfesungestüm unserer Grünen aber, die im vordersten Treffen sich befanden, genommen wurden. Was sich nicht ergab, wurde niedergemacht oder in die Flucht geschlagen. Noch aber war nicht die ganze Arbeit getan, galt es doch, nun auch die Ortschaft in unseren Besitz zu bringen. Das führte zu einem stundenlangen erbitterten Straßenkampfe, in dem die Engländer sich als hartnäckig kämpfende Gegner erwiesen, die größtenteils nicht nur gut zu schießen, sondern auch zufällige Umstände vorzüglich auszunutzen und sich besonders in den Häusern vortrefflich zu verbergen wußten. Wenn unsere Feldgrauen schon glaubten, daß eine Straße vom Feinde gesäubert sei, dann mußten sie immer wieder die Erfahrung machen, daß eine Abteilung sie aus irgendeinem anderen Versteck unter Feuer nahm. So kam es, daß Haus für Haus genommen werden mußte. Erst als in der darauffolgenden Nacht unsere Artillerie am Eingange des Dorfes abprotzte und mit den Verhauen und den von dem Feinde besetzten Häusern aufräumte, nahm der Straßenkampf ein Ende.

Das Bombardement von Zeebrügge.

(Hierzu das Bild Seite 456/457.)

Zeebrügge, die belgische Handels- und Hafenstadt, ist durch einen Kanal mit Brügge verbunden und hat von Jahr zu Jahr im Handels- und Seeverkehr an Bedeutung zugenommen. 50—60 Millionen Mark kostete den Belgiern dieser Hafen.

Der Weltkrieg hat auch hier seine Spuren hinterlassen: die Bevölkerung ist geflüchtet, und die Deutschen haben den Ort besetzt. An der Nordseeküste gelegen, war auch

dieser Stützpunkt, wie Ostende (siehe auch die Bilder Seite 458 und 459), Middelkerke und andere Plätze, die von den deutschen Truppen nach dem Fall von Antwerpen erobert wurden, den Engländern ein Dorn im Auge. Nach der Beschießung von Ostende, durch die die englischen Kriegschiffe die deutsche Stellung am Yserkanal belästigt hatten, zogen sie sich etwa am 15. November zurück, da einige ihrer Schiffe stark beschädigt worden waren.

So brach der Morgen des 23. November an. Die belgischen Nordseegestade waren in leichten Nebel gehüllt, leise plätscherten die Wellen am Strande bei Zeebrügge, sie murmelten ihr uraltes Lied vom Werden und Vergehen. — Angestrengt lugten hier deutsche Marineaugen in die See hinaus, hinter den Dünenabhängen hatte deutsche Matrosenartillerie Küstengeschütze in gedeckte Stellung gebracht, deren eherner Mund sprechen sollte, sobald sich nur ein einziger Feind von der Wasserseite her zeigen würde.

Da! — Was war das? — Kanonendonner aus südwestlicher Richtung! Leises Summen in den Lüften: feindliche englische Flieger auf ihrem Erkundungsflug. Sie verschwanden wieder, der Geschützdonner wurde schwächer. So verstrich der Vormittag, der Nachmittag kam heran. Gegen drei Uhr schoben sich durch die graue Nebelwand langsam die Umrisse einiger Kriegschiffe vor; es waren englische Kreuzer und Torpedoboote, die wohl deutsche Unterseeboote im Hafen vermuteten. Plötzlich ward der Nebel durch grelle Lichtblitze zerrissen! Die Engländer eröffneten das Feuer mit furchtbarer Heftigkeit. Wohl antworteten die deutschen Küstengeschütze, aber die Feinde waren stärker armiert. Geschoß auf Geschoß sauste auf das Hafenviertel, furchtbar war ihr Krachen beim Aufschlagen, als hätte die Hölle ihre Geister losgelassen! Hier und da zuckten Flammenblitze auf, dann rollte wieder Geschützdonner, Mauern barsten, Häuser stürzten ein! Plötzlich schoß bei der Koksfabrik von Rombach eine hohe Feuersäule in die Luft, taghell beleuchtete sie die Umgebung — einer der Gasbehälter war in Flammen aufgegangen! Explosion folgte auf Explosion. Die Elektrizitätswerke brannten schon. Welch ein unermeßlicher Schaden an belgischem Eigentum, den die Engländer hier ihren Verbündeten zufügten! — Da draußen feuerten ununterbrochen deutsche Kanoniere auf den Feind, den der Nebel nur zu sehr bei seinem Vorgehen begünstigte, unter dessen Schutz die Engländer bei einbrechender Dunkelheit auch entkamen.

Die Schweizer an der Grenze.

(Hierzu die Bilder Seite 451.)

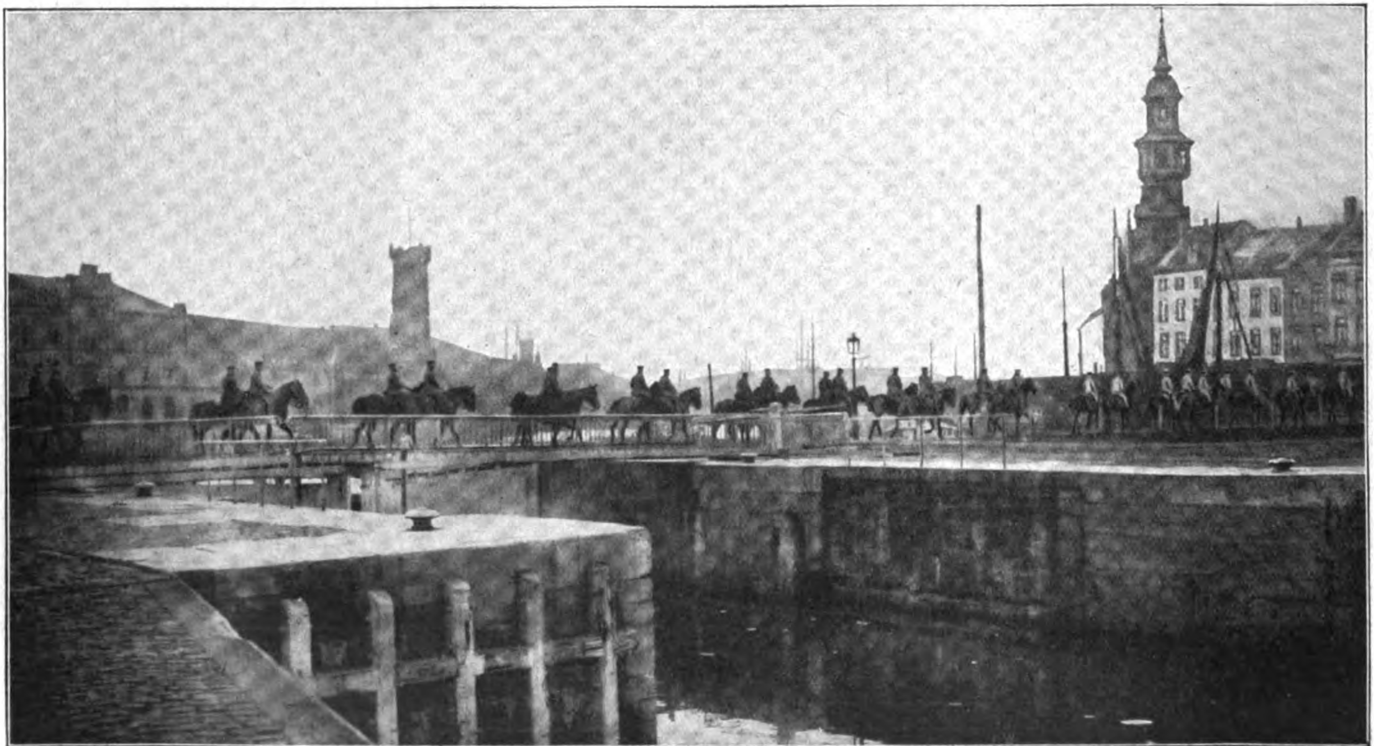
Als zu Anfang August 1914 die politische Lage sich immer bedrohlicher gestaltete, eilten wir Schweizer an die Grenze, um Gewehr bei Fuß bereit zu sein, die Neutralität unseres geliebten Landes wenn nötig mit der Waffe zu verteidigen. Am 4. August ließ der schweizerische Bundesrat den Mächten seine Neutralitätserklärung zugehen, doch schon drei Tage vorher waren die Grenzbahnhöfe und -brücken, sowie Eisenbahnbrücken, Bahnübergänge, Munitions- und Vorratslager im Innern des Landes von unseren Landsturmsoldaten bewacht. Bereits am 2. August waren an den öffentlichen Anschlagstellen die Mobilmachungsbefehle mit dem übersichtlichen, mehrfarbigen Kriegsfahrplan erschienen, und am 4. August rückte der „Auszug“ ein, der die Jahrgänge 1882 bis 1894 umfaßt.

Rasch und reibungslos vollzog sich die Mobilisation. In kürzester Zeit hatte, der ganzen Grenze entlang, in allen vier Windrichtungen der Auszug die Landsturmtruppen abgelöst. Sogleich wurde mit dem Bau von Feldbefestigungen begonnen. Ein Schützengraben reihte sich an den anderen, und bald war unsere ganze Grenzlinie dermaßen befestigt, daß wir vor Überraschungen geschützt waren.

Hinter diesem sicheren Wall vervollkommneten die übrigen Truppen ihre militärische Ausbildung in großen Konzentrationslagern im Innern des Landes. Drill war die Losung der ersten Wochen. Uns älteren Soldaten des Auszugs, die nur noch jährlich vierzehn Tage Dienst getan hatten, kam es merkwürdig an, wieder gedrillt zu werden und gar noch schneidiger als einst in der Rekrutenschule. Doch so wenig uns der Drill auch zusagte, wir taten den Dienst doch willig und ohne Murren, wir sahen die Notwendigkeit straffer Manneszucht und Disziplin ein. Mit um so größerer Freude hielten wir unsere Schießübungen ab, ist doch in der Heimat Tells das Schießen die große Nationalkunst, und galt es doch jetzt gar, unsere neue Waffe, das schweizerische Infanteriegewehr Modell 1914, zu erproben. Man erzählte sich Wunderbares von seiner Treffsicherheit und Durchschlagskraft, und seit wir es kennen, sind wir nicht wenig stolz auf unser neues Gewehr.

Gefechts- und Marschübungen folgten auf den Drill, und als wir endlich an die Grenze zogen, waren wir alle wieder so gefechts- und marschgewohnt wie als junge Rekruten. Das ganze Land schien in Bewegung zu sein in diesen Tagen, überall in den zerrissenen Bergen und Tälern unserer Grenzgebiete begegneten wir Truppen. Sie sangen ihre alten frischen Marschlieder, froh darüber, daß sie ihre Ungeduld nicht mehr zu zügeln brauchten, daß nun auch sie den Ehrendienst an der Grenze tun durften.

Vorne bei den roten Grenzfläggchen herrscht reges Leben. Auf den Berggipfeln sind Beobachtungsposten aufgestellt (siehe Abbildung Seite 451), die durch Zeichen ins Tal hinunter melden, was sie da draußen, jenseits der



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Kavallerie reitet über eine Brücke des Kais in Ostende.



Phot. Hoffmann, Berlin.

Eine Abteilung des deutschen Seebataillons in den Dünen von Ostende.

Oben ein Telephonist in Tätigkeit.

Grenzpfähle, wahrnehmen. Man freut sich, wenn von drüben eine Patrouille bis zu unseren Posten kommt und man sich mit ihr unterhalten kann; gerne tauschen wir unsere beliebten Schweizerstumpen (Zigarren) gegen Neuigkeiten der Kriegführenden aus.

Der Grenzdienst ist anstrengend wegen des vielen Wachestehens, doch heiter und gewissenhaft tut der Schweizer Soldat seine Pflicht, wie es auf jener Inschrift heißt, die irgendwo an einer Unterkunftshütte der Grenzwache angebracht ist:

„Pflege Freundschaft mit dem Deutschen,
Freundlich sei mit dem Franzos,
Doch wenn unser Land bedroht wird,
Schlage frisch und fröhlich los."

Max Dalang, Infanterie-Gefreiter.

Der Tag von Vailly.

Von einem Mitkämpfer.

(Hierzu das Bild Seite 461.)

30. Oktober 1914.

Der Sturm auf Vailly liegt nun schon mehrere Wochen hinter uns und ist bei der Fülle der neuen Ereignisse und Kampfesmühen fast vergessen, obwohl er sicherlich in der Geschichte unseres ... Regiments eine der mutigsten Taten war und ihm unvergessen bleiben wird.

Unser Regiment lag wochenlang dem Feinde, der diesseits der Aisne in stark verschanzter Stellung sich befand, gegenüber mit der Bestimmung, ihn nur aufzuhalten und Durchbruchsversuche unter allen Umständen zu verhindern. Daher waren die Tage in den Schützengräben durchaus nicht Ruhetage: ununterbrochen wurde von den uns zugeteilten Pionieren und auch von unseren zum Arbeitsdienst kommandierten Kompanien an der Befestigung unserer Stellung gearbeitet. Trotz unserer Bestimmung, nur aufzuhalten, wurde aber gleichzeitig von Anfang an planmäßig ein vielleicht doch einmal kommender Sturm vorbereitet. Die Schützengräben wurden langsam, aber unaufhaltsam nach vorn geschoben, so daß etliche Kompanien zuletzt nur noch 80—100 Meter vom Gegner entfernt lagen. — Das ist wohl überhaupt der grundlegende Unterschied zwischen unserer und der französischen Kriegführung, daß wir unausgesetzt dem Feinde auf den Leib rücken, während die Franzosen, wenn sie sich noch so stark verschanzt haben, sich durch Erdarbeiten nach hinten sichern.

In den letzten Oktobertagen kam Unruhe in das bis dahin so gleichmäßig verlaufene Leben in unseren Schützengräben. Unbestimmte Gerüchte von in nächster Zeit erfolgenden Vorstößen unserer Division schwirrten durch die Luft. Die Artillerie hinter uns wurde verstärkt, besonders die schwere. Neue Pionierabteilungen stießen zu uns. Wir fühlten alle, es lag etwas Ungewöhnliches in der Luft. Endlich nahm das Gerücht bestimmte Form an: wir sollten stürmen! Als Sturmtag wurde der 30. Oktober genannt. Furcht war es nicht, was sich unserer bemächtigte, aber eine Unruhe und Hast kam über alle. Am Tage vor dem Sturm schoß sich unsere schwere und leichte Artillerie durch vereinzelte Schüsse auf die feindlichen Schützengräben ein. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man die schweren 21-cm-Geschosse über sich wegsummen hört. Wir horchten gespannt, ob sie auch explodierten. Es waren fast gar keine Blindgänger dabei. Die feindliche Artillerie suchte vergeblich die Stellung unserer Batterien zu finden. Man konnte deutlich beobachten, wie sie fast hilflos das Gelände absuchte. Sie richtete wenig Schaden an, auch war jeder vierte oder fünfte Schuß ein Blindgänger. Am 29. gegen Abend stand uns eine ganz neue Überraschung bevor. Wir hörten Geschoßexplosionen von so unbeschreiblicher Wucht und Stärke, daß wir alle mit fragenden Gesichtern aus unseren Erdhöhlen hervorkrochen und nach der Ursache forschten. Da hörten wir, daß unsere Pioniere an der Arbeit waren. Sie schossen sich mit Schleuderminen ein. Wir beobachteten gespannt jeden Schuß und duckten uns in unseren Gräben, wenn die Explosion erfolgte, denn mehrmals wurden Steine und herausgewühlte Erdklumpen bis über unsere Gräben geschleudert. „Für diese Art Bratwürste werden sich die Franzosen aber bald bedanken," sagte einer neben mir, der mit offenem Munde dem Schauspiel zusah. — Mit Einbruch der Dunkelheit schwieg das Feuer. Wir sprachen, beim verdeckten Feuer um das Kochloch geschart, viel von den Ereignissen des Tages und vom kommenden Sturm. Die Tornister wurden gepackt und mit Namen versehen; es war für den nächsten Tag Sturmgepäck befohlen. Fast alle schrieben noch Karten und Briefe an ihre Lieben daheim, es war stiller als sonst abends in unserem Dorf. In der Nacht begann wieder eine furchtbare Kanonade auf die feindliche Stellung. Wir fanden wenig Schlaf. Mit dem Anbruch des 30. standen die Kompanien mit gerolltem Mantel und aufgepflanztem Seitengewehr sturmbereit in den Gräben. Unser Artillerie- und Pionierfeuer steigerte sich zu unbeschreiblicher Heftigkeit. Punkt acht Uhr schwieg es, und die Schützenschwärme stiegen, die Pioniere voran, aus den Gräben. Im Laufschritt ging es auf die feindliche Stellung zu. Die entgegenstehenden Drahtverhaue wurden unter dem heftig einsetzenden Feuer des Gegners von den todesmutigen Pionieren niedergehauen; dann ging es, an manchen Stellen unaufhaltsam, auf einige stark feuernde feindliche Stellungen sprungweise vor. Nach kaum zehn Minuten war die dem Feinde am nächsten liegende Kompanie an den französischen Schützengräben. Die aus den Schießscharten ragenden Gewehrläufe wurden in den Sand getreten. Was aus den feindlichen Unterständen nicht waffenlos und mit erhobenen Händen herauskroch, wurde niedergeschossen oder -geschlagen. Nach einer kleinen halben Stunde schon ging der erste Trupp von Gefangenen zurück. Auch die anderen Kompanien gelangten rasch an die feindliche Stellung, nachdem der Vorstoß an verschiedenen Punkten geglückt war. Alle Unterstände, Schlupfwinkel und Erdlöcher wurden gesäubert, dann ging es weiter, dem fluchtartig abziehenden Gegner hitzig nach.

Der Rückzug der Franzosen ging durch ein waldiges Tal. Hier haben dann unsere rasch nachgeholten Maschinengewehre gearbeitet. Alle paar Schritte weit lag ein Toter oder Verwundeter, Uniformstücke, Gewehre und Tornister lagen in Massen am Wege. Die Verwundeten streckten beteuernd und bittend die Hände aus, aber es war keine Zeit, sich bei ihnen aufzuhalten. In Vailly wollten sich die fliehenden Kolonnen festsetzen. Unsere schwere Artillerie verdarb ihnen dieses Vorhaben gründlich. Der Ort wurde unter Feuer genommen, und die Franzosen mußten ihn räumen. Sie fluteten über die Aisnebrücke, und mit Einbruch der Dunkelheit rückten wir in Vailly ein. Bis an die Aisne drängten wir nach und gruben uns noch in derselben Nacht unmittelbar am Flusse ein. Die Nacht verbrachten die müden Truppen mit dem Gewehr im Arm, bloß mit dem Mantel zugedeckt, im Schützengraben, schon am anderen Morgen streiften die ersten Patrouillen durch das Waldgebiet jenseits der Aisne. Verschüchtert kamen am nächsten Morgen die Einwohner von Vailly aus den Kellern hervor. Aber sie fanden keine Ruhe, denn nun beschossen die Franzosen den Ort, ohne aber unseren Truppen viel Schaden zuzufügen.

Der polnische Winter.

Von Rittmeister a. D. Großmann.

Ein Winterfeldzug in östlichen Ländern zählt im allgemeinen nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, doch verliert er erheblich an Schrecken, wenn er die Truppe rechtzeitig und genügend vorbereitet findet. In früheren Kriegen war es fast allgemein üblich, während der kalten Jahreszeit die Waffen ruhen zu lassen; man bezog die historischen Winterquartiere, und man ging sogar so weit, sich hierfür besonders begünstigte Landstriche eigens auszusuchen, selbst wenn sie der allgemeinen Kriegslage wenig entsprachen. Noch 1812 lag Schwarzenberg monatelang dem russischen Feinde gegenüber, wohlverwahrt gegen die grimmige Kälte, und wurde nicht angegriffen. Daß heute die Kriegführung hüben und drüben auf die Jahreszeit Rücksicht nehmen, ihre Maßnahmen vertagen könnte, erscheint völlig ausgeschlossen. Schon im Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 erfuhren die Kämpfe durch den Winter keine Unterbrechung: Schipka fiel im Dezember; und ebensowenig nahm der Balkankrieg 1912 Rücksicht auf die Jahreszeit.

In Polen gilt der Herbst bis Mitte Oktober als die schönste Jahreszeit; er zeichnet sich durch Trockenheit aus,



Der Sturm auf Bailly.

Nach einer Skizze von W. A. Hildenbrandt gezeichnet von E. Klein.

so daß die seltenen Straßen allerorts gangbar sind, teilweise auch für schwere Fahrzeuge. Dann folgen häßliche Wochen mit Regen und Schnee bis Anfang Dezember, die Zeit der eisigen Ostwinde, die vom Ural her wehen. Aber bereits vor Weihnachten zeigt Polen das charakteristische Bild der russischen Winterlandschaft, die ruhige, nicht allzugroße Kälte (mittlere Temperatur — 4° C), dem Klima Ostpreußens und Galiziens ähnlich. Nur an milden Tagen, wenn die Sonne nicht eben selten durchbricht, schmilzt der Schnee und wandelt sich in unergründlichen Schmutz. Im späten Frühling setzt die Überschwemmung ein; das ist die schlimmste Zeit für die Kriegführung. Die Straßen sind dann grundlos, der Nachschub einfach unmöglich, der Kampf muß ruhen. — Verkehr ist nur möglich auf den spärlichen Verbindungstraßen, die den Namen „Chaussee" nicht beanspruchen. Und diese wenigen sind zumeist durch künstliche Befestigungsanlagen gesperrt. „In seinen Sümpfen und Flüssen liegt die Verteidigungskraft Polens." Nehmen wir das scheinbar unbedeutende Osowiec (Linie Lyck—Bialystok); es ist geradezu als ein Einfalltor anzusprechen in das Gebiet östlich des Bobr. Bis zum Frühjahr sind die Wege fest und daher tragfähig; dann aber werden sie ungangbar.

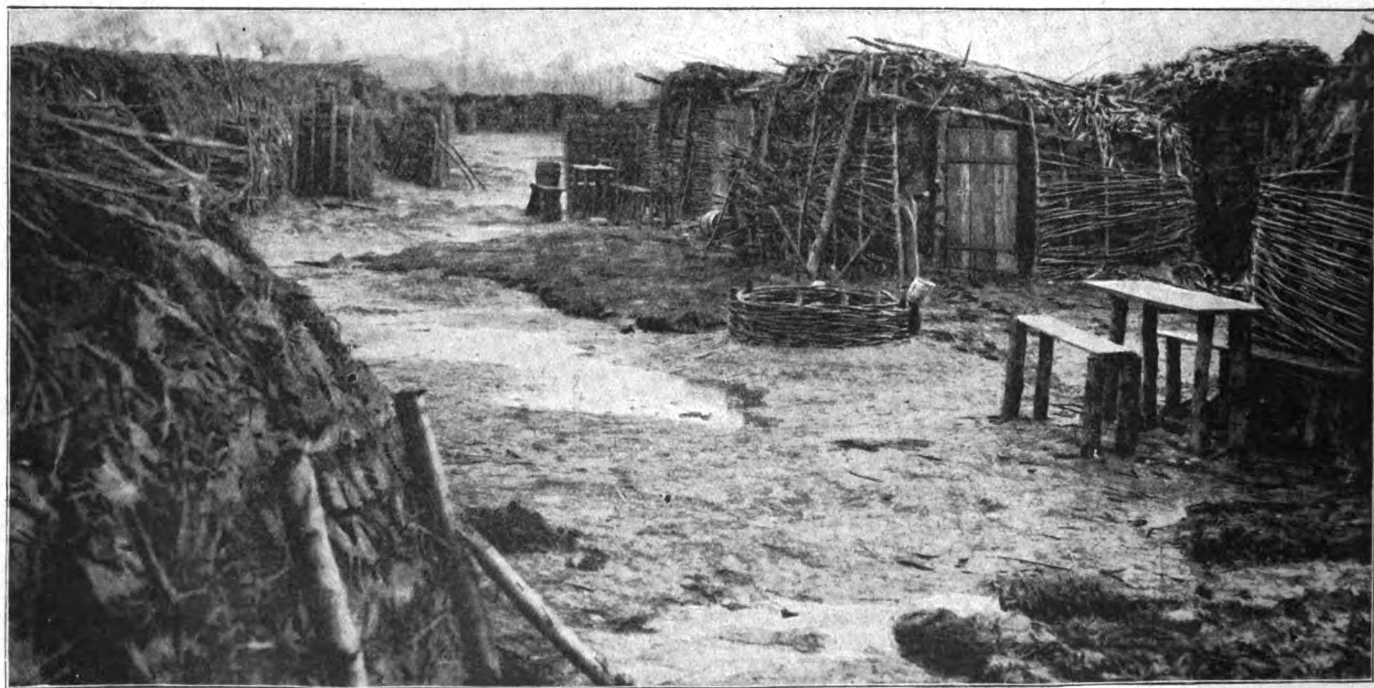


Es leuchtet ein, daß der Wert einer russischen Festung mit besonderer Berücksichtigung der Jahreszeit eingeschätzt sein will; die im Winter fest zugefrorenen Flüsse und zahlreichen Sümpfe bilden dann keine Bewegungshinderung mehr — im Gegenteil, sie ersetzen die fehlenden guten Straßen. Damit schwindet dann auch die Bedeutung der Festung als Sperre!

Eine ganz eigenartige Bodenentwicklung bildet die Poljesje; ein Blick auf eine gewöhnliche Eisenbahnkarte zeigt einen weiten, dünn bevölkerten Raum, der nur durch drei von Ost nach West ziehende eingleisige Bahnlinien durchzogen wird. Wie ein Keil schiebt sich dieses Dreieck zwischen Nord und Süd. Die Spitze liegt etwa in Brest, die Basis bildet der Dnjepr auf der Linie Mohilew—Kiew. Diese Fläche entspricht etwa dem Raume zwischen Berlin—Wien und Stuttgart, mit Seitenlänge von etwa 500 Kilometer. Dieses entsetzliche Gebiet, die Poljesje, ist ein einziger großer Morast, der nur in seinem westlichsten Teil, westlich der Bahn Rowno—Baranowitschi, gangbar ist. Sie trennt Wolhynien vom Kriegschauplatz der Ostsee und unterbindet den Verkehr von Armeen, die etwa von Petersburg auf Ostpreußen und von Kiew auf Galizien marschieren. In ihrem südlichsten Teile, nördlich Rowno bis zum Pripet hin, ist sie uns schon aus der Schule bekannt unter dem Namen Rokitnosümpfe.

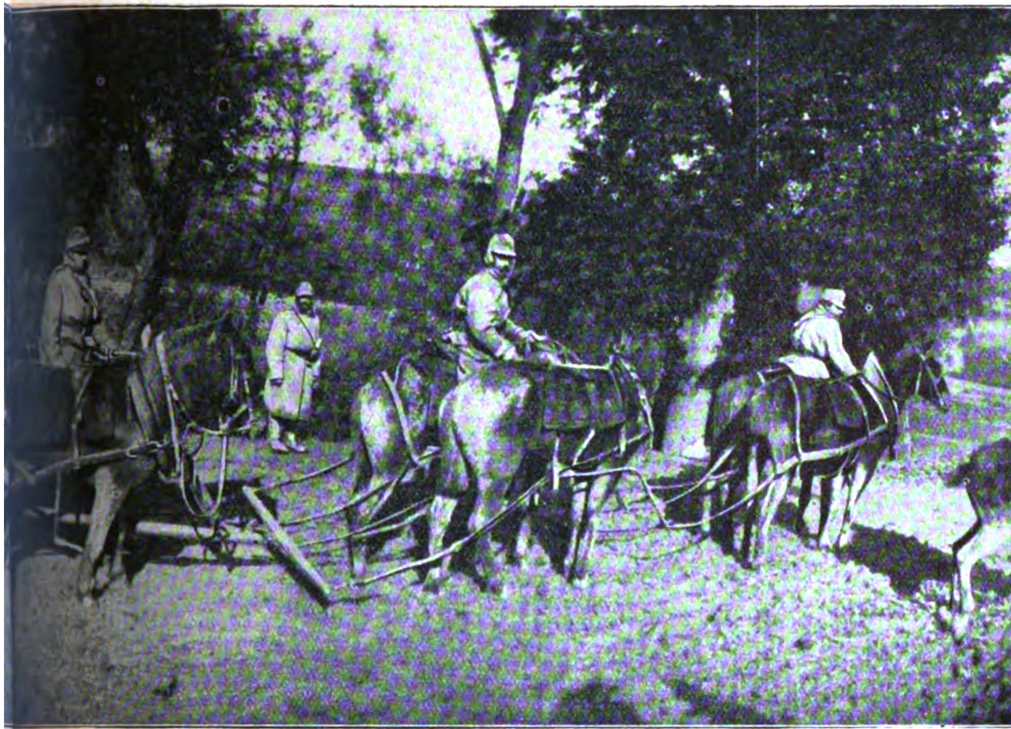
Von größter Bedeutung sind natürlich die Wegeverhältnisse. Nach dem Oktober bis zum Beginn des Dezember, wenn die Oststürme brausen, sind die Pfade grundlos. Erst wenn eine fußhohe Schneedecke alles in ein endloses weißes Tuch hüllt, besteht nur noch eine einzige Schlittenbahn — dann gibt es überhaupt nichts, was einen Weg auch nur andeuten möchte. Der Oktober ist so ziemlich die Zeit der besten Wege in diesem weiten Lande der fetten schwarzen Erde ohne Eisenbahnen.

Die Eisenbahnkarte zeigt, daß die russische Regierung wahrscheinlich nicht ohne Absicht solche Gebiete an den



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Inneres eines verlassenen serbischen befestigten Lagers nördlich von Glusci.



Phot. Carl Seebald, Wien.

…s öster-
…itions-
…Wegen.

ist die Hauptlebensader im Gebiete hart westlich der Weichsel, wie überhaupt alle Lebens- und Beförderungsbedingungen gegen die schlesische Grenze hin eher günstiger liegen.

Der verschriene polnische Winter ist also für den Angreifer ebenso günstig oder nachteilig wie für den Verteidiger. Er ist ein Umwerter aller strategischen Begriffe, aller taktischen Grundsätze; er zwingt zu einer Verlangsamung der Bewegungen, schließt solche aber nicht aus. Er ist das gegebene Feld für den Positionskrieg (Mukden). Die Anlage von Feldbefestigungen ist im Schnee ebensogut möglich wie im harten Boden. Die Regelung des Nachschubs bedarf besonders sorgfältiger Vorbereitung; das Land selbst liefert nichts.

Man sieht, daß die kalte Jahreszeit uns wie den Russen Vor- und Nachteile bringt, die man erst später wird abschätzen können.

Was für Norwegen der Regenschirm, für die Tropen der Tropenhelm, sind für Polen Pelz und warme Strümpfe.

Grenzen ohne Bahnverbindung gelassen hat. Sie sind geradezu Fallen, in denen eine Armee auf alle modernen Hilfsmittel der Fortbewegung verzichten muß und lediglich auf den Nachschub mit der Achse — unter Umständen mit Schlitten — angewiesen ist. Ein solches Gebiet ist zum Beispiel die Niederung der Weichsel westlich und nördlich von Krasnik, das durch den Sieg der Österreicher unter Dankl berühmt wurde, bis östlich zum Bug und noch darüber hinaus. Auch die Rokitnosümpfe sind in ähnlicher Weise absichtlich vernachlässigt worden. Die Chausseen sind hier so schlecht, daß kein Mensch die Behauptung aufstellen möchte, es seien „Kunststraßen“. Und selbst diese hören einige Meilen von der Grenze auf. So kann man zum Beispiel von Cholm, der ersten Popenstadt von Kongreßpolen, die mit ihren buntfarbigen Zwiebelkuppeln schon ganz moskowitisch anmutet, nur bis Grubiscof herankommen; jenseits bis zur österreichischen Grenze gibt es keine Kunststraße. Ist man erst einmal in Cholm oder Kowel angelangt, so hat man durch die Eisenbahn endlich wieder Verbindung mit der großen Welt, westlich über Lublin—Iwangorod nach Warschau, südwestlich nach Beuthen. Die letztere Strecke

Die Verteidigung der Deimestellung bei Tapiau.

(Hierzu das Bild Seite 453.)

In Gumbinnen und Insterburg standen zu Beginn des Krieges nur schwache deutsche Streitkräfte, so daß ein Vordringen der Russen auf Wehlau und Tapiau nicht verhindert werden konnte, wo sich die Deime vom Pregel löst, um nördlich dem Haff zuzustreben. Hier sollte der preußische Widerstand gebrochen werden; dann lag Königsberg frei, das alte, stolze Königsberg, die berühmte Krönungsstadt der preußischen Könige, die mächtige Trutzburg am Pregelstrande, von den deutschen Rittern erbaut und dem Böhmenkönige Ottokar zu Ehren Königsberg genannt.

Am Montag, den 24. August, sollten sich viele junge Leute in Insterburg (siehe Bild Seite 251) zur Musterung stellen; allein schon am Sonnabend vorher war das Bezirkskommando nach Elbing verlegt worden, und die Musterungspflichtigen begaben sich deshalb nordwestlich nach Skais-



Infanterielager österreichisch-ungarischer Truppen an der russischen Grenze.

Kilophot G. m. b. H., Wien.


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Auszug von Kriegsfreiwilligen aus Berlin am 30. November 1914.

girren und weiter nach dem Seckenburger Kanal, von wo sie mit der Eisenbahn Königsberg erreichten. Auf ihren Märschen dorthin begegneten sie hier und da russischen Automobilen mit Offizieren, in einzelnen Orten tauchten bereits russische Reiterpatrouillen auf.

Und eines Tages standen russische Patrouillen auch vor dem in fruchtbarer Gegend 40 Kilometer südöstlich von Königsberg gelegenen Städtchen Tapiau, das etwa 6000 Einwohner zählt. In reichen Windungen nähert sich von Osten her der Pregel, der nach Norden die fischreiche Deime entsendet. Der Übergang über dieses Flüßchen sollte dem Feinde unter allen Umständen verwehrt werden. Den Hauptstoß der hier am 28. August mit mehr als zehnfacher Übermacht angreifenden Russen fing das Landsturmbataillon Gabriel und die Kanonenbatterie Dorff auf, unterstützt von der weiter nördlich stehenden Kanonenbatterie Wallstoche.

Dank der Wachsamkeit und Treffsicherheit jener Batterie wurden mehrere russische Infanterieangriffe gleich im Keime erstickt, so daß die Russen eine Wiederholung derselben nicht mehr wagten.

Ebenso brachten die mit weit überlegener Artillerie, namentlich schweren Batterien, durchgeführten Angriffe den Russen keine Vorteile, sondern endeten stets mit beträchtlichen Verlusten an Menschen und Geschützmaterial.

Auch die feindlichen Maschinengewehre wurden meist wenige Minuten nach Eröffnung ihres Feuers durch Granat- oder Schrapnellfeuer außer Gefecht gesetzt. Sechzehn Tage wurde hier ununterbrochen gekämpft, ohne daß es den Russen gelungen wäre, den Übergang zu erzwingen. Sie zogen sich vielmehr mit dem bei Tannenberg geschlagenen Heere fluchtartig zurück. Unser Bild zeigt die Batterie Dorff im Kampfe gegen die russischen Stellungen am Waldrande des Sanditter Forstes mit der Hauptanmarschstraße Insterburg—Königsberg.

Wir Mütter.

**Wer ist so stolz wie wir in der Welt?
Unsere Söhne zogen hinaus ins Feld,
Für Kaiser und Reich, zu Trutz und Wehr;
Deutschlands Blüte, für Deutschlands Ehr'
Zu stehn oder fallen, wie's Gott gefällt,
Jeder Jüngling ein Mann, jeder Mann ein Held.
Daß Gott ihnen gnädig sei:
Meiner ist auch dabei!**

**Wir wissen alle, es mußte sein,
Wir tragen's tapfer, wir schicken uns drein.
Nur manchmal, so im Weitergehn
Bleiben wohl zwei zusammen stehn;
Mit Augen von heimlichen Tränen verbrannt
Reichen sie sich die zitternde Hand.
Da bricht's aus der Brust wie ein Schrei:
Meiner ist auch dabei!**

**O Zeit so hart, o Zeit so groß!
Wir alle tragen das gleiche Los.
Ein einz'ger Gedanke mit uns geht,
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet:
Herrgott, laß Deutschland nicht verderben,
Für das unsre Söhne bluten und sterben!
Herr, höre der Mütter Schrei:
Meiner ist auch dabei!**

**Und vor mir steigt auf eine Vision:
Ich höre den Sturm der Glocken schon,
Trommelwirbel und Hurraruf,
In Rosen versinkt der Rosse Huf,
Von Siegesgeläut die Luft durchdröhnt;
Sie kommen, sie kommen, lorbeergekrönt,
Von Jubel umbraust, von Fahnen umwallt.
Und über die deutschen Lande schallt
Ein einziger jauchzender Schrei:
Meiner ist auch dabei!**

E. B. im Schwäb. Merkur.



Die Einnahme von Lodz am 6. Dezember 1914.
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Schon am 31. Oktober wußte die Agence Havas zu melden, Tsingtau sei gefallen. Diese Meldung war verfrüht, wenn wir uns auch nicht verbergen konnten, daß der Fall nahe bevorstand.

Dies zeigte sich unter anderem in folgender Nachricht der Londoner „Central News" aus Schanghai vom 2. November: Die verbündeten englischen und japanischen Truppen leiteten ein heftiges Bombardement auf Tsingtau ein. Das Fort Heitschuan beantwortete das Feuer; die großen Petroleumtanks stehen in Flammen.

Am 3. November meldete man in Tokio amtlich, daß die meisten deutschen Forts zum Schweigen gebracht seien, und nur noch zwei die zu Wasser und zu Lande unternommenen Angriffe der Japaner und Engländer beantworteten. Das Bombardement habe eine Feuersbrunst in der Nähe des Hafens und die Explosion eines Öltanks verursacht. Das Fort Sicechauschan stehe in Flammen.

Diese japanische amtliche Meldung vom 3. November erscheint etwas optimistisch, wenn man hört, was am 4. November der Londoner „Daily Telegraph" aus Peking vom 30. Oktober meldete. Da hieß es: Chinesische Pressemeldungen aus Schantung berichten, daß das deutsche Artilleriefeuer planmäßig alle vorgeschobenen Verschanzungen der Japaner vernichtet und damit deren Angriff auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben habe. Das gesamte Glacis hinter Tsingtau sei mit Minen übersät, die elektrisch geleitet würden.

Trotz alledem trat schließlich doch ein, was schon lange erwartet werden mußte: Tsingtau fiel. Das Wolffsche Telegraphenbüro teilte mit:

Berlin, 7. November.

Nach amtlicher Meldung des Reuterbüros aus Tokio ist Tsingtau nach heldenhaftem Widerstande am 7. November morgens gefallen. Nähere Einzelheiten fehlen noch.

Der stellvertretende Chef des Admiralstabes: Behncke.

Wie man später erfuhr, war bereits am 26. Oktober die Wasserleitung Tsingtaus zerstört worden. Am 3. November wurden mehrere elfzöllige Geschütze auf einer Höhe aufgestellt, was entscheidend bei dem Generalsturm war. Fast das ganze Parlament und mehrere Minister waren zugegen. Die gefallenen Deutschen wurden von den Japanern alle in Einzelgräbern beigesetzt, denen die Aufschrift „Heldengrab" gegeben wurde.

„Daily Mail" ließ sich aus Tientsin melden, daß während der Beschießung Meyer-Waldeck, der Gouverneur der Festung, verwundet wurde. Sein letzter Befehl, ehe man ihn in das Krankenhaus überführte, war, bis zum letzten Mann zu kämpfen.

Präsident Poincaré sandte dem Kaiser von Japan anläßlich der Eroberung von Tsingtau ein Glückwunschtelegramm, worauf der Kaiser dankte.

Die römische „Italia" bezifferte die japanischen Verluste vor Tsingtau auf nahezu 10 000 Mann. Der japanische Botschafter in Rom, dem die auf Grund japanischer Zeitungsberichte vorgenommene Zusammenstellung vorgelegt wurde, soll es abgelehnt haben, sich amtlich über die Verluste zu äußern. Dagegen wird der „Italia" von Mitgliedern der japanischen Kolonie in Rom die Verlustangabe als zutreffend bezeichnet.

Durch Vermittlung der japanischen Gesandtschaft in Peking ist folgende vom Gouverneur von Tsingtau an Seine Majestät den Kaiser erstattete Meldung nach Berlin gelangt: „Tsingtau, 9. November. Festung nach Erschöpfung aller Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbrechung in der Mitte gefallen. Befestigung und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement von Land mit schwerstem Geschütz bis 28 Zentimeter, Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See, schwer erschüttert; artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig



Vertreibung der Russen aus den Karpathenpässen. Nach einer Skizze von Ludw. Koch.

gebrochen. Verluste nicht genau übersehbar, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten.

Meyer-Waldeck."

Schließlich geben wir noch die folgenden zwei Telegramme über unsere deutschen Kriegschiffe vor Tsingtau wieder:

Peking, 13. November.

Die „Exchange Telegraph Company" meldet: Die Japaner haben zwei Kanonenboote, einen Zerstörer und fünf Transportschiffe erbeutet. Man glaubt, daß es leicht sein wird, den gesunkenen österreichischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" durch ein Schwimmdock zu heben.

Wien, 13. November.

Vom Kommando Seiner Majestät Schiff „Kaiserin Elisabeth" ist durch Vermittlung der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Peking die Meldung hier eingetroffen, daß das genannte Kriegschiff nach Erschöpfung der Munition versenkt worden sei, worauf seine Besatzung zu Lande weitergekämpft habe. Soweit bisher festgestellt werden konnte, sind von der Schiffsbesatzung 8 Mann gefallen, Fregattenleutnant Baierle und 80 Mann verwundet. —

Die deutschen Gefangenen und ihr Kommandant sind in japanischer Gefangenschaft und sollen, wenn die zu uns gekommenen Nachrichten auf Wahrheit beruhen, gut behandelt werden; auch habe Japan dem heldenmütigen Verteidiger alle Achtung gezollt, indem den Offizieren ihre Degen belassen wurden. Die planvolle Verteidigung Tsingtaus hat noch über dessen Fall hinaus gewirkt. Wiederholt kamen noch Nachrichten, daß japanische Schiffe auf deutsche Minen gestoßen und untergegangen seien. Eine Flattermine bei den Festungswerken hat mehrere Wochen nach der Besitzergreifung durch die Japaner noch große Verwüstungen angerichtet und den neuen Besitzern Tsingtaus zahlreiche Tote und Verwundete gebracht. — Zur Ergänzung unserer Darstellung verweisen wir noch auf unseren früher gebrachten Artikel „Das bedrohte Tsingtau" (Seite 161).

* * *

Das gemeinsame Vorgehen der Deutschen mit den Truppen der uns verbündeten Donaumonarchie auf dem östlichen Kriegschauplatz wurde zum erstenmal amtlich ausgesprochen in dem Telegramm des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers vom 29. September:

„Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operation sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde unserseits bei Biecz zersprengt. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavalleriedivisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor."

In beiden Reichen erweckte diese Nachricht besondere Freude, denn nun war es amtlich anerkannt, daß Deutschland Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn zusammensteht, den gemeinsamen Feind niederzuringen. Doppelte Spannkraft erfüllte jede Brust diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, denn man fühlte sich auf beiden Seiten jetzt doppelt so stark. Die Waffenbrüderschaft wurde nicht mehr nur in Zeitungsartikeln verkündet, sondern sie betätigte sich offen und frei auf dem Schlachtfelde. Die führenden Wiener Blätter ließen es sich auch nicht entgehen, das gemeinsame Vorgehen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Armee, oder wie wir sie jetzt nennen wollen, der Verbündeten, gebührend zu würdigen. Das „Fremdenblatt" schrieb: „Die Tatsache, daß eine deutsche und eine österreichisch-ungarische Armee nunmehr vereint sind, um den gemeinsamen russischen Feind zu bekämpfen, wird sowohl bei uns wie in dem treuverbündeten Deutschen Reich die größte Genugtuung und aufrichtige Begeisterung hervorrufen. Es ist jetzt die Gelegenheit geboten, die Waffenbrüderschaft auf das glänzendste zu bewähren, und mit hoffnungsvoller Zuversicht blicken wohl alle Völker der verbündeten Staaten den Ereignissen entgegen, deren Szene der nördliche Kriegschauplatz werden mag." Die „Neue Freie Presse" wies auf das seit vierzig Jahren bestehende deutsch-österreichische Bündnis hin und sagte: „Niemals in diesen vierzig Jahren hat Europa daran zweifeln können, wo Österreich-Ungarn stehen werde, wenn Deutschland von einer Gefahr bedroht sei, und wo Deutschland sein werde, wenn die Monarchie gegen einen Feind sich wehren müsse. Nun fechten beide Kaiserreiche im Norden zur Verteidigung ihrer Zukunft und Sicherheit, nun stehen sie fest zusammen, und die wärmste Sympathie begrüßt in Österreich wie in Ungarn die unüberwindliche Kampfgenossenschaft. Sehnsüchtige Wünsche begleiten sie auf allen Wegen." Und ähnlich sprachen sich die anderen führenden Blätter aus.

Wir haben schon früher (Seite 365 u. folg.) von dem Einfall der Russen in Ungarn gesprochen. Die Überschreitung der Karpathen durch die Russen war nur eine einzelne Begebenheit, die sich schon Anfang Oktober ihrem Abschlusse näherte. An den Stellen, wo russische Truppen erschienen, im Uzsoker Passe und in der Gegend von Ökörmezö im Marmaroser Komitat, wurden sie am 1. Oktober geschlagen, so daß sie über die Grenze zurückgehen mußten. Auch in der Gegend von Körösmezö, dem südlichsten Punkt, an dem ein russischer Einfall stattfand, war die Vertreibung der eingedrungenen russischen Kräfte im Gange, und binnen kurzem war diese Gegend gleichfalls vom Feinde gesäubert. Die Russen konnten kein Interesse daran haben, starke Truppen-



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Feldbahn mit deutscher Begleitmannschaft in Russisch-Polen.

massen ihrer Hauptmacht zu entziehen und in die ganz außerhalb des Kriegschauplatzes gelegenen Ostkarpathen zu werfen. Es handelte sich also offenbar um kleinere Gruppen, die für den Ausgang des Feldzuges ganz ohne Bedeutung waren und nicht so sehr militärischen als vielmehr politischen Zielen dienen sollten. Man wollte offenbar durch diese Einfälle die Bevölkerung Ungarns beunruhigen. Daneben suchte man vielleicht auch Stoff für neue „Siegesbulletins“, wie sie von russischer Seite seit Beginn des Krieges so oft mit ebensowenig Berechtigung ausgegeben worden sind wie anläßlich dieser Einfälle in die Karpathen, um auf diese Weise die Neutralen irrezuführen. Was zunächst die Bevölkerung betraf, so gelang deren Beunruhigung nicht im geringsten. Daß die Ostkarpathen (vergl. hierzu auch die Karte Seite 231) keine unüberwindliche Grenze für den in Galizien operierenden Feind bildeten, das wußte man auch früher. Ebenso war aber bekannt, daß alle Vorkehrungen getroffen waren, um den feindlichen Angriff, auch wenn er von dieser Richtung kam, mit vollem Erfolg zurückzuweisen. Die Bevölkerung Ungarns bewahrte vollkommene Kaltblütigkeit, und nirgends befürchtete man, daß es der russischen Hauptmacht gelingen werde, den Kriegschauplatz noch weiter nach dem Innern in das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie zu verlegen. Daß Rußland keine starken Truppen von seiner in Galizien stehenden Hauptmacht entbehren konnte, besonders aber nicht in dem Augenblick, in dem die verbündeten Heere Österreich-Ungarns und Deutschlands sich an anderer Stelle zu einem neuen Vorstoß vereinigt hatten, lag auf der Hand. Immerhin läßt sich begreifen, daß einzelne Teile der Bevölkerung der nordöstlichen Komitate Ungarns ihre Wohnsitze verlassen hatten. Die meisten Flüchtlinge bekannten jedoch selbst, daß sie weder feindliche Truppen gesehen, noch auch nur Kanonendonner gehört hätten. Die Behörden bemühten sich, die Bevölkerung zum Bleiben zu bewegen. Sie konnten das mit ruhigem Gewissen tun, da es von vornherein feststand, daß die Russen nicht über die eigentlichen Grenzgebiete hinaus in das Land eindringen würden. Auch die Behörden blieben allesamt an ihrem Platze. Der beste Beweis dafür, daß man die Lage von Anbeginn an ruhig beurteilte.

Ebensowenig machten die russischen Einfälle auf die



General v. Mackensen. Phot. Gottheil & Sohn, Danzig.



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.

General Ludendorff.



Phot. Robert Mohrmann, Lübeck.

General v. Morgen.



Phot. Hohlwein & Circke, Berlin

Besetzung der kleinen französischen Ortschaft Cunel vor Verdun durch deutsche Truppen.



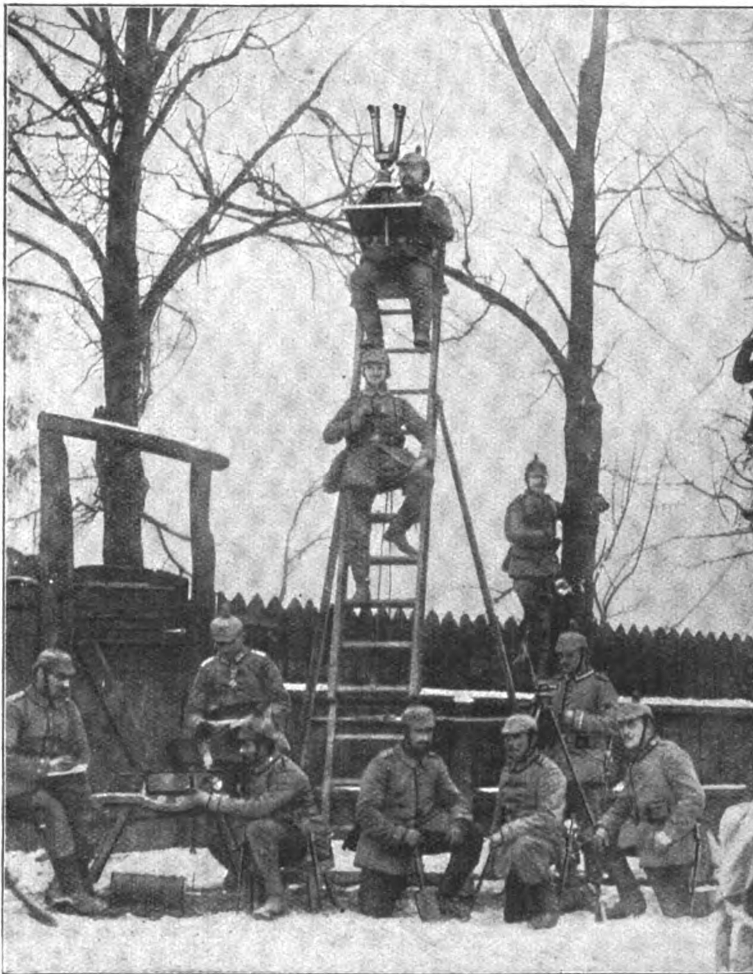
Phot. Hohlwein & Circke, Berlin

Das von den Deutschen besetzte Epinonville im Departement Meuse wurde vollständig zerstört; links die Uberreste der Kirche.



Sprengung unterminierter französischer Schützengräben bei Chauvoncourt, einem Vorort von St.-Mihiel, auf dem jenseitigen Ufer der Maas.

Nach einer Originalzeichnung von Ewald Thiel.



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Beobachtungsposten der schweren Gardeartillerie mit Scherenfernrohr. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

ruthenische Bevölkerung im Nordosten Ungarns Eindruck. Es lagen sogar Berichte darüber vor, daß es gerade die Ruthenen waren, die statt auf das Erscheinen der Russen zu warten und sich dann mit ihnen zu verbrüdern, wie es in einigen Gemeinden Ostgaliziens geschehen ist, die ersten waren, die die Flucht ergriffen und nur mit Mühe beruhigt werden konnten. Die ruthenischen Soldaten, die unter der Mannschaft des sechsten Korps, das sich in den galizischen Kämpfen besonders ausgezeichnet hat, sehr stark vertreten sind, haben sich dort als durchaus zuverlässig und tapfer erwiesen, und von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, hat sich auch das ruthenische Volk in Ungarn als völlig treu bewährt. Die russischen Einfalltruppen sahen sich also in ihren gegenteiligen Erwartungen getäuscht.

Freilich mußte noch eine Zeitlang gekämpft werden, um sich der unerbetenen russischen Gäste zu erwehren. Am 6. Oktober wurde gemeldet, daß nordwestlich bei Marmaros-Sziget und Tarcztoez eine russische Kolonne zurückgeschlagen wurde. An diesen Gefechten nahmen auch inzwischen eingetroffene deutsche Streitkräfte teil. Zwischen Poleno und Aknos versuchten die Russen durchzubrechen, sie wurden aber auch hier zurückgeschlagen. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen, und dabei wurden viele Gefangene gemacht. Schon am 6. Oktober war das Komitat Beregh von dem letzten Mann der russischen Einfalltruppen befreit, die aus einer Kosakendivision, zweieinhalb Infanteriedivisionen und zwanzig Geschützen bestanden hatten und in der Richtung nach Sambor verfolgt wurden. Am 14. Oktober nahmen die österreichisch-ungarischen Truppen nach viertägigen Kämpfen Toronya zurück und verfolgten die Russen gegen Wyskow. Kleinere erfolgreiche Gefechte mit zurückgehenden feindlichen Abteilungen fanden auch im Bissotale statt. In der Marmaros nahmen am 16. Oktober die den Feind verfolgenden Abteilungen Raho in Besitz. Im Tale der Schwarzen Bystrzyca zogen sich die Russen, von den k. u. k. Truppen bei Rafailowa geschlagen, gegen Piloma zurück.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Russen über die Karpathen nach Ungarn einbrachen, begannen sie auch die Belagerung von Przemysl. Es mußte ihr eifrigstes Bestreben sein, diese Festung in ihren Besitz zu bekommen, da sonst eine dauernde Besetzung Galiziens und insbesondere der Hauptstadt Lemberg nicht gut denkbar ist. Przemysl stört die wichtigsten Verbindungslinien, und Ausfälle aus der Festung konnten den Russen stets gefährlich werden, was in der Folge auch eingetreten ist.

Auf Seite 316 haben wir bereits die erste Belagerung und den Entsatz von Przemysl geschildert. Hier möge noch eine Einzelheit nachgetragen werden.

Am 1. Oktober führte ein österreichisch-ungarischer Generalstabsoffizier einen bewunderungswürdigen Flug mit einem Piloten nach der von den Russen umzingelten Festung aus. Die Festungswerke wurden unter einem Hagel feindlicher Geschosse glücklich überflogen. Trotz des heftigen Artilleriefeuers des Feindes eilte die ganze Bevölkerung der Stadt zusammen, um die sich senkende Maschine mit unbeschreiblichem Jubel zu empfangen, in den die ohnmächtigen Schüsse der schweren russischen Geschütze wie Paukenschläge hineinklangen. Nicht nur Befehle für die Besatzung der Festung, sondern auch Zeitungen brachten die Flieger den von aller Welt abgeschlossenen Truppen und Bewohnern der belagerten Stadt. Die ganze Fahrt bis zur Landung war in einer Stunde zurückgelegt. Wegen des schneeigen, böigen Wetters mußte die Rückkehr bis zum 6. Oktober verschoben werden. Aber auch an diesem Tage war das Wetter nichts weniger als günstig. Kaum wurde die Maschine über den Festungswerken sichtbar, als die Russen wieder ein so rasendes Feuer eröffneten, daß das Getöse und der Knall der Geschosse selbst das Brummen des Motors übertönte, das Flieger sonst gegen alle anderen Geräusche unempfindlich zu machen pflegt. Manchmal war das Flugzeug in eine Wolke ringsum explodierender Geschosse gehüllt, deren Luftdruck es nicht selten jäh aus seiner Bahn riß. Achtmal durchbohrten Splitter die Tragflächen. In den wetternden Schneestürmen, die seit Wochen über Galizien dahinwüteten, fand das Flugzeug dann einen noch weit gefährlicheren Feind. Trotzdem erreichten die Flieger nach vier langen Stunden die österreichischen Linien.

Sie konnten aus eigener Anschauung berichten, daß die Verteidigung der Festung von der kampfbegeisterten Besatzung mit großer Tüchtigkeit und Umsicht geführt werde.

Die Russen hatten zwischen den Toten ihre Schwerverwundeten liegen lassen, und als Przemysl befreit wurde, wurden Tausende solcher unter Leichen gefunden und in das Festungspital befördert. Es waren dabei einige, die schon sechs bis acht Tage ohne Nahrung dort gelegen hatten und gänzlich geschwächt waren; ihre Wunden waren brandig, so daß, sofern es sich um Arme oder Beine handelte, sofort amputiert werden mußte. In den Brotsäcken der Leichen fanden sich viele Juwelen, die die Leute jedenfalls geraubt hatten. In der Umgebung von Przemysl klagten die Bewohner, daß die Russen alles geraubt und ihnen sogar die Kleider vom Leibe gerissen hätten.

Groß war der Jubel sowohl in Österreich und Ungarn wie in Deutschland, als die Kunde von der Befreiung Przemysls, das eine fast dreiwöchige Belagerung erduldet hatte, bekannt wurde. Der Gedanke, eine Festung am Sanflusse anzulegen, stammt aus dem Jahre 1824. Damals war es Erzherzog Karl, der eine Befestigung von Jaroslau vorschlug. Zur Ausführung kam es erst später, und zwar wurde 1854 nicht Jaroslau, sondern Przemysl zunächst als feldmäßiger Brückenkopf angelegt. 1871 begann der weitere Ausbau. Da die Mittel nicht zu reichlich flossen, gingen die Arbeiten nur langsam vorwärts. Mit Beginn der neunziger Jahre wurde die Panzerbefestigung eingeführt, wodurch ein Teil der Verteidigungsgeschütze den Panzerschutz erhielt. Um den Ausbau von Przemysl hat sich der verstorbene Feldmarschalleutnant Ritter v. Brunner das größte Verdienst erworben; ihm ist es zu danken, daß der Platz zu einem großen Teile den Rang einer modernen Gürtelfestung einnimmt.

Przemysl liegt am rechten Ufer des San, über den eine 180 Meter lange Brücke führt, und ist Knotenpunkt zweier Staatsbahnlinien: Krakau—Lemberg und Przemysl—Mezö-Laborcz. Es betreibt lebhaften Handel und hat mit der etwa

9000 Mann betragenden Garnison in Friedenszeiten 57 000 meist polnische Einwohner.

Während der Belagerung von Przemysl herrschte auch in den übrigen Teilen Galiziens keineswegs idyllische Ruhe. Im allgemeinen nahmen die Kämpfe einen für die österreichisch-ungarische Monarchie günstigen Fortgang. Am 7. Oktober wurde der Feind an der Straße nach Przemysl bei Barycz geworfen und das von den Russen besetzte Rzeszow ihnen wieder entrissen, wobei viele Geschütze erbeutet wurden. Am 9. Oktober stellten sich bei Lancut den Österreichern sechs russische Kavalleriedivisionen entgegen, mußten aber schon nach kurzem Gefecht gegen den Sanfluß flüchten (vgl. auch Seite 334). Die österreichisch-ungarische Angriffsbewegung, die nunmehr wieder aufgenommen wurde, hatte zur Folge, daß viele Orte, die vorher von den Russen besetzt waren, eiligst von diesen unwillkommenen Gästen geräumt wurden, so zum Beispiel Rozwadow, Dynow, Jaroslau, Lezajsk, Sieniawa und Chyrow. Die österreichisch-ungarischen und die deutschen Truppen waren den zurückweichenden Russen unausgesetzt auf den Fersen, und bald kehrten in viele Städte, wo sich noch einige Tage vorher die russische Besatzung und die von den russischen Generalen eingesetzte Verwaltung breit gemacht hatte, die Landesbehörden zurück, deren erste Aufgabe es war, die Schäden des russischen Zwischenspiels wieder gutzumachen. In einigen Tagen waren die von den Russen zerstörten Telegraphen-, Brücken- und Bahnlinien wieder hergestellt. Auch der Bahnverkehr konnte wieder aufgenommen werden. Viele Flüchtlinge kehrten in ihre verlassenen Wohnstätten zurück. Aber unter welchen Verhältnissen sie sie vorgefunden haben mögen, zeigt nachfolgende amtliche Meldung aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier:

Unsere Truppen, die auf Tarnow über Rzeszow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Begriffen hohnsprechenden barbarischen Vorgehen der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften der Strecke bieten das Bild ärgster Verwüstung. In Dembica ist ein Teil der Stadt eingeäschert worden. Das schöne Schloß Zowada wurde, da die einzige mit der Aufsicht betraute Person sich weigerte, das ihr anvertraute Eigentum widerstandslos der Plünderung preiszugeben, vollkommen ausgeraubt, in seinem Umkreis mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zerschlagen, die Spiegel mutwillig zerbrochen, die Matratzen zerfetzt und kostbare Gemälde zerschnitten; der Boden ist besät mit Bergen von Fetzen, Papier und Scherben. Kurz, es ist ein Bild des rohesten Vandalismus. Die russischen Soldaten sind in den von ihnen besetzten Orten nach dem gleichen, offenbar von vornherein befohlenen System vorgegangen, das mit einer ehrlichen geordneten soldatischen Kampfesweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Leibesvisitation unterzogen, und es wurde ihnen alles, was irgend Wert hatte, abgenommen. Besonders hatten es die russischen Truppen auf die Uhren abgesehen, die mit meist sehr unsanftem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelrohre der Kosaken wanderten. Beim Rauben der Uhren taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. Geraubt wurde nach einem sehr einfachen, dabei praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von acht bis zehn Mann in die Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider, Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. In einem Spital in Rzeszow wurden zwanzig erkrankte österreichisch-ungarische Soldaten aus den Betten gejagt, ein Beweis dafür, daß selbst Kranken gegenüber das einfachste Gebot der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde.

Am 14. Oktober eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen die Höhen von Starasol. Gleichzeitig machte ihr Angriff gegen Stary-Sambor Fortschritte. Am ganzen San wurde flußabwärts von der Festung Przemysl lebhaft gekämpft, und dabei waren die k. u. k. Truppen stets im Vorteil. Am 17. Oktober konnten sie bereits auf dem östlichen Sanufer festen Fuß fassen. Stary-Sambor ist eine Stadt in Galizien und liegt etwa 18 Kilometer südwestlich von Sambor (siehe die Karte Seite 231) am linken Ufer des Dnjestr. Es hat ungefähr 5000 deutsche, polnische und ruthenische Einwohner.

In den Kämpfen gegen Rußland schloß sich den österreichisch-ungarischen Truppen die sogenannte polnische Legion an, eine Art Freikorps, das in erster Linie die Befreiung Polens vom russischen Joch anstrebt. Diese Legion ist aus dem polnischen Verbande der „Schützen" hervorgegangen. Im Januar des Jahres 1914 nahm die russische Polizei bei ihr verdächtigen Personen in Warschau Haussuchungen vor vom Boden bis zum Keller, die gewöhnlich damit endeten, daß mehrere Bewohner in Ketten fortgeschleppt und nach Sibirien geschickt wurden. Viele flüchteten daher über die Grenze nach Krakau, und bald sammelten sich dort 2700 polnische Freiwillige, darunter 200 Frauen und Mädchen. Ihr Anführer war ein ehemaliger Hauptmann in russischen Diensten, namens Richard, den die russischen Spione wie ein Wild umstellt hatten, bis es ihm doch endlich gelang, durchzubrechen und die alte polnische Krönungsstadt zu erreichen. Am Oleanderplatz in Krakau hielten sie Reit- und Schießübungen ab, und bald wurden ihnen österreichische Offiziere zur militärischen Ausbildung zugewiesen. Nach jenem furchtbaren 28. Juni, der uns die Kunde von der Bluttat in Serajewo brachte, wußten sie alle, daß nun der Augenblick nicht mehr fern sei, endlich dem russischen Bedrücker in den Arm zu fallen. Die Kriegserklärung an Rußland entfachte beispiellose Begeisterung, die in folgendem Aufruf Ausdruck fand:

Polen!

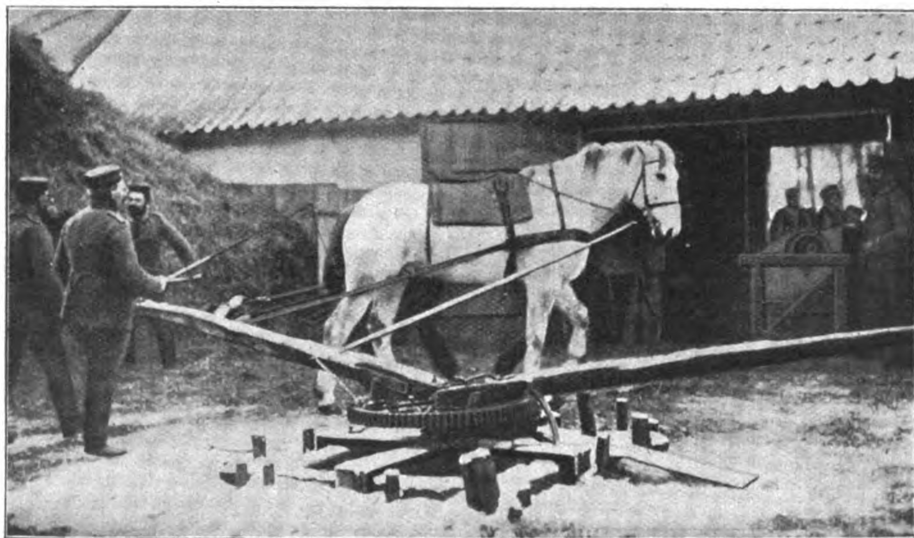
Der gegenwärtige Waffengang des polnischen Volkes richtet sich gegen Rußland, nur gegen Rußland, wie ja auch unsere Aufstände vom Jahre 1831 und 1863 ausschließlich gegen Rußland gerichtet waren.

Schändlich wäre es, für das russische Joch zu kämpfen. Das würde bedeuten, daß uns die Sklaverei entwürdigt hat und daß die Fesseln, die uns knechten, unsere Seelen schon umgestaltet haben.

Laßt euch nicht in die Netze der russischen Ränke fangen! Laßt euch nicht zu Ausschreitungen gegen das deutsche Heer, das sich zeitweise in vielen Ortschaften Polens aufhält, verleiten. Vermeidet alle Reibungen mit den deutschen Soldaten.

Wer für die Unabhängigkeit Polens kämpfen will, der trete eilig den Scharen der Jungschützen bei, dem Keime der polnischen Armee! Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen! Sie wird das Schicksal unseres Volkes bestimmen, und nun eröffnen sich uns Möglichkeiten, ein Leben in Unabhängigkeit zu führen, aber erst, wenn unser Erbfeind Rußland zerschmettert liegen wird. —

Nun gab es kein Halten mehr, und schon am 7. August marschierten drei polnische Legionen hinaus ins Feld, jeder



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Soldaten mahlen sich ihr Mehl zum Brotbacken selbst.



Straße in Lodz.

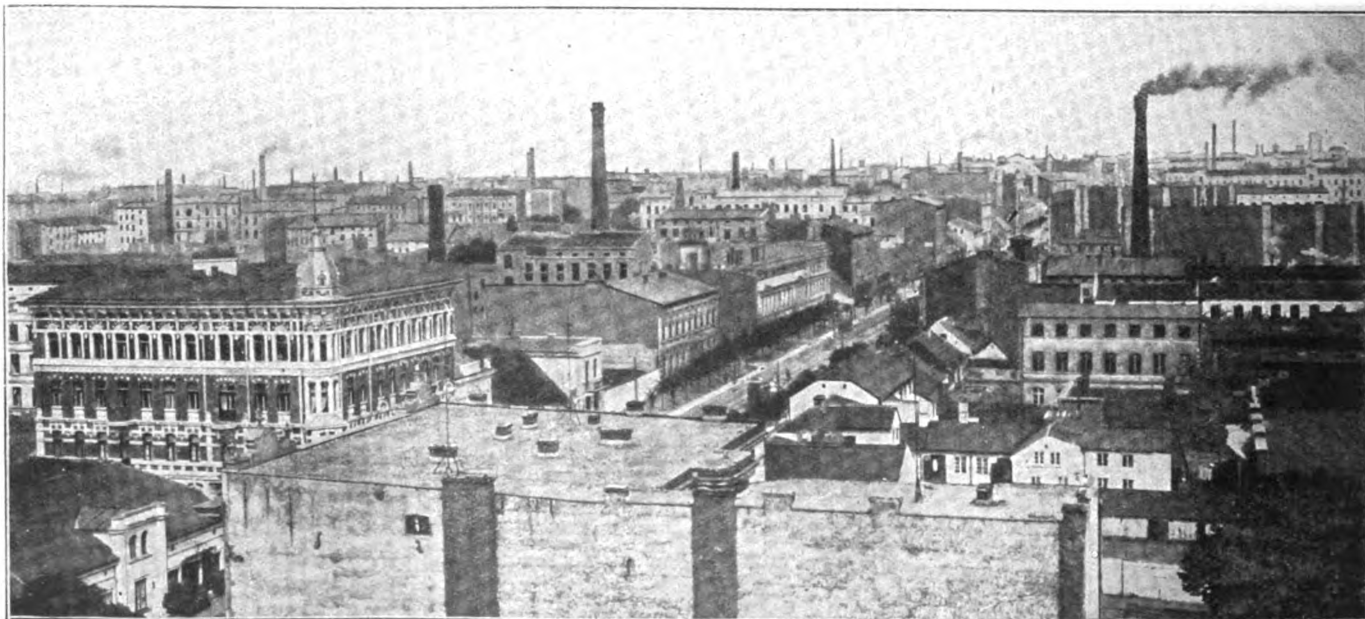
Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

einzelne bereit, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und Polen zu befreien. 35 Mädchen meldeten sich freiwillig zum Patrouillendienst. Sie waren wohl ausgerüstet mit Säbel und Revolver, und in der Satteltasche trug jede von ihnen ein Bauerngewand verborgen, um sich im Notfall durch Verkleidung retten zu können. — In Mniechow erhielten die jugendlichen Legionäre die Feuertaufe, und mit außerordentlicher Tapferkeit schlugen sie nicht nur die mächtige Überzahl der Russen zurück, sondern erfochten im Vorwärtsdringen bis Kielce Sieg um Sieg. Dort wurden sie mit der Armee Dankl vereinigt; sie wurden aufgefordert, den Eid auf die Fahnen Österreich-Ungarns abzulegen, und freudig schwuren sie dem greisen österreichischen Kaiser Treue und Gehorsam bis in den Tod. Unter der Führung des Feldmarschalleutnants Durski kämpften sie Schulter an Schulter mit den braven Truppen in der Schlacht bei Kielce (Krasnik) am 21. August. Viermal wurden sie zurückgeworfen, aber immer wieder stürmten sie vor mit einer Todesverachtung, die nur der ganz versteht, der weiß, wie sie sich Jahr um Jahr ohnmächtig und zähneknirschend unter das russische Joch hatten beugen müssen; all ihre Kraft, ihr aufgespeicherter Haß entlud sich jetzt im Rachekampf um die Freiheit. 300 Legionäre haben den Sieg bei Kielce mit dem Leben bezahlt. Ein großer Teil des eigenen heißgeliebten Vaterlandes war hauptsächlich mit Polenblut erkauft worden.

Und wie hier, so war es überall. Wo immer sich Kosakenhorden zeigen, in Ungarns Ebenen, in den Karpathen, in Galizien, überall tauchten diese mutigen Freiheitskämpfer auf, mit wilder Wut sich auf ihre Opfer stürzend. Sie wollten Rache für die lange Knechtschaft, unter der die Polen bisher geseufzt hatten.

Die Herrlichkeit der Russen nach ihrem ersten Einbruch in Ungarn währte nicht lange. Von ihrem Auftreten entwarf ein alter Wirtschaftsbeamter das folgende Stimmungsbild:

Es war am Montag. Man behält solche Tage im Kopf. Ich hatte mit meiner Frau und einigen anderen alten Leuten im Schloß Wohnung genommen. Es goß in Strömen,



Gesamtansicht von Lodz.

Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

als die Russen anlangten. Erst waren es nur zehn oder fünfzehn Berittene, dann folgte die ganze Horde, mit Kanonen, Maschinengewehren, der ganzen Bagage, beschmutzt und zerlumpt: ein jämmerlicher Anblick. Kein Mensch kam ihnen begrüßend entgegen. Sie verlangten Quartier, und ihre Offiziere machten es sich sofort im Schlosse bequem. An der Spitze ritt die spindeldürre Zwirnfigur des Obersten, um ihn der Schwarm der übrigen Offiziere. Eine alte Dienerin öffnete das Tor, und sie waren da. Die Weiber drängten mich, daß ich den Leuten etwas sage. Ich ging und erwartete sie an der Veranda, wo es zur Treppe hinaufführt. Der Oberst tänzelte mit seinem Gaul auf mich zu und schrie mich an: „Sind Sie der Herr?" — „Ich bin nur ein Diener," war meine Antwort. Die Offiziere sprangen von den Pferden und folgten mir, nachdem sie sich vorher die schmutzigen Stiefel im Treppenhaus gehörig gesäubert hatten. Der Adjutant des Obersten verständigte mich, mehr bittend als fordernd, daß er von mir ein feines Essen, das heiß sein müsse, für das Korps erwarte. „Und Wein, wissen Sie, Wein muß dabei sein, von dem sogenannten Tokaier."

öffnete die Türe. Vor den Pferdekrippen war alles schön sauber gescheuert und auf zwei langen Tischen stand alles recht zierlich mit Blumen und Silber serviert. Ausgerechnet für zweiundvierzig Offiziere. Sie waren verblüfft. Der Oberst wollte mich mit seinen blutunterlaufenen Augen verschlingen, die übrigen fluchten und schrien: „Was ist denn das? Was hat das zu bedeuten?" — „Nichts" — war meine naiv verschmitzte Antwort — „ich bedauere lebhaft, nicht im Speisesalon aufwarten zu können, da dort die Rosse ihre Notdurft verrichteten. Es geht nicht gut an, in jener frischduftenden Nähe das hohe Offizierkorps gastlich zu bewirten. Sie sehen, ich habe hier alles säuberlich geordnet. Es paßt so besser." Der Oberst hörte und hörte, biß sich nervös in die Unterlippe, fuchtelte mit dem Monokel, stampfte mit dem Fuß und schrie dann etwas, das ich, weil es Russisch war, nicht verstand. Ich dachte, daß es mein standrechtliches Todesurteil sei. Es kam aber anders. Die Offiziere zerstoben nach allen Winden. Binnen fünf Minuten waren die Pferde von den Kosaken herabgeholt. Diese brachten das Schloß rasch in Ordnung und trugen allein Teller und



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Typen der von unseren Truppen in Polen gefangenen Russen: Baschkiren, Kirgisen und Tataren.

Gut, gut — dachte ich — den wird's natürlich auch geben. Wenn nur zuerst die Unsrigen herkommen wollten!

Die Offiziere machten sich breit, und die Weiber gingen ans Kochen. Da wurde plötzlich ein Schreien, Johlen, Poltern und Schimpfen laut, daß wir glaubten, unser Schloß werde aus den Fugen getrieben. Die russischen Soldaten brachten die verhätschelten Offizierspferde geradeaus in die Hallen, Salons, Billardzimmer und Schlafgemächer meiner Herrschaft. Die Wut hatte mir fast die Sinne geraubt. Ich lief zum Obersten: „Es ist ungeheuerlich, die Teppiche, Gobelins und Möbel so vandalisch zu verwüsten." Die Offiziere lachten mir ins Gesicht. „Ah nichts! Schauen Sie, daß Sie weiter kommen" — und sie fuhren fort, unseren guten Wein zu trinken.

Es kam die Mittagzeit. Sie standen eben über eine Mappe gebückt und berieten, als ich eintrat und an allen Gliedern zitternd meldete: „Herr Oberst, es ist angerichtet!" Sie kamen wohlgelaunt und freundlich mit. „Ist auch das Essen gut? Auch etwas Paprika?"

Wir gingen über Treppen und Gänge, durch den Garten, quer über den Hühnerhof, nur immer zu, bis ich die Herrschaften vor unserem Stall halten ließ. Ich

Eßzeug in den Speisesaal, wo bald darauf die heiße Hühnersuppe ihren duftenden Dampf verbreitete.

Gegessen aber haben sie nichts von all den guten Sachen. Denn kaum setzten sie sich hin, da brüllten unsere Kanonen von den Bergen herab ihr „Gesegnete Mahlzeit" und die teuren Gäste flohen, was sie konnten. Das Essen war aber noch lau, als es mit Löwenhunger von den polnischen Legionären verzehrt wurde. —

Auch in der Bukowina mußten die Russen Mitte Oktober viele Orte, die sie vorher besetzt hatten, räumen, so Sereth, Strojnitza und Czernowitz. Auch hier hatten sie sich während der kurzen Zeit ihrer Herrschaft wieder vieles zuschulden kommen lassen. Sämtliche Geschäfte wurden geplündert, am meisten die den Juden gehörenden. Aus der Synagoge in Strojnitza schleppten sie sieben alte Juden fort, die dort beteten und führten sie zu Fuß 75 Kilometer weit. Jeder, der nach der rumänischen Grenze flüchten wollte, mußte hohe Summen an die russischen Offiziere bezahlen. Aber auch die in der Bukowina wohnenden Rumänen blieben von den Schandtaten der Russen nicht verschont. So verteilten die Russen das den rumänischen Bauern geraubte Vieh und sonstige Habseligkeiten unter die von ihnen in

den rumänischen Ortschaften eingesetzten ruthenischen Bauern aus der Bukowina und Rußland, um die Ruthenen für Rußland zu gewinnen. Den griechisch-orientalischen Bischof von Repta versuchten sie durch wiederholte Drohungen zum Erlaß eines in russischem Sinne gehaltenen Hirtenbriefes zu zwingen. Der Gouverneur diktierte dem Kirchenfürsten Zimmerarrest und ließ ihn durch Posten bewachen. Um der erzbischöflichen Residenz eine besondere Schmach zuzufügen, legten die Russen in das dort errichtete Rote-Kreuz-Spital 200 russische Soldaten, die an ekelhaften Krankheiten litten. Auf dem Lande wurden vor allem Schlösser und Wirtschaftshöfe des rumänischen Großgrundbesitzes geplündert. Zahlreiche Bewohner rumänischer Dörfer verließen aus Furcht vor russischen Gewaltaten ihren Heimatort und suchten Schutz bei den österreichisch-ungarischen Truppen, wo sie von den Soldaten mit allem Notwendigen versorgt wurden. Den k. u. k. Truppen war es dann auch zu verdanken, daß diese armen Flüchtlinge nach einiger Zeit in die Heimat zurückkehren konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Vertreibung der Russen aus den Karpathenpässen.

(Hierzu die Bilder Seite 465 und 475.)

Die Karpathen, die sich in einem Halbbogen von Mähren bis hinunter nach Siebenbürgen um Ungarn lagern (siehe auch die Karte Seite 231), bilden einen von der Natur geschaffenen Grenzwall, der die Länder der Stephanskrone von dem flachen Galizien trennt. Eine solche Grenze läßt sich vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit sehr leicht in eine uneinnehmbare Festung umwandeln, die jeden feindlichen Einfallversuch kräftig abzuwehren imstande ist. Wenn daher die österreichisch-ungarische Heeresleitung nach dem Rückzug aus Galizien, dessen sumpfige und unwegsame Gegenden einer günstigen Entfaltung großer Heeresmassen überaus hinderlich sind, auf eine wirksame Verteidigung der Karpathenpässe verzichtete und auch diese leicht zu behauptenden Stellungen freiwillig den nachdrängenden Russen preisgab, so lag diesem wohlerwogenen Plan die leicht erkennbare Absicht zugrunde, den Feind an dieser Stelle tiefer in das Land zu locken, um ihn dann von vorn und im Rücken zu packen — eine Kriegslist, die auf dem westlichen Schauplatz den Franzosen den Einfall bei Mülhausen und Saarburg ermöglichte und die im Osten Generalfeldmarschall von Hindenburg mit so großem Erfolg anwandte, als er der stolzen Narewarmee in den Masurischen Sümpfen ein klägliches Ende bereitete. Auch in den Karpathen gingen die Russen in die Falle, die ihnen die Österreicher gestellt hatten. Nachdem die russischen Truppen Galizien überschwemmt hatten, zeigten sich ihre Vorposten bereits in den Waldtälern der Karpathen, schwärmten Kosaken über den Barkopaß und besetzten eine Reihe von Ortschaften in den ungarischen Komitaten Marmaros-Sziget, Saros und Bereg. Bald folgten diesen Vorposten größere Truppenverbände, darunter auch Feldartillerie und Munitionstransporte, was darauf schließen ließ, daß die Russen um jeden Preis von Nordungarn aus einen kräftigen Vorstoß planten, um den Österreichern in den Rücken zu fallen und möglicherweise im Süden Fühlung mit den hartbedrängten Serben zu gewinnen. Allein die Kosaken hatten kaum ihre struppigen Rößlein in den Fluten der Theiß getränkt, als sie auch schon von den k. u. k. Truppen angegriffen und unter schweren Verlusten aus Ungarn hinausgeworfen wurden. Indes ließen sie sich durch diesen ersten Mißerfolg nicht beirren und wagten kurz nach der zweiten Einschließung von Przemysl, als sie sich im Rücken gedeckt fühlten, einen neuen Einfall in die Karpathen. Und abermals ließ man sie über den Bukla- und Uzsoker Paß bis nach Marmaros und Zemplin herein. Hatten sich die Russen bei ihrem ersten Besuch in Ungarn ziemlich gut gehalten und sich nirgends Übergriffe und Grausamkeiten erlaubt, so verfuhren sie jetzt, da die Bevölkerung von den ungebetenen Gästen nichts wissen wollte und die österreichisch-ungarische Herrschaft dem russischen Regiment vorzog, um so barbarischer und wilder (siehe auch Seite 466 u. folg.). Inzwischen sammelten sich die österreichisch-ungarischen Truppen zum energischen Gegenstoß. Von Kind auf vertraut mit dem zerklüfteten Gelände, besetzten ungarische Honvedtruppen die engen Hohlwege und Waldtäler, verschanzten sich Tiroler Kaiserjäger, die Urenkel der wackeren Gefährten des Sandwirts von Passeier, die am Iselberge einst französische Garden besiegten, auf den Paßhöhen und brachten ihre Gebirgsgeschütze auf allen Höhen, die die Ebene und das Tal beherrschten, in Stellung, während bosnische Infanterie, die wilden Söhne des Karst, die auch hier in Ungarn unter dem Doppelaar in den Heiligen Krieg wider die Feinde Allahs ziehen, und polnische Jungschützen, die schon so oft Beweise ihres Heldenmuts und ihrer Aufopferung an den Tag legten, mit dem Bajonett einen russischen Schützengraben nach dem anderen eroberten, zahlreiche Gefangene machten und eine große Menge Munition, Geschütze und Transportmittel erbeuteten, die von den in wilder Flucht in die Pässe zurückgehenden Russen im Stich gelassen wurden. Dort nahm der Kampf allmählich den Charakter eines Gebirgskrieges an, der sich in kleine Gefechte auflöste, wobei die Russen, die ja weder über eine eigentliche Gebirgsartillerie verfügen noch den Kampf in Wäldern und Schluchten gewohnt sind, jedesmal erhebliche Verluste erlitten. Am heftigsten tobte der Kampf um die Stadt Homonna, die die Russen von den durch sie besetzten Höhen des Barkopasses aus behaupteten, bis sie nach dreitägiger, erbitterter Schlacht auch hier unter Zurücklassung von zahlreichen Gefangenen, Toten und Verwundeten zum Rückzug nach Galizien gezwungen wurden.

Die Sprengung französischer Schützengräben bei Chauvoncourt.

(Hierzu die Bilder Seite 468 und 469.)

Der Ausnützung der großen Siege bei Saarburg und Metz setzten sich in den starken künstlichen Befestigungswerken, die die Franzosen entlang der lothringisch-elsässischen Grenze besitzen, außerordentliche Hindernisse entgegen. Die Höhen entlang dem Maas- und Moseltal sind bespickt mit widerstandsfähigen Sperrforts, denen die modern ausgestatteten Festungen Verdun—Toul—Epinal und südlich davon bis Belfort als Hauptstützpunkte dienen. Allen diesen Werken ist durch Feldbefestigungen in bestimmten Abschnitten noch besondere Widerstandskraft verliehen. In dieser Zone mußte also der Durchbruch, um auf dem westlichen Ufer der Maas Fuß zu fassen, erst durch besondere Kraftanstrengungen erzwungen werden.

Verdun wurde zunächst umschlossen und erst Mitte September, nach dem Vormarsch über Belgien an die Marne und nach der Festsetzung vor der Aisnelinie, mit dem unmittelbaren Angriff gegen die Sperrfortlinie begonnen. Schon am 21. September war der Zugang zu den östlichen Maashöhen erkämpft. Nach kurzer Beschießung durch unsere schwere Artillerie wurden bei St.-Mihiel vier Forts zum Schweigen gebracht und das starke Fort Camp des Romains durch deutsche Pioniere und bayrische Infanterie im Sturm genommen, was bereits auf Seite 360 ausführlich erzählt wurde. Am 25. nahmen unsere Truppen die Brückenköpfe bei St.-Mihiel, überschritten die Maas und setzten sich in den Besitz des dicht nordwestlich davon gelegenen Dorfes Chauvoncourt.

Dieser kleine Abschnitt war nun wie im benachbarten Argonnenwald, über dessen hartnäckige Verteidigung wir an anderer Stelle bereits berichtet haben, der Schauplatz unausgesetzter, blutiger Kämpfe. Während es sich in den vierzig Kilometer langen Wäldern südwestlich von Varennes in der Hauptsache zunächst darum handelte, sich in den Besitz der überaus wichtigen Bahnlinie Verdun—Châlons zu bringen, diese Verbindung zu durchschneiden, galt es in Chauvoncourt, sich sowohl gegen die von Verdun wie von Toul aus gestützten unablässigen Angriffe zu behaupten. Schon hatten die Franzosen einen Teil des Dorfes wieder erobert, aber sie mußten sich am 19. November unter schweren Verlusten dieses Vorteils wieder begeben. An diesem Tage soll der kommandierende französische General die Mitteilung



Schutzhütten in den Karpathen.



Vorzügliche Deckung der Truppen in den Karpathen.
Die Höhlen im Schnee sind durch Gänge miteinander verbunden.



Feind in Sicht.



Geschützstand diesseit des Pruth.
Auf der anderen Seite der Hügelkette lagern Russen.



Notbrücke in der Bukowina.



Wetterfeste Pferdeständе am Pruth.

Österreichisch-ungarische Truppen im winterlichen Karpathengelände.

Photographien von Ed. Frankl, Berlin.



Die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Tr

Nach einer Originalzei



…n in den Kämpfen bei Czenstochau am 25. November 1914.
… von Fritz Neumann.

erhalten haben, daß der gegen den französischerseits besetzten Teil Chauvoncourts gerichtete deutsche Angriff nachzulassen scheine, als eine furchtbare Explosion die ganze französische Stellung zerstörte. Unsere mutigen Pioniere, die schon in den Abschnitten der unteren Maas und im Argonnenwald so viel hervorragende Taten vollbracht, hatten es unternommen, die feindlichen Laufgräben in aller Stille zu unterminieren und in die Luft zu sprengen. Der Feind erlitt hierbei sehr bedeutende Verluste. Unsere Truppen besetzten daraufhin mit kräftigem Hurra ganz Chauvoncourt mit den ihm benachbarten Punkten.

Die Kämpfe bei Czenstochau.

(Hierzu das Bild Seite 476/477.)

Während der später in Ungnade gefallene General v. Rennenkampf erneut gegen Ostpreußen vordrang, aber überall blutig abgewiesen wurde, bildeten sich aus der russischen Hauptarmee zwischen Thorn und Krakau zwei gesonderte Kampfplätze im nördlichen und südlichen Polen. Die Strecke Lowicz—Lodz—Kalisch scheidet im wesentlichen das nördliche vom südlichen Schlachtfeld. Im Norden fielen im November die vernichtenden Schläge gegen die Russen bei Wloclawek, Kutno, Kolo, Lowicz, Lodz, über die zum Teil schon berichtet wurde.

Die Eisenbahnlinie Warschau—Skierniewice—Petrikau—Czenstochau führt uns in das südliche Kampfgebiet, auf historischen Boden. Denn hier fand in den sonnigen Herbsttagen vom 15. bis 17. September 1884 die Zusammenkunft der drei Kaiser von Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland im kaiserlichen Lustschloß zu Skierniewice statt. Auch Petrikau ist historischer Boden. Und erst Czenstochau! In kultureller Hinsicht bildet Czenstochow, wie es Russisch heißt, eine Merkwürdigkeit ersten Ranges. Das Gnadenbild von Czenstochow („Die schwarze Madonna") ist weit über den Ort hinaus berühmt, und bei einiger Kultur würde die Gegend größten Wohlstand aufweisen.

Zwischen Krakau und Czenstochau stand die russische Hauptmacht. Die beiden Bahnlinien Warschau—Lodz—Kalisch und Warschau—Petrikau—Czenstochau bildeten die Lebensadern der Russen. Gelang es den Deutschen, diese beiden Linien zu zerstören, dann sah es um die Russen bedenklich aus. Am 27. September waren deutsche Heeresteile von Czenstochau über Nowo Radomsk, Koeskie, Radom und Jeziorna nach Warschau marschiert. Auf dem Rückmarsche wurden alle Eisenbahnbrücken, Telegraphen usw. zerstört, um die Russen an ihrem Vordringen soviel wie möglich zu hindern.

Der deutsche Oberfeldherr v. Hindenburg scheute die russische Übermacht nicht. Hatte er es doch ausgesprochen, daß nicht die Zahl der Kämpfer den Ausschlag gibt, sondern ihre geistige Bildung und die damit zusammenhängende sittliche Kraft. In dieser Hinsicht kann sich die russische Armee mit der deutschen und österreichisch-ungarischen nicht messen.

Am 20. November hatte der russische Generalstab über die Kriegslage in Polen geschrieben: „Auf dem linken Ufer der Weichsel entwickelte sich in den letzten Tagen auf zwei Schauplätzen, nämlich auf der Front zwischen Weichsel und Warthe und auf der Linie Czenstochau—Krakau eine Aktion. Die Kämpfe nahmen einen äußerst erbitterten Charakter an und zeigten allgemein einen unaufhörlichen Wechsel von Offensive und Defensive."

Dieser unaufhörliche Wechsel von Angriff und Verteidigung war durch das immer weitere Anrücken russischer Kräfte hervorgerufen. Die Verbündeten konnten ihre Vorteile vielfach nicht ausnutzen und mußten sich wieder auf die Verteidigung beschränken; aber die Erfolge blieben nicht aus. Wie ein Kartenhaus brachen auf einmal die russischen Streitkräfte im Norden und Süden zusammen. Im Norden errang General v. Mackensen den Siegeslorbeer. Gleichzeitig scheiterten alle russischen Vorstöße östlich von Czenstochau. „Man muß sich vor Augen halten," schrieb ein Wiener Blatt, „aus welchen ungeheuren Schwierigkeiten die Tapferkeit und Ausdauer der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere solche großartigen Erfolge herauszukristallisieren vermochte. Als sich die Verbündeten von dem Raume Iwangorod—Warschau freiwillig zurückgezogen hatten, da war es die gesamte militärische Kraft des 160-Millionen-Reiches, die ihnen folgte, um endlich zum kriegentscheidenden Schlage auszuholen. Das Zarenreich wurde auch nicht darüber im Zweifel gelassen, daß ein solcher Sieg die letzte krampfhafte Hoffnung an der Seine wie an der Themse sei."



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Nachtquartier dreier deutscher Soldaten im Hof eines russischen Bauernhauses bei Ziechanow in Russisch-Polen.

Die Generale v. Mackensen, Ludendorff und v. Morgen,

Hindenburgs erfolgreiche Mitkämpfer in Polen.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 467.)

Generaloberst v. Mackensen ist aus der Kavallerie hervorgegangen. Geboren am 6. Dezember 1849 zu Hausleipnitz (Regierungsbezirk Merseburg), trat er am 1. Oktober 1869 als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Leibhusarenregiment ein. Im Feldzuge gegen Frankreich 1870/71 wurde er in diesem Regiment zum Leutnant der Reserve befördert. 1873 trat er endgültig in den aktiven Heeresdienst über und wurde 1880 in den Generalstab versetzt, ohne die Kriegsakademie besucht zu haben. 1891 wurde er Adjutant des hochbedeutenden Chefs des Generalstabes Grafen v. Schlieffen. Die folgenden Jahre wurden daher seine eigentlichen Lehrjahre in den Generalstabswissenschaften. Er wurde dann in rascher Folge Kommandeur des 1. Leibhusarenregiments, dann der Brigade der schwarzen Husarenregimenter mit der Berechtigung, die Husarenuniform beizubehalten, 1903 Kommandeur der 36. Division in Danzig, 1908 kommandierender General des XVII. Armeekorps ebendaselbst. Als solcher nahm er teil an den vorbereitenden Kämpfen, die zu den Schlachten an den Masurischen Seen führten, und an diesen Schlachten selbst. Mitte November 1914 zum Führer einer Armee ernannt, die von Thorn aus gegen den russischen rechten Heeresflügel zu beiden Seiten der Weichsel vorging, schlug er den Feind bei Wloclawek, wobei er ihm allein 23 000 unverwundete Gefangene abnahm. In den folgenden großen Kämpfen bei Lowicz und Lodz erwarb er noch reichere Lorbeeren. Nach Angabe seines obersten Heerführers, des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, waren seine Trophäen in diesen Schlachten 40 000 Gefangene, 100 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre. Die neu entbrannte Schlacht bei Lowicz sah ihn wieder in voller Tätigkeit. Die Zuneigung unseres Kaisers hat er neben allem anderen seiner Fähigkeit zu verdanken, außerordentlich interessante kriegsgeschichtliche Vorträge zu halten, — eine Gabe, die er früher mit dem verstorbenen General der Infanterie v. Wittich teilte und bis vor kurzem mit dem General Freytag v. Loringhofen, dem jetzigen Abgesandten im österreichisch-ungarischen Hauptquartier. General v. Mackensen ist eine Blüchersche Natur — dem stürmischen Offensivgedanken bis zu den äußersten Folgerungen ergeben. Die Erfahrungen, die er zu Anfang des



Eine deutsche Infanteriekolonne marschiert bei bitterer Kälte gegen Ziechanow nördlich von Warschau. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Feldzuges damit machte, sind wohl nicht ohne Einfluß auf seine spätere hervorragende Führung geblieben. Seine Verdienste hat sein oberster Kriegsherr durch die Verleihung des höchsten militärischen Ehrenzeichens, des Ordens Pour le mérite, anerkannt. —

Von General Ludendorff gilt das Dichterwort:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

Als jugendlicher Offizier fiel Ludendorff durch seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit auf. Er drängte sich nie vor, hielt sich vielmehr gern im Hintergrunde. Seine ganz außergewöhnliche militärische Begabung zeigte sich erst, nachdem er sich zum Generalstabe durchgerungen hatte. In der Abteilung für den westlichen Kriegschauplatz war er der berufene Bearbeiter und Vorbereiter derjenigen kriegerischen Vorgänge, die beim Beginn des jetzigen Weltkrieges Freund und Feind in Erstaunen setzten. Die Einnahme von Lüttich machte ihn wie General v. Emmich mit einem Schlage zu einer europäischen Berühmtheit. Dieser Ruhm ist, nachdem er zum Chef des Stabes der Hindenburgschen Armeen berufen worden ist, noch gewachsen. Man hat das Verhältnis beider Männer zueinander mit dem von Blücher und Gneisenau verglichen. In den Befreiungskriegen sagte man, Blücher verkörpere die Tat, Gneisenau den Rat. Dieser Verteilung weltgeschichtlicher Rollen entspricht jedoch keineswegs die Tätigkeit der beiden großen Feldherren Hindenburg und Ludendorff. Beide sind sie durch die große Prüfungsanstalt der Armee — den Generalstab — hindurchgegangen und haben gelernt, alle seine Dienstzweige zu beherrschen. Sie sind einander ebenbürtige Naturen. Einer würde auch ohne den anderen noch Ungewöhnliches leisten. Dem gegenseitigen Meinungsaustausch der beiden Männer werden wenige beiwohnen. Eines darf man aber als sicher annehmen, daß sie in wohltuender Übereinstimmung zu handeln pflegen. Sicher wird der Generalfeldmarschall auf die genialen Vorschläge seines Generalstabschefs freudig eingehen, die dieser, wie einst



Proviantausgabe an deutsche Truppen in der Gegend von Ziechanow. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Moltke, mit verblüffender strategischer Sicherheit vorzubringen und überzeugend zu begründen weiß. —

General der Infanterie v. Morgen ist, wie Odysseus, ein viel umhergekommener Mann, der vieles gesehen und erfahren hat. Seine genaue Kenntnis des Orients und seine Erfolge daselbst haben erwiesen, daß er auch als Diplomat wohl zu verwenden ist. Unsere jetzigen nahen Beziehungen zur osmanischen Welt stellen ihm vielleicht dort noch große Aufgaben. Auf militärischem Gebiet haben ihm im jetzigen Kriege erst die Führung einer Division, sodann eines Armeekorps, Gelegenheit geboten, sich als Führer in den Kämpfen um die Grenzen von Ost- und Westpreußen glänzend zu bewähren. Er hat es verstanden, einmal in zäher Verteidigung bei Lyck und Soldau die numerische Unterlegenheit durch geniale Führung auszugleichen, sodann aber auch in stürmischem Angriff solche Erfolge zu erringen, daß sein oberster Kriegsherr ihn durch Verleihung des Ordens Pour le mérite und ein überaus anerkennendes Handschreiben auszeichnete. General v. Morgen hat seine Erfolge nicht zum wenigsten zu danken einer stark ausgeprägten Selbstsicherheit und einem unerschütterlichen Vertrauen zum eigenen Können, das durch die erzielten Resultate noch eine Steigerung erfahren haben wird.

Reiter gegangen sind. Wenn Sie noch etwas Besseres finden, melden Sie es mir vor dem Abreiten."

Kurz nach fünf Uhr sehen wir die kleine Reitergruppe in kurzem Trabe sich Z. nähern. Leutnant A. glühte vor Erwartung, und das Pochen seines Herzens entsprach gar nicht dem gemäßigten Tempo, das er seine Pferde gehen ließ, damit diese ihre Extraration Hafer gut verdauen sollten, die ihnen für die in Aussicht stehende große Leistung zugemessen worden war. Am liebsten wäre er in gestrecktem Galopp losgeritten. General B. hielt etwas auf ihn; das wußte er. Wenn er morgen den Vogel abschoß, war ihm das Kreuz sicher. Jetzt aber nützte er die Zeit, dem an seiner Seite reitenden Sechzehnjährigen einen abgekürzten Kriegschulkursus über das Reiten nach der Karte und das Abstatten von Meldungen zu halten.

„Kommen Sie," redete ihn eine halbe Stunde später der General in der Schulstube von Z. an, „ich habe Ihnen hier auf der Tafel die nach den heutigen Meldungen der Kavallerie und des Fliegers wahrscheinlichen Artilleriestellungen des Feindes skizziert. Das Korps tritt morgen sieben Uhr vormittags den Vormarsch auf W. an, Regiment . . . vorn, von seinem Sammelplatz am Südeingang von V. aus. Richten Sie sich so ein, daß Sie mit Tageslicht auf den



Unsere Artillerie in Charpentry bei Varennes. Phot. H. Bensemann, Hofphotograph, Metz.

Artilleriepatrouille.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu das Bild Seite 481.)

„Brigadebefehl. Leutnant A. meldet sich heute, 5. Dezember 1914, fünf Uhr dreißig abends, mit vier Meldereitern bei mir in Z., Schulhaus. Generalmajor B." Diesen eiligen Befehl hatte der Befehlsempfänger der ersten Abteilung Feldartillerieregiments . . . soeben vom Regiment mitgebracht und sofort der dritten Batterie weitergegeben. Dort war man gerade dabei, nach anstrengendem Gebirgsmarsch die Pferde, so gut es ging, in Scheunen und Ställen und in den anschließenden Gärten, wo sie wenigstens einigen Schutz vor dem Winde hatten, für die Nacht unterzubringen. „Leutnant A.!" — „Herr Hauptmann!" — „Sie sollen sich heute, fünf Uhr dreißig, bei dem Herrn Brigadekommandeur mit vier Meldereitern melden. Das scheint ja morgen wieder eine große Sache zu werden, da Sie namentlich kommandiert sind. Wir haben noch eine Stunde, bis Sie abreiten müssen, um in ruhiger Gangart Z. zu erreichen. Sie können die Unteroffiziere C. und D. und den Gefreiten E. mitnehmen, und der Fahnenjunker kann sich nun auch einmal die Sporen verdienen. Der Däne und die Freya werden ja wohl die frischesten sein; dann die Frigga und Eva, die heute ohne

Höhen diesseits des Uflusses sind und gegen W. und Q. beobachten. Ihre Meldungen treffen mich bei der Vorhut der . . ten Division, die um sieben Uhr von T. abmarschiert. Ich habe befohlen, daß Ihre Leute und Pferde beim Brigadestab untergebracht werden, Sie selbst hier im Schulhause, damit ich etwa heute nacht noch eintreffende Nachrichten mit Ihnen besprechen kann. Nachher, sechs Uhr dreißig, sind Sie zum Festmahl drüben im Cheval blanc, Gemüsekonservensuppe und kalte Ochsenzunge aus der Büchse, freundlichst eingeladen. Der Rotspon ist übrigens gar nicht übel." Ein freundliches Nicken und der „Privatdiskurs" war zu Ende.

Am anderen Morgen finden wir Leutnant A. zwischen zehn und elf Uhr wieder auf der Höhe 397, wo er sich bereits vor Tagesanbruch, seitwärts aller Wege, um von feindlichen Streifen möglichst unbelästigt zu bleiben, in der Krone einer uralten Steineiche eingenistet hat (Bild Seite 481). Drei Meldungen hat er von seinem Beobachtungsposten schon abgeschickt über Anmarsch, Bereitstellung, Feuerstellung der feindlichen Artillerie. Jetzt sind auch unsere Geschütze, hinter einer Geländewelle versteckt, aufmarschiert und schießen sich ein. Die linke Flügelbatterie, bei der der Brigadestab steht, hat ihre Fernsprechleitung zu Leutnant A. gestreckt, und diesen hören wir, indem er den ersten Schuß nach der feindlichen Batterie



Vorgeschobener Artilleriepoften.

Nach einer Originalzeichnung von G. Hänel.

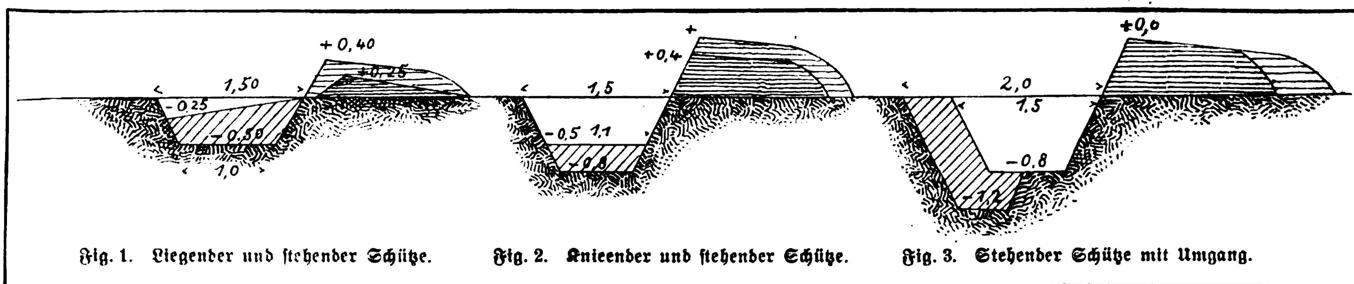


Fig. 1. Liegender und stehender Schütze. Fig. 2. Knieender und stehender Schütze. Fig. 3. Stehender Schütze mit Umgang.

Entwicklung der Schützengräben.

rechts vom Dorfe beobachtet, den Hörer am Ohr, melden: „Fünfhundert Meter links vorbei!" Sodann: „Davor. — Hundert Meter rechts vorbei." „Dahinter — das war das rechte Ende!" „Schußlage gut. Davor hundert." „Restaufschläge alle davor. Feuerverteilung zu weit links." „Feuerverteilung gut, Sprengweiten richtig." General B. hatte dieser Batterie, der es noch nicht gelungen war, eine Beobachtungsstelle zu finden, vorübergehend seinen Beobachter zur Verfügung gestellt.

Am Abend saß der Brigadestab, einschließlich Leutnant A., um das Biwakfeuer bei W. Man hatte noch etwas Zucker, und der Rotwein von Z. brodelte im Kessel. Ein stilles Glas hatte man dem gefallenen Fahnenjunker ge-

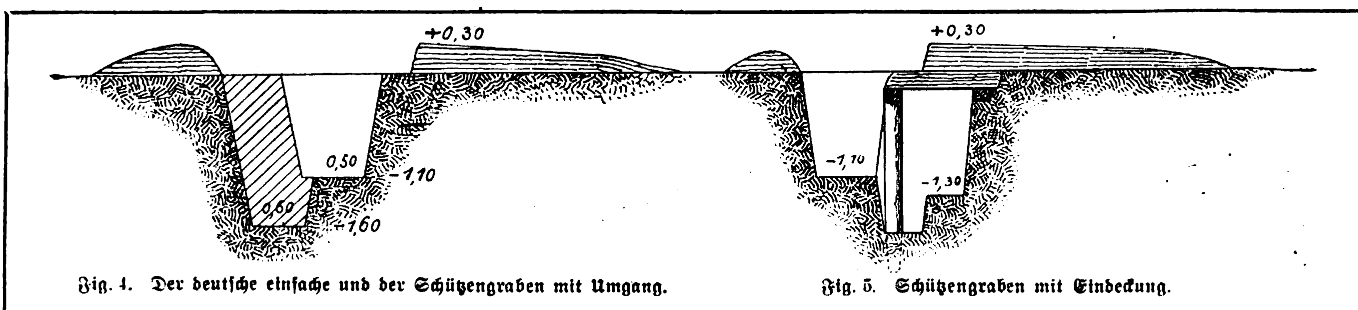


Fig. 4. Der deutsche einfache und der Schützengraben mit Umgang. Fig. 5. Schützengraben mit Eindeckung.

Entwicklung der Schützengräben.

weiht. Er war mit seiner Meldung im Walde von einer Chasseurstreife abgeschossen worden. Nun lag er friedlich unter dem frischen Hügel am Waldausgang, sein Helm auf einem Eichenkreuz. Eine Pause entstand, und die Gedanken enteilten zu seiner Mutter, der verwitweten Generalin M., deren Einziger er war. Dann sagte der General: „Na, Prosit, lieber A.! Machen Sie's morgen wieder so!"

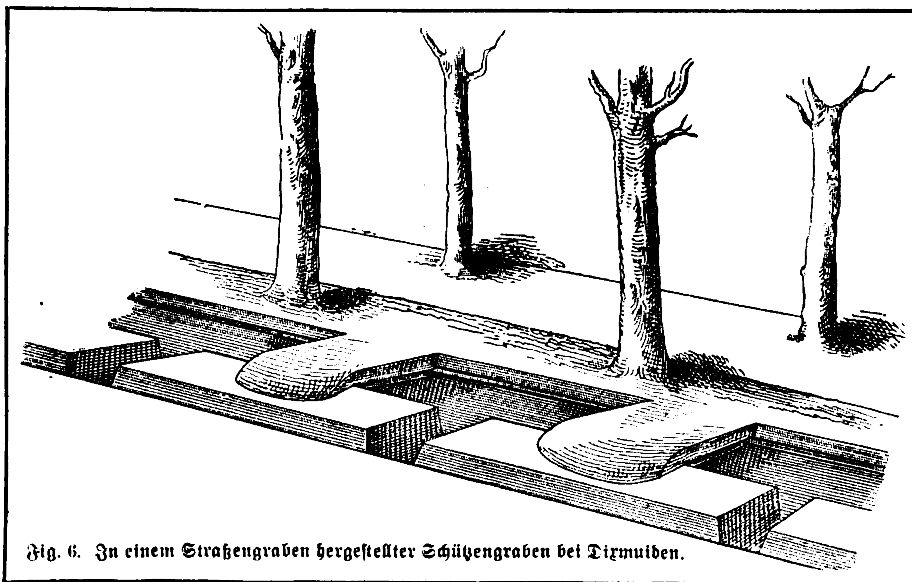
Schützengräben.

Von Oberstleutnant a. D. Frobenius.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der folgenden Seite.)

An Stelle des Kampfes um die Festung ist heute der Kampf um die befestigte Feldstellung getreten, die mit den nämlichen Streitmitteln ausgerüstet wird wie die Festung. Deshalb mußte der Krieg den Charakter des Festungskampfes annehmen, in dem ohne künstliche Deckungen auch für den Angreifer nicht auszukommen ist. Was dort der Laufgraben ist, das ist hier der Schützengraben, und da die Truppe in diesem so gut wie im Laufgraben vor der Festung wochen- und monatelang ausharren muß, bedarf sie der gedeckten Verbindungen, um Ablösung, um Munition und Lebensmittel in die Kampfstellung schaffen zu können, bedarf sie der gegen Witterung und feindliches Feuer nach Möglichkeit schützenden Einrichtungen und wird sich unter Umständen sogar künstliche Hindernisse schaffen, um den Gegenangriff zu erschweren.

Während der Angreifer im Festungskampf bereits im 16. Jahrhundert dazu überging, die schwerfälligen Deckungen mit mächtigen Schanzkörben durch Erddeckungen zu ersetzen, und deshalb Gräben aushob, die das Material für die davor angeschüttete Deckung lieferten, hat man im Feldkriege wohl schon längst Schanzen gebaut, die immer geraume Zeit beanspruchten, aber erst nach dem Krimkriege den Gedanken erfaßt, auch im Feldkriege sich flüchtig herzustellender Erddeckungen für die Infanterie zu bedienen. Bei der Verteidigung von Sebastopol hatte Totleben im Vorfeld sowohl flüchtig Laufgräben oder richtiger Schützengräben als auch Schützenlöcher für die Vorposten anlegen lassen, die auch bei Tage besetzt bleiben konnten und von den Franzosen „Embuscades" genannt wurden, weil sie, schwer erkennbar, hinterhältig wirkten. Diese Embuskaden und Totlebens Schützengraben wurden allgemein in die Pionierarbeit aufgenommen, und aus ihnen entwickelte sich der moderne Schützengraben, für dessen selbständige Ausführung die Infanterie nach 1870 allmählich in allen Heeren mit tragbarem Schanzzeug ausgerüstet wurde.


Fig. 6. In einem Straßengraben hergestellter Schützengraben bei Dixmuiden.

Entwicklung der Schützengräben.

Nun ist so ein Schützengraben an sich etwas ungemein Einfaches: die Mannschaften heben da, wo sie, in einer Reihe aufmarschiert, sich verteidigen sollen, einen Graben aus und werfen den Boden feindwärts zu einer Deckung auf, über die sie hinwegfeuern können. Es ist aber nicht von jedem zu verlangen, daß er Grabentiefe und Deckungshöhe zweckmäßig so bestimmen kann, daß die Bodenmasse gegen Gewehr-

kugeln hinreichend schützt und daß andererseits ihre Ausschachtung nicht allzuviel Arbeit erfordert. Es mußten also Bestimmungen dafür getroffen werden, in welchen Abmessungen Graben und Deckung zu halten seien. Da erschien es als Ideal, zunächst nur einen ganz flachen Graben herzustellen, in dem der Schütze liegend über eine ganz niedere Brustwehr hinwegfeuern könnte. Das erforderte gewiß die geringste Arbeit. War nun mehr Zeit vorhanden, so konnte man den Graben vertiefen, die Brustwehr etwas erhöhen und erhielt eine Deckung für einen knienden Schützen. Um diese auch für einen stehenden Mann nutzbar zu machen, bedurfte es nur weiterer Vertiefung, und schließlich konnte man diesen Graben auch noch dadurch verbessern, daß man hinter dem Standpunkt des Schützen noch tiefer hinabging und so einen bedeckten Weg hinter ihm schuf. Die Brustwehr wurde hauptsächlich mit dem gewonnenen Boden verstärkt (Fig. 1—3, Seite 482 oben).

Die Erfahrung lehrte, daß die Gräben für liegende und kniende Schützen teils unbequem, teils ungenügend gegen die immer gesteigerte Durchschlagskraft der Geschosse waren. Man behielt das flüchtige Herstellen einer notdürftigen Deckung durch den am Boden liegenden Schützen (nach dem Beispiel der Japaner) wohl für das Vorgehen im Sprung bei, nahm aber im allgemeinen den Graben für stehende Schützen als Regel an, wobei (in Deutschland) die Bodenanschüttung möglichst nicht über 30 Zentimeter Höhe erhalten soll, um die Anlage dem Auge des Feindes zu entziehen. Deshalb sind auch alle scharfkantigen Formen zu vermeiden und die Anschüttung durch Bedecken mit Gras oder Laub unkenntlich zu machen. Als Armauflage hat der Schütze eine Stufe in der Deckung anzulegen und sich, wenn möglich, aus Rasenstücken Schießscharten zu bilden, rückwärts aber eine Bodenanschüttung als Rückenwehr gegen Sprengstücke zu schaffen (Fig. 4 und 5, Seite 482 Mitte).

Von besonderer Wichtigkeit sind aber wagrechte Eindeckungen zum Schutz gegen die von oben zu gewärtigenden Schrapnellkugeln. Sie werden in einfachster Weise mit Hilfe von Stangen, Brettern u. dgl. an der Außenseite angebracht und zwar stets in kleinen Abmessungen, dafür aber möglichst zahlreich, damit ein glücklicher Treffer keine zu starken Verluste verursacht. Auch legt man Traversen an, um die Wirkung der Geschosse auf kleinere Räume zu beschränken. Für alle diese Anlagen gibt es bestimmte Typen; doch soll der Infanterist lernen, sich je nach Umständen selbständig einzurichten. Wie das, völlig abweichend von dem Lehrbeispiel, geschehen kann, zeigt ein beim Angriff auf Dixmuiden in einem Straßengraben hergestellter Schützengraben (Fig. 6, Seite 482 unten). Die Härte des Straßenkörpers verhinderte, mit der Eindeckung in die Vorderwand hineinzugehen, weshalb die Decken über den Graben selbst hinweggelegt wurden. Um aber den dadurch verhinderten Verkehr in der Stellung zu ermöglichen, ward noch ein Laufgraben dahinter angelegt und durch kurze Quergräben mit dem Schützengraben verbunden. So lernt der Infanterist im Felde sich den Umständen anzupassen.

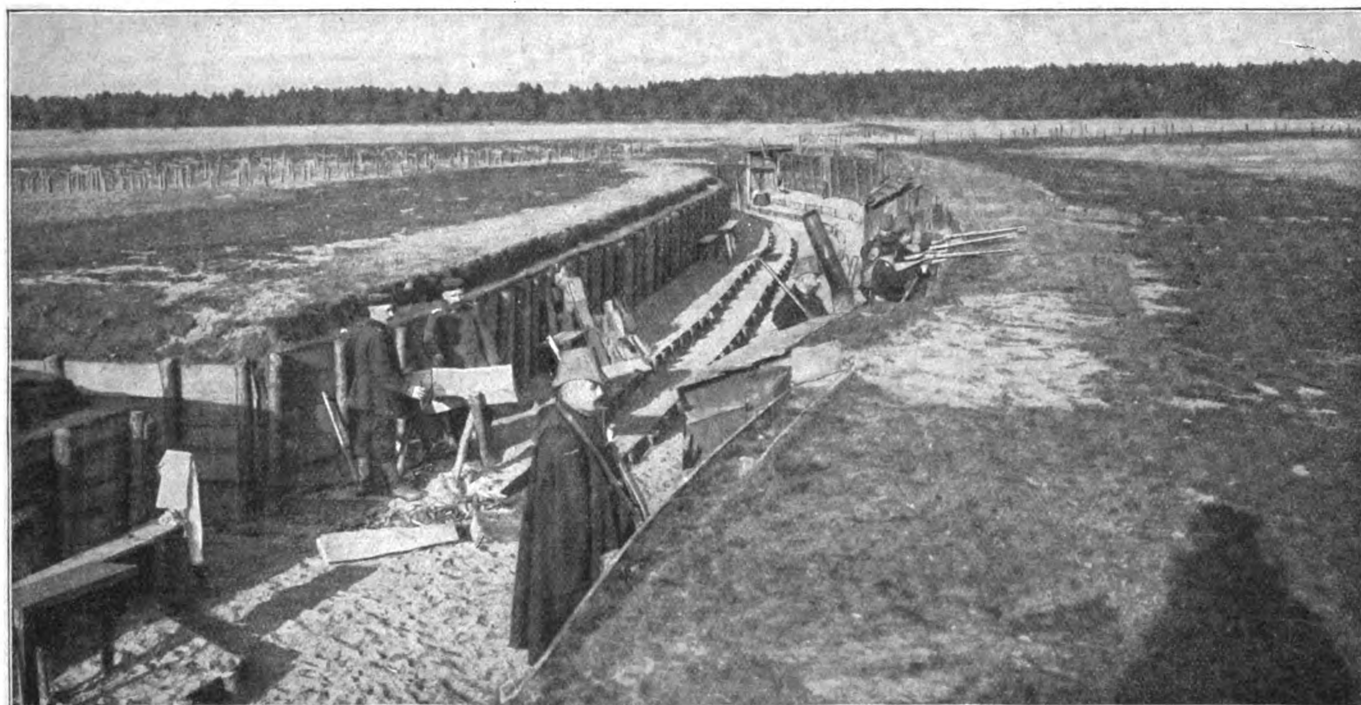


Photo-Union, Berlin.

Deutscher Schützengraben auf dem östlichen Kriegschauplatz.

Die Schlacht um Lodz.

Von Rittmeister a. D. F. Großmann.

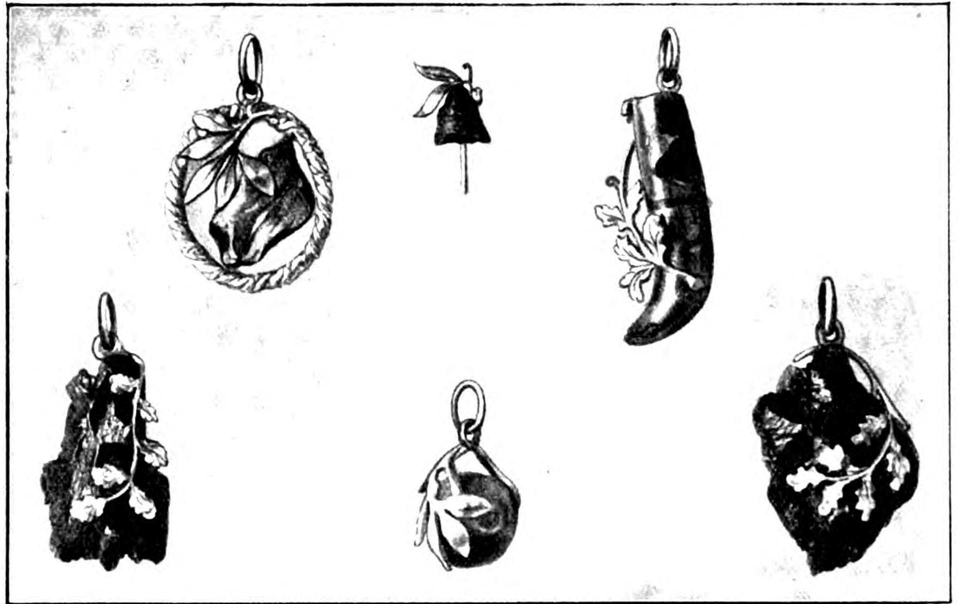
(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Bilder auf Seite 472 und 473.)

Die Entladung des schweren Gewitters, das wir langsam von Osten heraufziehen sahen, hatte begonnen. Das russische Millionenheer stand drohend an der Ostgrenze unseres Vaterlandes — aber schon war dem deutschen Volke ein Heerführer in der Person des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg beschieden, dessen Genie, gepaart mit kühnem Wagemut, die deutschen Helden von Sieg zu Sieg zu führen berufen war.

Blitzartig hatte sich seinem Befehle gemäß die 9. Armee unter General v. Mackensen (siehe das Bild Seite 467) zu beiden Seiten der Weichsel, von Thorn ausgehend, auf den Feind geworfen und ein vorgeschobenes Armeekorps am 13. November bei Wloclawek entscheidend geschlagen, am gleichen Tage eine russische Abteilung bei Lipno angegriffen und diese Kräfte am 15. bis Kutno und Plock fluchtartig zurückgeworfen. Die Verfolgung war eine so ausgiebige, daß sie in den nächsten Tagen bis hinter den Abschnitt der Bzura fortgetragen werden konnte. Am 18. entwickelten sich die Kämpfe nördlich Lodz, die mit größter Zähigkeit zwischen Angriff und Gegenangriff hin und her wogten. Die russische 2. Armee war durch die südlich von ihr vorgehende 5. Armee unterstützt worden, so daß die numerische Überlegenheit der Russen bereits recht fühlbar wurde. Aber der Heldenmut der deutschen Truppen ließ sich hierdurch nicht abhalten; alle Angriffe auf unsere starke Stellung in Linie Lowicz—Strykow—Wolja wurden abgewiesen. So kam der 26. November heran. General v. Mackensen, immer bestrebt, den rechten feindlichen Flügel zu umfassen, schob seinen linken Flügel immer energischer in südlicher Richtung vor und zwar so weit, daß dieser am genannten Tage auf der Linie Brezin—Tuschin im Rücken der Russen einschwenken konnte. So stand eine völlige Einkreisung des Feindes bei Lodz bevor.

Aber wer umfaßt, läuft Gefahr, selbst umfaßt zu werden, das ist eine alte Kriegslehre. Und so kam es! Neue starke russische Kräfte, die zum Teil mit der Bahn von Warschau von Osten und Süden heranrückten, bedrohten die Braven in Rücken und Flanke, so daß diese zwischen zwei Feuer gerieten und sich in einer äußerst bedenklichen Lage befanden. Da hieß es denn, deutschen Mut und deutsche Energie zu zeigen, es

handelte sich um Leben und Tod des ganzen Korps. Kurz entschlossen, machten sie angesichts des vor ihrer Front stehenden Feindes kehrt und schlugen sich in dreitägigen, erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring. Das müssen furchtbare Tage gewesen sein, aber die Gefahr stählt die Nerven, und vorwärts, bis mitten hinein in die russischen Hauptreserven, geht der Stoß, die Divisionen in Sturmkolonnen formiert, die Bagage in die Mitte genommen. „Vorwärts", nach Strykow vor, dort sind die Unsrigen! Hierbei brachten sie noch 12000 Gefangene und 25 eroberte Geschütze mit, auch fast alle ihre Verwundeten. „Gewiß eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges", sagt der amtliche Bericht — der Orden Pour le Mérite war der Lohn für den Führer, General v. Scheffer.



Als Schmuckgegenstände gefaßte Geschoßteile. Nach Entwürfen von Otto Zahn in Pforzheim.

Gewaltig waren die Verluste auf russischer Seite, und auch wir hatten schwere Opfer zu beklagen in diesen heißen Kämpfen der zweiten Novemberhälfte, aber groß auch waren die Erfolge und groß die Beute. Bis zum 1. Dezember waren allein 80000 unverwundete Gefangene gemacht und 140 Geschütze und 250 Maschinengewehre erbeutet worden.

Eins aber war klar, die russische Armee war bereits so geschwächt, daß sie ihr Ziel — den schnellen Vorstoß auf Berlin — als aussichtslos aufgeben mußte und vollkommen in die Verteidigung gedrängt war.

Groß war die Enttäuschung in Paris und London; schon hatte eine voreilige Drahtnachricht eine Siegesmeldung in die Welt hinausgetragen, und die Feinde sprachen bereits von einem zweiten Sedan auf polnischem Boden.

Die Kämpfe, die alsdann den Zeitraum bis zum 6. Dezember ausfüllten, gestalteten sich für die Russen immer ungünstiger, obwohl sie alles heranzogen, was sie an Truppen entbehren zu können glaubten, selbst von der Einschließungsarmee der Festung Przemysl.

Und auch aus Südpolen wurden starke russische Korps gegen Lodz herangebracht, um hier helfend einzugreifen. Aber unsere von der Warthe vorstoßenden Truppen, Deutsche Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarns Braven, waren in Eilmärschen herangerückt, stellten westlich Petrokow den Feind und drückten ihn wieder nach Süden zurück. So kam auch diese Hilfe nicht zum Eingreifen.

Lodz wurde in systematischer Weise von drei Seiten umzingelt, von Norden, Westen und Süden, und am 6. Dezember mit stürmender Hand genommen.

Die geschlagenen Russen zogen in östlicher Richtung ab, von den Unsrigen unablässig gefolgt, und verloren hierbei noch über 5000 Gefangene und 16 Geschütze; ihre Verluste in diesen Tagen sollen ungeheuer gewesen sein.

Lodz bedeutete für die Russen viel, sehr viel. Nicht nur, daß hier das Industriezentrum Polens, vielleicht ganz Rußlands liegt, mehr noch, es war eben auch das militärische Zentrum der ganzen nördlichen russischen Front, vermutlich auch ein Hauptstapelplatz aller militärischen Bedürfnisse und Standpunkt des russischen Hauptquartiers im Gebiete des russischen Nordflügels. Aber auch politisch ungeheuer bedeutsam ist die Einnahme dieses Ortes. Der Name Lodz ist in der ganzen weiten Welt bekannt, da gibt es nichts mehr zu vertuschen.



Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Ein deutscher Soldat teilt seine Suppe mit hungrigen belgischen Kindern.

Kriegsgedenkschmuck.

(Hierzu die obenstehende Abbildung.)

Andenken zur Erinnerung an wichtige Ereignisse des Lebens, an wertvolle Bekanntschaften aufzuheben, ist ein vielgeübter Brauch, der seine volle menschliche Berechtigung hat. Da darf es uns nicht wundernehmen, wenn auch unsere tapferen Krieger zum Gedenken jenes Augenblicks, da ihr Lebensaft aus eben geschlagener Wunde sprang, das feindliche Geschoß, den Urheber ihrer fürs Vaterland erduldeten Schmerzen, sich aufheben und sorgsam verwahren. So oft sie es zu Gesicht bekommen, steigt vor ihrem geistigen Auge der Tag wieder empor, an dem sie auf blutiger Walstatt für die Freiheit der Heimaterde rangen, erfüllt Freude und Dankbarkeit ihr Herz, daß sie aus dem eisernen Hagel des Todes davonkamen und das Licht des Tages noch sehen. Darum möchten sie auch das Gedenkstück ständig bei sich tragen, und so bildete sich rasch der Brauch, die aus den Wunden hervorgeholten Kugeln und Granatsplitter in Form von Anhängern zu tragen. Gleich zu Anfang des Krieges meldeten die Zeitungen, daß die verwitwete Großherzogin von Baden die in den von ihr besuchten Lazaretten durch Operationen zu Tage geförderten Geschosse den betreffenden Verwundeten in hübscher silberner Fassung als Andenken überreichen ließ. Alsbald wendete sich dann auch unsere hochentwickelte Schmuckindustrie diesem neuen Betätigungsfelde zu, und wie unsere Abbildung beweist, hat sie es verstanden, diese Aufgabe mit Geschmack zu lösen.



Ein nächtlicher Angriff auf die e

Nach dem Bericht eines Augenzeugen g



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die letzte Meldung, die wir um die Mitte September aus Russisch-Polen erhielten und die die deutsche Armee allein betraf, bezog sich auf das Vorrücken gegen die Festung Osowiec. Dann schien es etwa zwei Wochen hindurch, als herrsche Ruhe im Osten. In dieser Zeit waren die Unsrigen fleißig mit den Vorbereitungen zu weiteren Taten beschäftigt. Schon am 28. September trat denn auch unsere schwere Artillerie gegen die Festung Osowiec in den Kampf, und am folgenden Tage erfuhren wir, daß russische Vorstöße über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki gescheitert seien. Während der nächsten Tage hatte es den Anschein, als ob die Russen doch mit größeren Kräften in Suwalki einzudringen beabsichtigten. Zu einer größeren Schlacht kam es am 3. Oktober, von welchem Tage das Wolffsche Büro meldete, daß das 3. sibirische und Teile des 22. Armeekorps, die sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befanden, nach zweitägigen erbitterten Kämpfen bei Augustow geschlagen worden seien. Dabei erbeuteten wir etwa 2000 unverwundete Gefangene und eine Anzahl Geschütze und Maschinengewehre.

Wir haben bereits im vorigen Abschnitt bei Darstellung des österreichisch-russischen Krieges der bedeutungsvollen Meldung vom 29. September gedacht, wo zum erstenmal die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen Schulter an Schulter als treue Verbündete siegreich gegen die Russen an der Weichsel kämpften. Die Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns marschierten getrennt in Russisch-Polen ein, um sich dort die Hände zu reichen und vereint den Feind zu schlagen. Am 4. und 5. Oktober wurden die Russen bei Opatow, Klimontow und Ostrowiec von den Verbündeten gegen die Weichsel zurückgeworfen, wobei sie etwa 3000 Gefangene sowie mehrere Geschütze und Maschinengewehre verloren. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserve von Iwangorod bei Radom angegriffen und auf den Ort zurückgedrängt. Am nächsten Tage versuchten die Russen, die Weichsel in der Richtung auf Opatow zu überschreiten, die Verbündeten schlugen sie aber über den Fluß zurück. Bei Sandomierz eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen den russischen Brückenkopf, und bei Tarnobrzeg warfen sie eine russische Infanteriedivision. Der Vormarsch der Russen auf das Gouvernement Suwalki wurde an diesem Tage von den Deutschen zum Stehen gebracht und zurückgewiesen; dabei fielen den Unsrigen 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre in die Hände. Gleichzeitig erfuhren wir, daß wir in kleineren Gefechten westlich Iwangorod 4800 Gefangene gemacht hatten. Am 9. und 10. Oktober versuchten die Russen im nördlichen Ostpreußen einzufallen. Aber alle Angriffe, die die 1. und 10. russische Armee gegen die dort stehenden deutschen Truppen unternahmen, wurden von diesen zurückgeschlagen. Auch bei einem Umfassungsversuch bei Schirwindt wurden die Russen unter Verlust von etwa 1000 Gefangenen geschlagen. In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Truppen am 11. Oktober die Weichsel. Bei diesem Vormarsch wurden bei Grojez südlich Warschau 2000 Gefangene aus dem 2. sibirischen Armeekorps gemacht. Schon am 12. Oktober unternahmen die Russen bei Schirwindt einen zweiten Umfassungsversuch, der jedoch gleichfalls mißglückte und uns etwa 1500 Gefangene und 20 Geschütze einbrachte. Bei unserem Vormarsch gegen die Weichsel wurden die russischen Vortruppen südlich von Warschau von den Unsrigen überall siegreich zurückgeworfen, ein Übergangsversuch der Russen über die Weichsel südlich Iwangorod unter schweren russischen Verlusten verhindert.

Die Kämpfe bei Schirwindt entwickelten sich immer weiter, und am 14. Oktober konnte unsere Heeresleitung mitteilen, daß diese Kämpfe zu unseren Gunsten entschieden waren und wir dabei 4000 Gefangene gemacht sowie 26 Geschütze und 12 Maschinengewehre erbeutet hatten. Gleichzeitig wurden die Russen, die an einigen Stellen von neuem in Ostpreußen eingedrungen waren, aus Lyck und Bialla wieder vertrieben. Beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau wurden auch in Polen wieder 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet. Großen Jubel verbreitete die am 15. Oktober eintreffende Nachricht, daß unsere Truppen vor Warschau standen. (Über Geschichte und Bedeutung des Platzes vergleiche man unseren Sonderaufsatz „Die russischen Festungen“ auf Seite 354.) Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Richtung Iwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde an diesem Tage von unseren Truppen auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeschlagen. Auch die Angriffe unserer in Polen gemeinsam mit dem österreichisch-ungarischen Heere kämpfenden Truppen machten Fortschritte.

Das Leben in Warschau vor der Annäherung der Deutschen



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in treuer Waffenbrüderschaft auf dem Marsch in Russisch-Polen.

schildert ein von dort entkommener Österreicher folgendermaßen:

„Die Grundstimmung in Warschau ist Erwartung. Man wartet auf den Einzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen. Die russischen Behörden wittern in jedem Menschen einen Spion. Unter der polnischen und jüdischen Bevölkerung, die sich unter verschärfter polizeilicher Aufsicht befindet, werden unausgesetzt Verhaftungen und verschiedentlich Hinrichtungen vorgenommen. Man geht in der Spionenfurcht so weit, daß man durch einen Maueranschlag verbietet, in öffentlichen Lokalen Unterhaltungen im Flüsterton zu führen. Die Haustore werden um neun Uhr geschlossen. Die Straßen sind um diese Zeit menschenleer. Dagegen nimmt das Banditentum beträchtlich zu.

Von Zeit zu Zeit erscheinen deutsche Flugzeuge, die Aufrufe an die Bevölkerung ausstreuen. Die Behörden haben verboten, die deutschen Aufrufe aufzubewahren, sie sind sofort der Polizei auszuhändigen. Ein deutscher Flieger warf auch einige Bomben in die Stadt. Eine von ihnen fiel auf den Hauptbahnhof und tötete einen Offizier. Auch Zeppeline haben der Stadt mehreremal einen nächtlichen Besuch abgestattet. Die Versuche, sie herunterzuschießen, mißlangen. Im Falle einer Belagerung soll die Stadt verteidigt werden. Die Befestigungsarbeiten schreiten lebhaft vorwärts. Die Zeitungen dürfen von alledem nichts bringen. Die Kunde von den schweren russischen Niederlagen ist aber doch schon jetzt in Warschau bekannt. Man berechnet die Verluste an Menschenleben auf eine halbe Million." —

Am 18. Oktober schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen großen feindlichen Kavalleriekörper, der westlich Warschau vorzudringen suchte, über Sochatschew zurück. Am 22. Oktober erschienen Teile des österreichisch-ungarischen Heeres vor Iwangorod, schlugen dort zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne sowie 15 Maschinengewehre. Unsere deutschen Truppen verfolgten den Feind in der Richtung Osowiec und gewannen am 21. Oktober mehrere hundert Gefangene sowie einige Maschinengewehre. Vom 22. bis 24. Oktober versuchten die Russen Angriffe auf das von den Deutschen besetzte Augustow, wurden hierbei jedoch überall zurückgeschlagen und verloren wieder Maschinengewehre.

Inzwischen hatten sich in Polen neue starke, den Verbündeten weit überlegene feindliche Kräfte versammelt und waren in die Kämpfe eingetreten, so daß die Russen uns in großer Übermacht gegenüberstanden. Nichtsdestoweniger konnten die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung melden, daß beide Heere Erfolge erzielten. Am 25. Oktober kämpften die Verbündeten bei Iwangorod und machten 1800 Gefangene. Hier entwickelten sich nunmehr sehr hartnäckige Kämpfe, und am 26. Oktober fielen den k. u. k. Truppen 10000 Gefangene und 19 Maschinengewehre in die Hände. Am 27. Oktober meldete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„Südwestlich Iwangorod stehen unsere mit unüberwindlicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10 000 Gefangene gemacht hat, im Kampf gegen überlegene Korps.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes:
v. Höfer, Generalmajor."

Dagegen mußten einer Meldung aus dem deutschen Hauptquartier vom 28. Oktober zufolge die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowogeorgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten. Die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit.

Wie die weitere Entwicklung gezeigt hat, bedeutete dieser strategische Rückzug lediglich die Vorbereitung zu neuen für die Russen überaus empfindlichen Vorstößen.

* * *

In erstaunlichem Grade ist Afrika in den gegenwärtigen Krieg verwickelt, wenn auch meist nur mittelbar. In der islamitischen Bevölkerung gärt es, die Buren haben sich von neuem erhoben, so daß England dort auch gegen diese, wie gegen die Deutschen Afrikas zu kämpfen hat, die französischen Besitzungen sind in Gefahr, der belgische Kongostaat ist gewissermaßen herrenloses Gut geworden, da es ein Belgien nicht mehr gibt, Deutschland aber bis jetzt noch nicht die Möglichkeit fand, seine Hand auf diesen, der Oberhoheit des Königs der Belgier unterstellten Staat zu legen; vor allem aber ist es in Ägypten bedenklich unruhig geworden. Die Übersicht über all diese Verhältnisse ist durch die Spärlichkeit der Nachrichtenquellen sehr erschwert. Wir sind fast allein auf das Reuterbüro angewiesen, dessen Parteilichkeit außer Zweifel steht. Nur höchst selten erfahren wir durch den Mund eines Reisenden etwas Näheres über die afrikanischen Vorgänge.

Auf Grund solcher Nachrichten und der seitens der Kolonialverwaltung im November 1914 veröffentlichten Gesamtdarstellung über die ersten drei Monate des Krieges in unseren Kolonien, die sich zum großen Teile auch auf Reuter stützen mußte, sind wir jetzt in der Lage, zu den bereits früher (Seite 207 ff.) geschilderten Ereignissen einige Ergänzungen zu geben.

Der Krieg in **Ostafrika** spielte sich in fünf weit voneinander liegenden Gegenden ab, und zwar an der Küste bei Daressalam, im Südwesten an der deutsch-englischen Grenze zwischen Njassa- und Tanganjikasee, im Norden und Nordosten jenseits der deutsch-englischen Grenze im englischen Gebiet auf dem Ostufer des Viktoriasees, in der Gegend nordöstlich des Kilimandscharo und schließlich im Nordwesten des Kiwusees.

Während wir es an den vier zuerst genannten Stellen mit englischen Kolonialtruppen zu tun hatten, waren am letztgenannten Punkte die Belgier unsere Gegner.

Die Engländer eröffneten die Feindseligkeiten von der See her gegen Daressalam. Ihr kleiner Kreuzer „Pegasus" — nach privaten Nachrichten soll auch der englische kleine Kreuzer „Pandora" dabei beteiligt gewesen sein — versuchte, durch Geschützfeuer den Funkenturm von Daressalam umzulegen, was ihm jedoch nicht gelang. Der Turm wurde später seitens des deutschen Gouvernements entfernt, wahrscheinlich, um die offene Stadt Daressalam vor weiterer Beschießung zu schützen. Desgleichen wurde das im Hafen von Daressalam liegende, bereits abgerüstete frühere Kanonenboot, jetzige Vermessungsschiff „Möwe" sowie das Schwimmdock von den Deutschen versenkt. Einige Tage später wurde der englische Kreuzer „Pegasus" von dem deutschen kleinen Kreuzer „Königsberg" vor Sansibar angegriffen und vollkommen gefechtsunbrauchbar gemacht. (Englischer Bericht.) Nach privaten Nachrichten soll ein anderer englischer kleiner Kreuzer bei Daressalam auf ein Riff aufgelaufen sein und dort festliegen. Mitte August scheinen dann die Engländer Daressalam besetzt zu haben. Aus Privatnachrichten geht hervor, daß es gelungen ist, die in Daressalam garnisonierenden Abteilungen der Schutz- und Polizeitruppe nebst allen Vorräten an Munition und Ausrüstung sowie die Archive und alles Eisenbahnmaterial nach dem Innern in Sicherheit zu bringen. Das gleiche trifft für die Hafenstadt Tanga zu. — Im Südwesten der Kolonie, auf dem Njassasee, überraschte am 14. August der englische Regierungsdampfer „Gwendolen", der mit zwei Geschützen ausgerüstet ist, den kleinen Dampfer „Hermann v. Wißmann" in Sphinxhafen an der Westküste des Sees und machte ihn durch Wegnahme von Maschinenteilen unbrauchbar. Der Kapitän, der Maschinist und die farbige Besatzung wurden gefangen genommen. Am 5. September soll dann eine deutsche Abteilung den Ort Abercorn auf dem Tanganjikaplateau in Nordrhodesien angegriffen haben, aber zurückgeschlagen worden sein und sich unter beständigen Kämpfen über die Grenze zurückgezogen haben. Dagegen fanden Anfang September heftigere Kämpfe am Westufer des Njassasees statt. Der englische Bericht besagt, der Gegner habe an Europäern sieben Tote und drei Verwundete gehabt. Letztere seien in Gefangenschaft geraten. Die Engländer geben ihre Verluste an Weißen auf vier Tote und sieben Verwundete an. Soweit bis jetzt bekannt, sind die Engländer an keiner Stelle unseren zurückgehenden Truppen über die Grenze in deutsches Gebiet gefolgt. — Über die Kämpfe an der Nordostgrenze berichtete „Daily Mail" auf Grund amtlicher englischer Nachrichten: Im Lauf des September unternahmen die Deutschen längs der Grenze zwischen Deutsch- und Britisch-Ostafrika Vorstöße zu dem Zweck, in britisches Gebiet einzudringen und die Ugandabahn zu unterbrechen. Am 6. September sei es westlich des Tsavoflusses zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen

englischen Streitkräften, bestehend aus indischen Truppen und King's African Rifles (farbige Schutztruppe), einerseits und einer deutschen Abteilung anderseits gekommen. Über die — leider mißlungenen — Versuche der deutschen Truppe, die Brücke der Ugandabahn bei Voi zu zerstören, liegen verschiedene kurze Privatnachrichten vor. Eine Patrouille wurde zersprengt; ihr Führer geriet bei Bura in Gefangenschaft. In den weiteren Scharmützeln bei Voi und Tsavo sollen geringfügige deutsche Streitkräfte gegen numerisch überlegene indische Truppen gekämpft haben. Am 10. September drang am Ostufer des Viktoriasees in der Gegend von Karungu (englische Grenzstation nördlich der deutschen Station Schirati) eine deutsche Abteilung in annähernder Stärke von 400 Mann, worunter 50 Europäer, in britisches Gebiet ein und besetzte am 11. Kisii. Am 12. griff dann eine englische Kolonne die Deutschen an, die am 13. Kisii räumten und sich auf Karungu zurückzogen. Einige Tage später kam es bei Karungu zum Austausch von Schüssen zwischen den zur Flottille der Ugandabahn gehörenden Dampfern „Winifred“ und „Kavirondo“ und dem deutschen Dampfer „Muanza“, nachdem vorher „Winifred“ allein sich zunächst vor der „Muanza“ zurückgezogen hatte. Beide englische Dampfer besetzten dann wiederum Karungu, das von den Deutschen geräumt worden war.


Panorama von Daressalam. Phot. Dr. Lohmeyer.

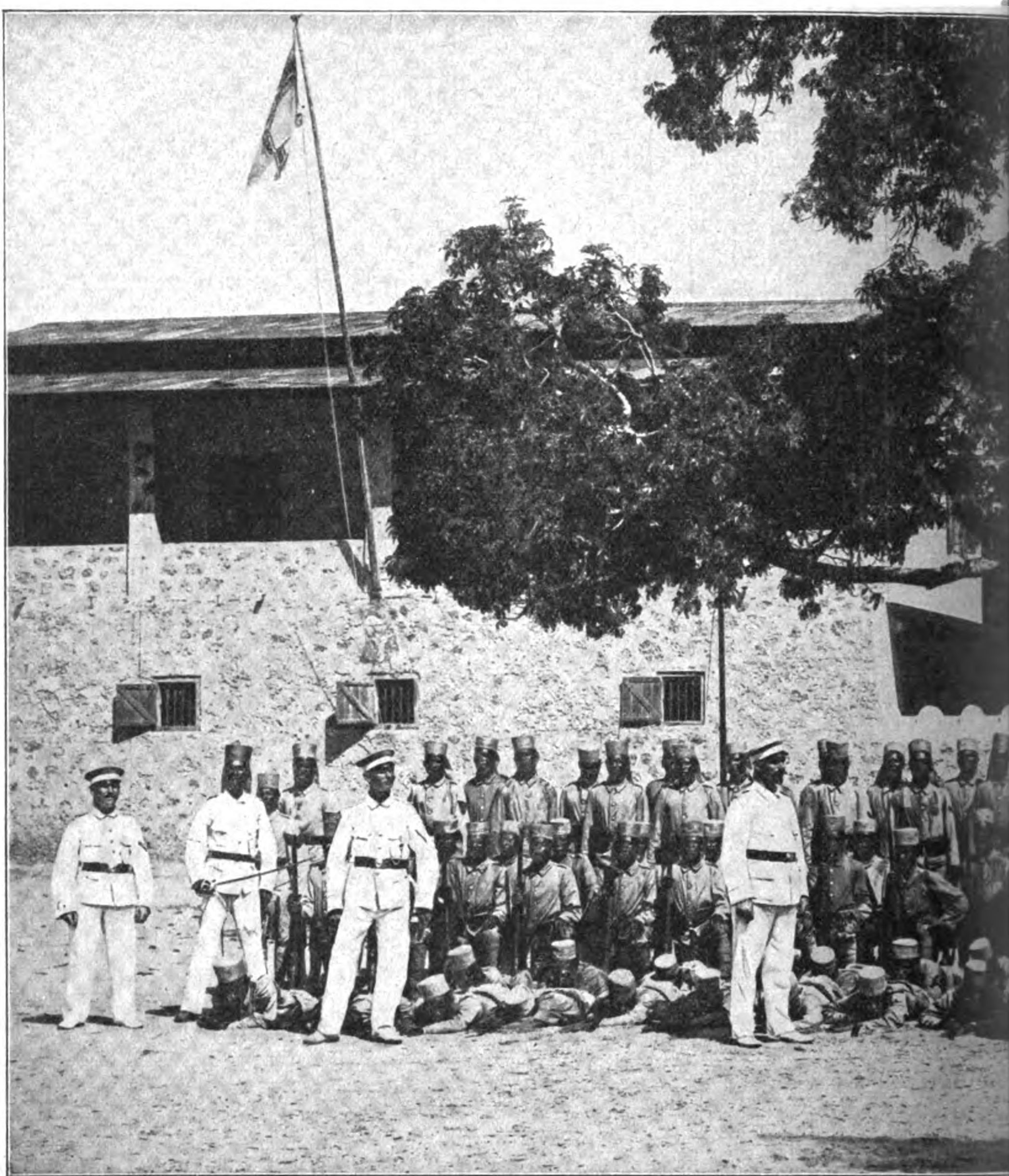
In Kamerun, das im Norden an die englische Kolonie Nigeria grenzt, rückte von Yola aus ein englisches Bataillon unter Oberstleutnant Maclear nach Tepe auf deutschem Gebiet ein und auf Garua zu. Die Engländer mußten sich nach schweren Verlusten, bei denen der Führer und sechs andere Offiziere fielen, die übrigen verwundet wurden, über die Grenze zurückziehen; auf deutscher Seite fielen drei Oberleutnants und zwei Sergeanten sowie einige farbige Soldaten. Da das ganze englische Offizierkorps außer Gefecht gesetzt war, wurden sehr viele Mannschaften fahnenflüchtig. Eine andere englische Abteilung ging den Croßfluß entlang und besetzte Nsanahang, eine dritte Archibong in der Nähe der deutschen Station Rio del Rey. Die gegen Nsanahang vorgegangene, zwei bis drei Kompanien starke Abteilung wurde von deutschen Schutztruppen geschlagen und anscheinend fast ganz aufgerieben; auch auf deutscher Seite waren Verluste zu verzeichnen.

An der Ost- und Südgrenze fanden Kämpfe mit den Franzosen statt. Von Fort Lamy aus suchte Oberst Largeau die Station Kusseri am Logone zu nehmen, wurde aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Die Deutschen


Ansicht von Lome: Blick über die Stadt.

eroberten Behagle (Lai) am Logone, sollen aber von verstärkten französischen Truppen wieder daraus vertrieben worden sein; an diesen Gefechten können aber nur unbedeutende deutsche Streitkräfte beteiligt gewesen sein. Ein Versuch von Engländern und Franzosen, sich im Tschadseegebiet zu vereinigen, ist nach ihren Mißerfolgen bei Garua und Kusseri nicht gelungen. In Neukamerun hatten die Franzosen einige kleine Erfolge durch Überfall vereinzelter, vom Kriegsausbruch nicht unterrichteter Posten in Singa am Ubangi, Mbaiki, Bonga, Mondaberg (südlich Ukoko). An der Grenze des Ojembezirks hatten deutsche Truppen einige erfolgreiche Gefechte und hielten zeitweise die französische Station Quesso besetzt.

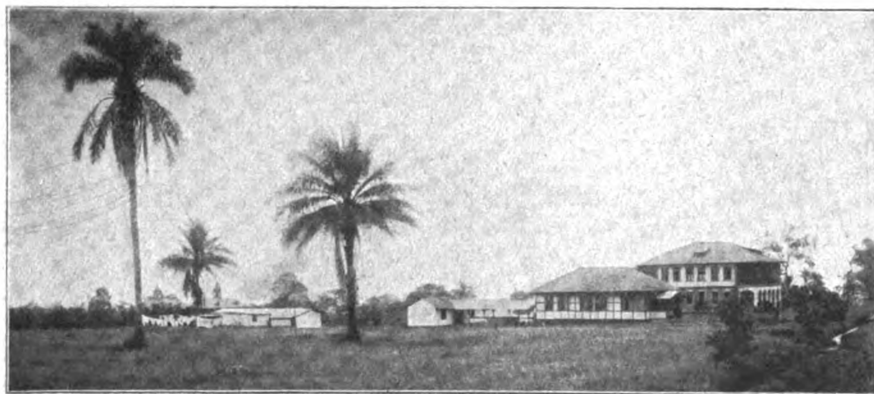
Über das Vorgehen der vereinigten Gegner von der See aus ist schon ausführlicher berichtet worden, so über die Ereignisse bei Viktoria, wo entgegen den französischen Berichten nur ein kleineres Gefecht stattgefunden haben kann, und bei Duala, wo nach dem großen französisch-englischen Flottenaufgebot der Küstenort aufgegeben werden mußte. Bei Jabassi wurde eine englische Truppe zuerst zurückgeschlagen, konnte dann aber nach dem Abzug der Deutschen den Ort besetzen.



Eine K
tru
Ostaf

Für die Beurteilung der Lage in Kamerun ergibt sich nach diesen Berichten als wesentliche Tatsache der starke Verlust feindlicher Offiziere, dreißig an der Zahl, der gerade bei farbigen Truppen von großer Bedeutung ist, da ohne die Führung durch die Offiziere die Kampfkraft der Truppen vernichtet ist. Das Gebiet, durch das die farbigen Feindestruppen von Duala aus vordrangen, ist mit dichtem Urwald bestanden. Nur der Buschkrieg ist hier möglich, bei dem es auf genaue Ortskenntnis ankommt. An jeder geeigneten Stelle kann hier der vordringende Feind beschossen werden. Die eingeborene Bevölkerung war nach den letzten Berichten ruhig, und eingeborene Stämme haben sich sogar angeboten, für uns zu kämpfen. Sonach steht zu hoffen, daß unsere tapferen Verteidiger in Kamerun den Ansturm der Feinde auch weiterhin mit Erfolg zurückwerfen werden.

Von allen deutsch-westafrikanischen Schutzgebieten bot **Togo** im Kriegsfall für die Verteidigung die ungünstigsten Bedingungen. Um so höher ist es zu veranschlagen, daß der stellvertretende Gouverneur, Geheimer Regierungsrat Major a. D. v. Doering unter Aufgebot fast aller verfügbaren wehrfähigen Deutschen mit diesen und mit der Polizeitruppe bis zum Äußersten Widerstand geleistet hat. Vor allem galt es hier, die im Innern des Landes, bei Kamina (Bezirk Sokode) errichtete Großfunkenstation, die die Verständigung nicht nur mit Togo, sondern auch mit den übrigen Schutzgebieten in Afrika vermittelte, so lange als irgend möglich zu erhalten. Bei dem Rückzug nach Kamina ließ v. Doering den kleinen Funkenturm bei Tokblekoe und die Eisenbahnbrücke über den Siofluß sowie noch andere Brücken der Eisenbahnen nach Atakpame und Palime zerstören. Gleichzeitig besetzten die Engländer Lome, erklärten für die Stadt das Kriegsrecht und alles bis 120 Kilometer landeinwärts sich erstreckende Land für englischen Besitz. Dabei wurde die feierliche Zusage gegeben, die Ordnung zu wahren und das Eigentum zu schützen. Wenige Tage später überschritten die Franzosen, die bereits am 8. August Anecho besetzt hatten, den deutsch-französischen Grenzfluß Mono in der Nähe von Tokpli und besetzten die Landschaft Sagada. Nach dem letzten telegraphischen Bericht des Majors v. Doering vom 24. August hielt der Hauptmann Mans am Chra die deutsche Stellung gegen große Übermacht und zahlreiche Geschütze viele Stunden mit großer Tapferkeit. Auf die Dauer war das indessen begreiflicherweise unmöglich, und so vollzog sich das unvermeidliche



Phot. Dr. Lohmeyer.

Schutztruppenkommando Soppo.



…der Schutz-
…Deutsch-
…ressalam.

Das anfänglich geplante Vorgehen der Engländer gegen Deutsch-Südwestafrika scheint durch die Vorgänge in der Kapkolonie, die Erhebung der Buren, ins Stocken geraten zu sein. Noch am 18. August konnte der Gouverneur über Kamina melden, daß bis zu diesem Tage kein Angriff auf das Schutzgebiet erfolgt sei. Bald darauf hörte jeder direkte funkentelegraphische Verkehr mit Südwestafrika auf. Nach fremden Quellen kam es bis jetzt auf verschiedenen, räumlich weit voneinander entfernten Orten zu Zusammenstößen mit englisch-südafrikanischen Streitkräften, und zwar an der Küste bei Lüderitzbucht und Walfischbai, im Süden am Oranjefluß und endlich im Caprivizipfel im Nordosten.

Im Süden scheint der englische Einbruchsversuch nicht von Erfolg gewesen zu sein. Nachdem zuerst über Kapstadt gemeldet worden war, daß bei Steinkopf am Oranjefluß am 15. September eine deutsche Patrouille von südafrikanischen berittenen Schützen überrascht und nach kurzem Scharmützel zur Übergabe gezwungen worden sei, hörte man aus London, daß ein aus Engländern, Buren und Eingeborenen bestehendes Expeditionskorps den Oranjefluß überschritten habe. Es hieß weiter, daß die „aufständischen Herero" die Unionflagge gehißt hätten. Die Richtigkeit der letzteren Angabe, die darauf schließen ließe, daß die Eingeborenen an der Südgrenze unseres Gebiets — wobei es sich übrigens nicht um Herero, sondern nur um Hottentotten handeln könnte — unzuverlässig wären, muß füglich bezweifelt werden. Die über den Oranjefluß vorgedrungene Kolonne scheint nicht weit gekommen zu sein. Eine amtliche Depesche aus Pretoria von Anfang Oktober meldet nämlich, daß in einem im Distrikt Sandfontein-Warmbad stattgefundenen Gefecht die vereinigten Engländer und Südafrikaner 15 Tote, 41 Verwundete, 7 Vermißte und 35 Gefangene verloren hätten.

Durch Mitteilungen aus Johannesburg vom 8. Oktober wird die Tatsache der englischen Niederlage nicht nur bestätigt, sondern es erhellt aus ihnen auch, daß die Verluste des Feindes die ersten Angaben noch ganz erheblich übertreffen. Danach sind fast zwei volle Schwadronen des 1. Regiments berittener Kapschützen und eine Abteilung der transvaalischen reitenden Artillerie — insgesamt 200 Mann — in die Hände der Deutschen gefallen. Auch

bedauerliche Geschick der tapferen Verteidigung Togos von nun an in schnellem Gange. Nach inzwischen hierher gelangten Privatnachrichten hatten die am 25. und 26. August zwischen dem Kommandeur der deutschen und dem der vereinigten feindlichen Streitkräfte geführten Übergabeverhandlungen im wesentlichen nachstehenden Inhalt: Geheimrat v. Doering ersuchte unter anderem um Annahme einer Reihe von Bedingungen. Wie aus den weiter hier bekannt gewordenen Schriftstücken hervorgeht, ist seitens des Kommandeurs der feindlichen Truppen, des britischen Oberleutnants Bryant, jedoch nur die auf Zurücklassung je eines Vertreters der kaufmännischen Firmen bezügliche Bedingung angenommen worden. Den Angehörigen der katholischen Mission wurde gestattet, in Atakpame zu bleiben und ihre Tätigkeit fortzusetzen. Im Gegensatz dazu hatten die Franzosen am 9. August die Mitglieder der katholischen Mission in Anecho als Gefangene nach Dahome mitgeführt. Eine Schilderung der Vorgänge in Togo ist dem Reichskolonialamt von einem seit langen Jahren in Togo tätigen Pflanzer zugegangen. Darin heißt es: „In den Bezirken, die von den Engländern besetzt sind, ist wohl verschiedentlich gestohlen worden, zum Teil wohl von farbigen Angestellten selbst; sonst ist aber alles in ziemlicher Ordnung. In das Gebiet, das von den Franzosen besetzt ist, geht niemand. Bei mir auf der Pflanzung ist fürchterlich gewütet worden."



Phot. Dr. Lohmeyer.

Viktoria mit großem und kleinem Kamerunberg.



Patrouille im Überschwemmungsgebiet am Yserkanal.

ihr Führer Oberst Grant geriet verwundet in Gefangenschaft. Ein Versuch des Feindes, durch zwei andere zur Hilfe gesandte Schwadronen die Lage zu retten, mißlang.

Somit ist es den vereinigten Engländern und Südafrikanern bisher nur gelungen, von der Seeseite her Lüderitzbucht zu besetzen und damit höchstwahrscheinlich auch einen Teil der Diamantenfelder in die Hand zu bekommen.

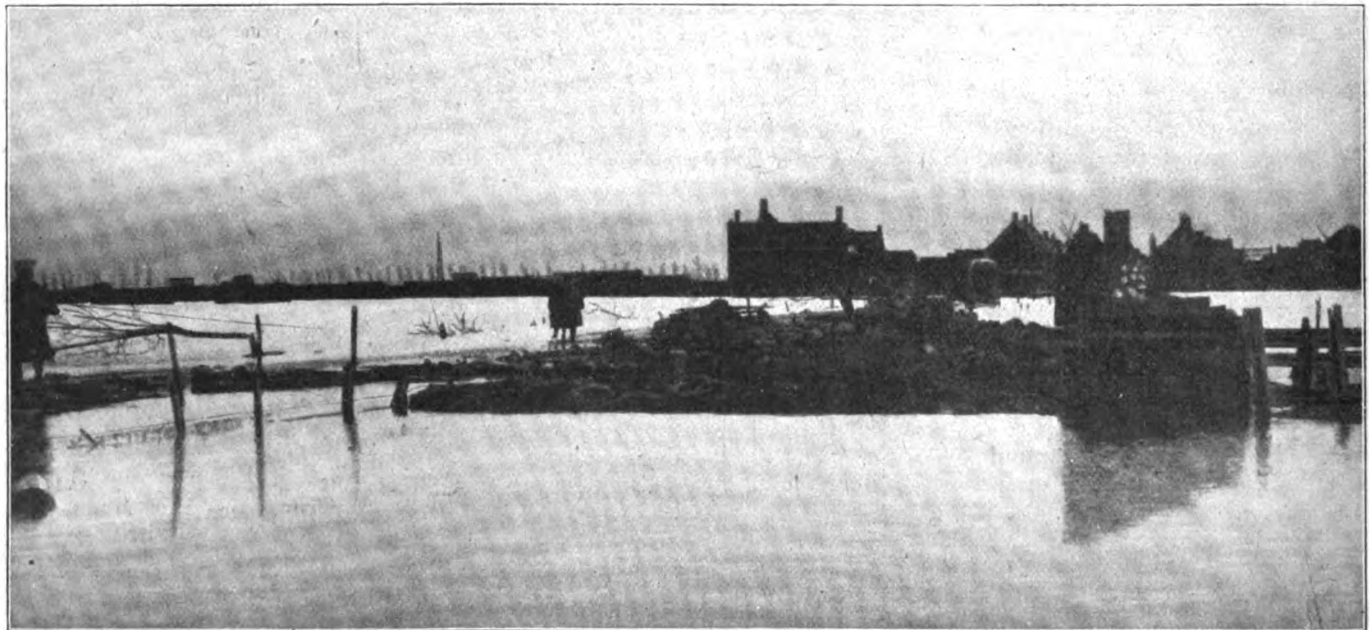
* * *

Zu Beginn des Krieges hat die englische Besatzung Kapstadt verlassen, weil man jeden kriegsfähigen Mann in Europa brauchte. Die Engländer wären gewiß nicht so eilig gewesen, ihre Truppe aus der südafrikanischen Republik zurückzuziehen, wenn sie geahnt hätten, was für kriegerische Ereignisse dort noch folgen sollten. Es lebten noch allzuviele Buren aus der Zeit von 1900 bis 1902, die jene blutigen Kämpfe mit den Engländern durchgemacht und sich nur gezwungen unter das englische Joch gebeugt hatten. Es gab noch zu viele Freiheitskämpfer aus jener Zeit, die nur die Gelegenheit erspähten, sich wieder von dem Joche zu befreien. Alle Buren wußten, wie sie in ihrem Freiheitskampfe von den Deutschen materiell und moralisch unterstützt worden waren, und nun mutete ihnen die englische Regierung zu, in deutsches Gebiet einzubrechen, um es für die Engländer zu erobern.

Wir haben auf Seite 226 bereits mitgeteilt, daß Botha, der einstige Burengeneral, jetzt der einzige war, der das englische Banner hochhielt, während Beyers sofort seinen Abfall erklärte und sich weigerte, gegen die Deutschen zu ziehen. Auch Delarey, der ebenfalls als Burengeneral einst großes Ansehen genoß, wandte sich gegen die Engländer, wurde aber von einem Polizisten, wie es heißt „aus Versehen", erschossen. In Burenkreisen machte der Tod Delareys tiefen Eindruck, denn man glaubte nicht an das „Versehen", sondern sprach offen von politischem Meuchelmord. Der bedeutendste Burenführer aber, der von den Engländern am meisten gefürchtet wird, Christian Dewet, zögerte ebensowenig wie Maritz und noch eine Reihe anderer, die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, um die alte Burenfreiheit zu gewinnen. Lange versuchten die englische Regierung und ihre Presse die Ereignisse in Südafrika zu verschweigen. Es war immer nur die Rede von lokalen Zwischenfällen ohne irgendwelche weitere Bedeutung. Aber schließlich genügten diese Ausreden nicht mehr, und es wurde folgende Mitteilung des Generalgouverneurs der südafrikanischen Union veröffentlicht:

„Zu ihrem tiefen Bedauern muß die Regierung mitteilen, daß auf Anstiften einiger im Vordergrund stehender Persönlichkeiten eine große Zahl Buren im Norden der Oranjeflußkolonie und im Westen von Transvaal sich haben verführen lassen, einen Anschlag gegen die Regierungsgewalt zu verüben und in bewaffneter Erhebung den Aufruhr gegen die Regierung vorzubereiten.

Die Regierung hatte schon seit einiger Zeit Kenntnis von diesen Vorbereitungen; aber sie wollte Blutvergießen



Der westflandrische Ort Ramscapelle in dem Überschwemmungsgebiet am Yserkanal bei Nieuport.

vermeiden und den Frieden erhalten. Inzwischen aber vernahm die Regierung, daß die Soldaten und Bürger der Oranjeflußkolonie von General Christian Dewet und in Westtransvaal von General Beyers zu den Waffen gerufen worden sind. Schon sind bewaffnete Kolonnen der Aufständischen gebildet. Die Stadt Heilbron wurde von ihnen besetzt und der dortige Regierungsvertreter gefangen genommen. In Ritz ist ein Zug Landwehrleute aufgehalten und die Landwehrleute sind entwaffnet worden. Unter diesen Umständen ist die Pflicht der Regierung deutlich vorgeschrieben. Sie muß mit Gewalt auftreten. Alle erforderlichen Maßnahmen sind bereits getroffen. Die Bürger der Union sind in ihrer großen Mehrheit durchaus loyal und verwerfen den Gedanken eines Aufstandes. Wenn sie den wahren Sachverhalt vernehmen, werden sie zweifelsohne der Regierung Hilfe leisten, die Ordnung wiederherzustellen, und sich enthalten, die aufständische Bewegung zu ermutigen. Alle treuen Bürger der Union müssen einer solchen Bewegung entgegentreten. Diejenigen Bürger, die jetzt noch zur Einsicht kommen, haben seitens der Regierung nichts zu befürchten."

Als diese Mitteilung gegen Ende Oktober veröffentlicht wurde, war der Burenaufstand bereits in hellen Flammen. Über die einzelnen Ereignisse sind nur sehr lückenhafte Meldungen in die Öffentlichkeit gedrungen. Schon früher hatte der Generalgouverneur der südafrikanischen Union dem englischen Kolonialminister einer Reutermeldung zufolge nachstehendes Telegramm gesandt:

„Seit dem Rücktritt des Generals Beyers als Befehlshaber des Bürgerheeres waren Zeichen von Unruhe bei den Abteilungen im Nordwesten der Kapkolonie unter Befehl des Oberstleutnants Maritz bemerkbar. Die Regierung beschloß deshalb, diesen vom Kommando zu entheben. Major Bouwer, den sie als Ersatz für ihn schickte, wurde bei seiner Ankunft im Lager von Maritz gefangen genommen, dann aber wieder freigelassen mit dem Ultimatum: Wenn die Unionregierung nicht Maritz vor Sonnabend, dem 11. Oktober, in seinem Lager eine Unterredung zugestehe mit den Generalen Hertzog, Dewet, Beyers, Kemp und Müller, dann werde er die Truppen des Generals Brits angreifen und sich zum Herrn des Uniongebietes machen. Major Bouwer teilte noch mit, daß Maritz außer seinen eigenen Truppen eine Abteilung deutscher Soldaten zur Verfügung habe und alle Offiziere und Soldaten, die sich weigerten, den Deutschen sich anzuschließen, verhaften lasse. Bouwer hat ein von Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika unterzeichnetes Abkommen gesehen, worin die Unabhängigkeit der Südafrikaunion als Republik gewährleistet wird nebst der Abtretung von Walfischbai im Tausch gegen andere Teile des deutschen Gebietes. Maritz behauptet, über genügende Waffen, Munition und Geldmittel zu verfügen. Die Südafrikaregierung hat als stärkste ihr zur Verfügung stehende Maßregel das Kriegsrecht über das ganze Südafrikagebiet verhängt."

Der in vorstehendem Telegramm erwähnte Vertrag zwischen Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika wurde mit folgendem Brief an den Oberst Britz gesandt:

„Kelmoes, 16. Oktober. Lieber alter Freund! Es gab einmal eine Zeit, in der wir gemeinschaftlich gekämpft und gelitten haben für die heilige Sache unseres Landes und Volkes. Wir haben jetzt die Möglichkeit, von neuem für dieses Ideal zu kämpfen. Ich weiß, daß Sie ein treuer Afrikaner sind und Ihr Herz noch ebenso warm für unser Volk schlägt. Anbei werden Sie einen Vertrag finden, den ich mit der deutschen Regierung eingegangen bin, und ich bitte, uns in dieser Angelegenheit Ihren Beistand zu leisten. Unter unserer Schar ist eine Stelle für die alten Kämpfer für die Freiheit der Buren, für den General Britz offen, und das Volk der Buren ruft Sie auf, der Stimme des Volkes Gehör zu geben. Ihr früherer Waffenbruder
gez. A. G. Maritz."



Straße in der von den Engländern, Belgiern und Franzosen mit äußerster Hartnäckigkeit verteidigten Stadt Nieuport.

Der genannte Vertrag zwischen Maritz und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika soll nach einer Veröffentlichung der in Pretoria erscheinenden „Volksstem" folgenden Wortlaut haben:

„1. General Maritz hat die Unabhängigkeit von Südafrika erklärt. Der Krieg mit England hat begonnen.

2. Der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika erkennt alle afrikanischen Streitkräfte, die gegen England kämpfen, als Kriegführende an, und diese werden nach weiteren Besprechungen den Krieg gegen England unterstützen.

3. Falls Britisch-Südafrika für unabhängig erklärt wird,

soll der Kaiserliche Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika alle tunlichen Maßregeln ergreifen, daß der Staat oder die Staaten möglichst bald durch das Deutsche Reich als solche anerkannt und in die allgemeinen Friedensverhandlungen eingeschlossen werden.

4. In Anbetracht dieser Unterstützung wird der neuzubildende Staat keine Einwendungen dagegen erheben, daß die deutsche Regierung von der Walfischbai und den Deutsch-Südwestafrika gegenüberliegenden Inseln Besitz ergreift.

5. Der Talweg des Oranjeflusses wird fortan die Grenze zwischen Deutsch-Südwestafrika und der Kapprovinz bilden.

6. Das Deutsche Reich wird keinen Einwand erheben, daß der Staat von der Delagoabai Besitz ergreift.

7. Wenn der Aufstand mißglückt, werden die Aufständischen, die auf deutsches Gebiet übergehen, als deutsche Untertanen anerkannt und als Deutsche behandelt werden."

Sehr unangenehm empfand es die englische Regierung, als sie aus Südafrika unterm 18. Oktober die Nachricht erhielt, daß es auch der Burenführer Hertzog durchaus ablehne, sich auf die Seite Englands zu stellen, und erkläre, mit Maritz zu gehen. Übrigens konnte Maritz bald darauf schon einen Erfolg verzeichnen, denn nach einer amtlichen Mitteilung vom 25. Oktober griff er bei Keimus am Oranjefluß mit seiner gesamten Mannschaft sowie vier Maschinengewehren und acht Geschützen die Engländer an, die angeblich nur zehn Verwundete hatten. Die Verluste der Truppen des Obersten Maritz festzustellen, war unmöglich, da er seine Verwundeten mitnahm. Dagegen meldete Reuter schon am 27. Oktober, daß Oberst Maritz geschlagen worden sei und sich auf deutsches Gebiet geflüchtet habe. Unterm 28. Oktober glaubte der „Telegraaf" melden zu können, daß die letzten Berichte aus Südwestafrika sehr ungünstig lauteten. Es wurde gemeldet, daß Dewet sich gegen Botha erklärt habe und man sich in London auch über die Partei des Generals Hertzog viel Sorge mache. —

Nach einer Reutermeldung vom 1. November sollen zwei Führer der Aufständischen, Major Ben Coetzee und der Kapitän de Villiers, gefangen genommen worden sein. Am 2. November wußte Reuter zu melden, Oberst Alberts habe die Aufständischen im Distrikt von Lichtenburg geschlagen. Dabei wurden angeblich 13 getötet, 30 verwundet und 240 gefangen genommen.

So weit war nach den ersten drei Kriegsmonaten der Krieg in Afrika gekommen. Wenn auch, sofern Reuter die Wahrheit meldete, die Engländer einige Erfolge zu verzeichnen hatten, so ändert dies nichts an der Tatsache, daß ein Burenaufstand in Südafrika für England eine sehr bedenkliche Zugabe zu dem in Europa zu führenden Kriege bedeutet. Von der ernsten Entschlossenheit der Buren legt folgende Äußerung des Burenkommandanten Jooste beredtes Zeugnis ab:

„Ich will nicht meines Bruders Hüter sein, jedenfalls kann ich aber versichern, daß der gemeinsame Feind des Burenvolks nicht der Deutsche, sondern der Brite ist. Die viertausend Gräber im Burenlande und die zwanzigtausend elend in den englischen Konzentrationslagern zugrunde gegangenen Frauen und Kinder sind ein beredtes Zeugnis der englischen Freiheitstaten für das Burenvolk. Englands Lügen haben es fertig gebracht, daß Streitkräfte des Kaplandes in Deutsch-Südwest eingefallen sind, um England in seinem Kampfe gegen Deutschland zu unterstützen. Das Burenvolk kann nie vergessen, wie viel Tränen das deutsche Volk getrocknet, wie viel Not es gelindert hat und wie viel Menschen durch das deutsche Volk vom Tode gerettet worden sind. Und so darf man auch nicht dem Volke die Schuld an den neuesten Vorgängen in die Schuhe schieben. Gebe Gott, daß die Wahrheit über die europäische Lage bis an den Oranjefluß durchdringen und daß zu Ende dieses ungerechten Krieges das ganze Germanentum zu gemeinsamer Kulturarbeit sich die Hände reichen möge."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Marschtage.

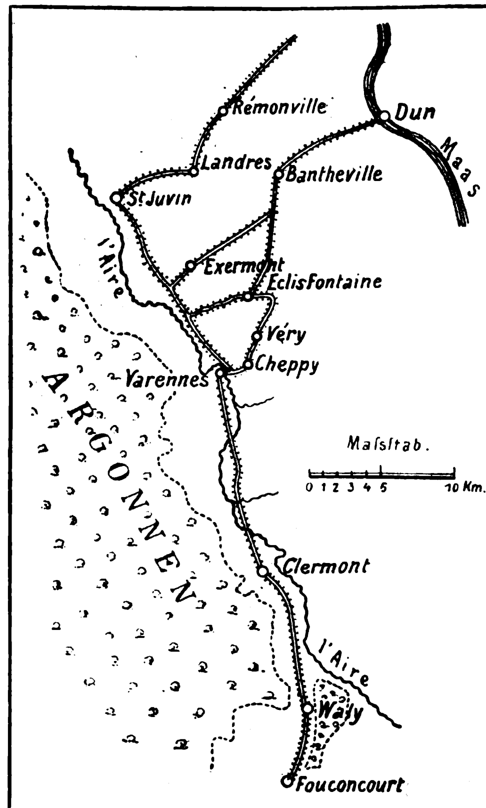
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das nebenstehende Bild und die Kartenskizze auf dieser Seite.)

Am Sedantag, dem 2. September, herrschte beim 13. Armeekorps überall großer Jubel. Nicht allein aus Begeisterung für die Waffentat unserer Vorfahren, sondern auch aus einem weniger selbstlosen Grund: wir hatten erfahren, daß wir unseren Gegner völlig geworfen hatten, und gleichzeitig war die Kunde von den Waffentaten der v. Kluckschen Armee vor Paris durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät des Deutschen Kaisers zu uns gedrungen. Die Armeekorps waren alle auf Parallelstraßen angesetzt worden. Marschrichtung: Paris! Unsere Marschstraße war: Rémonville — Landres — St. Juvin (siehe die nebenstehende Wegeskizze). Dort hofften wir dann widerstandslos den Aire zu überwinden, um weiter über Reims Paris zu erreichen. Bei Reims dachten wir noch auf einen letzten Widerstand der Franzosen zu stoßen, wo wir sie dann nochmals auf der ganzen Linie zu schlagen hofften.

Die Dauer des Krieges schätzten wir noch auf ungefähr vierzehn Tage, worin gefangene Franzosen mit uns übereinstimmten, die auf unsere Fragen immer äußerst niedergeschlagen antworteten: „Tout perdu, tout perdu!" Die Luftlinie bis Paris war nur noch 150 Kilometer.

So marschierten wir jubelnd bei prachtvollem Sommerwetter immer weiter in Feindesland hinein.



Wegeskizze zum Artikel: Marschtage.

Doch bald sollten wir die Wahrheit des Worts erleben: „Gefahr und Anstrengungen sind die Elemente des Kriegs" (Clausewitz). Die Straßen waren so ausgetrocknet, daß man bis zum Knöchel im weißen Staub marschierte, der die langen Kolonnen allmählich einhüllte und sich bedrückend und atembeklemmend auf Gesichter und Uniformen legte. Dazu brannte die Sonne glühend heiß. Schon längst war der Wasservorrat der Feldflaschen gänzlich aufgebraucht. Die spärlichen Ziehbrunnen in den Dörfern, durch die man marschierte, konnten den Bedarf bei weitem nicht decken, obwohl immer wieder Radfahrer vorausgeschickt wurden, um Wasserkübel bereit zu stellen.

Das 1. Bataillon des Regiments Kaiser Friedrich Nr. 125 war inzwischen vor St. Juvin angelangt, wo wir Ortsbiwak beziehen sollten. Die Kompanien waren auf einem Acker dicht vor den ersten Häusern aufmarschiert, hatten die Gewehre zusammengestellt, die Tornister und Helme abgelegt. Die Quartiermacher waren in das Dorf geschickt worden, um die Scheunen und die Zimmer zu verteilen. Die Mannschaften lagerten müde und staubig auf dem Acker, da die Feldküchen noch nicht ganz mit Kochen fertig waren. Eine Bauerndirne hatte sich zum schüchternen Empfang der Deutschen herausgewagt und verteilte Brot unter die Soldaten (siehe nebenstehendes Bild).



Rast des Infanterieregiments Kaiser Friedrich Nr. 125 vor St. Juvin.

Nach der Skizze eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von E. Klein.

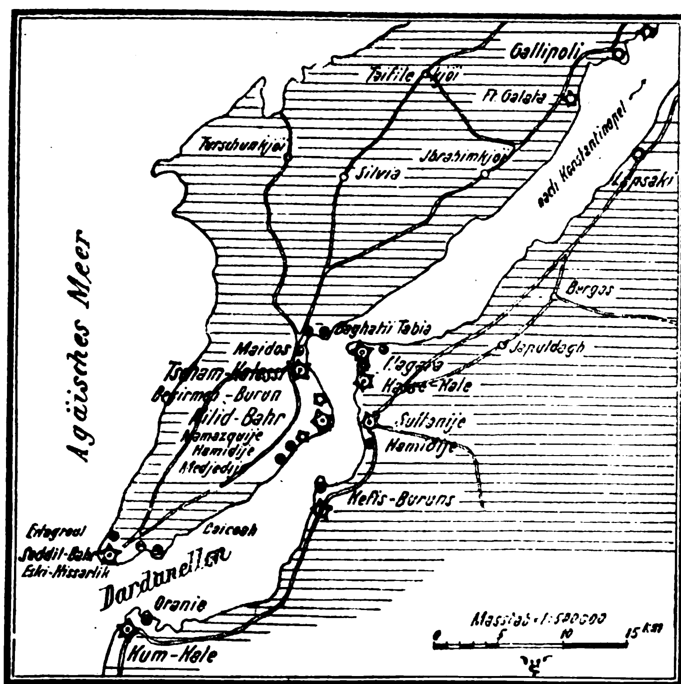
Schon konnten einige Kompanien an den rauchenden Feldküchen Essen fassen. Da sausten die Autos des Divisionsstabes herbei mit dem Befehl: Sofort abrücken nach Sommerance! Das Grenadierregiment Königin Olga Nr. 119 steht dort in schwerem Gefecht. Tjü, tjü! kamen schon mehrere Schrapnelle und schlugen einige hundert Meter vor uns ein. Major und Kompanieführer saßen bereits zu Pferde und riefen: Fertig machen! Alles eilte an die Gewehre, die Tornister wurden umgehängt, das Gewehr übergenommen, und man marschierte so rasch wie möglich gegen Sommerance.

Leider sollten wir diesmal unsere Kampfeslust nicht richtig betätigen können, denn als wir beim Grenadierregiment anlangten, konnten wir nicht mehr viel helfen, da dieses Regiment weniger durch feindliche Infanterie als durch Artillerie gelitten hatte, die sich jedoch immer mehr zurückzog. Das Bataillon wurde deshalb in den Wäldern südöstlich Sommerance verwandt, wo Teile unserer 52. Infanteriebrigade im Gefecht lagen.

Es war schon elf Uhr dreißig Minuten abends, als das Regiment sich an einem der Waldränder nördlich Exermont eingrub, um in den Schützengräben bei einem vielleicht am nächsten Morgen beginnenden feindlichen Angriff gegen Infanteriegeschosse besser gedeckt zu sein und die Stellung dadurch halten zu können. Doch der erwartete gegnerische Infanterieangriff blieb aus. Beim Morgengrauen marschierten wir weiter nach Süden. Starker Kanonendonner war vernehmbar. Wir entfalteten und entwickelten uns zum Angriff, doch wieder ließ sich nirgends der Gegner blicken. Wir waren alle niedergeschlagen, wie ein Jäger, dem sein Edelwild entschlüpft, ohne daß er zum Schuß kommen kann. Bei Eclisfontaine bezogen wir Alarmquartiere, wo sich dann auch die lang entbehrten Feldküchen einstellten.

Am 4. September marschierten wir über Véry. Das Dorf ist verlassen, nur sind vor dem Ortsrand große Schützengräben aufgeworfen, aus denen ich in der vorhergehenden Nacht auf einer Patrouille noch Feuer erhielt. Einige französische Uniformen sind die einzigen Überreste der früheren Bewohner. Wir marschierten weiter auf den staubigen Straßen. Die Hitze übertrifft alles bisher Erlebte. Auch Cheppy ist verlassen. Der Gegner weicht immer langsam vor uns zurück und sucht unseren Vormarsch aufzuhalten, indem er sich stets von neuem in Dorfrändern oder Schützengräben einnistet und unsere Patrouillen und unvorsichtig vordringenden Abteilungen mit Feuer überschüttet, um bei Annäherung größerer Truppenverbände schleunigst und möglichst unmerklich zu verschwinden.

Man muß offen zugestehen, daß der gegen uns befehlende französische General seine Aufgabe glänzend löste. Wir verloren durch seine Manöver verhältnismäßig viel Zeit,



Karte der Dardanellenfestungen.

da er uns immer und immer wieder zu Entfaltung und Entwicklung zwang. Eile täte uns wahrlich not, denn wir sind schon längst nicht mehr in der freudig bejubelten Marschrichtung auf Reims—Paris, sondern nach Süden abgezweigt worden gegen die französischen Truppen bei Verdun und westlich des Festungsgürtels Verdun—Toul—Epinal. Wir sollten den Bayern, die von West nach Ost vordringen, in treuer Waffenbrüderschaft helfen, den Gegner zu umklammern.

Nachdem Varennes durchquert ist, kommen wir auf eine größere Straße, die sich am Rande der Argonnen hinzieht. Die Aufklärung gestaltet sich hier äußerst schwierig, da diese Waldungen fast undurchdringlich sind.

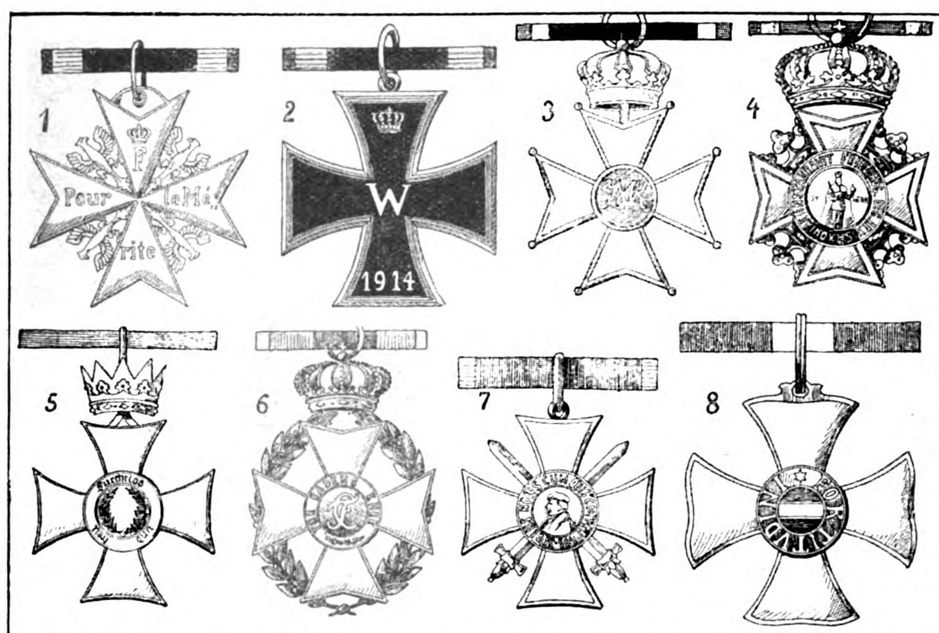
Infanterieregiment Alt-Württemberg Nr. 121 rastet einige hundert Meter vor Clermont. Plötzlich kracht starkes französisches Infanteriefeuer — auch Maschinengewehre sollen mitgeholfen haben — aus dem Rande des Argonnenwaldes in die dichten Soldatenhaufen. Einige Ulanen vom Regiment 20 waren ebenfalls ein gutes Ziel. Pferde ohne Reiter galoppieren über die Äcker. Die Entfernung ist kurz, das Ziel ausgezeichnet, die Verluste entsprechend. Da gilt es schleunig zu handeln! Unwillkürlich schwärmen die Gruppen, Züge und Kompanien aus, um so die Zahl der feindlichen Treffer zu vermindern. Man geht zum Angriff über, stürmt den Waldrand. Der Gegner zieht sich unter gewandter Geländebenützung zurück. Patrouillen melden, daß sie beim Anschleichen aus Clermont beschossen wurden. Anscheinend halten sich starke gegnerische Kräfte darin verschanzt. Die 51. Infanteriebrigade soll es kommende Nacht im Sturm nehmen. Noch ruhen sich diese Truppen todmüde vom anstrengenden Marsch in den Schützengräben aus oder fassen unter der im Schutz der Dämmerung vorgezogenen Feldküche ihr Kuh- oder Ochsenfleisch.

Um zwölf Uhr mitternachts erfolgt die Bereitstellung zum Sturm. Es ist stockdunkel. Seitengewehre werden aufgepflanzt, die Gewehre entladen, weil man sich als Angreifer bei Nacht nicht lange mit Schießen ohne Zielen aufhalten darf, sondern lautlos möglichst auf Sturmentfernung heranschleichen muß und weil man bei dem nur zu leicht eintretenden Hintereinanderschieben eigener Abteilungen manchen Kameraden versehentlich treffen kann. Vom Major abwärts trägt alles Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr. Was werden die nächsten Stunden, Minuten, Sekunden bringen? Man muß wieder abschließen mit sich und der Welt. Noch bleibt alles ruhig. Immer noch ... immer noch ...

Das Morgengrauen findet uns in den Vorgärtchen von Clermont. Der Gegner ist wieder, ohne sich zum Kampf zu stellen, zurückgegangen. Wir sind todunglücklich und in den Nerven abgespannt. Denn jede Entfaltung, jedes Entwickeln von Schützenlinien, jeder Angriffsbefehl ruft in unserem Innern begreiflicherweise große Anspannung hervor.

Nach kurzer Rast brechen wir wieder auf. Wir haben eine feindliche Kavalleriedivision vor uns mit Maschinengewehren und Geschützen sowie Radfahrerkompanien. Einen Kilometer vor Waly trifft die Nachricht ein, daß jenseits des Dorfes französische Kolonnen in den Wäldern verschwunden seien. Im Marsch-Marsch ging es in das Dorf, um uns seinen Besitz zu sichern. So habe ich unsere Soldaten noch nie rennen sehen! Ihre Augen leuchteten! Jetzt kommt die langersehnte Entscheidungsschlacht! jubelte es aus ihnen. Jetzt können wir den Gegner fassen, um ihn zu vernichten im offenen männlich-standhaften Kampf! Wir würden das Dorf halten bis auf den letzten Mann und bis unsere Unterstützungen nachkommen würden.

Ein prachtvolles altes Schloß am Südrand des Dorfes wurde eiligst von uns befestigt, um unser vorläufig schwaches Häuflein, bestehend aus dem 1. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 125, zu verschleiern. Umsonst drangen unsere Patrouillen todesmutig in die Wälder ein. Sie fanden nur frische Spuren. Umsonst stürmten nach kurzer Zeit der Arbeit an den Verschanzungen des Dorfrandes die 2. und 4. Kompanie nach Foucaucourt. Ein französischer Kürassier und ein Infanterist fielen uns dabei zum Opfer. Vor zwei Stunden seien drei französische Regimenter mit Bagage durch den Ort gezogen, berichteten uns die Einwohner. Die beiden Gefallenen schienen sich verspätet oder noch etwas geplündert zu haben, bis sie uns bemerkten und auf uns schossen. Wir machten Rast. Die Entscheidungsschlacht war noch nicht gekommen — sie war



Die wichtigsten Kriegsverdienstorden Deutschlands und Österreich-Ungarns. I.
1. Der Orden Pour le Mérite. 2. Das Eiserne Kreuz. 3. Der bayrische Militär-Max-Josephs-Orden. 4. Der sächsische Militär-St.-Heinrichs-Orden. 5. Der württembergische Militär-Verdienstorden. 6. Der badische Militär-Karl-Friedrichs-Orden. 7. Der hessische Philippsorden. 8. Der Maria-Theresia-Orden (Österreich-Ungarn).

erst im Werden. Wer aber diese Tage vom 2. bis 5. September 1914 mit erlebte, der wird an sie denken als einen entbehrungsreichen, wuchtigen Auftakt zu der am nächsten Tag beginnenden blutigen Schlacht von Sommaisne.

Aus den Kämpfen an der Yser.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Bilder Seite 490 und 491.)

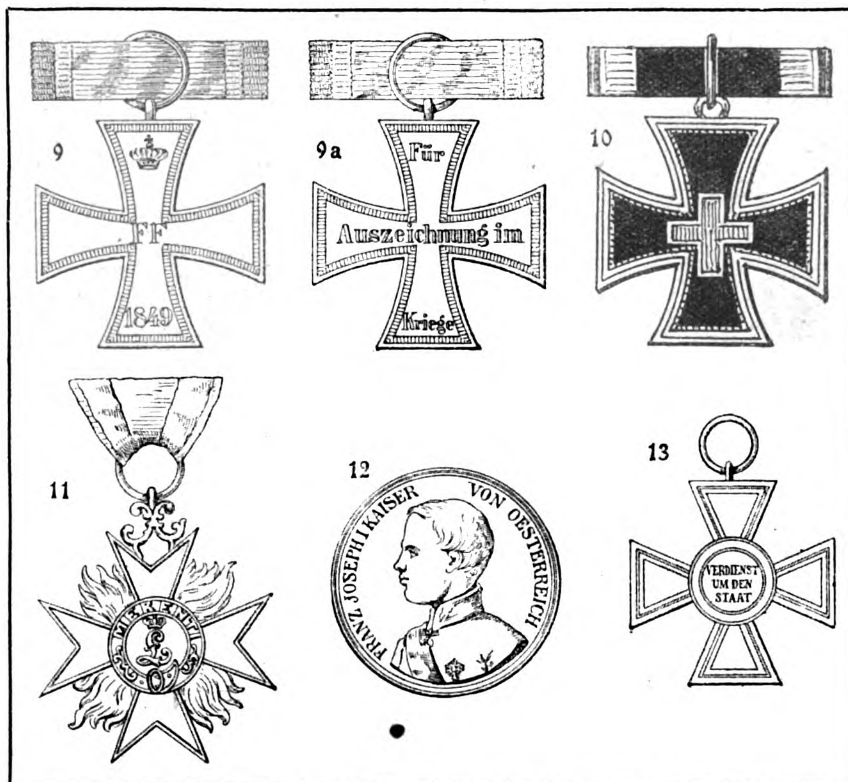
Der Tag ging zur Neige. Unsere Artillerie hatte den verhaßten Engländern während vieler Stunden ihre ehernen Grüße gesandt, die dank vorzüglicher Beobachtung durch unsere Flieger zumeist dahin gelangten, wohin wir sie haben wollten. Mit hereinbrechender Dunkelheit hörte wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich der Kanonendonner auf. Es war für wenige Minuten still auf dem weiten Felde. Die Ruhe vor dem Sturm. Für mich sollte dieser die Feuertaufe sein. Merkwürdig doch, was für seltsame Gedanken in diesen Sekunden in mir rege wurden. Es war eine ganz seltsame Stimmung. — Ein schriller, kurz wiederholter Pfiff riß mich aus weichen Regungen und stellte mich in die rauhe Wirklichkeit. Rechts vorn stiegen mit einem Male lodernde Riesenflammen zum dunklen Nachthimmel empor. Unsere Pioniere hatten, die Gefahr nicht achtend, am Tage das Wäldchen, das sich noch vor wenigen Minuten gespenstisch gegen den dunklen Horizont abhob, mit Petroleum begossen und für den Brand vorbereitet, der nun gierig seine Beute verzehrte. Das Feld vor uns war taghell beleuchtet. Mit brausendem Hurra stürmten wir aus einem Rübenfeld, etwa 400 Meter von den feindlichen Schützengräben entfernt, vor, dem Feind entgegen. Meine Lieben, wie mir zumute war? Nur schwer kann ich Euch mit Worten das Gefühl beschreiben. Krampfhaft packte ich mein Gewehr, und mit großen Sätzen rannte ich nach vorn. Meine Kameraden neben mir. Wir hatten geglaubt, die Engländer überrumpeln zu können; doch darin hatten wir uns getäuscht. Ein Hagel von Blei wurde uns entgegengeschleudert. Rechts und links neben mir stürzten etliche der Unsrigen. Da — ein Schlag, ich hielt an. Der Schaft meines Gewehres war zersplittert. Gott sei Dank, ich selbst war unverletzt geblieben. Weiter rasten wir nach vorn — jetzt hatten wir die englischen Linien erreicht. Zum Schießen waren nur wenige von uns gekommen. Der Feind hielt zunächst stand. Wir stürzten uns auf ihn und hielten eine furchtbare Ernte. Dabei loderte das Feuer in Garben zum Himmel und spendete uns das Licht, das uns bei unserem Vorgehen gut zustatten kam.

Die Dardanellenfestungen.

(Hierzu die Kartenskizze Seite 494.)

Die Dardanellen trennen im Verein mit dem Bosporus Europa von Asien und verbinden das Schwarze Meer mit dem Mittelländischen. Sie haben eine Länge von 64 und eine Breite von durchschnittlich 5 Kilometern. Die schmalste Stelle mißt nur 1900 Meter. Im Jahre 1809 schloß die Türkei mit England einen Vertrag ab, demzufolge die Durchfahrt für nichttürkische Kriegschiffe völlig gesperrt war. Im wesentlichen wurde dieser Dardanellenvertrag am 13. Juli 1841 von den fünf Großmächten unterzeichnet und erhielt beim Pariser Frieden von 1856 den Zusatz, daß die nächtliche Durchfahrt den Handelschiffen nur bei Vorweisung eines Passes und gegen Entrichtung einer „Leuchtturmgebühr" erlaubt sei.

Um die große kommerzielle und militärische Bedeutung der Lage auszunützen, erbaute schon Mohammed II. 1462 die zwei alten Schlösser: Seddil-Bahr auf dem europäischen Ufer am Eingang der Dardanellen und Tschanak-Kalessi in der Enge auf asiatischem Boden. Fast zweihundert Jahre später entstanden unter Großwesir Achmed Köprüli diesen beiden gegenüber die zwei neuen Schlösser Kum-Kale und Kilid-Bahr. Diese Befestigungen blieben für alle Zeiten der Kern aller Anlagen. Lange Zeit wurde nichts weiteres mehr erstellt, obwohl die Werke ganz veraltet waren. Erst auf englische Anregung hin begannen die Türken neue Werke, die im Jahre 1877 vollendet wurden. Es waren



Die wichtigsten Kriegsverdienstorden Deutschlands und Österreich-Ungarns. II.
9 u. 9a. Das Mecklenburg-Schwerinsche Militärverdienstkreuz. 10. Das Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen (Preußen). 11. Der bayrische Militärverdienstorden. 12. Die österreichisch-ungarische Tapferkeitsmedaille. 13. Das preußische Militärehrenzeichen.



Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau, Baron t

Nach einer Originalzeichn



…orff, Durch Metzer Dragoner in der Nähe von Kutno.
…von Fr. Kienmayer.

dies auf europäischer Seite die Batterien Namasigia und Degirmen-Burun und auf dem asiatischen Ufer das Fort Nagara und die Batterie Medjidije. Alle damalige Kriegstechnik fand dabei Anwendung. Seither legte die Pforte immer mehr Gewicht auf die Dardanellen, und bei jeder Gelegenheit nahm sie Um- und Neubauten vor. So sind nun folgende vier Gruppen von Befestigungen entstanden:

Die erste Gruppe umfaßt die beiden umgebauten Schlösser Seddil-Bahr und Kum-Kale. Das erste ist durch die Erdbatterie Ertogroul, das zweite durch eine solche namens Oranié verstärkt.

Die zweite Gruppe besteht auf europäischem Ufer aus den zwei Batterien Eski-Hissarlik und Bai coah und auf asiatischer Seite aus Kefis-Buruns und der nordöstlich davon erbauten Batterie.

Die dritte Gruppe ist die wichtigste. Sie befindet sich an der Enge zwischen Tschanak und Nagara. Von Süd nach Nord liegen auf europäischer Seite Medjidije und Hamidije. Darauf folgt die starke Erdbatterie Namazquije. Nördlich davon liegt das alte Schloß Kilid-Bahr und die wichtige Feldbatterie Degirmen-Burun. Noch nördlicher, Nagara gegenüber, folgen das alte Steinfort Tscham Kalessi, die Batterie Maidos und die beiden modernen Batterien Baghatii-Tabia. Diese werden hier durch ein unterseeisches Kabel mit den Stellungen auf asiatischem Ufer verbunden. Auf letzterem befinden sich von Süd nach Nord die beiden wichtigen Batterien Hamidije und Sultanije. Das letztere wurde an Stelle des alten Schlosses Tschanak-Kalessi erstellt. Dann folgt Kasse-Kale und die zahlreichen und festen Werke des Forts Nagara.

Alle Forts und Batterien sind durch Militärstraßen, Telephon und Telegraph miteinander verbunden.

Die vierte Gruppe dient zur Abwehr eines Landangriffs. Über den Umfang und die Stärke dieser Landbefestigungen, die übrigens ziemlich neu sind, ist fast nichts bekannt. Auf asiatischer Seite, von wo man am wenigsten einen feindlichen Vorstoß erwartet, ist eine lange Reihe starker Schanzen angelegt. Auf europäischem Gebiet sind die Stellungen stärker. Vor kurzer Zeit wurden am Golf von Saros und der Insel Imbros gegenüber einige Forts und Strandbatterien errichtet. Um die eigentlichen Dardanellenbefestigungen auf europäischer Seite vor einem Angriff im Rücken zu schützen, sperrten die Türken die ganze Halbinsel Gallipoli ab. Man erbaute an der nur 5 Kilometer breiten Stelle die Befestigungslinie von Bulair, bestehend aus den drei Forts Viktoria, Napoleon und Sultanije. Diese Stellung ist für ein Heer von über 20 000 Mann mit 100 Geschützen berechnet.

Die Gefangennahme des Gouverneurs von Warschau.

(Hierzu das Bild Seite 496/497.)

Die deutsche Angriffsbewegung, die nach dem großen strategischen Rückzug im nordwestlichen Russisch-Polen wieder begann und bei Wloclaweck die ersten Erfolge brachte, führte Mitte November zu dem schönen Sieg, der die Russen bis hinter Kutno zurückwarf, wobei sie außer vielen Maschinengewehren und Geschützen auch 23 000 Gefangene verloren. Bei dieser Gelegenheit gelang den 9. Dragonern (Metz) noch ein sehr erfreulicher Fang. Exzellenz v. Korff, der Gouverneur von Warschau, hatte sich mit seinem Adjutanten, Hauptmann Fechner, an jenem Morgen in einem Privatautomobil von Warschau in der Richtung auf Kutno aufgemacht, ohne Ahnung, daß diese Stadt nach schwerem Straßenkampf bereits in deutschen Besitz übergegangen war. Bei dem Orte Tarnow kam ihm deutsche Kavallerie entgegen. Er ließ den Wagen umkehren und versuchte zu fliehen, wurde aber von einer Abteilung des genannten Regiments eingeholt und umzingelt, worauf er sich, ohne Widerstand zu leisten, ergab. Ein Dragonerleutnant und ein Gefreiter brachten ihn nach Gnesen, wo er seinem Rang entsprechend untergebracht wurde. Er fühlte sich von dem unverhofften Erlebnis begreiflicherweise ziemlich abgespannt und wollte mit niemand sprechen. Der Chauffeur dagegen, ein Pole, ging mehr aus sich heraus. Er erzählte, in Warschau herrsche große Angst vor deutschen Luftbomben, die schon viel Schaden angerichtet hätten; auch sei die Stadt von russischem Militär geräumt gewesen. Am folgenden Morgen wurde der wertvolle Gefangene, eine große Gestalt mit weißem, nach russischer Art vom Kinn nach den Seiten geteilten Bart, weiter ins Innere Deutschlands befördert.

Baron Korff ist ein Abkömmling des bekannten westfälischen Geschlechtes, das sich vor mehr als dreihundert Jahren in den baltischen Provinzen ansiedelte. Es blieb auch deutsch bis auf einen Zweig, der in russischen Diensten völlig seine deutsche Abstammung vergaß. Auch der Gouverneur hat echt russische Erziehung genossen. In St. Petersburg trat er in den Staatsdienst, war vor ein paar Jahren Zivilgouverneur von Lomsha und ging dann in gleicher Eigenschaft nach Warschau, ein Amt, dessen Rechte und Pflichten denen eines preußischen Oberpräsidenten ziemlich gleich kommen. Ferner führt Baron Korff noch den Hoftitel eines Stallmeisters des kaiserlich russischen Hofes.



15-cm-Geschütz beim Abfeuern.

Artilleriewirkung.

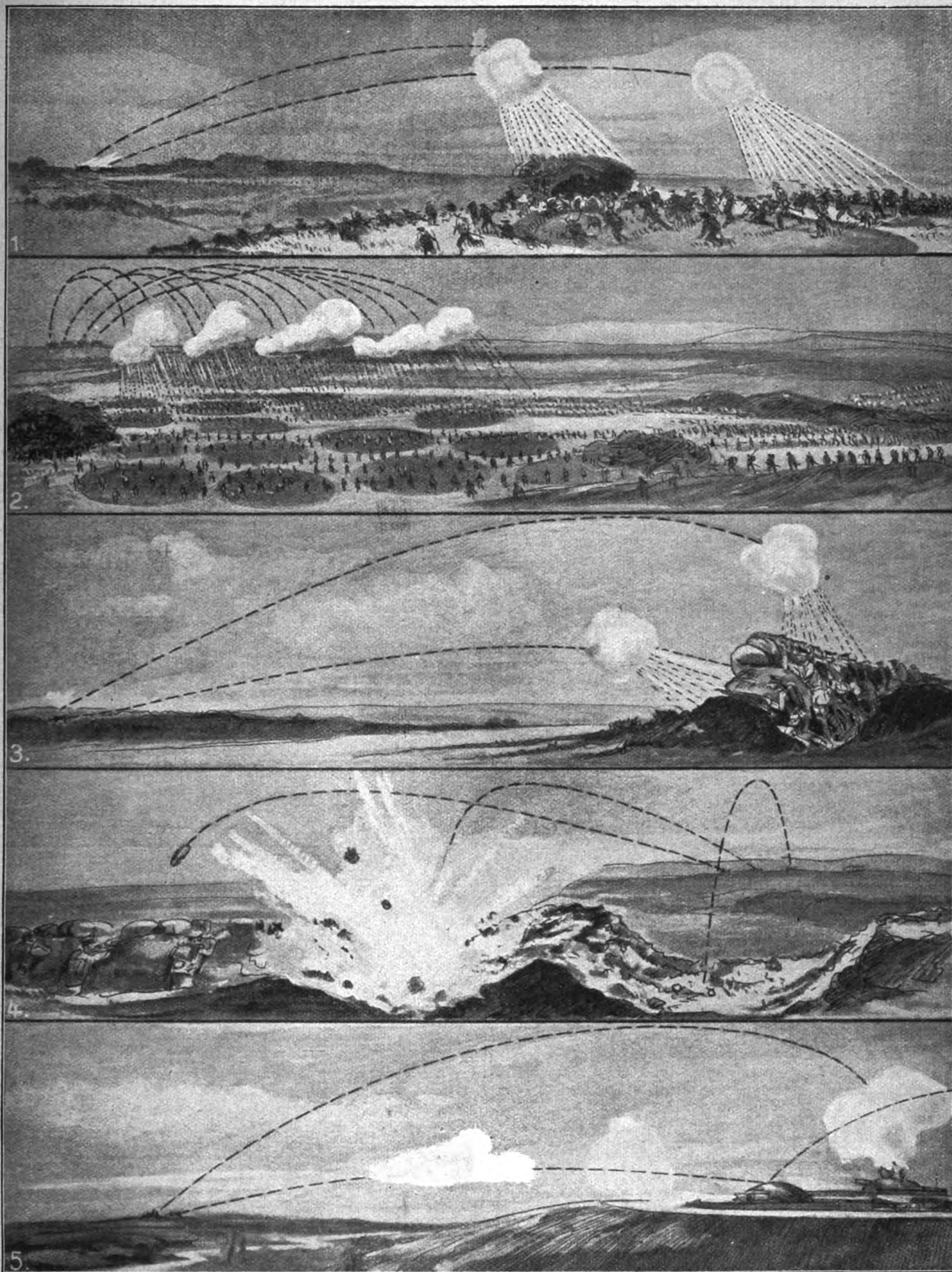
Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

1. Die schematische Skizze auf Seite 499 zeigt — von den feuernden Geschützen ausgehend — die Flugbahnen der Schrapnelle bis zum Sprengpunkt. Dieser liegt an demjenigen Teil der Flugbahn, wo der im Brennzünder ringförmig gelagerte Zündsatz in seinem langsamen Abbrennen mit seinem Feuer das Loch erreicht hat, das zu der Sprengladung des Schrapnells führt. Der Feuerstrahl schlägt dann durch das Loch durch und entzündet die Sprengladung. De[illegible] entsteht eine große Rauchwolke, die Stahlhülle des [illegible] sich geöffnet und ergießt ihre Kugelfüllung [illegible] Richtung der bisherigen Flugbahn über das Feld.

Um das Bild anschaulicher zu machen, ist auf der Zeichnung die Flugbahn verkürzt und gekrümmt dargestellt. In Wirklichkeit fegen die Schrapnellkugeln viel flacher über die Erde hin, mit großer „Tiefenwirkung", wie man artilleristisch die Ausdehnung des Raumes von den kürzesten bis zu den weitesten Kugeleinschlägen nennt. Sie kommen auf den Hauptkampfentfernungen keineswegs etwa so wie der Guß der Gießkanne, d. h. von oben. Erst auf den größten Entfernungen, auf die man mit dem Schrapnell überhaupt schießen kann, tritt infolge der mit der Schußweite wachsenden Krümmung der Flugbahn auch ein steileres Einfallen der Kugeln ein.

2. Rafale heißt eigentlich „Bö", kurzer, heftiger Windstoß. Diese Feuerart ist eine Eigentümlichkeit der Franzosen, auf die sie sich sehr viel zugute tun. Während wir durch



Das Artilleriefeuer.

1. Wirkung des Schrapnells mit Streuungskegel. 2. „Rafale-Feuer“ — der Feuerüberfall, den die französische Feldartillerie gegen Infanterieangriffe anwendet. 3. Haubitzfeuer aus verdeckter Stellung sowie unwirksames Flachbahnfeuer. 4. Wirkung einer Granate gegen lebende Ziele hinter Deckungen. 5. Wirkung einer Granate mit Aufschlagzünder gegen Panzertürme im Bogenschuß des Steilfeuergeschützes sowie im Flachbahnschuß, der ohne Wirkung bleibt. — Die Artillerie verwendet nach der verschiedenen Art und Lage der Ziele verschiedene Geschütze und Geschosse. Lebende, sich bewegende und ungedeckte Ziele werden mit Flachbahngeschützen, den Feldkanonen (Abb. 1 und 2), Ziele hinter oder unter feldmäßigen Deckungen (Abb. 3 und 4), die nur von oben zu treffen sind, werden durch Steilfeuergeschütze mit mäßigem Bogenschuß, die leichten Haubitzen, bekämpft; gegen sehr widerstandsfähige wagerechte Deckungen, z. B. Panzertürme (Abb. 5), wird aus Steilfeuergeschützen mit stark gekrümmter Flugbahn, den schweren Haubitzen und Mörsern, gefeuert. Die Steilfeuergeschütze schießen meist aus verdeckter Stellung. Als Geschoß kommt gegen alle lebenden, nicht dicht hinter Deckungen oder unter Eindeckungen befindlichen Ziele (Schützenlinien, Kolonnen) das Schrapnell zur Anwendung, das zu einem bestimmten Zeitpunkt vor oder über dem Ziel platzt und durch seine Füllkugeln und Sprengteile, die sich in einem Streuungskegel in der Flugbahnrichtung ausbreiten, auf das Ziel wirkt (Abb. 1 und 2). Gegen lebende Ziele hinter Deckungen oder unter schwachen Schutzwehren wird die Granate mit Brennzünder benutzt, deren zahlreiche Sprengstücke nach dem Platzen nach allen Seiten mit verheerender Wirkung fortgeschleudert werden. Zum Zerstören widerstandsfähiger Ziele werden die Granaten mit Aufschlagzünder im Bogenschuß der Steilfeuergeschütze verwendet (Abb. 4 und 5), die weniger durch ihr Gewicht und ihre Geschwindigkeit als durch die Kraft ihrer Sprengladung wirken.



Phot. E. Frankl, Berlin.

Der österreichisch-ungarische Thronfolger Karl Franz Joseph (X) im Felde.

einzelne Probeschüsse feststellen, wie weit das Ziel entfernt ist — man nennt dies „sich einschießen" — um dann erst mit einigermaßen genau gestelltem „Aufsatz", wie man bei der Artillerie das „Visier" nennt, und ebenso gestelltem Brennzünder die kostbare Munition mit Aussicht auf entsprechend viele Treffer hinauszuschießen, wollen die Franzosen die dazu nötige Zeit sparen und mit unerhörter Munitionsverschwendung „das halbe Weltall" durch Feuer überschütten. Auf einen etwa 3000 Meter entfernten Gegner wird also zum Beispiel etwa mit den Stellungen 2800, 2900, 3000 und 3100 der Aufsätze und der Brennzünder gleichzeitig ein Schnellfeuer eröffnet, um recht schnell einige Wirkung zu haben. Dann erfolgt eine Feuerpause.

Eine solche Rafale stellt unser Bild vorzüglich dar. Man sieht aber auch, wie der Gegner gegliedert sein müßte, um ein derartiges Verfahren zu rechtfertigen: Während wir in einer starken Schützenlinie angreifen, der die Unterstützung in angemessener Entfernung, auch wieder zusammengehalten, folgt, wimmelt hier das ganze Blachfeld von unzähligen lichten Reihen, und man sieht sehr naturgetreu die Schatten der je vier Schrapnellsprengwolken obengenannter Entfernungen — die französische Batterie hat vier Geschütze — den Erdboden decken. Dies stimmt aber nur dann, wenn die Sonne auf seiten der feuernden Batterie steht.

3. Hier sieht man sehr deutlich, wie gegen Ziele dicht hinter Deckungen der Flachbahnschrapnellschuß der Kanone — untere Flugbahn — wirkungslos bleiben muß, denn dieser hier dargestellte Schuß jagt seine Kugeln alle in die Brustwehr. Legt man aber die Sprengpunkte etwas höher, was durch ein geringes Hochschrauben der Mündungen der Geschütze leicht geschehen kann, so geht die ganze Wirkung über die deckende Kante des Schützengrabens weg, wenn die Schützen sich ducken. Nur wenn sie die Köpfe emporstrecken, um zu zielen, bieten sie dem Schrapnellschuß ein kleines Ziel. So erlitten die Russen ihre weltgeschichtliche Niederlage vor Plewna 1877: solange ihre Artillerie schoß, duckten sich die Türken, und sowie das russische Fußvolk stürmte, standen sie auf und schossen es nieder. Die russischen Geschütze konnten aber dann nicht mehr mitwirken, weil sie sonst die eigenen Schützen gefährdet hätten.

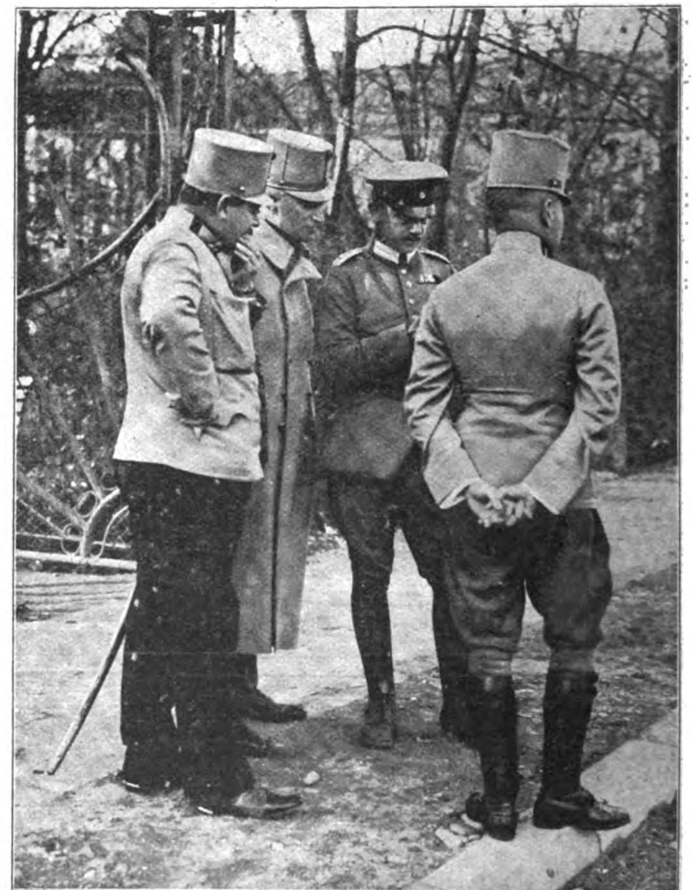
Die obere Flugbahn zeigt in sehr klarem Gegensatz dazu die Wirkung des Brennzünderschusses der leichten Feldhaubitzgranate. Diese schleudert ihre Sprengstücke zum Teil senkrecht und beinahe senkrecht herab, so daß sie auch in den Graben trifft. Die größeren Sprengstücke durchschlagen auch leichte Eindeckungen.

4. In unserem gegenwärtigen Kriege machten, was den Feldkrieg anbelangt, am meisten von sich reden die aus Steilfeuergeschützen schweren Kalibers — besonders der 15-cm-Feldhaubitze — geschossenen Granaten mit Aufschlagzünder. Wir sehen hier die zerstörende Kraft dieser in hohem Bogen ankommenden „Brisanzgeschosse". Sie bedecken nicht, wie der Streuungskegel des Schrapnells, mehrere hundert Meter in der Tiefe mit kleinen Kugeln, aber wo sie einschlagen, wird alles im näheren Umkreise zu Staub zertrümmert. Der Schuß, der gerade auf uns zukam, hat zum Beispiel die ganze Brustwehr verschwinden lassen. Die Wirkung dieses Feuers auf die Nerven der Beschossenen ist unheimlich.

5. Zwei Panzertürme, wie sie in den Forts heutiger Festungen stehen, werden hier von einer Kanone und einem Mörser beschossen. Man sieht, wie die Kanonengranate an der flachen Hartgußstahlkuppel abprallt und weiterfliegt. So weit, wie hier dargestellt, würde sie aber nicht mehr kommen, sondern gleich nach dem Abprallen springen. Sie hätte nur Erfolg, wenn sie genau vorn den Fuß der Kuppel träfe.

Dagegen ist dieses Ziel so recht geschaffen für den Bogenschuß der schweren Mörser oder Haubitzen. Wir wissen seit der Einnahme von Lüttich, Namur, Maubeuge, Manonviller, daß ein einziger solcher Schuß, auch wenn er nicht, die Kuppel selbst, sondern nur ihre Umgebung trifft, das ganze Werk in einen Schutthaufen verwandeln kann. Diese ungeahnte Wirkung wird eine Umwälzung im Festungsbauwesen bewirken.

Jeder derartige Schuß muß genau beobachtet werden, damit der nächste nötigenfalls mehr rechts, links, vorwärts oder rückwärts gelegt werden kann, wozu wir die feinsten Richtmittel besitzen. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Fernrohrindustrie, über die wir später noch im besonderen berichten werden.



Phot. E. Frankl, Berlin.

Deutsche und österreichisch-ungarische Generalstabsoffiziere im Hauptquartier.

Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier.

(Hierzu die Bilder auf dieser und der nebenstehenden Seite.)

Die vielen Fäden, die die österreichisch-ungarischen Truppen auf dem nördlichen Kriegschauplatz verbinden, laufen im Hauptquartier zusammen. Die Schlachtlinie hat in der Entwicklung der Ereignisse eine große Ausdehnung genommen und reicht von der russischen Grenze der Bukowina im äußersten Osten der Monarchie bis tief nach Russisch-Polen in der Richtung auf Warschau hinein. Kämpfende Truppen der Monarchie stehen ferner an den südlichen Abhängen der Karpathen und Schulter an Schulter mit ihren treuen Bundesgenossen an der preußisch-polnischen Grenze und weit darüber hinaus.

Die Seele des Hauptquartiers ist der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich (siehe Bild Seite 2), der am kleidet. Er ist mit Leib und Seele Soldat, ein schneidiger Offizier, der seinen hervorragenden Kenntnissen und Fähigkeiten eine glänzende Laufbahn verdankt. Die Last, die nun auf seinen Schultern ruht, ist außerordentlich groß, und wiewohl er zumeist im Kriegsministerium in Wien weilt, ist er naturgemäß doch jederzeit über die ganze Entwicklung des Krieges sowohl auf dem nördlichen wie auch auf dem südlichen Kriegschauplatz und auf jenen der Verbündeten der Monarchie genau unterrichtet.

Mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Truppen Österreich-Ungarns an vielen Punkten der Schlachtlinie Mann neben Mann mit Teilen des deutschen Heeres kämpfen und viele Maßnahmen im gegenseitigen vollen Einvernehmen der beiden Generalstäbe erfolgen, mit Rücksicht ferner auf das innige Bundesverhältnis der beiden Staaten ist es natürlich, daß sich fast stets auch deutsche Offiziere im österreichisch-ungarischen Hauptquartier befinden.



Der österreichisch-ungarische Kriegsminister, Exzellenz Krobatin (×), im Hauptquartier. Phot. E. Frankl, Berlin.

10. Dezember zum Feldmarschall ernannt worden ist und somit nun eine Würde bekleidet, die seit dem Tode des greisen Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, seines Oheims, kein österreichischer Erzherzog innegehabt hat.

Erzherzog Friedrich, der Enkel des Siegers von Aspern und ersten Überwinders Napoleons, des ruhmreichen Erzherzogs Karl, wurde nach dem Tode des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand als Nachfolger desselben zur Disposition des allerhöchsten Oberbefehls gestellt und gleich bei Beginn des Krieges zum obersten Leiter desselben berufen.

In der unmittelbaren Umgebung des Erzherzogs Friedrich befinden sich im Hauptquartier der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph (siehe Bild Seite 500) und der Chef des Generalstabes Freiherr Konrad v. Hötzendorf (siehe Bild Seite 3).

Ein häufiger Gast im Hauptquartier ist auch Feldzeugmeister v. Krobatin (siehe Bild Seite 3 und obiges), der Kriegsminister, der diesen Posten, als Nachfolger des Generals der Infanterie Ritter von Auffenberg, seit Januar 1913 be-

Englisch-indischer Truppentransport verläßt den Hafen von Port Said.

(Hierzu das umstehende Bild.)

Mit der Beteiligung Englands am Weltkriege wurde eine von der englischen Regierung für Zeiten der Gefahr schon lange vorbereitete Maßnahme zur Tatsache: das Eingreifen indischer Hilfstruppen auf dem europäischen Kriegschauplatz. Bereits in den ersten Wochen des Krieges, als das englische Werbesystem so kläglich versagte, hörte man, daß Truppentransporte aus Indien unterwegs seien, den Engländern und Franzosen zu Hilfe zu kommen. Was anfangs nur als Gerücht von Mund zu Munde ging, das wurde gar bald von der Presse bestätigt, und während des ganzen September und Oktober wurden in Marseille zahllose Scharen indischer Truppen ausgeschifft, die der französischen Hafenstadt für kurze Zeit das schillernde Gepräge orientalischer Farbenpracht verliehen. Wie einst das sterbende römische Kaiserreich die unterjochten Völker gegen die

jungen Germanen kämpfen ließ, denen seine Legionen nicht mehr gewachsen waren, so sollten jetzt die braunen Söhne des Indus an der Marne und in Flandern die Waffenehre Englands retten. Rund eine halbe Million indischer Truppen stehen uns gegenüber, und nur die günstige Verbindung Europas mit Indien durch den Suezkanal ermöglichte ein so rasches Eingreifen dieses Heeres, das ohne den Kanal ganz Afrika hätte umsegeln müssen, bevor es auf den europäischen Kriegschauplatz gelangt wäre. Einzig also seiner Eigenschaft als Herr des Suezkanals und Ägyptens, dieses Schlüssels zu Indien, wie Napoleon das Land der Pyramiden treffend bezeichnete, hatte England es zu danken, daß es den Truppennachschub nach Europa binnen weniger Wochen und ohne jede Gefahr vollziehen konnte. Es war ziemlich ausgeschlossen, daß man im Arabischen Meerbusen, im Roten Meer oder gar im Suezkanal auf deutsche Kriegschiffe stoßen würde, und so genügten zwei französische Panzerkreuzer der Charlemagneklasse, um die aus acht großen Dampfern bestehende Flotte moderner Sklavenschiffe durch das Meer zu geleiten. In Port Said, dem an der Ausmündung des Suezkanals in das Mittelländische Meer gelegenen Hafen, wurden zum ersten Male, seitdem man von Kalkutta und Bombay aus in See gestochen war, Anker geworfen. Die braunen Söldlinge jubelten laut, da sie sich schon am Ziel ihrer Reise glaubten. Doch es wurden nur Kohlen eingenommen, und bald ging die Fahrt weiter, gen Norden, einem ungewissen Schicksal, vielleicht dem Tode entgegen.



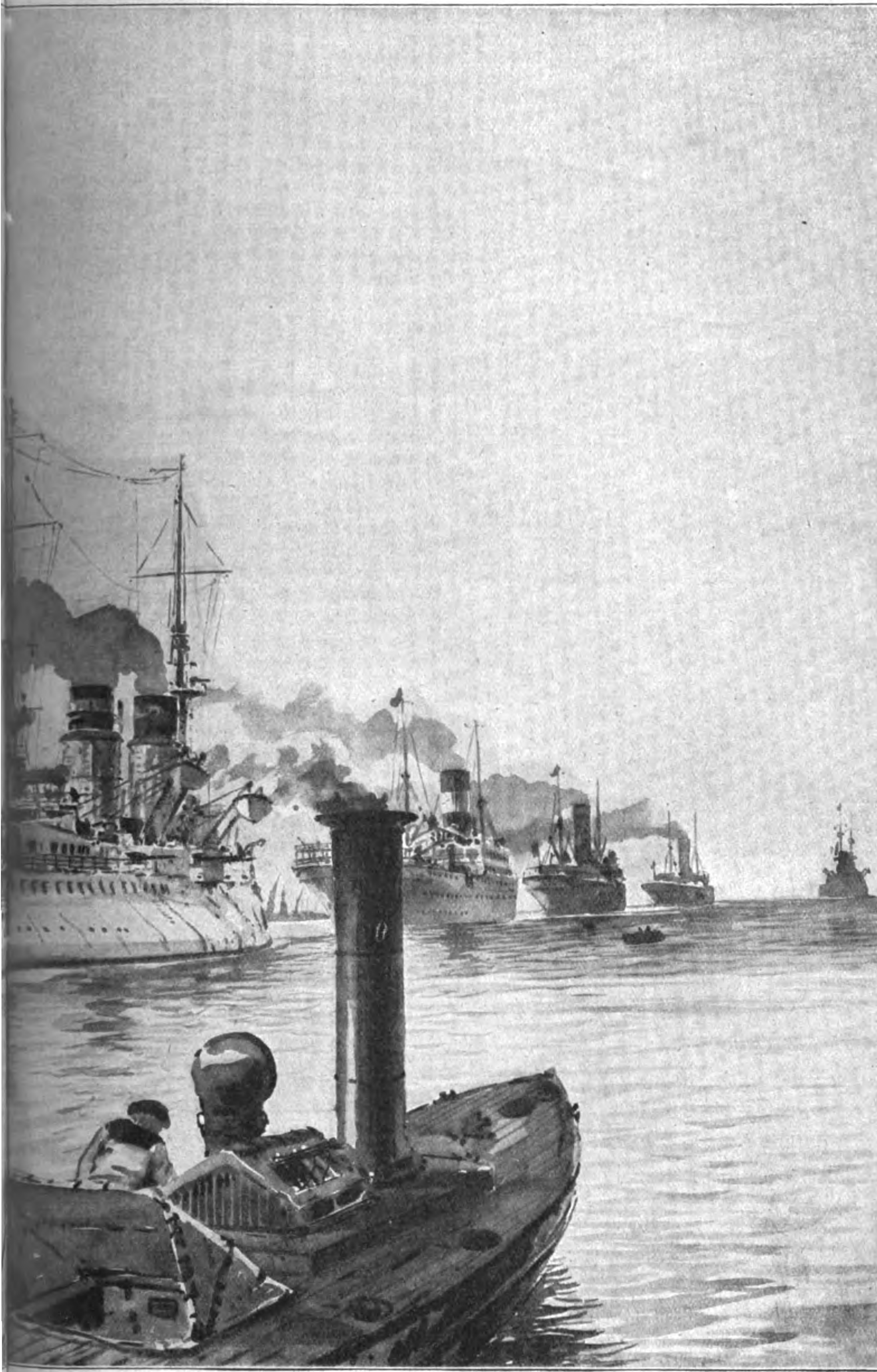
Englis… port ve… Linienj… klasse b… gefa…

Nach e…

Deutsche und österreichisch-ungarische Kriegsorden.

(Hierzu die Abbildungen Seite 495.)

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsorden sind sämtlich noch nicht alt. Am weitesten der Zeit der Stiftung nach zurück liegt der sächsische Militär-St. Heinrichs-Orden. Preußen hat ihrer drei, einen für Offiziere, einen für Offiziere und Mannschaften, den dritten für Militärpersonen vom Feldwebel abwärts; letzterer ist das von Friedrich Wilhelm III. am 30. September 1806 für Auszeichnung vor dem Feinde gestiftete Militärehrenzeichen (Abb. 13), das in zwei Klassen, als silberne Medaille und silbernes Kreuz, dann als goldenes Militärverdienstkreuz verliehen und am schwarzen Bande getragen wird. Wenn dieser Orden ausschließlich den Militärpersonen vom Feldwebel abwärts vorbehalten ist, so ist der Pour le Mérite (1) nur an Offiziere verleihbar. Er wurde von Friedrich dem Großen 1740 gestiftet, ging aber eigentlich aus dem schon seit 1667 bestehenden Orden de la générosité hervor und konnte an Militär- wie an Zivilpersonen gegeben werden; Friedrich Wilhelm III. machte ihn am 18. Januar 1810 zu einem ausschließlichen Kriegsorden, zu einer Belohnung für das im Felde gegen den Feind erworbene besondere Verdienst. Unter Friedrich Wilhelm IV. kam dann noch eine besondere Friedensklasse für Wissenschaften und Künste hinzu. Der volkstümlichste deutsche Kriegsorden ist das Eiserne Kreuz, das an Offiziere wie an Mannschaften verliehen wird und auch für den gegenwärtigen Feldzug wieder aufgerichtet wurde (2). Er wurde von Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813 gestiftet, besteht aus einem mit Silber eingefaßten gußeisernen Kreuz und wurde in zwei Klassen und einem Großkreuz verliehen. Mit letzterem wurde sehr sparsam verfahren. Im Jahre 1813/14 erhielten es nur Blücher für die Schlacht an der Katzbach, Bülow für die bei Dennewitz, Tauentzien für die Schlacht bei Wittenberg und Yorck für Laon. Für die Schlacht bei Belle-Alliance bekam Blücher noch einen Stern dazu. Es war das eine ähnliche besondere Auszeichnung, wie sie nachmals Moltke durch den mit dem Bilde Friedrichs des Großen geschmückten Pour le Mérite erhielt. Der sogenannte Blücherstern, der sich lange Jahre im Besitz der Nachkommen des Fürsten befand, ehe er dem Berliner Zeughause überwiesen wurde, war aus getriebenem Gold, auf dem das Eiserne Kreuz auflag. Bei Ausbruch des Krieges 1870 wurde am 19. Juli 1870 für die Dauer des Feldzugs das Eiserne Kreuz er-



...pentrans-
...nzösischen
...lemagne-
...er Kohlen
...n von

...ung von

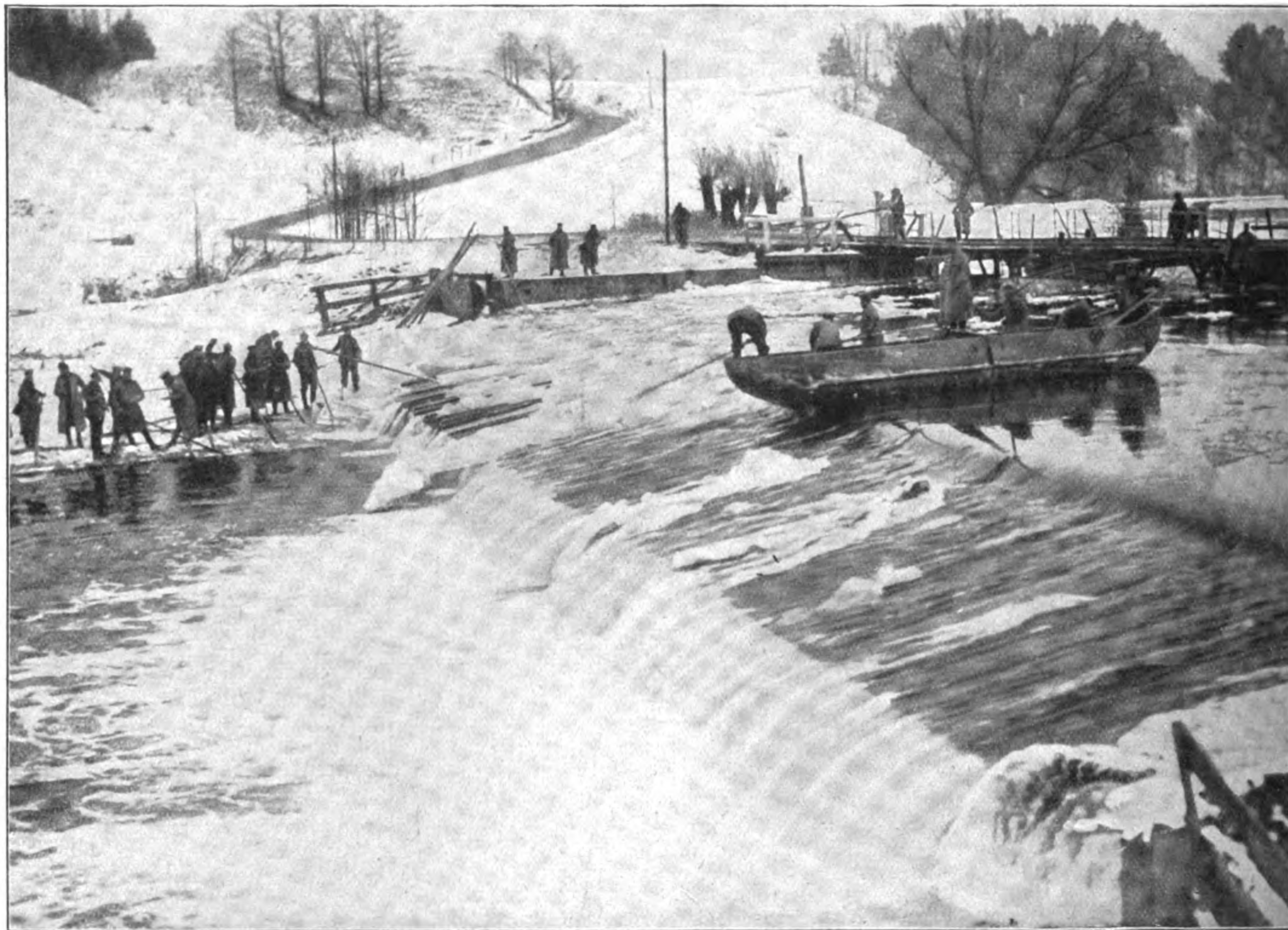
Kaiserin hatte, während die Verleihung selbst durch Kaiser Wilhelm I. erfolgte, war nur für den Deutsch-Französischen Krieg gestiftet und wurde seitdem nicht mehr verliehen.

Neben Preußen besitzen auch die anderen Königreiche in Deutschland Kriegsorden. Der sächsische Militär-Sankt-Heinrichs-Orden (4) ist der älteste, am 7. Oktober 1736 vom Kurfürsten Friedrich August II. gestiftet, nach Kaiser Heinrich II. dem Heiligen genannt, und wird für im Feld erworbene Verdienste verliehen, ein achtspitziges goldenes Kreuz mit breiter, weißer Einfassung, auf dessen rundem, gelb emailliertem Mittelschild sich das Bild Kaiser Heinrichs II. befindet. Der Orden, dessen Statuten vom 23. Dezember 1829 am 9. Dezember 1870 einen Nachtrag erhielten, wird an einem himmelblauen Band mit zitronengelber Einfassung getragen, und zwar von den Inhabern von Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte und zugleich mit einem achteckigen goldenen Stern auf der linken Brust, von den Kommandeuren um den Hals, und zwar von den Inhabern der ersten Klasse zugleich mit einem Stern, und von den Rittern im Knopfloch. Dem Orden schließt sich als fünfte Klasse die am 17. März 1796 für Unteroffiziere und Gemeine gestiftete goldene und silberne Militärverdienstmedaille an. Der Zeit der Stiftung nach folgt der württembergische Militärverdienstorden (5), als Militär-Karlsorden von Herzog Karl Eugen 11. Februar 1759 gestiftet, 1799 von dem damaligen Herzog, späteren König Friedrich I. erneuert und 1818 von König Wilhelm I. mit neuen Statuten versehen. Der an dunkelblauem Band getragene Orden, ein weiß emailliertes Kreuz, im weißen Mittelschild ein grüner Lorbeerkranz innerhalb eines blauen Reifs mit der goldenen Umschrift „Furchtlos und treu", hat vier Klassen. Bayern hat zwei Kriegsorden, den Max-Josephs-Orden (3) und den Militärverdienstorden (11). Jener, aus drei Klassen bestehend, am 1. Januar 1806 von König Maximilian I. Joseph gestiftet, ein von goldener Krone überhöhtes, weiß emailliertes goldenes Kreuz, das auf der Rückseite den Spruch: Virtuti pro patria (Der Tapferkeit fürs Vaterland) trägt, wird an schwarzem, durch einen weißen und einen blauen schmalen Streifen begrenztem Bande getragen. Der von König Ludwig II. am 19. Juli 1866 für hervorragende Verdienste um die Armee gestiftete Militärverdienstorden, ein achtspitziges, dunkelblau emailliertes Kreuz mit dem gekrönten L und der Umschrift „Merenti" (Dem Würdigen), zerfällt in Großkreuze, Großkomture, Komture, Offiziere (seit 1900) und Ritter erster und zweiter Klasse, dazu Inhaber des Militärverdienstkreuzes, und wird an einem weiß gewässerten, mit zwei hellblauen Randstreifen begrenzten Band getragen.

neuert. Das Großkreuz wurde damals dem Kronprinzen von Preußen, dem Prinzen Friedrich Karl, dem Kronprinzen (späteren König) Albert von Sachsen, den Generalen v. Werder, v. Goeben, v. Manteuffel und v. Moltke verliehen. Am Tage des Einzugs der siegreichen Truppen in Berlin, 16. Juni 1871, legte es Kaiser Wilhelm I. auf Bitten seiner Generale selbst an und verlieh es auch noch dem Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Neben diesem Eisernen Kreuz für Männer besitzt Preußen in dem in seiner äußeren Gestalt jenem sehr ähnlichen, 1871 am Geburtstag Kaiser Wilhelms gestifteten „Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen" (10) ein Seitenstück. Kaiserin Augusta hatte die Anregung zu dieser Stiftung gegeben als zu einer Auszeichnung für Verdienst, das durch Pflege der im Krieg Verwundeten und Erkrankten oder durch anderweite Tätigkeit für das Wohl der Kämpfenden und ihrer Angehörigen erworben wird. Dieser Kriegsorden, bei dem das Vorschlagsrecht die

Neben diesen Kriegsorden der Königreiche gibt es noch einige in vier Großherzogtümern, sämtlich neueren Datums. Der älteste, der von Großherzog Karl Friedrich von Baden am 4. April 1807 für militärisches Verdienst gestiftete und nach ihm benannte Karl-Friedrichs-Verdienstorden (6) zerfällt in Großkreuze, Kommandeure erster und zweiter Klasse und Ritter. Er ist ein weiß emailliertes achtspitziges Kreuz,

auf dessen rundem, rot emailliertem Mittelschild innerhalb eines grünen Randes mit der Inschrift: „Für Badens Ehre" der Namenszug des Stifters angebracht ist. Die von Hessen und Mecklenburg-Schwerin gestifteten Kriegsorden folgen zeitlich bald aufeinander. Der von Ludwig II. von Hessen am 1. Mai 1840 gestiftete, nach Philipp dem Großmütigen benannte Philippsorden (7), an hochrotem Band mit blauer Einfassung, ein achtspitziges, einwärts ausgeschweiftes, weiß emailliertes Kreuz mit goldener Einfassung, dessen blaues Mittelschild innerhalb eines weißen Randes mit der Umschrift: Si deus nobiscum, quis contra nos (Wenn Gott mit uns, wer ist dann wider uns?) das goldene Brustbild Philipps des Großmütigen zeigt, zerfällt in Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter erster und zweiter Klasse, während das im Jahre 1849 vom Großherzog Friedrich Franz für Auszeichnung im Kriege gestiftete und 1870 erweiterte Mecklenburg-Schwerinsche Militärverdienstkreuz (9) ein Kreuz aus Ge-(12), von der 1848 die silberne zu einer größeren und kleineren Abstufung erweitert wurde. Die drei Klassen der Medaille, die auf der Vorderseite das Bild und die Umschrift „Franz Joseph I." trägt, sind für die Soldaten des Mannschaftsstandes bestimmt, die sich durch tapfere und hochherzige Taten vor dem Feind ausgezeichnet haben. Der älteste und höchste Kriegsorden, den Österreich-Ungarn zu vergeben hat, ist der ausschließlich den Offizieren vorbehaltene Maria-Theresia-Orden (8), der unserem Pour le Mérite entspricht, am 18. Juni 1757 von der Kaiserin Maria Theresia zur Erinnerung an den Sieg von Kolin gestiftet. Der Orden, dessen Großmeister der Kaiser ist und den auch Offiziere fremder Heere erhalten können, zerfällt in drei Klassen und bringt den erblichen Ritterstand und auf ein besonderes dahin gehendes Bittgesuch sogar den erblichen Freiherrnstand mit sich. Auch ist mit ihm eine Anzahl von Pensionen verbunden; nach dem Tode des Ritters genießt dessen Witwe die Hälfte der Pension. An-



Phot. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg i. P.

Eisbrecher auf der Angerapp bei Mühle Kisseln. Im Hintergrund eine von den Russen erbaute Notbrücke.

schützmetall mit der Inschrift: „Für Auszeichnung im Kriege" ist. Der neueste Kriegsorden ist das jüngst von dem Großherzog von Oldenburg als eine Kriegsauszeichnung für Offiziere und Mannschaften im Felde sowie für die, die zur Linderung der Kriegsleiden in der Heimat beigetragen haben, gestiftete, in zwei Klassen zu verleihende und am Bande zu tragende Friedrich-August-Kreuz.

Das uns verbündete Österreich-Ungarn besitzt der Kriegsorden nur drei, von denen zwei unserem Pour le Mérite und Eisernen Kreuz entsprechen, während der dritte ganz eigenartig ist: das 1801 gestiftete Verdienstkreuz für Militärgeistliche, das zwei Klassen, eine goldene und eine silberne, hat und für vorzügliche, strenge und mit Gefahr verbundene Pflichterfüllung in der Militärseelsorge auf dem Schlachtfeld oder sonst in Kriegsgefahr und dann auch für eigene militärische Handlungen gegen den Feind in Anführung oder Aneiferung der Truppen zum Kampf und für persönliche Mitwirkung dabei verliehen wird. Unserem Eisernen Kreuz entspricht die 1789 in zwei Klassen, einer goldenen und einer silbernen, gestiftete „Tapferkeitsmedaille" spruch auf den Orden begründen nur derartige tapfere Taten, die jeder Offizier von Ehre ohne den geringsten Vorwurf auch hätte unterlassen können, die aber dennoch mit ausgezeichneter Klugheit, Tapferkeit und aus selbsteigenem freiwilligem Antrieb unternommen worden sind. Gleichen Anspruch begründen kluge, für den Kriegsdienst ersprießliche Ratschläge, die Oberoffiziere nicht nur an die Hand gegeben, sondern auch mit vorzüglicher Tapferkeit ausführen geholfen haben. Das Großkreuz des Ordens können nur erlangen Armeeoberkommandanten, Armee- und Flottenkommandanten, die eine Hauptschlacht gewinnen oder durch eine Reihe glücklicher Gefechte einen erfolgreichen Feldzug führen, endlich Kommandanten eines großen und sehr wichtigen Waffenplatzes, die durch mutvolle Zähigkeit bei der Verteidigung der eigenen Hauptarmee wesentliche Vorteile bringen, dem Feinde aber schweren Schaden zufügen. Das Kommandeurkreuz des Ordens ist für die Führer einer Flotte oder selbständig operierenden Truppenabteilung bestimmt, ebenso für Kommandanten eines bedeutenden Waffenplatzes, die sich durch besonders tapfere Taten ausgezeichnet haben.

Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15



25. Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Steckenpferd-Seife ist die beste Lilienmilch-Seife für zarte, weiße Haut. Stck. 50 Pfg. überall zu haben

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

In achtzehnter vermehrter Auflage sind erschienen:

Gedichte.

Von **Albert Traeger.** Elegant gebunden mit Goldschnitt M. 5.50.

Aus dem Inhalt: Mutterherz. Am Weihnachtsabend. Gottesdienst. Dämmerstunde. Das alte Lied. Andenken. Früher Tod. Daheim. Hinüber. Abschied. Wenn du ein Herz gefunden. Nach dem Sturme. Erinnerung. Nächtige Fahrt. Erwachen. Winterruhe. Das Muttergottesbild. Hinaus! Ein Gruß. Begegnung 1–2. In ein Krankenzimmer. Gebet. Mein Herz muß zweifeln immerzu. Die Stunde naht. Leb wohl. Als mich dein Blick beim Scheiden traf usw.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Margarine Reichsadler

//// unübertroffen! ////

Neußer Margarine-Werke G.m.b.H. Neuß a. Rh.

Niemand hat gesunde Beine



jetzt nötiger als die von der Front Fernbleibenden, welche einen schweren, wirtschaftlichen Kampf durchzuhalten haben. Schwere Leiden sind häufig die Folge vernachlässigter Krampfadern. Bei Beingeschwüren, Aderbeinen, Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Salzfluß, trockener Flechte, Gelenkverdickung, Steifigkeit, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Elefantiasis. Verlangen sie Gratisbroschüre: **„Lehren und Ratschläge für Beinleidende"** gratis von

Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg I, V. U.

Extraktreiche und wohlbekömmliche **Likör-Essenzen** mit Rezepten

1 Dtzd. Flaschen sort. für 12 Liter ausreichend Mk. **2.75** franko überallhin.
Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Erinnerungs-Ring

an die Tapferkeit unserer Söhne und Brüder im Felde.

Altsilber-Ausführung, fein ziseliert, mit Emaille-Bild „Eisernes Kreuz". Katalog unserer Waren mit Nachtrag v. Soldatenbedarfsartikel umsonst und portofrei.

1914

Gegen Einsendung von **M. 1.10** franko Zusendung. Nachnahme 30 Pfennig mehr. Weite angeben mit Papierstreifen um den Finger gemessen.

Stahlwarenfabrik u. Versandhaus E. von den Steinen & Cie., Wald bei Solingen 13.

Der Arzt sagt: „Trinken Sie Botano!"

Ein Probepäckchen **gratis** — Belehrende Broschüre **gratis**

Kalte Füße, Gliederreißen, geschwollene Füße oder Hände, Rückenschmerzen, Gelenkschmerzen, Kopfschmerzen, Unlust zur Arbeit, Nierenschmerzen, dunkler Urin mit rotem Sand oder weißen Flocken, Appetitlosigkeit, auch Hautausschläge beweisen Ihnen, daß Ihr Körper zuviel Nahrungsgifte, meist Harnsäure, enthält. In allen diesen Fällen **trinken Sie „Botano"**, hergestellt aus den Hülsen von Phaseolus vulgaris. Im In- und Auslande patentamtlich geschützt. Ueberaus glänzende Anerkennungen.
BOTANO-WERKE, G. m. b. H., BRESLAU II, Postfach 272/62.

Orig.-Paket 1.50 Mk. — Von 4 Paketen an franko

Echte extrastarke — Walthorius — Hienfong-Essenz

(Destillat) 1 Dutzd. Mk. 2.50, nur bei 30 Flaschen Mk. 6.— franko.
Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Die Eroberung der Luft.

Ein Handbuch der Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Nach den neuesten Erfindungen und Erfahrungen gemeinverständlich dargestellt für alt und jung von **Hans Dominik, F. M. Feldhaus,** Hauptmann **Otto Neuschler,** Dr. **A. Stolberg,** Dr. **O. Steffens,** Dr. **Hugo Eckener** und Dipl.-Ing. **R. Stern.** Mit einem Geleitwort des **Grafen Zeppelin,** 360 Abbildungen im Text und einem mehrfarbigen Titelbild. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage.

Elegant gebunden 6 Mark.

Ein ungemein wertvolles und interessantes, von Fachleuten bearbeitetes Buch für jedermann.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Nachstehende Bände aus unserer beliebten **Kamerad-Bibliothek** seien zurzeit besonders empfohlen:

Der Letzte vom „Admiral". Von **Franz Treller.** (Band 2.) Mit einem Vollbild und 25 Textillustrationen. 16.–18. Auflage.

Aus dem Inhalt: Über Bord geschleudert — Das Wrack. — Die Südseeinsel. — Die Wilden. — Der Überfall. — In indischen Gewässern. — Auf Tod und Leben. — Der Waldmensch. — Der Sohn des Radja. — Ein indischer Fürstenhof. — In Gefangenschaft usw.

Der Depeschenreiter. Eine Erzählung aus dem Heldenkampf der Buren. Von **A. v. Straaden.** (Bd. 7.) Mit einem Vollbild u. 23 Textillustr. 14.–16. Aufl.

Aus dem Inhalt: Kampfbereit. — Bei Elandslaagte. — Entwischt! — Auf Oosthuizenfarm. — Eine Entdeckung. — Aufs Haupt geschlagen. — Der falsche Khakimann. — In der Klemme. — Unverhoffte Retter usw.

Mit vollen Segeln. Von **C. Matthias.** (Band 6.) Mit einem Vollbild und 27 Textillustrationen. 12. und 13. Auflage.

Aus dem Inhalt: Der alte Kapitän. — Die erste Heuer. — Unter dem Äquator. — Gerettet! — Freud und Leid. — Piraten und Spitzbuben. — Durch Skagerrag und Kattegat. — Im Eise. — Das Totenschiff. — Auf dem Stillen Ozean. — Im schwarzen Weltteil usw.

Auf großer Fahrt. Von **Graf Bernstorff.** (Band 11.) Mit einem Vollbild und 24 Textillustrationen. 15.–19. Auflage.

Aus dem Inhalt: Ein Regattasieg — Ein Stiergefecht. — In den Pampas. — Ein Sorgenkind. — Weihnachten an Bord. — Eine Kordillerenfahrt. — Japan. — Der Herr Admiral. — Ein brennendes Schiff usw.

Jeder Band elegant gebunden 3 Mark. .... **Zu haben in allen Buchhandlungen.**

Beiträge für die „Illustr. Geschichte des Weltkrieges 1914/15" von Schriftstellern, Künstlern, Mitkämpfern, Kriegsberichte, Feldpostbriefe, Abbildungen usw. sind willkommen. Man adressiere an die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Cottastraße 13 (für die Weltkriegsgeschichte).

Für die Redaktion verantwortlich Gustav Feller, Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, beide in Stuttgart.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Springer in Berlin. Geschäftsstelle in Österreich-Ungarn: Moritz Perles in Wien I, Seilergasse 4.



